Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Druck der Offizin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart.

Universitäts-
Bibliothek

Herrn

Dr. Johannes Martensen

in Kopenhagen

gewidmet.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek
München

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Savonarola.

Vocati sumus ad militiam Dei vivi.
Tertullianus ad Martyres c. 1.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Die Entweichung.

„Wo ſich Girolamo verſpätet?
Gewitter droht die ſchwüle Nacht;
Ob er noch jetzt im Walde betet,
Nicht hat auf Stund' und Wetter Acht?

Komm, Niccolo, hinaus, wir wollen
Den Sohn erwecken aus dem Traum.
Siehſt du den Blitz? hörſt du es rollen?
Gewiß, er kniet an ſeinem Baum!“

So ſprach die Mutter mit Verzagen;
Der Vater ruhig, heiter ſpricht:
„„O laß ihn knien, die Blitze ſchlagen
Den Baum, wo einer betet, nicht.

Der Himmel badet mit Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Buſch,
Wie Jeſus einſt den müden Armen
Herabgeneigt die Füße wuſch.

Die Frühlingsnacht mit Wetterſchlägen
Durchzuckt die Erde friſch und froh;
Und himmliſcher Gedankenſegen
Strömt nieder auf Girolamo.

Wohl hört er nicht den Donner ziehen,
Und nicht der Stunde leiſen Schritt,
Er mag am Baume länger knieen,
Weil der nun blüht und betet mit.

Bald aber wird er, heimgekommen
Aus ſeinem dunkeln Waldrevier,
Was er Geheimes dort vernommen,
Begeiſtert ſagen dir und mir.

Er that's in mancher ſchönen Stunde,
Und nie mein Herz das Glück vergißt,
Zu hören aus des Kindes Munde
Die Sprache, die das Leben iſt.

Ich glaub' es nicht, o Weib, doch wehe,
Wenn je aus deinem Herzen ſchwand,
Wie der Gezeugte unſrer Ehe
Uns mit dem Schöpfer ſüß verband.

Oft aus den Waldeseinſamkeiten,
Des Denkers liebſtem Aufenthalt,
Kam er zurück, uns fortzuleiten
In einen andern, tiefern Wald;

In jenen Wald voll Balſamkühle
Und ewig grün: die Schrift des Herrn,
Wohin aus banger Lebensſchwüle
Gekränkte Wandrer flüchten gern.

Dann rauſcht uns Troſt, dann duftet Hoffen
Im heil'gen Walde jeder Strauch,
Von ſeines Auges Strahl getroffen,
Erregt von ſeines Mundes Hauch.""

Doch kann kein Wort zur Ruhe legen
Die Angſt der Mutter um ihr Kind,
Denn draußen ſtürzt ein wilder Regen,
Gewitter tobt, es heult der Wind.

Die Nachbarn rufen Litaneien,
Den Baum am Fenſter bricht der Sturm,
Die Glocken in Ferrara ſchreien
Die Angſt der Stadt von jedem Thurm.

Die ſuchende Mutter.

Die Nacht vorüber und im Oſten
Hellſtrahlend auf die Sonne geht,
Der Donner und der Sturm vertoſten,
Die Luft voll Duft und Liedern weht.

Der Himmel mit den Lenzgewittern
Der Erde wohl zum Herzen drang,
Weil ihr von allen Zweigen zittern
So ſüßer Duft und Morgenſang.

An Helena vorübergleiten
Des Waldes Hauch und Freudenton,
Sie ſpäht und ruft in alle Weiten
Umſonſt nach dem verlornen Sohn.

Schnell zu des Walds geheimſten Stämmen
Die ſorgenvolle Mutter dringt,
Wo Fels und Strom die Schritte hemmen,
Am wirrſten ſich der Strauch verſchlingt.

Nicht ſchreckt ſie nun der Räuberrotte
Weithin verrufner Hinterhalt,
Sie ſchreitet durch die dunkle Grotte,
Durchforſchend jeden Felſenſpalt.

Raſtlos bis zu der Sonne Neigen
Fragt ſie umher nach ſeiner Flucht,
Sie ruft den Straßen und den Steigen:
„Ihr Trägen, macht euch auf und ſucht!“

Oft wenn ſie auf entfernten Wegen
Herſchreiten einen Wandrer ſieht,
Dem winkt ſie, eilt ſie froh entgegen,
Bis ihrem Aug die Täuſchung flieht.

Dann zürnet ſie des Manns Geberden,
Und jedem Zug im Angeſicht,
Daß ſie je näher, fremder werden,
Daß dies ſein theures Antlitz nicht.

Sie ruft hinaus in offne Felder:
„Mein lieber Sohn! wo biſt du? wo?“
Und in die Wildniß dunkler Wälder:
„O komm zurück, Girolamo!“

Wie einen Stein das Meer, verſchlinget
Das weite Feld den bangen Schall,
Und nicht den Sohn der Wald ihr bringet,
Nur ſeines Namens Widerhall.

Der Brief.

Ermüdet von verlornen Wegen,
Die ſie geirret ohne Ruh,
Und von des Herzens bangen Schlägen,
Geht Helena dem Hauſe zu.

Der Vater harret an der Thüre,
Er ſieht ſie kommen bleich und matt,
Und eilt daß er ſie ſtützend führe,
Und reicht ihr eines Briefes Blatt:

„Siehſt du, es darf der Sturm nicht rauben
Dem Baum des Herrn ſein grünſtes Reis;
Die Furcht war ſtärker als dein Glauben.“
So ſpricht ſein ſchonender Verweis.

Hinſinkend in des Stuhles Lehnen,
Hält ſie das Blatt im Dämmerſchein
Und ſeufzt die Worte unter Thränen:
Nun iſt er fort, und nicht mehr mein!

„Nun iſt er fort, doch unverloren.
O Weib, ſei deines Sohnes werth!
Du haſt ihn nicht für dich geboren;
Getroſt, wenn ihn der Herr begehrt!

Zeit iſt's, daß du dem Sohn entſageſt
Und das Geräth der Mutterpflicht
Demüthig brecheſt und zerſchlageſt;
Der Streiter Gottes braucht es nicht.

Der Brief wird deinen Kummer heilen,
Daß du frohlockſt und nimmer klagſt;
Ich will dir leſen ſeine Zeilen,
Weil du es nicht vor Weinen magſt:

„„O Vater, Mutter, Gott befohlen!
Ihr Lieben seid nicht trübgemuth,
Daß ich so plötzlich und verhohlen
Entwichen eurer treuen Hut.

Ich zog von euch mit bittern Schmerzen,
Ich kämpfte lang, bis ich's vermocht,
Denn lange hat im Kindesherzen
Der bange Zweifel mir gepocht.

Schon seid ihr alt, es naht die Stunde,
Wo ihr zum Tode schlafet ein;
Nicht aber wird aus eurem Munde
Der letzte Hauch ein Kuß mir sein.

Ich werde nicht euch hinbegleiten
Des Weges kahlen, kühlen Rest;
In eures Alters Einsamkeiten
Vergebt, daß euch das Kind verläßt!

Mein Geiſt in ſchlummerloſen Nächten
Durch dieſe Welt zu Gott ſich rang,
O zeige mir den Weg, den rechten!
Fleht' ich zu Jeſu heiß und bang.

So kniet' ich letzte Nacht im Haine,
Umbraust vom wilden Donnerflug,
Gebadet im Gewitterſcheine,
Und betete und frug und frug:

O Gott! ſoll ich der Welt entweichen
Und dem was lieb mir in der Welt,
So gib, o Herr, mir jetzt ein Zeichen,
Daß du zum Streiter mich beſtellt!

Da ſchlug der Blitz den Baum in Splitter,
Dran ich gelehnt, ich blieb geſund!
Mich ſchlug der Strahl zu Gottes Ritter,
Auf ewig ſteht der ernſte Bund.

Und jeden Tropfen meines Blutes,
Und meines Geiſtes letzte Kraft
Trag' ich zum Kampf voll frohen Muthes,
Bis mich der Tod von hinnen rafft.

Ich wandre fort im Morgenrothe;
Wie ſich der Tag im Oſten ſchwingt,
So glüht mein Muth im Kampfgebote
Und all mein Herz zum Himmel dringt!"" —

Schon wird es Nacht, die Sterne ſcheinen
Des Flüchtlings Eltern in's Gemach,
Die Mutter ſteht mit ſtillem Weinen
Und ſinnt dem Brief des Sohnes nach.

Und ſie verſinkt in düſterm Traume,
Es bebt der Brief in ihrer Hand,
Wie's letzte Blatt am dürren Baume,
Dem all ſein Schmuck und Reichthum ſchwand.

Sie ſpricht: „Die Kirche feiert heute
Dem Märtyrer Georg das Feſt.
Weh mir, wenn ich ſie richtig deute,
Die Ahnung, die das Herz mir preßt!“

Der Vater lehnt am Fenſterrahmen,
Das Herz voll Freud' und Zuverſicht,
Ein feierliches: „Amen! Amen!“
Ruft er hinauf zum Sternenlicht.

Der Eintritt in's Kloſter.

Der auserkorne Gottesbote
Die Straße nach Bologna zieht,
Raſtlos, bis er im Abendrothe
Die Thurmeskreuze funkeln ſieht.

Er möchte ſeinen Schritt beſchwingen,
So ſehnſuchtsfroh das Herz ihm ſchlug,
Als er Bologna's Glocken klingen
Herüber hört im Windeszug.

Schon pocht er an mit frommem Worte
Am Kloſter Sanct Dominicus,
Und aufgethan wird ihm die Pforte
Mit einem gaſtlich milden Gruß.

Ein hoher Greis mit weißen Haaren,
Begießend ſorglich jedes Beet,
Der Prior unter Blumenſchaaren
Im Garten auf und nieder geht.

Der Bäume Wipfel ſäuſelnd beben
In ſchon verſunkner Sonne Licht,
Und ein vergangnes frommes Leben
Erhellt des Priors Angeſicht.

Und ſinnend ruht der Blick des Alten
Auf ſeinem reichen Blumenflor,
Auf all den lieblichen Geſtalten,
Die ſtill und ſanft ſich drängen vor.

Und leiſe trat zum Kloſtergarten
Savonarola jetzt herein,
Ehrfürchtig ſchweigend im Erwarten,
Bis ſelbſt der Greis gewahre ſein.

Wie weiſe Alte gerne pflegen,
Daß ſie nicht laſſen ihren Schritt
Sich ſtören auf Gedankenwegen,
Und lieber ziehn den Andern mit;

So hat nach freundlichem Willkommen
Auch ſeinen Gaſt der Prior gleich
Vergnügt und herzlich mitgenommen
In ſein geliebtes Blumenreich:

„An Blumen freut ſich mein Gemüthe,
Und ihrem Räthſel lauſch' ich gern,
Die uns ſo nah mit Duft und Blüthe,
Und durch ihr Schweigen doch ſo fern.

Wenn ich durch ihre ſchmucken Reihen
In Abendkühle wandeln geh',
Und oft in ſüßen Träumereien
An einer Gruppe ſinnend ſteh',

So iſt mir ſchon zu Sinn geworden,
Es lagre unterm Himmelszelt
Der große reiche Blumenorden
Ein weites Kloſter durch die Welt.

Ob ſie nicht in Gelübden leben? —
Sind nicht die Blumen keuſch und rein?
Der Armuth hold und treu ergeben,
Vergnügt bei Thau und Sonnenſchein?

Gehorſam ſpringen ſie vom Bette,
Wenn ſie die Frühlingshora ruft,
Und eilen in die große Mette,
Zu bringen ihren Opferduft.“

Er ſprach's, indeſſen dicht und leiſe
Ein Heer von Blüthen niederſank,
Auf Stirn und Hand dem frommen Greiſe
Zu küſſen ihren ſtillen Dank.

Nun kehrt mit forſchendem Betrachten
Zu ſeinem Gaſt der Prior ſich:
O Jüngling, welche Wünſche brachten
In unſre ernſten Mauern dich?

Der Jüngling, neigend ſich beſcheiden,
Alſo des Herzens Wünſche nennt:
Mein Bitten iſt, mich einzukleiden
Zu eurem heiligen Convent.

Und den Gelübden, jenen dreien,
Die fromm den Blumen lieh dein Scherz,
Will ich mich unerſchüttert weihen
Bis in den letzten Todesſchmerz. —

Der Greis vertieft ſich, frohbetroffen,
In ſeines Gaſtes Angeſicht,
Und ahnet, daß ein großes Hoffen
Der Welt aus dieſen Zügen bricht.

Die Novizen.

Ein Bund im Roſenzelt geflochten,
Bei Sternenglanz und Becherklang,
Als Wort und Wein und Blüthen pochten
Ans Herz, und Nachtigallenſang;

Der mag verſchwinden und vergehen
Mit ſeinen Lenzgenoſſen bald,
Wie's Blatt vom Strauch, vom Herzen wehen,
Verhallen, wie ein Lied verhallt.

Der Strauch hat neue Roſentriebe,
Hat Nachtigallen jung und neu;
Das Herz berauſcht die neue Liebe,
Und nur die Sterne blieben treu. —

Ein Bund im Schlachtgefild geſchlungen,
Der ſtumme Feuerblicke tauſcht,
Von wildem Waffentanz umrungen,
Und rings von Heldentod umrauſcht,

Iſt ſchön! doch mit dem Kampfestoſen
Ein ſolcher Bund wohl auch verweht,
Wenn weiter auch, als unter Roſen,
Das Herz in Schlachten offen ſteht. —

Der Bund allein wird lange dauern:
Wenn froh in Gottes Angeſicht
Zwei Herzen an einander ſchauern,
Der überwährt das Sternenlicht.

So haben ſich zum Freundſchaftsbunde
Girolamo, Domenico
Vereint in Gottgeweihter Stunde,
Mit der die Treue nicht entfloh.

Sie ſaßen traulich in der Zelle,
Und als im Sonnenuntergang
Verſchied die letzte Tageshelle,
Zugleich ihr letztes Wort verklang.

Sie haben ernſt und lang geſprochen
Vom Prager Hieronymus;
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerſchütterlichen Huß.

Wie dieſe Freunde, Gotteshelden,
Die Macht des Todes übermannt,
Wie ſie, das Wort des Heils zu melden,
So freudenvoll den Leib verbrannt. —

Die Jünglinge, das Antlitz neigend,
Sind jetzt verſtummt mit einemmal,
Sie ſitzen beide ſtarr und ſchweigend,
Der Welt entrückt und ihrer Qual.

Verſchloſſen iſt das Aug, verhangen
Das Ohr, wie tief in Schlafesruh;
Nun iſt die Seele fortgegangen,
Sie ſchloß des Hauſes Pforten zu.

Im tiefen Walde der Betrachtung
Die ferne Seele nun verweilt,
In jener heiligen Umnachtung,
Wo jede Sehnſucht wird geheilt.

Laßt euch den heil'gen Wald umranken!
O ſchweiget, ſchweiget, daß kein Wort
Die flücht'gen Rehe, die Gedanken,
Vom Quelle Gottes ſcheuche fort! — —

So ſaßen lange die Genoſſen,
Das Angeſicht herabgebückt,
Das Auge wie vom Tod geſchloſſen,
Betrachtend und der Welt entrückt.

Sie hören nicht wie vor der Zelle
Der Garten rauſcht, der Vogel ſingt,
Sie hören nicht, wie ſchon das helle
Glöcklein Ave Maria! klingt.

Und die Vertieften auch nicht hören
Im Kreuzgang jetzt des Priors Schritt,
Und wie er, mahnend aufzuſtören,
Herein zu den Novizen tritt.

Die Brüder ſtörend aufzuregen
Aus ſtiller Andacht, kümmert ihn;
Doch Alle ruft zum Abendſegen
Die ſtrenge Kloſterdisciplin.

Erſt als er ihnen ſeine Hände
Sanftrüttelnd um die Stirne ſchlang,
Daß er zurück die Seelen wende
Von ihrem fernen Abendgang,

Erwachten ſie zuſammenſchauernd
Aus der Betrachtung ſtillem Glück;
Denn aus der Heimath ſchrickt bedauernd
Das Herz in dieſe Welt zurück.

Da faſſen liebend ſich die Beiden:
„Unwandelbar auf Gottes Spur!
Dein Freund, getreu in Kampf und Leiden!“
So ſtrahlt in ihrem Aug der Schwur.

Die Wanderer.

Schon hat die Prieſterweih' empfangen
Girolamo; aus ſeinem Mund
Viel ſegensreiche Worte klangen
Er reift in Gott mit jeder Stund.

Ein Wunſch durchglübt ſein ganzes Leben,
Sein Trachten immer, überall
Iſt nur, die Kirche zu erheben
Von ihrem ungeheuren Fall.

Er ſpricht die Sehnſucht vieler Herzen
Gewaltig aus von Ort zu Ort;
Es haben ihre bangen Schmerzen
Gelüftet ſich in ſeinem Wort.

Er raſtet nimmer, zu verkünden
Der Kirche Noth und Hülfeſchrei;
Und ſeine Pfeile ſcharf empfinden
Der Pabſt und ſeine Kleriſei.

Eifrig geweiht dem Pred'gerorden
Vergieng ihm ſeines Lebens Lenz.
Girolamo iſt Prior worden
Im Marcuskloſter zu Florenz.

Domenico an ſeiner Seite
Zieht fort mit ihm die rauhe Bahn,
Dem Helden im verwegnen Streite
Als treuer Knappe zugethan. — —

Die Sonne im Gebirge ſinket,
Des Himmels letzter Purpurſtrahl
Das Erdendunkel flüchtig ſchminket,
Und Nebel ſchleichen durch das Thal.

Die Winternacht mit kalten Schauern
Und Regen kommt, kein Sternlein ſcheint;
Doch haben Jäger, Werkner, Bauern
Zum Wanderzuge ſich vereint.

Von allen Bergen in der Runde
Erſcholl beim Sonnenuntergang,
Als Gruß und Ruf der Wanderſtunde,
Ein freudenheller Chorgeſang.

Nach Tagesmüh'n die Glieder dehnen
Will ſonſt der müde Erdengaſt;
Was treibt die Wandrer für ein Sehnen
So ſpät mit ſchlummerloſer Haſt?

Sie eilen fort, ſie ruhen nimmer
Die ganze Nacht durch Stein und Moor;
Es gilt, beim erſten Morgenſchimmer
Zu harren an des Domes Thor.

Wenn dürstend eine Karawane
Hinaus in alle Wüste lauscht,
Und jetzo meint, in frohem Wahne,
Zu hören wie die Quelle rauscht;

Wie eilen dann die Heißen, Matten,
Belebt vom süßen Windestrug!
Bis endlich in Oasenschatten
Die Quelle tränkt den müden Zug:

So sputen sich auf dunkeln Wegen
Die vom Gebirge, meinend schon,
Es rausch' und kling' in Wind und Regen
Girolamo's ersehnter Ton;

Sein Wort, das Gottes Macht verkündet,
Sein Wort, das tausend Blitze rafft
Und sie zur Flammenruthe bündet
Und auf die Sünder niederstraft;

Sein Wort, das in geheimſte Falten
Der Herzen Funken Gottes weht,
Daß oft bei ſeinem mächt'gen Walten
Das ganze Volk in Feuer ſteht.

Sie hören in den Finſterniſſen,
Wie es gewaltig brauſt herab,
Daß Frevlern aufwacht das Gewiſſen
Und heulend ſpringt aus ſeinem Grab.

Doch auch ſein Wort als Friedenskunde,
Das ſeligend zum Herzen fließt,
Und dem aus tiefſter Herzenswunde
Die Liebe und die Freude ſprießt. —

Und als die Nacht vorbeigedunkelt,
Als durch zerriſſnen Wolkenflor
Die Sonne freudig ſtrahlt und funkelt,
Stehn ſie gedrängt am Kirchenthor.

Da fällt die friſche Morgenhelle
Auf manches bleiche Angeſicht,
Und von den Wandrern an der Schwelle
Jetzt mancher matt zuſammenbricht.

Der Hagel ſchlug in dieſen Zeiten
Toscana's Feld mit Hungersnoth,
Und Mancher von den Wandersleuten
Aß lange keinen Biſſen Brot.

Schon eilen, wie zum Freudenfeſte,
Viel Bürger von Florenz heran,
Mit guter Koſt die müden Gäſte,
Mit ſüßem Weine zu empfahn.

Die Luft erſchallt von Freundesworten,
Man reicht ſich brüderlich die Hand,
Die fremde Schaar aus fernen Orten
Herberg in trauter Liebe fand.

Sind auch die Aehren nicht gerathen
Am Feld, von Schauer heimgeſucht;
So blieben doch die Herzensſaaten
Girolamo's nicht ohne Frucht.

Weihnacht.

Des Domes Thor iſt aufgegangen;
Nicht aber Allen wird geſtillt
Der Quelle durſtendes Verlangen,
Die heute von der Kanzel quillt.

Altaresſtufen, Bilderblenden
Sind vollgedrängt, die Sacriſtei,
Die Standgerüſte an den Wänden,
Noch immer ſtrömt das Volk herbei.

Girolamo hat nun betreten
Die Kanzel, kniet in Andacht ſtill,
Von Gott die Kraft herabzubeten
Dem Worte, das er ſprechen will.

Nun ſteht der Fromme aufgerichtet,
Sein Aug am Volke ſegnend ruht,
Sein edles Antlitz iſt durchlichtet
Von Liebesmacht und Kampfesmuth. —

Wenn Vögel ihren Sang beginnen,
Wenn ſchöner Frühlingsmorgen tagt,
Erglühn zuerſt des Berges Zinnen,
Der hoch, der himmelnächſte, ragt;

Von ſeinen Zinnen fließt allmählig
Der Morgenſtrahl zur Schlucht herein,
Bis endlich aufglänzt licht und ſelig
Das ganze Thal im Sonnenſchein:

So iſt vom Antlitz dieſes Frommen,
Als er zum Volk begeiſtert ſpricht,
Der helle Strahl herabgekommen,
Und glüht auf jedem Angeſicht. —

O daß der Strahl, der Gottesklare,
Erliſcht und flieht, der Zeiten Raub!
Girolamo! dreihundert Jahre
Sind nachgeflogen deinem Staub!

Komm, ſegne mich mit deiner Nähe,
Und ſegne meines Liedes Klang,
Daß ich dein groſſes Herz verſtehe,
Und nicht verletze im Geſang!

Laß weihend in die Seele fallen
Von jenem Strahl mir einen Schein,
Und laß ein leiſes Wiederhallen
Mein Lied von deinem Worte ſein! —

„Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das iſt die ſtille kühle Nacht,
Wenn über die verſengte Blüte
Mit ſeinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das iſt die ungeſtörte Zeit
Des Heimwehs nach der ſtillen Ferne
Aus dieſem Thal voll Schmerz und Streit.

Und war dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu milder Klage
Die Nacht mit ihrem Thränenthau.

Dann kehrt zu ſeinem Heiligthume
Das ſturmverſchlagne Herz — und glaubt;
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Dann drängt es dich den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und ſchnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,

Und dem Erſtaunten und Gerührten
Zu ſagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieſer Nacht entführten,
Und daß er auch dich lieben ſoll.

Wenn Nachts im Wald die Vögel ſchweigen,
Und wenn das Wild im Dickicht ruht,
Und wenn kein Windhauch in den Zweigen,
Dann hörſt du einſam nur die Flut;

Du ſiehſt den Quell zu Thale rinnen,
Er ſchimmert hell im Mondenſchein,
Du denkſt: „Ich muß wie er von hinnen,
Wär' ich wie er, ſo hell und rein!“

„Er treibt auf Erden ſeine Wogen
Und eilt ins heimathliche Meer,
Und iſt, wie er einſt ausgezogen,
So rein bei ſeiner Wiederkehr!“

Und wenn du Nachts am Waldesquelle
Dein ſinnend Haupt wehmüthig ſenkſt,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkſt;

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im ſtillen Wald am Quell ſo klar?
Was hörſt du aus den Waſſern ſingen
Für Lieder, tröſtend wunderbar?

Was hat den Balſam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es iſt die ſüße Friedenskunde
Aus einer längſtvergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niederſank,
Als einſt der Menſchheit ſieche Blüte
Den friſchen Thau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchſte Feier!
Wir faſſen ihre Wonne nicht,
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das ſeligſte Geheimniß dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir ſtürben vor entzücktem Schrecken,
Eh wir vollbracht den Erdenlauf. —

Der Menſchheit ſchmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnſucht tief und bang,
Die ſich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;

Die Sehnſucht, die zum Himmel lauſchte
Nach dem Erlöſer je und je;
Die aus Prophetenherzen rauſchte
In das verlaſſne Erdenweh;

Die Sehnſucht, die ſo lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden gieng,
Als Thräne, Lied, Gebet, und Klage:
Sie ward Maria — und empfieng.

Das Paradies war uns verloren,
Uns blieb die Sünde und das Grab;
Da hat die Jungfrau Ihn geboren,
Der das verlorne wiedergab;

Der nur geliebt und nie geſündet,
Verſöhnung unſrer Schuld erwarb,
Erloſchne Sonnen angezündet,
Als er für uns am Kreuze ſtarb.

Der Hoheprieſter iſt gekommen,
Der lächelnd weiht ſein eignes Blut;
Es iſt uns der Prophet gekommen;
Der König mit dem Dornenhut. —

Kennt ihr den Strauch im Waldesgrunde?
Kein Blümlein blüht in ſeiner Näh,
Kein Vogel ſingt in ſeiner Runde,
Den Wandrer faßt ein dunkles Weh!?

Wohl ſtürbe gern in ſeinem Grame
Der Strauch der jene Dornen trug;
Doch muß in alle Welt ſein Same
Fortwandern mit dem Windesflug.

Nach ſeines Fluches altem Brauche
Geht Ahasver noch auf und ab,
Und bricht ſich von dem Dornenſtrauche
Alljährlich ſeinen Wanderſtab.

Der Strauch — das iſt das Finſterkalte
In der Natur, das nur verfehrt;
Und Ahasver — das iſt der alte
Unglaube, der ſtets irrefährt. — —

Naturvergöttrer! ihr Geäfften
Des Wahnes, wollt in Sumpf und Riet
Den Irrwiſch an den Leuchter heften;
Er leuchtet nur, indem er flieht!

Allgöttler! eures Gottes Glieder
Streift hier vom Baum der Winterſturm;
Dort ſchießt den Gott ein Jäger nieder;
Hier nagt er ſelber ſich als Wurm.

Als Tabernakel, voll Rubinen
Und Perlen, mit dem Sacrament,
Mag euch des Tigers Rachen dienen,
Der brüllend durch die Wüſte rennt.

Und die Kinnlade eines Haien
Für euch als Bundeslade paßt,
Das Mordgebiß in Stachelreihen
Das heilige Geſetz umfaßt.

Und euer Engel, deſſen Zeichen
Die Todten auferſtehen ruft,
Iſt die Hyäne, wenn ſie Leichen
Bei Nacht aufwühlt aus ihrer Gruft! —

Noch immer lebt der alte Jude,
Durchflucht die Welt mit Saus und Braus;
Die Kirch' iſt ſeine Gräuelbude,
Er läßt den Herrn nicht in ſein Haus.

Und wo er trifft auf ſeinen Gängen
Die Wandrer mit der Kreuzeslaſt,
Muß er ſie höhnen und bedrängen,
Weil er das Reich der Liebe haßt.

Geht hin nach Rom und hört die Mette
Zur Weihnachtsfeier, ſchaut euch an
Die Prieſter auf entweihter Stätte,
Mit Goldgewändern überthan.

Dort brennen tauſend helle Kerzen,
Die Orgel dröhnt, es tönt Geſang;
Doch kalt und finſter ſind die Herzen,
Zerriſſne Glocken ohne Klang.

O ſeht die thieriſchen Geſtalten,
Wie am Altare dort und hier
Hantirend ſie die Hände falten,
Zum Himmel blicken fremd und ſtier!

Der Eine lieſt, die Augen rollend,
Die Meſſ' in ungeduld'ger Haſt,
Und dem Evangeliſten grollend,
Daß er nicht kürzer ſich gefaßt.

Ein Zweiter denkt mit heißer Stirne
Bei der Epiſtel an den Brief,
Der ihn zu einer ſchmucken Dirne
Für dieſe heil'ge Nacht berief.

Ein Andrer hört aus den Geſängen
Halloh! Gebell und Jägerhorn;
Er ſieht den Hirſch im Walde ſprengen,
Sein Herz fliegt nach durch Buſch und Dorn.

Ein Andrer träumt in Spielgemächer
Sich an den Goldtiſch, nimmerſatt,
Er ſchwingt den Kelch wie Würfelbecher,
Die Hoſtie wie ein Kartenblatt.

Die Cerimonie wird als Fratze
Gedankenlos nun ausgekramt;
Ein Affe, ſie mit Kopf und Tatze
Tiefſinnige Gebärden ahmt.

Und die Gemeinde, geiſtverlaſſen
Und herzverödet, drängt und gafft
Und ſucht mit Wort und Wink zu faſſen
Die Beute frecher Leidenſchaft.

Schamlos geputzte Weiber ſchwirren
Umher im Tempel ohne Ruh,
Und laſterhafte Männer girren
Den Weibern ſüße Worte zu.

Der Fromme geht, die Bruſt voll Klage,
Aus ſolcher Kirchenſchänderei;
Ihm thut ſein Herz die düſtre Frage:
Iſt es mit Chriſtus denn vorbei?

Iſt dieß ein Feſt, daß er geboren,
Der wiedergab das Paradies?
Iſt dieß ein Feſt, daß er verloren,
Und uns, ein ſchöner Traum, verließ?

Doch ſollt ihr nicht dem Kummer glauben.
Kein Wort des Heilands wird verwehn;
Gott läßt ſich ſeine Welt nicht rauben,
Und ſeine Kirche wird erſtehn.

Ob euren modernden Gebeinen
Wird dann hinwandeln eine Schaar
Von Prieſtern, wahren, frommen, reinen,
Und würdig dienen am Altar.

Die Herzen werden ſich verſöhnen
Einſt unter Einem Freudenzelt,
Und die Natur wird ſich verſchönen,
In Liebe athmen wird die Welt.

Die Herzen werden ſich verbünden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Bruſt in Bruſt hinübermünden
Wird, Gott entſtrömt, ein Freudenfluß.

Und finden werden ſie gemeinſam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was Keiner kann erringen einſam,
Wer nur ſich ſelber Kränze flicht.

Zugvögel ſammeln ſich in Schaaren,
Wenn ſie empfinden in der Luft
Ein ſüß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Süden ruft.

Vereinigt trotzen ſie den Winden,
Daß keiner ſie der Bahn entführt;
Vereinigt ſchärft ſich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Süden ſpürt.

So werden ſich die Seelen einen
Im gleichen Geiſt und Glaubenszug,
Daß ſie nach ew'gen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird ſich finden einſt hienieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Chriſto Allen wird gemein. -

Ja! endlich wird die Stunde ſchallen,
Wo jener Strauch nur Roſen bringt,
Und wo ein Chor von Nachtigallen
Auf ſeinen ſanften Zweigen ſingt.

Dann liegt der Stab des Abgemühten
Zerbrochen auf dem grünen Rain;
Dem Strauch zu Füßen unter Blüten
Wird Ahasver begraben ſein.

Mariano.

Savonarola iſt gefährlich
Der Pabſt- und Mediceermacht,
Weil er das Licht der Wahrheit ehrlich
Der Sünde ſtreckt in ihre Nacht.

Die Fackel ſtrahlt in tiefſte Klauſen;
Weh euch, wenn's Volk da unten ſieht,
Aufſpringend mit Abſcheu und Grauſen,
Vor welchen Göttern es gekniet!

Mariano aber iſt der Rechte;
Der Auguſtiner gar geſchickt
Sein feines buntes Truggeflechte
Den Blöden um die Augen ſtrickt.

„Geh hin und ſchlage dieſen Schwärmer
Mit des Verſtandes blankem Schwert,
Schaff mir vom Leib den wilden Lärmer,
Der mir an meinem Mantel zerrt!

Erkämpfſt du ſieghaft mir den Frieden,
So biſt du mir vor Allen lieb,
Der kühnſte Wunſch ſei dir beſchieden!“
Alſo der Pabſt Mariano trieb.

Der hat die Kanzel heut beſtiegen
Am Feſte Himmelfahrt und rafft,
Savonarola zu beſiegen,
Zuſammen ſeine ganze Kraft.

Bevor Mariano läßt erſchallen
Der Predigt das Exordium,
Blickt er mit großem Wohlgefallen
Erſt in der Kirche rings herum.

Es ſchwelgt ſein Auge in den Ehren,
So viele lauſchten ihm noch nie:
Der Fürſt, die Gonfalonieren,
Der Adel und die Signorie.

Sie harren Alle ſeiner Rede,
Es horcht das Volk gedräng' und dicht,
Wie er beſtehen mag die Fehde,
Was heute Mariano ſpricht.

Mariano! ſeiner Redemeiſter!
Sieh zu, daß du den Feind beſiegſt!
Mariano, tummle deine Geiſter,
Daß du nicht ſchmählich unterliegſt!

Laß deinen Cicero erſchallen!
Laß klingen den Virgilius!
Laß Platon's Geiſt vorüberwallen
Mit ſeinem tiefen Zaubergruß!

Laß Ariſtoteles ertönen,
Der die Gedanken ſpaltend mißt
Vom Wahren, Guten und vom Schönen,
So fein, daß ſie das Herz vergißt!

Schon haſt du ſie heraufbeſchworen,
Und Viele hören dich entzückt,
Den claſſiſch rauſcht's um ihre Ohren,
Sie ſind der Gegenwart entrückt;

Sie ſind der Gegenwart entriſſen,
Und aller Sünde, Schmach und Noth,
Und ihrem ſtrafenden Gewiſſen;
Es lacht das Leben, lacht der Tod.

Verſpottet werden die Propheten,
Wie ſie ſo überſichtig ſpähn
Und plump die Roſen niedertreten,
Die hier am Wege freudig ſtehn.

Mariano ſchont der zarten Roſen,
Wenn er das Volk zur Wehmuth rührt,
Und ſanft, mit väterlichem Koſen
An Schuld und Tod vorüberführt.

Doch jetzo wird Mariano's Predigt
Rauh, ungeſtüm mit einemmal,
Indem ſein Herz ſich frei entledigt
Des Haſſes und der Neidesqual:

„Girolamo! du Volksbetäuber!
Du Leichenhuhn! Unglücksprophet!
Du Weltvergifter! Freudenräuber!
Du finſtrer, ſtürmiſcher Asket!

Dein heißer Hauch webt unheilſchwanger
Ein Samum durch die ſchöne Welt,
Daß auf dem grünen Lebensanger
Die Freude todt zu Boden fällt.

Wenn dich, das Wort des Heils zu künden,
Der Gott der Liebe auserkor,
Was willst du Zwietracht denn entzünden
Und rufst den blut'gen Krieg hervor?

Hast du der Kirche nicht demüthig
Einst den Gehorsam angelobt?
Ist das Gehorsam, was so wüthig
Aus dir auf Pabst und Kirche tobt? —

O Freunde! glaubet nicht dem Herben,
Der überall nur Jammer sieht;
Laßt euch das Leben nicht verderben,
Das, ach, so bald, so bald entflieht!

Schreckt nicht zurück vor allen Lüsten,
Den Gott in eurer Brust vermag
Nicht gleich zu stören, zu verwüsten
Des Herzens muntrer Freudenschlag.

Der Gott, der Sich uns hingegeben,
Gab auch den milden Sonnenſchein,
Hängt ſüße Trauben an die Reben,
Und weckt die Nachtigall im Hain.

Er gönnt den flücht'gen Phänomenen,
Eh ſie verſchlingt die Todesſchlucht,
Daß lächelnd unter Freudenthränen
Sie ſich umarmen auf der Flucht.

Auf uns ruht ſichtbar Gottes Segen,
O daß es anders würde nie!
Denn unſer Glück auf ſichern Wegen
Lorenzo führt von Medici;

Der feſte Schirm, der kluge Rather,
Der allerorten hilft, verſöhnt;
Der Weisheit und der Künſte Vater,
Der uns die weite Welt verſchönt.

Ha! wie ſie jüngſt nach Florenz rannten,
Ein Bettlerzug voll Ungeduld,
Von fernen Fürſten die Geſandten
Um ſeinen Rath, um ſeine Huld!

Der Kaiſer Friedrich ſandte dieſen,
Und Ludwig den von Frankreichs Thron;
Den Johann, Herr der Portugieſen;
Den Ferdinand von Aragon;

Und Andre grüßten ihn und warben
Für Ungarns mächtigen Corvin;
Und fremde Trachten, Wappen, Farben,
Ein Ruhmeskranz, umſtrahlten ihn.

Koſtbar Geräthe und Geſchmeide
Sandt' ihm der Sultan, der Barbar,
Von Africa's entlegner Weide
Auch ſeltner Thiere eine Schaar.

Die wilden Zöglinge der Wüſten,
Sie wanderten herüber weit,
Daß ſie erblickten und begrüßten
Lorenzo, das Geſtirn der Zeit.

Die Thiere, die aus Edens Hainen
Der Herr in alle Welt verwies,
Lorenzo ruft — und ſie vereinen
Sich hier im neuen Paradies.

Die Pflanzen, die an ferne Klüfte
Der Sturm des Herrn meerüber trug,
Lorenzo bringt euch ihre Düfte
Auf ſeinem reichen Handelszug.

Lorenzo ruft — dem Staub entwinden
Die Griechengräber ihren Hort,
Und alte Steine wiederfinden
Im Tageslicht ihr ſüßes Wort;

Lebendig werden alte Rollen,
Der Weisheit Stimme neu erwacht,
Die lang im Völkersturm verschollen,
Vergessen war in dumpfer Nacht.

Der lebensfreudige Hellene,
Der längst von dieser Erde schied,
Er trocknet euch die bange Thräne
Noch spät mit seinem schönen Lied.

Ihr seid glückselig schon hienieden,
Weil euch Lorenzo angehört.
Weh dem, wer euch den heitern Frieden,
Die Freud' am Segen Gottes stört!

Seid ihr gefallen auch, ihr Armen,
Verzaget nicht, getrost hinan!
Gott hat mehr Liebe und Erbarmen,
Als je ein Mensch verschulden kann.

Gott wird nicht ewig euch verlaſſen
Ob eurer Sünden in der Zeit.
Gott liebt euch über alle Maßen,
Denn Gott ward Menſch von Ewigkeit.

Die Menſchheit hatt' in Gottes Lichte
Geblüht ſchon längſt und ehedem;
Der Strom der heiligen Geſchichte
Entſprang nicht erſt in Bethlehem.

Wenn auch, zur Menſchentiefe wallend,
Der Gottesſtrom ſich nie ergoß
Wie dort, als er in Jeſu ſchallend,
Ein Katarakt, herunterfloß!

Wir aber ſollen nicht verzagen,
Und nicht erheben Haß und Streit,
Daß leiſer fließt in unſern Tagen
Der Strom der Menſchengöttlichkeit!" —

So ſprach Mariano; — frei und freier
Ihm die Gedanken jetzt entfliehn,
Die um den Strom als kecke Reiher
Der heiligen Geſchichte ziehn.

Sie mögen ihre Flügel ſpreizen
Und ſchwärmen, übermüthig froh;
Bald wird die Reiher niederbeizen
Der Falke des Girolamo.

Die Antwort.

Mariano hört in ſeiner Zelle
Bei klarer ſtiller Morgenluft
San Marco's Glocke rein und helle,
Wie ſie das Volk zur Predigt ruft.

Mariano hört den Ruf bekommen,
Dem Lauſcher wird um's Herz ſo bang,
Als hätt' er im Geläut vernommen
Jetzt ſeines Ruhmes Grabgeſang.

Mit einmal iſt ſein Muth geſchwunden,
Die frohe Zuverſicht dahi
Die ſchon den Feind ſah [illegible]unden,
Der Glockenſchall erſchüttert ihn.

Und, haſtig auf und niederſchreitend,
Als nun der letzte Klang verweht,
Sieht er, wie auf der Kanzel ſtreitend
Girolamo gewaltig ſteht.

Und, eiferſüchtig auf die Ehren,
Sieht er verſammelt alle ſie:
Den Fürſten, Gonfalonieren,
Den Adel und die Signorie.

Er trüg' es leichter, wenn ſie alle
Geſtorben wären übernacht,
Als daß ſie Zeugen ſeinem Falle,
Und ſeines Gegners Uebermacht.

Ha! wie ſie lauſchen auf die Rede!
Ha! wie das Volk gedräng' und dicht
Aufhorcht, was in der ernſten Fehde
Savonarola heute ſpricht!

Ihn täuſchten nicht die Glockenlaute
In Morgenlüften ſtill und klar,
Was Mariano's Ahnung ſchaute,
Wird in San Marco's Kirche wahr.

Zu enge wird der Volksmenge
Der Tempelraum, er faßt ſie nicht,
Und Manchem wird das Herz zu enge,
Der Prior von San Marco ſpricht.

Er zeigt in flammend wahren Zügen,
Wie ſchwer die Kirche Chriſti krank,
Wie tief von ſeinen hohen Flügen
Ihr matter Geiſt zur Erde ſank.

„Die Kirche iſt treulos geworden,
Denn ohne Führer, ohne Licht,
Läßt ſie verwildert ihre Horden
Entgegentaumeln dem Gericht.

Der Klerus möchte gerne bannen
Den Strahl des Himmels von der Welt,
Er möchte um die Erde ſpannen
Sein ſchwarzgetünchtes Lügenzelt,

Auffangen alle Segensgrüße,
Die Gott geſandt dem Menſchenſchmerz,
Auf daß beim Klerus betteln müſſe
Um falſchen Troſt das arme Herz.

Die Kirche ehr' ich, doch im Kampfe,
Wie man die kranke Mutter ehrt,
Die, geiſtesirr, mit wildem Krampfe
Den Dolch nach ihrem Buſen kehrt.

Ich will euch nicht die Welt vergiften,
Doch zeigen, wie ſie euch bedroht.
Ja! Krieg und Zwietracht will ich ſtiften
Mit Lüg' und Laſter, bis ich todt.

Wenn euch die Welt mit Schmeicheleien
Das Herz befriedigt und entzückt,
Hat ſie, dem Unheil euch zu weihen,
Den Judaskuß euch aufgedrückt.

Die Seele ſoll auf ihrem Zuge
Sich nicht verfangen hier im Strauch,
Die Erdenblüthen nur im Fluge
Berühren, wie ein Windeshauch.

Weh dem, wer ſich der Welt verdungen,
Denn müd und nackt und ohne Lohn,
Wenn's Glöcklein Feierabend klungen,
Jagt ſie zuletzt den Knecht davon.

Du biſt ihr Knecht, du biſt ihr Werber,
Um ſchnöde Luſt, um eitlen Ruhm;
Mariano! ſüßer Volksverderber!
Kennſt du das Evangelium?

Ein ſchlechter Arzt bedrängten Sündern,
Mußt du, zu mildern ihren Druck,
Verfallne Heidengräber plündern,
Statt Leben bringſt du Leichenſchmuck.

Du weinſt, als ob das Herz dir breche,
Und mit den hohlen Händen fängſt
Du auf die reichen Thränenbäche,
Die du auf's Volk hinunterſprengſt.

Doch iſt nur Willkühr, nicht Betrübung
Der Thränenſtrom, der dir entfiel,
Nur eine Frucht der Spiegelübung
Dein klagendes Gebärdenſpiel.

Du Kanzelgaukler, all dein Flöten,
All deine Sturmesmelodie
Macht doch den Sünder nicht erröthen,
Erſchüttert ihm die Seele nie.

Wenn auch die Hörer seufzen, weinen,
Was ihnen von den Wangen rollt,
Sind falsche Thränen wie die deinen,
Ist Lohn, den Trug dem Truge zollt.

Unheilig ist ein solches Trauern,
Womit dein Wort die Hörer trifft;
Dies weichlich süße Selbstbedauern
Ist für schuldkranke Herzen Gift.

Machst du mit classischem Geschwätze
Zur Tugend kühn? zum Glauben stark?
Dem Teufel flickst du seine Netze,
Denn du bist falsch bis in das Mark.

Dein Wort ist Fälschung und Verführung,
Du lullst den heil'gen Schmerz in Ruh,
Und den Heilbronnen selbst, die Rührung,
Den Thränenquell vergiftest du.

Wenn du das Volk auch irreleiteſt,
Du darfſt es wagen ungeſtraft,
Wenn du nur läſternd mich beſtreiteſt,
Für Rom einſtehſt mit deiner Kraft.

Die Gränzen möchteſt du vermiſchen
Der Chriſten und der Heiden gern,
Und in ein Nebelbild verwiſchen
Des Glaubens feſt gediegnen Kern.

Verſchleiern möchteſt du die Wunde,
Die durch das Herz der Menſchheit brennt,
Verwirren mit dem alten Bunde
In Eins das neue Teſtament.

Die Wunde läßt ſich nicht verſchleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche ſich erneuern
Und finden, was ſie längſt verlor.

Einſt, in des alten Bundes Tagen,
Da trieb der Menſch noch ohne Bahn,
Vom Strand der Sehnſucht ſtets verſchlagen,
Auf weitem wildem Ocean.

Des Herrn Geſetz gebot ihm Landung,
Er ſtrebte nach dem Friedensport,
Des Sündenfalls empörte Brandung
Riß ihn in ihre Wirbel fort.

Nun aber iſt zu ſeinem Wohle
Der Weg durchs Meer dem Menſchen kund,
Die ſichre heilige Buſſole,
Die Liebe gab der neue Bund.

Und rudert kühn der Glaubensſtarke
Durch Wellenſtoß und Sturmesweh,
So wird, geſegnet, ſeine Barke
Gewinnen bald die hohe See,

Wo er hineilt die Freudenpfade,
Wo ihm in alle Segel wehn
Die Hauche Gottes ihre Gnade,
Die ewigen Etesien. *

Belohnet wird ihm sein Vertrauen,
Und daß er nicht im Sturm verzagt,
Er wird das Land der Sehnsucht schauen,
Mehr finden als sein Wunsch gewagt.

Die Menschheit hat nach Gottes Lichte
Gesehnt sich längst und ehedem;
Doch ist die heilige Geschichte
Entsprungen erst in Bethlehem.

Du nennest Christum eine Quelle,
Die stets zur Menschheit niederfloß,
Und die sich nur an jener Stelle
Mit lauterem Geräusch ergoß?

* Passatwinde.

Der alte Quell war nur ein Sehnen,
Der Menſchheit ahnungsvoller Gram,
Ein heißer Strom einſamer Thränen,
Bis endlich der Erſehnte kam.

Dir ſind zu eng des Glaubens Schranken,
Dein Chriſtus iſt, greif' ich dich recht,
Die Summe göttlicher Gedanken
Im ganzen menſchlichen Geſchlecht.

Der Herr der Welt in Menſchenhülle,
Die Macht des Schöpfers und ſein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Iſt dein zerfahrner Chriſtus nicht.

Ich kenne dich und die Genoſſen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herrn verſtoſſen
Und meint: ein Gottmenſch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns ſchildern,
Wie er die Welt uns ausgeheckt
Nach ſeinen ſchönen Muſterbildern,
Ein feingeſchmackter Architekt. *

Und was von göttlichen Ideen
Ein feinbegabter Menſchengeiſt
Auf Menſchenweiſe mag verſtehen,
Das wäre, was man Chriſtus heißt. —

Einſt werden ſagen ſpätre Thoren:
„Wenn ſein Bewußtſein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrauſch verloren, —
Sich auf ſich ſelbſt zurückbeſinnt,

Wenn die Idee ſich findet wieder:
Das iſt der Menſch, ſoweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menſchen ſich lebendig ſenkt.“

* Anſpielung auf die Platoniſche Akademie in Florenz.

Die Menſchenhülle Gott umſchlingend
Als trauten Gaſt aus Himmelshöh'n:
Hier iſt Idee, ſo wahr und dringend,
So voll, ſo tief, ſo ſelig ſchön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geſchichte Raum zu nehmen
Als die lebendigſte Geſtalt?

Die Hohe ſollte ſich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Mährchen, Mythe, und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menſchheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Troſt ihm untergräbt.

Iſt Chriſtus Traum, dann iſt das Leben
Ein Gang durch Wüſten in der Nacht,
Wo niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Beſtien wacht.

Die feindlichen Naturgewalten
Umdroh'n den Wandrer ohne Bahn,
Aus tauſend dunklen Hinterhalten
Lieblos und raſtlos ſpringend an.

Und wenn er mit geſchärften Sinnen
Der Feinde manchen auch bezwang,
Kann er den andern nicht entrinnen
Auf ſeinem heimathloſen Gang.

An ehernen Geſetzen ſchleifen
Ringsum die Schmerzen ihr Gebiß;
Der Krieg, der Hunger heulend ſchweifen,
Die Peſt durchtappt die Finſterniß.

Haß, Undank, und gebrochne Treue,
Das Liebſte auf der Todtenbahr,
Im öden Herzen Schuld und Reue,
Der Freuden Aſche graues Haar,

So zieht in untröſtbarer Trauer
Der Wandrer, bis er todesmatt;
Der Glaube an der Seele Dauer
Entfiel ihm wie ein welkes Blatt.

Geh hin, du Armer! frag nach Troſte
Bei Kunſt und Weisheit überall,
Trink Wein, geh in den Wald und koſte
Die Roſe und die Nachtigall:

Sie haben nichts für deine Klagen,
Kein Strahl verſöhnt die ſchwarze Kluft,
Sie haben nichts für dein Verzagen,
Und ſchaudernd ſinkſt du in die Gruft!

Das iſt das Leben und Verſcheiden,
Wenn Chriſtus nicht auf Erden kam
Und auf dem Kreuze Schreck und Leiden
Dem Leben und dem Tode nahm.

Gott will uns über alle Leichen
Und alle Schrecken der Natur
Die Vaterhand herüberreichen,
Doch reicht er ſie dem Chriſten nur.

In dieſes Lebens Kampfgewühlen
Bis an des Friedens Morgenroth
Iſt Schmerz noch unſer tiefſtes Fühlen,
Der innerſte Gedanke — Tod.

Drum ließ in Schmerz und Tod die Armen
Der treue Gott uns nicht allein,
Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen
Gieng Gott in unſre Weiſe ein.

Selbst sind nun die bangen Fragen,
Nun ist dem Herzen Alles kund:
Der Liebe Blüthenwelt zu tragen
Sind Schmerz und Tod der dunkle Grund.

Und unerschüttert steht das Hoffen,
Das Auge sieht vom Grabesrand
Den heimathlichen Himmel offen,
In welchen Christus auferstand.

Das Alles aber ist verloren,
Wenn's nicht in euch lebendig lebt,
Wenn nicht die Kirche neugeboren
Von ihrem Pfuhle sich erhebt.

Ihr ward der Glaube eine Leiche,
Die sie mit scharfem Stahl zerlegt;
Doch sagt ihr nicht die kalte, bleiche,
Was selig einst ihr Herz bewegt.

O Thoren! wenn ihr Gott betrachten,
Erkennen wollt den Herrn der Welt,
Wie einen Stein aus dunkeln Schachten,
Der ſtill dem kalten Blicke hält.

Wie ſchnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forſchen und kein Grübeln frommt,
Der Geiſt kann nur den Geiſt erkennen,
Wenn ihm der Geiſt entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geiſt die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf
Und nehmet über alle Hügel
Der Sehnſucht nimmermüden Lauf!

Und ſpähet, lauſchet, harret, trauert,
Bis euch Sein heil'ger Hauch durchweht,
Bis Seine Wonne euch durchſchauert;
Erkenntniß Gottes iſt — Gebet.

Gebet iſt Balſam, Troſt und Friede,
In Gott ein froher Untergang,
Es iſt mit Gottes ew'gem Liede
Tiefinnerſter Zuſammenklang;

Gebet iſt Freiheit, die der Schranke
Der Erdennacht die Seel' entreißt,
Dann ſteht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwiſchen ihr und Gottes Geiſt.

Geheimnißvoll und doch ſo helle,
Iſt es der Seele wunderbar
Ein ſüßes Schlummern an der Quelle
Und doch ein Wachen ſeligklar.

O lernet glauben, lernet beten!
Denn bald und ſchnell kommt Gottes Schwert;
Die Wolken ſelbſt ſind die Propheten
Des Blitzes, der herunterfährt.

Gott wird Italien ſchrecklich ſchlagen,
Weil es für ſeine Stimme taub;
Gott wird die Medici verjagen,
Ihr Werk hinwerfen in den Staub.

Gott wird, heimſuchend die Verbrecher,
Nicht einem Trinker ähnlich ſein,
Dem in den ſchönen goldnen Becher
Ein Schalk gegoſſen ſchlechten Wein.

Ausgießt den ſchlechten Wein der Zecher,
Macht das Geſchirr vom Aerger leer;
Doch wirft er ſeinen goldnen Becher
Dem Wein zu Haſſe nicht ins Meer.

Gott aber wird nach wenig Tagen
Den Sünder nehmen in die Hand,
Die Sünde und 's Geſchirr zerſchlagen,
Zerſchmettern an der Felſenwand.

O wollet nicht durch äußre Werke
Gerettet und beſeligt ſein;
Der Glaube in lebend'ger Stärke
Rechtfertigt euch vor Gott allein.

Und trauet nicht der Friedenskunde,
Die euch ein falſches Mitleid bringt;
Der Schmeichler richtet euch zu Grunde,
Wenn er den Schmerz in Schlummer ſingt.

O legt nicht ſchlafen das Gewiſſen,
Seid wach und ſeid auf Gott geſtellt!
Es iſt ein ſchlechtes Ruhekiſſen
Die Sturmeswoge dieſer Welt.

Es muß die Kirche ſich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Peſt und wilden Kriegesfeuern
Erſchütternd zu: Gedenke mein!

Der Tod Lorenzo's, des Erlauchten.

Aus Perlen miſcht und Edelſteinen,
Aus theuern Säften einen Trank
Der bange Arzt, die Freunde weinen,
Lorenzo iſt zum Sterben krank.

Wollt ihr den ernſten Tod beſtechen
Mit Flitter aus dem Meeresgrund?
Und ſeinen ſtarren Willen brechen
Mit Opfern aus der Berge Schlund?

Umſonſt! vorüber iſt vorüber!
Den Kranken rettet ihr nicht mehr,
Lorenzo's Augen werden trüber,
Der Puls iſt wirr, der Athem ſchwer.

Das heiße Fieber ſtrömt mit Gluten
Durch ſeine Lebensfelder hin,
Wie bergentquollne Lavafluten
Durch grüne Wieſen tödtlich ziehn.

Und was von ſeinen Lebenstrieben
Noch aus der Aſche grünen mag,
Das muß erfrieren und zerſtieben
In Fiebers Froſt und Hagelſchlag.

Des Zimmers Fenſter ſind verhangen
Zur Dämmerung, der Sonne Schein,
Die draußen luſtig aufgegangen,
Darf zu der Klage nicht herein.

Verhangen ſind mit dunkeln Flören
Die Griechengötter an der Wand,
Daß ihn die Lieblinge nicht ſtören,
Nimmt er das Crucifix zur Hand.

Auch iſt der heitre Götterorden,
Der Luſt ward in der alten Welt,
Zu unſerm Gott, der Schmerz geworden,
Unwürdig lachend hingeſtellt.

Was hilft es, daß der Flor verhehle
Die Bilder dort? könnt ihr ſie auch
Verhängen in des Kranken Seele,
Wo ſie aufziehn, des Fiebers Rauch?

Hört ihr ihn ſtöhnen, toben, klagen
Im ängſtlichen Delirium?
Wie quälend ihn die Bilder jagen
Zu Füßen des Olymps herum?

Der Kranke ſchaut im Fieberwahne,
Was Platon malte im Gedicht,
Die große Seelenkarawane,
Die auf im Zug der Götter bricht.

Es gilt, den Himmel zu gewinnen,
Die Seele haſtet was ſie kann
Auf nach des Berges ſteilen Zinnen
Mit dem gefiederten Geſpann.

Der Seelen jede hat zwei Roſſe,
Das eine bös, das andre rein;
Sie ſelbſt als Führer und Genoſſe
Damit verwachſen überein.

Doch göttlich ſind der Götter Pferde,
Erklimmen leicht den Himmelshang
Mit ſchöner, ſtrahlender Geberde,
Melodiſch rauſcht ihr Flügelklang.

Leicht ſchwingt ſich über jede Klippe
Ein göttlich Roß, denn es gedenkt:
Dort fällt Ambroſia in die Krippe,
Mit Nektar werd' ich dort getränkt.

Den Himmel rings im weiten Kreiſe
Umſchwingt der Götter hohe Bahn,
Wo ſie das Gute, Schöne, Weiſe
Im Urblick finden aufgethan.

Der Andern Roſſe ſind im Kampfe;
Das edle ſtrebt zur Höh' empor,
Das böſe wiehert mit Geſtampfe
Und zieht hinab zu Sumpf und Moor.

Dem Götterzug vorangetragen
Fährt Dios herrſchende Geſtalt,
Und unter ſeinem Flügelwagen
Der Boden vor Entzücken wallt.

Und hinter Zeus, dem großen Meiſter,
Folgt in elf Zügen, weitgeſchaart,
Das Heer der Götter und der Geiſter
Auf des Olympos ſteiler Fahrt.

Den beſten Seelen mag's gelingen,
Wenn's edle Lichtroß überwand,
Nach mancher Noth hinaufzudringen
Nah zu des Gipfels ſteilem Rand.

Der Führer ſtreckt für Augenblicke,
Die er dem Roſſelenken raubt,
Empor zum ſeligen Geſchicke
Der Götter ſein entzücktes Haupt. —

Hört ihr Lorenzo's Seele ſchreien
Im wildverworrnen Fiebertraum,
Wie ihre Roſſe ſich entzweien,
Wie ſie ſich quält im niedern Raum?

Ihr edles Roß, weiß, blankgefiedert,
Schwarzäugig und von Wuchs gerad,
Hochhalſig, ſchlank und leichtgegliedert,
Strebt aufwärts nach dem Götterpfad.

Das andre ſchwarz, voll arger Tücken,
Hartmäulig, plump, und ſchlecht gebaut,
Kurzhalſig, mit geſenktem Rücken,
Es wuchtet erdwärts, zerrt und haut.

Sein Aug, blutunterlaufen, gläſern,
Späht nur in dumpfer Niederung
Voll trüber Gier nach faulen Gräſern,
Und fühlt nicht Stachel, Geißelſchwung.

Müh, Angſtſchweiß und Getümmel drängen
Sich in der Seelen hinterm Troß,
Denn jede ſucht hindurchzuſprengen
Den Andern nach mit Tritt und Stoß.

Lorenzo mitten im Gefechte
Vergebens vorwärts kämpft und ringt,
Scharf peitſcht den Rappen ſeine Rechte,
Das Chriſtusbild die Linke ſchwingt.

Hoch ſchwingt er's aus dem wilden Heere,
Das immer dichter ihn umbraust;
Doch wiehernd ſchlägt die ſchwarze Mähre
Das Crucifix ihm aus der Faust.

Das Kreuz wird von den Hufen ſchallend
Zertreten, in den Grund geſtampft,
Die Gegend, wie ein Keſſel wallend,
Vom heißen Hauch der Roſſe dampft.

Nun ſtürzen ſich ins Heer der Streiter
Auf Roſſen: weiß, roth, ſchwarz, und fahl,
Die vier apokalyptiſchen Reiter
Und das Getümmel wächst im Thal.

Der erſte läßt den Bogen ſchwirren;
Der zweit' ein Schwert gewaltig ſchwingt;
Der dritte läßt die Wage klirren;
Der vierte Sterbelieder ſingt.

Ein kalter Sturm jetzt kommt gezogen,
Die Seele am Gefieder packt:
Sie sieht's in alle Welt verflogen,
Nun friert sie, zittert, müd und nackt.

Und plötzlich Roß' und Reiter schwinden
Sammt dem Olymp — Lorenzo steht
Einsam, verlassen, nackt, von Winden
Auf einer Haide kalt umweht.

Das Fieber sein Gebein durchschüttelt,
Und endlich wird der Kranke wach,
Vom heft'gen Froste aufgerüttelt,
Blickt scheu herum im Sterbgemach.

Die Freunde weinen, daß die Kette,
Die schöne, bald der Tod zerreißt;
Savonarola kniet am Bette
Und betet für Lorenzo's Geist.

Girolamo mit tiefem Trauern
Am Bett des Medicäers kniet,
Und mit herzinnigem Bedauern,
Wenn ungeheilt ſein Geiſt entflieht.

Nun ſteht er feierlich am Kranken,
Er faßt den ernſten Augenblick,
Mit dem er zweifeln ſieht und ſchwanken
Unwiderrufliches Geſchick.

„Noch iſt es Zeit“ — ſo ſpricht der Fromme —
„Daß in das Herz dir Gottes Huld
Erleuchtend und erquickend komme,
Verſöhne deines Lebens Schuld.

Verſäume nicht die kurze Stunde,
Solang du weilſt im Erdenthal,
Laß dringen dir zum Herzensgrunde
Der Gnade milden Sonnenſtrahl!

Ich frage dich: bist du gestanden
Auf also hohem Berge je,
Daß unten deinem Blicke schwanden
Die Felder, Thürme, Wald und See?

Auf einem Berg, von dessen Scheitel
Für deinen Blick verschwunden war,
Was unten sterblich ist und eitel,
Geschick der Menschen wandelbar?

Zu dem kein Jauchzen und kein Singen,
Kein Ruf der Klage drang empor,
Zu dessen Fuß mit matten Schwingen
Der Donner murmelnd sich verlor?

Dort kann mit überraschtem Grauen,
Wenn hoch die Sonn' am Himmel wacht,
Das Aug' in schwarzen Lüften schauen
Die Sterne wie zu Mitternacht.

Dort ſcheint auf klarem, ew'gem Eiſe
Die Sonne fremd und kühl, ſie bricht
Nur durch die dunſtumhüllten Kreiſe
Hier unten als ein warmes Licht.

Und iſt dein Geiſt dahingegangen,
Wo ihn die rein're Luft umweht:
Die Strahlen Gottes zu empfangen
Iſt's dort vielleicht für ihn zu ſpät.

Und bitter wird er dann beklagen,
Daß er den Segensblick verſäumt
In ſeinen flücht'gen Erdentagen,
Solang er noch geirrt, geträumt!" —

Mit immer mattern Herzensſchlägen
Lorenzo, aufgerichtet, fleht:
„„Gib, frommer Vater, mir den Segen
Und ſprich ein ſtärkendes Gebet!""

„O Fürſt! den Segen will ich ſprechen
Zu deiner Rückkehr in den Staub,
Willſt du dem Volk die Feſſeln brechen,
Gibſt du zurück den großen Raub.

Glaubſt du an Gottes heil'ge Dreiheit,
Mußt glauben du zu gleicher Friſt:
Daß Chriſtus iſt ein Gott der Freiheit,
Daß nimmer ein Deſpot ein Chriſt.

Für welche Gott ſein Blut vergoſſen,
Für die er ſtarb auf Golgatha,
Sind Gottes theure Bundsgenoſſen,
Sind nicht zum Spiel der Fürſten da.

Freiheit iſt nicht die höchſte Gabe,
Die hier der Menſch zum Heil bedarf;
Doch trägt ihm all ſein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.

Ihr ſchleicht in Gottes Haus als Diebe,
Als Räuber kränkt ihr Gottes Flur,
Deſpoten! Chriſtenthum iſt Liebe,
Ganz lieben kann der Freie nur.

Kann's Auge froh zur Ferne dringen,
Wenn es die Sklavenzähre näßt?
Und kann ein Herz die Welt umſchlingen,
Das Sklavengram zuſammenpreßt? —

Willſt du den Bund nicht anerkennen
Des Glaubens, der uns Brüder macht,
So will ich einen Bund dir nennen,
Den wohl dein Herz noch nie bedacht.

Der Bund, dem ihr nicht könnt entlaufen,
Ihr Könige! der feſt und dicht
In einen trauten Jammerhaufen
Mit Bettlern euch zuſammenflicht:

Es iſt der Schmerz, die Eiſenkette,
Die euch, ihr Fürſten, ſtolzverirrt,
Oft freilich erſt am Todesbette
Zurück in euer Elend klirrt.

Schon wenn euch läßt die Mutter ſinken
An ihrer Brüſte ſüßen Quell,
Müßt ihr mit uns den Leihkauf trinken
Auf Noth und Tod — ſie reifen ſchnell!

O Fürſtenhut — und Sterbenszüge!
O Zepter — und die Fauſt entzwei!
O Majeſtät, du bittre Lüge!
Lorenzo, mach die Brüder frei!

Lorenzo! gib die Freiheit wieder,
Der Republik ihr altes Recht,
Das uns gekämpft, geſchmeichelt nieder
Dein übermüthiges Geſchlecht!“

Lorenzo ſpricht: „„Wollt' ich beglücken
Ein Volk, mußt' ich's beherrſchen auch.
Mein und der Väter Werk zerſtücken
Soll ich mit meinem letzten Hauch?

Ich hab' in ſchlummerloſen Nächten,
Raſtloſen Tagen nur geglüht,
Für's Volk zu denken und zu fechten,
Das nun vor allen herrlich blüht.

Den lichten Spuren meiner Ahnen
Bin ich gefolgt treu immerdar;
Frohlockend zog mit unſern Fahnen
Von edlen Geiſtern eine Schaar.

Wir zogen nach dem heil'gen Grabe
Der Kunſt und Weisheit, freudig kennt
Die Menſchheit ihre große Habe,
Die wir erſiegt im Orient.

Ich ſoll nicht Fürſt und Vater heißen
Dem Volke und dem Vaterland?
Soll ſterbend ihm vom Himmel reißen
Den Stern des Ruhms mit eigner Hand?““

„Du ſollſt! du ſollſt das Werk zerſtücken
Der Willkühr, eh's mit dir vorbei.
Es kann ein Volk nur Gott beglücken,
Doch du, Lorenzo, mach' es frei!

Dein Volk iſt krank und iſt verdorben,
Das dir vor allen herrlich blüht,
Dein Volk iſt innerlich erſtorben,
Die heil'ge Sehnſucht ſchier verglüht.

Die Griechenweisheit überkleiſtert
Nur ſchlecht der Herzen tiefen Bruch;
Ein Bild, wozu nicht Gott begeiſtert,
Iſt nur ein kunſtgeſchmückter Fluch.

Der Grieche hat nicht Gott gefunden
Mit seiner Andacht höchstem Schwung;
Die Blüthe seiner schönsten Stunden,
Was war sie? nur Vergötterung.

Die Künstler meißeln, malen, leiern
Um einen längstverdorrten Kranz,
Denn mit dem Heidenthume feiern
Sie einen kalten Todtentanz.

Der Traum der Alten war verloren,
Für sie so schön! für uns zu schaal!
Habt ihr ihn nur beraufbeschworen,
Daß er sich träume noch einmal?

Dir hat, dem Hochbegabten, Reichen,
Die Zeit ihr Schicksal auferlegt,
Sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
Auf deine Stirne scharf geprägt.

Der Fiebertraum, der dich gepeinigt,
Der Chriſtenthum und Heidenthum
In deiner Seele wüſt vereinigt,
Iſt jetzt das Weltdelirium.

Die Künſte der Hellenen kannten
Nicht den Erlöſer und ſein Licht,
Drum ſcherzten ſie ſo gern und nannten
Des Schmerzes tiefſten Abgrund nicht.

Daß ſie am Schmerz, den ſie zu tröſten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Doch Abend iſt's und Ernſt geworden,
Der Abgrund klafft, der Heiland ruft,
Der heitre Wahn, die Götterhorden
Zerſtieben in der Wetterluft.

Was haſt du deinem Volk geboten
Für ſeine Freiheit? karger Tauſch!
Bevor du wanderſt zu den Todten,
Bedenk es: Trug und Sinnenrauſch!

Iſt dir im Herzen nicht verglommen
Und kalt des Glaubens letzte Glut,
So gib zurück was du genommen,
Mach deine Brüder frei und gut!“ —

Lorenzo ſpricht: „„Gott iſt mein Glaube,
Chriſtus mein Troſt und mein Gebet;
Doch was du ſprichſt von einem Raube,
Am Herzen mir vorübergeht.

Ich wollte nur mein Volk beglücken,
Drum wollt' ich es beherrſchen auch;
Mein und der Väter Werk zerſtücken
Wird treulos nicht mein letzter Hauch.

Ich raube meinem Volke nimmer
Was ich ihm gab, den Stern des Ruhms;
Der trüben Zeit den heitern Schimmer,
Die ſchöne Welt des Alterthums.

Doch gib, o Vater, mir den Segen,
Weil du der Frömmſte, Reinſte biſt,
Den ich geſchaut auf meinen Wegen,
So ſterb' ich als ein guter Chriſt.

O laß mich deine Hand noch faſſen,
Und reiche mir zum Scheidegruß,
Wenn du mich ſiehſt im Tod erblaſſen,
Das Evangelium noch zum Kuß.""

Da wendet ſich vom ſtarren Kranken
Girolamo, das Haupt geneigt;
Er tritt voll trauriger Gedanken
Zum Fenſter hin und ſinnt und ſchweigt.

Und ſinnend bricht er eine Roſe
Vom Stocke, der am Simſe grünt,
Und wieder kehrt der Hoffnungsloſe
Zu ſeinem Kranken unverſöhnt;

Er ſtellt mit unterdrücktem Weinen
Sich an des Sterbelagers Rand,
Das Evangelium in der einen,
Die Roſe in der andern Hand;

Jetzt neigt er ſich dem Kranken näher
Und hält zum letzten Gruße dicht
Dem unbeugſamen Medicäer
Das Buch, die Roſe vor's Geſicht

Und ſpricht: „Eh dich der Tod verwüſtet,
Hat Geiſt und Leib dir hoch geragt,
Mit Kraft und Schönheit ausgerüſtet;
Ein Sinn allein war dir verſagt.

Geruch nur war dir nicht gegeben. *
Dir würzt' umſonſt der Lenz die Luft,
Du ſcheideſt aus dem Erdenleben,
Und kannteſt nie der Roſe Duft.

Wie du im Lenz vom Blüthenſtrauche
Nichts kannteſt, als den Farbenſchein,
Wie, ungeſpürt, die Roſenhauche
Die Bruſt dir zogen aus und ein:

So haſt du dieſer heil'gen Blätter
Den ſüßen Duft wohl nie geſpürt,
Den uns der Herr im Frühlingswetter
Mit ſeiner Liebe zugeführt.

Erbarmen möge dir begegnen
In jener Welt! ich ſcheid' in Schmerz.
Lorenzo, ſtirb! — ich kann nicht ſegnen
Dein unerweckbar ſtumpfes Herz!" —

* Die Geruchloſigkeit Lorenzo's iſt hiſtoriſch bekannt. Roscoe life of Lorenzo de' Medicis.

Die Schaar der Freunde ſteht beklommen
Im dämmerhellen Sterbgemach
Und ſtarrt Girolamo, dem Frommen,
Der ſie erſchüttert, ſchweigend nach.

Ein ängſtlich Fragen, ſcheues Lauern,
Verzagtes Flüſtern, ſtumme Haſt
Erfüllt mit ungewohnten Schauern
Den ſonſt ſo fröhlichen Pallaſt.

Und fallen muß zur ſelben Stunde
Der Fürſt dem ehernen Gebot;
Und in Florenz von Mund zu Munde
Geht dumpf das Wort: Lorenzo todt!

Tubal.

Die Stadt ruht ſchweigend hingebreitet
In Mitternacht und Mondesglanz,
Des Domes Thürmer einſam ſchreitet
Auf ſeinem hohen Thurmeskranz.

Und er bedenkt an luft'ger Stelle,
Wie unten tief die Welt nun ſchweigt,
Wie brauſend bald des Lebens Welle
Sich hebt, und bald zum Tod ſich neigt.

Aus einem Haus nur hört der Wächter,
So wie die Thüre auf und zu,
Manchmal ein Jauchzen und Gelächter,
Dann wiederkehrt die ſtille Ruh.

Dort wacht ein luſtiges Gelage,
— So denkt der Mann in ſeinem Sinn —
Sie tummeln ſich die Nacht zum Tage;
Doch bringt's dem Leben nicht Gewinn.

Was ſie dem Schlaf an Stunden ſtahlen,
Das treibt für ihn ſein Bruder ein,
Das müſſen ſie dem Tod bezahlen,
So bleibt es bei der Sippſchaft fein.

Horch! Tubal klappert durch die Gaſſe;
Der Jude mit der Krücke haut
In ſeinem wilden Chriſtenhaſſe
Den Stein, daß mir hier oben graut.

Er iſt dem Irrenhaus entſprungen,
Ich kenne ſeine Stimme wohl,
Die jetzt zu mir heraufgedrungen
So kreiſchend wild, ſo dumpf und hohl.

Du armer Jude! iſt's ein Wunder,
Wenn deine Sinne ſich verirrt,
Und wenn des Wahnſinns grauſer Plunder
Dir zornig von den Lippen ſchwirrt?

Warſt du nicht elend und verachtet,
Von Jugend auf gedrückt, gehetzt?
Bis ſie geraubet und geſchlachtet
Selbſt deine Kinder dir zuletzt?

Nun ſchlägſt du grimmig mit der Krücke
Den Kies, nun bildeſt du dir ein
Im wilderträumten Rachegliicke,
Das Herz des Pabſtes ſei der Stein! —

So denkt auf ſeinen hohen Mauern
Einſam der Wächter und er wagt
Den Juden heimlich zu bedauern,
Der durch die Straßen fluchend jagt.

Doch, ſchon erſchrickt, als ob ihm dräue
Das Ketzerloos, der Thurmeswart,
Als ob ſie ſelbſt das Mondlicht ſcheue,
Flieht ſeine Thräne in den Bart.

Indeß ſein Herz nur ſchüchtern oben
Gewagt den ſchönen Bruderſchmerz,
Hört unten er ſtets lauter toben
Der Schenke Luſt und tollen Scherz.

Da ſitzen ſie am langen Tiſche,
An Zechgebärden, Tracht, Geſtalt,
An Wort und Blick ein bunt Gemiſche,
Es ſtrömt der Wein, Gelächter ſchallt.

„Die allerſchönſte Blüthenhecke!“
— Ruft einer jubelnd aus der Schaar —
„Wir ſind ja lauter Roſenſtöcke,
Sich ſelbſt begießend wunderbar!“

„Das Freudenröslein ſei begoſſen
Mit edlen Weines ſüßem Schwall!
Aus Röslein luſtig aufgeſchoſſen
Schlägt manche derbe Nachtigall!“

Umflorten Blickes faßt ein Zweiter
Die Zecher Mann für Mann und meint:
„Die Sproſſen ſind's der Jakobsleiter,
Die leider umgeſtürzt —“ und weint.

Ein Maler ſenkt ans Glas die Stirne,
Ob er Madonnen ſchauen mag;
Doch ſpiegelt ihm der Wein die Dirne,
Die jüngſt in ſeinen Armen lag.

Ein Kriegskumpan den Schenken hetzet:
„Schenk ein, ſchenk ein die ganze Nacht!
Mir iſt das Blut noch nicht erſetzet,
Das ich verſchüttet in der Schlacht!“

Ein Andrer ſingt, und Andre zanken,
Doch Alles lacht von Zeit zu Zeit;
Nur Einer, ſchweigend in Gedanken,
Trinkt ſeinen Krug allein, abſeit.

Dem Ernſten ruft ein kecker Junge:
„Stoß an! ſei froh! ſchön iſt die Welt!
Haſt du kein Herz? und keine Zunge?
Gewiß, du biſt ein Deutſcher, gelt?

Der Deutſche, trüb in allen Stücken,
Kann ſelbſt im Rauſch nicht ſelig ſein,
Gleich fallen ihm die ſchwarzen Mücken,
Die Todesgedanken, in den Wein.

Den Deutſchen trübt und drückt ſein Himmel,
Der kalte, dicke Nebelwuſt,
Drum ſetzt ſich ihm der ekle Schimmel
Vergänglichkeit an jede Luſt!“

Der Deutſche ſpricht: „Mir iſt viel theurer
Mein Himmel, der gewaltig trotzt,
Als überm Land Italia eurer,
Der ewig blau herunterglotzt.

Die Alpen hab' ich überklommen
Zu Lieb den blauen Lüften nicht;
Doch trieb's zu hören mich den Frommen,
Der morgen in San Marco ſpricht."

Der Junge drauf: „Nur ein Verbrechen
Aus deiner Heimath dich vertrieb;
Wagſt du es nicht, mit uns zu zechen,
Weil du ein Mörder oder Dieb?

Bangt dir, daß wir die ſchlimme Kunde
Dir treiben aus mit Rebenblut,
Wie man hervor vom Erdengrunde
Den Maulwurf tränket mit der Flut?"

Der Fremde ſtürzet auf den Jungen,
Schon holt er mit dem Degen aus:
Da iſt die Thüre aufgeſprungen
Und Tubal poltert in das Haus;

Und alle fahren von den Bänken
Dem Frechſten auch vor Tubal graut,
Der Fremde muß den Degen ſenken,
Als er den alten Juden ſchaut.

Durch Felſen, bleich, gehöhlt, verwittert,
Wo Geier nur und Stürme nahn,
Braust dort ein Waldſtrom wild, erbittert,
Und immer friſch die rauhe Bahn;

Und hier durchbraust den grimmen Alten,
Verwittert, hohl, und ſchreckend blaß,
Aus ſeines Herzens finſtern Spalten
Ein immer friſcher Strom — der Haß.

Der Jude fährt ins Zechgewirre
Und auf den Tiſch die Krücke haut,
Daß klirrend tanzen die Geſchirre,
Und alſo ruft er gellend laut:

„O frecher Traum! o bittre Blendung!
O weites Feld mit Fluch beſät!
Sie nannten ihn den Mann der Sendung,
Meſſias den von Nazareth!

O daß ein Blitz ins Herz euch ſchlage
Das Flammenwort: Er war es nicht,
Der kommen wird am End' der Tage,
Zu halten Ernte und Gericht!

Er war es nicht, der auf den Wegen
Durch dürre Wüſten Gottes Schaar
Erquickt, geſtärkt mit ſeinem Segen
Und mitgezogen unſichtbar!

Er war es nicht, der mit den Ahnen
Sich ſchon gefreut im Paradies,
Eh auf des Schmerzes finſtre Bahnen
Der Zorn des Herrn ſie fortverſtieß!

Er hatte nicht, wie jener Echte,
Beim Vater ſchon die Herrlichkeit,
Bevor Jehovah's ſtarke Rechte
Die Welt hinauswarf in die Zeit!

Der auf dem Kreuz gewinſelt Klagen,
Der in den Tod ſein Haupt gebückt,
Hat Davids Thron er aufgeſchlagen?
Und Gottes Volk befreit? beglückt?

Sein Werk war nicht im Bund mit Gotte,
Er hat's gethan mit Beelzebul;
Hat er Satan und ſeine Rotte
Geſchleudert in den Höllenpfuhl?

Nach ſeinen vierzehnhundert Jahren
Sind noch die Teufel alle da,
Die hergelockt, wie Fliegenſchaaren,
Sein Leichenduft auf Golgatha!

Warum thut er jetzt keine Wunder?
Weil er ſo herb getäuſcht die Welt,
Ward ſie ein thränennaſſer Zunder,
Auf den umſonſt ſein Funken fällt?

Es wimmelt noch von Qualzerfreſſnen,
Der Ausſatz blüht und jede Noth;
Wer zählt die Lahmen, die Beſeſſnen,
Und die er wecken ſoll vom Tod?

Warum denn brach die Liebeskette?
Ich kenne ein blutflüßig Weib,
Der Nazarener komm' und rette,
Sie ſiecht und krankt am ganzen Leib!

Wenn er ſich nicht zur Hülfe ſputet,
Und zeigt ſich ſein Erbarmen lau,
Trifft er die Kirche ſchon verblutet,
Und Satan weint um ſeine Frau!

Die galiläiſchen böſen Geiſter,
Die jene Armen einſt geplagt,
Und die als Retter euer Meiſter
Ins Vieh und in den See gejagt,

Sie ſchwammen fort unter der Erde
Vom See bis in den Tiberſtrom,
Die borſt'ge Gadarenerheerde
Sprang friſch und froh ans Land — zu Rom!

„Schon in der erſten Zeit der Feigen"
— Sprach einſt Jehovah — „habe ich
Gefunden an den grünen Zweigen,
Mein Israel, Frühfeige, dich!"

Nun wird für ſeine Frühlingstreue
Der erſte Schmuck am Feigenſtamm
Vom Uebermuth der frechen Säue
Getreten tief in Koth und Schlamm!

Einſt lag das erſte jener Thiere,
Der achte Innocenz genannt,
Und ſtreckte ſterbend alle viere,
Da kam herbei der Arzt gerannt;

Der ſprach zum Thier im Sterbebette:
„Die Kunſt iſt lahm, der Tod iſt ſchnell;
Gebeutſt du, Herr, daß ich dich rette,
So ſchaff drei Knaben mir zur Stell!

Der müde Strom des heil'gen Lebens
In deinen Adern ſickert ſchon;
Die Spezerei iſt all vergebens,
Hier hilft allein die Transfuſion.“

Da ſprach das Thier: „„drei friſche Knaben
Hat Tubal, ſtehlt ſie mir geſchwind!
Ihr Herzblut ſoll das meine laben,
Macht ſchnell! ein Jude braucht kein Kind!““ —

Seht ihr das Blut hinüberſprützen?
Das Blut der Unſchuld hell und roth,
In ſeine ſchwarzen Laſterpfützen!?
Weh mir! nun ſind die Kinder todt!“

Der Jude rief es und iſt brauſend
Hinausgeſtürzet in die Nacht;
Die Zecher haben ſtumm und grauſend
Dem Wort des Haſſes nachgedacht.

Der Fremde ſpricht mit bitterm Scherzen:
Ihr meint, im Wahnſinn tappt der Wicht,
Weil ihm ausblies der Sturm der Schmerzen
Im Kopfe ſein Laternenlicht?

Er iſt kein Narr, er iſt nur elend,
Weil er das Ungeheure litt,
Weil ihn das Bild des Jammers quälend
Verfolgt ans Grab mit jedem Schritt.

Ob auch der alte Jude raſe;
In ſeinen Reden kraus und wild,
Auch im zerbrochnen Spiegelglaſe
Zeigt ſich von unſrer Zeit das Bild.

Die Entſcheidung.

Girolamo war euch ein trüber
Prophet; doch wahr! ſeht! ſchreckenſchwer
Die Apenninen zieht herüber
Dort ein Gewitter, Feindesheer.

Zerſtörend, plündernd, mordend toſen
Auf ihrer raſchen Siegesbahn
Durchs Land Italia die Franzoſen,
Und Carl, ihr König, ſieht voran.

Der König auf Erobrerpfaden
Verfolgt ein falſches Heldenthum;
Der Eitle will in Blute baden
Das neugeborne Kindlein Ruhm.

Sie rücken, Schreck auf Schrecken thürmend,
Toscana zu; sie nehmen schon
Die Festung Fivizano stürmend,
Kein Menschenleben kommt davon;

Dort werden Männer, Kinder, Frauen
Von König Carl und seinem Heer
Erbarmungslos zusammgehauen;
Sie stürmen auf Florenz einher.

Die Florentiner zitternd bangen,
Sie flehn Pietro Medici,
Der seines Vaters Macht empfangen,
Daß er dem Feind entgegenzieh'.

Er soll ein Heer zu Hülfe raffen,
Den Feind bezwingen in der Schlacht,
Und wenn er's nicht vermag mit Waffen,
Ihn schlagen mit des Wortes Macht.

Umſonſt! Lorenzo iſt geſtorben;
Sein Sohn iſt nur deſpotiſch dreiſt,
Er hat des Vaters Macht erworben,
Nicht ſeinen Muth, nicht ſeinen Geiſt.

Und blickt auf ſeines Sohnes Zittern
Lorenzo aus der Schattenwelt,
So ſieht er ſeine Hoffnung ſplittern,
Und wie ſein ſtolzes Werk zerfällt.

Pietro zieht dem Feind entgegen;
Doch fechtend nicht fürs Vaterland,
Nein! in den Staub ſich hinzulegen,
Zu betteln um die eigne Schand.

Mit ſtaunender Verachtung höret
Der fremde Fürſt, wie Medici
Um ſein Erbarmen ihn beſchwöret,
Die Stimme bebt, es wankt das Knie.

Der ſtolze Mediceername
Pietro nur noch tiefer drückt,
Wie wenn mit einer Fürſtenbrame
Ein Bettler ſeine Lumpen ſchmückt.

Anſtatt den Uebermuth zu ſtrafen
Mit ſeinem Schwert, mit ſeinem Wort,
Räumt er dem Feind Livorno's Hafen,
Toscana's Burgen ein ſofort.

In Münzen und in blanken Barren
Verheißt er ihm noch ſchweres Gold.
Nun kehrt er heim. Die Bürger harren,
Zu zahlen ihm den Botenſold.

Verachtung trifft ſo ſchlechten Boten,
Und jede Hülle niederſtreift
Der Haß, dem Hauſe der Deſpoten
Seit ſechzig Jahren angereift.

Wie ehmals zieht er mit Gepränge
Vor den Pallaſt der Signorie;
Da ruft des Volks empörte Menge:
„Fluch dir! Fort mit den Medici!“

Und die Signoren treiben ſpottend
Von ihrer Thür den Mann der Schmach;
Und, ſich an ſeine Ferſe rottend,
Schrei'n ihm die Straßenbuben nach.

Sein Freund Orſini will ihn ſchützen
Und ſammelt eine Kriegerſchaar;
Doch kann's Pietro nimmer nützen,
Mit ſeiner Macht iſt's aus und gar.

Pietro flieht, der Pöbel wüthet
Und ſtürmt das Mediceerhaus,
Was der Pallaſt an Schätzen hütet
Und aufbewahrt — es muß heraus.

Cameen, Münzen und Juwelen,
Agatgefäße, Goldgeschirr,
Treibt durcheinander in den Sälen
Und schwindet fort im Raubgewirr.

Die schönen Bilder an den Wänden
Zertritt, zerreißt der Pöbel wild,
Viel theure Werk' in Rollen, Bänden,
Zertrümmert wird manch Marmorbild.

Ein Zug dem Pöbel angehörend,
Daß seine Wuth sich gern ergeht
In Geisteswerken blind zerstörend,
Die er nicht hat und nicht versteht. —

Wer sind die drei, die Finstern, Stummen,
Die nach Bologna wandern dort,
Daß keiner will ein Liedlein summen,
Und keiner sprechen mag ein Wort?

Die düſtern Wandrer vorwärts eilen,
Nur wie auf ein verlornes Glück,
Kehrt trüb und flüchtig noch zuweilen
Dort nach Florenz ihr Blick zurück.

Sie ſehn noch fern der Thürme Zinnen,
Die Coſimo gebaut, ihr Ahn;
Die Enkel aber ziehn von hinnen
Des Flüchtlings kummervolle Bahn.

Wohl mancher, der an ihrem Leide
Vorbei mit Roß und Wagen rennt,
Trotz ihrem ſchüchternen Verkleide
Die Brüder Medici erkennt.

Doch Keiner mit dem Haupte nickend
Hat ihnen einen Gruß gebracht;
Wer Mitleid hat, beiſeite blickend,
Eilt fort; wer keins, verhöhnend lacht.

Schwer denken ſie, verhaßt, vertrieben,
An ihres Vaters Allgewalt;
Und daß ſein thatenreiches Lieben
Das Volk den Söhnen ſchlecht vergalt.

Denn gern vergißt, wen Undank kränket,
Daß dankbar bis zum letzten Hauch
Der Menſch nur dann der Huld gedenket,
Wenn Wohlthat ihn gebeſſert auch. —

Zu Roſſe mit Triumphgepränge
Zieht in Florenz der König ein,
Hell flammt voran dem Heergedränge
Sein Harniſch, blank im Sonnenſchein.

Die Gonfalonieren müſſen
Die Zügel halten links und rechts,
Man wirft das Wappen ihm zu Füßen
Des mediceiſchen Geſchlechts.

Der Rieſe, der am Wappenbilde
Schildhalter mit der Keule ſtund,
Wird wie der ſtolze Leu am Schilde
Vom Roß getreten in den Grund.

Das Roß hat in den Grund geſchlagen
Die Lilien ſammt dem Feld von Gold,
Die hufzerſtampften Kugeln ſagen,
Wie ſchnell ein Glück dahingerollt. —

Florenz! wer wird den König bannen,
Der über dich ſein Schwert gezückt?
Wer jagt das ſtarke Heer von dannen,
Das, ſiegesfrech, dich quält und drückt?

Girolamo, der fromme Krieger,
Tritt kühnen, gottgeſtärkten Blicks
Zum ſtolzen königlichen Sieger
Und hält ihm vor das Crucifix:

„Sieh! Dieſer hat die Welt erſchaffen;
Dieſer dein Herr und König iſt;
Wie Sturm die Spreu, dein Heer hinraffen
Kann Der, wenn du ein Frevler biſt!

Sieh! Dieſer hier kann dich zermalmen;
Du rageſt ſtolz aus deinem Heer,
Der höchſte nur von ſchwanken Halmen,
Sein Hagel ſchlägt — ihr ſeid nicht mehr!

Man hat das Stadtthor abgebrochen,
Raum ſchaffend deinem Baldachin;
Laß ab, auf den Triumph zu pochen,
Ein König iſt gar leicht dahin!

Der ſah in unſre Stadt dich reiten
Stolz unter deinem Sternendach,
Und im Triumph die Glieder ſpreiten,
Und Gottes Hoheit ahmen nach.

Dachteſt du nicht mit Scham und Beben,
Vergänglicher! hinauf, an Ihn,
Der ſtrahlend läßt um's Haupt ſich ſchweben
Den großen Sternenbaldachin!?

Sei mild, o Fürſt! und zieh von hinnen!
Es gnüge dir in dieſem Land
Des Volkes Herzen zu gewinnen,
Auf daß dich ſegne Gottes Hand!“ —

Girolamo hat ihn bezwungen,
Ihm iſt des Frommen Blick und Wort
Erſchütternd in die Bruſt gedrungen;
Der König zieht in Freundſchaft fort. — —

Florenz! wer wird die Zweifel enden,
Wer ſchlichten den empörten Streit,
Der mit des Haſſes wilden Bränden
Dein Volk zerrüttet und entzweit?

Ob ein Monarch, nach ſeinem Wollen,
Beherrſchen ſoll des Volks Geſchick?
Ob ſelbſt die Bürger herrſchen ſollen
In einer freien Republik?

Es ſtreiten ſich mit gleichen Schaaren
Die Republik, die Monarchie,
Das Heil des Volkes zu bewahren;
Wer aber mag entſcheiden hie?

Girolamo beruft zum Dome
Das Volk und hat mit ſeiner Macht,
Auf ſeiner Worte tiefem Strome
Der Republik den Sieg gebracht.

Er will nach heil'gem Ziele ſteuern:
Theokratie ſein Muth begehrt,
Es ſoll Florenz die Kirch' erneuern,
Als Herzgebiet, als Gottesherd.

Denn freier mag in einem Freien,
Der nur vor Chriſtus beugt das Haupt,
Die edle Saat des Herrn gedeihen;
Alſo der Kämpfer Gottes glaubt. —

O Held! ſie werden dich beſtreiten,
Und dich belaſten mit der Schuld:
Du überſtürzeſt deine Zeiten
In ſchonungsloſer Ungeduld.

Der Menſch muß ſterben, darum eilen.
Ein heiliger Gedanke läßt
Sich nicht zertröpfeln und zertheilen
Mit einem klug verſchwiegnen Reſt.

Und wem ein heiliger Gedanke
Bis auf den Grund das Herz durchdringt,
Der ſpricht, uneingedenk der Schranke,
Ihn aus, gewaltig, unbedingt.

Die Liebe rechnet nicht mit Küſſen;
Die Feinde zählt kein tapfrer Mann;
Vom Himmel ſtrömt in Wettergüſſen
Mehr als die Erde trinken kann.

Der Troſt.

Raſtlos, unhemmbar wandelt weiter
Durch Feinde vorwärts ſeine Bahn
Der unerſchrockne Gottesſtreiter,
Bekämpfend Knechtſchaft, Schuld und Wahn.

Die Römler ſind auf ihn erbittert,
Und alle Sünder, die er ſtört,
Der Pabſt vor Angſt und Haß erzittert,
Die Fürſtenfreunde ſind empört.

Wenn er vom Markuskloſter ſchreitet
Zum Dome, daß er pred'ge dort,
Wird er verfolget und begleitet
Von manchem Fluch und Läſterwort.

Den Weg ihm hundert Freunde bahnen,
Sie schützen seine Kanzel dicht
Mit Schwertern, Flinten, Partisanen.
Girolamo zum Volke spricht:

„Ich saß allein in meiner Zelle;
Schon dämmerte die Nacht, da schlich
Ein sanfter, freundlicher Geselle
Zu mir herein und grüßte mich.

Des Pabstes Bote war's, er rollte
Von süßen Worten eine Flut,
Verhieß mir, wenn ich schweigen wollte,
Als Cardinal den rothen Hut.

Den will ich nicht; mein Trachten, Sinnen
Hab' ich gestellt auf andres Gut:
Nur jenen Hut will ich gewinnen,
Der rothgefärbt mit meinem Blut.

Der Pabſt ſoll keinen Frieden hoffen,
Er ſchmeichle ſich mit keinem Sieg;
Vor allen Chriſten führ' ich offen
Mit ihm den ruheloſen Krieg.

Es iſt in Roma eingebrochen,
Es hat die Curia beſetzt
Der Teufel, — ſeine Faſchingswochen
Hält er mit ſeinen Freunden jetzt;

Er hält als frecher Kirchenſchänder
Jetzt einen tollen Mummenſchanz,
Er ſteckt in heilige Gewänder
Sein Volk und ſpielt ihm auf zum Tanz;

Er greift die Orgel, ſinget Pſalmen
Im ſchnöd entweihten Heiligthum,
Beim Kerzenſchein und Weihrauchsqualmen
Treibt ſeine Masken er herum.

Und ſie erfriſchend zu bedienen,
Führt er der Gäſte reiche Schaar
Zu Wein und Spiel und Concubinen,
Und wechſelnd wieder zum Altar.

Kleinmüthige, die hört' ich klagen:
„Bald ſtürzt in Trümmer Chriſti Burg!“
Und Gnoſtiker, die hört' ich ſagen:
„Seht! Rom beherrſcht der Demiurg!“

„Der Teufel hat Verrath und Lügen,
Blutſchande, Meuchelmord gebracht,
Und ſie geballt zu Menſchenzügen
Und einen Pabſt daraus gemacht!“

Ich aber rufe: nicht verzaget!
Ein Pabſt, ein Chriſt iſt Borgia nicht!
Je höher ſich der Teufel waget,
Je bälder ſeine Leiter bricht! —

Es lag auf ihrem Krankenlager
Einſt eine Frau, an Gütern reich,
Von ſchweren Leiden matt und hager,
Und endlich ſcheintodt, ſtill und bleich.

Und ihre falſchen Freunde eilten,
Bevor die Frau begraben war,
Daß ſie die reiche Habe theilten,
Und jubelten um ihre Bahr.

Sie wühlten haſtig in den Schränken,
Dort lag mit halbverblichnem Schein
Manch treubewahrtes Angedenken
An Perlen, Gold und Edelſtein.

Und ſie begannen ſich zu ſchlagen
Um ihrer Freundin Feierkleid,
— Die Zier aus ihren Jugendtagen —
Und um ihr theures Brautgeſchmeid.

Gefeſſelt waren ihr die Glieder,
In ſtarren Banden ſtockt' ihr Herz,
Nacht deckte ihre Augenlieder;
Doch hörte ſie — und fühlte Schmerz.

Wie Stück für Stück die Räuber nahmen,
Sie hört' es unterm Leichentuch;
Doch wie ſie an ihr Liebſtes kamen,
Ihr altes Evangeliumbuch:

Da trieb der Schmerz ihr Herz zu ſchlagen,
Auf ihre Wangen ſprang das Blut,
Sie hob ſich auf vom Todtenſchragen,
Erſchrocken floh die Räuberbrut.

Heilkräftig war der Frau die Kränkung,
Denn ſie genas von jener Stund;
So nahe ſchon der Grabverſenkung,
Ward ſie vom Scheintod erſt geſund.

Und euer Glaube ſoll nicht wanken;
Der Kirche Loos mögt ihr verſtehn
In der Geſchichte dieſer Kranken.
Gott läßt ſie nicht zu Grabe gehn.

Das Gelage.

Der Weinberg reifet ſüße Trauben
Wo San Pietro's Kirche ſteht,
Durch ſeine üpp'gen Rankenlauben
Der Sommernachtwind laulich weht.

Der Weinberg reifet ſüße Sünden
An San Pietro's ernſtem Haus,
Es weht, ſie fachend zu entzünden,
Der Nachtluft ſchwellendes Geſaus.

Da blinkt ein Tiſch mit Früchten, Flaſchen,
Es taucht der Mond mit ſeinem Strahl,
Von ſüßer Erdenluſt zu naſchen,
In manchen ſchäumenden Pokal.

Vanozza, einſt des Pabſtes Schöne,
Bewirthet ihrer Freunde Schaar,
Die Tochter auch, und zwei der Söhne,
Die ſie dem Pontifex gebar.

Das Pfand entflohner Wonneſtunden,
Lucrezia ſchön wie Keine blüht,
Daß ſie den Männern Liebeswunden,
Und Neid ins Herz den Frauen glüht;

So reizend, daß für ſie entbrannte
Das Brüderpaar in Liebesglut;
Daß ſie der Pabſt ſein Liebchen nannte
Und ſchnöd genoß ſein eignes Blut.

Sie läßt ihr ſchwarzes Haar den Lüften,
Bald fließt die reiche Lockenflut
Hernieder zu den ſchlanken Hüften,
Bald fliegt es hoch im Uebermuth.

Der bloße Buſen athmet freier;
Die Schöne meint, daß dicht genug
Der trübe Mond den Silberſchleier
Um Nacken ihr und Buſen ſchlug.

Vom Mondenlichte meinet anders,
Als Schweſterlein Lucrezia,
Der loſe Sohn Pabſt Alexanders,
Ihr Bruder, Fürſt von Gandia:

„O bliesen doch die Abendwinde
Die Kirche dort mir aus dem Licht,
Die jetzt mir eine Schattenbinde
Um deinen Buſen neidiſch flicht!

Mein Liebchen, laß dich's nicht gereuen,
Daß du für mich in Liebe brennſt,
Und laß zum Trotz der Pflicht uns freuen,
Zum Hohn dem albernen Geſpenſt!

Weil einſt wir ohne Woll'n und Wiſſen
Gelegen ſind in Einem Leib,
Drum ſollten wir auf Einem Kiſſen
Nicht liegen jetzt, geliebtes Weib?“

Cäſar, der andre Bruderbuhle,
Iſt todtenſtill, ſein Blick nur wacht,
Wie über einem ſchwülen Pfuhle
Ein Irrwiſch flackert in der Nacht.

Er ſitzet ſtumm, und heimlich wüthend,
Valencia's finſtrer Cardinal,
Er ſieht den Fürſten, Rache brütend,
Lucrezia küſſen Mal auf Mal.

In ſeines Herzens tiefſten Schachten
Der Prieſter ſtill und ſchrecklich flucht,
Den Bruder heute noch zu ſchlachten
Blutſchänderiſcher Eiferſucht.

So oft auf Mund und Buſenblöße
Der Herzog ihr die Lippen drückt,
— Der Prieſter zählt — ſo viele Stöße
Hat ſchon der Dolch auf ihn gezückt.

„Freut euch am ſchönen Erdenloose!
Wir leben eine kurze Friſt;
Ein Narr, wer auch nur eine Roſe
An einem Strauche wo vergißt!

Wir müſſen uns von hinnen packen,
Uns wirft der Tod in einen Wuſt,
Ob in den ausgebrannten Schlacken
Gebet geglübt, ob Sinnenluſt!“

Der Herzog rief's, den Becher ſchwingend;
Da tummelt Cäſar ſeinen Wein
Und ruft, mit ihm zuſammenklingend,
„Von hinnen!“ — und eilt fort, allein.

Vanozza ſpricht: „Ich bin in Sorgen,
Mein Cäſar geht nach böſem Ziel!“ —
Lucrezia ruft: „Sein bin ich morgen!“ —
Ein Greis: „Licht her und Würfelſpiel!“

„Für viele Noth und wenig Ehre
Hab' ich gedient mein Lebenlang,“
— So ruft der alte Condottiere —
„Laßt hören mich Ducatenklang!“

„Heraus, ihr Herren Cardinäle,
Rohan! und Raphael! mit Gold!
Der nackteſten Soldatenſeele,
Vielleicht ſind mir die Würfel hold!“

Der Herzog wirft dem alten Degen
Die Börſe hin und wünſcht ihm Glück,
Und wendet, auch ſein Glück zu pflegen,
Zu ſeiner Dame ſich zurück.

Die Cardinäle werfen klirrend
Goldbörſen auf das Marmorbrett;
Die Würfel fallen, treffend, irrend,
Dem Alten ſtets zu guter Wett.

Die Cardinäle mit Gelächter
Verſpielen ihren blanken Hort,
Einſcharrend lacht der alte Fechter,
Und ſchilt die Pfaffen fort und fort:

„Ihr könnt verlieren ohne Grollen,
Denn euer Seckel kümmert nie,
Und nie verſiegen eure Stollen,
Gut Bergwerk iſt die Simonie.

Die Mitra wird zum Wünſchelhute,
Der euch im Nu der Noth entrückt;
Der Hirtenſtab zur Wünſchelruthe,
Die ſtets nach güldnen Adern zückt.

Liegt wo ein Chriſt im Todesjammer,
Wird euch zur Rente ſeine Noth,
Schatzkammer ſeine Herzenskammer,
Denn ihr verkauft ihm ſeinen Tod.

Weil das Verdienſt der ſel'gen Geiſter
Für Alle quillt und überſchwenkt,
Seid ihr der Gnade Brunnenmeiſter,
Um Scudi wird ſie ausgeſchenkt.

Ihr laßt euch nicht das Kreuz bedrängen;
Dem Bauern pflanzt ihr's in den Grund,
Die Zehentgarben drauf zu hängen;
So drückt's euch nicht den Rücken wund.

Die Päbſte, Prieſter und Prälaten
Sind wenig nutz und alle ſchier
Tief in den Sumpf hineingerathen;
Nun ſingen Unken das Brevier!"

Die Cardinäle lachen weidlich,
Und Raphael ermunternd ſpricht:
„Bis jetzt war all dein Schimpfen leidlich;
Mach ſchärfer fort, du alter Wicht!“

Der Alte drauf: Wer glaubt, den ſchraubt man;
Ihr ſucht nicht Gott, nur Gut und Geld;
Ja! Chriſtus ward ein Räuberhauptmann
Und ſchreitet plündernd durch die Welt!“

Nun ſtarrt nach einer dunkeln Hecke
Der Herzog, plötzlich ſtumm und bleich,
Ob ihn ein grauſer Anblick ſchrecke,
Ein Zuſpruch aus dem Schattenreich.

Doch hat er ſchnell ſich rückbeſonnen,
Er ſtreicht die Stirne mit der Hand,
Als wär' ein Traum vorbeigeronnen,
Mit dem die frohe Laune ſchwand.

Die Frauen aber ihn nicht laſſen:
„Giovanni, ſage, was es war,
Was dich ſo plötzlich hieß erblaſſen
Und dir bergan geſträubt das Haar?“

Weil er nicht gern mit Wortesklängen
Unheimliches zurückbeſchwört,
Antwortet auf der Frauen Drängen
Der Herzog düſter und verſtört:

„Durch Florenz kam ich einſt zu ſchreiten
In müßig froher Weiberſchau,
Und ſah an mir vorübergleiten
Bald eine wunderſchöne Frau.

Ich ſah ſie nach San Marco ſchweben
Und folgte wie bezaubert nach,
Girolamo, der Prior, eben
Dem ſtillen Volk die Predigt ſprach.

Und, nimmer weiß ich, wie's gekommen,
Ich habe ſeinem Wort gelauſcht;
Er hat das Bild mir fortgenommen,
Das erſt ſo glühend mich berauſcht.

Und Mancher war umſonſt befliſſen,
Zu ſchreiben, was der Mönch dort ſprach;
Von Schmerz, von Freude hingeriſſen,
Ein Jeder aus in Weinen brach.

O möchte ſie doch länger dauern!
Dacht' ich, als er die Rede ſchloß;
Ein unbeſchreiblich banges Trauern,
Fühlt' ich, und meine Thräne floß.

Ich ſpürte viele Tag' und Nächte,
Daß mir ſein Wort im Ohre ſtack,
Bis ich's verbrauſt' und 'nunterzechte
Den bitter ernſten Nachgeſchmack.

Nicht hab' ich mehr ſeit jenem Tage
Girolamo geſehn, gehört,
Weil er mit ſeiner ernſten Klage
Mir allzuherb die Luſt geſtört.

Als mit Lucrezia's Lockenringen
Zuvor ich ſpielte, ſüß erfreut,
Ward mir's als hört' ich Glocken klingen,
Wie fernes dumpfes Grabgeläut.

Mir war, als ich geblickt zum Strauche,
Ob mit Kapuz und Scapulier
Dort aus dem dunkeln Schatten tauche
Girolamo — und drohe mir.

War's Blendwerk nur und Spiel des Weines,
Was meine Sinne täuſchte ſo?
Des launenhaften Mondenſcheines?
Was auch! heut werd' ich nimmer froh.

So ſpät zum päbſtlichen Pallaſte
Iſt faſt unziemend einzugehn.
Zeit iſt es, daß die Freude raſte,
Gut Nacht! gut Nacht! auf Wiederſehn.“

Der Condottiere folgt, ſein alter
Getreuer Luſt- und Kampfgenoß,
Gewärtig folgt ſein Bügelhalter,
Schon eilen ſie davon zu Roß.

Die Andern hören fort ſie reiten,
Auf allen dumpf ein Schweigen lag,
Bis in der Mondnacht ſtillen Weiten
Verſcholl der Hufe letzter Schlag.

Die Beſtattung.

Giorgio liegt in ſeinem Nachen,
Das Holz, das er ans Ufer lud,
Vor loſen Dieben zu bewachen,
Und ſingt ſein Liedlein wohlgemuth:

„Auf einer grünen Halde,
Umrauſcht vom grünen Walde,
Da ſteht mein kleines Haus;
Ein Bächlein fließt vorüber,
Mir lieber als die Tiber,
Mit luſtigem Gebraus.“

„Und auf der grünſten Halde,
Am allergrünſten Walde
Steht meiner Liebſten Haus.
Ihr Vater iſt zu ſtrenge,
Ihr Fenſter nicht zu enge,
Da ſteig' ich ein und aus.“

Nun ſah er in den Mondenſtrahlen,
— Und iſt mit ſeinem Liede ſtumm —
Wie ſich ums Eck zwei Männer ſtahlen;
Sie blicken ſorglich rings herum.

Nun ſchwinden ſie mit ſcheuem Satze,
Er bleibt geduckt in ſeinem Schiff;
Und jetzt ertönt am ſtillen Platze,
Wie Loſung — ein verhaltner Pfiff.

Bald wieder kommen ſie geſchritten,
Zugleich zwei andre Männer noch,
Und einer kommt dahergeritten,
Vermummt, auf einem Schimmel hoch.

Der Reiter bringet einen Kalten
Quer über ſeinem Sattelknopf,
Zwei ſchreiten rechts, zwei links und halten
Der Leiche ſtützend Füß' und Kopf.

Wo Miſt und Unrath in die Wellen
Der Tiber wirft das Volk, dahin
Die ſtummen, ſcheuen Mordgeſellen
Mit ihrem Todten ſchleunig ziehn.

Banditenkundig und geſchäftig
Wird jetzt das Roß verkehrt geſtellt,
Und über ſeine Gruppe kräftig
Der Leichnam in den Fluß geſchnellt.

Sie ſchleichen fort, ſie kommen wieder
Und werfen — ſtets auf ihrer Hut —
Vom Roß den zweiten Todten nieder,
Und jetzt den dritten in die Flut.

Giorgio ſieht es unverwundert;
Denn ohne Segen, letzten Gruß,
Sah er hier Leichen wohl ſchon hundert
Hinunterwandern in den Fluß.

Doch faßt ihn Wehmuth, Graus und Bangen;
Der Burſche ſingt ſein Lied nicht aus,
Das er ſo fröhlich angefangen
Von Hald' und Wald und Liebchens Haus.

Vater und Sohn.

„Schon iſt das Abendroth verglommen,
Mein Herzog noch nicht heimgekehrt;
Nun wird er auch nicht wiederkommen,
Bevor die Nacht die Straßen leert.

Auf ſeinen Wandel kann ich bauen,
Der Lockre hat ſich nur verſäumt,
Des Aufbruchs Zeit, das Morgengrauen
Bei einer Dirne wo verträumt.“

So ſprach in trauter Abendſtunde
Der Pabſt an Cäſar, ſeinen Sohn,
Und lächelt ſchalkhaft ſeinem Munde;
Doch Cäſar ſpricht und lächelt Hohn:

„„Da weiß ich eine andre Mähre
Von deinem Herzog; gut genug,
Daß ſie dein Vaterherz beſchwere,
Das immer zärtlich für ihn ſchlug.

Ja, ihn haſt du geliebt, mich nimmer;
Ich ward ein Pfaff, ein Herzog er;
Die Kutte mir, ihm Fürſtenſchimmer!
Doch jetzo lauſche meiner Mähr:

Wohl hat dein Söhnlein zum Erbarmen
Bei einer Dirne ſich verſäumt,
Und müd und matt in ihren Armen
Heut früh das Morgengrau verträumt.

Diesmal hat eine alte, kühle,
Unſaubre Dirne ihn umfaßt;
Er hält auf ihrem ſchlechten Pfühle
Vom Liebestaumel tiefe Raſt.

Und reißt man ihn nicht auf, ich wette,
Daß er bei ihr noch liegen muß,
Bis ſelber ihn aus ihrem Bette
Die Dirne wirft mit Ueberdruß.

Sie hat von ſeinem Liebesfieber
Den Mann geheilt auf immerdar.
Die Dirne aber heißt: die Tiber!
Hier iſt mein wackres Mährlein gar.““

Nun ſchweigen Beide; der, verloren
Im Glück der Rache, der, im Schmerz;
Und Sohn und Vater ſchweigend boren
Die Haſſesblicke ſich ins Herz.

Des Unheils lächelnder Verkünder
Hat Aleranders Muth gebeugt;
Erſchrocken ſieht der groſte Sünder,
Daß er den größern ſich gezeugt.

Der Pontifex zuſammenſchauernd
In Cäſars düſtern Buſen ſpäht,
Und ſieht entſetzt, wie dort ſchon lauernd
Der Vatermord im Winkel ſteht.

„Verruchter! Schrecklicher! erzähle!
Gabſt du dem eignen Bruder Gift?
Schlägt keine Furcht dir in die Seele,
Daß dich die Strafe Gottes trifft?“

Dies Zürnen iſt nur Windesfächeln
Für Cäſar, den verruchten Sohn,
Er läßt das arge kalte Lächeln
Nicht fort ſich von den Lippen drohn;

Sein Lächeln, ſtill und ungeheuer,
Zielt auf des Pabſtes wundes Herz;
Alſo umſchwebt ein ſtiller Geier
Ein blutend Wild voll Angſt und Schmerz.

Und in den Zeichen bittrer Leiden
Auf ſeines Vaters Angeſicht
Läßt Cäſar ſeine Blicke weiden,
Bis endlich er gelaſſen ſpricht:

„„Ich ſegle frei im Meer der Lüfte;
Bis ich verſinke, bleib' ich flott;
Mich ſchreckt ſie nicht die Fabelküſte:
Ich glaub', wie du, an keinen Gott!

Doch hab' ich dem nicht Gift geſpendet;
Das Gift verfehlt des Weges leicht.
Verlangt dich's, wie dein Fürſt geendet,
Sei noch ein Mährlein dir gereicht.

Ich bin ein Pfaff mit frommen Mienen,
Und bin ein braver Zeidler auch;
Ich hege einen Stock voll Bienen,
Gewärtig meinem Blick und Hauch.

Macht mich einmal ein Feind ergrimmen,
Gleich wird die Schuld an ihm gerächt,
Denn ſchwärmen laſſ' ich meine Immen,
Ein ſtachelrüſtiges Geſchlecht.

Die Bienen folgen meinem Zorne,
Sie ſtechen friſch und wacker zu;
Mein Feind empfängt mit ihrem Dorne
Den Honig auch der Todesruh.

Du treibſt ja in profanen Stunden
Auch Bienenzucht, und manchen Mann
Hat nur der Stachel überwunden,
War ihm zu ſtumpf der ſcharfe Bann.""

Und ſchwer gedenkt der Pabſt des herben
Und warnenden Synodenſpruchs,
Der die verbotnen Leibeserben
Der Prieſter — Söhne nennt des Fluchs.

Die Peſt.

I.

„Nimm du mein Ringlein, gib mir deines!
Komm Täubchen, bau'n wir unſer Neſt!“ —
Das Neſt bleibt leer, denn ach! ein Kleines,
So ſterbt ihr beide an der Peſt!

„Spielt auf! ſchenkt ein! und dann willkommen!
Hinunter noch den ſüßen Reſt!“ —
Ja wohl! du wirſt am Wort genommen,
Schon hat ergriffen dich die Peſt!

„O Kerkernacht, o bittres Härmen!
Wie quälend mich die Kette preßt!“ —
Wirſt nimmer lang das Eiſen wärmen,
Noch heute ſtirbſt du an der Peſt!

„Viel Sünden noch . . . doch ſpringt die Heerde
Mir durcheinander; . . . . haltet feſt!“ —
Am Beichtſtuhl fällt er todt zur Erde;
Und hat ihn abſolvirt die Peſt?

„Triumph! wie ſchön das Blutgerinnſel
Dem bleichen Ecce homo läßt!“ —
Da reißt ihm aus der Hand den Pinſel
Und malt ihn ſelber bleich — die Peſt.

Von Haus zu Haus, und hüben, drüben,
Des Todes furchtbar Einerlei;
Er geht herum, euch einzuüben
Die Miſerere-Litanei.

Verſtockte Herzen! o Verbrecher!
Wenn euch Girolamo nicht rührt,
So merket auf den andern Sprecher,
Der eine ſchärfre Sprache führt!

Es will erſchüttern und erweichen
Der Tod die harte Sünderſchaar;
Hoch baut die Kanzel ſich aus Leichen
Der ernſte, ſtrenge Miſſionar.

Schon hat der Prediger verwendet
Viel Männer, Weiber, welk und grau;
Viel Jugend, Schönheit auch verſchwendet
Auf ſeinen raſchen Kanzelbau.

Auch hat er ſchon aus eurer Mitte
Manch holdes Kindlein weggepflückt,
Die Kanzel ſich, nach frommer Sitte,
Mit Engelsbildern ausgeſchmückt.

II.

Nun ſchleicht mit Zittern und mit Beben
Die Freude als ein Jammerbild,
Nun irrt das kecke Lüſteleben
Ein rettungslos umſtelltes Wild.

Verödet ſind die Tiſch' und Bänke,
Der Spielmann fort mit ſeinem Lied,
Nun ſteht der Wirth in ſeiner Schenke
Als in der Klauſ' ein Eremit.

In den verlaſſnen Kirchenhallen
Kniet hier und dort ein Beter kaum,
Blickt ſcheu, daß im Vorüberwallen
Ihn Niemand ſtreife mit dem Saum.

Dort wieder ſchreiten Prozeſſionen
Mit Kreuz und Fahne, flehen, ſchrein,
Gott wolle doch der Sünder ſchonen
Und ſeine Schrecken fangen ein.

Unmuthig ſchleichen die Gewerbe,
Der Hader vor Gerichte ſchweigt,
Wo jeder denken muß: ich ſterbe
Vielleicht eh ſich die Sonne neigt.

Am Spiegel ziert mit eitlem Sinne
Sich dort ein buhleriſches Weib;
Doch traurig hält ſie plötzlich inne,
Gedenk, wie ſterblich dieſer Leib.

Sie will kein falſches Roth mehr nehmen
Auf ihre Wangen welk und fahl;
Sie mag ſich vor den Würmern ſchämen,
Für die ſie bald vielleicht das Mahl.

Wer ſchon den Feind will niederboren,
Ihm nach mit ſcharfem Dolche zieht,
Er hat die Luſt dazu verloren,
Als er die vielen Leichen ſieht.

Vor dieſem Lauern, dumpfen Drohen,
Vor dieſem angſtgedrückten Gram
Sind Wunſch und Leidenſchaft geflohen,
Des Unglücks Furien wurden zahm.

Die Roſſ' am Leichenwagen werden
Bei Tag und Nacht nicht ausgeſchirrt;
Verzweiflung rufen die Geberden,
Die Sprachen haben ſich verwirrt.

Die Liebe hat ihr Wort verloren,
Denn tödtlich ward ihr Hauch, ihr Kuß,
Und mit dem Tod hat ſich verſchworen
Treulos ihr ſanfter Blumengruß.

Wie mit den Gaben und Geſchenken
Das Herz die Liebe ſonſt empfieng,
Und ſich ihr ſüßes Angedenken
An ihre Zeichen zaubernd hieng;

So heftet jetzt ſich das Verderben
An Liebeszeichen leisgeheim,
Am Schmucke klebt ein bittres Sterben,
Am ſchmeichelnden Sonettenreim.

Du arme Mutter! zittre, zittre,
Wenn deine Bruſt den Säugling ſtillt;
Weißt du, ob nicht der Tod, der bittre,
Aus deiner Bruſt dem Kinde quillt?

III.

Zwei Künſtler wollen übernachten
Im üpp'gen Mediceerhain,
Die Griechenbilder zu betrachten
Beim klaren milden Mondenſchein.

Buonarotti wandelt gerne
Mit ſeinem Freund Da Vinci dort,
Im Künſtlerhain, beim Licht der Sterne,
Zu ſprechen ein begeiſtert Wort.

Gerüſtet ſind ſie heut mit Krügen
Falerners, den Horaz auch ſchwang,
Wenn er, einladend zum Vergnügen,
Sein morituro Deli! ſang.

Sie wollen Freunden, die verblichen,
Dartrinken einen Becher noch
Im Angeſicht der ſchönen Griechen;
Und ihrer Kunſt ein Lebehoch.

Und ſollt' auch ſie der Tod verlangen,
So wollen ſie den ſchlimmen Gaſt
Im Kreis des Schönen hier empfangen,
Und rings von Frühlingsluſt umfaßt.

Die Statuen auf die bangen Klagen
So klar und heiter niederſehn,
Wie ſie geſehn in alten Tagen
Denſelben Jammer zu Athen;

Wie ihnen dort das immergleiche
Antlitz geſtört kein Leidenszug,
Als ihren Freund man, eine Leiche,
Den Perikles vorübertrug.

Die Frühlingslüfte flüſtern, ſcherzen,
Und halten in den Lauben dicht
Glühwürmer ihre ſchwanken Kerzen
Verſteckten Roſen ins Geſicht.

Die muntern Frühlingswinde ſtehlen
Den Blumen ihr Geheimniß bald,
Das ſüße Duften, und erzählen
Frohlockend es im ganzen Wald.

Im Buſche ſingen Nachtigallen
Ihr ungeſtörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbeflimmert ſchallen,
Die Wolk' am Himmel luſtig zieht.

Die Kunſtgenoſſen ſtehn und ſtarren
Entzückt auf ein Apollobild:
Da rollt vorbei der Leichenkarren,
Und draußen ruft die Klage wild.

Die Nachtigallen jubeln freier,
Und süßer duftet's durch die Nacht,
Der Mond durchbricht den letzten Schleier,
Und heitrer noch Apollo lacht.

Wie mählig an den Gartenmauern
Der laute Leichenzug verhallt,
Ergreift die Freunde bittres Trauern,
Ein Grollen faßt sie mit Gewalt.

Schon hatten sie den Wein geschwungen,
Den lieben Freunden in der Gruft,
Den Griechengöttern angeklungen;
Doch jetzt Buonarotti ruft:

„Du Mörder und Orakelsprecher!
Du lächelst unserm Jammer Spott!"
Und schmetternd wirft er seinen Becher
Ans Marmorherz dem Griechengott.

„Da Vinci, komm aus dieſen Hainen,
Sie dünken mich ſo fremd! ſo leer!
Die Vögel zwingen mich zu weinen,
Der Duft der Blumen drückt mich ſchwer.

Hier ſteht der Menſchenſchmerz inmitten
Der fremden Kunſt, und der Natur,
Von ihren Herzen abgeſchnitten,
Gehöhnt von ihrer Freudenſpur.

Doch, ſiehſt du dort ob jenen Zweigen
Das Kirchenkreuz im Mondenſtrahl?
Siehſt du den Gott herab ſich neigen
So mitleidsvoll zu unſrer Qual?

Schon wieder rollt der Leichenwagen
Vorbei dort an der Gartenwand;
Doch tröſtend weiſt das Kreuz den Klagen
Hinüber in das Heimathland.

Was einſt Girolamo bedauernd
Dem ſterbenden Lorenzo ſprach,
Das ward bei dieſen Klängen ſchauernd
In meinem Herzen wieder wach.

Mir ſtrömt es freudig von den Wangen,
Denn plötzlich, durch des Schmerzes Gunſt,
Iſt meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Chriſtenkunſt.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein ſchöner Schutt mir kund,
Der uns die Wurzel will erſticken
Auf unſerm eignen Lebensgrund.“ —

Da Vinci ſchweigt, er trauert milder;
Doch kaum verhallt der Jammerton,
So wandeln neue, große Bilder
Durch ſeine große Seele ſchon.

Das himmliſche Gemälde zündet
In ſeiner Bruſt, ein Wunderſtrahl:
Wie Jeſus den Apoſteln gründet
Das „Denket mein!“ im Abendmahl.

Und Michel Angelo, der wilde,
Die Augen mit der Hand bedeckt,
Er iſt von einem neuen Bilde
Entzückt im Herzen und erſchreckt.

Aus ſeinem ungeſtümen Grame,
Wie Sonnenſchein aus Wetterflor,
Taucht plötzlich ihm die Kreuzabnahme
Unwiderſtehlich jetzt hervor.

Die vier Geſtalten ließ ihn ſchauen
Ein geiſtdurchglühter Augenblick;
Und kühn beſchließt er, ſie zu hauen
Zuſammt aus einem Marmorſtück.

IV.

In Florenz kann nur Einer halten
Sein Herz in klarer Heldenruh;
Nur Einer ſieht dem Todeswalten
Mit unerſchrockner Seele zu.

Girolamo, noch unermattet,
Einſam in ſeiner Zelle wacht;
Gepflegt, getröſtet, und beſtattet
Hat er von früh bis Mitternacht.

So mancher Bettler auf dem Wege,
Den Alles nun verſtieß und floh,
Ward in das Kloſter mild zur Pflege
Genommen von Girolamo.

Wenn auch der Bettler mußte ſterben,
War doch des Priors Wort vielleicht
Das Freundlichſte, was ſeinem herben,
Freudloſen Leben ward gereicht.

Als ſich ſein Geiſt hinweggeſchwungen
Aus dieſem dumpfen Jammerort,
Iſt ihm verſöhnend nachgeklungen
Des Priors liebevolles Wort.

Girolamo in ſeiner Zelle
Bei ſpäter Lampe ſinnt und ſchafft;
Denn unverſiegbar iſt die Quelle,
Woraus er tränket ſeine Kraft.

Er widmet ſeinen Tag den Kranken;
Ein Arzt zu ſein der Chriſtenheit,
Dem großen heiligen Gedanken
Iſt ſeine ſtille Nacht geweiht.

Nun ſchreibt er Briefe, mächt'ge Briefe,
Er ſchildert dringend, heiß und wahr,
Des Abgrunds unheilvolle Tiefe,
Der Kirche dringende Gefahr.

Daß Gott die Kirche will erneuern,
Sein Schreiben an den Kaiſer ſpricht;
Er ſucht den Kaiſer anzufeuern
Zu ſeiner Schutz- und Schirmespflicht.

Den König Frankreichs will er wecken
Mit einem Briefe kühn und frei;
Wird ihn nicht rühren und erſchrecken
Der Kirche Noth und Hülfeſchrei?

Den Königen von Spanien ſchreibt er,
Wozu der Herr die Throne ſchuf;
Den König Ungarns, Englands treibt er
Zu ſeiner Pflicht mit ſcharfem Ruf.

Er mahnt ſie alle, zu vereinen
Ein chriſtliches Concilium,
Auf dem er ſelber will erſcheinen,
Und ſtreiten für das Heiligthum;

Wo er die Stimme will erheben,
Anklagen laut der Kirche Haupt,
Den Pabſt mit ſeinem Laſterleben,
Den Sünder, der an Gott nicht glaubt;

Den frechen Borgia, der als Waare
Für ſchnödes Geld mit Trug und Liſt
Erkauft die heilige Tiare,
Der ſie nun trägt als Antichriſt.

Der Bann.

Savonarola iſt als Ketzer,
Falſcher Prophet, untreuer Hirt,
Als ein Rebell und Volksverhetzer
Vom Pabſte excommunicirt.

Der Feinde ſtürmiſches Frohlocken
Umbraust den Dom, wo man zur Stund
Beim lauten Schall der Todtenglocken
Dem Volke macht das Breve kund.

Der Biſchof im Ornat verkündet
Des Bannes ſchauerlichen Spruch;
Vier Fackeln werden angezündet
Und ausgelöſcht mit einem Fluch:

„Dreimal hat dich nach Rom gefodert
Der Pabſt, zur Gnade dir bereit;
Umſonſt! nur wilder aufgelodert
Biſt du im frevelhaften Streit!

Girolamo! das Licht der Gnade
Liſcht aus wie dieſer Kerzen Schein!
Geh hin und wandle deine Pfade
Verflucht und finſter und allein!

Du haſt mit frechem Lügenmunde
Irrſal und Zwieſpalt uns gebracht.
Die Kirche ſtoßt aus ihrem Bunde
Hinaus dich in die Heidennacht!

Willſt du noch eine Predigt wagen,
So ſei, wer immer ſie beſucht,
Wie du vom Kirchenbann geſchlagen,
Wie du verſtoßen und verflucht!

Den Sünder ſoll kein Segen laben,
Das Sacrament ſei ihm verwehrt,
Und ſtirbt er, werde nicht begraben
Sein Leichnam in geweihter Erd'!“ —

Vier Fackeln haben ſie gezündet
Und ausgelöſcht mit einem Fluch,
Und haben ſo der Welt verkündet
Des Kirchenbau's Zuſammenbruch.

Sie zeigten, ihre eignen Richter,
Daß frevelnd in der Welt des Herrn
Sie löſchen möchten, wie die Lichter,
Die vier Evangeliſten gern.

Doch unauslöſchlich brennen dieſe,
Vom Hauche Gottes angefacht,
Zu leuchten nach dem Paradieſe
Sieghaft durch tiefſte Sündennacht! —

Der Prieſter ſchweigt, mit dumpfen Schauern
Verſtummt das Volk, die Glocke hallt,
Nachſummend, durch des Domes Mauern,
Der Rauch noch von den Fackeln wallt.

Erklungen iſt am ſelben Orte
Der Fluch, alwo ſeit manchem Jahr
Des Banngetroffnen Segensworte
Zu Gott gelenkt die Seelenſchaar.

Wird ſich dem Kirchenbanne neigen
Girolamo, der Gottesheld?
Wird er das Wort des Heils verſchweigen,
Vom Fluch geſchlagen aus dem Feld? —

Der Biſchof hat den Dom verlaſſen,
Ein langer Zug der Kleriſei
Folgt nach, die den Gebannten haſſen,
Und tobend ſtrömt das Volk herbei.

Die Feinde jubeln und verbreiten
Mit Fleiß von Mund zu Mund den Bann;
Doch Pabſt und Bann verachtend ſtreiten
Die Freunde für den theuren Mann.

Kaum iſt die Wuth der Peſt gemildert,
Und kaum vernarbt der Todesharm,
So iſt auch ſchon zurückverwildert
Der Feinde ſittenloſer Schwarm.

Und auf den Straßen um die Wette
Erſchallt Geſang und Lautenton,
Hier Spottcanzonen, dort Sonette,
Dem Sittenprediger zum Hohn.

Das Laſter ſcheint vom Pabſt geadelt,
Weil er den Mönch geſtraft ſo ſchwer,
Der es am bitterſten getadelt,
Und kecker ſchreitet es einher.

Zum Trotz dem ſtrengen Sittenmeiſter
Wird nun geſpielt, gezecht, gebuhlt;
Die dreiſten Buben werden dreiſter
Und häufen prahlend Schuld auf Schuld.

Und tobend rufen die Geſellen
Bei Nacht San Marco's Kloſter wach,
Und ſchmetternd fliegen in die Zellen
Den Brüdern Steine, Fluch und Schmach.

Savonarola's Freunde werden,
Wo einer ſich erblicken läßt,
Verhöhnt mit Worten und Geberden;
Doch halten treu an ihm ſie feſt.

Die Freunde können nicht vergeſſen,
Sie werden ſein geweihtes Wort
Nur tiefer in das Herz ſich preſſen,
Als ihres Lebens beſten Hort.

Es wird Domenico vor allen,
Der treuſte Freund Girolamo's,
Von Spott und Läſtrung überfallen;
Doch trägt er kühn des Freundes Loos.

Er tritt den Wüthenden entgegen,
Er ruft es auf den Straßen laut:
„Des Böſen Fluch iſt Gottes Segen,
Schon flieht die Nacht, der Morgen graut!

Der Nebel weicht, ſo ſchwarz und dichte
Ihn auch die röm'ſche Nacht ſich ſpann,
Und fliehend ruft dem Tageslichte
Die Nacht vergebens ihren Bann.

Des Frommen dringendes Betheuern,
Und jeder Herzſchlag früh und ſpät:
Daß ſich die Kirche muß erneuern,
Iſt wahr, er iſt uns ein Prophet.“

Domenico ruft auf der Straße,
Und kündet von der Kanzel auch
Entſchloſſen, daß er nimmer laſſe
Vom Freunde bis zum letzten Hauch.

Er mahnt das Volk, daß es den Ränken,
Dem Zorn der Feinde zittre nicht,
Und keines Fluches zu gedenken,
Wenn ihm Savonarola ſpricht.

Der Glaube iſt der höchſte Segen,
Und beſſer iſt's, den müden Staub
Ins ungeweihte Grab zu legen,
Als daß der Geiſt des Todes Raub. —

In mancher Seele wankt das Hoffen
Weil nun des Bannes grauſer Strahl
Italiens reinſtes Haupt getroffen,
Die Kunde fliegt durch Berg und Thal.

Wer wird uns nun die Predigt halten?
Wer kämpft wie er ſo kühn? wer ſiegt?
Wer wird das Herz dem Teufel ſpalten,
Wenn unſer Held in Banden liegt?

So hört ihr manchen Chriſten klagen;
Wie eine dunkle Wolke geht
Durchs Land ein trauriges Verzagen,
Vom Hauch der Kunde fortgeweht.

Und mancher, der an fernem Orte,
Bedauert es nun doppelt ſchwer,
Daß er verſäumt des Frommen Worte;
Nun hört er ihn wohl nimmermehr?

Nach Florenz wallt das Volk in Schaaren,
Das ihn noch einmal ſchauen muß,
Vielleicht fürs Leben zu bewahren
Von ihm noch einen Scheidegruß

Doch iſt zu früh noch ſolches Bangen,
Noch iſt's gekommen nicht ſo weit,
Daß ſie den Mann in Ketten zwangen,
Noch kämpft er fort den großen Streit.

Nicht hemmt auf ſeinen Gottespfaden
Das Banngeräuſch den kühnen Mann;
Wie nicht das Zirpen der Cicaden
Den Schritt des Helden ſtören kann.

Wenn Heimchen auch den Helden mahnen,
Daß bald ihn, bald der Raſen deckt,
Ihm iſt der Tod ein ſüßes Ahnen,
Und vorwärts eilt er ungeſchreckt.

Girolamo die heiße Fehde
Des Herrn noch immer treulich ficht;
Und alſo ſeine Kanzelrede
Dem Bannesfluch antwortend ſpricht:

„Prälaten ſind allein mit nichten
Die Kirche, und auch nicht zumeiſt;
Sie ſoll aus Allen ſich errichten,
Bei welchen Glaub' und heil'ger Geiſt.

Chriſtus, der auf dem Kreuz verſchieden,
Iſt unſer Mittler, Er allein;
Der Klerus ſoll zum Gottesfrieden
Ein Führer nur nicht Mittler ſein!

Das Evangelium iſt das Leben;
Das nur kann gültigen Entſcheid
Und Richterſpruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Chriſti ſeid.

Das iſt die Wurzel, ewig bleibend,
Unſchütterlich, und ohne Raſt
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Aſt zu Aſt.

Der Eiche grünes Leben ſprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der Gnade Thau und Sonnenſchein;

Doch was der Wurzel nicht entſproſſen,
Iſt falſch, wenn's auch ſich heilig nennt;
Wem Nebel nicht das Aug umfloſſen,
Die Miſtel von der Eiche trennt.

Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Iſt uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Miſtel, wuchernd an der Eiche,
Das iſt die falſche Tradition.

Im Eichenlaub als Vöglein ſingen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Miſtelbeeren aber bringen
Dem Teufel ſeinen Vogelleim.

Ihr führt gen Gott ein eitles Kriegen,
Wenn auch der Tod mich bald verſchlingt,
So wird die ſtarke Hand doch ſiegen,
Die mich als ihren Hammer ſchwingt.

Das jammervolle Truggerüſte,
Das ſich die Kirche Chriſti heißt,
Der Bau, den freches Erdgelüſte
Gethürmet, nicht der heil'ge Geiſt;

Die Hand des Herrn wird niederſchlagen,
Und euer Werk zerbricht, zerſtiebt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menſchen liebt!"

Der Pabſt und Mariano.

Verſtimmt iſt heut der Pabſt und düſter,
Mariano wehrt ihm den Verdruß
Umſonſt mit ſchmeichelndem Geflüſter,
Ein jedes Wort Pantoffelkuß.

Wohl ſchwieg der röm'ſche Vater lange
Und ſchloß ins Herz den ſcharfen Dorn;
Doch endlich reißt des Schweigens Spange
Von ſeiner Bruſt der ſtarke Zorn:

„Girolamo will ſich nicht fügen,
Der Kirche tiefentrathner Sohn?
Wagt immer noch Prophetenlügen,
Und predigt offne Rebellion?

Sieh dieſen Brief des Ungeheuers,
Den ihm ins Herz der Teufel blies,
Voll Rednerkraft und wilden Feuers;
Das ſchrieb er an den Kaiſer, lies!

Mein braver Fuchs im Hermeline,
Mein Sforza fieng den Brief mir auf,
Und kam damit, daß er mir diene,
Selbſt hergerannt in vollem Lauf.“

Mariano lieſt die kühnen Zeilen
Des Mannes, der ihn einſt beſiegt,
Er lächelt, murmelt unterweilen,
Indem ſein Aug das Blatt durchfliegt:

„„Concilium? ... den Pabſt verklagen? ...
Jetzt iſt der Braten gar gebeizt;
Nun gilt's kein Zaudern mehr und Fragen,
's iſt Zeit, daß man die Küche heizt.““

„Mariano, ſchweig, daß ich erzähle
Dir meinen Traum von letzter Nacht;
Das Bild hat mir erquickt die Seele,
Wie mir noch nie ein Traum gelacht.

Ich ſah den jüngſten der Propheten,
Der in Florenz ſich hören läßt,
Wie er dem älteſten Propheten
Der Griechen bieng am Halſe feſt.

Girolamo, den böſen Rangen,
Sah ich entzückt in meinem Traum
Erdroſſelt und verſchwiegen hangen
Am dodonäiſchen Eichenbaum.

Nun iſt wie Zeus mit ſeinem Strauche,
Des Traumes ſüßer Anblick fort;
Doch von des Mönches gift'gem Hauche
Noch nicht des Pabſtes Macht verdorrt.

Und will der Ketzer nicht gehorchen:
Iſt auch die Eiche längſt dahin,
Noch ſtehn im Walde meine Forchen,
Und luſtig brennt der fette Kien!“

Des Pabſtes ränkevoller Diener
Mariano ihm zu Füßen ſank,
Der ehrſuchtkranke Auguſtiner
Iſt auch vor Durſt nach Rache krank:

„„Was ich dich jüngſt ſo heiß beſchworen
Im Cardinalscollegium,
Solang die Macht dir nicht verloren,
O mache den Propheten ſtumm!

Der Teufel ſchliff ihm tauſend Zungen,
Zu kämpfen ſeine böſe Schlacht,
Bald hat er in den Staub gerungen
Sanct Peters Kraft und Schlüſſelmacht.

Du kannſt nicht löſen mehr und binden,
Wenn nicht das Feuer ihn erſtickt,
Du donnerſt deinen Zorn den Winden,
Cenſuren, Bann und Interdikt.

Girolamo blieb unerſchrocken,
Als man im Florentiner Dom
Verlas beim Schall der Todtenglocken
Des heil'gen Vaters Brief aus Rom.

Dein Breve hat ihn nicht gebrochen,
Und ſeine Seele rührt' es nicht,
Daß ſie den Bann ihm dort geſprochen,
Verfluchend bliesen aus das Licht.

Das Blatt mit deinem Zorn beladen
Girolamo mit Füßen tritt,
Als wär's ein Blatt auf Waldespfaden,
Das welk und matt vom Baume glitt.

Der Tolle predigt jetzt noch freier.
Hat er nicht jüngſt zu deiner Schmach
Verſpottet laut die Bannesfeier,
Als er zur Kirche alſo ſprach:

„Euch wird die Hand des Herrn zerſchlagen,
Und eure Macht zerbricht, zerſtiebt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menſchen liebt!“ —

Da ruft der Pabſt: „Ich aber werde,
Girolamo, du ſchlimmer Gaſt!
Hinweg dich tilgen von der Erde,
So wahr dich Alexander haßt!

Wir wollen dieſem feurigen Streiter
Als zündbares Concilium
Zuſammenrufen dürre Scheiter;
Er ſterbe für ſein Heiligthum!“

Die Verhaftung.

Warum hat ſich gen ihn verſchworen,
Den Frömmſten, ſeiner Feinde Wuth?
Weil er die Böſen und die Thoren
Auch ſchaffen wollte fromm und gut;

Weil er ſo muthig eingedrungen
Auf ihrer Sünden freches Heer,
Weil er auf ſie ſein Wort geſchwungen
Als eine furchtbar ſcharfe Wehr.

Wenn auch ihr Laſterleben dauert,
Die Freude dran iſt dennoch wund;
Ein heimliches Entſetzen kauert
Doch in des Herzens tiefſtem Grund.

Von Magiern alte Mähren künden,
Daß ihre Kunſt den Zauber barg,
Dem balſamirten Leib zu zünden
Ein ew'ges Lichtlein in den Sarg;

Daß bei dem nieverglommnen Dochte
Die Seele, wenn ſie eitel war,
Den theuern Leib beſchauen mochte,
Der ſonſt ihr wäre unſichtbar.

Girolamo hat ſolche Kerzen
Gepflanzt, dem Sünder zum Verdruß,
Der noch im weltbegrabnen Herzen
Der Unſchuld Leiche ſchauen muß.

Sein Wüthen iſt verſtecktes Klagen,
Daß er nicht löſchen kann das Licht,
Daß er ſich nimmer kann entſchlagen
Dem innern, traurigen Geſicht. —

Die Brüder in San Marco ſingen
Die Veſper, friedlich und erbaut,
Als plötzlich an die Pforten dringen
Des Priors Feinde ſtürmiſch laut.

Des Priors Ruf an ſeine Treuen,
Allein mit geiſtlicher Gewalt
Zu ſtehn der Feinde wildem Dräuen,
Im ſteigenden Tumult verhallt.

Sie rütteln, pochen an den Thüren,
Sie ſteinigen das Gotteshaus,
Und rufen unter Racheſchwüren:
„Gebt den Propheten uns heraus!“

Sie zünden Feuer an den Schwellen,
Die Flamme brennt die Pforten auf,
Einbrechen jetzt die Mordgeſellen,
Wie auf den Raub ein Tigerhauf.

Des Priors Freunde doch nicht weichen;
Sie haben ſich um ihn geſtellt,
Die Kirche hallt von Waffenſtreichen,
Von Kampfgeſchrei, und Mancher fällt.

Vor allen führt die ſcharfen Hiebe
Der wackre Deutſche todesſchwer,
Der einſt Girolamo zu Liebe
Aus fernem Lande zog daher.

Jetzt hat er einem Feind gerungen
Den Büchſenhaken aus der Hand,
Und nimmt, da ihm ſein Schwert zerſprungen,
Die Kanzel ſich zum Schützenſtand.

Und wer am wildſten iſt zu ſchauen,
Wer ſchon Girolamo bedroht
Und nah, zu ihm ſich durchzuhauen,
Den ſchießt der tapfre Deutſche todt.

Bereit, für ſeinen Freund zu ſterben,
Denkt er: „du Frommer ſchütztest mir
Getreu die Seele vor Verderben,
Ich ſchütze dir den Leib dafür!“

Noch immer wächſt im wilden Kampfe
Der Streiter Zahl und ihre Wuth,
Der Athem ringt mit Rauch und Dampfe,
Die Füße baden ſich in Blut.

Wo ſie Girolamo bedrängen,
Iſt das Getümmel alſo dicht,
Daß ſperrend ſich die Arme zwängen,
Und Mancher mit den Zähnen ficht.

Nur hier und dort führt einer ſchlagend
Mit freiem Schwung das Mordgeräth,
Die andern Streiter überragend,
Weil er auf einer Leiche ſteht.

Da ſtoßt ein Junge mit der Picke
Ein Fenſter aus, der Qualm entweicht,
Es ruht der Kampf für Augenblicke,
Als nun die Luft erquickend ſtreicht.

Doch hat der Windhauch bald belebend
Des Zornes Flammen friſchgefacht,
Der Streit, zur Vesper ſich erhebend,
Tobt fort, ſchon iſt es Mitternacht.

Girolamo's getreue Wächter
Umſchützen ihn, ein feſter Wall,
Und ſterbend büßen hundert Fechter
Den immer neuen Ueberfall.

Jetzt plötzlich donnern um die Mauern
Feldſtücke rings, von Schreck verwirrt,
Die Kämpfer da zuſammenſchauern
Und ruhn, die Kirche bebt und klirrt.

Sturmglocken ſchallen, und Trommeten
Zur Thür herein gebieten Halt;
Mit Fackeln in die Kirche treten
Die Boten jetzt der Staatsgewalt.

Die Boten künden, Ruh zu ſchaffen:
„Wer, Laie, nicht in aller Eil
Das Kloſter flieht und ſtreckt die Waffen,
Stirbt als Rebell vom Henkerbeil!“

„Girolamo in allen Gnaden,
Und Fra Domenico wie er,
Iſt vor die Signorie geladen,
Geſichert ihre Wiederkehr!“

Und dumpfe Stille folgt dem Mahnen,
Denn mächtig jedes Herz ergreift
Ein frohes, oder banges Ahnen,
Daß jetzo das Verhängniß reift.

Girolamo mit ſanftem Leide
Gehorcht, ihm ſagt des Herzens Drang,
Daß er von hier auf immer ſcheide,
Daß dieſer Schritt ſein Todesgang.

Das Kloſter muß er nun verlaſſen,
Wo er ſo lang für Gott gelebt,
Die Wehmuth will ihn mächtig faſſen,
In ſeinem Aug' die Thräne ſchwebt;

Doch freudig ſiegt die Todesweihe:
Er ſpricht den Freunden ſeinen Gruß,
Umarmend gibt er in der Reihe
Den Brüdern noch den Scheidekuß.

Bevor er ſchreitet durch die Pforten,
Spricht er, wie es gebeut die Friſt,
In ſtarken und gedrungnen Worten
Den Wunſch, der all ſein Leben iſt.

Er mahnt die Brüder, nicht zu zagen,
Dem Sturm zu trotzen ohne Scheu,
Die Wahrheit in die Welt zu tragen
Durch Noth und Tod, dem Herrn getreu.

Die treuen Freunde weinen bitter,
Die ſchlimmen Feinde lärmen froh,
Und ſchluchzend küßt der deutſche Ritter
Die Schulter dem Girolamo.

Freudvoll hat ſich der ſtetsbewährte
Domenico zu ihm geſtellt,
Entſchloſſen, als ſein Kampfgefährte
Sein Loos zu theilen, wie es fällt.

Die Signorie, die gnadenreiche,
Läßt ſie, daß keiner dem Geſchick
Im wirren Volkstumult entweiche,
Zuſammenfeſſeln mit dem Strick.

Als sie die Hand dem Büttel senken,
Zu jeder Schmach und Qual bereit,
Begegnet sich ihr Blick, sie denken
Zugleich an ihre Jugendzeit.

Sie denken an die traute Zelle,
An jene Gottgeweihte Stund,
Als sie bei goldner Abendhelle
Geschlossen ihren ernsten Bund;

Als sie manch ahnend Wort gesprochen
Vom Prager Hieronymus,
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerschütterlichen Huß.

„Wohlan!“ — so thut im Herzen Beiden
Der Muth den gleichen kühnen Schlag —
„Die Zeit ist da für Kampf und Leiden,
Wo sich die Treu erproben mag!“

Sie ſchreiten fort, durch Feſſelflechten
Und ihren treuen Muth vereint,
Umringt von rauhen Waffenknechten,
Vom Volk verflucht, verhöhnt, beweint.

Alexanders Freude.

Girolamo und den Genoſſen
Der tückiſche Pallaſt empfängt;
Schon werden auf geſchwinden Roſſen
Nach Rom Eilboten fortgeſprengt.

Die Boten friſch und luſtig reiſen,
Für ſcharfen Ritt ein reicher Sold;
Die Pferde treibt des Spornes Eiſen,
Die Reiter treibt des Pabſtes Gold.

Wie ſank der Pabſt, von Gott verlaſſen,
So tief hinab in Schuld und Noth,
Daß er den Frommen zitternd haſſen,
Und lechzen muß nach ſeinem Tod!

Daß ihm das Wort: „Er iſt gefangen“
Klingt wie berauſchende Muſik,
Und Thränen fallen von den Wangen,
Daß dies ſein frohſter Augenblick!

Der Pabſt, vergeſſend im Entzücken
Die Würde ganz, frohlockend lacht;
Er muß ans Herz den Reiter drücken,
Der ihm das ſüße Wort gebracht.

Und er beruft die Cardinäle,
Und ſeine Freunde dort und da,
Daß allen er voll Haſt erzähle,
Was Gutes in Florenz geſchah.

Und wieder kehrt er zu den Boten
Und forſcht genau nach Allem, fragt,
Ob nicht, als ihm die Waffen drohten,
Das Herz Girolamo's verzagt?

Und als die Büttel mit den Banden
Die Hände ihm zurückgeſchnürt,
Ob da ſein Muth nicht ward zu Schanden,
Und als ſie ihn hinweggeführt?

Doch deſſen gibt es nichts zu künden;
Die Boten meinen: „So wie der,
So ſtarr und feſt in ſeinen Sünden
Iſt keiner hier auf Erden mehr!

Doch Richtern iſt er heimgefallen,
Auf deren Haß ihr trauen könnt,
Daß keiner von den zwölfen allen
Noch einen Athemzug ihm gönnt!“

Des Pabſtes Antlitz Freude funkelt;
Und doch auf ſeinem Angeſicht
Zugleich ein Wölklein Kummer dunkelt:
„Girolamo verzagte nicht!“

Die Andern preiſen Gottes Finger;
Und Mariano jubelt auf,
Daß ſeinen Gegner und Bezwinger
Bezwingen wird der Scheiterhauf.

Nun ſchreibt der Pabſt voll ſüßer Reden
Ein Breve an die Signorie,
Er danket Allen, ſchmeichelt Jeden,
Und nennt den Troſt der Kirche ſie.

Er mahnt ſie dringend, fleht inſtändig,
Nach ſtrenger Inquiſition
Gleich auszuliefern ihm lebendig
Girolamo, den Höllenſohn.

Aus ſeinem reichen Gnadenhorte
Verheißt er ihnen jede Huld,
Und Feuer gießt in ſeine Worte
Der Rache Trieb und Ungeduld.

Der Pabſt ein zweites Breve ſendet
Dem treuen Klerus in Florenz,
Ihm wird die milde Macht geſpendet
Zu einer vollen Indulgenz.

Was Jeder in den letzten Wochen
Verſchuldet, deſſen iſt er rein;
Er ſei der Sünden losgeſprochen,
Und ſollt' es auch ein Mörder ſein. —

Die Boten froh nach Hauſe kehren,
Geſtärkt mit Segen, Speiſ' und Trank;
Am Rücken ſpüren ihre Mähren
Des Pabſtes ſchweren goldnen Dank.

San Marco.

Den Streiter Gottes im Gefängniß
Schon eng und enger jetzt umkreist
Sein ernſtes, drohendes Verhängniß.
San Marco's Kloſter iſt verwaist.

Rings von den Thürmen Glocken ſchallen
Den Freudenruf zum Oſterfeſt;
Nur Eine von den Kirchen allen
Den hellen Ruf nicht hören läßt.

Ein Mächt'ger wird zu Grab getragen,
Poſaunenton und Fackelſchein,
Die Glocken aller Kirchen klagen;
San Marco's Kirche ſchweigt allein.

Und will bei heftigen Gewittern
Mit ſeinen Glocken jeder Thurm
Den Himmel rühren und erſchüttern;
San Marco's Kirche ſchweigt im Sturm.

Den Brüdern nahm der Feinde Rache
Die Glocke fort aus ihrem Haus,
Verloren hat es ſeine Sprache
Bei Freud und Leid und Wettergraus.

Die Brüder leben ihre Stunden
In abgeſchloſſner Trauer hin;
Sie horchen bang den Tageskunden,
Die vielbewegt die Stadt durchziehn.

Beim Pſalmenſang der Matutinen
Hemmt Wehmuth ihrer Seelen Schwung;
Und wenn ſie Gott zur Veſper dienen,
Ergreift ſie die Erinnerung.

An ihn gemahnt ſie jede Stelle,
Den ſie vielleicht nicht wiederſehn,
Sie weinen, wenn ſie an der Zelle
Girolamo's vorübergehn. —

Die Tortur.

Der Morgen kommt, hat noch gefunden
Blutſpuren jener grauſen Nacht.
Savonarola wird gebunden
Ins peinliche Verhör gebracht.

Viel Frevel gibt's, wer kanns verneinen?
Viel Gräuel lebt im Sonnenlicht;
Doch jämmerlichern gibt es keinen,
Als Schurken ſitzend zu Gericht.

Ein Wandrer trägt auf Waldeswegen
Ein Schwert zu ſeinem Schutz; da raubt
Rücklings ein Strauchdieb ihm den Degen
Und ſpaltet ihm damit das Haupt.

Geſetz! wie gleichſt du ſolchem Stahle!
Gericht! wie manchmal biſt du gleich
Dem Räuber, der im dunklen Thale
Dem Wandrer ſchlägt den Todesſtreich!

Die Richter ſitzen in der Reihe,
Von Mördern eine tücht'ge Schaar,
Zwölf Laien ſind es, und zur Weihe
Iſt beigeſellt ein Prieſterpaar.

Jetzt rufen die Inquiſitoren:
„Girolamo! bekehre dich!“ —
„Girolamo! du biſt verloren!“ —
„Den Widerruf! ſprich, Ketzer, ſprich!“ —

„Bekenne, daß du dich verſündigt
An Gott und ſeiner Kirche ſchwer!
Daß du nur Lügen haſt verkündigt,
Das Volk getäuſcht mit eitler Mähr!“

„Was du dem Volke sprachst vermessen
Von Kirchenreformation:
Das widerrufe, sonst entpressen
Wir bald dir einen andern Ton!“

„Und willst du nicht dem Sturme weichen,
Bist du kein lügender Prophet,
Wohlan! mit Wundern und mit Zeichen
Erprobe dich, bevor's zu spät!“

Entgegentritt dem Haß und Grimme
Mit unerschrocknem Angesicht
Girolamo, mit fester Stimme
Spricht er: „„Ich widerrufe nicht!

Was ich verkündigt, wird geschehen:
Des Truges morsche Kette reißt,
Die Kirche Christi wird erstehen
Und siegen wird der ew'ge Geist!

Traun, wollte Gott in Wundern ſprechen,
Er würde wenden euer Herz,
Er würde von der Bruſt euch brechen
Den ſiebenfachen Wall von Erz.

Das wär' ein Wunder, heiſcht nicht andre!
Dies eine thut euch bitter noth.
Ich aber meines Weges wandre,
Und meinen Pfad verſchlingt der Tod.

Bin Werkzeug nur, das Gott erweckte,
Ein Straßenlichtlein in der Nacht,
Das warnend Gott am Abgrund ſteckte,
Ein tönend Horn in ſeiner Schlacht.

Will Gott das Lichtlein nicht mehr brauchen,
So liſcht es aus; doch ſeine Hand
Wird warnend aus dem Abgrund tauchen,
Mit einem hellen Fackelbrand.

Will Gott dies Horn auch nicht mehr brauchen,
Weil lauter wird der Schlachtendrang,
So wird er in ein andres hauchen,
Das rufen wird wie Donnerklang!“

Da schmähn und lästern mit Gepolter
Die Richter, schreien wuthentbrannt:
„Fort mit dem Ketzer auf die Folter!“
Schon sind die Büttel zugerannt.

Girolamo ist fest gebunden,
Ein Strick um seinen Leib sich schlang,
Und hoch hinauf wird er gewunden
An einem Balken mit dem Strang.

Am Stricke stürzt er plötzlich nieder
Bis nah zum Boden mit Gewalt,
Daß ihm der Schmerz durch alle Glieder
Erschütternd zuckt und zerrt und prallt.

Am Seile bleibt er hangend ſchweben,
Da ſchreien ihm die Richter zu:
„Willſt du der Kirche dich ergeben?
Und läſſeſt du den Pabſt in Ruh?“

Ihm bebt der Leib in allen Fugen,
Ihm iſt, als ob im jähen Fall
Gehirn und Herz zuſammenſchlugen,
Gelöst vom ungeheuren Prall.

Im Leidensaufruhr wankt und zittert
Jedwede Fiber, kocht das Blut;
Doch bleibt die Seele unerſchüttert,
Ein großer Schmerz, ein größrer Muth.

Er ſpricht mit ſchmerzgedämpfter Sprache:
„Bei Gott! ich widerrufe nicht!
Und wenn mir eure blinde Rache
Auch jeden Nerv am Leibe bricht!“

Und grimmig ſtaunen ſeine Schergen,
Daß ihn die Qual nicht niederſchlägt;
Es will ihr Zorn die Ehrfurcht bergen,
Die ſich in ihren Herzen regt.

Sie ſtellen ihm noch viele Fragen,
Ob er Rebell und Ketzer ſei,
Und Alles wird zu Schrift getragen,
Und ſeine Antwort, feſt und frei.

Sie möchten gerne ihn verſchlingen
In ihrer Fragen ſchlaues Netz,
Um vor dem Volke aufzubringen
Ein Urtheil nach dem Strafgeſetz.

Doch ſie umſtellen ihn vergebens,
Denn ſeine Worte ſprechen klar,
So wie die Tage ſeines Lebens,
Daß all ſein Wandel fromm und wahr.

Girolamo wird losgebunden
Und ins Gefängniß fortgeschafft,
Daß er in ungestörten Stunden
Zur Folter sammle neue Kraft.

Er kniet und betet händeringend
Einsam in seiner Kerkerhaft,
Er fleht zu Gotte heiß und dringend
Um seinen Segen, seine Kraft:

„Der grause Schmerz will mich bezwingen,
Verlaß mich nicht am End der Bahn!
O Gott! o Gott! laß mich's vollbringen
Und nimm mich als Blutzeugen an!“

Als neu der Morgen angebrochen,
Da kommt mit ihm der grause Schmerz,
Die Richter sammeln sich, und pochen
Dem Streiter wieder scharf ans Herz.

Sie winden ihn empor und werfen
Ihn jach herunter an der Schnur;
Und seine Büttel sinnig schärfen
Mit neuen Qualen die Tortur.

Sie wollen sein Geständniß rauben
Mit einem glüh'nden Kohlenbrand,
Sie brauchen Stachel, Zangen, Schrauben,
Und Zerrgewicht an Fuß und Hand.

Und wieder wird gefragt, geschrieben,
Drei Stunden dauert das Gericht;
Girolamo ist treu geblieben
Dem Wort: „Ich widerrufe nicht!“

Am dritten Morgen halten wieder
Um ihn die Qualen ihren Reihn;
Doch zwingen sie sein Wort nicht nieder,
Wie heftig sie auch stürmen ein.

Verzweifeln muß die Folterfrage,
Und jeder Schreck an ihm zerſchellt.
Alſo verſtreichen ſieben Tage,
Und herrlich ſiegt der Gottesheld. —

Domenico verlangt entſchloſſen:
„Des Freundes Loos ſei mein Geſchick!
Führt ihr zum Tod mir den Genoſſen,
Sei's auch mein letzter Augenblick!“

Und als der Abend niederſchattet,
Da liegt einſam Girolamo,
Von Hunger, Schmerz und Kampf ermattet,
Im Kerker auf dem Häuflein Stroh.

Doch darf ſein Herz den Troſt genießen,
Den ſüßen Troſt: bei Kampf und Leid
Sich traulich feſt an Gott zu ſchließen
In unſtörbarer Sicherheit.

Schlaf ſinket auf den Dulder nieder,
Drückt ihm die heißen Augen zu,
Erquickt ihm die zerſchlagnen Glieder,
Vorſpiel der ſüßen Todesruh.

Er träumt. Er zieht mit ſeinen Eltern,
Die er ſo ſchmerzlich einſt verließ,
Fort zu den himmliſchen Vergeltern,
Sie kommen an das Paradies.

Hoch eine Wand von Edelſteinen
Umſchließt es in kryſtallner Hut,
Die Farben in einander ſcheinen,
Wie Himmelsgluth und Erdenflut.

Die Wand im ew'gen Strahlenfluße
Lebendig um den Hain ſich ſchlingt,
Und von der Mauer hell zum Gruße
Herab ein Chor von Engeln ſingt.

Es klingt, daß manche längſtverlorne
Sehnſucht im Herzen wieder ſchwillt;
Daß ſich im ſüßen Liederborne
Der Durſt der Jugendträume ſtillt.

Es klingt, daß jedes ſchöne Hoffen
Aus ſeinem Grabe ſich erhebt,
Daß jede Freude ſturmgetroffen
Im Herzen ſchöner wiederlebt.

Es rauſchen nie geahnte Wonnen
Im Herzen auf, der Menſch erſchrickt,
Als er ſo tief in dieſen Bronnen
Zum erſtenmal hinunterblickt.

Und jetzo ſich die Mauern ſpalten,
Vom Freudenklange aufgeſprengt,
Ein Chor von himmliſchen Geſtalten
Gaſtlich die Kommenden empfängt.

Nun grüßen ſie, vertraulich lächelnd,
Girolamo, nun kühlen ihm,
Mit ihren ſanften Flügeln fächelnd,
Die heißen Wunden Seraphim.

Die Patriarchen und Propheten,
Die Kirchenväter grüßen ihn,
Apoſtel und Anachoreten,
Und Märtyrer vorüberziehn.

Hoſianna! tönt's im weiten Kreiſe;
Sein Vater ſingt frohlockend mit,
Doch ſeine Mutter ſchluchzet leiſe
Und folgt dem Sohn auf jeden Schritt.

Ihr ſagt mit tröſtender Geberde
Ein Engel, daß von ihrem Kind
Sie nimmer hier geſchieden werde,
Und trocknet ihr die Thräne lind.

Und jetzo auch die Mutter ſinget:
Hoſianna! freudig mit im Chor,
Indem ihr Arm den Sohn umſchlinget,
Den ſie ſo ſchmerzlich einſt verlor.

Sie wandeln fort in Wieſenthalen,
Wo tauſend Blumenvölker blühn,
Die Blüthen ſtrahlen, dunkeln, ſtrahlen,
Es iſt ein athmend Farbenglühn.

Sie wandeln fort in grünen Auen,
Es ſingt und klingt auf jedem Aſt,
Die Vögel neigen voll Vertrauen
Sich nieder nach dem lieben Gaſt.

Und ſüßbeladne Zweige beugen
Credenzend nieder ihre Frucht;
Und Quellen rieſeln klar und ſäugen
Die holden Blumen auf der Flucht.

Es lebt die Luft von Blumenhauchen,
Es bebt die Luft von Liederklang,
Und aus tiefklarem Weiher tauchen
Fiſchlein und tanzen zum Geſang.

Und ſcherzend kommt der flinke Reiher,
Der Fiſchlein auch zum Tanz begehrt,
Hebt's in die Luft; doch in den Weiher
Bringt er's nach Hauſe unverſehrt.

Gazellen weiß, und Lämmer viele,
Und Hermeline, Hirſch' und Reh',
Sie treiben weidend Scherz' und Spiele,
Und trinken aus dem klaren See.

Girolamo begehrt zu wiſſen,
Was dieſe weiße Heerde ſoll?
Und dort die Vöglein ſangbefliſſen?
Und hier die Fiſchlein ſelig toll?

Ein Engel ſpricht: „Die weiße Heerde,
Das iſt die reine Chriſtenſchaar,
Die einſt wird leben auf der Erde,
Frei, fröhlich, aller Sorgen baar.

Das ſind die Menſchen thätig lebend;
Die Vögel dort im grünen Reis,
Das ſind die Forſcher, ſich erhebend
Zu Gott, ihm ſingend Lob und Preis.

Der Reiher ſpielt, Fiſchlein zu necken,
Dort mit verſtelltem Räuberſchwung;
Ein ſcherzend Bild verſöhnter Schrecken,
Des Erdenwehs Erinnerung.

Die Fiſchlein dort im klaren Teiche,
Aufſchnellend friſch im goldnen Glanz,
Sind Kinder, ſchöne, freudenreiche,
Hingleitend leicht im ſel'gen Tanz.“ —

Jetzt — plötzlich ſchweigen die Gefilde, —
Dort, mit dem Kelche in der Hand,
Johannes kommt, der Hohe, Milde,
Und ſegnet lächelnd alles Land.

Es iſt ein tiefes, tiefes Schweigen: —
Johannes auf dem Hügel ſteht,
Mit liebevollem Hauptesneigen,
Und ſo ſein Wort herniederweht:

„O trinket, Blumen! o genießet
Auch ihr mit Freuden Chriſti Blut!“
Und ſprengend aus dem Kelche gießet
Er hin des Weines heil'ge Flut.

Und wie der Kelch die theuren Tropfen
Weithin vertheilend niederthaut:
Bewegt den Grund ein Freudenklopfen,
Und alle Blumen jauchzen laut.

In alle Weiten geht ein Singen,
Ein jeder Halm durch Wies' und Hain
Läßt eine süße Stimme klingen,
Und alle Engel stimmen ein;

Und alle frommen Männer, Frauen,
Ein Jedes froh den Jubel mehrt;
Die Drei erfaßt ein seligs Grauen:
Wie Christus die Natur verklärt.

Je näher sie sich nahn der Mitte,
Wo Gottes Thron erhaben steht,
Je schöner blüht's mit jedem Schritte,
Die ganze Luft wird ein Gebet.

Nun weckt von Paradieseswegen
Den träumenden Girolamo
Sein Herz mit lauten Wonneschlägen,
Nun wacht er auf am Kerkerstroh.

Cecconе.

Schon wird die Kunde laut im Volke:
„Girolamo bekannte nichts!“
Schon lagert drohend eine Wolke
Sich ob den Männern des Gerichts.

Die Folterknechte ſelbſt erzählen,
Daß er geduldig Schmerzen trug,
Wie ſie noch Keinen durften quälen;
Sie meinen ſelbſt: es iſt genug!

Und mancher ſeiner wilden Gegner
Fühlt ſchon zur Milde ſich geneigt;
Und hier und dort ruft ein Verwegner,
Wenn ſich ein Inquiſitor zeigt:

„Habt ihr unſchuldig ihn gepeinigt,
So ſtürmen wir die Signorie!
Dann, Schurken, werdet ihr geſteinigt!
Dann ſchlachten wir dem Pabſt ſein Vieh!“

Die Richter haben Noth und Aengſte;
Wer geſtern noch der Schärfſte war,
Geberdet heut ſich als der Bängſte;
Rathlos verblüfft die ganze Schaar. —

Gott iſt am nächſten wohl den Guten,
Wenn ihre Noth zum Gipfel wächst;
Doch ſoll das Laſter ſich verbluten,
Dann iſt der Teufel oft zunächſt.

Die Richter ſind am frühen Morgen
Verſammelt wieder im Pallaſt,
Voll Zornes, Ungeduld und Sorgen;
Da kommt ein unverhoffter Gaſt.

Da ſchleichet in den Saal der Richter,
Eh wieder das Verhör begann,
Und muſtert lächelnd die Geſichter
Ein kleiner feiner alter Mann.

Ceccone iſt's, den Alle ſcheuen,
Willkommen doch zu dieſer Friſt:
Er kann vielleicht den Sturm zerſtreuen,
Im Land der ſchlauſte Rabuliſt.

Die Richter ſich um ihn befleißen,
Sie drücken ſchmeichelnd ihm die Hand:
„Kann uns vielleicht der Noth entreißen,
O Freund, dein mächtiger Verſtand?“

Und haſtig flüſtert drauf Ceccone:
„„Von Freundſchaft nichts! ich brauche Brod.
Vierhundert Scudi mir zum Lohne,
So helf' ich euch aus dieſer Noth.

Ihr habt aus eurem ſchmalen Hirne
Das letzte Tröpflein Witz gepreßt,
Nun ſitzt die Angſt euch auf der Stirne,
Weil ſich der Mönch nicht zwingen läßt.

Schon murrt das Volk, 's gibt harte Schlappen.
Euch treibt die blinde Angſt, gewiß,
Ihr werdet nicht hinaus euch tappen
Aus dieſer bangen Finſterniß.

Nun? wollt ihr zahlen die Laterne?
Bezahlt ihr nicht, ſo geh' ich fort.““
Die Richter flüſtern: „gerne! gerne!
„Nur ſprich geſchwind ein rettend Wort!“

Ceccone lächelt mit Behagen,
Genießend ſeiner Wichtigkeit;
Er ſpricht: „„Wohlan, hört auf zu zagen,
Zu Hülfe bin ich euch bereit.

Dort hinter jenem Pfeilerſtocke
Pflanzt mir ein Tiſchlein, einen Stuhl,
Das übre führ' ich ſelbſt im Rocke:
Papier und Tint' und Gänſeſpul'.

In jenen Winkel laßt mich kauern;
Unſichtbar, ſtill auf meinem Platz,
Will das Verhör ich ſcharf belauern,
Nachſchreiben ſchleunig Satz für Satz.

Behalten will ich ſeine Worte,
Nur wird die Feder ſacht und fein
Verſchieben ſie von ihrem Orte,
Aus Nein wird Ja, aus Ja wird Nein.

Die Sätze will ich ſchlau verwickeln,
Hier ſchneiden ab zu falſchem Schluß,
Dort weiterſpinnen mit Partikeln;
So daß dies Pfäfflein ſterben mu[illegible]

Schon hat Ceccone ſich gelagert.
Nun tritt Girolamo herein,
Bleich, wund, zum Leichenbild verhagert;
Der Alte blieb ſein Geiſt allein.

Und man verhört den Gottesſtreiter,
Getreulich ſchreibt es der Notar;
Doch ſchreibt im Winkel dort ein zweiter
Und fälſcht die Reden unſichtbar.

Der weiß die Worte umzuſtellen,
Der ſtutzt und ſtreckt ſie ſo gewandt,
Daß hier zum Ketzer und Rebellen
Girolamo ſich klar bekannt.

Und als ſie das Verhör geendigt,
Worin der Held getreu ſich blieb,
Von Schmerz und Schlauheit ungebändigt,
Als der Notar das Letzte ſchrieb:

Da ſchleicht hervor, Unheil zu ſtiften,
Aus dem geheimen Hinterhalt,
Verbergend im Gewand die Schriften,
Ceccone's lauernde Geſtalt.

Und einer naht ihm des Gerichtes
Und reicht die Akten ihm zur Hand:
„Sieh den Prozeß hier dieſes Wichtes,
Was er von Frevеln eingeſtand.“

Ceccone wünſcht, den Fall beklagend,
Den Richtern und der Kirche Glück,
Die ächten Schriften unterſchlagend,
Gibt er die falſchen ihm zurück.

Girolamo muß eilig wandern
Zum Kerker; und begierig rafft
Ein Richter aus der Hand dem andern
Ceccone's Meiſterſtück und gafft.

Sie ſind entzückt; die theuren Zeilen
Nachdoppelt flink ein Schreiber ſchon,
Und ſcharfberittne Boten eilen
Damit nach Rom zum heil'gen Thron. —

Nun lauſcht das Volk, zu jedem Schwunge
Der leichtbewegte, ſchwache Thor:
Ceccone lieſt mit lauter Zunge
Und frecher Stirn ſein Blendwerk vor.

„Wo iſt er? daß wir ihn zerſtücken!“
So brüllt des Pöbels wilder Schwarm.
Des Dulders Freunde unterdrücken
Den Argwohn mit verſchwiegnem Harm.

„„Er wagt es nicht, vor euch zu treten,““
— Beſcheidet ſie Ceccone dreiſt —
„„Denn kundig ward es dem Propheten,
Daß ihr ihn ſteinigt und zerreißt!

Doch mögt ihr euch zufrieden ſtellen,
Das unerbittliche Gericht
Beſtraft den Ketzer und Rebellen
Bald, bald in eurem Angeſicht!“

Der Schwarm hat murmelnd ſich zerſchlagen,
Die Richter athmen frei und froh;
Und hoffnungsloſen Kummer tragen
Die Freunde des Girolamo.

Sein Tod.

Als kaum der frühſte Morgen dämmert,
Wird auf dem Marktesplatze laut
Geſägt, gezimmert und gehämmert
Von tauſend Händen, und gebaut.

Doch heute gilt es keine Buden,
Die lockend ſonſt an dieſem Platz
Das heitre Volk zum Kaufe luden
Mit all des Lebens buntem Schatz.

Die Sonne mit dem Frühlingsſtrale
Bauwerk des Todes heut begrüßt:
Sie ſchlagen auf drei Tribunale,
Sie richten ein Schaffotgerüſt.

Savonarola's Freunde müſſen,
Geneckt von Scherz und ſcharfem Spott,
Der Feinde Rachelust verſüßen
Und mitarbeiten am Schaffot.

Der Biſchof von Vaſona ſchreitet
Jetzt auf das erſte Tribunal,
Von ſeinen Mönchen hinbegleitet,
Zu thun, was ihm der Pabſt befahl.

Der Biſchof ſoll, bevor die Beiden
Empfängt das weltliche Gericht,
Der Kleruswürde ſie entkleiden;
Mit feierlichem Zorn er ſpricht:

„Im Namen Gott des Vaters, Sohnes,
Und heil'gen Geiſtes, und in Kraft
Des römiſchen Apoſtelthrones,
Girolamo, wirſt du beſtraft:

Wirft du des geiſtlichen Gewandes,
Und aller Weihen, jeder Macht
Und jeder Gunſt des Prieſterſtandes,
Dem du nur Schand' und Schimpf gebracht:

Entſetzt, beraubt, und ausgezogen,
Dich ſtoßt die Kirch' aus ihrem Kreis,
Die du geläſtert und betrogen,
Hier gibt ſie dich den Henkern preis!" —

Jetzt nimmt, in umgekehrter Reihe,
Die Kirche was ſie gab zurück,
Von Grad zu Grad Gewand und Weihe
Wird ihm entzogen, Stück für Stück.

Da ruft ein Mönch: „heu! heu! propheta!"
Reißt aus der Hand ihm das Brevier,
Reißt ihm vom Leibe die Planeta,
Dann Stola, Alba, Scapulier.

Gelaſſen trägt der Gotteſtreiter
Der Schande förmlichen Verlauf;
Es blickt ſein Auge himmliſch heiter
Nach ſeinem Gott zum Himmel auf.

Zuletzt, was er zuerſt empfangen,
Wird ihm entzogen ſein Habit,
Und ſeine leidensblaſſen Wangen
Verſchämte Röthe überzieht.

Der Biſchof ruft: „Biſt ausgeſchieden!
Die Kirche Chriſti ſtoßt dich fort!
Die Kirche, ſtreitend noch hienieden!
Die Kirche, triumphirend dort!“

Er ſpricht: „„Die Kirche muß ich meiden,
Die diesſeits noch im Streite bebt;
Von jener kannſt du mich nicht ſcheiden,
Die triumphirend ewig lebt!““

Und wie Girolamo getragen
Getroſt der Schande bittern Schmerz,
So trägt ihn ſchweigend, ohne Zagen,
Domenico, das treue Herz.

Auch er ſteht da im Unterkleide,
Entweiht, beraubt, verhöhnt zumal;
Und jetzo werden eilig beide
Geführt ans zweite Tribunal.

Des Pabſtes Commiſſarien künden
Den beiden Brüdern hier zuſammt,
Daß wegen ihrer ſchwarzen Sünden
Der Pabſt als Ketzer ſie verdammt.

Doch mildernd wird hinzugeſprochen,
Daß ſie des Pabſtes Heiligkeit
Nicht läßt im Fegefeuer kochen,
Daß ſie der Tod von Schuld befreit:

„Der Pabſt, verſöhnend beide Welten,
Läßt gnädig euch den Feuerbrand
Vorweg als Fegefeuer gelten,
Gibt euch der Unſchuld frühern Stand!“

Die Cerimonie nimmt ihr Endniß
Am dritten Stand; hier hören ſie,
Gefällt, ſo heißt's, auf ihr Geſtändniß,
Den Todesſpruch der Signorie.

Domenico nimmt mit Ergebung
Nun auch dahin ſein Todesloos,
Er findet Stärkung und Erhebung
Im Angeſicht Girolamo's.

Dies Antlitz auf dem Sterbensgange
Iſt nicht des Sünders Angeſicht,
Der an dem ſteilen Todeshange
Voll Schwindelangſt zuſammenbricht;

Auch iſt es nicht das eh'rne Trotzen
Fanatikers, voll Gluth und Kraft,
Dem noch die Todesblicke ſtrotzen
Von Flüchen wilder Leidenſchaft.

Sein Antlitz iſt ein hoher Friede,
Sein Schweigen ſeliges Gebet,
Ein Lauſchen nach dem Heimathliede,
Das tröſtend ihm herüberweht.

Nun iſt ſein Auge hell erglommen,
Und blühend ſich die Wange malt:
Das iſt der himmliſche Willkommen,
Der auf den Dulder niederſtralt.

Und als er zum Schaffote ſchreitet,
Und mancher ſeiner Freunde jetzt
Nach ihm die Arme weinend breitet,
Spricht er den Trauernden zuletzt:

„Verbrennt man mich, ſeid unerſchrocken!
Wenn meine Aſche treibt der Wind,
So denkt, daß dies nur Blüthenflocken
Vom ſchönen Frühling Gottes ſind!“ —

Wer drängt ſo heftig durch die Schaaren?
Wer iſt der alte graue Mann,
Der von der hohen, wunderklaren
Geſtalt den Blick nicht wenden kann?

Es iſt der wilde Chriſtenhaſſer,
Tubal des Ausgangs zitternd harrt,
Aus ſeinen Augen ſtürzt das Waſſer,
Indem er auf den Helden ſtarrt.

Und als an ihm der kühne Streiter
So todesfroh vorüberzieht,
Als ihm ſein Auge mild und heiter
Ins gramverſtörte Auge ſieht:

Da fühlt der Jude ſich bezwungen,
Ihm iſt der Blick mit Zaubermacht
Ins haßverſtockte Herz gedrungen,
Die Liebe iſt in ihm erwacht.

Dem Judengreis voll heißer Wunden
Ward nun der kranke Geiſt erquickt,
Girolamo macht' ihn geſunden,
Hat Chriſtus ihm ins Herz geblickt.

Der Alte ruft: „Laß dich umfaſſen!
Ich glaube dir! mit dir iſt Gott!
Man geht ſo ſelig und gelaſſen
Nur für Meſſias in den Tod!"

Er will ihm nach, doch hemmt die Menge
Unwillig den entflammten Greis;
Durchdringend ſchreit er im Gedränge:
„Girolamo! Heil dir und Preis!

„O laßt mich los! o laßt mich laufen
Und ihm zu Füßen ſtürzen mich!
Er ſoll, bevor er ſtirbt, mich taufen!
Jeſus Meſſias! laſſet mich!

Wollt ihr das Waſſer ihm verwehren,
Wehrt ihm zu ſprechen ſein Geſchick,
So tauf' er mich in meinen Zähren,
Er ſegne mich mit ſeinem Blick!“

Girolamo hört ſein Begehren,
Er ſpricht zum Juden feierlich:
„Ich taufe dich in deinen Zähren
Und ſegne mit dem Kreuze dich!“ —

Nun ſteigen ans Schaffot die Streiter,
Domenico entſchloſſen ſtumm,
Girolamo ſpricht auf der Leiter
Noch laut das Glaubensſymbolum.

Und als ſie an den Gipfel kamen,
Da ſpricht Girolamo den Schluß:
„Et in vitam aeternam. Amen!“
Und nickt dem Freund den letzten Gruß.

Nun ſtehn, umringt von Henkersknechten,
Die Brüder auf dem Brandgerüſt,
Savonarola mit der Rechten
Das Volk noch einmal ſegnend grüßt.

Die Schergen ſich geſchäftig rühren
Und rüſten flink die Todesqual;
Die einen hier mit Ketten ſchnüren
Die Brüder je an einen Pfahl;

Ein andrer regt die Hände fleißig
Am Scheiterhaufen, ſtreut geſchwind
Schießpulver auf das dürre Reiſig
Und prüft, von wannen ſtreicht der Wind.

Die Knechte zünden auf ein Zeichen
Die Scheiterhaufen mit dem Span,
Die Winde durchs Gerüſte ſtreichen
Und eifern friſch das Feuer an.

Niemand wird mehr auf Erden ſchauen,
Girolamo, dein Angeſicht!
Die Liebe und das Gottvertrauen
In deinem klaren Augenlicht;

Den Schmerzenszug an deinem Munde,
Den auch dein Lächeln nie vertrieb,
Den deine heil'ge Lebenswunde
Um die beredten Lippen ſchrieb;

Die Heldenſtirn, Freiheit begehrend,
Die Furche drauf, den tiefen Pfad,
Den, raſtlos immer wiederkehrend,
Dein mächtiger Gedanke trat!

Die himmliſche Gedankeneinheit,
Die ſtralend aus dem Schmerze ſchien,
Die blumenhafte Sittenreinheit
Auf deinem Antlitz — iſt dahin!

Das gottestrunkene Entzücken,
Das dieſes Antlitz oft verklärt;
Die Sehnſucht, Alle zu beglücken,
Die ſeine Blüthe ſtill verheert:

Das iſt verloren und vergangen,
Das Alles wird gebrannt zu Staub!
Die Flammen züngeln auf wie Schlangen,
Verzehrend haſtig ihren Raub.

Doch plötzlich hat, die Flammen trennend,
Der Wind den Rauch zurückgerollt,
Die rechte Hand erhebt ſich brennend,
Ob ſie das Volk noch ſegnen wollt'. —

O Menſchen, Menſchen, arge Thoren!
Weh euch! was habt ihr hier gethan!
Wer gibt zurück, was ihr verloren,
Was ihr zerſtört in eurem Wahn?!

Ihr habt den freundlichen Genoſſen,
Der eures Jammers ſich erbarmt,
Das treuſte Herz habt ihr verſtoßen,
Und wiſſet nicht wie ihr verarmt!

Was hilft es, daß die Sonne ſcheinet,
Und daß die Erde luſtig blüht;
Der es ſo gut mit euch gemeinet,
Wenn er zu Aſche hier verglüht?

Ja! wenn ein Herz der Frühling hätte,
Er fienge laut zu klagen an
Vor ſeinem heißen Todesbette,
Den er euch nicht erſetzen kann.

Nun mögen euch die Wälder rauſchen,
Die Frucht iſt ſüß, und kühl ihr Dach,
Dem Sang der Vögel mögt ihr lauſchen,
Mögt laben euch am friſchen Bach;

Den grünſten Wald habt ihr zerrüttet,
Der Schatten euch und Frucht gereicht;
Den reinſten Quell habt ihr verſchüttet;
Den hellſten Vogel fortgeſcheucht!

Allmählig löſchen jetzt die Flammen;
Verglommen iſt der letzte Brand,
Der Scherge fegt den Reſt zuſammen
Und eilt damit zum Arnoſtrand.

Was nicht der Wind, den Feuerſtellen
Entführt, der Erde wiedergab,
Die Aſche ſtreu'n ſie in die Wellen,
Mißgönnend ihr ein ſtilles Grab. —

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt.

Vergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten,
Und sich dem Martyrtod geweiht.

Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschenheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft ins Angesicht.

Die Schneelawinen alter Lügen,
In langer banger Winterzeit
Von all den trüben Wolkenzügen
Auf unſre Alp herabgeſchneit,

Sie trifft des Frühlings Macht und Leben,
Sie trifft der Sonnenblick des Herrn,
Daß ſie nur leicht und loſe ſchweben
Um des Gebirges feſten Kern;

Und es bedarf nur einer Stimme,
Die, rings die Luft erſchütternd, ruft,
So ſtürzen ſich mit lautem Grimme
Die Froſtlawinen in die Gruft. —

Der alte Tubal folgt den Leuten
Zum Strande, traurig, ohne Wort;
Als ſie die Aſche niederſtreuten,
Zieht er am Fluß hinunter fort.

Er folgt dem Fluß, dem ſonnenhellen,
Gedankenvoll, und weint, und lauſcht
Dem langen Leichenzug der Wellen,
Der mit dem Staub von hinnen rauſcht.

So zieht er fort am Arnofluße
Vom Morgen bis zum Abendlicht,
Bis ſeinem alten lahmen Fuße
Zur Wanderung die Kraft gebricht.

Da ſteht einſam am Wieſenraine
Ein Kreuz; er wirft die Krücke hin
Und ſinkt und läßt im Abendſcheine
Den Strom an ſich vorüberziehn.

Und ſtarrend in die rothen Fluten,
Gedenkt er wieder kummervoll
Der Kinder, ſieht, wie ſie verbluten;
Doch ſchweigt in ſeiner Bruſt der Groll.

Sein Herz empfieng von ihm die Milde,
Zu dem er ſich hinüberſehnt;
Er blickt hinauf zum Chriſtusbilde
Und ſtirbt, das Haupt ans Kreuz gelehnt.

Umrisse

zu

den Gedichten

von

Nikolaus Lenau.

18 Blätter in 3 Lieferungen.

CARLSRUHE.

Druck und Verlag des Artistischen Instituts.

F. Gutsch & Rupp.

1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Haideſcheuke.

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süsses Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Einem Knaben.

An jenem Baume hörst Du singen
Den Fernen, den Dein Herz verlor.
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heissen Thränen Dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Dass Du nicht dastehst trauernd einst,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Die Werbung.

Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Gluh'n —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Luften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —

Marie und Wilhelm.

1.

Im Abendschein am Fenster sass
Allein mit ihrem Harme
Marie, das Antlitz welk und blass,
Gesenkt auf ihre Arme.

Marie und Wilhelm.

2.

„„Lass ab zu klagen, Kind, lass ab!
Komm, folge Deinem Sterne!
Die Eltern kühlt und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

Bald sollst Du als beglückte Frau
Genesen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau
Voll ewig grüner Freuden!““

Mara und Wilhelm!

Marie und Wilhelm.

3.

„Mir nicht den Kuss! bin sein nicht werth:
Tief sank ich in's Verderben!
Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
Zieh fort, und lass mich sterben!“ —

Marie und Wilhelm 3

Die Waldkapelle.

1.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuss,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruss,
Die längst verlass'ne, stille Waldkapelle.

Die Waldkapelle.

3.

Da hob' die Hand sie schnell und feierlich
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm, und treu, und ewig Dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"

Die Waldkapelle!

Die Waldkapelle.

3.

D'rum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von seinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott,
D'rum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Die Waldkapelle. 3.

Der Raubschütz.

— — — — — — — — — — —

Da bleibt er steh'n und donnert: „schau!
Hier schoss er mich wie eine Sau!“

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn geword'ne Müller fragt:
Was ist's in jener Welt?
Da murmelt trüben Angesicht's
Der Jägersmann: „es ist halt nichts!“

Der ſelige Abend.

Klärchen hört die Zauberworte,
Dass sie ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und ewig bleiben werde.

In der Jungfrau Busen plotzlich
Ist der Himmel aufgegangen,
Seines Lenzes Purpurblüten
Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

Der alte Marko.

Doch der alte treue Marko
Waltet ohne Rast noch immer;
Sieht vielleicht sein scharfes Auge
Noch wo dämmern einen Schimmer?

Die Sehnsucht.

Oft in heitern, schonen Nächten,
Wenn der Mond, die Sterne scheinen,
Wandelt Klara, sein gedenkend,
An dem Strand mit leisem Weinen;

— — — — — — — — — —

Wirft das Meer in truben Nächten
Seine Wellen an's Gestade,
Wandelt Klara still und einsam
Ihres Grams geheime Pfade.

Die Marionetten.

1.

Lorenzo.

Einst sassen wir am steilen Felsenhang
Vor dem Ruinenschloss und überliessen
Nachsinnend uns dem Sonnenuntergang.
Dort sah ich ganz die Rose sich erschliessen.
Maria's blaues Auge, tief und klar,
Schien Seelen in den Abend auszugiessen.

Die Marionetten.

2.

Lorenzo.

Ob auch Maria's Blicke ihn vermieden,
Ich sah des Vaters Hand sie zitternd fassen:
Auf immer war die Ruh von ihr geschieden,
Ich sah ihr wechselnd Gluhen und Erblassen,
Und ich empfand in meines Herzens Grunde
Zu jenem Fremden ahnungsvolles Hassen.

Du Maurmellen 2

Die Marionetten.

3.

Antonio.

Lorenzo floh; Maria starb vor Gram.
Wie bitter schwer Roberto sie verloren,
Und wie in ihm der Liebe letzter Funken
An seines Kindes kalter Leich' erfroren;
Und wie sein Blick, ins todte Kind versunken,
Schmerzlich ergründet, was man ihm geraubt,
Und sich mit wilder Rache voll getrunken.

Die Marionetten.

4.

Antonio.

Mit Flammenaugen, weissen Flatterhaaren,
Ist er mit ihm zu jenes Thurmes Thüre,
Ein Rachedämon, brausend hingefahren.
Umsonst betheuerten Antonio's Schwüre:
Es sei Lorenzo's vorwurfsloser Sohn,
Um den er seine Eisenkette schnüre.

Die Marionetten.

5.

Antonio.

Bei einer Dämmerlampe trübem Leuchten
Begannen ihren Tanz die Marionetten!
Doch schrecklich, dass die Gäste d'ran erbleichten,
Denn plötzlich schauten sie, geschleift an Ketten,
Verhöhnt von Roberts tragischem Sermon,
Mit plumpem Tritt Antonio's Leiche treten.
Lorenzo starb vor Schreck an seinem Sohn.

Les Marionettes

Die Albigenſer.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Die Albigenſer.

Freie Dichtungen

von

Nicolaus Lenau.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1842.

BIBLIOTHECA
PUGLIA
MONACENSIS.

Daß alles Schöne muß vergehen,
Und auch das Herrlichste verwehen,
Die Klage stets auf Erden klingt;
Doch Todtes noch lebendig wähnen,
Verwirrt das Weltgeschick und bringt
Das tiefste Leid, die herbsten Thränen.

Inhalt.

	Seite
Nachtgeſang	1
Frühling	13
Pierre von Caſtelnau	15
Fulco	36
Der Traum	58
Die Höhle	72
Das Interdict	90
Das Bergemach	95
Die Führer	103
Der Roſenkranz	108
Ein Schlachtfeld	123
Das Vogelneſt	131
Jacques	138
Zwei Troubadours	143
Der Büßer	152
Der Beſuch	160
Foix	166
Carcaſſonne	174

	Seite
Beziers	
Roger, Vicomte von Beziers	179
Das Mädchen von Lavaur	183
Des Wanderers Gruß	190
Alfar	195
Das Gelage	199
Der Brunnen	208
Entgeltung	215
Umsonst!	218
Simon Montfort	221
Ritter und Mönch	225
Ein Greis	231
Das Gesicht	238
Schlußgesang	244
	249

Nachtgesang.

I.

O gläub'ger Hohn! o bitterſte Satire
Auf dieſe Welt voll Haß und Feindeswuth,
Wenn der Chineſe ſich dem grimmſten Thier
Vertraut und ſich begibt in ſeine Hut,
Wenn er für ſich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeiſt den verſtorbnen Tiger wählt.

Er ſchläft getroſt, wenn ſtill der Tigergeiſt
Als Hüter Haus und Feld bei Nacht umkreiſt;
Und wohl mag ihm ſein Wahn zum Schutze taugen;
Denn wenn ein Feind ſich ſchleicht in ſeine Nähen,

Der ſieht im Glühwurm roll'n des Tigers Augen,
Der ſpürt im Nachtwind ſeinen Rachen wehen. –

O wäre ſolch ein Tiger mir Genoſſe,
Mit Geiſterkrallen, unſichtbarem Rachen
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestroſſe!
Wenn mein einſames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergeſſe,
Wenn mir an ſeiner hellen Feuereſſe
Die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert,
Ha! Tiger! dann bewache meine Schranken,
Und kommen Störer, ſchlag in ihre Seelen
Als ſcharfe Schauer deine luft'gen Branken,
Daß ſie ſich ſcheu verzagt von dannen ſtehlen! –

Wenn Erdenwünſche kommen, mich zu locken,
So ſpring ſie an, daß ſie entfliehn erſchrocken!

Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde ſie, bevor ſie eingedrungen!
Auf eine aber ſtürze dich vor allen,
Zerreiße ſchnell mit deinen ſcharfen Krallen,
Verſchling auf immer du in deinen Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! —
Send' ich ein Lied auf die Tyrannenfratzen,
So hilf ihm, Tiger, nach mit deinen Tatzen!
Schlag ihnen breite Wunden ins Gewiſſen,
Und Höllenträume hauche auf ihr Kiſſen!
Und wenn ſie, aufgeſchreckt, die Augen reiben,
Die Kerze zünden, zitternd auf ſich ſetzen,
Blas aus das Licht, daß ſie im Finſtern bleiben,
Mach vor der Thür Geräuſch wie Dolchewetzen!
Und will der Feige dann mit ſeinem Schrecken
Verkriechen ſich, entreiß ihm ſeine Decken
Und wickle ihn in alle Flüche feſt,
Die er getretnen Herzen ausgepreßt!

Sein Eingeweide ſchlag mit Schmerzensbiſſen,
Die wie Vergiftung durch den Leib ſich ringeln,
Daß er auffährt, nach ſeinem Arzt zu klingeln,
Du aber haſt die Glockenſchnur zerriſſen.

O Tiger, den Tyrannen quäle! quäle!
Bis er ſich beſſert, ſchüttre ſeine Seele!

Millionen wunde Herzen ſeh' ich bluten,
So viele Thränenſtröme ſeh' ich fluten,
Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
Der Menſchheit Freudenſchlöſſer rings verſchüttet,
Ich ſeh' gepeitſcht von hochgeſtellten Zwergen
Gefangne Rieſen, knirſchend ihren Schergen.

O Welt! aus allen Wüſten möcht' ich holen
Die Tigergeiſter dir zu Apoſteln! — —

Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

II.

Alſo ſchweiften mir die Nachtgedanken,
Bis die Sinne mir in Schlummer ſanken,
Und dem Geiſt des Haſſes Dolch entfiel.
Da begann ein Traum ſein ernſtes Spiel.

Einſam wandernd, mit dem Abendſtrale,
Fand ich mich in einem fremden Thale.
Stumm, nach einem Laute bange ſchmachtend,
War die Wildniß, ſtumm der Himmel, nachtend.

In der Wildniß irrt' ich trüb alleine,
Und ich ſtieß auf einen Haufen Steine;
Aus den Steinen, ſtumm ein Loos beklagend,
Ragt' ein Bambusrohr ein Fähnlein tragend.

Schlaffes Fähnlein, nicht so stille zaudre!
Schwarz und weißes Fähnlein, flattre, plaudre:
Daß ein Wandrer, den die Seinen missen,
Hier von einem Tiger ward zerrissen;
Daß er vor den schnellen Todesstreichen
Raum die Zeit gefunden zu erbleichen. —

Und ich sah das Felsenthal sich dehnen,
Still und weit, wie satten Tigers Gähnen.
O wie war die Erde mir so traurig!
O wie war mir die Natur so schaurig!
Furchtbar schweigend stand mir gegenüber
Die Natur, stets wilder, fremder, trüber.

Horch! da rief so liebevoll, so traut,
Wie noch nie mir klang ein Erdenlaut,
Tröstend rief mir eine Stimme leise:
„Guten Abend, Freund, und gute Reise!

Wolle nicht den wilden Geiſt beſchwören,
Dem die Wüſtenthiere angehören!
Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
Die Natur, wenn ſie dir winkt vertraut.

Hold und reizend kommt ſie dir entgegen,
Liebesgluthen ihre Roſen ſcheinen,
Ihr Geſang, ihr ſanfter Frühlingsregen
Scheinen ſehnſuchtsvoll nach dir zu weinen.
Wenn du biſt an ihre Bruſt geſunken,
Siehſt du ſie verwandelt, mit Entſetzen:
Ihre Nachtigallen werden Unken,
Ihrer Roſen Dornen dich verletzen,
Ihre Thränen ſind zu Eis geronnen
Und verhageln alle deine Wonnen,
Todeshauche ihre Liebesreden,
Denn verloren iſt auch ihr das Eden.

Nicht dem Tiger in den Rachen fluchen
Sollſt du jene Unheilvollen, Böſen,
Denn es kann die Welt nur Gott erlöſen,
Den ja brüllend ſelbſt die Tiger ſuchen.

Wenn der Tiger ſchlau im Dickicht lauſcht,
Vorſpringt und ein Menſchenbild zerreißt,
Blut trinkt, hat er ſich in Gottes Geiſt,
Den er ſpüret, ahnungsvoll berauſcht.
Flieh mit deinem Kummer nicht zu denen,
Die aus tiefrer Haft ſo wild ſich ſehnen.

Weltbefreien kann die Liebe nur,
Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
Dem Dämonen in den finſtern Stätten
Mit den Waffen ſchmieden ſeine Ketten.

Dort! ſieh Golgatha! — Jehovahs Stunden,
Heil'gen Königstigers, ſind verwunden.
— Alſo ſprach der Unſichtbare leiſe —
Guten Abend, Freund, und gute Reiſe!"

Wieder ſtille war es in der Wüſte,
Bis mich eine zweite Stimme grüßte,
Stark und voll und dringend klang die zweite:
„Haſſe herzhaft! rüſte dich zum Streite!
Liebe die Natur, die, treu und wahr,
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Grau'n und Schmerz und Tod aufwirbeln müſſen.

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jeruſalem.

Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott ſoll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müſſen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.

Wie die Fauſt einſt Brand und Eiſenruthen,
Muß der Geiſt ſein Schwert, ſein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Deſpoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Menſchheit will in Lüften feig verſiechen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll ſie heilen ſchleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde ſich entzünden.

Elend gibt's, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
Schiebe nicht den Troſt ins Nebelweite!

Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Eh die Kräfte dir im Tode schlaffen;
Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!"

Sturmwind rauschte jetzt wie Freiheitspsalm,
Trug von hinnen mir den Bambusbalm,
Blies den Steinehaufen fort wie Flaum,
Weckte mich zurück aus meinem Traum.
Und zu singen in der stillen Nacht
Hob ich an die Albigenserschlacht.

Frühling.

Es läßt der Frühling über seine Welt
Ein stilles Meer von Blüthendüften wallen;
Ist's auch ein Lenzhauch, was sich dreingesellt,
Der Moderduft von jenen die gefallen?

O Menschengeist, wie bist du zu beweinen!
Hättst du nicht so unselig und entschieden
Natur, dein Lieb, verlassen und gemieden,
So würde auch dein Lenz so hold erscheinen.
Wie würden deine Lieder wonnig rauschen,
Und Rosen aus geweihten Herzen sprießen;

Erwachen würde, wo ſie ſich erſchließen,
Ein tiefes Athmen und ein ſelig Lauſchen.
Nun aber iſt dein Lenz ein tödtlich Pochen,
Verheerend iſt dein Eisgang aufgebrochen.

Dem Einzlen iſt was er verſäumt, verloren;
Der Menſchheit auch, was einmal ſie verſcherzt;
Kein Augenblick wird zweimal ihr geboren,
So herb es auch die Weltgeſchichte ſchmerzt.
O Geiſt, iſt deinem Lenz die Luft genommen,
Sey du der Welt in Schrecken auch willkommen!

Pierre von Caſtelnau.

Iſt der kryſtaline Becher ausgeſchwenket,
Wer ſieht's ihm an, ob er mit ſüßem Wein
Ein Herz entflammt zu ſüßen Raſerei'n,
Und mit Vergeſſen einen Schmerz getränket?
Ob er mit Gift den Becher kalt gemacht,
Und tieferes Vergeſſen ihm gebracht?

Die helle Silberwolke wird nicht ſagen:
Die Blüthen hat mein milder Thau beſprengt,
Des Friedens Hütte hat mein Blitz verſengt,
Mein Hagel hat im Wald den Lenz erſchlagen:

So ſteht am Rhoneſtrom der Wandrer nicht
Aus Peters klarem, heitern Angeſicht,
Ob er den Segen in Toulous' geſprochen,
Ob er mit Fluch die Herzen dort gebrochen.

Doch, iſt es auch im Antlitz nicht zu ſchauen,
Der Wandrer kennt des Pabſtes ſtrengen Boten,
Und als er ihm den Abendgruß geboten,
Eilt er vorbei mit ahnungsvollem Grauen.

Pierr' zieht fort, das Unglück weiter tragend,
Die Ketzer mit dem Banne zu ereilen,
Sein Aug' und Ohr ringsum nach Ketzern fragend,
Sein Hals ein Köcher voll von Fluchespfeilen.
Er iſt ein Mann von den Unwandelbaren,
Raſtlos, verachtend Freuden und Beſchwerden,
Raſch, ohne Mitleid, trotzig in Gefahren,
Recht wie ſie das Verhängniß braucht auf Erden.

Er wandert rüſtig fort am Rhoneſtrand.
Daß er mit ſeinem Fluch das Glück zertrümmert
Der Stadt Toulous', den Frommen nicht bekümmert,
Er glaubt ſich nur Werkzeug in Gottes Hand.
Kein Zweifel ſeinen Felſenglauben ſtört,
Ob Innocenz nicht ſelbſt vielleicht bethört,
Der Kirche grimmes Haupt und ſtrenger Rächer,
Die Welt verheert ein heiliger Verbrecher?

„Wohin? wohin? Pierr' von Caſtelnau'"
Ruft ihm ein Mann, des Weges hergeſchritten,
Ein Troubadour, des Lieds und Schwertes froh,
Beim Grafen von Toulouſe wohlgelitten.
„Pierr'! ich bin ein Ketzer!" ruft der Wandrer,
„Heraus mit Fluch und Bann! hei! donn're zu!
Doch ſind wir nur ſelbander, ich und du,
Und deiner Sprüchlein achtet hier kein Andrer.
Nur die Natur iſt Zeuge deiner Schrecken;

Den Bäumen aber und den frischen Quellen
Wirst du das alte Gastrecht nicht vergällen,
Daß sie die Frucht, den Trunk vor mir verstecken.

O zaubre hier voraus mich in die Tage,
Die jenseits noch jahrhundertbreiter Kluft,
Wo Pfaffenworte eine eitle Sage,
Und Niemand mehr erschüttern als die Luft.
Versuch's, mit deinem Sturm den Baum zu zwingen,
Daß seine Früchte meiner Hand entspringen
Und von den Zweigen in die Rhone tanzen!
Laß sich vor mir den Quell mit Eis verschanzen!
Versuch' es, ob, gehorchend deinem Zorne,
Das Moos mein Haupt zersticht mit scharfem Dorne?

Umsonst! hier steht der alte gute Brauch,
Mehr als dein Wort gilt jeder Windeshauch.
Pierr' von Castelnau! die Vöglein lachen,

Befiehlt dein Bann, daß ſie dem Ketzer grollen,
Und wenn mit ihm zu Wald ſie Herberg machen,
Daß ſie nicht ſingen und nicht beten ſollen!"

So ſpottend folgt dem Mönche nach der Sänger:
Die Sonne tief im Weſten ſich verneigt,
Und, unbewegt von ſeinem kecken Dränger,
Blickt ihn der Mönch verachtend an und ſchweigt.

Unwerth der Antwort dünkt ihm all die Rede,
Hohl wie das murmelnde Gebraus der Rhone:
Der Spötter harrt, daß ihn der Mönch befehde,
Bis wieder er beginnt mit keckem Hohne:
„O Pfäfflein, hüte dich auf dieſen Pfaden!
In dein Verderben jagte dich der Pabſt,
Mit deſſen Bann- und Fluchgeräth beladen,
Ein Saumthier du durch die Provence trabſt."

„Ich könnte wohl auf dich den Degen ſchwingen,
Und ein Stück Leid vielleicht der Welt erſparen,
Vielleicht jedoch ihr größres Unheil bringen,
Auch ſcheut mein Schwert vor deinen grauen Haaren.

Ich warne dich, kehr um, kehr um zur Stelle
Und flieh zurück in deine Kloſterzelle,
Statt in der Herberg dort zu übernachten,
Wo ſie dir möchten nach dem Leben trachten'"

Da ſpricht der Mönch gelaſſen ihm entgegen:
„Nie kehr' ich um auf gottgebotnen Wegen.

Und fall' ich heute noch in Mörderhände,
Der Tod für Gott iſt mein erſehntes Ende.

Du aber kehre um auf deinen Pfaden,
Und fleh zu Gott, daß er dich mag begnaden.

Du warnſt den Leib, ich warne deine Seele,
Horch auf, daß ich ein Mährlein dir erzähle.

Nicht poche drauf, daß die Natur nicht höre,
Wenn ich den Kirchenbann aufs Haupt dir ſchwöre.

Auf die Natur darf Sünde nicht vertrauen;
Mein Mährlein läßt dich in die Zukunft ſchauen:

Ein Jäger kam vom Wald herausgeſchritten,
Da hält ihn ein Zigeuner an mit Bitten:

„Geh, lieber Jäger, ſchieß uns ein paar Raben,
Weil heute wir noch nichts gegeſſen haben.

Am Straßenkreuze drüben, in der Gruben,
Dort liegt mein Weib und hungert mit den Buben.“

Da läßt der Jägersmann drei Pfeile fliegen
Und unterm Eichenbaum drei Raben liegen.

Und der Zigeuner iſt zum Baum geſprungen
Und holt das Wild für's Weib und für die Jungen.

Er wünſcht im Lauf dem Waidmann Glück und Segen,
Und pflückt die ſchwarzen Vögel unterwegen.

Um's Feuer jubeln jetzt die braunen Knaben,
Am Eiſendrahte braten die drei Raben.

Der ſammelt dürre Reiſer für die Flamme,
Der bricht ein Stück vom morſchen Kreuzesſtamme.

Der Alte ſieht's und dreht die Raben lachend;
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

„Es dämmert ſchon, mein Junge, heize! heize!
Sieht Niemand dich, brich noch ein Stück vom Kreuze."

Der Alte ſpricht's und dreht die Raben lachend;
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Knabe bricht vom Kreuze wo es modert,
Und wirft das Holz ins Feuer daß es lodert.

„Brich noch ein Stück, denn köſtlich muß gerathen
Am Galgenholz der Galgenvogelbraten.“

Der Alte ſpricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter ſchlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Rauch ſteigt auf am Heiland, wie zum Hohne,
Und wirbelt ihm um ſeine Dornenkrone.

Der Schein des Feuers zittert, wie erſchrocken,
Um's bleiche Antlitz, um die blut'gen Locken.

Die Raben ſind gebraten und verſchlungen,
Jetzt wird das Kreuz vom Grunde losgerungen,

Jetzt hat die Nacht geworfen ſchwarze Schleier,
Der Alte wirft das Crucifix ins Feuer.

Die Jungen ſchüren mit geſchäft'ger Hand,
Der Alte ſpricht hohnlachend in den Brand:

„Die Juden haben dich an's Kreuz geſchlagen,
Und die Zigeuner dich ins Feuer tragen.

Wir haben nichts von allen deinen Wunden,
Als daß dein Bild uns wärmet ein paar Stunden.

Nur unſer Landsmann lindert unſre Noth,
Der älteſte Zigeuner nur: der Tod,

Der heimathlos umzieht durch alle Lande
Und ſpielt ſein traurig Lied mit ſeiner Bande."

Jetzt lauſcht der Alt' und fragt: „hört ihr nicht ächzen
Den Sturm im Wald? — hört ihr nicht Raben krächzen?"

Ja! Raben, Raben ſind's, die alſo lärmen,
Sie brauſen krächzend rings heran in Schwärmen.

Es rauſcht wie Sturm von ihren Flügelſtreichen.
Sie hacken die Zigeuner ſchnell zu Leichen.

Und als vorbei die Leut' am Morgen kommen,
So finden ſie das Kreuz hinweggenommen.

Die Aſche hat der Wind davongetragen,
Vom Sündertrupp weiß ihr Gebein zu ſagen.

Doch in den Lüften ſeht ihr Raben ſchweifen
Zu Tauſenden in zwei gekreuzten Streifen.

Das Kreuz, das frevle Menſchenhand vernichtet,
Hat die Natur ſchwarz in der Luft errichtet.

Daß Chriſtus hat, und auch für ſie gelitten,
Hat ſie ſich eingedenk ins Herz geſchnitten.

Haſt du den Witz, mein Mährlein zu verſtehen?
Wie den Zigeunern wird es euch ergehen.

Die Rabenbrei, womit ſich nährten Jene,
Iſt euch die Lehre Almerichs von Bene.

Was euch der Meiſter heillos und verkehrt
Für göttliche Dreifaltigkeit gelehrt.

Ihr wollt mit frecher Luſt das Kreuz gefährden,
Das Kreuz wird gegen euch gepredigt werden.

Da werden auf das Wehgeſchrei der Frommen
Zu Tauſenden die wilden Raben kommen,

Ein brauſendes Geſindel wird ſich ſchaaren
Und mordend wird es auf euch niederfahren.

Raubgier und Rache, Luſt zu Abenteuern
Wird gegen euch ein grimmes Heer befeuern.

Der Glaube, daß hier jede Schuld ſich ſühne,
Bevölkert raſch des Mordens weite Bühne.

Dann wird zerfallen manches Menſchenreich,
Dann wird dies Land von Blut und Thränen weich:

Dann wird dies Land von Gottes Strafgewittern
Als wie ein rothes Blatt im Herbſte zittern.

Du eile, deinen Frevelwahn zu büßen,
Wirf weinend dich dem nächſten Kreuz zu Füßen,

Und bete, leide, ringe deine Hände,
Daß Chriſtus ſeinen Troſt ins Herz dir ſende.

Dann wird der Fluch von deinem Haupt gewandt,
Durch den du biſt verworfen und gebannt!" —

Der Troubadour antwortet dem Legaten:
„Dein Mährlein, Freund, iſt ſchier zu lang gerathen
Wohl iſt was Schauerliches drin zu ſpüren,
So weit es mein zerſtreuter Sinn verſtanden:

Doch wird's mich nicht auf andre Wege führen,
Und nicht verſtricken mich in euren Banden."

Die Sonn' iſt ab, es dunkelt ſchon die Nacht,
Und noch ein volles Stündlein bring' ich zu,
Bis meinem Lied die frohe Runde lacht
Beim ſüßen Becher Weines von Limour,
Bis mich noch ſüß're Frauenblicke laben,
Und ich vergeſſe dich und deine Raben;
Indeß vielleicht das Leben dir entfloh.
Fahr wohl! fahr wohl! Pierr' von Caſtelnau!" —

Wie jetzt der Sänger ſich gewendet ſchnell,
Ertönt die kleine Harfe lieblich hell,
Die hangend er an ſeiner Schulter trägt,
Und heimlich fühlt der Mönch ſein Herz bewegt.
War's noch ein Hauch der ſüßen Lebensluſt,
Den dieſer Klang geweckt in ſeiner Bruſt?

War's dunkle Wehmuth? — ſelber weiß er's nicht,
Der rauh ſein Herz gemahnt an ſtrenge Pflicht.
Schon iſt, erſchrocken, wieder todesſtill,
Was ſich im Herzen irdiſch regen will.
Er blickt ſeitab und ſpricht kein Scheidewort,
Und finſter zieht er ſeines Weges fort.

Er überdenkt getreu in ſeiner Seele
Des Pabſtes Vollmacht, Lehren und Befehle,
Zu löſen überall im ganzen Lande
In Pabſtes Namen die Vaſallenbande,
Die an den Grafen von Toulouſe heften,
Und alle Lehenseide zu entkräften.
Wer Harniſch trägt, und wer den Bürgerrock
Burgherr'n und Grafen, Ritter und Barone,
Herab bis auf den letzten Mann der Frohne,
Und wer noch ſonſt im Lande Languedok

Dem Grafen von Toulouſe zahlt und ſicht —:
Sind los des Eides, ledig ihrer Pflicht.

Des Pabſtes jede Miene, jedes Wort
Hat Petrus ins Gedächtniß ſich gebohrt.
Als Innocenz geboten ihm zu ſcheiden,
Sprach er: „Sey feſt bei Raimunds Angſt und Leiden,
Sey unerſchütterlich bei ſeinem Weh.
Brand wird mit Glut geheilt, der Froſt mit Schnee,
So trinke denn Raimund, der Eidebrecher,
Zu ſeinem Heil des Treubruchs bittern Becher.
Er hat der Kirche Treue zugeſchworen,
Und iſt das Haupt der Sünder und der Thoren;
Er ſoll, wie er der Kirche abgefallen,
Verlaſſen ſeyn von Freunden und Vaſallen."

Und eifern ſtand der Mönch und ſah erbleichen,
Dem bleichſten Todten gleich, den ſtolzen Grafen,

Als ihn der Kirche Donnerworte trafen
Und er gezittert unter ihren Streichen.

Schon ſieht Raimund mit kummervollem Blicke,
Wie zagend rings ihn Freunde ſelbſt verlaſſen,
Preisgebend ihn furchtbarem Kampfgeſchicke,
Das ihn umzieht in ſchwarzen Wettermaſſen.
Schon ſieht er fliehend flattern ihre Fahnen
Vor Kirchenbanns gewaltigen Orkanen:
Sie fliehn, gleich ſturmverſchlagnen Schmetterlingen,
Dahin, kein Ruf kann ſie zurück mehr bringen.

Bei Mondſchein iſt der päbſtliche Legat
Der Herberg an der Rhonefurt genaht.
Er pocht um Einlaß an das ſtille Haus,
Und öffnend tritt der ſcheue Wirth heraus.

Der ſieht, beleuchtet von des Mondes Strahlen,
Den rauhen Mönch, baarfüßig in Sandalen,
Und im Habit des Ordens von Ciſterz;
Da wird dem Mann beklommen um das Herz.
Er hat den Gaſt, ſo herb und unwillkommen,
Aus Furcht nur vor der Kirche aufgenommen.

Der Wirth, ein Ketzer, grüßt ehrfürchtig zagend,
Und führt den Gaſt in ſeine beſte Stube,
Nur nöthige und kurze Rede wagend,
Wo ihn ein Wort kann ſtürzen in die Grube.
Er eilt, dem Mönch die Mahlzeit aufzutiſchen,
Und wünſcht ihm „gute Nacht“ in ſchweren Sorgen,
Entſchuldigend, er habe Gäſte morgen,
Und müſſe Nachts noch in der Rhone fiſchen.

Der Fiſcher warf die Netze in die Flut;
Doch wenig denkt er an beglückten Fang.

Der Zukunft nur gedenkt er schwer und bang,
Die ob dem Lande schwebt in schwüler Brut.
Er starrt hinaus, vergessend seiner Netze,
Und bei der Büsche sausendem Geschwätze,
Und bei der Wellen dumpfem Murmelschlage
Wird noch unruhiger des Herzens Frage;
Denn ein bekümmert Herz wird es noch mehr,
Wenn viele Stimmen plaudern rings umher,
Doch theilnahmlos und nur von andern Dingen,
Als die das Herz um seine Ruhe bringen.

Nun aber hört er hinter sich im Hause
Den alten Mönch mit lauter Stimme beten,
Und was dem Ohr die Winde nicht verwehten,
Erfüllt das Herz mit ahnungsvollem Grause.
Und jetzt der Mönch am offnen Fenster singt,
In Liedern kühlt er seiner Seele Brand,
Der Bußgesang in düstern Weisen klingt

Hinaus ins mondbeglänzte ſchöne Land.
Provence! hörſt du deine Nachtigall? —
Bald wird dich ſolch Gevögel überſchwärmen,
Bald werden ſie zu Tauſenden hier lärmen,
Und viele Thränen locken wird ihr Schall;
Dann werden auch die Roſen aus nicht bleiben,
Sie werden überall hier blutig treiben.

Ein karges Mahl, ein feuriges Gebet,
Und kurzen Schlummer hielt der Kirche Streiter;
Und als der Hahn die Morgenſtunde kräht,
Erhebt der Mönch ſich raſch und wandert weiter.

Der Regen ſtrömt vom Himmel, rings umzogen,
Und wandernd ſpricht der Prieſter ſeine Meſſe;

Die Rhone rauſcht in hochgeſchwellten Wogen,
Die Schwalbe fliegt und zwitſchert durch die Näſſe.

Pierr' das Pferdgetrappel nicht beachtet,
Das hinter ihm erſchallt und näher trachtet.
Da ruft ein Mann: „Toulous'!“ und in die Seite
Stoßt er dem Mönch den Speer und ſucht das Weite.
Hinſtürzt Pierr' und ſtirbt; ſein heißes Blut
Strömt fort, gewäſſert von der Regenflut;
Doch wird dies Blutmahl in ein Herz ſich prägen,
Wo es verwaſchen kann kein Regen.

Fulco.

„Wie kam es, daß der frohe Troubadour
Fulco ſich hat geſellt dem Prieſterorden,
Der Kirche Spür- und Hetzhund iſt geworden,
Nachwitternd ohne Raſt der Ketzerſpur?
Ein Zauber mußte ſchlagen ſeinen Mund,
Die Nachtigall verwandeln in den Hund.

Im tiefſten Forſte jagt die Pfaffenmeute,
Und Fulco's Lauf und hitziges Gebell
Verräth den grimmen Jägern ihre Beute,
Und ihre Todespfeile folgen ſchnell.

Mir thut es um den wackern Sänger leid,
Dem edle Frau'n, wenn ſeine Lieder rauſchten,
Wie keinem ſonſt in der Provence lauſchten:
Gib mir, wie er verwandelt ward, Beſcheid."

So ſtellt Roger von Beziers die Frage
Dem Freund, und dieſer ſpricht im Ton der Klage:
Auch mir iſt leid. Noch klingt mir's in den Ohren,
Und Fulco's Lied iſt das Geringſte nicht,
Was uns in dieſem Sturme geht verloren:
Es iſt verweht, wie manches Freudenlicht.

Denkſt du des Abends noch in Carcaſſonne?
Als Fulco ſang in kühler Linden Kreiſe,
Als edle Damen ſeine ſüße Weiſe
Gerührt zu ſtillem Schmerze, lauter Wonne?
Bei ſeinem ſehnſuchtsvollen Minneliede
Entfloh aus mancher ſchönen Bruſt der Friede,

Der ſolchen Klang nicht kann ertragen,
Und wich der Sehnſucht ſchlummerloſen Klagen.

Er ſang ein Lied voll tiefem Liebesgrame,
Er pries die Roſenwangen ſeiner Dame,
Und jeden Reiz, der ihn entzückend quäle,
Der Augen Gluth, in welcher ſeine Seele
Sich bang verzehrt und hoffnungslos verſiegt,
Dem Bächlein gleich wenn es vom Schattenthale
Hinaus ſich wagt zum heißen Sonnenſtrahle
Und in die Luft als irrer Dunſt verfliegt.
Doch Bächlein muß den Strahl der Sonne loben,
Weil ſterbend es zum Himmel wird gehoben.

So ſang er dort im Hauch der Lindenbäume,
Und auf die Wangenroſen holder Frauen
Sah man die Thränen leiſe niederthauen
Vom dunkeln Himmel ihrer Liebesträume.

Und wer im Herzen fühlte Liebeswunden,
War ſüß erleichtert, wenn auch nicht geneſen;
Denn auch ſein Leiden hatte Wort gefunden
In Fulco's wonnereichen Sirventeſen.
Beglückt die Frau, der ſolche Feier gilt!
Der Sänger, dem ſie von den Lippen quillt!
Ein ſchöner Abend war's an jenen Linden,
Wie wir vielleicht ihn niemals wiederfinden.

Nun aber will ich dir von Fulco ſagen,
Wie's kam, daß er ſein Saitenſpiel zerſchlagen,
Das Haupt ſich ſchor, die Kutte nahm, und wild
Die Hölle malt, mit gleicher Leidenſchaft,
Wie er geprieſen einſt ein Frauenbild
Und jedes Herz in Sehnſucht hingerafft.
Nun ſchwelgt er in geſchreckter Herzen Qualen,
In Bannesblitzen, ſo die Welt verheeren,
Wie einſt in ſchöner Augen milden Strahlen

Und in des Beifalls ſchmeichleriſchen Zähren.
Das eben war's, ein ſchöner Frauenblick,
Und ſeiner Liebe trauriges Geſchick.

Warum ein Sänger zarte Frauen
Mit ſchönem Lied ſo mächtig rührt,
Daß er ſie von der Freude grünen Auen
Zur Schwermuth, die dem Tode hold, entführt?
Hört ihre Seele, wenn ſie lauſchen,
Im ſchönen Liede ſchon auf Erden
Die himmliſchen Gewande rauſchen,
Die ſie, verklärt, umkleiden werden?
Spürt in des Liedes trunknen Reden
Ihr Herz die Hauche ſüß erſchrocken,
Die ſchmeichelnd einſt geſpielt im Eden
Mit ihrer Ahnfrau goldnen Locken?
So daß ihr Herz hienieden bangt,
Und ſich die Seele fortverlangt?

O Frauenherz' o zarte Seele'
Wer mag ergründen, was dich quäle? —

Hat sie dein Auge nie geschaut
Die schöne Gräfin Adelheid,
Dem Grafen Barral angetraut,
So sey es deinem Auge leid.

Wohl hast du ihrem Ruhm gelauscht,
Der weit durch die Provence wehte,
Als wie von einem Rosenbeete
Die Lüfte taumeln süß berauscht.
Doch Namen können dir's nicht sagen,
Wie sie gestrahlt im Tugendglanz,
Und in der Schönheit vollem Kranz;
Das kühnste Wort muß bleich verzagen.
Wie dir der Duft kann schildern nicht
Der Rose holdes Blüthenlicht.

Verwirrend war es ſie zu ſchauen,
Die ſchönſte, ſittigſte der Frauen,
Ein Blick, dem Herzen ſelig bitter,
Ins Paradies durch Eiſengitter.

Auch Fulco ſah ſie und ſie ihn,
Und ihre Ruhe war dahin.
Ein Augenblick, ſo ſchnell er flieht,
Iſt g'nug, daß ſich zwei Herzen nie vergeſſen;
Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermeſſen,
Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet.

Die Gräfin von Marſeille war
Von Fulco's Liedern tief bewegt;
Doch was ihr Herz für Leid gehegt,
Gab nie ein Wort ihm offenbar;
In ihrem Blick nur konnt' er leſen,
Wenn ihr ertönte ſein Geſang.

Daß ſie mit einer Liebe rang,
Von der noch nie ein Herz geneſen.

Und Fulco rang mit heißen Schmerzen,
Zugleich mit Wonnen, ſchwer zu tragen.
Weh dir, wenn ſich in deinem Herzen
Der Himmel und die Hölle ſchlagen!
Er hat in ihrem Blick erkannt,
Daß ihm ihr Herz ſich zugewandt,
Doch auch, daß jede Hoffnung ſchwinde,
Und nie ſein Herz Erhörung finde.

Da wurden ſeine Lieder dringend,
Der Dame bittern Vorwurf bringend
In ſchmerzlich grollenden Canzonen
Bewahrt' er ſtets doch zartes Schonen,
Denn nie erklang darin der Name
Der wunderholden ſpröden Dame.

Sie hieß in ſeinem Lied „Magnet“,
Auch „Allezeit“ in ſeinen Grüßen;
Weil ihn hinzog zu ihren Füßen
Die Macht der Liebe früh und ſpät.

Einſt ſang er kühn: „Zerbrich das Joch
Der ſtrengen Pflicht' mich dünkt ja doch,
Daß du nach mir geheim dich kränkeſt
Und mein in ſüßer Huld gedenkeſt.
O könnt' ich mich durch Zauberei'n
Verwandeln in mein glücklich Bild,
Das oft vielleicht bei dir darf ſeyn,
Und ſtill bei Nacht dir Küſſe ſtiehlt'“
So klang das Lied des Allzukecken,
Vom Schlaf das Unheil aufzuwecken

Ein Wandrer ſaß bei goldner Abendröthe
Im ſtillen Wald und blies die Flöte.

Da hört' er's leiſ' im Dickicht rauſchen,
Und inne hielt ſein Hauch erſchrocken,
Denn auf der Flöte helles Locken
Kroch eine Schlange vor, zu lauſchen.
So kam aus ihrer finſtern Schlucht,
Gelockt von Fulco's Minneſange,
Plötzlich hervor die gift'ge Schlange,
Des Grafen Barral Eiferſucht.
Sie flocht in wechſelvoller Windung
Und immer neuer Qualerfindung
Sich um den Gatten feſt und ſtach
Ihn mit dem Gift vermeinter Schmach.

Die Hölle klang in Fulco's Lied
Dem Grafen Barral, und nicht länger
Am Hof geduldet blieb der Sänger,
Und der Verwieſne trauernd ſchied.

Als Fulco ſtumm verließ das Zimmer,
Da rief ihm Barral nach: „Auf immer!“
Die ſchöne Gräfin blickte ſchweigend
Ihm nach, das Haupt in Trauer neigend,
Und ihr entfallen heiße Zähren,
Die ſich ihr Recht nicht laſſen wehren.
Barral gewahrt der Thränen Lauf
Und tritt mit einem Fluche drauf;
Am Eſtrich rauh verwiſcht ſein Fuß
Der Liebe letzten ſtummen Gruß.

Fulco zieht ſtumm; er hat kein Recht,
Barral zu fordern ins Gefecht;
Ihn bat der Dame Scheideblick,
Zu tragen ſtill ſein Mißgeſchick.

Er trug es ſtill; — doch oft bei Nacht,
Wenn Mond und Stern am Himmel lacht,

Wenn ſüßen Duft die Blumen ſenden,
Als ob ſie Liebe auch empfänden,
Wenn im Gebüſch der Vogel ruft
Den Sehnſuchtslaut in weiche Luft —
Da ſteht der Troubadour gebannt
Und blickt zum Schloſſe unverwandt,
Wo Adelheidens Lichter brennen,
Und Qualen fühlt er, nicht zu nennen.

Da reißt ihn fort die Eiferſucht
Von Bild zu Bild in heißer Flucht:
Sie lüftet ihm des Schloſſes Mauern,
Ins Inn're iſt ſein Blick gedrungen,
Er ſieht, wie Parzival ſie umſchlungen.
Da faßt ſein Herz ein wildes Trauern,
Abſcheu und grimmiges Beneiden,
Und mit den Augen möcht' er ſchutteln

Das Schloß und es zuſammenrütteln,
Begraben in den Schutt die Beiden.

Und wieder ſtimmt zu ſanften Klagen
Erinn'rung aus beglückten Tagen
Den Sänger; ſeine Blicke legen
Sich mit der Liebe heißem Segen
Wehmüthig an des Schloſſes Zinnen,
Bis ihn der Morgen weckt aus tiefem Sinnen.

Die Zeiten ſchlichen ſeinem Grame
Freudlos vorbei; die theure Dame
Sah er nicht mehr ſeit jenem Tag,
Als bis ſie auf der Bahre lag. —

Verworrnes Klaggeläute ſchallt,
Die Menge wandelt ernſt und ſtill
Zum Schloß, wo ſie noch ſchauen will

Der Erde lieblichſte Geſtalt,
Bevor ihr letzter, bleicher Schimmer
Verſchwunden iſt auf immer.
Nur manche fragen trauernd ſich,
Warum ſie denn ſo früh verblich?

Der Eine meint: „Sie war zu gut
Für dieſe Welt, drum hat ſie Gott entrückt
Und hat mit ihr ſein Haus geſchmückt;
Nun iſt ihr wohl in ſeiner Hut.“
Ein Andrer meint: „der Liebe Schmerz,
Den ſie verbarg, brach ihr das Herz,
Es iſt die ſchöne Frau des Grafen
Bei Fulco's Minneliedern eingeſchlafen.“

Der dies geſprochen, ahnte nicht,
Wie ſcharfes Wort ihm da entfuhr,
Denn ſeinen Schritten folgte dicht

Und unerkannt der Troubadour;
Der trug die Bruſt ſo ſchwer, ſo voll
Von ungeheurem Schmerz und Groll

Der weite Saal iſt ſchwarz verhangen.
Am Sarkophag die Wappen prangen
Solch Prunken taugt, den Tod zu ehren
Sein hohes Anſehn noch zu mehren,
Weil für das Aug ſo höhniſch bitter
An einer Bahre Erdenflitter.

Viel Kerzen um die Leiche brennen
Und laſſen jeden Zug erkennen
Von hoher Schönheit, ſtillem Harme
Und ernſte Mönche murmelnd beten,
Daß Gott der Todten ſich erbarme,
Als plötzlich Fulco eingetreten;

Kulco, der ſie noch ſchauen will,
So bleich wie ſie, nur nicht ſo ſtill.

Er ſieht ſie todt! — da bricht entzwei
Sein Herz mit einem wilden Schrei;
So ſchmerzlich ſeine Stimme gellt,
Daß banger Schreck die Mönche bleicht,
Der Roſenkranz der Hand entweicht
Und raſſelnd auf den Boden fällt.

Wenn jene Stimm' auf Ceylon ruft,
Liefklagend plötzlich durch die Luft,
Wenn dort der Geiſtereremit
Aufſchreit, den nie ein Wandrer ſieht,
Doch keiner ohne Weinen hört,
So iſt's ein Ruf, dem Schrei verwandt,
Der hier die Mönche aufgeſtört
Und ſie zu Thränen übermannt.

Und jeder wünscht im Herzensgrund:
O Todte! könnt' ich dich beseelen
Und dem Unglücklichen vermählen!
Wie gerne wollt' ich segnen euren Bund!

Und Fulco starrt sie an — und weint.
Der Rosenschein auf ihren Wangen
Ist hingeloschen und vergangen;
Doch um die bleichen Lippen scheint
Für ihn ein süßes Wort zu schweben,
Ein Wort, das sie nicht sprach im Leben;
Die Augen, die allein gesprochen
Von seinem Himmel, sind gebrochen.

Das Leben schwand, die Schönheit nicht
Von diesem stillen Angesicht,
Als ob vor ihr der Tod sich scheue,
Als müßte der, vor so viel Reiz erschrocken,

In ſeiner grauſen Eile ſtocken,
Zu ſpät erfaßt von bittrer Reue.

Vor Fulco's Leid den Mönchen graut,
Wie ſeine Augen auf der Leiche brennen,
In wilder Angſt die Zähren rennen;
Der Schrei war ſeiner Liebe letzter Laut.

Geſchieht's, damit der Tod noch herber quäle,
Wenn ſcheidend eine ſchöne Seele
So feſten Schatten wirft auf Erden,
Daß ihre Züge und Geberden
Noch ſichtbar ſind, wenn ſie entſchwunden?
Damit noch heißer bluten unſre Wunden?

Wenn unglückliche Liebe, ganz umnachtet,
Am letzten Ziele, Angeſichts

Der Leiche ſteht, ſie ſtumm betrachtet,
Das ſchöne, ſtarre, kalte Nichts,
Das grauſe Nichts, das taub und ſtill
Noch immer das Verlorne ſcheinen will.
Wer kann den dunkeln Weg wohl wiſſen,
Wer kann errathen wohl den Ort,
Wohin, von ihrer Leiche fort,
Die Liebe wird von ihrem Schmerz geriſſen?

Und Fulco tritt zur Todten dicht
Mit heft'gem Schritt; die Mönche bangen,
Daß er ſie küſſend werd' umfangen,
Doch nein, o nein, er küßt ſie nicht
Was lebend ſie ſo ſtreng verſagt,
Fulco noch minder jetzo wagt,
Wo duldſam ſie es ihm vergönnte,
Und nicht mehr hold erröthen könnte.

Aus ihren Händen löst er sacht
Das Crucifix, das küßt er wild,
Und preßt an's Herz das Christusbild,
Und athmet tief, wie traumerwacht.
Doch scheinbar nur ist sein Besinnen,
Ein and'rer Traum zieht ihn von hinnen.

Sein Glück ist hin, damit ist's aus;
Doch ob des Schmerzes wilder Braus,
Ihn wirbelnd ganz hinabgedreht,
Hat ihn der Sturm noch angeweht,
Der jetzt die Völker treibt auf Erden:
Er will ein Streiter Christi werden.
Er schwingt empor das Crucifix,
Entschlossnen Muths, entflammten Blicks,
Und flieht vom traurigen Gemach,
Und jeder starrt ihm staunend nach.

Von Adelheidens Todtenbahr
Riß ihn der Wahnſinn zum Altar.
Wenn all ſein Glück ein ſtarkes Herz verloren,
Wenn ſeine Wund am tiefſten klafft,
Dann wird es vom Verhängniß gern erkoren
Und in den großen Sturm hinausgerafft.

Als Fulco ſtand am Sarg der Lieben,
War ihm ein Hoffen nicht geblieben,
Es finden ſich jenſeits der Thränen,
Die hier umſonſt ans volle Herz ſich ſehnen.

Vielleicht hat ihn die Kirch' erworben
Weil Adelheid in ihr geſtorben,
Die fromme Frau, die, ſchon vergangen,
Das Bild des Heilands hielt umfangen.

Er haßt uns Andern, weil wir meinen,
Wer einen Todten liebt, ſoll weinen,
Denn ſterben iſt im Geiſt verſchwinden,
Wir glauben an kein Wiederfinden.

Er hält am Wahn der frommen Thoren,
Daß uns die Todten unverloren,
Und grollt der Wahrheit kühnen Freiern,
Die ſich das Menſchenloos entſchleiern,
Und keck den Blick durch heilige Nebel tauchen,
Die hüllend überm Abgrund rauchen.
Ein heimlich vor der Wahrheit Zittern
Mag gegen uns ſein Herz ſo wild erbittern.

Der Traum.

Schlaf', Innocenz, ſchlaf' wohl, und flöße
Ein ſanfter Traum ins Herz dir Frieden.
Doch nein, der Schmerz, der dir beſchieden,
Wächst fort im Schlaf zu wilder Größe.
Du biſt tief krank; ſollſt du geneſen,
Muß erſt dein Leib im Sarg verweſen;
Nicht heilt der Brand der dich verzehrt,
Weil er am Ewigen ſich nährt.

Furchtbar zuweilen iſt des Traumes Macht;
Er ängſtigt, ſchmerzt, erſchüttert, droht.

Und wenn der Schläfer nicht erwacht'
Im Augenblick, im nächſten wär er todt.
Hat man nicht oft den Abends noch Geſunden
Des Morgens auf dem Lager todt gefunden?
Sein ſtilles Antlitz kann es euch nicht ſagen,
Ob ihn ein böſer Traum erſchlagen?

Ein Traum kann Uebermaß von Freude geben,
Daran das Herz nicht ward gewöhnt im Leben.
Und eilte nicht das Herz, ſich ſelbſt zu wecken,
Es ſtünde ſtill in ſeinem Himmelsſchrecken.

Solch banges oder frohes Traumgeſicht
Ergreife dich mit zaubriſcher Gewalt,
Und wenn dein Herz im höchſten Sturme wallt,
Dann, Innocenz, erwache nicht!

Noch wacht der Pabſt in ſpäten Nachtgedanken:
Dem Gifthauch der Irrlehre preisgegeben,
Seh' ich das Chriſtenthum auf Erden ſchwanken,
Das Grundgeſtein der Kirche fühl' ich beben.

Die Seele und der Mittelpuls, das Herz,
Der Chriſtenwelt durchwärmend alle Adern,
Bin ich durch Gott; drum quält mich tiefſter Schmerz,
Daß krank die Glieder mit dem Herzen hadern.

Wenn Lucifer ſein Schwert ſtets wilder ſchwingt,
Und wenn es dem Verderber wo gelingt,
Ein Glied vom Leib der Kirche abzuſchneiden,
Durchzuckt es mich, o Gott, mit welchen Leiden!

Mein Wachen, Sorgen, ruheloſes Ringen,
Das Chriſtenthum zu halten und zu mehren,

Das Band des Glaubens um die Welt zu ſchlingen,
Die Welt im Strahl der Liebe zu verklären:
Dagegen ſtürmen raſtlos böſe Horden,
Sie wollen frech die Gotteseintracht morden.

Einſam hab' ich in mancher dunkeln Nacht
Der Kirche kranken Athemzug bewacht,
Und ihren Fieberträumen muß ich lauſchen;
Und näher hör' ich ein Verhängniß rauſchen.

Aus fernen Landen mir herübertönen
Die Ketzerſtimmen, — wie ſie lachen, höhnen!
O wie ſie manches arme Herz verheeren!
Wie ſie mit Wuthgeſchrei die Tempel ſtürmen!
Die Bilder fallen ſchmetternd von Altären,
Die Glocken ſtürzen ſchreiend von den Thürmen.

O dunkle Nacht, vor Gott klag ich dich an.
Wenn du dich hüllend legſt um ihre Bahn.
Ich liege hier, und die verderblich Schnellen
Sind auf, das Unheil durch die Welt zu tragen;
Ins weite Land hör' ich den Reiter jagen,
Den Schwimmer hör' ich rauſchen durch die Wellen.
Allnächtlich ſtürzt er in den Strom und ſchwimmt,
Bis heimlich er den dunkeln Strand erklimmt:
Da harrt des Lehrers die bethörte Schule,
Und öffnet ihrem Liebling Schooß und Herz,
Wie einſt am Hellespont des Griechen Buhle,
Bis ihn die Götter riſſen abgrundwärts.

Wie ein gezücktes Schwert von ferne blitzt,
Ein Wetterſtrahl die ſchwarze Wolke ritzt,
Hat ein Gedanke plötzlich mich erhellt:
Ich ſoll die Ketzer tilgen aus der Welt'
Wie manches blutverſtrömende Gefecht

Ward rühmlich für gekrönten Staub geſchlagen,
Und ſoll mein Herz vor Schwert und Flamme zagen
Für Chriſti tiefgekränktes ew'ges Recht?!

Zum Kirchenhaupte fühl' ich mich erkoren
Von Gott dem Herrn; ſoll ich's geduldig leiden,
Wenn überall verbrecheriſche Thoren
Die Welt von Gott verſuchen abzuſchneiden?
Wenn jeder lehrt den Glauben den er dichtet?
Wenn ringsumher, Irrlehren auszuſchenken,
Giftmiſcher ihre Buden aufgerichtet,
Die Welt mit ſüßem Heidenthum zu tränken?

Schon tobt der wilde Rauſch von Land zu Land
Der Taumelbecher kreiſt von Hand zu Hand.
Ein jeder Wahn hat ſeinen Predigerorden,
Und jede Mißgeburt verrückter Träume.
Es iſt die Welt ein Labyrinth geworden,

Ein Wald verderblicher Erkenntnißbäume. —
So klagt der Pabſt in nächtlich dunkler Stille.
Der Blutgedanke ſtürmt an ſeinem Herzen,
Mit Gluth und Schwert die Ketzer auszumerzen;
Noch weigert dem Gedanken ſich der Wille.

Er ſendet ſeinen Boten, tief bekümmert,
Nach in die Ferne ſegnend ſeinen Gruß;
In ihrer Treu' ſein letztes Hoffen ſchimmert,
Im Kampf zu ſiegen ohne Blutverguß.
Und müd von Arbeit, Seelenſtreit und Kummer,
Iſt Innocenz geſunken jetzt in Schlummer.

Doch wer da lebt, die Erde zu geſtalten,
Kann drauf nicht lang und tiefe Ruhe halten;
Nur weſſen Loos die Erde zu genießen,
Mag vor dem Tod die Augen feſter ſchließen.

Ein böſer Traum ergreift den Kummervollen,
Und läßt von Bild zu Bild die Seele rollen:

Er hört im Traum ein banges Glockenſummen,
Die Kirche läßt ihr letzt Geläut verhallen,
Ihm dünkt die Welt von Chriſtus abgefallen,
Er lauſcht und weint — die Glocken, ach! verſtummen;

So wie die Klänge leiſ' und leiſer beben,
Verzittert in den Tod das fromme Leben.
Das heilige Tau des Glaubens iſt zerriſſen,
Das dieſe Welt an ihren Gott gebunden,
Vom Nagethier dem Zweifel überwunden,
Vom Zahn der Höllenratte abgebiſſen.

Da liegt das Kreuz zerſplittert und zerſchlagen,
Und drüber hin ſieht er den Satan jagen:

Und Satan überläßt, dem Herrn zum Spotte,
Die Welt ein Spielzeug ſeiner Höllenrotte.

Auf ſchwarzer Wieſe tummeln ſich die Schwärme
Mit Luſt und Scherz und ungeſchlachtem Lärme.
Sie ſpielen Ball, die Welt im Fluge braust,
Die Teufel ſchlagen ſie von Fauſt zu Fauſt,
Und ihr entfährt auf ihren tollen Wegen
Ein Staubgewölke von den harten Schlägen
Und ſenkt zum ſchwarzen Grund ſich ins Verderben,
Das ſind die Seelen derer die da ſterben.

Und weiter treibt ſein Traum zu neuer Qual
In ein verdüſtert einſam Felſenthal;
Dort hört er plötzlich eine Stimme klingen,
Sie füllt ſein Herz mit Leide zum Zerſpringen:
„Bei euch verbleib' ich bis ans End' der Tage
Als Trauerblick und als verlorne Klage!“

Und jetzt der Traum mit ihm zum Strande ſchießt,
Dort an der Rhone liegt ein Mönch getödtet,
Das bleiche Angeſicht vom Blut geröthet,
Das aufs geneigte Haupt hernieder fließt.
Vom Haupte des Erſchlagnen rauſcht empor
Ein Geier und umflattert ihn und kreiſcht:
„Gib mir zu trinken!“ raſtlos ihm ins Ohr,
Wie er vom Araber Blutrache heiſcht,
Dem Haupte des erſchlagnen Freunds entſtiegen,
Indeß die Roſſe mit den Mördern fliegen.

Der Geierſchrei hat Innocenz geweckt,
Er richtet ſich empor und ſtarrt erſchreckt,
Ergoſſen iſt durch ſeine Schlummerzelle
Wie Mondesdämmern eine ſanfte Helle.

Da ſteht ein Mönch, das Haupt vorunter neigend,
Wie reiſemüd, gedankenvoll, und ſchweigend.

Und Innocenz erkennt Pierr', den Frommen,
Und ruft ihm zu: „o ſey gegrüßt, willkommen!
So biſt du ſchon zurück von deiner Sendung?
Und eilſt, zu künden mir die frohe Wendung?

O Freund, wie gut, daß du gekommen biſt,
Viel Arbeit harret dein zu dieſer Friſt.
Die Briefe dort und manche ernſte Kunde
Vertrau' ich deinen Händen, deinem Munde.
Gott ſegne dich mit ſeinem Gnadenlichte!
Wie ſteht's in der Provence? ſchnell berichte!"
Doch traurig ſchweigt der Mönch, als ob er weine,
Und iſt verſchwunden ſammt dem hellen Scheine. —

Nach ſchlimmer Nacht noch ſchlimmre Morgenſtunde;
Fulco's Geſicht im heißen Zorneslicht
Herein wie eine Racheſonne bricht,
Er bringt dem Pabſt von jenem Mord die Kunde:

„Zur Kreuzfahrt, Vater! ſprich dein Machtgebot!
In tauſend Bannern laß die Rache flattern!
Schon ſchlagen ſie dir die Legaten todt,
Wie auf dem Waldweg giftgeſchwollne Nattern!

Weil ſie ſo gräulich ſind zurückgefallen,
Will Chriſtus rettend ſelbſt zurücke wallen,
Er will noch einmal als Jehovah ſchalten,
Ein zornig Blutgericht auf Erden halten.

Sey du ſein Schwert und ſeine Zunge,
Sein Donner und ſein Blitz zugleich,
Und triff vor ihrem letzten Mörderſprunge
Die Höllenkatze mit dem Todesſtreich.
Die Häreſie mit immer kühnern Sätzen
Springt durch die Welt; erwache deinen Pflichten!
Du fängſt ſie nimmermehr mit Liebesnetzen,
Soll ſie zur Ruhe, mußt du ſie vernichten!"

So Fulco ſprach, des Haſſes Feuer ſchürend,
Der einſt von Liebe ſang ſo ſüß und rührend.

Er ſchweigt und harrt des Pabſtes Wort entgegen,
Doch dieſer ſpricht erſt ſeinen Morgenſegen:
In ſeinen Zügen iſt es feſt und ſtille,
Wie Steingepräg' in jedem Zuge ſteht
Entſchluß und unerſchütterlicher Wille;
Und ausgeſprochen hat er ſein Gebet.

Von Innocenz wird Fulco angeblickt,
Daß der, ſo kühn er iſt, ins Herz erſchrickt.
Bezwungen iſt er von der Macht des Bannes
Im Zornblick eines großen Mannes.
Es iſt derſelbe Blick, der ſchon ſo lang
Als Herr die Wirren einer Welt durchdrang,
Der tauſend Feinde in den Staub geſtochen,
Vor dem ſich zitternd Könige verkrochen.

Nun ſpricht der Pabſt: „ha! welcher Wahnſinn lieh
Dir ſeine Rede, daß du ſo vermeſſen
Des Amts mich mahnſt, als hätt' ich ſein vergeſſen,
Zu züchtigen mit Macht die Häreſie?

Als ich den ſchlimmen Mord durch dich vernommen,
Stand mein Entſchluß geharniſcht und in Waffen,
Zur That bereit, ganz fertig und vollkommen:
Die Ketzer von der Erde fortzuſchaffen.
Getödtet haben ſie den Friedensboten,
Und alſo ſelbſt zerhau'n den finſtern Knoten."

Die Höhle.

Im Wald iſt eine Höhle tief und ſtill,
Wohin kein Strahl gelangt, kein Windhauch ſtreicht,
Wohin das matte greiſe Wild ſich ſchleicht,
Wenn es im Dunkeln heimlich ſterben will.

Dort ſteht ein Mönch, den Blick zum Boden ſenkend,
Wo Knochen viel zerſtreut, und alſo denkend:
Iſt's Reinlichkeit und angeborne Zucht,
Daß ſterben geht das Wild in dunkle Schlucht?
Und möchte nicht die Seele die ſich trennt,
Verſcharren gern die Leich', ihr Excrement?

Schämt ſich das Wild des Tods? ein Ahnungsſchein,
Daß Tod nicht war im Paradieſeshain,
Als es gewandelt noch in Gottes Huld,
Und dämmert traurig ihm die Erdenſchuld? —
Es wäre mehr vielleicht als von den Sternen,
Vom Thier in ſeiner Todesnoth zu lernen.

Dominicus, der ſtrengſte Mönch von allen,
Die mit der Welt und ihrer Luſt zerfallen,
Von heiliger Askeſe bleich und hager,
Sucht für die Nacht im Walde ſich ein Lager.

Er zog von Ort zu Ort, wo Ketzer weilen,
Bemüht zu ſeinem Glauben ſie zu heilen,
Viel Tage lang, viel ſchlummerloſe Nächte
Hielt er mit ihnen heiße Wortgefechte;
Bei Manchen iſt dem Mönch ein Sieg gelungen,
Die Meiſten blieben ſtarr und unbezwungen.

Nun ziehn den Müden endlich ſeine Glieder
Erſchöpft zum langentbehrten Schlafe nieder.
Doch dünket ihm des Waldes Moos zu weich,
Der Vöglein Schlummerlied zu wonnereich;
Erſt in der Höhl', auf harten Thiergebeinen
Streckt er zu kurzer Ruhe hin die ſeinen.

Er gönnt die Ruhe nur dem armen Leibe,
Daß er ihn bald zu neuen Qualen treibe;
Und darf ſein dürrer Mund zum Quell ſich ſenken,
So will er nur den Schmerz des Leibes tränken;
Die karge Koſt ſoll die Entſagung ſtärken,
Und rüſten nur zu neuen Kampfeswerken.
So drückt er ſeinen Leib als ein Tyrann,
Und nährt ihn doch, daß er nicht ſterben kann.

Kaum aber war der finſtre Mönch entſchlafen,
Als weckend ihn verworrne Töne trafen;

Er fährt empor, es murmeln dumpfe Stimmen,
Er ſieht im Grund der Höhle mattes Glimmen,
Und leiſe ſchleicht er nach dem Licht, dem Schalle,
Und ſteht am Eingang einer weiten Halle.

Die Hall' erleuchtet heller Fackelbrand,
Inmitten iſt ein hoher Greis zu ſchauen,
Der hält die Bibel hoch in ſeiner Hand,
Und ihn umlauſchen Männer rings und Frauen.

Er ſpricht: „In dieſen Blättern iſt enthalten
Des Heiles viel und manche Gotteskunde.
Nicht am Altar ſollt ihr die Hände falten,
Die Predigt höret nicht aus Sünders Munde,
Ihr ſollet keine Kirche mehr betreten,
Nicht trinkt das Wort aus ſchmutzigen Geſchirren.
Der helle Glockenſchall darf euch nicht kirren,
Die Glocken ſind des Teufels Feldtrommeten."

So klang die Rede aus des Greises Munde,
Da ſtürzt der Mönch gewaltig in die Runde.
Er ſtreckt ſein Crucifix empor und ruft:
„Der führte mich in eure finſtre Schluft,
Wenn ihr ihn ehrt ſo folget ſeinem Licht“
Und jeder lauſcht dem Mönche wie er ſpricht:

„Gieng ein Mann allein zur Morgenzeit
Tief und tiefer in den Wald; die Glocken
Hört er fernher in die Kirche locken,
Doch er flieht zur tiefſten Dunkelheit.

Sonntag war's, zur Kirche rief das Erz,
Doch er ſchlug, die Glocken nicht zu hören,
Mit dem Stabe mächtig an die Föhren,
Laute Flüche donnerte ſein Herz.

Fromm war sonst des Mannes That und Spruch,
Doch die Priester haßt' er, weil in Sünden
Sie dem Volk das Wort des Herrn verkünden,
Ihrer Predigt sandt er seinen Fluch.

Als er umirrt in der Waldesnacht,
Als im fernen Dickicht seinen Ohren
Gieng der letzte Glockenlaut verloren,
Ueberfällt ihn heißer Durst mit Macht.
Brennend, glühend ist des Durstes Qual,
Im bekannten Forst nach allen Winden
Ist kein Bächlein nirgendwo zu finden;
Horch! da rauscht es doch mit einem Mal!

„Wunderbar!" — so ruft er — „ist's ein Quell?"
Und er folgt mit sehnsuchtsvollem Lauschen
Eilig nach dem wonniglichen Rauschen;
Sieh! da springt ein Bächlein silberhell.

Seine Seele ſpricht ein Dankgebet,
Schmachtend iſt er an den Quell geſunken,
Und er hat ſich freudig ſatt getrunken,
Als vor ihm ein ſchöner Jüngling ſteht.

Himmliſch iſt des Jünglings Angeſicht,
Und er winkt dem Mann, ihm nachzuſchreiten,
Von woher die Wellen niedergleiten,
Endlich hält der Jüngling ſtill und ſpricht:
„Sieh ein Aas hier liegen in der Flut;
Durch das Aas kam dir der Quell gegangen,
Doch du haſt ihn freudenvoll empfangen,
Und er kühlte deines Herzens Glut.“

Fließt für uns des Heilands Wort zu Thal,
Geht ihm durch die Sünder und die Thoren
Doch die Gottesfriſche nicht verloren,
Und die Kühlung heißer Erdenqual.

Staunend blickt der Mann zur Flut hinein,
Dann empor, den Jüngling zu erkunden,
Doch ſchon iſt der Engel ihm verſchwunden,
Sammt dem Aas und Bächlein hell und rein!"

Betroffen läßt der Greis die Bibel ſinken:
„Weh uns! die letzte Zuflucht iſt verrathen;
Doch wiſſe, Mönch, und ſag es den Prälaten:
Wir wollen oberhalb des Aases trinken!
Gerad ins Herz will unſer Gott uns ſtießen,
Nicht durch den Mund des Laſters ſich ergießen."

Da murmelt's in der Menge: „bindet ihn!
Er liefert uns zum Tod, erſchlagt den Pfaffen!"
Gewaltig ruft der Alte: „laßt ihn ziehn,
Befleckt euch nicht, wir haben andre Waffen!"

Dominicus fanatiſch niederkniet,
Zerreißt, die Bruſt entblößend, ſein Habit
Und ruft: „gebt mir den Tod! o laßt mich ſterben'
Hier einſam, nur im Angeſicht der Feinde,
Und unbejubelt von des Herrn Gemeinde,
Will ich den höchſten Kranz erwerben!"
Er ruft's und ſeine Augen ſchießen Blitze
Und ſuchen rollend eines Dolches Spitze.

Umſonſt! ſein heißes Blut bleibt unvergoſſen,
Nur in den Winkel wird der Mönch geſtoßen;
Und wieder ſchließt der Kreis ſich um den Alten,
Und ruhig wird die Feier abgehalten.

Zum Greiſe jetzo tritt der „ältre Sohn" ſich neigend,
Darauf der „jüngre Sohn", gebückt, ehrfürchtig ſchweigend.

„Der Helfer“ naht zuletzt und führt an seiner Hand
Zur Weih' den Schüler ein, der trägt ein schwarz Gewand.

Dem hält der Greis aufs Haupt das Neue Testament,
Und mahnt ihn feierlich: sprich was dein Herz bekennt!“*

Wer ist der Grund der Welt? kannst du die Frage lösen?
„Die Geister sind von Gott; die Körper sind vom Bösen.“

Glaubst du ein Auferstehn? — „Wenn's Holz geschlagen worden,
So wie es fällt, so liegt's, nach Süden oder Norden.“

Was ist der Seelen Loos? — „Sie sind von Gott gefallen,
Und müssen ihren Weg durch Noth und Sehnsucht wallen.

* Der Name Albigenser war ein gemeinsamer, unter welchem die katholische Kirche jener Zeit die verschiedenartigsten, moralisch und dogmatisch divergirendsten Ketzersecten zusammenbegriff. Sie glaubten nicht Alle einen Dualismus; auch sollen überhaupt durch das nachfolgende Bekenntniß nur ohngefähr die äußersten Linien ihrer Abweichung vom kirchlichen Dogma angedeutet werden.

Bis ſie der Heiland läßt die Luft der Heimath trinken,
Und ſelbſt vergeſſend ſich, in Gottes Herz verſinken."

Bekenne noch, eh wir die Weih' an dir vollenden,
Wie du die Kirche ſiehſt und ihre Gnadenſpenden?

„Der Kirche ſey der Geiſt entgegen und zuwider,
Sie läutet ihm zu Grab und ſingt ihm Sterbelieder.

Der Kirche Abendmahl iſt nur gebacken Brod,
Die letzte Oelung kann nichts ändern an dem Tod.

Das Sacrament der Eh iſt meiſt nur Buhlerei,
Wenn ſie auch vor der Welt hingeht der Schande frei;

Denn ſelten einmal blüht die Liebe den Genoſſen,
Die Himmelsblüthe noch, wenn ſchon die Früchte ſproſſen.

Die Taufe netzt das Kind, — den Pflanzenkeim der Regen, —
Sie mahnt uns, der Natur das Kind ans Herz zu legen.

Ich ſchwöre keinen Eid, denn nichtig ſind die Schwüre,
Im Zeitenwetter bald zermorſchen ſolche Schnüre;

Verachte jeglich Bild, zumeiſt das Kreuzeszeichen,
Das uns nicht frommt, noch Gott zur Ehre kann gereichen.

Gott gleicht nicht einem Knecht, der kundig nicht der Schrift,
Statt ſeines Namens malt ein Kreuzlein mit dem Stift. —

Nach langem Schlafe regt ſich forſchend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch ſich ſpalten noch und trennen,
Die freie Forſchung iſt's, wozu wir uns bekennen.

Wir laſſen uns den Geiſt nicht hemmen mehr und knechten;
Es gilt, das höchſte Recht auf Erden zu verfechten.

Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geſchichte,
Die erſt lebendig wird im Geiſt und ſeinem Lichte;

Mit dieſer Leuchte ſoll der Menſch den wunderbaren
Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.

Der volle Chriſtus iſt erſchienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menſchenbild muß noch vollendet werden.

Einſt wird das Heil der Welt, Erlöſung ſich vollbringen,
Wenn Gott und Menſch im Geiſt lebendig ſich durchdringen.

Mag auch das Jeſusbild, der Wiederſchein den Sinnen,
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen;

Wenn alle Zeugniſſe von Jeſus auch zerſchellten,
Der Gottmenſch iſt der Kern, das Herzlicht aller Welten.

So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich laſſe mich von euch, ſey's auch zum Tode weihen!" —

So ſprach der Neophyt; der Greis in Freuden ſtand,
Und gab die „Tröſtung" ihm mit aufgehobner Hand;

Und ſiebenmal er ſpricht mit feierlichem Sinn
Vom Evangelium Johannis den Beginn;

Und ſiebenmal der Greis das Vaterunſer ſpricht
Und hauchet ihm dazu den Odem ins Geſicht.

Indeß Dominicus im Winkel qualvoll ſteht
Und auf die Schaar von Gott den Blitz herunterfleht.

Wer nahm hier Ketzerweih'? wer ſprach der Kirche Hohn?
Es iſt ein Troubadour, der Mönch von Montaudon.

Die Harfe jetzo nimmt, die Feier zu beſchließen,
Der Sänger, läßt ſein Herz in Reimen überfließen:

„Um euch das Pfaffenthum, das Höllending zu ſchildern,
Muß ich nach Indien ziehn, nach grauſen Schreckensbildern.

Mit ſchwarzem Angeſicht, mit Augen aufgeriſſen,
Die ſelbſt ſich leuchten wild in öden Finſterniſſen,

Bewaffnet mit dem Schwert, Dreizack und Blutgeſchirre,
Die Schlangen um den Leib, ein wallendes Gewirre,

So fliegt die Göttin hin mit tödtlicher Geberde,
Die Amadurga heißt, auf einem Höllenpferde.

Die große Göttin iſt's der mörderiſchen Zeiten,
Seht ihr ſie zornig dort durchs Erdenleben reiten?

Wohin der Göttin Roß mit ſeinen Hufen haut,
Dort bricht der Boden ein, worauf der Menſch gebaut;

Wohin den Sturmeshauch des Roſſes Nüſtern wehn,
Da muß die grüne Saat der Hoffnungen vergehn.

Die Menſchen ſterben rings, die Sünder und die Reinen,
Mit Greiſen Kinder früh, noch eh ſie konnten weinen;

Eh ſie den Tag begrüßt mit freudigen Geſängen,
Eh ſie der Sonne zu die Gangesfluten ſprengen.

Die Göttin reitet fort; vom ſcharfen Ritt geſchüttelt,
Ward eine Schlange los aus ihrem Gurt gerüttelt;

Die Schlange fiel zur Erd' und kriecht durch weite Strecken,
Als Peſt mit leiſem Biß zu tödten und zu ſchrecken.

Und eine zweite ſank, gelöst vom Gürtelbund,
Die richtet dort ein Volk als Hungersnoth zu Grund;

Und eine dritte ward geſchleudert, ziſcht und fährt
Durch Menſchenheere fort, die ſie als Krieg verzehrt.

Die vierte aber fiel, die allerſchlimmſte Schlange,
Und zog vom Morgenland nach Sonnenuntergange:

Sie heißet Pfaffentrug und ſticht auf ihrer Bahn
Der freien Luſt an Gott ins Herz den gift'gen Zahn.

Dominicus enteilet, wuthzerriſſen,
Und ſinkt zur Erd' in Waldesfinſterniſſen.
Er klagt dem dunkeln Wald ſein Leid mit Macht,
Und klagt nicht irr, ſein Leid gehört der Nacht.

Sein Herz erfüllt ein namenloſes Grollen,
Und heiße Thränen auf den Boden rollen.
Die Tropfen ſind dem Unheil nicht verloren,
Ein ſchwarzes Unthier ward daraus geboren.

Aus ſeinen Zornesthränen ward ein Molch,
Wogegen hold wie Engel Gift und Dolch,
Wogegen Liebesketten alle Schlangen,
Die aus dem Gurt der Amadurga ſprangen.
Gottlob! es lebt nicht mehr, es ward zunichte;
Doch dem Entſetzen zeigt noch die Geſchichte
Sein Bild, des Unthiers Bau, Geſtalt und Glieder;
Die Menſchheit ſchlägt davor die Augen nieder;
Vergeſſen möchte ſie den Schreckenston,
Des Molches Namen: Inquiſition.

Das Interdict.

Nach heißem Weg ein Trunk aus frischer Quelle,
Im Schatten Ruh thut Jedem wohl zur Stelle;
Der Wiesen Grün ist jedem Wandrer hold,
Und im Gebirg ein sanftes Abendgold;
Wohl Jeder spürt die süße Lebensmacht
Des Blüthenhauchs in einer Frühlingsnacht;
Selbst Gram gesteht: es ist ein lieblich Klingen,
Wenn ungestört im Wald die Vöglein singen.

Und wenn vor ihm die Donner niederschlagen,
Wer ist so stark, daß er nicht müßte zagen?

Und wer ſich hingeſtellt zu einer Leiche
Und feſt ihr ſchaut ins blaſſe Angeſicht,
Wer iſt ſo elend und betrübt, daß nicht
Ein Schauer vor dem Tod ſein Herz beſchleiche?

Was uns die Erde beut an Lieblichkeiten,
An Schmerz — darüber mag der Menſch nicht ſtreiten:
Doch wenn von ſeinem Himmel iſt die Rede,
Erwachen Zwietracht, Haß und wilde Fehde.
Wo ſelig ſchwelgt ein Herz in Himmelsſchätzen,
Dort fühlt ein andres Abſcheu und Entſetzen:
Noch fand ein jedes Heiligthum Verächter;
Vor Gottes Strafe zittern hier die Einen,
Die Andern ſchlagen höhniſches Gelächter,
Und möchten über ſolchen Wahnſinn weinen.

Toulouſe iſt vom Interdict getroffen;
Zum letzten Male ſtehn die Kirchen offen.

Der Biſchof Fulco eilt, dem Volk der Sünden
Den Zorn der Kirche donnernd zu verkünden.
Er wirft hinab zur gläubigen Gemeine
Mit Flammenblicken von der Kanzel Steine
Und ruft: „ſo hat der Herr im Strafgerichte
Verworfen euch von ſeinem Angeſichte!“

Die Kerzen, die am Hochaltare brannten,
Sie werden ausgelöſcht mit Klaggeberden;
Die Bilder, die dem Herzen Tröſtung ſandten,
Sind ſchwarzverſchleiert hingelegt zur Erden;
Die Trauer theilend, jedem Blick verſchloſſen
Sind die Reliquien in ihren Särgen,
Als möchten ſie ſich vor dem Volke bergen,
Das Gott aus ſeinem Angeſicht verſtoßen;
Das Bild des Herrn umhüllt der tiefſte Schleier;
Erſchüttert ſchaut das Volk des Fluches Feier;

Hinausgetrieben wird's mit grauſen Worten,
Und donnernd ſchließen hinter ihm die Pforten.

Die Pforten bleiben zu. Wer ſeinen Gram
Sonſt am Altare auszuweinen kam,
Wer kam für einen lieben Wunſch zu flehen,
Mag lauſchend an geſperrter Thüre ſtehen;
Er hört die Orgel nicht, nun iſt ſie ſtumm,
Es tönt kein Wort im todten Heiligthum,
Er hört, wo freudig ſonſt Geſänge ſchallten,
Einſam den Zugwind wimmern durch die Spalten:
Die Prieſter, feiernd, leſen keine Meſſen,
Den Schall der Glocken hat die Luft vergeſſen.

Nur ſelten wird ein Ton vom Schlaf geweckt,
Wenn Stürme jagen durch die Glockenſtube;
Und wenn ein Kloſterbruder ſtirbt, ſo ſchreckt
Die Glocke, langſam mahnend an die Grube;

Doch an ein Grab, nicht im geweihten Grunde,
Wo ſtill die unvergeſſnen Freunde liegen,
Wo Kinder ſich zu ihren Eltern ſchmiegen;
Nein' wo die Pferde modern und die Hunde.

O trübe Hochzeit ohne Blumenkranz!
In Trauerkleidern ohne Luſt und Glanz'
Im Kirchhof werden Liebende getraut,
Auf einem Hügel kniet die bange Braut,
Und ſenkt das Haupt, des Myrtenſchmuckes baar,
In Grabesluften flattert ihr das Haar,
In Todesſchauern ihre Seele zittert,
Erſchreckt ſieht ſie der Bräutigam erbleichen;
Vom Eindruck der Verweſung wird verbittert
Die Stund' in der ſie ſich die Hände reichen. —
Die Kirche weiß die Schmerzen zu verwalten,
Das Herz bis in die Wurzel aufzuſpalten.

Das Vorgemach.

Ein Ritter harrt auf Einlaß vor der Pforte,
Und murmelt, Seufzer gähnend, herbe Worte:
„Unſelig Vorgemach der hohen Herren,
Du Folterbank der flüchtigen Minuten,
Wo man ſie weiß zu ſtrecken und zu zerren,
Zu quälen bis ſie langſam ſich verbluten;
Wem du behagſt, der niedrige Geſelle
Soll einſt dafür im Haus der Hölle büßen:
Ein Kämmerling ſoll ihn an beiden Füßen
Feſtnageln dort auf eine Fürſtenſchwelle!“
Im Vorgemach des Pabſtes harren Viele,

Prälaten, Königsboten, edle Ritter;
Doch Zweien wird zumal das Harren bitter,
Sie ſcharren ungeduldig an der Diele.
Zwei Mönche ſind's; wo mag das Kloſter ſtehen,
Dem ſie gehören? fremd ſind ihre Launen,
Dies kecke Blinzen und verſtohlne Raunen,
Und wie ſie lauernd ſcharf im Kreiſe ſpähen.

Der eine Mönch iſt hager wie ein Speer,
Und holder auch dem Leben nicht als der;
Ein finſterer Asket, wildfremd auf Erden,
Nur heimiſch im Entſagen, in Beſchwerden,
Nie trank er Wein, hat nie ein Weib umfangen,
Des Jenſeits Bläſſe ruht auf ſeinen Wangen

Und läg' im Wald er unter einem Baume,
Der Welt entrückt in einem frommen Traume,

Still contemplirend mit geſchloſſnen Blicken,
Bald käm' ein Rab, für todt ihn anzupicken.

Der Andre, reich an Leib, ſtattlich gerundet,
Verſchmäht nicht, wie ſein heitres Lächeln kündet,
Manchmal mit ſüßer Erdenluſt zu koſen;
Wie glänzen ſeiner Wangen fette Roſen!

Doch trifft ihr Blick den Heiland an der Wand,
Fährt plötzlich übers Angeſicht die Hand,
Als wollten ſchnell verwiſchen ſie das Bild,
Vielleicht die Miene decken mit dem Schild?

Von Ungeduld mag Manchen los hier kaufen
Neugier: woher die Mönche wohl gelaufen?
Der Ritter, der ſie muſtert, und zum Glücke,
Was Blick und Miene ſchreiben, meint zu leſen,
Bekämpft die Langeweil' und ihre Tücke
Mit einem Spiel verwegner Hypotheſen;

BAYERISCHE STAATS

Und flüſternd hebt er an, in tollen Mähren
Die Mönche ſeinem Nachbar zu erklären:

„Jüngſt hielt der Böſe Rath mit ſeinen Söhnen
Und alſo ließ er ſeine Stimme tönen:
Der Teufel mag ſich immer mühn und plagen:
Wenn ſeine Saaten ſchon zur Ernte reifen,
Und drüber luſtig ſeine Lerchen pfeifen,
Wird ihm die Senſe aus der Hand geſchlagen:
Die Garbe fällt in frommer Schnitter Hände,
Des Teufels Thun wird Gottesdienſt am Ende.

Ein harter Satz, ein ſchwerer Satz, Geſellen!
Wir woll'n den Block 'mal drehen und verſchieben:
Die Kirche ſoll mit frommbethörten Trieben
Als wackre Magd des Teufels Haus beſtellen.
Im Dienſte meiner ſcharfen Repreſſalien
Entſend ich meine Leute nach Italien.

Zwei flinke Burſche aus der Höllenbande
Verkappten ſich in braune Mönchsgewande;
Schon ſind ſie da in Pabſtes Vorgemach,
Und ſinnen jetzt der Langeweile nach,
Um ein paar Studien und Marterſkizzen
Beiher ſich ins Gedächtniß einzuritzen.

Ich will dich im Vertrauen auch beſcheiden,
Was Satan auftrug jedem von den Beiden.
Ihr tretet — ſo gebot er — vor den Frommen,
Verneigt euch tief und ſprecht bewegt, beklommen:

„O heil'ger Vater, ſpricht der Eine, ſieh
Den Staub vom Grab des Herrn an unſern Füßen;
Jeruſalem erblickten wir zwar nie,
Doch läßt Sein Grab mit dieſem Staub dich grüßen.
Gewachſen iſt dies Grab, wächst fort und fort,
Bald iſt die ganze Erde ſo zu nennen;

Wir brauchen nicht ins Morgenland zu rennen,
Stehn bald in Jeſu Gruft an jedem Ort;
Als hundertblätterige Grabesroſe
Blüht friſch und luſtig drauf die Heidengnoſe.

Berauſchend zieht die Strömung ihrer Düfte
Durch alle Welt, betäubend alle Lüfte.
Ein wunderlicher Frühling will ſich regen;
Ja! Chriſtus, den die Kirche ausgeboten,
Man fand ihn ſchal und legt' ihn zu den Todten;
Und einem Neuen ſeufzt die Welt entgegen."

„O heil'ger Vater — ſpricht der Andre — trage,
Daß ich ein Wörtlein Wahres auch dir ſage.
Betritt ein Erdenfürſt des Bauern Haus,
So treibt der Wirth die lauten Kinder aus,
Daß ſie dem hohen Gaſt nicht läſtig werden
Mit Schreien und unziemlichen Geberden;

Wer aber Chriſtum will bei ſich empfangen,
Zeigt ſich an Art und feiner Sitte minder,
Weil er Gedanken, ſeine Geiſteskinder,
Hinaus nicht wirft, die ungeſchlachten Rangen;
Und ſolls dem Herrn der Welt im Haus behagen,
So muß er mit den Jungens ſich vertragen.
Ach, Pontifex! und darf man ſo gering
Behandeln deinen einz'gen Herrn und Hort?
Du ſtehſt dabei, ſprichſt kaum ein ſtrafend Wort,
Sein Feldhauptmann zugleich und Kämmerling! —
Vergib, daß ich des Worts mich unterſtanden,
Allein ſo ziſcht der Spott in allen Landen."

So wird der Hauch von dieſen Mönchen klingen,
Er wird als Sturm in die Provence dringen,
Und dort die Flammen in die Burgen jagen;
Das Land der Freude wird ein Land der Klagen!" —

Der Andre ſpricht: „wie weit dein Wort ein wahres,
Ich weiß es nicht, die Hölle mag's entſcheiden:
Den einen Mönch doch kenn' ich von den beiden,
Dominicus, den Kämpfer des Altares:
Wenn der die Hand vors Auge ſich geſchlagen,
Den Blick aufs Kreuz unfähig zu ertragen,
So war's die Scham, für Innocenz empfunden,
Daß er die Ketzer noch nicht überwunden."

Die Führer.

Das ſehnlichſte, das quälendſte Verlangen,
Was ſchuldbewußte Seelen weichrer Art
Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
Iſt der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!

Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
Verfinſtert ihnen jeden holden Stern,
Vergällt der Freude innerlichſten Kern,
Hat Manchen ſchon in frühen Tod getrieben.

Nur ſelten mag ein Traum die ſtillen Wunden
Wie Morgenluft, die einſt gefächelt, kühlen,

Daß ſie für wenig täuſchende Sekunden
Das himmliſch leichte Loos der Unſchuld fühlen.
Wie eine Mutter, die vom Schlaf erwacht,
Nach ihrem Kind im Dunkeln ſtreckt die Arme,
So greift, geweckt aus Träumen in der Nacht,
Das kranke Herz ſogleich nach ſeinem Harme.

Ein feſtes Männerherz das Frevel that,
Will nichts von Reu und trüben Bußgeſchäften;
Mit ſeiner eignen Stärke ſchafft es Rath,
Vertraut des Willens ewig reinen Kräften,
Woran kein Makel klebt, wenn ſie ſich regen,
Den Wuſt vergangner Tage fortzufegen,
Wie von den Bergen bläst die Nebelhauben
Ein friſch lebendiges Gewitterſchnauben.

Der trübe Kranke, deſſen Leid und Klage
Den Aerzten eine unlösbare Frage,

Mag zauberkundigen Hirten, alten Frauen
Sein Leben abergläubiſch anvertrauen.
Dort ſteht ein ungezähltes Heer in Waffen:
Der römiſche Hirte läßt den Ablaß glänzen,
Die Altfrau Kirche weiß mit Indulgenzen
Von jeder Schuld Gewiſſen rein zu ſchaffen.

Viel Ritterſchaaren und viel Pilgerhorden
Vereint der abenteuerliche Glauben:
Wenn ſie durch vierzig Tage Ketzer morden,
Die Saaten tilgen, ſengen rings und rauben,
Daß Gott auf ſie die volle Gnadenflut
Ausſtröme und den gleichen Segensbronnen,
Als hätten ſie das heil'ge Grab gewonnen,
Worin der Leib des Heilands hat geruht.

Und Andre hören goldne Glocken läuten:
Herbei! herbei! hier fallen gute Beuten!

Noch Andre laſſen ihre Banner wehen,
Für ihre Macht auf Erden einzuſtehen.

Wagt über ſeinen Gott der Menſch zu denken,
So wird er's auch an ſeinem Fürſten wagen,
Er wird nicht blind ſich ihm zu Füßen ſenken;
Woher dein Recht? und gilt es? wird er fragen.

Das fühlen tief und bang die Krongeſchmückten,
Das trieb, daß ſie ſo raſch die Schwerter zückten,
Mehr als der Reue Schmerz und Ungeduld,
Im Ablaß rein zu werden jeder Schuld.

Zwei Männer an der Heeresſpitze reiten:
Abt Arnald, den der Pabſt zum Haupt geſandt,
Graf Simon, den die Ritterſchaft ernannt,
Dem Kreuzeszug als Feldherr vorzuſtreiten.
Ein ſchrecklich Paar! der Eine kalt und klug,

Der Andre raſch wie ſturmgejagte Flammen,
So reiten Arnald und Simon zuſammen,
Geſellig wie Gedanke und Vollzug.

Oft trug das Roß Verderben, oft Beglücken,
Das Schickſal einer Welt auf ſeinem Rücken.
Wohin die Roſſe jener Beiden traten,
Gefolgt vom ungeſtümen Reiterſchock,
Vergeht nicht nur das Gras von Languedok,
Vergehen auch der Zukunft Freudenſaaten.

Der Roſenkranz.

Im Schloſſe Brom verſchanzt und feſt verhauen
Sind tapfre Ritter, banngetroffne Ketzer,
Und rings die Burg umlagernd iſt zu ſchauen
Das Kreuzesheer, die Schaar der grimmen Hetzer.

Die Sonne neigt ſich; ihr dort in der Veſte,
Freut euch nochmals an ihrem holden Schimmer;
Er ſchwindet euch vielleicht ſchon heut auf immer,
Genießet froh die letzten Strahlenreſte!
Doch glänzen ſie von Waffen und beleuchten,
Was bald ſich ſoll mit eurem Blute feuchten.

Der Schiffer rings vom weiten Meer umfloſſen,
Der Krieger in der Burg vom Feind umſchloſſen,
Sie ſollen ſcheiden ſehn den Abendſtrahl
Nicht ohne Gruß — vielleicht zum letzten Mal.

Der Feldherr Simon durch das Lager reitet,
Das weithin ſeine bunten Zelte breitet;
Er prüft die Schleuderthürme und durchſpäht
Die Mauerbrecher, jeglich Sturmgeräth,
Und er befiehlt zur nächſten Morgenwacht
Den Sturm und mahnt: ſeyd tapfer in der Schlacht!

Jetzt winkt er den Legaten ſich heran
Und ſcherzt: „wenn wir das Schlößlein abgethan,
Will ich den Grafen Foix, den frevelnd kecken,
Mit einem Roſenkranz zur Kurzweil necken,
Den ſend' ich ihm, dran ſoll er Buße beten,
Bis wir ihm auf den ſtolzen Nacken treten."

Das Lager rauſcht von wildverworrnen Tönen.
Hier Aexte zimmernd an Maſchinen dröhnen,
Am Schleuderwerk die ſtarken Seile knarren,
Dort zankt ein Trupp ſich um den Futterkarren,
Wo Jeder nach dem beſten Stücke trachtet,
Dort Wehgeſchrei, es iſt ein Faß zerſprungen,
Geblök von Thieren die das Meſſer ſchlachtet,
Geſchwätz von heimiſchen und fremden Zungen,
Den Ketzern Flüche, pöbliſches Gelächter,
In ſchwerer Rüſtung raſſeln edle Rechter,
Die Roſſe wiehern und die Mönche ſingen,
Bis Alles mag die ſtumme Nacht verſchlingen.

Das Schloß vertheidigt Hugo von Alfar
Mit ſeiner tapfern Albigenſerſchaar.
Der Sturm beginnt beim Morgendämmern,
Steinblöcke ſtürzen donnernd an die Mauern,
Die Pfeile auf die Feinde niederſchauern,

Und Schwert und Axt auf Eisenhelme hämmern.
Die Mauer bricht, sie sind hineingedrungen,
Reich strömt das Blut, schon ist die Burg bezwungen.

Die Leichen liegen Feind und Feind beisammen,
Wie sie die Schlacht geworfen hier und dort,
Drauf tritt der Haß und schreitet drüber fort,
Und kühlt an ihrer Kühle nicht die Flammen.

An Zeit gebricht's, zu zählen und zu fragen:
Wie viel der Unsern, Euren sind erschlagen?
Von Herzen gönnt dem Tode man sein Theil,
Man zählt ihm nicht die Bissen in den Rachen.
Balist und Bogen, Kolben, Schwert und Beil
Arbeiten rastlos, Leichen viel zu machen.

Wohl euch, ihr Freien! daß ihr fielt zur Stunde!
Erstarrt sind eure Augen wie sie rollten,

Und abgebrochne Flüche noch am Munde,
Als ob sie jenseits noch ausklingen sollten.

Zu sterben rasch im männlichen Gefecht,
Und in des Hasses Flammen zu verbrennen,
Wenn frei das Herz und wenn sein Haß gerecht,
Das ist ein schöner Tod zu nennen'

Die Helden aber sind nicht alle todt.
Gefangen und gefesselt, trotzig stumm,
Erwarten hundert Simons Machtgebot;
Die Priester ordnen sich im Kreis herum,
Und jubelnd singen alle Priester Chor:
„Te Deum laudamus!" — Schergen winkt hervor
Graf Simon, die mit fluchverfallnen Händen
Sofort die hundert Helden blenden.
Nur 'Einer wird geschont an einem Auge,
Daß er den Uebrigen zum Führer tauge.

Und blutend ſind die treuen Kampfgenoſſen
Aus dieſer Welt in Nacht hinausgeſtoßen.
Schwarz iſt die Nacht der Blindheit, die ſie ſchreckt,
Die Seele ſchwärzre Nacht des Haſſes deckt.

Simon gebeut in herriſchem Belieben:
Man bringt ein Seil, deß Ende reicht man dar
Zu Hand dem Ritter Hugo von Alfar,
Dem ſeiner Augen eines iſt geblieben.
Die Blinden Mann an Mann die Beine faſſen,
Daß ſie ſich dran des Weges führen laſſen.
Und Simon ruft: „nun mögt ihr euch entfernen,
Ihr Ketzer, und katholiſch wandeln lernen,
Blind folgſam und gehorſam nur dem Einen,
Dem noch ins Aug die Himmelslichter ſcheinen.

Dem Grafen Foix verbringet meinen Gruß,
Sagt ihm, daß ſein Verderben mein Beſchluß,

Wenn er nicht tief zerknirſcht, zermürbet ganz,
Der heiligen Kirche ſchwört den Treueſchwur.

Für ihn zu einem ſeltnen Roſenkranz
Hab' ich gefädelt euch an dieſe Schnur,
Dran mag der ſtolze Ketzer Buße beten,
Bis wir ihm auf den ſtarren Nacken treten."

Die Blinden ziehn des Wegs durch grüne Felder
Sie wandeln ihre Bahn durch kühle Wälder;
Doch ſind für ſie die Felder nicht mehr grün,
Nicht kühlt der friſche Wald des Schmerzes Glühn.

Wie ſie hinziehn durch einen dichten Wald,
Mahnt Hugo ſie zur Raſt, ſie machen halt
Und lagern ſich an moosbewachsnem Ort,
Und Balduin, ein Greis, erhebt ſein Wort:

„Ich höre über mir die Bäume ſauſen,
Doch meine Kinder werd' ich nicht mehr ſehen;
Hör' immer noch den Sang der Schergen brauſen,
Doch ſeh' ich keinen Pfaffen mehr vergehen.

Hugo! wo ſteht die Sonn'? ein Prieſter fiel
Von meiner Hand in heller Abendgluth,
Der Sonne wie ſie ſank ein Widerſpiel
War jener Tolle ſinkend in ſein Blut.
Da küßte, als der Pfaffe ſterbend ſank,
Die Sonne freudig mir das Schwert zum Dank,
Daß ich der Nacht, dem kreuzbeſäten Drachen,
Geſchlagen einen Zahn aus ihrem Rachen.

Was half's? die Nacht ſchlug mir nun ins Geſicht,
Nun bin ich todt fürs goldne Sonnenlicht.

O daß wir Augen brauchen um zu ſchauen!
Die ganze Welt zwei Punkten anvertrauen!
Warum iſt nicht dem ſüßen Lichte offen
Der ganze Leib? er athmet noch die Luft,
Und iſt doch ſchon ſo finſter wie die Gruft.
Wär's Innocenz, den dort mein Schwert getroffen!
Wär's Innocenz, den ich dort umgebracht!
Er iſt die Seele und das Herz der Nacht.

Was flüſtert hier ſo klug in dieſem Strauch?
Biſt du ein Dämon, Wind, ſo komm und höre
Und ſtärke dich an meinem warmen Hauch
Und richt' es aus, was ich dich heiß beſchwöre:
Komm, ſpinne Zauber dir aus meinem Fluch
Und webe dir daraus ein Schleiertuch,
Das wirf behende um ein jeglich Ding,
Wornach ſich dreht des Pabſtes Augenring!

Iſt es ein Prieſter, ſo verwiſch' die Lüge
Im Angeſicht, gib ihm die wahren Züge,
Entreiß' der Seele ihr verſtecktes Zeichen,
Laß ihn dem Fuchs, dem Schwein, dem Tiger gleichen!
Beſchaut ſein Antlitz Innocenz im Spiegel,
Erſchein' ihm drauf das ſchwarze Mörderſiegel!
Blickt er auf's Kreuz, ſo ſchau' er wie es wankt,
Zeig' ihm die Schlange du, die es umrankt,
Die ſie Hierarchia nennen;
Weh mir, wie meine Wunden brennen!

Hör', Dämon, hör'! die ganze Welt
Sey ihm von deinem Rachedienſt entſtellt!
Hör', Dämon, hör'! die Roſen tunk' ihm ein
In Ketzerblut, und ſchmier' ihm Ketzerblut
Ins Morgenroth und in den Abendſchein,
Und ſpritz' ihm's in die Träume wenn er ruht!"

Ein Andrer ſpricht: „der Pabſt hat's nicht gethan,
Daß wir geblendet ſtolpern unſre Bahn;
Dem Simon Fluch! dem ritterlichen Vieh!
Ein ſchlechtrer Mann trug noch den Harniſch nie.

Er ſcheint ſo fromm der Kirche nur zu dienen,
Und läßt mit reichen Landen ſich bezahlen,
Und baut ſein warmes Neſt ſich in Ruinen,
Kocht ſich ſein Süppchen bei den Bannesſtrahlen.
Aus Habgier keuſch, fromm, tapfer, unbeſcholten,
Pflegt er die Tugenden als fette Pfründen;
Und würden Laſter ihm ſo reich vergolten,
Er wär' ein Held in jeder Art von Sünden.
Ich fluche nicht dem Pabſt, dem heiligen Narren,
Dem ſeine Gräuel doch von Herzen kommen;
Dem Simon fluch' ich, der das Kreuz genommen,
Aus Blut und Schutt ſich ſchnödes Gold zu ſcharren."

Ein Dritter ſpricht: „ich aber fluche Beiden,
Was jeder denkt, ich mag's nicht unterſcheiden,
Es gilt mir gleich; mein Augenlicht verloren
Hab' ich durch Simons ſchergiſches Gelüſten,
Der Andre hat das Heer herbeibeſchworen,
Die herrliche Provence zu verwüſten.

Doch leichter kann ich jetzt mein Schickſal tragen,
Als ich's genommen hätt' in beſſern Tagen,
Da meine Heimath ſchön und glücklich war.
O blühend Land, voll Freude und Geſang,
Dein Leben iſt dahin auf immerdar!
Ich ſchaue nicht mehr deinen Untergang!"

Drauf Valduin der Alte ſpricht:
„Die Blindheit ſchärft mein Unglück, lindert's nicht.
Es muß ins Herz mir noch viel tiefer ſchneiden,
Wenn ich nicht ſeh', nur höre wie ſie leiden.

Wenn mir ins Ohr Verzweiflung gellt,
Iſt's wie ein Ruf aus einer andern Welt,
Als ob aus unſichtbaren Höllentiefen
Die Stimmen meiner Brüder riefen."

Und jetzt erhebt ſich Hugo von Alfar
Und ruft, zum Aufbruch mahnend ſeine Schaar:
„Dem Pabſt nicht fluch' ich, der bekreuzte Horden
Getrieben unſer Liebſtes hinzumorden;
Er that's im Wahn, zum Heile ſey das recht;
Auch Simon fluch' ich nicht, dem Pfaffenknecht,
Der ſelbſt vor Rache blind, uns hat geblendet;
Doch groll' ich ihm, der auf dem Kreuz geendet.

Inbrünſtig küßt ihm Innocenz die Wunden,
Ein zahmer Leu, der ſeinen Herrn beleckt;
Doch hat die ſcharfe Zunge Blut geſchmeckt,
Und ſeine Wuth iſt losgebunden;

Der Leu brüllt auf, und hat mit ſeinen Krallen
Wuthblind den eignen Meiſter angefallen,
Er hat ſein Wild ſchon halb zerriſſen,
Und meint es immer noch zu küſſen.

Vom Blute ſeines Herrn berauſcht,
Durchtobt die Welt der grimme Leu;
Wohin das Ohr des Wandrers lauſcht,
Hört er der Opfer Wehgeſchrei.
Die Klage zieht mit allen Winden
In der Provence fern und nah;
Es iſt im Land kein Kind zu finden,
Das nicht ſchon einen Todten ſah."

Weithin verhallt der Ruf der rauhen Kehle
Im Waldgewölb, mit Schrecken drang und Grauſen
Der Fluch Alfars den Freunden in die Seele,
Und Alle ſchweigen, nur die Bäume ſauſen.

Den Wald verlaſſen haben jetzt die Blinden;
Daß ſie den Wald um offnes Feld getauſcht,
Gewahren ſie nur an den freien Winden,
Und daß kein Laub ſie mehr umrauſcht.

Ein Schlachtfeld.

Ein weites Feld mit Leichen überſät,
Still — Alles todt — verſtummt das letzte Aechzen;
Verklungen auch der Prieſter Dankgebet,
Te Deum laudamus nur die Geier krächzen.

Was einſt Heſekiel verhieß den Geiern:
„Der Herr wird laſſen euch die Mahlzeit feiern
Auf ſeinem Tiſch und Roß und Reuter freſſen!“
Die Geier haben's heut noch nicht vergeſſen.

Ein Geier nur den andern Geier hört,
Neidlos, denn reiches Mahl iſt hier geboten.
Die Fliegenſchwärme ſummen um die Todten,
Und ſonſt kein fremder Laut die Gäſte ſtört.

Der Klageruf verlaſſner Mütter, Bräute,
Ertönt zu ferne vom Gefild der Schlacht;
Das Raubthier kann bei ungeſtörter Nacht
Einſchlafen, wenn es mag, auf ſeiner Beute.

Im Oſten kommt der Mond heraufgezogen,
Und Schatten gaukeln um die Angeſichter,
Und um die Todten ſchleichen irre Lichter.
O Menſch, wie biſt du um dein Glück betrogen! —

„Hat Gott der Herr den Körperſtoff erſchaffen?
Hat ihn hervorgebracht ein böſer Geiſt?“
Darüber ſtritten ſie mit allen Waffen,

Und werden von den Vögeln nun gespeist,
Die, ohne ihrem Ursprung nachzufragen,
Die Körper da sich lassen wohl behagen.

„War Christi Leib ächt, menschlich und gediegen?
Für Schmerz und Tod wie unserer empfänglich?
Half ihm ein Scheinleib Schmerz und Tod besiegen
Und steigen aus dem Grabe unvergänglich?“
Die Frage war so heiß und ernst gemeint,
Daß jetzt der Mond auf ihre Leichen scheint;
Die sind gediegen, ächt, das ist gewiß,
Wie durch die Welt der tiefe Wundenriß.
O Gott, wie du auch heißen magst, es bleibt
Ein Schmerz, daß Glauben solche Früchte treibt!

Da liegen sie zu Tausenden, kalt, bleich;
Das Blut kann nicht mehr in den Boden sinken,

Der Erde ekelt ſchon es aufzutrinken,
Dort in der Niedrung ſteht's, ein rother Teich.

Weil Tauſende gethan den letzten Hauch,
Meint Innocenz, der Zweifel that ihn auch?
Nein! durch das Walgefild Alfar dort ſchreitet,
Und kummervoll ſein Blick darüber gleitet,
Und er gelangt dem Blutteich in die Näh';
Da ſpringen die Gedanken ihm hinein,
Wie aufgeſchreckte Unken in den See,
Und ſingen ihm betrübte Melodei'n.
Sie rufen über's weite Schlachtgefild
Das Unkenlied des Zweifels dumpf und wild:

Was ſoll das ewig antwortloſe Fragen,
In deſſen Ungeduld ſie ſich erſchlagen?
Warum das Schickſal ſo viel Schmerz verſchwendet?
Zu neuem Schreck an Leichen ſich erfriſcht?

Und iſt ein Bild der Menſchheit halb vollendet,
Den blut'gen Schwamm ergreift und es verwiſcht?

Ob das ein Gott, ein kranker iſt zu nennen,
Der eine Welt in Fiebergluth errichtet,
Und bald im Froſt des Fiebers ſie vernichtet?
Iſt Weltgeſchick ſein Frieren nur und Brennen?

Iſt's nur ein Götterkind, dem dieſe Welt
Als buntes Spielgeräthe zugefallen,
Das bald ſich dran ergetzt, bald es zerſchellt,
Und ſeine Wünſche nur vermag zu lallen?

Was iſt's? — und Chriſtus? — wunderliche Mähre!
Daß er für uns ſich kümmert, zeigt uns nicht
Dies todte Durcheinander zweier Heere,
Wo jedes fiel im Wahn der Chriſtenpflicht.

Wird er bei uns bis an das Ende bleiben,
So lang die Zeit was findet aufzureiben?
Vielleicht daß Wahnsinn auf der Menschheit lastet,
Daß Christus als ein fixer Irrgedanke
Sie nicht verläßt, die unheilbare Kranke,
Bevor das letzte Herz im Tode rastet?

Da liegen sie; — wann klingen die Posaunen,
Die weckenden? — und gibt's ein solches Klingen?
Die Fliegen wissen nichts davon zu raunen,
Und auch die Geier keine Kunde bringen,
Wenn sie dort ungeduldig mit dem Schnabel
Auf Panzer und auf Eisenhelme pochen,
Ob nicht Unsterblichkeit die schlimmste Fabel,
Die je ein Mensch dem andern vorgesprochen?
Ein Wahn, der Herzen plündert, und ein Trug,
Der frech dem Elend sagt: hast Freude g'nug!

Hier ist dein Loos zu dulden und zu darben,
In andern Welten reifen deine Garben;
Der Sensenmann wird kommen, sie zu schneiden,
Dir tausendfach vergeltend alle Leiden,
Und Ernte wirst du feiern mit den Engeln;
Sey froh, wenn du ihn hörst sein Eisen dengeln!? — —

Hörst Innocenz? — in also düstern Weisen
Beginnt das Herz des Zweifels Lied zu singen,
Weil du es willst zu deinem Gotte zwingen,
Ihm seinen Himmel mit dem Schwert beweisen! —

Der Morgen graut, die Sonne kommt, doch nicht
Begrüßt die Lerche hier das Morgenlicht.
Zertreten sind die Saaten auf den Fluren,
Die Lerchen flohen mit den Troubadouren.

Die heitern Vögel werden wiederkommen;
Iſt aber einem Volk die Freude fort,
Und aus dem Herzen ihm das Lied genommen,
So kehrt ihm nie zurück das ſchöne Wort.

Das Vogelneſt.

An eine Kirche kam ich einſt zu wallen,
Mit Kloſterzellen, längſtverlaſſnen Hallen;
Ich trat hinein, und fühlte ſchier Bedauern,
Und wie geheime Scheu vor den Erbauern,
Daß mir in ihrem Haus der Glaube fehlte,
Der ſie ſo fromm zum ſchönen Werk beſeelte.

Wo waren ſie? — ich trat auf ihre Grüfte;
Gemähtes Gras auf allen Hügeln lag,
Zum Abend neigte ſich der Sommertag,
Die Luft war lieblich von dem Heugedüfte.

Ein zitternd Spiel ergriff das Laub der Linde,
Ganz ruhig lag das Heu im Abendwinde,
Da war kein leichtes Schwanken mehr und Beben,
Still drunter das gemähte Menſchenleben.

Der Kirchhof iſt vom Kreuzgang eingeſchloſſen,
Wo Epheuranken an den Fenſtern ſproſſen;
Die ſchlanken Pfeiler ſind ſo feſt geſtellt,
Die Bögen leicht und kühn emporgeſchnellt,
Hoch, luftig ragt der fromme Bau noch ſpät,
Die Mönche einſt in keuſcher Himmelskühle
Bewahrend vor der dumpfen Erdenſchwüle;
Der Geiſt der ſo gebaut iſt längſt verweht.

An ſpitzgebognen Fenſtern iſt zu ſchauen
Laubwerk und manche Blum' in Stein gehauen;
Vor allen Bildern zierlich, wahr und lebend
Ein ſteinern Vogelneſt am Aſte ſchwebend.

Der Jungen Schnäblein heiſchend aufgeriſſen,
Die Mutter ſie zu atzen hold befliſſen,
Sie wärmend mit den aufgeſpreizten Schwingen;
Die Kleinen werden fliegen bald und ſingen.

Ich ſtand gefeſſelt von des Meiſters Macht,
Und ſann gerührt, was er ſich wohl gedacht.
Hat er im Bild die Kirche ſtill verehrt,
Wie ſie getreu die Kinder ſchützt und nährt?
Wollt' er vielleicht die Mönche traulich necken
Mit einem Bild der Liebe, Sehnſucht wecken? —
Da kam ein Hauch vom Bildner mir geſendet:
Sein klagendes Gewiſſen hat's vollendet.

Es hat ein Mönch gelebt in jenen Tagen,
Wo glauben hieß den Zweifelnden erſchlagen;
Er aber war noch einer von den alten,
Von jenen frommen, rührenden Geſtalten.

Rein, wie die Luft nach letztem Wetterſtreiche,
Keuſch, wie das Auge ruht auf einer Leiche,
Und Alle ſegnend, Allen mild und gut,
Wie Frühlingswärme auf den Saaten ruht,
So war ſein Herz, ſo lebten ſeine Sitten,
Er kränkte Niemand und verletzte Keinen,
Und floſſen Thränen ihm, ſo ſind's die ſeinen,
Die nächtlich von der bleichen Wange glitten.

In Schreck und Mitleid zitterte ſein Herz,
Frohlockten die Kreuzpilger mit der Kunde,
Wie überall die Ketzer gehn zu Grunde,
Wie jetzt die Welt ſo voll von Haß und Schmerz.

Ein Ungeiſt kam, daß er die Welt verderbe,
Die Menſchheit tränkend mit dem Kelch der Leiden,
Den er gefüllt ſo kraftgedrang und herbe,
So raſend in den tiefſten Eingeweiden.

So reich an Qual eh' eine Stund' entrückt,
Als hätt' er ein Jahrhundert ausgedrückt,
Und alle Bitterkeiten ohne Reſt
Auf ſeiner blut'gen Kelter ausgepreßt.

Die Kreuzgeſchmückten brachen und zerſtörten
So manche Burg; der Freiheit kühne Fechter
Zu tauſenden verbrannten und ſie hörten
Im Tode noch der Feinde Luſtgelächter.

Den Mönch erfaßt ein ſchauderndes Erſtaunen
Bei ſolchen Thaten, mörderiſchen Launen.
Ein banges Grübeln quält ihn zu ergründen:
„Iſt, was ich ſeh', des Frevels ganze Fülle?
O Menſch, wo ſteht die Gränze deiner Sünden?
Kommt, wer ſie ſucht, bis in das Herz der Hölle?"

Die Sünde tobt in jauchzenden Gewittern,
Und vor ſich ſelbſt muß dieſer Fromme zittern;
Der Name Menſch, aus welchem kein Erlöſen,
Scheint ihm ein tiefer Abgrund alles Böſen,
Er lauſcht in ſeine Bruſt, ob nicht verſtohlen
Hier gleiche Ungeheuer Athem holen?

Mit alten Tagen geht er zu Gerichte,
Und vorwurfsvoll erſchreckt ihn die Geſchichte,
Wie er ein Knabe einſt den Wald durchzogen,
Und ſah ein Vöglein heim ins Neſt geflogen.

An hohen Zweigen hieng die Frühlingsbrut,
Das grüne Laub hielt ſie in dunkler Hut;
Doch ſtrich der Wind, den grünen Schleier hebend,
Der Knabe ſah das Neſt am Wipfel ſchwebend.

Da hob er einen Stein und warf empor,
Zerſtört hinfiel die Brut, und ihn ergriff,
Daß er es heut noch hört, der Klagepfiff,
Womit im Wald die Mutter ſich verlor.

War's nicht derſelbe Drang, nur noch im Kleinen,
Der dort ein Neſt, hier Burgen wirft mit Steinen?
Der düſtre Groll, der gern den Bau vernichtet,
Wo ſich ein Glück auf Erden eingerichtet?
So klagt der Mönch, und kann ſich's nicht vergeben,
Daß er den Vöglein brach ihr junges Leben.

Und das Zerſtörte wieder aufzubauen,
Hat er das Neſt im Felſen ausgehauen.
Oft ſah man ihn zu ſeinem Bilde kehren,
Um ſeine ſtille Wehmuth dran zu nähren.

Jacques.

Wer weilt auf ſtiller Walſtatt noch allein
Und lugt herum bei hellem Mondenſchein,
Und bückt zu Dieſem ſich, zu Jenem nieder,
Seltſam hantirend um die todten Glieder,
Und zwiſchendurch ſich wiſchend eine Zähre?
Ein Schneider iſt's mit Ellenſtab und Scheere.

Der arme Jacques! ein Wahnwitz iſt ſein Leiden,
Nie toller war ein Schneiderhirn verdreht,
Er meint: der Antichriſt kann nicht verſcheiden,
Bis er den Sterbekittel ihm genäht.

Er ſucht nach Stoff und ſchneidet dort und hier
Vom Körper eines Ritters, eines Pfaffen
Ein Stück Gewands mit emſiger Begier,
Um für den Rieſenkittel Zeug zu ſchaffen.

Beladen trollt er heim dann manche Stunde,
Anſpringen bellend ihn des Dorfes Hunde:
Doch, wend't er ſich, ſo weichen ſie, geſchreckt
Vom Fetzenthurm, der ihm das Haupt bedeckt.

Im Stüblein ſitzt nun Jacques beim Lampenlicht
Und flichtet ſeine Lappen, fügt und flicht;
In bunter Eintracht binden ſich zum Kleide
Des Antichriſt Tuch, Sammt und Pelz und Seide,
Was über's Meer an Pracht der Oſten ſandte,
Und was im fernen Wald des Nordens rannte

Stoff und Gewebe vielfach und verſchieden,
Wie Herz und Glaube derer die ſie trugen,
Und die darum ſich haßten und ſich ſchlugen,
Bis alle hüllt der gleiche Todesfrieden.

In Müh' und Haſt iſt ſchon ſein Leib geſchwunden,
Doch fleckt die Arbeit nimmer für den Kunden;
Ein Theil nur iſt vom Aermel ſeiner Rechten,
Was Meiſter Jacques genäht in hundert Nächten.

Er ſieht manchmal die Rieſenhand des Recken
Weit über's ganze Land hinaus ſich ſtrecken,
Und auf dem weiten Feld der Hand umfahren
Wie Mücken, ohne Zahl, bekreuzte Schaaren.

Wie zittert Jacques, wenn Sturmwind heult und freiſcht,
Und wenn die ſommerlichen Donner rollen:
Dann hört er ſeinen Kunden ſeufzen, grollen,

Der dringend ſeinen Sterbemantel heiſcht.
Wenn ihm an's Fenſterlein die Schloßen klopfen
So iſt's der Todesſchweiß in kalten Tropfen,
Den ihm der Antichriſt an's Fenſter ſchleudert,
Und Jacques fährt auf und ſchneidert fort, und ſchneidert
Daß glühend ſeine Nadel ſich erhitzt,
Und Schweiß und Blut aus Stirn und Fingern ſpritzt.

Umſonſt! er kann den Rieſenwuchs nicht kleiden,
Der arme Antichriſt kann nicht verſcheiden;
Doch kann's ein Schneiderlein behend und friſch,
Des Morgens lag er todt auf ſeinem Tiſch.

Zur rechten Stund nahm Jacques die ſtille Flucht,
Denn Simon zieht durch's Dorf mit ſeinem Heere,
Er hört vom Jacques die wunderliche Mähre,
Und tritt ins Haus und forſcht umher und ſucht.

Der Aermel, drauf der Meiſter lag, der bleiche,
Wird ausgebreitet und genau durchſpäht:
Da ſind viel rothe Kreuze drein genäht,
„Jacques war ein Ketzer, auf! verbrennt die Leiche!“

Man wirft ihn auf die angeſteckte Scheuer,
Nachfliegen ſeine Lappen ihm ins Feuer;
Von dannen zieht das Heer, rückblickend ſehen
Sie ſchon das Dorf in hellen Flammen ſtehen.

Zwei Troubadours.

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloſer Irre;
Die ſchönen Zelter ſind entſchwundne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeſchirre,
Die Silberſchellen und vergoldten Zäume.

Die frohen Tage ſind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Roß die Sporen!
Wenn ſonſt nach einer Burg die Sänger zogen,
Wie gaſtlich war und jubelnd der Empfang,

Wie raſch die Pforte aus dem Riegel ſprang;
Den Sängern war ein jedes Herz gewogen.
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauſchend in die Seele nahmen!
Willkommner iſt der Frühling nicht im Thale,
Als einſt der Sänger im geſchmückten Saale.

Das iſt vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauſcht die bange Welt von Kriegesheeren;
Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Luſt und ſüßen Schmerzen.
O ſchöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Geſang begraben!

Wenn ſonſt auch [illegible] ein wilder Streit entzündet,
War doch dem Leid die Freude ſtets verbündet;
Da tobte minder grimmig das Gefecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.

Da mochte noch in ſeinem Lagerzelte,
Als Noth ihn und die Kampfgenoſſen quälte,
Der Troubadour von ſeiner Dame ſingen;
Vergeſſen ward der Hunger wie der Zorn,
Denn alſo lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize ſeiner Dame klingen,
Daß Sehnſucht ſüß in Aller Bruſt erwachte,
Und Jeder träumeriſch der Fernen dachte.

Nun aber iſt's ein Krieg um Himmel, Hölle;
Den ewigen Mächten iſt ſein Dienſt geweiht,
Und fühllos tritt er, wie die Ewigkeit,
Der Leichen ſtarres, blutiges Geröle.

Der Krieg wird nicht beruhigt und verſöhnt,
Wenn er das Land erſiegt, die Burgen bricht;
Und wenn der letzte Feind im Tode ſtöhnt,
Und ſtille ſenkt das bleiche Angeſicht,

So iſt kein Friedensſchimmer ſein Erbleichen,
Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterſtreichen.
Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
Noch immer iſt es nicht das rechte Land,
Die rechte Burg nicht, die er überwand,
Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was ſoll ein Minnelied da Rachechören?
Wer mag in ſolchem Sturm den Sänger hören?
Die Vögel ſchweigen, wann die Bäume krachen,
Die Nachtigall iſt fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich ſoll es weich beweinen?
Vielleicht mit einem Streitgedicht erſcheinen?
Ha! lieber ſoll mein Schwert in Schlachten ſingen,
Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich laſſe ruhen hier an dieſem Aſt
Mein Saitenſpiel, den ſonſt ſo werthen Gaſt;
Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
Wird Niemand doch den neuen Meiſter ſpüren,
Wenn eilig Wandrer ziehn vorüber hier,
Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

Ins Lager fort des Grafen von Toulouſe'
Nicht taug' ich zum Gemahl in dieſen Tagen
Für eine königliche Frau, die Muſe;
Sie ſoll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Komm, folge mir und ſey mein Kampfgefährte'
Wir wollen dort den Feinden unſrer Lieder
Eindringlich ins Geſicht und in die Glieder
Gewalt'ge Reime ſchlagen mit dem Schwerte.

Doch andern Sinns, antwortet der Genoſſe:
„Ich ſehne mich nach keinem Edelroſſe,
Nach Prachtgeſchirren nicht, noch Prunkgewanden,
Was ich bedarf iſt wenig und zu Handen.

Ich ſchände nicht mein Herz mit wildem Haſſe;
Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlaſſe
Die Muſe nicht in ihrem Mißgeſchicke.

Ich will den armen Menſchen Lieder ſingen
Und Wohlklang in geſtörte Seelen bringen;
Von tapfern Thaten ſing' ich dem Bedrohten,
Und dem Betrübten lob' ich ſeine Todten.
Ziehſt du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
War dies mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder ſpricht der kriegeriſch Entbrannte:

„Die Zeit iſt hin, die Harf' und Herz beſpannte;

Wo willſt du ſingen, Ruhm und Lieb' erwerben?

Nur einen Schluck vom Trank der edlen Trauben?

Die Einen morden und die Andern ſterben,

Die Einen betteln und die Andern rauben;

So ſinge denn, dir iſt die Wahl geboten,

Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.

Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,

Um aufzuhorchen deinem Saitenſpiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich fluchen,

Und Herberg wirſt du in den Wäldern ſuchen.

So hungre denn im Grünen, und beneide

Singvögelein, die reichverſorgten Gäſte,

Und hol' dir ihre Eier aus dem Neſte,

Schling' künft'gen Waldgeſang ins Eingeweide!

Nebſt Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen,
Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
Der Sänger, der am Aſt den Wurm verzehrt?
Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?

Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zeit
Die alte Luſt zu ſingen mich befällt,
Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
Zur Kurzweil ſchallen laſſe Spottgeſang,
Und einen feigen Burſchen Glied für Glied
Zuſammenblaſ' in meinem ſcharfen Lied,
Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!"

Mehr ſchallt kein Wort; doch klirren ihre Degen.
Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.
Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen,
Für jede Wunde die den Einen traf,

Muß neu hervor das Blut des Andern ſpringen,
Und beide ſinken in den gleichen Schlaf,
Beim ſanften Rieſeln ihrer Purpurquellen,
Wo, weiches Moos, die Sterbekiſſen ſchwellen.
Sie liegen todt in tiefen Waldesgründen;
So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
Ob ſich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
Ob es verklång' an ſturmbetäubten Ohren,
Gleichviel, es wäre immerhin verloren.

Am Baume liegen ihre Harfen beide,
Bis ſie vermorſchen einſam und verwittern;
Im Windeshauch die Saiten leiſe zittern,
Und flatternd ſpielt das Band von bunter Seide.

Der Büßer.

Wer iſt ein wahrhaft armer Mann?
Iſt's der in hoffnungsloſer Kerkernacht?
Wer bei der ſterbenden Geliebten wacht?
Wer auf dem Balken treibt im Ozean?
Iſt's wer von Zweifeln ewig wird zerriſſen?
Wer eine Schuld beherbergt im Gewiſſen?
Wem ſeine Tochter rohe Krieger ſchänden?
Wer auf dem Hochgericht den Sohn ſieht enden?

Nein! wer den Jammer trinkt bis auf die Neige
Und wahrhaft elend iſt allein der Feige;

Ein Feiger, hoch vom Schickſal hingeſtellt
Und ausgeſetzt den Blicken einer Welt,
Die alle fragen, ob er kühn ſich ſtemme
Anſtürmenden Gefahren oder nicht?
Ob er ein Mann ſoll heißen oder Memme?
Wenn bleich und zitternd er zuſammenbricht.

Wie ſchmeckt die Ruthe, Herzog von Narbonne,
Graf von Toulous' und Markgraf von Provence?
Da ſtehſt du, nackt von deinem Fürſtenglanze,
Im Büßerhemd ein Fürſt, o Prieſterwonne!

Rings in unüberſehlichen Geſchwadern
Gafft Volk; thut nichts! der Abt weiß bleiche Linnen
Zum rothen Fürſtenmantel umzuſpinnen,
Er haut den Purpur dir aus deinen Adern

Die Stole iſt dir um den Hals gebunden,
Dran zieht der Abt den ſtolzen Fürſten jetzt,
So geht am Strick der Farre, müd' gehetzt,
Mit Luſtgebell umtanzt von Metzgerhunden,
Wie du dem Prieſter folgſt ins Gotteshaus,
Indeß die Mönche jauchzend dich umſchwärmen
Und dankend für das Feſt Gebete lärmen,
Und Glocken ſchallen in des Volks Gebraus.
Des Abtes Linke hält der Stola Enden,
Die Rechte peitſcht dem Fürſten in die Lenden.

Das Volk erſchien zum unerhörten Feſt,
Die Schmach Raimunds der Nachwelt zu verbürgen;
Es murrt, daß er vom Mönch ſich ſchlagen läßt,
Daß er den Muth nicht hat ihn zu erwürgen.

Hin iſt ſein Muth, den manche Schlacht erprobte,
Der Trotz, der gegen Rom ſo feurig tobte,

Seit er, um Frieden flehend für ſein Land,
Vor Innocenz und ſeinem Zorne ſtand.

Der Büßer wird geſtellt zum Hochaltar:
Man reicht ihm Hoſtie und Reliquien dar,
Drauf muß er ſchwören nach des Mönchs Befehle,
Mit bleichen Lippen und gebrochner Seele,
Daß er gehorſam, treu, und heiß ergeben
Der Kirche dienen wolle all ſein Leben,
Nach ihrem Wink zu leben und zu ſterben,
Und bald ſein Schwert mit Ketzerblut zu färben.

O Fürſt, an Leib und Seele wund geſchlagen,
Was freut auf Erden dich ſo unermeßlich,
Daß du nicht lieber ſtirbſt wie Schande tragen,
Was lockt hienieden dich ſo unvergeßlich?
Die Erde iſt und was ſie hat nicht werth,
Daß ſich ein Mann, um drauf zu ſeyn, entehrt.

Viel hundert Knecht' und lumpichte Geſellen
Stehn da und bohren dir Verachtungsblicke
In deines Leibes ruthenwunde Stellen;
Sie ſchauen ihre niedrigen Geſchicke
Mit deinem Looſe prachtvoll ausgeglichen,
Da alſo ſchnöd der Muth von dir gewichen.

Wohl brennen dich die Blicke deiner Knechte;
Die Blicke auch der Treuen, die dich lieben,
Denn jeder wünſcht: o wär' er todt geblieben
Im matteſten, unrühmlichſten Gefechte!
O hätt' er Gift geſchluckt in ſeinem Schrecken,
Das Zittern ſeiner Glieder zu verſtecken!

Sie ſtaunen ſchmerzlich, daß du ſie verlaſſen,
Und ſchwörſt, bis zur Vertilgung ſie zu haſſen. —
Wer untergehn im Strome den Genoſſen
Unrettbar ſah und ſchaudernd auf die Stelle

Vom Ufer hingeſtarrt, wo ihn die Welle
Verſchlungen und ſich über ihm geſchloſſen,
Der hat gefühlt verwandten Schmerz des Leides,
Das Raimunds Freunden in die Herzen ſtach,
Als über ihm zuſammenſchlug die Schmach,
Als ſie die Worte hörten ſeines Eides. —

Drauf ſchwört Graf Raimund: daß er nie und nimmer
Den Mord Pierr's von Caſtelnau geboten;
Er ſchwört's bei Gottes letztem Gnadenſchimmer
Und betet knieend für den frommen Todten.

Wie wahren Eid Graf Raimund hier geſchworen,
Weiß jener Mann, der dort am Rhoneſtrand
Dem Mönch den Tod, dem Roſſe gab die Sporen,
Und ohne Spur verſchwunden aus dem Land.

Der Abbas ſpricht: „Des Bannes ſchwere Bürde
Heb' ich von deinem Haupt und jede Schuld;
Die Kirche nimmt dich auf in ihre Huld,
Sie ſchenkt zurück dir jede Macht und Würde.
Nimm hin das Kreuz, ihr heiliges Geſchenk,
Trag's auf der Bruſt und rüſte Tag und Nacht,
Brich auf zu Chriſti Heer mit ganzer Macht,
Sey deines Eids, der Ruthe ſey gedenk!"

Vorüber iſt die qualenvolle Stunde;
Schamflüchtig vor des Volkes dichtem Schwalle,
Mit wundem Leib und tiefrer Seelenwunde,
Enteilt Raimund durch eine Seitenhalle;
Und muß, ob's Zufall, ob Vergeltung ſey,
Am Grab Pierr's von Caſtelnau vorbei.
Er hätte gern ſein Loos zum Tauſch geboten
Dem ruhigen und hochgeehrten Todten.

Und traun! er läge beſſer auf der Bahre,
Als noch die bangen, ruhmenterbten Jahre,
Die Kraft in Scherben, und den Muth in Splittern,
Umherzuſchwanken in den Kampfgewittern,
Bald dieſem Heer, bald jenem zugeſellt,
Bis er verſtechend auf das Lager fällt,
Und da ihn lange Niemand will beſtatten,
Sein Leib zuletzt zur Speiſe wird den Ratten.

Der Beſuch.

Einſam in weithin unwirthbaren Gauen
Im Wald wird eine Herberg angetroffen;
Des müden Wandrers ſtundenlanges Hoffen,
Wie freut er ſich, wenn endlich ſie zu ſchauen!

Schon iſt es Nacht, das Haus umſauſt der Wind,
Drin ſitzen Vater, Mutter, Ahn und Kind,
Und Knecht und Dirne am Kamin beiſammen,
Und werfen derbe Scheiter in die Flammen,
In kalter Winternacht geborgen heiter,
Denn willig brennen fort die harzigen Scheiter.

Die Mutter bringt manch Mährlein auf die Bahn,
Von Fee und Ritter, Glück und Abenteuer,
Die Andern horchen auf, nur nicht der Ahn;
Der kauert dicht und ſinnet ſtill am Feuer,
Umſtörend in Erinnerungen, alten,
Ob er ſchon einen Winter ſolcher Art
Erlebt, wie dieſer jetzt auf Frankreich ſtarrt;
Doch keinen denkt er je ſo grimmig kalten.

Horch! noch ſo ſpät, bei ſolchem Froſt, Beſuch?
Es pocht an unſre Thür, was mag es geben?
Verrath und Häſcher um uns aufzuheben?
Iſt's Theodor der Meiſter, mit dem Buch?

Er iſt's, er tritt herein ins warme Zimmer,
Doch grüßt er nicht, verſtört, ſo ſcheint's, von Leid;
Er ſetzet ſich, da thaut des Reifes Schimmer
Und fließt herab von ſeinem Winterkleid.

Das Eis von Bart und Wangen niederfeuchtet,
Ins Antlitz ſcheint das Feuer und beleuchtet
Abſcheu und Zorn, entſetzenvolle Trauer;
Und Alle faßt um ihn ein banger Schauer,
Wie er ins Feuer ſtarrt, vom Froſt gerüttelt,
Vom Aufruhr in der Seele wild geſchüttelt.

Lang ſaß er ſchweigend ſo, in ſich verſunken;
Da plötzlich greift er in die Bruſt und nimmt
Das Buch und wirft es in die Gluth ergrimmt,
Daß in die Stube ſpritzen helle Funken,
Und ruft: „unſelig Buch! du magſt verbrennen!
Aus dir die Menſchen eine Bosheit holen,
Wie nicht die Tiger in der Wüſte kennen;
Sammt meinem Glauben magſt du hier verkohlen!
's iſt aus! nie iſt ein Gott gewallt auf Erden,
Der Menſch im Zorn muß ſelbſt Meſſias werden!“

Er ſchweigt und ſtarrt; der Ahn, der greiſe, frägt:
„Was wirfſt du, Thor, die Bibel in die Gluth,
Die du ſo oft, ſo gern uns ausgelegt?
Was hat ſo ſchlimm verwandelt deinen Muth?“

Und Theodor entgegnet: „Alter, höre!
Vergib, wenn ich den letzten Traum dir ſtöre.
Es iſt ſo furchtbar kalt ſeit dreien Tagen,
Daß todt die Vögel fallen aus den Lüften
Und auf den Schnee wie Steine niederſchlagen,
Es frieren ſchier die Todten in den Grüften,
Was noch lebendig iſt, das flieht und haſtet
Und keinen Augenblick im Freien raſtet;
Ins Herz hinunter ſtockt der Brunnenquell,
Die Wölfe heulen um ein zweites Fell,
Aufberſtend kracht die eisgeſprengte Kiefer;
Hart hat der Tod die Erde angepackt;
Zu zittern ſchien mir Chriſt am Kreuz, ſo nackt,

Zur Hölle kriecht hinein der Teufel tiefer.
Er mag's; hat er doch manchen Pfaffenmann,
Auf den er ſich indeß verlaſſen kann.

Bei ſolchem Froſt hat man — wem ſey's geklagt? —
Verbannt die Unſern und hinausgejagt.
Der Biſchof ließ ſie ſpüren, ließ ſie greifen,
Die Häuſer, drin ſie übernachtet, ſchleifen.
Der edle Meiſter Gerhard ſprach in Mitte
Der Prieſter laut: ſchuldlos iſt unſre Sitte!
Er ſprach im Richterſaal, nein, Tigerſtalle:
Ich bin Apoſtel, Chriſten ſind wir Alle!
Das frommte nichts; hinaus in Sturm und Schnee,
Und ſchweigend trugen ſie das bittre Weh.

Hülfloſe Nacht, es drückt das bange Weib
Umſonſt ihr Kindlein an den armen Leib;

Nicht fleckt der Mutterhauch es warm zu halten,
Verzweifelnd fühlt ſie's an der Bruſt erkalten.

Sie irren in der Schneenacht hin und wieder,
Und ſinken endlich müde, ſchläfrig nieder;
Sie ſchlafen ein, und ſtille wird ihr Schmerz,
Erbarmend legt die Nacht ſich an ihr Herz,
Und ſaugt ihm leis unſpürbar aus der Wunde
Das Leben aus, wie Gift, mit kaltem Munde.
Ich habe ſchaudernd im Vorübergehen
Sie dort beiſammen liegen ſehen."

Foix.

Wo der Held die Bande des Geiſtes bricht,
Fehlt auch der Thor, der frevelnde, nicht,
Der von der Feſſel zwar los ſich reißt,
Doch mit der Feſſel zugleich vom Geiſt;
Wie der Fuchs in der Eiſenfalle verzagt,
Und weil er ſie nicht kann brechen entzwei,
Das gefeſſelte Glied vom Leibe ſich nagt,
Um zu verbluten im Walde frei.

Der Graf von Foix will nur genießen
Die Freuden, die irdiſch auf Erden ſprießen;

Ungläubig verhöhnt er und verachtet,
Was über die Erde hinübertrachtet.

Ihm iſt das Grab wahrhaftiges Grab,
Der Tod ein hoffnungsloſes Hinab.
Er lacht der Einen, die für die Lehren
Der Kirche ſich rotten zu grimmigen Heeren,
Er lacht der Andern, die frommen Witzen
Zu lieb ihr köſtliches Blut verſpritzen.

Das Alles nennt er ein ſtrittiges Meinen,
Indeß man über des Weibes Küſſe,
Des Weines Freudengewittergüſſe
Schon ſeit Jahrtauſenden iſt im Reinen.

Mit Roſſen, Gauklern, Dirnen und Jägern,
Stoßvögeln, Hunden und Lautenſchlägern,
Mit vollem Rüſtzeug der Luſt umgeben,

Zu genießen raſch ein verfehmtes Leben,
Braust Graf von Foix durch die Felder hin
Zum Kloſter des heiligen Antonin.

Ein Mönch, die Lämmer des Kloſters weidend,
Und eben ein Rohr zur Flöte ſich ſchneidend,
Sieht's, taucht ins Gebüſch vor ſolchem Zug
Und ſchlägt erſchrockene Kreuze g'nug.
Er hört Geplauder, Wiehern, Gelächter,
Gebell und Vogelkreiſchen dazwiſchen,
Drein klägliches Blöken die Lämmer miſchen;
Ach, in die Herde ſtürzen die Schlächter.

Sie kommen den Hügel heraufgezogen,
Gleich ſteigenden Ueberſchwemmungswogen,
Sie ſtoßen ins Horn, Einlaß verlangend,
Der Pförtner gehorcht dem Rufe bangend,
Der Schlüſſel irrt in zitternder Haſt,

Bis drehend im Schloß den Riegel er faßt,
Auf geht die Pforte zur ſchlimmen Stunde,
Des friedlichen Kloſters klaffende Wunde.

Foix führt in die Kirche, die Mönche zu necken,
Sein Roß und tränkt es im Weihebecken;
Der eiſenbeſchlagne Gaul betrat
Die Marmorglätte mit zögernder Scheu,
Gleich weiß der frevelnde Reiter Rath,
Wirft Meßgewänder ihm vor zur Streu.

Er ſchüttet ſeinem geliebten Araber
Ins Tabernakel den Zehenthaber,
Und ſpricht mit ſpöttiſch verzogner Lippe:
„Das heilige Kindlein von Bethlehem
Lag dort ſo ärmlich und unbequem,
Hier ſchläft es nun wieder in einer Krippe;

Doch Gold nicht und Myrrhen, noch Weihrauch läßt
Mein Hengſt ihm fallen zum Wiegenfeſt."

Er ſcherzt, indem er den Falken wiegt:
„Sieh, ſieh! dort über dem Altar fliegt
Der weißgefiederte Köhlerglaube,
Der heilige Geiſt im Flaumenkleide;
Auf, auf, mein Falke, du luſtiger Heide,
Und beize herab mir die zierliche Taube!"

Die Gnadenmutter der gläubigen Seelen
Steht zierlich geſchnitzt und ſtrahlt in Juwelen;
Die loſen Dirnen, zum Tanz ſich ſchmückend,
Umringen die Jungfrau Maria pflückend;
Sie rauben der Stirne den Blumenkranz,
Vom Hals das goldgeſtickte Gekröſe,
Die Perlen, der funkelnden Steine Glanz,
Und ſtreicheln das Kinn ihr: „o ſey nicht böſe!"

Indeſſen die Köche was nöthig fodern,
Am Herde gewaltige Scheiter lodern,
Und im Takte provençaliſcher Weiſen
Am Spieße, ſich bräunend, die Lämmer kreiſen.

Die Knechte bringen den Wein in Mulden,
Raſch wandeln die Becher im luſtigen Kreiſe,
Zum Prior der Graf ſpricht, ſchelmiſch leiſe:
„Ei! gebt mir Beſcheid und ſagt mir in Hulden,
Braucht ihr das Alles zum Opfer der Meſſe?
Iſt alle der Wein nur Blut des Herrn?
An ſeine Größe glaub' ich wohl gern,
Verträgt er ſo reichliche Aderläſſe."

Der Graf ermuntert das wüſte Toben;
Ein Schalksnarr ſteht auf der Kanzel oben,
Mit tollen Geberden, mit ſcharfem Gekreiſch,
Er predigt: „Im Anfang war das Fleiſch;

Und Gott war das Fleiſch, und dieſes war
Bei ihm beſtändig und immerdar;
Und das Fleiſch iſt Wort geworden und Licht;
Johannes ſchrieb verkehrten Bericht.
Drum ſollen das Fleiſch wir halten in Ehren,
Seyd luſtig, ihr Kinder, und laßt es gewähren."

Er ſpringt von der Kanzel und ſinkt auf's Knie
Vor einer Dirne mit Courtoiſie:
„Komm, ſchönſte der Damen, die Geigen locken,
O tanze mit mir! die Stunden rennen,
Wer weiß wie bald wir beide verbrennen
Und tanzen im Wind als graue Flocken.
Ach, Aſchenflocken dein blühendes Leib!
Komm, hänge dich feſt, du ſüßes Weib,
An mich, und liebe mich wild und zart,
Eh' du hangen bleibſt an des Pfaffen Bart!"

Und Foix lacht auf und ſchmettert ins Horn,
Die Mönche zittern vor Angſt und Zorn.
Der Reigen iſt los, ein brauſendes Jagen,
Die Tänzer fliegen in grimmiger Luſt,
Als fühlten ſie alle doch in der Bruſt
Das unbetäubte Verhängniß ſchlagen.

Carcaſſonne.

Simon mit ſeiner ganzen Heeresmacht
Belagert Carcaſſonne Tag und Nacht.
Drin ſchützt Roger ſein Volk und lenkt den Streit;
Die Männer ſind zu jedem Tod bereit.
Der Frauen manche ſchnitt ihr ſchönes Haar,
Und gerne bringt ſie es zum Opfer dar,
Froh, daß ſie kann mit ihrer Zierde nützen,
Flicht ſie die Bogenſehne draus dem Schützen;
Die Kinder zitternd ihre Hände falten
Und beten zu den Mauern, daß ſie halten.

"O daß ſie hielten! draußen aber ſtürmen
Beſchwingte Felſen von den Schleuderthürmen;
Schon brechen hier und dort die Quaderſtücke,
Den Feinden lacht die offne Mauerlücke.
Ingrimmig in die Mauern ſchlägt „die Katze"
Mit Eiſenkrallen ihre Eichentatze;
Sie ſchlägt die Takte zu den frommen Sängen,
Womit die Prieſter helfen ihren Streitern,
Die ſie wie weiches Oel ins Feuer ſprengen;
Simon gebeut den Sturm, man ſtellt die Leitern.

Hinan! ſie klettern haſtig und verwegen,
Und Andre ſtürzen von den höchſten Sproſſen
Den Klimmenden entgegen ſchon, erſchoſſen,
Es fällt ohn' Unterlaß ein Leichenregen.
Die Krieger mengen ſich im Steigen, Fallen,
Wie eines Springquells Auf- und Niederwallen.

Graf Simon lenkt mit donnernden Geboten
Den Sturm: „hinan! erſchreckt nicht vor den Todten;
Sie fraßen viel vorweg euch von den Pfeilen,
Mit ihnen müßt ihr nicht die Beute theilen;
Im Namen Jeſu Chriſti, drauf und drein!“
Die Schwärme ſtürmen durch das Mauerloch,
Das von der Katze ſchütterndem Gepoch
Aufklafft, die Stücke brechen Stein auf Stein.

Doch bricht kein Stück von jenem Heldenherzen,
Das, groß genährt von ſeines Volkes Schmerzen,
Das Leid und Schickſal all der Seinen trägt;
Seht ihr Roger den Helden, wie er ſchlägt!
Dort an dem Thurm, drauf ſeine Fahne weht,
Vicomte Roger mit breitem Schwerte mäht
Wie Halme die bekreuzten Männer nieder;
Nie grüßt, wer ihn nicht flieht, die Heimath wieder.

An ſeiner Seite ficht Graf Foix, der kecke,
Und ihm zu Füßen wächst die Leichenſtrecke;
Und die von ihren ſcharfen Klingen ſtürben,
Läßt Foix mit Schnüren binden jetzt in Garben;
Dem Grafen Simon ſtürzen ſie zu Füßen,
Für jenen Roſenkranz ein Gegengrüßen.

Nachdem er hundert Herzen Halt geboten,
Iſt nun auch Foix geſunken zu den Todten.

Im Sturm hat Simon jetzt den Wall erklettert,
Und manchen Feind ſich aus der Bahn geſchmettert.
Indem er durch zu jener Stelle bricht,
Wo Held Roger die hellen Wunder ficht.
Die Beſten ſind zu jenem Ort gedrungen,
Und heißer ward auf Erden nie gerungen.

Die Sage ſpricht: dort ballte das Verderben
Im Kampfe ſich, dort war ſo dichtes Sterben,
Daß irr die Seelen, die von dannen wallten,
Im wilden Kampfgewühl zuſammenprallten,
Und dann, noch krank von ihres Haſſes Toben,
Mit Grauen weithin auseinander ſtoben.

Wie Liebesluſt, wenn ſchon ihr Drang gebüßt,
Nachſchwelgend noch mit trunknen Lippen küßt,
So zückt, nicht ſatt von ihrem Todesſtreiche,
Die Haſſesluſt den Stahl noch auf die Leiche.

„Hinab!“ ſo ſchallt nun Simons mächt'ge Stimme,
Er weicht dem Schwert Rogers mit Scham und Grimme;
Die überwundnen Kreuzeskrieger jagen
Hinab, zurück, der Sturm iſt abgeſchlagen.

Beziers.

Es läßt die Sanduhr Korn an Korn verrinnen,
Und fällt das letzte, iſt die Stund' von hinnen;
Alſo mit jedem Augenblicke fällt
Ein Todter in Beziers zum blut'gen Grunde;
Ein Dämon hat die Leichenuhr beſtellt,
Daran zu meſſen eine Menſchenſtunde.
Das wilde Kreuzesheer iſt eingedrungen,
Und alles Leben wird hinabgerungen.

Simon voran, der harte Todesdegen,
Und fallen muß wer ſich ihm wagt entgegen.

Nicht rühmt das Lied den Tapfern nach Gebühren,
Weil es vom Wirbel bis zur Ferſe nieder
Ihn haßt und jedes Zucken ſeiner Glieder
Und Schild und Speer und alles was ſie führen.

Abt Arnald ruft ins Fechten, wo es ſtockt:
„Haut ein! der Ablaß und die Beute lockt!“
Den Prieſter reitet Simon an, zu fragen:
„Herr, ſollen wir auch Katholiken ſchlagen?
Der Unſern viele ſind in dieſen Mauern.
Iſt hier geſtattet Mitleid und Bedauern?“

Der Abt entgegnet: „deſſen iſt nicht Noth.
Schlagt Ketzer, Katholiken, Alle todt!
Wenn ſie gemengt auch durcheinander liegen,
Gott weiß die Seinen ſchon herauszukriegen.“

Wenn still und lautlos gienge dies Zerstören,
Man müßte aus den Wunden hier das Blut
Gleich einem Bach im Walde rauschen hören,
Doch wie ein Meer im Sturme schreit die Wuth;
Es brennt die Stadt, die Flamme hilft den Waffen;
Wenn Tiger nach Beziers herzögen lüstern,
Den Rauch des Blutes in den heißen Nüstern,
Sie würden müßig hier, bewundernd gaffen.

Dort flüchten Tausende zur Kathedrale,
Nachjauchzt der Mord mit hochgeschwungnem Stahle;
In allen Gassen, Häusern und Gemächern,
In jedem Sparrenwinkel unter Dächern,
In jedem tiefen dunklen Kellerbogen
Wird nachgesucht und wilden Mords gepflogen.

Vom Giebel wird ein Ketzer dort geschleift,
Wie sonst ins Taubennest der Marder greift;

Hier pocht der Scherge an des Kaffee Dauben,
Und tönt es dumpf, ſo wird es aufgebrochen,
Ob nicht ein Ketzer ſich hineinverkrochen,
Sein Blut gilt werther als das Blut der Trauben.

„Komm, heil'ger Geiſt!" die Prieſter alle ſingen
Kein Gräuel kann wie der das Herz empören.
Der Opfer viele in die Flamme ſpringen,
Um nur die Mörder ſingen nicht zu hören
Doch Tauſende ſind jener auch gefallen,
Für welche ſüß der Lobſang würde ſchallen
Die Stund' iſt aus, nichts gibt es mehr zu morden,
Noch brennt die Stadt, und weiter ziehn die Horden.

Roger, Vicomte von Beziers.

Roger, der junge Held, im Kerkerthurm,
Kein Blitz so scharf, daß er die Nacht durchdränge,
So heftig tobt auf Erden nie ein Sturm,
Daß nur ein Laut davon hinunter klänge.
Verlöre jetzt die Sonne ihren Schimmer,
Dem Glühwurm gleich, der sterbend sich verdunkelt,
Wie von Beziers die letzte Kohle funkelt
Und Asche wird beim letzten Sterbgewimmer,
Roger erführe das in seiner Gruft
Nur am Erkalten seiner Kerkerluft.

Die Nacht in diesen festen Quaderschichten
Kann sich zu tiefrer Schwärze nicht verdichten.

Fiel je auf diesen Fleck der Sonne Schein?
Der moderfeuchte hat es längst vergessen.
Hier mag Roger, wie viel an Land noch sein,
Im steten Hin- und Wiedergange messen.

Sein Lebensglück ist ihm verweht zur Sage,
Die er sich selbst erzählt; sie klingt so traurig!
Ihm ist der helle Strom der Jugendtage
Gestockt zu einem Sumpfe, schwarz und schaurig.
O Fürstenglanz! wie bald bist du verblichen!
O Waffenglück! wie treulos du gewichen!

Verrathen und gefangen mußt' er werden
Von Simon, dem Verhaßtesten auf Erden.
Mit Ritterwort ward Freigelein gelobet,

Dem Ketzer wird die Treue nicht erprobet.
Um Frieden wollt' er dingen für die Seinen,
Die nun verwaist um ihren Retter weinen,
Sie flohn aus Carcassonne still und sacht
Durch ein geheimes Pförtlein in der Nacht.

Auf's Halmenlager wirft Roger sich hin,
Und läßt Vergangenheit vorüberziehn.
Vorüberträumt an seinem Gram und Zorne
Sein Jugendglück: wie er zur Morgenstunde
Die Sonne aufgeweckt mit seinem Horne,
Den Jägertroß und die erfreuten Hunde.
Wie sie lustlärmend durch die Wälder eilten
Und wacker Hirsch und Rehlein niederpfeilten,
Frisch auf! Ha! Ho! die starken Keuler brechen,
Er schwingt den breiten Spieß zum Bärenstechen.
Wie dann beim frohen Mahl die Becher klangen,
Und Troubadours das Lied der Liebe sangen.

Wohl bitter iſt's in Kerkerfinſternissen
Den Sonnenſchein, den Strahl der Sterne missen,
Gebirg und Wald und hellen Vogelſang,
Der Waſſer Rauſchen und der Donner Klang.
Doch bittrer iſt's, den Blick des Freundes meiden,
In deſſen Strahl entſchlummern unſre Leiden,
Gleichwie im warmen Frühlingsſonnenſchein
Die Nattern ſüß ermüdet ſchlafen ein;
Doch bittrer iſt's, des Freundes Wort entbehren,
Dem ſelbſt das Elend glaubt die holden Mähren,
Daß Alles noch ſich werde fröhlich wenden,
Und jeder Gram in Ruh' und Freuden enden.

Kein Frühling weiß ſo traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen:
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden

Roger gedenkt an seinen Freund Alfar,
Den liebsten aus der kühnen Männerschaar. —

Dann fährt er auf im schmerzlichsten Ergrimmen,
Wenn er zu hören meint die fernen Stimmen
Der Seinigen, die unter Rosseshufen
Und auf den Scheitern ihn um Hülfe rufen.

Wohl ihm, wenn ihn ergreift Erinnerung,
Wenn ihm ertönt das Feldgeschrei: „zu Waffen!"
Die Rosse wiehern im beherzten Sprung,
Die Schwerter schallen und die Wunden klaffen,
Die Kolben krachen und die Lanzen splittern,
Die Rosse stürzen sammt den Kreuzesrittern;
Die Pfeile schwirren, tausend Wunden stechend,
Als Mücken dieser heißen Abendzeit,
Und Held Alfar, den Feindesschwarm durchbrechend,
Erglänzt, ein Stern im Strahl der Tapferkeit,

Ein Nachtgeſtirn, das in dem Kampfgewühle
Ringsum den Feinden ſendet Todeskühle.

Abrede hat mit ihm Roger genommen:
Von Oſten iſt der Eine zugefahren,
Der Andre haut von Weſten in die Schaaren,
Und mitten wollen ſie zuſammenkommen.
Und jeder führt ſein Häuflein Kampfgenoſſen,
Sie ſtürmen auf den ſchlachtberauſchten Roſſen
Einander zu, zur Rechten und zur Linken
Im Lückenbruch erſchlagne Feinde ſinken.
Und Jeder freut ſich, trifft er im Gefecht
Den Gegner kriegserfahren, kampfgerecht,
Wenn ſeine Kunſt, das Roß im Kreis zu ſchwenken
Die Art im Anlauf ſeinen Speer zu ſenken
Von ferne ſchon den edlen Helden loben,
Was Stich und Hieb in harter Näh erproben.
An ſeinem Harniſch iſt der Speer zerſprungen,

Doch hat Roger, Alfar ſein Schwert geſchwungen,
Dann muß der Held des Siegens ſich entwöhnen,
Und, hingeſtreckt, Lebwohl der Erde ſtöhnen:
Die matte Hand greift irr und ungewiß
Umher ſchon in der Todesfinſterniß.

Nun ſieht der Freund des Freundes Helmbuſch wallen,
Er kennt ihn an des Schwertes lautem Schallen;
Der roth' und ſchwarze Buſch begegnen ſich,
Wie Blut und Tod, wo dies Gefieder ſtrich. —
Schon ſind ſie durch — es fiel der letzte Schlag —
Sie wünſchen ſich gar fröhlich: „guten Tag."

Roger iſt aus dem ſchönen Traum erwacht,
Still wünſcht ſein Feind dafür ihm „gute Nacht".
Denn durſtend greift er nach dem Krug
Und trinkt den herben Tod mit einem Zug.

Das Mädchen von Lavaur.

Nach langem Kampfe iſt die Burg genommen;
Wie ſchwelgt das Kreuzesheer in Rachewonnen'
„Komm', heil'ger Geiſt!" ſo ſingt der Prieſter Chor.
Und was da lebt muß ſterben in Lavor.
Nur eine Jungfrau überlebt den Tag,
Die ſcheintodt ſtill in ihrem Sarge lag.
Sie hörte nichts vom Lärm des letzten Sturmes,
Und nichts vom Niederkrach des feſten Thurmes;
Wie alles fiel, was ſie geliebt hienieden,
Verhüllte ihr ein falſcher Todesfrieden.

Nun wacht ſie auf; wie ſtille' nicht ein Laut!
Der Jungfrau, daß ſie taub geworden, graut;
Sie prüft mit einem Schrei ihr Ohr,
Sie hört — erſchrickt von ihrem eignen Schalle.
Denn ſich nur hört ſie: — „bin ich in Lavor?
Herbei' weh mir' o Gott, wo ſeyd ihr Alle?“

Sie ſtürzt hinaus und ſieht entſetzt, warum
Rings Alles in der Burg ſo grabesſtumm.
Da liegen ſie umher,
Das Mädchen ruft: weh mir! lebt Keines mehr?
Doch Niemand hört ſie, Niemand wird gewahr
Und freut ſich, daß entſtiegen ſie der Bahr.

Sie ſucht am Grund die Eltern, findt ſie nicht,
Und jedem Todten ſchaut ſie ins Geſicht.
Sie ſucht den höchſten Schreck an jeder Stelle
Und findet ihn zuletzt in der Kapelle.

Als hätte, wählend, jegliche Prachtblume
Der Tod gespart zum Schmuck dem Heiligthume.

Dem Greise, der an Krücken sich geschleift,
Ist schnell das Kind zum Sterben nachgereift;
Dort ist die Brust der Jungfrau unverwehrt
Vom Haupt des rohen Waffenknechts beschwert;
Ein Ritter dort, im Antlitz bleichen Zorn,
Ins Auge eines Mönchs gedrückt den Sporn.

Wie sind die theuren Züge, ach! entstellt,
Auf welche jetzt der Blick des Mädchens fällt:
Doch kennt das Herz die ihm die Nächsten waren,
Am Kleid, am Wuchs, am Finger, an den Haaren.

Die Jungfrau weint, nicht jene milden Zähren,
Die uns ein Unglück lindern und verklären,

Dem Mädchen, wie's die Elternleichen ſchaut,
Des Irrſinns Nebel von den Wimpern thaut.

Sie ſpringt ans Chriſtusbild dort am Altar
Und ruft! „du Armer! möchteſt fort, nicht wahr?
Wie quälſt du dich, hinaufzuziehn die Füße,
Daß ſie das Blut, das ſteigende, nicht küſſe!
Sie ſind genagelt: — reut es dich? dich reut's,
Daß du gekommen biſt ans Kreuz!
Das Alles, Alles iſt um dich geſchehen!
Wie bang ſich deine Augen drehen!
Hoch ſteigt das Blut, das bald den Fuß dir näßt,
Ich zerr' umſonſt, der Nagel ſteckt zu feſt,
Er haftet immer noch;
Maria, hilf! Johannes, helft mir doch!
Du armer Menſchenſohn,
Wie ſträuben ſich die Dornen deiner Kron'!

Wie wild die Angſt um deine Lippen zückt!
Ich fürchte mich vor dir, du wirſt verrückt'" —

Sie flieht hinaus, da ſchrei'n die Raben
Sie an: willſt du was uns gehört begraben?
Sie flieht und weint, und Jedem nah und fern
Klagt ſie das traurige Geſchick des Herrn.
So klagend irrt durch Dörfer, Wald und Moor,
Und weckt Mitleid das Mädchen von Lavor.

Des Wandrers Gruß.

Sein Feld beſät mit Körnern dort ein Bauer,
Verdroſſen thut er's, in verzagter Trauer.

Wird ſeiner Senſe ſprießen einſt die Aehre,
Und nicht den Roſſeshufen wilder Heere?

Wer mag getroſt die Zukunft noch beſchicken,
Sieht er den Sturm ſchon kommen, ſie zu knicken?

Mit läſſiger Hand den Samen wirft der Alte
Und wenig hoffend in die Furchenſpalte.

Sein Söhnlein aber ſtreut mit hellem Singen,
Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen'

Dort flattert nieder eine Taubenſchaar,
Und pickend ſchmälert ſie das künft'ge Jahr.

Die Diebe ſieht der Landmann ſonder Grollen
Mit ſchwanken Köpflein ſchreiten durch die Schollen:

„Ei! Tauben, laßt gefallen euch die Kerne:
Der Feind iſt nah, die Ernte noch ſo ferne!

Du weiße dort! hat dich ein Pfeil geſchreckt,
Daß alſo roth die Bruſt dir iſt gefleckt?

Doch nein! wer hat Geſchoſſe zu verſchwenden?
Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben ſenden?

Täublein, biſt von Lavor? und traf dich Blut,
Als du ins Neſt heimflogſt zu deiner Brut?

Barg ein Verfolgter ſich am Tag der Rache,
Und ward ergriffen unter deinem Dache?

O trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
Das Blut des Menſchen tragen hin und wieder!"

Der Alte hat der Taube Loos errathen,
Und trauernd ſtreut er wieder ſeine Saaten.

Ein Wandrer, einſam wallend durch das Land,
Des Bauern Wort belauſchend ſtille ſtand;

Und freundlich ſpricht er, eh er weiter zieht:
„Hörſt du der Lerche helles Morgenlied?

Vom Liede einer Lerche iſt umher
Der ganze Himmel voll, nicht klage mehr'

So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerſtampft dir auch die Saaten Roſſeshuf.

Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
Je mehr die Feinde ſtillen Tod verbreiten."

Alfar.

Alfar der Held in ſeinem Leben
Hat Prieſtern nie Gehör gegeben;
Und was die Albigenſer ſprechen,
Iſt ihm nicht minder fremd geworden
Seit jenem unvergeſſnen Morden
Zu Brom, ſeit jenem Augenſtechen.

Gern mag er die Erinn'rung fragen
Nach ſeinen goldnen Jugendtagen;
Und was ihm ohne Spur entſchwunden,
Sucht er bei Kindern zu erkunden.

Auch dem von Schuld und Schickſal Kranken
Gewährt oft flüchtiges Geneſen
Bei frohen Kindern der Gedanken:
So bin ich einmal auch geweſen.

Wer ſeine Jugend überlebt,
Wen unvergeßlich Leid getroffen,
Wem ſchal geworden jedes Hoffen,
Für das er ſehnlich einſt geſtrebt,
Und wenn er kalt für Ruhm und Ehren,
Kein Kuß ihm zündet mehr am Munde:
O könnt' ein Zauber ihm gewähren,
Ein Kind zu ſeyn nur eine Stunde,
Könnt' er die Welt mit friſchen Blicken
Nur einmal noch und freudig ſehen,
Es würd' ihn ſtärken und erquicken,
Bis das Geſchick ihn heißt vergehen.

Der Trübe ſpricht: „wohl euch, ihr Kleinen,
Daß ihr vom Glauben unvergällt
Noch treulich ſpüren könnt die Welt,
Und mit euch ſelbſt es redlich meinen!“
Der Trübe ſpricht: „doch währts nicht lange,
So ſeyd auch ihr ein Raub der Schlange:
Denn wem in dieſer Zeit die Kunde
Des Glaubens naht, der geht zu Grunde.

Glaubt er, ſo iſt's um die Natur gethan,
Die er hinopfert ſeinem Wahn;
Und ſiegt Vernunft, ſo muß der ſterben,
Und dem wird Haß die Welt verderben.
Der Menſch mag glauben, zweifeln, wiſſen,
Sein Leben iſt vergällt, zerriſſen.“ —

Ein Schreck ergreift die Leichenwacht,
Wenn auf der Bahr' in ſtiller Nacht

Vom Scheintod wach, ein Menſch ſich regt,
Den ſie zu früh dahin gelegt;
Und faßt euch nicht ein tiefres Grauen,
Läßt ſich vor euch ein Todter ſchauen
Mit ſcheinlebendiger Geberde,
Der beſſer läg' im Schooß der Erde,
Weil jede Gluth in ihm verlodert,
Und längſt ſein beſtes Leben modert?
Der Todeskenner nur erſchrickt,
Wenn er ein ſolch Geſpenſt erblickt.

So haust Alfar auf ſeinem Schloſſe,
Nichts kann ihm Leid noch Freude ſchaffen,
Im Stalle feiern ſeine Roſſe,
Und Roſt verdunkelt ſeine Waffen;
Das Wild im Forſt mag ruhig ſchreiten,
Er jagt nicht mehr in dieſen Zeiten,

Seit auf ſein Kind geſchah ein Jagen
Und Prieſter ihm den Sohn erſchlagen

Der Schmerz, die Wuth, die Rache tobten
In ſeiner Bruſt und in der Schlacht,
Und Feinde ſtarben, Freunde lobten,
So flog ein Jahr wie eine Sturmesnacht.
Dann war es ſtill und ausgeſtorben
In ſeiner Bruſt und jedes Glück verdorben
Wie nach Gewittern wilde Bäche
Auf grün lebend'ger Wieſenfläche
Nur Steingeröll zurücke laſſen,
Ließ ihm den Tod zurück ſein wildes Haſſen.

Er wandelt einſam, kalt und wüſt:
Wenn freundlich ihn die Sonne grüßt,
Er dankt ihr nicht: er wünſcht im Hain,
Wenn alles grunt und ſchallt von Liedern,

Es möchte dürr und ſtille ſeyn;
Er fühlt nur noch ein kühles Widern.

Zur Abendzeit der Ritter ſtand
An ſeines Schloſſes Felſenrand.
Die Sonne leuchtet in das Thal,
Und lächelnd ſchaut er ihren Strahl,
Indem er ihr die Worte ſpricht:
„Es iſt umſonſt, bemüh dich nicht,
Die Flur zu ſchmücken und zu nähren,
Die ſie vielleicht noch heut verheeren!

Und doch warum? — weil die verneinen,
Was die vielleicht zu glauben meinen.
Auf ſeines Herzens tiefſtem Grund
Sitzt auch dem gläubigſten Geſellen
Der Zweifel als ein wacher Hund,
Den Nazarener anzubellen.

Ja! Innocenz Iſcharioth
Hat auch verrathen ſeinen Gott
An ſeine Furcht und banges Zagen,
Daß Ketzer Chriſtum noch verjagen.
Er traut nicht ſeinem Machtbeſtand,
Drum dient er ihm mit Schwert und Brand;
Schon ſieht er ihn hinausgeſtoßen,
Der Götterwandrung angeſchloſſen.

Was ſelbſt er nur mit halben Kräften
Vermag zu glauben und zu halten,
Sucht er mit herriſch frechem Schalten
Der Welt gewaltſam anzuheften.

Wenn ich es höre, wie ſie reden
Von Gott und ihren Glaubensfehden,
Wie Haß und Wahn die Welt entzweiten,
Wie Fabeln gegen Mährchen ſtreiten;

O grauſer Abſcheu, tödtlich kalt,
Der mir die Bruſt zuſammenkrallt!“

So ſprach der Wilde vor ſich hin,
Und ſieht im Thal zwei Wandrer ziehn,
Und jetzt den Pfad der Burg erklimmen,
Laut ſtreitend mit erhitzten Stimmen.
Sie fegen rüſtig mit den Händen,
Um ihren Worten Kraft zu ſpenden,
Und auf dem Steilpfad mit den Füßen
Das Gleichgewicht nicht einzubüßen.
Der Eine — Mönch, der Andre — Krieger,
Will jeder ſeyn im Streite Sieger:
Was Chriſtus mit dem Felsgeſteine,
Worauf ſein Bau gegründet, meine? —

Alfar aus kalter Seele lacht
Und ruft hinunter: „habet Acht!

Dies iſt der einzige Felſen, traun!
Worauf ſich läßt auf Erden bau'n!"
Mit leichtem Tritte ſtoßt der Heide,
Zu ſchlichten ihren lauten Hader,
Hinunter einen loſen Quader,
Und in den Abgrund ſtürzen Beide.

Das Gelage.

In einer Laube an der Seine trinken
Drei Freunde ihren Becher aus Burgund;
In warmer Freude überſtrömt der Mund,
Die Hecken blühn, die goldnen Sterne blinken.

Nicht ſicher iſt es heutzutag auf Erden,
Schwer im Verhängniß athmen dieſe Zeiten,
Im Garten hier auch leiſe Horcher ſchreiten,
Die frohen Zecher lauernd zu gefährden.

Die Freunde aber trinken froh, und sprechen,
Wie die Gedanken auf im Herzen brechen,
Sie lassen frei die Herzensblume düften,
Kein Rückhalt sey in solchen Frühlingslüften.

Sie sprechen von den höchsten, letzten Dingen,
Und ihre Becher hell zusammenklingen.
Zum Sternenhimmel weist empor der Eine
Und redet laut bei hochgeschwungnem Weine:
„Seht, Brüder, seht, wie uns die Sterne strahlen!
Als böten Herberg sie zu tausendmalen,
Wenn man von dieser Erde uns vertriebe.
Doch höher ist die Heimath, die uns bliebe.
Laßt uns das Herz mit Muth und Freude tränken:
Zu Almerichs von Vene Angedenken!
Ein freier Mann! ein Forscher ohne Zagen!"
Und ihre Becher hell zusammenschlagen.

„Seht, wie der Frühling uns den Trunk geſegnet
Und in den Becher ſeine Blüthen regnet!
O ſpielten doch in den Pokal die Weſte
Uns Flocken von des Freundes Aſchenreſte,
Daß wir ſie an die Lippen heben dürften,
Und liebend mit dem Wein hinunterſchlürften!“

Zerſtreut an hundert Tiſchen in dem Garten,
Bei Wein und leckern Speiſen aller Arten,
Studenten ſitzen aus der hohen Schule
Paris, genannt die Leuchte dieſer Welt,
Und, allzufreien Künſten zugeſellt,
Bewirthet Mancher neben ſich die Buhle.
Von Schweden, Deutſchen, Polen und Franzoſen,
Von Italienern, Ungern, Engelländern,
Vielfach an Sprache, Sitten und Gewändern,
Die lauten Stimmen durcheinandertoſen.

Hier halten Theologen Wortgefechte,
Spitzfindig dialektisch; blanke Waffen
Muß Aristoteles, der Heide, schaffen;
Juristen zanken dort um Römerrechte.
Die Aerzte lachen ob den Wortverdrehern,
Und lehren, wie sich Elixire brauen;
Sprachwurzeln werden lärmend ausgehauen
Von Philologen, Griechen und Hebräern.

Die Astronomen schelten sich um Zahlen;
Dort singt ein Trupp vergnügter Provençalen
Den tapfern Troubadour Bertrand de Born,
Sein Minneleid und seinen Heldenzorn.
Goldstücke rollen dort, die Würfel dröhnen;
Gelächter scha.'t zu jugendlichen Possen,
Und Jedes wird mit edlem Wein begossen;
So lustig werd' es allen Musensöhnen!

Und wieder ſpricht ein Andrer in der Laube,
Indem er ſchwingt den rothen Saft der Traube:
„Von Almerichs von Bene theuren Lehren
Blieb eine unvergeßlich mir vor allen;
Sie wird noch ſpät auf Erden wiederhallen,
Wenn wir ſchon längſt ſind fort und nimmer kehren.
In dieſer ſternenhellen Frühlingsſtunde
Sey ſie uns wiederholt aus meinem Munde:

Was wir mit dunklem Worte nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das ſind drei Stufen in der Zeit,
Wie wir den einen Gott erkennen.

Den Vater glaubte den Gewittern
Der Menſch und dem Prophetenmund,
Vor Gottes Willen mocht' er zittern;
Und ſolches hieß der alte Bund.

Jehovah's Tage mußten ſchwinden,
Der dunkle Donnernebel floh,
Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
Und wurden ſeiner Liebe froh.

Auch Chriſti Zeit, die Gott verſchleiert,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geiſt,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.

So wird in Dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in ſeiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht;
Es will die Zeit des Geiſtes kommen;

Die Zeit, in der mit ſeinen Strahlen
Der Menſchengeiſt zuſammentrifft
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und ſelig ruht nach langen Qualen." —

„Auf Almerichs von Bene Angedenken!“ —
Das ist zum Theologentisch gedrungen,
Sie horchen auf von ihren Schulgezänken,
Und ein Lombard' ist auf den Tisch gesprungen:
„Die neue Lehre soll die Welt besiegen!
Der Geist ist Gott!“ so ruft er in die Schaaren,
Und Alle auf von ihren Bänken fahren
Und nach den Sternen ihre Mützen fliegen.

Von Tisch zu Tisch hineilt das große Wort
Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;
„Der Geist ist Gott!“ so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Der Brunnen.

Das Gras im Burghof zu Lavor
Wuchs einſam, ungeſtört empor,
Schon überhüllt es und umſchattet
Gebein, zerſtreut und unbeſtattet;
Raubvögel, die ans Licht es zogen,
Umflogen hoch im ſtillen Bogen
Die brandgeſchwärzten alten Mauern,
Der dunkle Himmel ſcheint zu trauern.

Am Brunnen ſteht ſie noch, die Linde,
Die Zeugin einſt ſo ſchöner Zeiten.

Sie läßt, bewegt vom Herbſteswinde,
Die Blätter leis hinuntergleiten;
Die Sträucher drängen mit Verlangen
Zum Brunnen, Diſteln ſelbſt, die rauhen,
Den Rand von Marmor überhangen,
Als möchten ſie hinunterſchauen.
Ein Sänger ſteht am tiefen Bronnen,
Sein letztes Lied hinabzuweinen,
Ach, wo verſenkt mit allen Wonnen,
Giralda ruht, bedeckt von Steinen.

„Der Himmel hat kein Wort geboren,
Wie hold du warſt, wie ſchön, zu ſagen;
Die Hölle hat nicht herb're Klagen
Als meine, daß ich dich verloren'

Kein Troſt kann mit dem Schmerze ringen;
Du wirſt nicht wieder auferſtehen,

Wenn Gott dich einmal ließ vergehen,
Kann er dich ſo nicht wiederbringen.

Da unten mein' ich dich zu hören,
Wie deine Lippen traulich flüſtern,
Hinabzuſtürzen werd' ich lüſtern;
Doch ſoll ich auch dein Bild zerſtören?

Es taucht mir auf mit allen Zügen,
Mit jeder Schönheit unvergeſſen:
Wie deine Reize unermeſſen,
Kann auch mein Schmerz ſich nie genügen.

Sie ſenkten in den Schacht dich nieder,
Und eine Welt von Freudenſchimmer,
Was, einmal todt, iſt todt für immer:
Die Schönheit, Liebe, und die Lieder!"

Entgeltung.

Vorüber ſind die ſchönen Frühlingsnächte;
Der Sommer hat geglüht und Saat gereift,
Der Herbſt die Blätter von den Bäumen ſtreift,
O daß er auch den Haß zur Ruhe brächte!
Der überwintert grüner als Cypreſſen,
Und jene Nacht, er hat ſie nicht vergeſſen;
Was dort von Freiheit in der Gartenlaube
Erſcholl, es ward den Winden nicht zum Raube.

Gegraben wird nach Almerichs Gebeinen,
Im Feuer ſie den Schülern zu vereinen

Die Feinde, könnten sie in ihrem Hassen
Den Hingeschiednen selbst, ihn selbst ergreifen,
Sie würden ihn herab vom Himmel schleifen;
Und, ist er dort, auch nicht der Hölle lassen.

Dem Tode zürnen sie, daß er so frühe
Den Feind entführte und auf eigne Hand
Ihn sanft entrückte jeder Erdenmühe,
Und nur die Knochen ließ dem Rachebrand.
Sie möchten schier vor Wuth sich selber äffen,
Mit Bann den Tod, den alten Ketzer treffen,
Daß Riesenhand, trotz allen Widerschlägen,
Die Macht des Wahnes wird zur Ruhe legen.

Doch ihre Zeit ist noch nicht abgeflossen,
Indessen wird ein Feuer angezündet,
Und jetzo haben Almerichs Genossen
Sein kühnes Wort zum letzten Mal verkündet.

Der eine von den Prieſtern am Schaffot
Hat Haß genug zu einem letzten Spott:
„Nun mögt ihr euren Herzenswunſch erreichen,
Den ihr verlauten ließt ſo unerſchrocken,
Nach eures theuren Meiſters Aſchenflocken;
Ihr dürft mit ihnen ſeyn als ihresgleichen.
Nehmt jetzt die Sterne, die ſo freundlich lachten,
Beim Wort; ſie haben Herberg' angetragen;
Die Erde muß ſie euch fortan verſagen,
So mögt ihr heut auf Sternen übernachten!"

Umſonſt!

„Mein guter Degen, wie du voll Verdruß
Im Winkel ruhſt, ſchier wie der Hecht im Dürren;
Du Eiſenfiſch, ſollſt bald vor Freude ſchwirren
Und luſtig tanzen mir im rothen Fluß.

Ei! Rößlein feurig, tummelnd auf der Weide,
Sollſt glänzen bald im blanken Harniſchkleide,
Zum Sporenhieb und Klange der Drommeten
Den ſchönen Kampfritt über Leichen treten.“

Schon reitet er bewaffnet, kreuzgeschmückt,
Der Fahne nach die dort zu Felde rückt
Wie Otto von Burgund und all' die Edeln
Der Kirche schmeichelnd mit dem Banner wedeln!
Wie rasch doch Fürsten ihre Fahnen schwingen,
Wenn es der Freiheit gilt den Tod zu bringen!

Es gilt den auferstehenden Gedanken,
Von dessen Tritt die sieben Hügel schwanken,
Den Starken gilt's zum Tod zu ringen nieder.
Den Riesen mit den rauschenden Gewändern,
Der seines Leibes unermessne Glieder
Zugleich erhebt in weitentlegnen Ländern. —
Was soll der Rößlein Wiehern hier und Springen?
Was wollen hier die ausgereckten Klingen?

O Fürsten übermüthig, wahnverloren,
Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,

Und schaut den Feind, dem ihr den Tod geschworen,
Und zittert schaudernd in euch selbst zusammen!

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf erflegt dies weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen.

O glaubet, Fürſten, minder noch zu zwingen
Iſt der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menſchheit will die Freiheit ſchaffen,
Und will durch die Geſchichte blühn und ſingen.

Simon Montfort.

Die Burgen und die Dörfer brennen,
So helle Flamm' iſt angefacht:
Man kann in mondverlaſſner Nacht
Die Todten auf dem Feld erkennen.
Der Krieg, der wilde, rennt und ſchnaubt
Durchs Land, die blutig rothe Pfütze,
Er hat den Himmel ſich aufs Haupt
Geſetzt als eine Scharlachmütze.

Graf Montfort nach Toulouſe reitet
Mit ſeinen kreuzgeſchmückten Schaaren,

Von ſeiner holden Frau begleitet,
Durch rauhe Mühſal' und Gefahren.

Er ſpricht zu ihr, wie reich mit Segen
Die Kirche ſeine Fahrt belohne.
Es blinke ſtrahlend ſchon entgegen
Ihm von Toulouſ die Fürſtenkrone,
Wie Veziers ihm zugefallen
Mit Burgen, Städten, und Vaſallen,
Wie Carcaſſonne, Conſerans,
Albi und Foix ihm unterthan.

Doch ſchweigend reitet ſein Gemahl,
Weil Athem ihr und Sprechen ſchwer
Im Wind, der von den Feuern her
Rauchwolken jagt ins enge Thal.

„Wenn auch die Aeuglein überfließen,
Laß, Kind, den Rauch dich nicht verdrießen;
Bald folgt den Zeiten rauher Kämpfe
Ein glanz- und ehrenreicher Friede;
Bedenk', es kommen diese Dämpfe
Aus unires Glückes Flammenschmiede.

Bald steht, mein letztes, schönstes Hoffen,
Mir huldigend Toloſa offen!"

Sie schweigt, nicht blos der scharfe Rauch
Hat Stimm' und Rede ihr benommen;
Ein schweres, banges Ahnden auch
Hält traurig ihr das Herz beklommen.

Auch Montfort schweigt, und die Gedanken
Beginnen zweifelnd ihm zu schwanken.

Der Tritt von zwanzig tauſend Pferden
Erdröhnt, und durch des Rauches Flor
Bricht dunkelroth der Mond hervor,
Wie Widerſchein des Bluts auf Erden.

Sie ziehn hindan die ganze Nacht,
Und als der Morgenſchein erwacht,
Umlagern ſie zu Roß, zu Fuß,
Ein breites Heer, die Stadt Toulous.

Graf Montfort kniet in ſeinem Zelt
Anbetend vor dem Herrn der Welt,
Er beichtet Fulco und bekennt
Die Sünden, die ſein Herz beſchweren,
Er hört die Meſſ in Reuezähren,
Und nimmt das heil'ge Sakrament,
Daß Chriſti Leib und Blut ihm ſtärke
Mit Muth den Leib zum blut'gen Werke.

Die Mönch im Chore ſingen wieder
Weithin erſchallend fromme Lieder,
Harmoniſch durch die Lüfte ziehen
Der wilden Zwietracht Melodieen.

Wie Montfort jetzt, der kühne Fechter,
Sein Roß beſteigt, da bäumt und prallt
Der Gaul, und von den Mauern ſchallt
Toloſa's jauchzendes Gelächter.

Doch Montfort ſchwingt ſich auf im Zorn,
Haut tief ins Roß den ſcharfen Sporn;
Hinſpringt er an des Walles Rand,
Und droht mit Schwert und Blick, da fällt
Ein Stein, der ihm das Haupt zerſchellt,
Und ſterbend ſinkt er in den Sand.
Fahr wohl! o Glück und Fürſtenmacht! —
Noch treffen Simon im Verſcheiden

Fünf Pfeile, die den Stein beneiden.
Er hört noch, wie Loloja lacht.

Nun schallt das Feld von Schmerz und Klage.
Die weit das Lied von hinnen stören,
Weil es, gedenkend früh'rer Tage,
Um Simon nicht will weinen hören.

Ritter und Mönch.

Die Schlacht verrauſcht, die Sieger ziehn von hinnen;
Ein Ritter bleibt zurück bei ſeinem Roß,
Das ihm durchſtach ein irrer Lanzenſtoß;
Ihm galt's, er ſieht des Roſſes Blut verrinnen.

Des treuen Thiers kann er ſich ſchwer entwöhnen;
Er ſchaut es an mit einem Blick voll Leid,
Schnallt ihm den Sattel ab, das Panzerkleid,
Erleichtern will er ihm das letzte Stöhnen.

Zum Abzug wird das Schlachthorn dort geblasen,
Da zuckt dem Gaul die Seele noch hervor,
Da spitzt er müd' und langsam noch das Ohr,
Nun streckt er todt die Glieder auf den Rasen.

„Wo ist dein tapfrer Sprung, o mein Geselle?
Und wo dein feurig Wiehern, edles Thier?
So herrlich klang's, das liebste Schlachthorn mir.
Wohin dein Muth, die Kraft, die Windesschnelle?

Sey nun ein Mahl, mein Roß, den Geierschaaren'
Sie haben nie geschmeckt so edles Blut:
Zu kostbar ist dein Fleisch für Würmerbrut,
Zu Geiern soll es gegen Himmel fahren

Den Aaren soll dein Blut im Herzen kochen,
Daß sie betrunken taumeln in der Luft,

Dann ſingen ſie dein Lob durch Berg und Kluft:
Das beſte Roß ward bei Montjoye erſtochen."

Er lagert ſich am Waldſaum hoher Eichen,
Die Walſtatt ruht im Abendlichte klar,
Und vor dem Antlick dieſer Leichenſchaar
Muß ſeinem Schmerz des Roſſes Bild entweichen.

Die bleichen, wildentſtellten Angeſichter
Ergrimmter Feinde liegen hier vereint,
Gleichmäßig auf die Todten alle ſcheint
Der Friedensgruß der ſanften Abendlichter.

O hätte ſo geſtrahlt in die Gemüther,
Klar und verſöhnend, ein Gedankenſtrahl,
Ein himmliſch Licht in dunkler Seelen Qual,
Sie lebten — froh der holden Erdengüter.

Was raſchelt in des Eichwalds dürrem Laube?
Ihm naht ein Mönch und ſpricht: „Gott tröſte dich!“
Und blickt ſo frei und feſt, als ob er ſich
Im Schutze dieſer Todten ſicher glaube.

Ihm ſchmückt die Bruſt ein Kreuz von rother Seide,
Die Waffen warf er weg; daß er ſie trug
An dieſem Tag des Kampfs und Wunden ſchlug,
Zeigt manche Spur des Bluts an ſeinem Kleide.

Der Kloſterbruder lagert ſich zum Reiter,
Der einen Gruß dem Waffenloſen nickt,
Dann wieder auf das Feld hinüberblickt;
Sie ſtarren Beide auf die todten Streiter.

Der Herbſtwind jagt die Blätter von den Bäumen
Hin über's Feld, ſie wirbeln und ſie fliehn

Den Todten um die ſtill'n Häupter hin,
Wie Schatten von verlornen Lebensträumen.

Das ſieht ſich traurig an; das Abendſcheinen
Floh mit dem dürren Laub den bangen Ort,
Der Herbſtwind führt allein das ernſte Wort,
Die Beiden ſtill — der Mönch beginnt zu weinen.

Doch plötzlich fährt er auf, ſich zu ermannen,
Das rothe Kreuz, der Kirche Angebind,
Er reißt es von der Bruſt und gibt's dem Wind,
Es flattert wie das dürre Laub von dannen.

Befremdet ſchaut der Ritter den Genoſſen
Und fragt: „was willſt? was ſoll dein ſeltſam Thun?"
Doch näher rückt der Mönch dem Ketzer nun,
Hat liebvoll in die Arme ihn geſchloſſen.

„Nicht folg' ich mehr der Kirche blut'gen Fahnen;
Im Hinblick auf das ſtumme Leichenfeld
Hat Friede wunderbar mein Herz erhellt,
Des tiefen Sinns ward mir ein freudig Ahnen.

Gottmenſch, Erlöſer, Chriſtus iſt die Seele
Der Welt, der Menſchheit innerſtes Geſchick;
Doch Dunkel hüllt es noch vor unſerm Blick,
Kein Buch erklärt's, es klang aus keiner Kehle.

Das Leben bricht der Kirche düſtre Schranke:
Die heilige Geſchichte iſt geſchehn,
Doch war auch ſie nur Abglanz und Vergehn;
Vollenden wird Erlöſung der Gedanke."

Der Ritter reicht zum Bund ihm ſeine Rechte
Und ſpricht: „o Mönch, gesegnet ſey dein Mund'

Komm auf mein Schloß, und geh mit mir zu Grund!
Die Nachwelt blüht, wir fallen im Gefechte.

Doch eh' die Welt gelangt zu ihrem Heile,
Erhebt der Kampf sich erst mit neuem Muth,
Wenn er auf unsern Gräbern ausgeruht,
Und still gesonnen eine trübe Weile.

Die Schaar der kühnen Streiter schwand zusammen,
Schon wird es still: der Geist, der sie gelenkt,
Er liebt, zu sinnen bald, in sich versenkt,
Und bald in Kämpfen herrlich aufzuflammen."

Es dämmert schon das Thal in Nebelschleiern,
Die Beiden wandeln fort, der Ritter kehrt,
Noch einmal scheidend sich nach seinem Pferd,
Und in den Lüften schallt der Ruf von Geiern.

Ein Greis.

„Sturm der Urwelt, habe Dank,
Daß du, ſchleudernd Felſenklötze,
Bauteſt die granitne Bank,
Drauf ich lagernd mich ergötze!

Unter mir in wilder Flucht
Braust der Strom und ſtürzt von hinnen;
Starrend in die rege Schlucht,
Seh' ich 's Leben mitverrinnen.

Raſch hinab und nie zurück!
Selbſt die Sehnſucht nach dem Alten;
Theure Leiden, ſchönes Glück,
Leicht zerſtiebende Geſtalten!

Käm' ein Gott und ſchöpfte mir
Einen Becher aus dem Quelle,
Sprächte: „trink! ich reiche dir
Noch einmal die beſte Welle!“

Sprächt' ich: „nein, ich trinke nicht.
Was vorüber, ſey verloren!
Was die Stunde bringt und bricht,
Werde nicht zurück beſchworen!“

Von dem Sturzbach, windverſtreut,
Tropfen mir ins Antlitz dringen;

Will mir die Vergangenheit
Meine Thränen wiederbringen?

Rausche, Zeit, vorbei, vorbei!
Deine Opfer hab' ſie alle!
Auch dein eigner Sterbeſchrei
Tönt mir zu im Waſſerfalle.

Ewiger Geiſt auf flücht'gen Land
Schau' ich feſt vom Felſenblocke,
Den ich meiſtre im Beſtand,
Wie Granit die Aſchenflocke.

Trüben dort ein Geier ſtreicht,
Hoch und ſtill mit wildem Lauern;
O wie dieſem Vogel gleicht
Um der Menſchheit Loos mein Trauern!

Rauhe Krallen führt mein Schmerz,
Scharfe Augen, raſch Gefieder,
Heißes Blut wie Geiers Herz,
Plötzlich ſtoßt er auf mich nieder.

Ringsum iſt die Welt verheert,
Alles öd und ſtill geworden,
Düſter ſchweigt, in ſich gekehrt,
Wer entronnen dieſem Morden.

Hundert Burgen ſanken hin,
Ungezählter Leichen Grüfte,
Mit der Menſchenaſche ziehn
Ueber's wüſte Feld die Lüfte. — —

Noch die Freiheit war es nicht;
Dunklen Gruß, verworrne Kunde

Brachte nur von ihrem Licht
Die vorausgeeilte Stunde;

Wie ein Bote liebend eilt,
Mit der Freudenpoſt zu kommen,
Und vor Ungeduld nicht weilt
Bis ihr Wort er ganz vernommen.

Ach! es war ein ſchöner Klang,
Dem die Welt ſo ſehnend lauſchte;
Wie ein himmliſcher Geſang,
Der im Schlachtgefild verrauſchte.

Manche, krank, ins tiefſte Mark,
Selbſt am ewigen Geiſt verzagen,
Andre haben, ſtill und ſtark,
Ihren Gott hindurchgetragen

Tiefer ſchmerzt, als das Geroll
Zeit und Tod zu meinen Füßen,
Daß ich nicht erleben ſoll,
Wie ſich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geiſt, der bald den Riß
Enden wird durch dieſe Hülle,
Lebt in Andern einſt gewiß
Seine Freiheit, Macht und Fülle."

Das Geſicht.

Am Crucifix das Lampenlicht
Beſcheint ſein ſterbend Angeſicht;
Durch's Fenſter weht die Luft herein
Und ſtört die Ruh' dem Ampelſchein,
Daß um die heilige Geſtalt
Unſteter Schein und Schatten wallt.

Und wie die Lichter ſich bewegen,
Scheint leiſe ſich das Bild zu regen:
Des Dulders letzte Miene bebt,
Mit einem Lächeln ſich zu ſchließen,

Das Auge bricht, die Thräne ſchwebt,
Des Blutes heil'ge Tropfen fließen.
Noch einmal hebt wie Athemzug
Die Bruſt, die ſo viel Liebe trug.

Am Chriſtusbild in ſtiller Nacht
Kniet Innocenz und betet laut;
Vielleicht ihm vor der Stille graut,
Seit er die Welt ſo ſtill gemacht?

Er blickt empor zum Gottesbilde,
Ihn ſchreckt die Liebe und die Milde,
Indem er ſeiner That gedenkt,
Wie blutig er die Welt gelenkt.

Er ragt ſo hoch und feſt am Tage,
Sein Wille ſtarrt ein Wall von Erz;

Nun wecken Nacht und Bild ſein Herz,
Er ruft an ſeinen Gott die Frage:
Herr! ſieh mich hold und gnädig an,
Laß meiner Bruſt den Muth nicht weichen.
Gib deines Beifalls mir ein Zeichen,
Daß ich der Welt ſo weh gethan!
O, nicke, daß du mir's geboten,
Daß dir willkommen meine Todten!

Im Thale von Gethſemane
Ergriff dein Herz ein banges Weh,
Hoch ſchlug es auf in Kampf und Qual,
Die Waſſer rauſchten durch das Thal
Und Bäche Blutes ließ ich fließen,
Die Todeswellen brauſend ſchießen
Durch jene unheilvollen Gründe,
Durch manche finſtre Schlucht der Sünde,

Wo du mit Feinden heiß gerungen,
Sie hätten ſonſt dein Reich bezwungen.
Mein Heiland! ſieh mich gnädig an!
Und winke: hab' ich recht gethan?"

Er ſtarrt dem Bild ins Angeſicht,
Da löſcht ein Falter ihm das Licht,
Und finſter iſt es um ihn her,
Und ſtill; er fragt das Bild nicht mehr.

Bald ſieht er andre Lichter ſteigen,
Und andre Kreuze ſich nicht bergen,
Die Flammen der Provence zeigen
Die Kreuze auf der Bruſt der Schergen.
Die Trümmer ſtürzen, Waffen raſſeln,
Und aus dem wilden Feuerprasſeln

Hört er verfluchen ſeinen Namen: —
Als ihn das Schreckgeſicht umbraust,
Nimmt er's Gewiſſen in die Fauſt
Und ſpricht gelaſſen: „Amen! Amen!“

Schlußgeſang.

Wofür ſie muthig alle Waffen ſchwangen,
Und ſingend in die Todesfeuer ſprangen,
Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
Ins Herz der Freiheit jedem Mißgeſchick?
War's Liebe für die heilige, erkannte,
Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem ſie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — doch ſoll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmuth überleben.

O ernſte Lieb' zur Freiheit, ſchönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu ſterben! —

Und bringt die Frage weiter in mein Lied,
Warum es nicht ſo wilden Graus vermied,
Warum es ruft nach jenes Gräuels Schatten,
Den die Geſchichte froh war zu beſtatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig ſingen,
Und gegen Todte Haß dem Herzen bringen?
Hat unſre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht Manchen, der da lebt, zu ſchlagen?

Doch weile auf der Vorwelt unſer Blick,
Die Vorwelt ſoll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zuſammenfühlen
In ein Geſchlecht, ein Leben, ein Geſchick.

Der Wandrer gibt dem Freund, der nach ihm ſchreitet,
Wo ſich der Scheideweg im Walde ſpreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er ſtreut ihm grüne Reiſer auf den Grund:
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihre Leichen.

Getheiltes Loos mit längſtentſchwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unſre Bruſt erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetiſch freuen,
Und Kampf und Schmerz, ſieglosen Tod nicht ſcheuen.
So wird dereinſt in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unſerm Leide fragen.

Woher der düſtre Unmuth unſrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerriſſenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung iſt ſchuld
An dieſer freudenarmen Ungeduld:

Herb iſt's, das langerſehnte Licht nicht ſchauen,
Zu Grabe gehn in ſeinem Morgengrauen.
Und müſſen wir vor Tag zu Aſche ſinken,
Mit heißen Wünſchen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von ſolchen, die uns heute kränken;
Doch vor den ſchwächern, ſpätgezeugten Kindern
Des Nachtgeiſts wird die ſcheue Furcht ſich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgeſtalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menſchheit Herz nicht ſtill gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt ſich nicht verſprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang ſich verhängen

Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten:
Den Albigenſern folgen die Huſſiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenſtreiter,
Die Stürmer der Baſtille, und ſo weiter.

Nicolaus Lenau's

dichterischer Nachlaß.

Nicolaus Lenau's

dichterischer Nachlaß.

Herausgegeben von

Anastasius Grün.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Durch den ausdrücklichen letztwilligen Wunsch des unsterblichen Dichters, meines unvergeßlichen Freundes, mit der Herausgabe seines jüngsten Dichterwerkes „Don Juan" betraut, habe ich mich dieser Aufgabe als einer theuren Freundes- und Ehrenpflicht mit der dem großen Todten schuldigen Pietät und gewissenhaftesten Sorgfalt, aber auch mit ernster Wehmuth unterzogen, welche durch die meinen Händen anvertrauten Blätter, deren jedes mir die Größe des erlittenen Verlustes fühlbar erneuerte, nur gesteigert werden mußte. Doch fand ich Stärkung

und Erhebung in dem Gedanken, daß der edle Mann und Dichter im Vorgefühle des Scheidens durch jenen Auftrag mir gleichsam nochmals die Hand gereicht hatte, um mir auch für den erschütterndsten Augenblick jene Stelle in der Nähe seines Herzens anzuweisen, nach der ich im Leben wie in der Kunst mit Liebe und Treue von jeher gestrebt hatte. Mag es dem Sterbenden einen großen Trost gewähren, seine letzten Hauche von bewährten Freunden bewacht zu wissen, größer doch ist das Maß der läuternden Weihe, die von dem letzten Schlummerkissen eines großen und reinen Menschen über Jene ausströmt, die es umstanden.

In der dramatischen Dichtung „Don Juan," durch welche die vorliegende Sammlung eröffnet wird, begegnen wir der letzten größern Arbeit, welche unsern Dichter unmittelbar vor der verhängnißvollen, erst so bestimmte

hellen, dann in unheilschweren Wendung seiner Lebensgeschicke beschäftigt hatte. Im „Don Juan" sollte die vor Jahren im „Faust" eingeschlagene Bahn Ergänzung und dichterischen Abschluß erhalten, die dort in dem Hauptcharakter verkörperte spiritualistische Dichtung sollte hier ihre sensualistischen Gegensätze finden, die beiden getrennten Hälften des Doppelwesens Faust-Don Juan sollten eben durch ihre Gegenüberstellung, wie die entgegengesetzten Hemisphären desselben Planetenballes, gegenseitig Zusammenhang, Rundung und Ganzheit gewinnen. Die wechselseitigen Beziehungen beider Werke sind unverkennbar und finden sowohl in deren stofflichem Inhalte wie in der eigenthümlichen weitumfassenden Lebensanschauung des Dichters ihre motivirende Erklärung. Was diesem bei seinem „Faust" gegönnt war, die Durcharbeitung und Ausführung seines Gegenstandes innerhalb

der ſelbſtgeſtellten Grenzen, ſcheint ihm bei „Don Juan“ leider verſagt geblieben: denn obſchon dieſe Dichtung in ihrer äußeren Handlung zu einem allenfalls genügenden Abſchluſſe gediehen iſt, ſo trägt ſie doch, ganz abgeſehen von den in der Handſchrift ſelbſt vorkommenden Kennzeichen, innere unverkennbare Merkmale an ſich, daß ſie in der uns zurückgelaſſenen Form von dem Dichter ſelbſt noch nicht als fertig und künſtleriſch vollendet angeſehen werden konnte. Wir finden die Erklärung dieſes ſcheinbaren Widerſpruches in der unſerem Dichter eigenen und gewöhnlichen Art, ſeine poetiſchen Stoffe zu behandeln, die er, nachdem vorläufig der Reichthum des Gegenſtandes bewältigt und in großartigen Umriſſen und Gruppirungen zum einheitlichen Bilde geordnet worden war, zuerſt nur in ihren hervorſtechenden Glanzſtellen und den ſeiner Begeiſterung näher

stehenden Lieblingspartien oft bis in die kleinsten Einzelheiten auszuführen liebte, während er erst später daran ging, die nöthigen Verbindungsglieder und vermittelnden Uebergänge und somit die künstlerische Harmonie des Ganzen herzustellen. Bevor Lenau bei seinem „Don Juan" an diese letzte Stufe seiner Arbeit gelangen konnte, war die Feder seiner Hand entsunken. Die dadurch zurückgebliebenen Lücken werden der kritischen Sonde des Lesers nicht entgehen; sie werden aber auch während des dankbaren Genusses so großer Schönheiten sein tiefes Bedauern erwecken, daß es dem Dichter selbst nicht mehr vergönnt war jene auszufüllen, diese zu ergänzen.

Was vorstehend über die partielle Unvollständigkeit des Gedichtes nur als Vermuthung ausgesprochen werden konnte, ist durch seither bekannt gewordene Aeußerungen

des Dichters selbst gegen näherstehende Freunde, namentlich in Bezug auf den Abschluß seiner Dichtung, zur feststehenden Gewißheit gediehen. Es sey hier zunächst der tiefeingehenden sinnvollen Andeutungen Berthold Auerbachs * dankbar und anerkennend erwähnt. Wenn der verehrte Berichterstatter über Renan's letzten Sommer die unvertilgbaren eisigen Schauer, denen der Held der Dichtung erliegt, als einen „wesentlich pathologischen Schluß" bezeichnet, muß man ihm wohl vollkommen beipflichten, ohne jedoch den bescheidenen Zweifel unterdrücken zu können, ob nach der ganzen Anlage des Gedichtes, wie dieses uns vorliegt, ein Schluß wesentlich anderer Art im Sinne des Dichters wohl denkbar

* Der letzte Sommer Renan's. Erinnerung und Betrachtung von Berth. Auerbach. Im „Deutschen Museum," herausgegeben von R. Prutz und W. Wolfsohn. 1851. 1. Heft.

ſey? Wenn Auerbach dem Dichter entgegenhielt, „Don Juan“ müßte vielmehr ethiſch an der Erkenntniß und Erfahrung untergehen, daß er, der Alles genießen zu können glaubte, wahre Frauenliebe nie genoſſen habe, da dieſe in höchſter Beglückung nur dem würde, der als Individuum wieder ein anderes ganz ſein nenne und wiſſe,“ ſo ſcheint es uns doch andererſeits höchſt bedeutſam, daß der Dichter ſelbſt ungeachtet des momentanen Wohlgefallens, das er anfänglich dieſer Idee abzugewinnen ſchien, ſehr bald wieder davon abkam und mannigfache Einwendungen dagegen vorzubringen hatte. Die in Vorſchlag gebrachte Wendung war übrigens kaum auf anderem Wege als durch die gründliche Umſchmelzung des ganzen Werkes erreichbar. Ob Lenau ſich je dazu aus eigener Ueberzeugung entſchloſſen hätte? ob gerade den Dichter der Skepſis jener Ausgang

endgültig befriedigen konnte? ob der freie selbstständige Geist, der trotz des ihm sonst so wohlthuenden Einflusses seiner würdigen Frauenumgebung, deren entschiedener Abneigung gegen diese Dichtung so unbeugsam widerstanden hatte, als sie weitgreifende Dichterpläne auf das Maß des Conventionellen zurückführen wollte? ob dieser unabhängige Geist auf seinen Eroberungszügen vor der Beglückungsschranke eines für ihn vielleicht auch nur ethisch Conventionellen — man erlaube den Ausdruck — befriedigt stille gestanden wäre? ob er endlich vielleicht unter den Einwirkungen jenes, durch eine liebreich bewältigende Persönlichkeit verstärkten Frauenkreises zu dem erwähnten Umgusse seiner Schöpfung oder gar zu dem gänzlichen Fallenlassen des perhorrescirten Stoffes veranlaßt worden wäre? — diese Fragen sind durch die finstern Schicksalslose unseres Freundes zu

unlösbaren geworden, wenn gleich deren Anregung keine ganz müßige seyn dürfte. Jedenfalls aber läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß Lenau in den letzten Augenblicken seines lichten Daseyns über Beibehaltung oder Abänderung des Schlusses seiner Dichtung mit sich selbst noch nicht völlig ins Reine gekommen war. Mag immerhin in dieser Beziehung der versöhnige Gedichtschluß als ein, vielleicht nur „provisorisches Nothdach" gelten, so wird doch das cyklopische Mauerwerk seines mächtigen Unterbaues, als Zeuge einer gewaltigen Kraft und ungewöhnlichen Kühnheit, noch die spätesten Beschauer mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen müssen.

Mehrseitig lautgewordenen Wünschen entsprechend sind in diesem Bande an die größere Dichtung „Don Juan" auch die im Nachlasse des Dichters vorgefundenen kleineren Gedichte, meist lyrisch-epischer Gattung,

angereiht worden. Vielleicht hat manches hier seine Stelle gefunden, das der gegen sich selbst so strenge Dichter der Oeffentlichkeit vorenthalten hätte. Der Sammler von Reliquien darf nicht ausschließlich nur den künstlerischen, er muß auch den biographischen Werth des Aufgefundenen ins Auge fassen. Es galt ja hier nicht nur der Kritik, sondern auch der Liebe, die kein Pfand der Erinnerung verwirft, Genüge zu thun. Die unverbrüchliche Achtung vor dem Willen des Dichters wies auch hier die einzuhaltenden Schranken: es durfte daher nichts aufgenommen werden, dem er selbst das bisweilen allzustrenge Verwerfungsurtheil gesprochen hatte; in diesem Sinne mußte einiges in den neueren Auflagen der Gedichtsammlung Weggebliebene, so nahe die Versuchung zur Wiederaufnahme lag, auch hier ausgeschlossen bleiben. — Das Bruchstück „Helena", in

welchem uns der Versuch dramatischer Behandlung einer bekannten bereits mehrfach bearbeiteten Sage vorliegt, gehört wohl in die früheste Dichterperiode Lenau's, welcher dasselbe schon im Winter 1830 auf 1831 seinem Schwestermanne A. F. Schurz, dem wir dessen Mittheilung verdanken, übergeben hatte. Die vorliegende erste Scene scheint auch die einzige und daher unveröffentlicht geblieben zu seyn. In den lyrisch-epischen Gedichten der letzten Abtheilung dagegen läuft der theure Faden, an welchen die Lenau'sche Muse so kostbare Perlen angereiht hat, bis unmittelbar in die trostlosen Tage, welche jenen so grausam zerrissen; namentlich bezeichnen die beiden Schlußstücke der Sammlung den letzten schöpferischen Lebensabschnitt des Dichters. Das tiefpoetische Lied „Blick in den Strom" (Seite 200) in Geist und Gemüth empfangen am 15. September

1844, als Lenau auf einem von Wien gen Linz fahrenden Donaudampfschiffe seine Brautreise angetreten hatte, wurde in Stuttgart am 25. September 1844, mithin wenige Tage vor seiner unheilbaren Erkrankung, für eine Freundin in Wien niedergeschrieben. „Eitel nichts!" (Seite 198) entstand am 18. September 1844, als Lenau spät in der Nacht auf dem rollenden Eilwagen zwischen Zernolding und München, körperlich sehr erschöpft dahinfuhr, gleichsam zum Versuche, ob er unter so ungünstigen Umständen noch zu dichten vermöge. Dieses Gedicht wurde von dem bereits tief erkrankten Dichter am 29. November 1844 in seiner Zelle zu Winnenthal seinem geliebten Justinus Kerner, der von Weinsberg ihn zu besuchen gekommen war, dann seinem Arzt und Freunde Hofrath Zeller, der es ihm sogleich nachschrieb, und endlich seinem von Wien herbeigeeilten

Schwestermanne A. L. Schurz, von dem diese Angaben herrühren,* mit aller bekannten Vortrefflichkeit des Vortrages mitgetheilt. Diese beiden Gedichte gemahnen uns jetzt wie granitene Denksteine, mit denen der Genius des Dichters dessen letzte Pfade hienieden bezeichnen wollte.

Es mag vielleicht unnöthig erscheinen, die ausdrückliche Versicherung beizufügen, daß die in diesem Bande veröffentlichten Dichtungen, wie es schon die tiefe Verehrung für den Dichter mit sich brachte, genau in der Form und Fassung wiedergegeben sind, in welcher sie von ihm zurückgelassen wurden. Willkürliche

* Es diene hier zur vorläufigen Kenntnißnahme, daß wir aus der Feder des Letztgenannten demnächst das sorgfältig ausgeführte Lebensbild des ihm persönlich so nahe gestandenen Dichters zu erwarten haben.

Weglaſſungen und eigenmächtige Zuſätze ſind mit gleich ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit vermieden worden. Bei Varianten, deren übrigens nur zwei in der Handſchrift vorkamen, ſowie bei den wenigen im Texte vorfindigen Lücken, die ſich auf einzelne fehlende Worte beſchränken, wurde die Entſcheidung und beziehungsweiſe die Ergänzung möglichſt im Sinne und Geiſte des Dichters vorgenommen. Nur einmal in der Scenenfolge des „Don Juan" erlaubte ſich der Herausgeber, durch innere unabweisliche Gründe veranlaßt, eine tiefer greifende Aenderung: es galt nämlich einer Scene, welche mit Rückſicht auf die jetzige Geſtalt der Dichtung offenbar am ungehörigen Orte eingereiht ſchien, — vielleicht nur durch einen Zufall, der die einzelnen nicht gehefteten, je eine ganze Scene enthaltenden Blätter verwechſelt haben mochte, — jene geeignetere Stelle aufzufinden,

die ihr in der Gliederung des Ganzen organisch angewiesen war. Der Herausgeber wird diese Aenderung für vollkommen gerechtfertigt halten dürfen, wenn deren Auffindung, wie er hofft, auch dem Scharfblicke der Kritik nicht gelingen sollte.

Reichhaltiger an Umfang, als es von einem so gefeierten Dichter der Neuzeit zu erwarten stand, deren wenigen die drängende Ungeduld der Lesewelt, so wie das eigene Gefühl des innigen Zusammenhanges mit der nächsten Gegenwart es erlaubt, das Horazische Neunjahr auch nur annäherungsweise zu berücksichtigen, umfaßt der Nachlaß unseres Freundes so vielfältige Proben seiner dichterischen Begabung, es finden sich darin fast alle Zeitperioden und Dichtungsformen, in welchen sich diese bewährt hat, so mannigfach und glänzend vertreten, daß, hätte der Dichter auch sonst

nichts geschrieben, das Vorliegende allein genügen könnte zur kritischen Würdigung seiner Dichtergröße und zur genauen Zeichnung seines Dichterbildes in vollkommener Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit jenem Gemälde, das gewiegte Kunstrichter uns aus seinen übrigen Werken entworfen haben. So führt dieser Nachlaß uns Ueberlebenden die gliederreiche Reihe dichterischer Thaten des Dahingeschiedenen, wie bei einem ernsten Todtengerichte der Alten, noch einmal vor das Auge, daß wir den Mann und Dichter in seiner ganzen Würde und bedeutsamen Eigenthümlichkeit noch einmal an uns vorüberschreiten sehen und den tief erschütternden, aber auch erhebenden Ernst dieser Erscheinung verstehen lernen. In unsere Todtenklage darf sich das Gefühl der Befriedigung mengen, daß die edle Kämpfergestalt, indem sie unserm sinnlichen Auge entrückt wurde, vor

unſerem geiſtigen Blicke in ihrer reinen Erhabenheit ſtehen blieb, aufrecht, das leuchtende Schwert noch erhoben, Siegesgewißheit im wahrheitdurſtigen Auge und den erſten noch ungetrübten Wiederſchein der anbrechenden Morgenröthe auf dem blanken makelreinen Schilde: — wir ſind beruhigt, daß es uns erſpart blieb, ſie ſpäter vielleicht gebeugt von Mißmuth und Trauer über den ſo ſchnell vereitelten Sieg, mit unwillig geſenktem oder gar mit zerbrochenem Schwerte zu ſehen in den Tagen einer unerquicklichen Waffenruhe, die kein Frieden iſt.

Und ſo ſey der deutſchen Nation das in dieſem Bande niedergelegte poetiſche Vermächtniß eines ihrer mächtigſten und edelſten Geiſter zu liebevoller Aufnahme und ſchützender Pflege, ihrer ſelbſt und des großen Dichters würdig, liebevoll übergeben. Mir aber iſt es,

indem ich die folgenden Blätter ſchließe, als ob ich im letzten Liebesdienſte dem theuren Todten die Augen zu ewigen Schlummer zudrückte. Wer je einen Blick in dieſe gethan oder aus ihnen empfangen, weiß es, welch treue und wahre, welch reine, freie und große Seele einſt aus ihnen geleuchtet.

Im Januar 1851.

Der Herausgeber.

Inhalt

Seite

Don Juan, ein dramatisches Gedicht . . . 1

Helena, dramatisches Bruchstück . . . 101

Gedichte

Protest . . . 117

Des Teufels Lied vom Aristokraten . . . 119

Das Gespenst . . . 122

Zuruf . . . 126

Die Arbeiten . . . 131

Schade! . . . 137

Uebermuth . . . 138

Ein offner Wald . . . 141

Tanz auch! . . . 142

Ein Recensent . . . 143

Einem Dichter . . . 145

Gebildete Sprache . . . 147

Seite

Der Rekrut 149

Der Küraß 151

Die Rache 158

Der Unhold 163

Die bezaubernde Stelle 165

Der ſtille See 166

In einer Schlucht. 1. 2. . . . . 167—169

Einem Wanderer 170

Ein Heimathbrunder 172

Nie zurück! 173

Der Ringerhut 175

Einklang 177

Ein Epigramm 178

In der Neujahrsnacht 1839—1840 179

Zum Jubelfeſte des Erzherzogs Karl 183

Mit meinen Gedichten 195

Sonne 197

Eitel nichts! 198

Blick in den Strom 200

Don Juan.

Ein dramatisches Gedicht.

Don Juan und Don Diego, ſein Bruder.

Don Juan.

Willkommen, Bruder, in der Königsſtadt!
So willſt du auch, der Studien endlich ſatt,
Freilaſſend dein verhaltnes Jugendfeuer,
Hier ſuchen heitre Liebesabenteuer?

Diego.

Der Vater ſandte mich, daß ich dich frage,
Wie du hier lebeſt deine Jugendtage,
Die flüchtigen, die nie zurück dir kehren,
Ob du ſie nützeſt dir zu Ruhm und Ehren?

Don Juan

(lachend)

Spion und Prediger?! ich will mich fügen:
Daß du die Reise nicht umsonst gethan,
Magst du mir folgen als mein Feldkaplan
Auf meinen lustigen Eroberungszügen.

Diego.

Laß, Bruder, uns das erste Wiedersehen
In eitlen Possen nicht vorübergehen.
O Liebling meines Vaters, sey kein Thor!
Sprich ein erfreulich Wort, was hast du vor?

Don Juan.

Den Zauberkreis, den unermeßlich weiten,
Den vielfach reizend schönen Weiblichkeiten
Möcht' ich durchziehn im Sturme des Genusses,
Am Mund der Letzten sterben eines Kusses.

O Freund, durch alle Räume möcht' ich fliegen,
Wo eine Schönheit blüht, hinknie'n vor Jede,
Und, wär's auch nur für Augenblicke, siegen.
Ja, mit den Zeiten selbst leb' ich in Fehde.
Wenn ich ein schönes Mädchenkind erblicke,
So muß ich grollen dem Geschicke,
Daß ich und sie nicht wurden Zeitgenossen;
Ich bin ein Greis, bis ihre Blüth' erschlossen.
Und schau' ich eine stattliche Matrone,
Von der noch jetzt entzückte Alte sagen:
„Einst war sie reizend, aller Schönheit Krone!"
So möcht' ich wandeln in vergangnen Tagen.
Zusammenwerfen möcht' ich Raum und Zeit,
Die Leidenschaft ist wild und überschwänglich;
Weil sie der Durst verzehrt nach Ewigkeit,
Drum fehlt ihr sie so flüchtig und vergänglich.
Zuweilen auch ist seltsam mir zu Muth,

Als wäre, was mir durch die Adern zieht,
Entfremdet einem höheren Gebiet,
Ein Geist verirrt, verschlagen in mein Blut:
Ein Ferge, der im Strom des Blutes treibt,
Und nirgendwo an einer Stelle bleibt,
Der nie gewinnt den Frieden fester Landung,
Weil ihm entsank sein Ruder in die Brandung.
Hinwiederum verzaubert er mein Blut,
Daß jeder Tropfen pocht in trunkner Wuth:
Es fühlt der Geist, der Alles will umfassen,
Im Einzlen sich verkerkert und verlassen:
Er ist es, der mich ewig dürsten heißt,
Und mich von Weib zu Weib verderblich reißt.
Die schönste Frau entzückt mich ohne Dauer,
Der Reize tiefster, bald erschöpfter Brunnen
Verweist den Durst hinweg nach neuen Wonnen,
Besitz erzeugt mir Leere, öde Trauer.

Diego

Wohin verirrt der Blick sich deiner Sünden!
Kannst du auch nur Ein edles Weib erfinden?
Ein ewiges Gesetz, den Frevel richtend,
Gebeut: willst du dem Ehrenlose bestehen,
Musst du geschlossnen Auges und verzichtend
An manchem Paradies vorübergehen.

Don Juan

Ein anderes Gesetz meint' ich zu hören,
Es heißt mich meiner Manneskraft vertrauen,
Und sprengen kühn des Edens feste Thüren,
Den Cherub an der Pforte niederhauen.

Diego

O Thor! dir droht die bitterste Verarmung:

Ein Bettler wirft du in den Abgrund ſchwanken,
Der Gott der Freuden iſt ein Gott der Schranken,
Dies lehrt dich ja die Feſſel der Umarmung.

Don Juan

Das war ad **hominem**, doch ſchief gezielt:
Es trifft den Leib, die Seele trifft es nicht:
Auch Reinlichkeit iſt eines Weiſen Pflicht,
Du aber, Freund, philoſophirſt in Zoten.

Diego.

Das eben iſt das Falſche und das Scheele,
Daß ſich in einer lüderlichen Seele
Ihr höchſtes Gut entadelt und entweiht,
Denn all ihr Thun iſt ſchnöder Widerſtreit.

Don Juan.

Schont' ich in dir den Bruder nicht, den treuen,
Die herbe Rede sollte dich gereuen.

Diego.

Wärst du vom Vater mir nicht anbefohlen,
Sprächt' ich vielleicht: mag ihn der Teufel holen!

Don Juan.

Du mußt an meine Weise dich gewöhnen.
Ich fliehe Ueberdruß und Lustermattung,
Erhalte frisch im Dienste mich des Schönen,
Die Einzle kränkend, schwärm' ich für die Gattung.
Der Odem einer Frau, heut Frühlingsduft,
Drückt morgen mich vielleicht wie Kerkerluft.
Wenn wechselnd ich mit meiner Liebe wandre

Im weiten Kreis der schönen Frauen,
Ist meine Lieb' an jeder eine andre:
Nicht aus Ruinen will ich Tempel bauen.
Ja! Leidenschaft ist immer nur die neue:
Sie läßt sich nicht von der zu jener bringen,
Sie kann nur sterben hier, dort neu entspringen,
Und kennt sie sich, so weiß sie nichts von Reue.
Wie jede Schönheit einzig in der Welt,
So ist es auch die Lieb', der sie gefällt.
Hinaus und fort nach immer neuen Siegen,
So lang der Jugend Feuerpulse fliegen!

Diego

So lang sie fliegen! — wenn sie schleichen werden?
Hast du denn eine Jugend nur auf Erden?
Wenn du es noch ein Weilchen so getrieben,
Glaubst du, die Zeche ward nicht aufgeschrieben?

Wie wird am Zahlungstag zu Muth dir sein?
Meinst du, man zahlt nach lustigen Gelagen
Die Gläser nur, die man dem Wirth zerschlagen,
Und die gebrochnen Herzen gehen drein?

Don Juan

Die Gläser und die Herzen, alle Zechen
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen:
Mein letzter Hauch ist Sühnung und Entzelt,
Denn er verweht mich selbst, und mir die Welt.

Don Juan und Marcello reiten durch einen Wald, hinter ihnen zwölf Mädchen als Pagen verkleidet.

Marcello.

Wie reitet sich's durch einen Wald so traut,
Wenn nur die Wipfel noch von Sonne wissen,
Nur noch zuweilen eines Vogels Laut
Verhallt in ahnungsvollen Finsternissen.
Das Auge kann kein Thier des Walds erkunden,
Ein Eichhorn nur erblickt' ich in den Zweigen,
Es kam behend und still und ist verschwunden,
Die Einsamkeit des Waldes uns zu zeigen.
Und doch, hier lebt des Lebens welche Fülle!
Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathen,

Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und aufwärts grünen seine stillen Thaten.
Die Wurzel hebt aus selbstgegrabnen Schachten
Das Mark des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern: doch wo ist das Herz?

Don Juan.

Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
Der Born, worein sie sterbend alle münden,
Der Gott der Neigung ist's, der Herr der Welt,
Die er, nie satt, in seinen Armen hält.
Nie wird in langer Brautnacht Weltgeschichte,
Des Gottes Kraft, des Weibes Reiz zu nichte:
Des Lebens Jubeln — ist sein Wonnestöhnen,
Wenn seine Küsse brennen auf der Schönen
Und ihre Blicke heiß die Nacht durchschimmern;

Des Todes Schmerz — der Braut jungfräulich Wimmern.

Wenn ich des Veilchens Blume mir gebrochen,

War ich sein Hauch und seines Herzens Pochen.

Sieh hier das Kloster, ringe vom Wald umschlossen,

Dies Glöcklein ruft zur Hora die Genossen.

Schon ist der Psalmen düstrer Klang zu hören;

Hörst du den wilden Hirsch im Walde röhren?

Wie mag den armen Menschen sein zu Muth,

Wenn der Naturschrei weckt verhaltne Gluth?

O finstrer Wahnsinn! blutendes Entsagen,

Wo rings des Gottes warme Pulse schlagen!

(Zu den Mädchen.)

Ihr Dirnen, seyd des Schwankes nun gewärtig.

Ihr folgt in's Kloster mir als mein Geleite,

In Pagenkleidern, knapp geschnürt und kürtig,

Das Haar im Wulst, den Degen an der Seite.

Laßt eurem Aufzug gleichen Blick und Werke,

Und reitet männlich sittig durch die Pforte.
Erst, wenn wir mit den Mönchen Tafel halten,
Und ich zum Zeichen in die Laute greife,
Dann hat der Schwank zum Ausbruch seine Reife,
Ihr mögt allmählig, was ihr seyd, entfalten.
Wie will ich mich gaudiren an den Pfaffen,
Wenn sie erliegen euren süßen Waffen,
Wenn scherzend ihr Gelübde treibt zu paaren,
Daß helle Flammen aus den Kutten fahren,
Und in des Klosters Taumeln zum Ergetzen
Streng tobt des Abts ohnmächtiges Entsetzen.

Im Refectorium des Klosters sitzen an der Tafel **Don Juan**, **Marcello** und die **Mönche**, je neben einer Flasche der **Prior** ist noch abwesend

Ein Mönch

Miserere Domine!
Mich verwirrt des Mägdleins Näh'

Zweiter Mönch

Satan in Gestalt des Weibes,
Apage! und heb von hinnen
Mir den Irrwisch deines Leibes!
Wehe, wehe, meinen Zinnen!

Don Juan.

Mönch, du betest, willst du scheinen,
Doch die Blicke, unvergessen,
Irren seitwärts unterdessen
Nach dem Busen dieser Kleinen.

Dritter Mönch.

Ich entspringe dem Verliese,
Fahret wohl, ihr dürren Zedernen,
Nebelhafte Paradiese!
Will das beste Weib mir nehmen.

(Er küßt sie.)

Eine Dirne.

Traum! mit nichten zu verachten
Dünkt mir so ein Klosterinnres;

Luſtberedt iſt ſeine Zunge,
Innig feurig iſt ſein Schmachten.

Don Juan

Ja! geübt ſind dieſe Helden
In Entzückung und Extaſen,
Weil ſie oft andächtig raſen
Vor den heiligen Gemälden.
Doppelt feurig brennt die Gluth,
Wenn ſie wird in freyen Tagen
Auf ein Bildniß übertragen,
Das da lebt in Fleiſch und Blut.

Vierter Mönch

O was war der Papſt Gregor
Für ein grauſamlicher Thor!

Fünfter Mönch

O was war Gregor der siebte
Für ein Narr, daß er nicht liebte!

(Küßt die Dirne.)

Sechster Mönch

Cölibat, das Ungeheuer,
Liegt bei uns in düstrer Zelle:
Weib, ich freie dich zur Stelle,
Auf geht mein Gelübd' in Feuer.

(Küßt sie.)

Der Prior

(in der Thür stehend)

Sündenpest, Gestank der Hölle!
O daß Gottes Zorn in Wettern

Strommeis auf euch niederquölle,
Euch Verruchte zu zerschmettern!
Hündisch geile Simenknechte!
Gott, bewaffne meine Rechte!
Laß vom Baum mich deiner Ehren
Diese Brut herunterkehren,
Böse Würmer, ekle Raupen;
Gib mir deine Flammenstaupen!

Don Juan
(lachend)

Herr, dein Aufruf wird zu Schanden:
Dein Flagellum nimm zu Handen!
Sieh, schon leer ist manche Stelle,
Der und Jener ist entwichen,
Hat sich still davongeschlichen
Mit der Dirne in die Zelle.

Der Prior

(hinausrufend)

Waffen hol' ich meinem Herrn;

Seliger Stier, mit deinem Horne!

Don Juan

(zu Marcelle)

Berathen iſt der Schwank, er möge reifen,

Die Nacht iſt hell, komm, laß uns weiter ſtreifen.

(Sie treten ab.)

Der Prior

(zurückkehrend)

Veer das Refectorium,

Alle Zellen feſt verſchließen,

Ueber Gottes Heiligthum

Iſt die Schande ausgegoſſen.
Weh! gebrandmarkt ewiglich
Iſt mein Kloſter, bin auch ich.
Während ich hier klagend ſteh',
Buhlt es rings in meiner Näh,
Greift der Gräuel immer weiter.
Horch, die Angeln hör' ich krachen,
Durch die Pforte jagen Reiter,
Hu! die Dirnen hör' ich lachen!
Rüttle, Wuth, an meinen Sinnen,
Daß ich todt hinſtürzen muß,
Oder gib mir den Entſchluß,
Gleich mein Strafamt zu beginnen!
Nun wohlan! wohlan, Geſellen!
Habt verriegelt ihr die Zellen
Drinnen mir, will ich dafür
Draußen ſperren euch die Thür.

Na! verriegelt nur die Helle!
Bald sollt ihr noch anders brennen!
Feuer leg' ich in die Tennen
Und an jede Zunderstelle.
Fortgetilgt von Gottes Erden
Sollen seine Schänder werden.
Ich, zum Prior auserkoren,
Will mit ihnen seyn verloren.
Ich vollbring's zu deiner Ehre,
Jesu Christe, miserere!

(Er taucht das Kleid an.)

Der Wald, wo das Kloſter geſtanden

Don Juan

(zu Marcelle)

Das Feuerglöcklein hat nun ausgegreint —
Das Kloſter liegt in Aſche, Alles ſtill; —
Das ging zu weit, ſo hab' ichs nicht gemeint.
Wer Böſes thut, thut mehr ſtets als er will,
Weil eine Schaar von boshaft dunkeln Mächten
Schon lauert, ihre Hände drein zu flechten.
Wie mag der Brand im Kloſter ſeyn entſtanden?
Ob rettungslos den Tod ſie alle fanden?

Marcello.

Die Mönche mit den Dirnen sind entsprungen,
Den Abt zu finden ist noch nicht gelungen.

Don Juan.

Unheimlich schier ist nur des Waldes Schweigen;
Kein Rascheln auch, es rauft schier aus den Zweigen:
„Ein böser Streich!" Ich eilte gern von hinnen,
Doch fesselt mich's, der Unthat nachzusinnen.

Marcello.

Wie traurig liegt der schwarze Trümmerhaufen!
Hier sahn wir jüngst ein muntres Mädlein laufen,
Nun aber schleicht das sonst so helle, rasche,
Sich trüb und traurig hierum durch die Asche.

Don Juan.

Das Glöcklein ſchweigt; doch mächtig tönt das Röhren
Des Hirſches, nun faſt ſchauerlich zu hören.

(Sie reiten fort.)

Garten des Grafen Prospero.

Don Juan und Maria.

Don Juan.

Mich wundert's, wunderſchönſte aller Frauen,
In einem ſchönen Garten Euch zu ſchauen.

Maria

(ſcherzend)

Mich wundert's, Herr, lehrt Euch nicht meine Stelle,
Wie gerne Gleiches Gleichem ſich geſelle.

Don Juan.

Die Roſen müßten ſchaudern und erbleichen,
Und welk von jedem Strauch die Blätter weichen,
Sobald Ihr, ſchönſte Dame, nahe heran,
Verſtünde die Natur, was ſie gethan.
Nachdem ihr dieſes Götterbild entſtand,
Wie mag ſie noch mit Niedrem ſich befaſſen,
Wie mag ſie nicht die ſchöpferiſche Hand
Von Blum und Blatt verdroſſen ſinken laſſen?

Maria

(ungläubig lächelnd).

Bin ich die ſchönſte wirklich aller Damen,
Sey der Natur gedankt für ſchönen Rahmen.
Mich freut es, wenn inmitten all des Schönen
Der hohe Preis der Schönheit mich ſoll krönen.

Don Juan.

Natur iſt blöd und ſtumpf, ſonſt könnte nicht
Der Abendwind an Eurem Angeſicht
So unbezaubert ſchnell vorüberſtreifen;
Euch würden dieſe Zweige ſonſt ergreifen,
Wie mich hinzieht ein namenlos Entzücken,
Euch Kuß und Seele auf die Hand zu drücken.

Maria

(zurücktretend)

Ihr fandet mich in dieſer Blumen Mitte
Einſam; ſo mögen Euch die Blumen lehren
Und mahnen Euch der ritterlichen Sitte,
Mit mir nur wie mit Blumen zu verkehren.

Don Juan.

Ihr habt an dieſe Blumen mich verwieſen,

So wähl' ich meinen Anwalt unter diesen:
Ei! Rose, sprich: beherrschest du dein Drängen,
Den Duft des Herzens in die Luft zu sprengen?
O Dame, neigt zur Ros' Euch, athmet ein
In Eure Brust der Blume süßes „Nein"!
Wie wär' es wohl, wenn dort die Frühlingssonne,
Die jedes Leben zwingt zu Lust und Wonne,
Wenn sie zugleich dem trunknen Frühlingsreigen
Geböte streng, zu starren und zu schweigen?

Maria.

Don Juan, mein Vater naht mit schnellem Schritt
Vom Schlosse her; nehmt dies zur Antwort mit:
In Eurer Rede, die so schmeichelnd flutet,
Hat mich's wie Frühlingsfächeln angemuthet.

(Don Juan entfernt sich.)

Prospero und Maria.

Prospero.

Die anberaumten Tage sind verflossen,
Du hattest Zeit, das Glück zu überlegen,
Und Muße zu beherzigen den Segen,
Den dir der Himmel beut: bist du entschlossen?

Maria.

Ach, Vater, Alles hab' ich ernst bedacht
Zu jeder Stund des Tages und der Nacht,
Doch unbesiegbar ist des Herzens Bangen

Vor dieſem Bündniß, reich an Glanz und Ehren;
Was frommt es, wenn die ungeſtillten Zähren
In goldnen Schalen werden aufgefangen?

Prospero.

Es iſt der Mann, für den ich dich beſtimmt,
Zu gut, als daß er Thränen dir entpreſſe;
Und trocknen wird die Zeit die eitle Näſſe
Des Auges, das in Schwärmereien ſchwimmt.

Maria.

Er wandelt ſchon im Niedergang des Lebens
Und ſchaut der Abendſonne kühle Neige,
Ich wandle noch die hellen Morgenſteige,
Den gleichen Schritt verſuchten wir vergebens.
Wie Morgenröthe mit dem Abendrothe

Am Himmel nicht zuſammen will erſcheinen,
So ſoll auf Erden nach Naturgebote
Die Jugend nicht dem Alter ſich vereinen.
So ſprach die Ana mir, ſie ruh' in Frieden,
Die Freundin, die zu früh von mir geſchieden.
Der Herzog ſtrahlt im Ruhme großer Thaten,
Die auf dem Weg ihm Luſt und Lieb' zertraten:
Er hat ein reiches Leben durchgerungen,
Und iſt verödet von Erinnerungen.
Worauf ich ſehnend hoff', er kann es miſſen,
Er hat es längſt von ſeiner Bruſt geriſſen.
Noch klingt ein Sprüchlein mahnend mir ins Ohr,
Das mir die Ana gerne ſagte vor:
„Wenn Hoffnung und Gedächtniß ſich umfangen,
So welken bald der Hoffnung rothe Wangen."
Zu wenig iſt für meinen Jugendtraum,
Zu wenig iſt für meiner Seele Muth,

Was er vertrauen will in meine Hut,
Es iſt nur ſeines Lebens goldner Saum.

Prospero.

O thöricht Kind! dein Irrſinn muß ſich wenden:
Ja, Träume ſinds, — du haſt es ſelbſt geſprochen,
Wie Schaumesperlen leicht und bald zerbrechen,
An welche du die Zukunft willſt verpfänden.
Der Herzog iſt wohl ernſt, doch milder Sitten,
Hat Ruhm und Glanz im Leben ſich erſtritten,
Für reiche Habe ſorgten ſeine Ahnen,
Denn Sieg und Segen ſtand zu ihren Fahnen
Mein Kind! die Erdengüter achten lerne,
Nicht glaube, daß dem Geiſt ſie fremd und ferne:
Die höchſte Sehnſucht ſollen ſie nicht ſtillen,
Doch dienen unſrer Seele als Organ,
Ein andrer Leib, womit ſie angethan,

Belebt, beseelt, beherrscht von ihrem Willen.
Wie Göttliches dem Menschen sich gesellt,
So soll durch uns Mensch werden diese Welt.
Die edelste, die reinste auch der Seelen
Wird freudiger und freier sich entfalten,
Wenn Raum ihr ward zu wirken und zu walten;
Mein Kind, du wirst dem Herzog dich vermählen!

Maskenball.

Don Juan.

Komm, theure Maske, niemand ſtört uns hier,
Enthülle deinen Anblick mir;
Die Larve fort! ſie hat genug geſündigt,
Verhüllend mir dein ſchönes Angeſicht,
Das jedes deiner Glieder ſüß verſpricht,
Und jegliche Bewegung hold verkündigt.
Ich ſah entzückt hingleiten deinen Gang,
Den Arme Spiel, ich ſah dein leichtes Nicken,
Geberden, dich zu allen Augenblicken
Umſchwebend, wie ein ſüßer Lobgeſang

So kann nur volle Schönheit sich bewegen,
Enthüll' dem Auge deinen ganzen Segen.

Die Dame

(sich enthüllend)

Und kann mein Antlitz nicht dein Auge segnen,
Dann sah ich keine zum Unheil mir begegnen.

Don Juan.

O himmlische Gestalt! dich muß ich lieben.

Dame.

Du bist Don Juan, der Zauber wird zerstieben.

Don Juan.

Du kennst mich? nun, bist du so groß wie schön,
So helf' mir auf des Glückes Spielbein.

Dame.

Die Kunde nennt ſo manche ſchöne Dame,
Von dir geliebt, und daß ſie ſtarb vor Gram.
Daß um dich Schönen weht ein Todesgrauen,
Macht dich vielleicht gefährlicher den Frauen.

Don Juan.

O nenne deinen Namen mir geſchwind,
So lang wir noch hier ohne Störer ſind.

Dame.

Des Grafen Wittwe, eine Villa
Bewohn' ich eine Stunde vor Sevilla.

Don Juan.

Dem Meer der Liebe ohne Schwur und Brief

Vertrau' dich kühn, frag nicht, wie groß? wie tief?
Der Liebe frommt ein ahnendes Verzagen,
Ihr frommt ein heimliches Sichselbstbeweinen,
Noch süßer werden Lippen sich vereinen,
Die noch berechtigt sind: Leb' wohl! zu sagen.

Dame.

Von welchen Zaubermächten ausgerüstet,
Bist du, o wunderbar gewalt'ger Mann,
Daß ich dem Abgrund nicht entrinnen kann,
Den du mir zeigst, daß mich's hinab gelüstet?

(Entfernt sich.)

Zweite Maske.

Ei, schöner Ritter, gut daß ich dich fand:
Schon lange wollt' ich dir dies Röslein bringen,

Zu ſpät nun iſts, es welkt' in meiner Hand;
Du aber biſt kein Freund von welken Dingen.

Don Juan.

O gib! ſie welkte nicht, ihr friſcher Duft
Erquickt die Bruſt in dieſer ſchwülen Luft;
O ſprich! und gib der ſtummen Blume auch
Den ſüßen Schall zu ihrem Frühlingshauch.

Mosko.

Das Röslein wuchs an einem ſtillen Orte;
Dort ruht ein Herz, weil's glaubte deinem Worte.

Don Juan.

Du ſollteſt Rosenduft in Worte bringen,
Und läſſeſt ſcherzend mir die Dornen klingen.
Auf zarte Bitte kam ein rauher Stich;

Nun mach es wieder gut, enthülle dich!
Du kannst mit deinem Angesicht, dem schönen,
Wohl größres Leid, als solchen Scherz versöhnen.

Maske.

Mein Scherz, dein Liebchen starb vor wenig Tagen,
Sie bat mich, dir noch einen Gruß zu sagen.
Vergeben hat sie dir den Bruch der Treue,
Der ihr zugleich das weiche Herz gebrochen,
Ihr letztes Wort hat noch den Wunsch gesprochen,
Mit ihr begraben werde deine Reue.
Ich sah sie betend noch die Hände falten,
Vielleicht hat Kummer ihr das Herz erdrückt,
Daß sie nicht war so schön und reich geschmückt,
Um dich in ihren Armen festzuhalten.

Don Juan und Clara.

Don Juan.

So lieb' ich dich und deinen Zauberkuß,
Daß ſich mein Herz nach Treue ſehnen muß:
Es ſchrickt mein Herz zuſammen und erzittert,
Wenn es von ferne ſeinen Treubruch wittert.
Wahnſinnig ſeyn und träumend immer meinen,
Daß meine Lippen brennen auf den deinen,
Wie möcht' ich das! wie gerne möcht' ich ſeyn
Die Luft, die deine Bruſt ſtill athmet ein!
Ach! glichen meine Pulſe doch den Wellen,

Die badend um den Götterleib die quellen,
Die kosend um die schönen Glieder kreisen,
Und süßbetäubt durch sie hinunterreisen!
Wär' ich der Lichtstrahl, der aus Abendgluth,
Bis er hinstirbt, auf deinem Antlitz ruht,
Das Mondlicht, das die Frühlingsnacht belebrt,
Wie schön du bist, und sich an dir verklärt!
Wie Abendgluth und Mondeshuldigungen
Hielt ich dich gern bis in den Tod umschlungen,
Doch stirbt vor mir an dir mein Wohlgefallen,
Nach Andern werden meine Pulse wallen,
Die Lichter werden nicht mehr um dich scheinen,
Du wirst im Dunkeln einsam stehn und weinen.

Clara.

Don Juan, fahr wohl! dies war mein letzter Kuß,
Ich warte nicht auf deinen Ueberdruß

Ich will nicht ſchaudernd dein Erkalten ſpüren
Und bettelnd aus der Aſche Funken ſchüren.
Dein Juan, fahr wohl! denn werd' ich nimmer weinen,
Wenn du dahin, den ich geliebt wie Keinen.
Ich kannte dich, als mir zum erſtenmal
Ins Herz gedrungen deiner Augen Strahl;
Nicht in der Liebe höchſten Augenblicken
Gab ich dem ſüßen Wahne mich gefangen,
Daß meine Arme dauernd dich umſtricken,
Durch jede Wonne ſchlich ein leiſes Bangen.
Ich hab's gewagt, mein Herz dir aufzuſchließen,
Und in den ſchalen, herben Erdentagen
Raſch eine Stunde Himmel zu genießen:
Die Stunde floh und ſtill will ichs ertragen.
Ein Himmel war's, worin ich flüchtig ſchwebte,
Wenn auch durch meine höchſten Wonnen immer
Die bange Ahndung des Verluſtes bebte:

Doch, Juan, fahr wohl! doch weinen werd' ich nimmer.
Mein Herz wird die Erinnerung behalten,
Bis über ihm sich starr die Hände falten.
O! keinen frohern Himmel kann es geben,
Als dessen ich genoß im Erdenleben,
Denn jeder Himmel weiß, nicht blos berückt,
Daß unter ihm in Neid die Hölle zückt.

Don Juan.

So lebe wohl! es sey auch dies empfunden,
Zu scheiden, eh die Reize noch geschwunden;
Unaufgenüchtert soll mein Herz noch rauchen,
Um in den neuen tiefern Rausch zu tauchen.

Don Juan und Gracioſo.

Don Juan.

Ich habe manches Weib mit ſtarken Krallen
Aufs Lager des Verlangens hingeriſſen,
Und fühlte nie was von Gewiſſensbiſſen,
Wenn ſie aus meinem Bett ins Grab gefallen:
Denn reich vergalt ich ihr in einer Stunde,
Was ich zerſchling, wie Hagel das Getreide,
An blödem Glück, an matter Herzensfreude:
Sie ging nicht ſtumpf und unerquickt zu Grunde.
Ich hatte ſie entrückt dem ſchnöden Gleiſe,

Wenn sonst Frau'n verkommen sacht und leise;
Sie träumen Liebe, lachen, weinen, beten,
Und haben, welkend mit den Welkeljahren,
Die hohe See der Wonne nie befahren,
Das Eiland ihrer Sehnsucht nie betreten.
O Tropenland der heißen Liebeskraft!
O Zauberwildniß tiefer Leidenschaft!
Wo vollen Schlags die trunknen Herzen wallen,
Wo, wie der Leu sich auf die Beute schwingt,
Der Liebestrieb hervor urplötzlich springt,
Um das entzückte Opfer anzufallen! —
Nie fühlt' ich Reue, wenn ich die verlassen,
Die mich auf ewig meinte zu umfassen;
Sie träumte süß, ich ließ es gar geschehen,
Wenn sie mir sprach von Jenseitswiedersehen,
Denn was den Reiz der Schönen noch erhebt,
Was sie zu tieferen Genüssen weiht,

Iſt ſolcher Wahn, ein Duft von Ewigkeit,
Der über einem Frauenherzen ſchwebt.

Graciosa.

Nun gut! was aber ſprachst Ihr da von Reue?
Ich kenn' Euch wohl: Ihr ſündigt ſtets aufs neue.

Don Juan.

Und doch, ſeit ich geſchaut die fremde Dame,
Vermiſcht ſich meine Luſt mit dunklem Grame,
Ein niegekanntes Sinnen, Selbſtverklagen
Beginnt an meinem frohen Muth zu nagen.
Schön iſt ſie, ſchön! ihr Reiz ſo unermeſſen,
Daß auch die Schönſten, die ich je beſeſſen,
Erinnerungen ſonſt beglückter Zeiten
Beſchämte Schatten mir vorübergleiten.

Doch iſt ſie auch ſo hoch und himmliſch rein,
Daß ich — lach' nicht! — unſchuldig mochte ſeyn.

Graciosa

Sie wird an Eurem Rufe ſich entſetzen.

Don Juan

O könnt' ich doch mit ungetrübten Sinnen
Die Gunſt der wunderbaren Frau gewinnen,
Mit meines Herzens unberührten Schätzen!
Ich möchte, waſchend mich von alten Tagen,
Den Ocean durch meine Seele jagen,
Ich würfe gern die Seele in den Schlund
Vetwos, zu läutern ſie im Feuergrund.

Graciosa.

Der Sünde ſüße Wildfrucht ward verzehrt,

Sie schmeckt' an manchem Strauche zum Entzücken,
Nun plötzlich wird nach andrer Frucht begehrt,
Ihr möchtet vom Spalier der Tugend pflücken.

Monolog.

Don Juan.

Zum erstenmal bei diesem Weibe
Ist in der Liebe mir zu Muth,
Als sollte meine heiße Gluth
Auslöschen nie in ihrem Wetterleuchten.
Wie sonst an jeder schönen Brust
Der wilde Brand so bald verraucht',
Und schnell verlischt, wenn ich getaucht
Hinunter in das Meer der Lust!
Wenn Anna sinnend mich betrachtet,

Daß rings um ſie die Welt mir nachtet,
Wird mir in ihres Auges Grund
Noch eine tiefre Wonne kund,
Als ſie erreichen kann ein Kuß,
Und innigſter Zuſammenſchluß,
Geahnte Luſt, doch nie umfangen,
Ein ewig Jenſeits dem Verlangen.
Und ſelig ſcheiternd hängt an Klippen
Der letzte Wunſch an ihren Lippen.
Wenn ich den holden Leib umranke,
Des Himmels Inbegriff und Schranke,
Möcht' ich vergötternd ihn verderben,
Mit ihr in Eins zuſammenſterben.

Maria und Don Juan.

Maria.

Erkaltet iſt dein wandelbar Gemüth,
Wo iſt das Herz, das einſt für mich geglüht?
Bin ich dieſelbe nicht wie vor dem Jahr,
Und dein noch inniger als ich es war?

Don Juan.

Du biſt ſo ſchön und ſchöner noch vielleicht,
Als da ich dir geraubt den erſten Kuß,
Du warſt mir immer hold, darum beſchleicht

Mich Wehmuth, daß ich dich verlaſſen muß.
Doch hin iſt hin, der Zauber iſt verkommen,
Ich hatte mir die Liebe nicht gegeben,
Und weiß auch nicht, wer ſie mir hat genommen,
Sie war ein neues, ſchönes, kurzes Leben!
Drum beſſer fort, als hier den Schmerz verſchleiern,
Und täglich lächelnd Todtenfeſte feiern.
So ſchön und reich, ſo herrlich war dies Lieben,
Daß ich entſchwundnes Glück verrieth' und kränkte,
Wenn ſeinen Namen ich der Neigung ſchenkte,
Die noch für dich im Herzen mir geblieben.

Maria.

Das kannſt du mir ſo kalt ins Antlitz ſprechen,
Und ohne Scheu, die Seele mir zu brechen?
Maßtos wie einſt das Glück an deinem Herzen,
Doch dauernder, vergiftſt du mir's mit Schmerzen.

So sterblich also waren deine Wonnen?
Du hast vergiftet mir das Sonnenlicht,
Die dunkle Nacht, das Menschenangesicht,
Die Luft und jeden Tropfen in den Bronnen,
Den Raum, dem noch die Glieder angehören,
Die Zeit, die doch zu spät mich wird zerstören.

Don Juan.

Man misst die Liebe nicht nach Tagen, Jahren,
Ein Augenblick hat ewigen Gehalt,
Und sein Gedächtniß mögen wir bewahren,
Doch wechseln muß im Leben die Gestalt.
Leb wohl und denke meiner ohne Groll,
Weil doch auf Erden nichts bestehen soll.

Maria.

Du armer Mann, trag deine Blöße fort!

Als einen Bettler ſieht mein Herz dich ſcheiden,
Das reicher iſt in allen ſeinen Leiden,
Als du mit deinem ſchlechten, falſchen Wort.
Dein Lieben hätte ewigen Gehalt,
Und kann verkümmern doch ſo ſchnöd, ſo bald?
O lüge nicht, in deiner Liebe war
Nichts Ewiges, nichts Menſchliches ſogar!
Verzweiflungsvolle Scham brennt mir die Wangen,
Daß ich dich Thieriſchen einſt konnt' umfangen!

Don Juan.

Seh' ich, daß du beginnſt mich herb zu haſſen,
So kann ich ohne Bangen dich verlaſſen.
Den Haß des Weibes trag' ich ohne Noth,
Den ſchlimmſten auch, wenn er auf Rache lauert,
Eben übler iſts, wenn die Verlaſſne trauert:
Man grämt vielleicht, man haßt ſich nicht zu Tod.

Leb wohl, du wirst von mir noch milder denken,
Wenn sich in deiner Brust die Wünsche senken.

Maria

Fahr hin! und ein zerrissnes Menschenleben
Soll dich mit Vorwurf quälend stets umschweben,
Und soll dir um die Seel' im Todeszagen
Noch weinend seine blut'gen Fetzen schlagen.

Nacht.

Herzogin Isabella sitzt lesend bei einer Lampe. Don Juan tritt leise ein und wirft sein Barett in die Lampe, daß sie erlischt.

Isabella.

Ich habe lang Euch nicht gesehen,
Es kennt' in vielen trüben Tagen
Mein leidend Herz sich selbst nur klagen,
Wie Lieb und Sehnsucht Euch vergehen.
Und nun Ihr endlich seyd gekommen,
Habt Ihr den Anblick mir genommen,
Den lang ersehnten, all mein Glück;
Antonio, tretet Ihr zurück?

Don Juan

(flüsternd)

Wenn brausend stürzt ins Meer der Fluß,
Und wenn der heiße Flammenguß
Dem Herzen des Vulkans entquellen,
Frag' sie, ob sie zurück wollen,
Nicht mich, der ich von dir nur weiche,
Hinweggetragen, eine Leiche.

Isabella

Was flüsterst du? o sprich doch laut
Zu deiner angelobten Braut:
Erst löschtest du der Lampe Licht
Und raubtest mir dein Angesicht,
Und nun auch deiner Stimme Klang,
Was beides ich entbehrt so lang.

Don Juan

Laß, da ſie ſo nah dem Ziel,
Der Lieb' ihr ſüßes Lammenſpiel;
Ich will in dieſer Nacht einmal
Mit dir mich freuen ganz allein,
Kein Trittes dränge ſich herein,
Und wär's auch nur des Lichts ein Strahl.
Nur flüſternd ſoll das Wort begleiten
Der Liebe ſüße Heimlichkeiten,
Dies ſcheue Wild aus Edens Wald,
Sonſt ſchrickt es auf und flieht es bald.

Iſabella

Ich will die Lampe wieder zünden,
Dem Antlitz ſoll die Schrecken bannen,

Sie heimlich um das Herz umspannen,
Als wollten sie mir Unheil künden.

Don Juan.

O nein! es bleibt Nacht umher:
Laß deinen Hand und Kuß mich trinken,
Nur fühlend will ich ganz versinken
Im stillen dunkeln Wonnemeer.

(Sie fällt in seine Arme.)

(Später.)

Isabella.

Antonio, morgen ſchlägt die theure Stunde,
Die uns vereinen ſoll zum ew'gen Bunde:
Und wenn die Kirche unſre Zukunft weiht,
So heiligt ſie wohl auch Vergangenheit?

Don Juan

(laut)

Sie heilige was dir noch begegnet,
Doch wendet ihres Segens Macht

Sich kann zurück nach dieser Nacht;
Die wenigerliche hat sich selbst gesegnet.

Isabella

Ha! welche Stimme! Gott, erbarme
Dich meiner! hilf und wirf mich Arme
Mit meiner Schmach ins tiefste Grab,
Daß ich dem Fremden hin mich gab!

Don Juan

Ich bin Don Juan, der lang geschmachtet
Nach deiner Gunst, verschmäht, verachtet.
Sey ruhig, Weib, und ohne Reue,
Auf Erden gibt es keine Treue.
Was dir geschah, was dich betrübt,
Das wird an jedem Weib verübt,
Die einem Mann sich ganz vereint;

Sie liebt ein Bild der Traumeswelt,
Und wen ſie auch im Arme hält,
Ein andrer iſt's als den ſie meint.
Dieß iſt der Sinnenlüge Fluch:
Verwechſeln, täuſchen und berücken,
Und ſelbſt geſetzliches Entzücken
Der Ehe iſt doch ein Ehebruch.

Die Balze.

Wald.

Don Juan und Graciosa reitend.

Don Juan.

Wie tief der Wald den frühen Lenz empfindet,
Wie sich um jeden Ast die Freude windet!
Ein süßer Duft durchströmt die laue Nacht,
Mein Herz ist warm und selig angefacht.
Wohl lieblich zittert heller Sterne Licht
Durchs zarte junge Laub im Windeswehen,
Doch daß es Welten gäbe, wo das Leben

So wonnig wie auf Erden, glaub' ich nicht.
Von Würzhauch überströmen Berg' und Klüfte,
Tief wird die Welt der Liebe sich bewußt:
Vertausendfachen möcht' ich meine Brust
Für all die Fülle dieser Frühlingslüfte.

Graciosa

Ein solch Begehren sind' ich überladen;
Verkrüppelung aber könnte doch nicht schaden,
Durchbohrt man Euch die eine Brust im Streite,
So hättet Ihr zum Athmen doch die zweite.
Ihr wißt es, Herr, daß nah vorbei wir reisen
Dem Schloß Antonios und seinem Eisen!

Don Juan

Ich wußt' es wohl, drum reiten wir bei Nacht,
Fern sind wir, bis Antonie erwacht.

Gracioſo.

Er wohnt mit Iſabella, dem Gemahl,
In dieſem unliebſamen, wilden Thal.

Don Juan.

Gelieben muſst' er ſeiner Frau mit Schwüren,
Nicht weiter durch die Welt mir nachzuſpüren.

Gracioſo.

Doch will ein Zufall euch zuſammentragen,
So müſst Ihr ſterben oder ihn erſchlagen.
Ich weiß nicht, ob es allzuviel Verſtand,
Daß Ihr Euch ſetzt dem Zufall auf die Hand.

Don Juan.

Wenn du dich fürchteſt, gib dem Reß die Sporen,
Den Zaum der Zunge, feigſter aller Thoren!

Graciosa.

Es dämmert schon der Morgen und wir haben
Ein gutes Stück des Waldes noch zu traben;
Daß er so viele Bäume haben muß!
Herr Jesu Christ! habt Ihr gehört den Schuß?

Don Juan.

Noch nicht; dort schleicht ein Jäger durch die Föhren,
Wirst bald, doch nicht auf dich, ihn schießen hören.
Ein Jäger — es ist März — wohl Hahnenbalzen;
Ich möchte gern dem Wicht die Jagd verfalzen.

Graciosa.

Hat nicht Antonie ein kurz Gesicht?

Don Juan.

Mein tapfrer Mann, das eben weiß ich nicht.

Graciosa.

Mich däucht ein kurzes: liebt er sonst die Jagd?

Don Juan.

Mein Held, darum hab' ich noch nie gefragt.

Graciosa.

Warum, o Herr, wollt Ihr die Jagd verfalzen?
Auch weiß ich nicht: was ist das für ein Balzen?

Don Juan.

Um dir die Angst, mein Junge, zu zerstreuen,
Laff' ich die kleine Müh' mich nicht gereuen.
Auf einer Eiche sitzt der Auerhahn

Und balzt, das heißt, er lockt sein Weib heran.
Er lauscht, ob sie noch nicht erscheinen will,
Da steht der schlau geduckte Jäger still.
Er lockt und ist geblendet und betäubt
Vom Sturm der Lust, der sein Gefieder sträubt.
So lang der wilde Vogel scharf und dringend
Sein Lieb beschwört, so sieht und hört er nichts
Vom Feind, gespannten Rohres und Gesichts
An Zapfen hurtig an die Eiche springend.
Ein Schuß, da stürzt und rauscht entseelt vom Ast
Des Waldes lenz- und liebestrunkner Gast.
Ein solcher Schuß dünkt Frevel mir, verübt
Am holden Lenz; mich däucht, es muß ihn schmerzen,
Wenn ihm auch nur in eines Vogels Herzen
Sein flüchtiges Beglücken wird getrübt.
Ich will dem Jäger seine Jagd verderben,
Der Auerhahn soll heute noch nicht sterben.

Oracioso.

Wie Euch ſo eines Vogels Sterbetag

Weit mehr als Euer eigner kümmern mag!

Don Juan.

Du hältſt mein Roß, ich ſpringe an den Ort,

Und ſchnelle rettend den Verliebten fort.

Andere Gegend des Waldes.

Antonio. Don Juan.

(Antonio winkt dem Herannahenden vergebens, neben zu bleiben.)

Don Juan

(laut rufend)

Es lebe die Wollust! laß den Hahn am Leben!

Antonio

Er lebe! lebe hoch! dem ichs verdanke,

Daß ich den Tod nun dir, Don Juan, kann geben!

(Er schießt auf Don Juan und fehlt.)

Don Juan

Wer treffen will, ſeh zu, daß er nicht ſchwanke.
Der Tod hat diesmal wenig angegriffen:
Als er an meinem Ohr vorüberſtrich,
So nah und hörbar ſauſend, hat er dich,
Dich ſchlechten Schützen vor mir ausgepfiffen.

Antonio.

Wohlan, verruchter Sünder, zieh die Waffe,
Daß ich nicht wehrlos dich hinunter ſchaffe:
Don Juan, ich laſſe dich zur Hölle wandern,
Wo du nicht gelten kannſt für einen Andern,
Wie dieß in meinem Himmel dir gelungen,
In den du frech und frevelnd eingedrungen.

Don Juan.

Weil einer, ſcheint es, ſterben muß von beiden,
So mag es denn, du Narr, das Schwert entſcheiden.

Antonio

(fällt)

Ich ſterbe gern — ich ſucht' es zu vergeſſen,
Doch immer hat der Wurm genagt, gefreſſen,
Den du, mein Feind, mit unerhörter Tücke
Ins Herz geſetzt haſt meinem Erdenglücke.

(Er ſtirbt.)

Kirchhof. Mondnacht.

Don Juan und **Catalinon** wandeln zwischen den Gräbern.

Catalinon.

Langweilig schauerlich ist dieser Ort;
Kommt heim! dort ist es luft'ger auf mein Wort!
Dort duften Blumen auf gedecktem Tische,
Verheißungsvoll die Brüsten und die Arsche.
In den verschlossenen Beuteln wohnen
Die muntern Genien aus fremden Zonen,
Wie schöne Nonnen in krystallnen Zellen,
Voll Sehnsucht nach den durstigen Gesellen.

Der Spielmann ſtimmt bereits die helle Geige,
Und gehen Schmaus, Muſik und Trunk zur Neige,
Dann winken Euch zur ſüßeſten der Freuden
Mit rothgeglühten Reizen ſchöne Damen.
Kommt heim! laßt uns die Stunde nicht vergeuden:
Was habt ihr mit den Todten hier zu kramen?

Don Juan.

Wenn ich an Luſt mich heiß und müd genoſſen,
Und mich zu ſchwül das Leben hält umſchloſſen,
Dann mach' ich gerne Kirchhofpromenade;
Das wirkt wie eine Seelenlimonade.
Ich leſe kühle Mährchen auf den Steinen,
Vom Marmor rieſeln noch die Thränenquellen
Melodiſch in der Reime Waſſerfällen,
Die längſt vom trocknen Auge nicht mehr weinen.
Ich höre längſt verhallte Seufzer weben,

Hier prahlt der Schmerz im Stein, nicht zu vergehen,
Und mit den Rosen um die Urne winden
Die Trämme sich von einem Wiederfinden.
So kühlen mit ironischem Geplauder
Die Gräber mir manchmal die heißen Sinne:
Und daß zur Lust ich neue Lust gewinne,
Nehm' ich hier einen Trunk vom Todesschauder.
Doch will's auch damit nicht mehr recht gelingen,
Die Freude kann nicht mehr wie einst hinbrausen:
Sind lahm schon oder mausern ihre Schwingen?
Weiß nicht, doch fühl' ich oft ein stilles Grausen.
Wie dieser Grabschrift goldne Zeilen sagen,
So liegt allhier ein Mann, den ich erschlagen.
Ei! wie geschwätzig ist das Epitaph!
Es wünscht dem Todten einen süßen Schlaf,
Bis auferstehe seine Erdenhülle,
Auch preist es seine seltne Tugendfülle:

Zum Schluſſe prophezeit die letzte Zeile,
Daß Gottes Zorn den Mörder noch ereile.
Nun, wenn die Strafe ſo gewiß mich trifft,
Als ihn die Auferſtehung — lügt die Schrift —
Hier iſt des Mannes Standbild auch zu ſchauen —
Bald hätt' ichs überſehn — in Stein gehauen.

(Die Statue betrachtend.)

Wie ſeltſam ſteht das ernſte Abendlicht
Auf dieſes Mannes albernem Geſicht!
Sein Antlitz, das von Grabgewürm zernagte,
Muß lang der Stein noch tragen, der geplagte.
Viel dummes Zeug, anſtatt ſich zu verſtecken,
So bald's verlebt, auf ewig dem Beſchauer,
Stiehlt noch vom Stein ſchmarotzend ſich die Dauer,
Die Naſe in die Nachwelt frech zu ſtrecken.
Du Steingebild! mir imponirſt du nicht!

Du Todter, warst einst Gouverneur und Wicht,
Jetzt bist du nichts, und bist was du gewesen.
Die Drohung deiner Grabschrift wird verlacht,
Kein Hahn kräht, daß ich sonder Federlesen
Dein lautes Nichts zum stillen Nichts gemacht.
Doch bist du was, so zeige mir's, erscheine
Heut Mitternacht in meinem Haus und heize
Dein kaltes Herz an schöner Dirnen Reize,
Am Glas vom langentbehrten Erdenweine!
Nun, kommst du? — ha! mir war im Augenblicke,
Als ob die steinerne Gestalt mir nicke.
Sahst du's?

Catalinon.

Ich nicht; kommt, laßt von dem Getreibe,
Sonst macht noch Langweil', daß ich ganz hier bleibe.

Erleuchteter Saal im Hause Don Juans.

Don Juan, Marcello und mehrere geputzte **Frauenzimmer** sitzen um eine Tafel, auf welcher die Reste eines reichen Mahles sichtbar sind. **Musikanten** spielen.

Don Juan.

Laßt ab, ihr Geiger, mich verletzt das Lärmen.
Gut Nacht, ihr Mädchen! aus ists mit dem Schwärmen.

(Zu Marcello.)

Der Gast vom Kirchhof, scheint es, kennt Manieren:
Wenn ich gewisse Zeichen recht verstehe,

So iſt er da, ich ſpüre ſeine Nähe
In einem tiefen wunderlichen Frieren.

Marcello.

Mein Freund, dich traf zu kühl die Abendluft,
Es weht ja nie geſund um eine Braut.

Don Juan

(zu Catalinen)

Wir Jeder zehn Dublonen zum Entgelt,
Daß heute mir die ſchönſte nicht gefällt.
Gold iſt noch da; ich hätte nicht gedacht,
Daß unerſchöpflicher mein Reichthum wäre,
Als meine Luſt, als meiner Sinne Macht,
Nun bin ich doch beſiegt vom Weiberheere.
Aus Welke hat ſich Leben mir entfärbt,
Da ſelbſt ſein Preis, das Gold ſcheint abgeblichen,

Der liebe Juan iſt aus der Welt entwichen,
Der traurige Juan hat ihn beerbt.
Verrücktres hat die Erde nie getreten,
Als Steifer und darbende Asketen.
Das Beſte wäre kein Bedürfniß fühlen?
Das Beſte iſt Verlangens Gluth zu kühlen
O künſten wie das Windſpiel, Meil' auf Meile
Das Wild verfolgend in erhitzter Eile,
O hungern möcht' ich wie der Wolf im Schnee,
Und dann den friſchen Bach, das junge Reh!
Ha! wie der Hirſch, wenn Triebe ihn durchfeuern,
Des Schlafs vergißt, nicht hat der Weide Acht,
Nur umſchweift nach verliebten Abenteuern,
Des Walds glückſel'ger Wunn bei Tag und Nacht'
Ich tauſchte lieber mit dem Hirſch die Stelle,
Als mit dem Kloſterbruder in der Zelle.
Was aber frommt die beſte Wiſſenſchaft?

Verrathen hat mich meine eigne Kraft,
Das Feuer meines Blutes ist verlodert,
Ich fühle mich schon gleichsam angemodert.

Marcello.

Was liegt daran? ward eine Freude matt,
Blüht eine andre auf an ihrer Statt.

Don Juan.

Ja! andre Freuden gibt es, fable, fable,
Verkrochnes, neckend zwergisches Gelichter,
Im Schacht der Brust beim Schein der Grubenlichter
Den Schatz aufrentend statt im Sonnenstrahle.
Mir aber schien die Liebe nur kein Eher;
Die Selbstvertiefung wollte nie behagen,
Statt in mich selbst zu graben, zog ich vor
Mich in die Welt ein derbes Loch zu schlagen

Ja! andre Götter sind der Welt gewogen,
Als denen ich des heitern Cults geflogen;
Sie wurden meiner Jugend auch gegeben,
Doch fanden sie bei mir kein rechtes Leben:
Bald sind die Müdigesunten sich bekommen,
In meinem Tropenwetter umgekommen.

Marcello

In Dienst der Liebe bleibt nur ungeprellt,
Wer noch in ihrem Rausch zur Grube fällt.

Don Juan

Dies Wort hast du aus meiner Brust gebrochen
In einem rasch entschiednen Zweigefecht
Zu fallen wäre nur nun eben recht
O käm' ein Todfeind jetzt hereingebrochen'

Marcello

Wozu der Feind? was mir die Schulter drückt,
Das werf' ich ab und harre nicht des Zweiten,
Der mir die Bürde erst vom Halse rückt:
Wer sterben will, was braucht der noch zu streiten?

Don Juan

Der Todesstoß muß mich von außen treffen,
Krankheit, Gewalt — nur sey's ein Gegenüber:
Ich gebe selbst mir keinen Nasenstüber.
Geschweige daß ich wollt' mein Schicksal äffen.
Wie ächte Wollust nur selbander lebert,
So werden Zwei zum rechten Tod erfodert.
Die Lust war meine Gottheit und ich werde
An ihr nicht frevln, scheidend von der Erde:

Nicht eigne Hand ſoll meine Tage kürzen,
Vom Schwerte meines Feindes möcht' ich ſtürzen.
Und jauchzt der Herr ob ſeinem Todesſtreiche,
Dann fällt der Luft zum Opfer meine Leiche.

Marcello.

Komm, Freund, laß trinken uns noch eine Flaſche
Burgunderweins, daß er den Gräberſand
Aus deiner Kehle dir hinunterwaſche.
Trafſt du im Frühling nie auf dürres Laub?
Und ſahſt du nicht friſch angeblüht die Aeſte,
Indeß den Luft umrauſchten Winterreſte?
Der Wald war müd geworden und entſchlafen,
Bis weckend ihn des Frühlings Mächte trafen.
Auch du biſt müd, nur brauchſt du kürzre Nacht,
Und morgen ſchon biſt luſtig du erwacht.

Don Juan.

Schenk' ein; doch plag' dich nicht in schlechten Bildern
Den Wandel meines Lebens abzuschildern.
Stoß an! der wiedergrüne Wald soll leben!
Die Vögel, die verliebt im Laube schweben!
Der Bach, aus dem das Wild Erquickung trinkt!
Das Moos, worauf Umarmung heimlich sinkt!
Sie sollen leben, lieben und genießen!
Mir aber wird kein frisches Grün mehr sprießen.

Marcello.

Schwermüth'ge Grillen sind's; — in wenig Stunden,
Ich bin's gewiß, wird deine Kraft gesunden.

Don Juan.

Von Schwermuth weiß ich nichts, mein Freund, ich hasse

Am Mann das klagendweiche, Thränennasse.

Es war ein schöner Sturm, der mich getrieben,

Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.

Scheintodt ist alles Wünschen, alles Hoffen:

Vielleicht ein Blitz aus Höh'n, die ich verachtet,

Hat tödtlich meine Liebeskraft getroffen,

Und plötzlich ward die Welt mir wüst, umnachtet:

Vielleicht auch nicht: der Brennstoff ist verzehrt,

Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.

Einst über einer Heid' in dunkler Nacht

Sah ich den Himmel glühn in rother Pracht,

Als flammt' in Lüften hoch ein Meteor,

Und als ich näher kam, war's brennend Moor:

Und als die Pinsenguth in Asche fiel,

War schwarz der Himmel, aus das Farbenspiel.

So ist vielleicht der Liebe Zauberei

Nur Himmelswiderschein vom Erdenbrand,

Und wenn der Stoff verzehrt in Asche schwand,
Ist auch das Rosenspiel der Nacht verbei.

Marcello.

Einst hört' ich anders dich die Liebe schildern:
Denkst du des Ritts noch zur Abendstunde,
Wo plötzlich im einsamen Waldesgrunde
Dein Herz ergriff ein seliges Verwildern?
Wie du in schöner Schwärmerei entbranntest,
Die Lieb' den Muthhauch eines Gottes nanntest?

Don Juan.

Auch das war nur Aufflustern heller Funken,
Ein hoher Schein des Brands, der nun verfunken.

(Es wird an das Thor des Hauses gepocht. Von außen Lärmen von Frauen und Kindern.)

Eine weibliche Stimme

(von

Macht auf! um Einlaß recht Gerechtigkeit!
Macht auf! geschwind! verwaiste Unschuld schreit;
Verführte Weiber wollen ein zu Haus!
Laßt ein, sonst brechen wir die Thüre aus!

Don Juan

(mit durchs Fenster hinaus)

Ha! welche ungeschlachte Lumpenhorde!
Sucht ihr in meinem Hause Raub und Mord?
Verein' ich brauch' die Knechte nur zu wecken,
Daß sie euch allesammt gleich todt hinstrecken.

(Er macht Barrikaden zu.)

Don Pedro

(eintretend mit einer Schaar von Weibern und Kindern, welche zu

fliehen)

Nicht lärmet, sonst verlaß ich Eure Sache,
Und selbst entbiet' ich gegen euch die Wache!

(Zu Don Juan.)

Don Juan, ich bin Don Pedro de Ulloa,
Der Sohn bin ich Gonzalo's de Ulloa,
Des Großcomthurs des Calatravaordens,
Und steh' vor Euch in Sachen Eures Mordens,
In Sachen des Verführens und Verlassens;
Ich sühne, hilft mir Gott, in dieser Stunde,
Des Vaters Tod und manches Herzens Wunde:
Ihr seyd ein Mann des ewigen Erblassens.
Noch sinkt, als Ihr den Vater mir erschlagen,

Mußt' ich die Rache ſchmerzlich lang vertagen,
Doch macht' ich mir in ihrem Dienſt zu ſchaffen,
Bis meine Glieder wuchſen in die Waffen.
Ich ſäumte nicht, je weit Gerüchte führen,
Den Thaten Eurer Sünde nachzuſpüren,
Und manches arme Weib hab' ich gefunden,
Das Gram und Noth und Schmach durch Euch empfunden.

(Auf die Kinder weiſend.)

Die Kinder folgten mir aus fernen Gauen,
Um ihren Vater einmal doch zu ſchauen;
Sie tragen Eurer edlen Züge Spuren,
Nicht Eurer Liebe, die ſie nie erfuhren.
Die einen konnten mit der Mutter wandern,
Und zu den Müttern der verwaiſten andern,
Den Juan, wird Euch hinſenden dieſes Schwert,
Das lange ſchon nach Eurem Blut begehrt.

Erſt mögen dieſe Frauen mit Euch rechten,
Dann ſeyd gefordert Ihr mit mir zu fechten.

Don Juan

Catalinen, wir werden bald getrennt:
Verdiene dir nun meinen letzten Dank,
Nimm dieſen Schlüſſel, öffne meinen Schrank
Und hole mir daraus mein Teſtament.
Auch bringe mir die Liſte der Verführten,
Die dich zu mitleidvoller Vorſicht rührten,
Daß du genau verzeichnet ihre Namen,
Auch wann und wo ſie mir zu Falle kamen.

Conſtanze

Don Juan, Ihr ſeyd noch jetzt der ſchönſte Mann:
O daß ich Euch noch einmal ſchauen kann,

Und daß ich kann mein Kind mit Euch vergleichen!
Es trägt der schönsten Stunde schönstes Zeichen.

Blanka.

Ja! er ist schön: wohl mir, daß ich ihn sehe!
Es mildert mir der Reue bittres Wehe,
Es kleinert mir die Größe meiner Sünden,
Daß hoffend ich ihn noch so schön muß finden.

Theodore.

Wie ruhig blickt der Räuber meiner Tugend,
Wie heiter blickt der Mörder meiner Jugend!

Inez.

Eile, von Don Pedros Hand zu sterben,
Wenn dich nicht soll dein eignes Kind verderben!
Der Bube da wächst auf und er gedeiht

Von meinen tausend Küssen über dich,
Womit ich jüngst meine Brust bestrich,
Womit ich jeden Bissen ihm bestreut.

Catalinon

(mit den Papieren kommend zu Don Juan)

Hier, die Papiere, Herr, die Ihr geheischt!

(zu Juan)

Hat diese Hexe immer so gekreischt?
Dämpfst du nicht deine Stimme zum Geflüster,
So streich' ich deinen Namen vom Register.

Don Juan

(die Blätter betrachtend)

Ei! tücht'ge Klauen sind es, wackre Spressen,
Die hinter mir so zahlreich aufgesessen!

Ihr ſeyd ein heitrer Scheideblick der Welt,
Der mir faſt wärmend in die Seele fällt
Seyd luſtig, Kinder, wenn ich bin begraben,
Sollt ihr von mir nicht nur die Züge haben.

Marcello.

Sie ſind ein heller Ruf zurück ins Leben;
Laß dir das Himmelszeichen nicht entſchweben!

Don Juan

(zu Don Pietro)

Ich leg' in Eure ritterlichen Hände
Mein Teſtament, vollzieht's nach meinem Ende
So ſehr ich auch das Sparen ſtets vergaß,
Blieb doch von Gütern mir ein Ueberma
Für jeden Namen, den die Liſte nennt,
Steht ein Legat in dieſem Teſtament,

Und jedes von so reichlichem Betrag,
Daß Weib und Kind vollauf es nähren mag.
Damit kein Zweifel dies Verzeichniß trifft,
Gab ich ihm auch Siegill und Unterschrift.
Catalinon versäumt' ich nicht, den Alten,
Er kann fortan sich selbst den Diener halten.

(Betrachtet das Verzeichniß.)

Catalinon

(mit unterbrochnem Weinen)

Was treibt mein Herr nur wiederum für Possen!
Er thut als hätt' er bleiben im Duelle,
Und doch erliegt sein Feind auf alle Fälle,
Seh' seine stolzen Aeuglein schon geschlossen.
Wer schlagen will Don Juan, den großen Fechter,
Das muß ein Andrer seyn als so ein schlechter

Und ungereimter Gegner de Ulloa,
Söhnlein des Don Gonzale de Ulloa,
Als ſo ein Unart mit weißſammtnem Kinne,
Mit Affenwitz und Beinen einer Spinne,
Mit einer Stimm', als ob Cicaden ſängen,
So ſtangendürr geſtreckt und galgenſchlank,
Daß Unſereins, wär's eben leberkrank
Und reiperat, ſich könnt' an ihm erhängen.

Don Juan

(das Verzeichniß leſend, für ſich)

Erinnerungen, einſt geliebte Damen!
Bis auf die letzte Blüthe abgedorrt,
Einſt Himmelsklang, was nun ein ſchales Wort:
Wie ſchnell die Dinge welken und die Namen!
Erinnerung läßt mich noch einmal wandern

Von einer dieser Hölden hin zur andern. —
Sinnvoller Brauch, den Göttern alle Jahre
Die Erstlinge zu opfern am Altare;
Wie lieblich ist das erste Grün der Blätter,
Der erste Duft und Sang im Frühlingswetter!
Wie wonnevoll zur See am fernen Rand
Der erste Blick auf das ersehnte Land!
Am hellsten blühn des Ruhmes erste Kränze,
Am süßesten berauscht der erste Kuß;
Wenn jenseits noch ein Himmel ist, so muß
Auch er am schönsten sein an seiner Grenze.
Drum war der Liebe Süßestes zu nennen
Der erste Anhauch neuer Leidenschaft;
Die Wehmuth, daß sich alte Zauber trennen,
Erhöht des neuen Glückes Reiz und Kraft.
O daß versiegen muß der reichste Brunnen!
O könnten sterben wir in jeder Lust,

Und neu geboren, mit verjüngter Brust,
Entgegenstürzen immer neuen Wonnen!

(Zu Don Pedro.)

Wollt Ihr die Schrift vertreten und erfüllen?

Don Pedro.

Auf Ritterwort' um der Verlassnen willen.

Don Juan

(ihm die Schrift überreichend)

Wohlan! nun zeigt, ob Euch die Fechtkunst eigen;
Daß Ihr ein Stümper seyd, will ich Euch zeigen.

(Sie fechten.)

Don Juan.

Fürwahr, Ihr seyd, wofür ich Euch gehalten;

Schon dreimal kennt' ich leicht das Herz Euch spalten,
Das rachevolle, doch so schlecht geschützte,
Wenn ich den Degen ernstlicher benützte.
Hier habt Ihr eins — nun wieder eine — hier wieder!
Ihr blutet schon auf meine Ziele nieder:
Ich hab' Euch angezapft an manchen Stellen,
Doch bohr' ich spielend Euch nur seichte Quellen.
Don Pedro, traun! nie fühlt' ich sicherer mich,
Als gegenüber Eurem Degenstich:
Zweikampf mit Euch nenn' ich ein Sergenirei,
Ja! ein Akt ist Eure Fechterei!

Don Pedro

Gib mir den Tod, nicht dieses Blutgeträufel,
Nicht schmähe mich, du grundverfluchter Mann!
Im Kampf besiegen kann dich nur der Teufel,
Stoß zu, daß ich dich nicht mehr schauen kann!

Don Juan.

Mein Todfeind iſt in meine Fauſt gegeben;

Doch dies auch langweilt, wie das ganze Leben.

(Er wirft den Degen weg. Don Pedro erſticht ihn.)

Helena.

Dramatisches Bruchstück.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ausgerenteter Platz vor einer faſt vollendeten Burg, tief im Böhmerwalde; nebenan ein Blockhaus. Nacht mit Vollmond.

Ritter Albrecht. Kurt, ſein Knecht. Zuletzt Werkner.

Albrecht.

Laß uns verſchwatzen dieſe lange Stunde:
Die Kerle ſchlafen alle noch wie Felſen:

Ein ſtörriſch widerwärtig Volk! ich darf
Nicht ſtören ihren Schlaf, zur Arbeit rufen,
Weil ſie mich ſonſt verlaſſen, wie ſie drohten.
Noch iſt nicht fertig meine feſte Burg,
Darin ich all mein Glück verſchanzen will;
Mit jedem Stein wächſet meine Ungeduld.
Der Mond ſcheint hell — ein ärgerliches Licht
Für einen, der ſich nach dem Morgen ſehnt.
Gibt's auf der Welt ein Weib wie Helena?

Kurt.

Ich kenne keins; der König iſt zu ſchlecht,
Daß er ſie Tochter nennt, und Leidenſchaft
Ein ganzes Heldenherz voll iſt ſie werth.

Albrecht.

O, mehr als Leidenſchaft verdient ihr Liebreiz!

Kurt.

Die Jungfrau iſt von wunderbarer Schönheit.

Albrecht.

Ihr würd'ger Freier wäre nur der Wahnſinn,
Wenn er nicht häßlich wäre anzuſchaun.
O Helena! wann werd' ich dich umarmen?

Kurt.

In wenig Tagen iſt die Burg vollendigt:
Die Zwingeln ſind gebaut, die innern Mauern,
Die Letzen und die Thürme all gerüſtet,
Mit Binſen iſt die Diele ſchon beſtreut,
Und eingerichtet ſind die Kemenaten.
Mundvorrath iſt geſammelt auch für Jahre,

Und gestern Abends fällten sie die Eiche,
Ein tüchtig Brautbett Euch daraus zu zimmern.

Albrecht.

Dann eil' ich, ihrem Vater sie zu rauben,
Der stolz sich unserm Glücke widersetzt.
Daß ich den Vater und den König kränke,
Das gilt mir nichts, der König frißt den Vater;
Sonst wünscht' er nicht das Herz dem Kind zerreißen
Und mich verwerfen; ich gewann ihn Herz.
Hast du gehört die schmachvoll bittern Worte,
Die er gesprochen mir zu Ofenburg,
Als ich die tapfern Ungarn hingestreckt,
Und durch die Wetterschwärme der Kumanen
Mit meinem Schwerte ihn herausgehauen?
Ich trat vor ihn und bat um seine Tochter,
Er sprach: ich lohne reich mit Land und Leuten,

Nur nicht mit meinem Kinde dich, Vasall!
Du hast für mich dein treues Blut verspritzet:
Doch fordre nicht dafür mein Kind, mein Blut:
Nicht Blut um Blut vermittet man dem König,
Wenn man nicht selbst von fürstlichem Geschlecht.

Kurt

Ein stolzer König, doch ein guter Vater;
Er hielt sie weich und gütig wie sein Auge

Albrecht

Hat er sein Auge je von sich gestoßen?
Mich dünkt, dich schläfert, dein Gedächtniß auch,
Das helle Mondlicht bleicht dir die Erinn'rung.
So hast du denn vergessen, wie sie weinend
Zu seinen Füßen sank in jener Stunde?
Wie er sie von sich stieß und wüthend rief:

Kein Wort davon! pfui! pfui! du riechſt vom Knecht!
Mach deine Mutter nicht im Grab verdächtig.
Wie gerne hätt' ich ihm den Kopf geſpalten!
Doch weinend flehte Helena: verzeih!
Dein Zorn vernichtet unſer letztes Hoffen. —
Und wenn er auch der beſte Vater wäre,
Ich raubte ſie, wenn er ſie mir nicht gäbe;
Die Liebe iſt das ältſte Recht auf Erden.

Kurt.

Ich aber raubte ſie auf alle Fälle.
Wenn Vater, Mutter, Vaſen auch und Vettern
Die Brautnacht uns zuſchanzen, hat es was
Vom ekelig Bequemen einer Treibjagd.
Die Brautnacht mögen Andre ſich erbeuten
Im Parke als ein müdgehetzt Kaninchen,
Wir jagen ſie als Gemſe im Gebirg.

Albrecht

(an das Blockhaus der Werkleute pochend)

Sie ſchlafen noch — ihr Klötze! ſchlafet ſchneller!

(An die Thür pochend)

Holla! wacht auf! der Morgen dämmert ſchon!

(Stimme von innen)

Gebt Ruh! noch iſt es Nacht, es ſcheint der Mond;
Gebt Ruh! im Mondlicht ſtrecken ſich die Bäume,
Da ſtrecke ſich der Menſch auf ſeinem Lager.
Wir ſind noch müd und ſchläfrig; gute Nacht!

Albrecht.

Auf! Auf! zu Arbeit! jegliche Minute,

Die bis zur Dämmerung noch verſtreichen mag,
Bezahl' ich Jeglichem mit einem Goldſtück.

(Die Thür öffnet ſich, die Werkner treten heraus.)

Maurer.

Was drängt Ihr uns ſo haſtig ungeſtüm?
Baut ſich ein Schloß ſo ſchnell denn wie ein Grab?
Ihr macht's gerad wie jener Erbe jüngſt,
Der mit der Leiche auf den Kirchhof kam,
Und den verſoffnen Todtengräber ſchalt,
Daß er das Grab vergeſſen zu bereiten,
Der unter Flüchen ihn zur Arbeit trieb,
Weil ſchon dem Erben übel roch die Leiche.

Albrecht.

Hier treibt das Leben, nicht der Tod zur Eile;
Mach fort! ein Goldſtück haſt du ſchon verplaudert.

(Der Maurer geht zur Arbeit ab.)

Zimmermann.

Diesmal will ich verkürzen meinen Schlaf,
Ich denke das Versäumte nachzuholen,
Wenn euer Geld ich lege unter's Kissen.

(Geht zur Arbeit.)

Albrecht.

Seyd rasch! auch eine gute Mahlzeit soll
Den Fleiß belohnen und ein Faß vom Rhein.

Schlosser.

Wohlan! ich folge; bis der Morgen dämmert,
Hab' ich ein hübsches Geld mir zugehämmert.

Gedichte.

Protest.

Wenn ich verachte heimliches Verschwören,
Und wenn ich hasse Meuchelmörderhand,
Wenn in des Volksretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören,

Reih' ich das Königsthum den Himmelsgaben,
Verlaßner Völker Vaterhaus und Hort.
O glaubet nicht, ich liebe drum sofort,
Was jetzt und hier an Königen wir haben.

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Glut,
Tritt wo ein Fürst sein Volk in Uebermuth,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder.

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß nur, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Des Teufels Lied vom Aristokraten.

Ich lobe den Aristokraten:
Hat er des Adels rechte Tugenden,
Ist er vernünftigen Rath gerathen
Und zugerichtet für die Hölle.

Hier besser schon sich dünkt und achtet,
Blos weil er lebt, als ganze Schaaren,
Der wird gewiß zur Grube schlechter
Als all die Tausend niederfahren.

Was schützen mag die Niedern, Hohen
Vor meiner Finger scharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeschlossen.

Geschieden von der schlechten Rotte
Des Volkes sitzt der Edelreine
In seiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Verüber brauset an seinem Saale
Das Volk mit Roth- und Dampfgewerben,
Sie schwingen ihm die Festpokale,
Man lebt, und eilt für ihn zu sterben.

Doch Ruh' ist in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh' nicht spüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verschlucken still vor seiner Thüre.

O köstlich ist die stille Schonung,
Denn deutlich hört's der Mann der Gnaden,
Wenn süß ertönt um seine Wohnung
Die Luft von meinen Serenaden.

Er setzt in Noten sich mein Ständchen,
Bewundernd singen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liede tanzen.

Das Geſpenſt.

Dies war einmal ein Edelhaus,
Nun iſt es traurig zerfallen,
Es ſchneit und regnet in die Hallen,
Nur Räuber gehn dort ein und aus.

Der Sohn einſt mit dem Vater ſtritt,
Wer auf der Jagd die Ent' erſchoſſen:
Da iſt des Alten Blut gefloſſen,
Der wilde Sohn zum Teufel ritt.

Weib, Knecht und Dirne ſteht den Tot,
Hat Keins das Blut nur aufgeſcheuert;
Nun heißt's: bei Nacht auf Enten ſteuert
Des Alten Geiſt durchs Fenſter dort.

Der Hirte ſieht im Mondſchein hell
Den fern das Hemd des Geiſtes flattern,
Hört in der Luft die Enten ſchnattern,
Den Schuß — und kriecht ins Kämmerlein.

Er ſtammte jüngſt in dunkler Nacht,
Wie Lichter im Gemäuer brannten,
Den wirren Lärm von Muſikanten
Der Heidewind ihm zugebracht.

Hei! luſtig klangs im alten Neſt,
Von Schmaus und Saus, Zigeunergeigen:
Die Räuber tanzen tollen Reigen,
Der Hauptmann hält ſein Hochzeitfeſt.

Doch leuchtet nicht am Firmament
Dem Räubermann und ſeinem Schatze
Der Brautnacht Mond, des Pfaffen Glatze:
Die Luſt vereint, der Scherge trennt.

Ein Räuber ſpukt im Haus umher,
Den todten alten Grafen ſpielend,
Im weißen Hemd, auf Enten zielend,
Durchs Fenſter feuernd ſein Gewehr.

Den Hirten leſt es Schritt um Schritt,
Er ſpürt beherzt in dieſen Tönen
Das warme Blut von Erdenſöhnen:
Er trinkt und tanzt und jubelt mit.

Des alten Edelmannes Geiſt
Spielt nun der Hirte gern von allen,
Er läßt die Entenflinte knallen,
Sein weites Hemd im Winde gleißt.

Der Alte übte Raub und Brand
Im Dickicht finſtrer Ahnenbräuche:
Nun dient er als Panthrenſcheuche
Den Räubern noch zu gutem Rut.

Aufruf

Die Menſchen, Sittigſtrengen, Tugendfrommen
Sind lahm und lau, wenns gilt den Strauß zu fechten,
Wenn ihr Panier ins Blutgedräng gekommen.
Doch Helden ſind die ſogenannten Schlechten.

Der Fromme mit dem ſteifen Gottvertrauen
Verwächſelt und ſeine Klinge mit der Scheide:
„Der ſtarke Gott wird ſelber durch ſich hauen,
Er will es, daß ſein Knecht hienieden leide."

„Laßt nur die Taumler ins Verderben rennen:
Ihr seht sie heut frohlocken, morgen modern:
Wie Branntweintrunkne schmählich selbstverbrennen,
Muß jede Schuld in ihrem Rausch verlodern."

Doch solchem Ruf gebührt zur Antwort solches:
O feige Gottesknechtschaft! Kettenhunde!
Ein stumpfes Amen statt des scharfen Dolches?
Spürt euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Der Römler wird am Sacrament nicht irre,
Wenn sündhaft lebt der Priester der Gemeine,
Weil Gnade nicht gerinnt im Schmutzgeschirre,
Die Hostie schmutzt ja nicht, die ewig reine!

O lernt vom Römler Weisheit, fromme Jäger!
Ist mancher Streiter auch nicht rein des Schmutzes,
Ist rein doch das Panier im Freiheitslager,
Und wahr das Herz des ungeschlachten Trutzes.

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
Ein Ungeheuer liegt in Schlangenringen:
Trat Mancher drauf mit unversehnem Tritte,
Und schrie entsetzt, kann das melodisch klingen?

Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frißt und saugt Gehirne trocken,
Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäuer,
Des Elends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen ſtarren Satyra!
Und Teiche nach, die Menſchheit zu erlöſen!
Mein blutend Herz dem Unthier mehr zur Atzung!
Meſſias Herr! o komm, erſchlag den Böſen!

Dein Tod am Kreuz, o Chriſtus, iſt verloren,
Wenn du nicht wieder kommſt für unſre Nöthen;
Prophet, hat uns das Völkerleid geſchworen,
Meſſias, daß du diesmal kommſt zu tödten.

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälſchter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
Sie krankt vom Opium in deinem Grale.

Darum ans Kreuz dir jetzt die Knaben rücken,
Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
Wie's Vogelneſt im Lenz vom Baum zu pflücken.
Nur wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer ſcharf dein Kreuz beſchießen haben
Mit eiſigen Verſtandes Hagelwettern;
Und Grübler nach des Kreuzes Wurzel graben,
Daß ſie es ſchier umwerfen, ſchier zerſchmettern.

Die Frivolen.

Die Zeit iſt hin, wo vor den Banngewittern
Des Glaubens noch ein Bube mußte zittern.

Dahin ſind auch die Tage, wo der Klug
Der Meiſterkraft die Stümper niederſchlug.

Der Geiſt hat auch ſein gutes Recht verloren,
Sein altes Machtwort übers Volk der Thoren.

Wie einen Lappen aufgehängt im Winde
Durchbohrt kein Kugelschuß auch dies Gesinde.

Sie flüchten, wenn der Ernst sie je befiel,
Ins Fleisch, in ihr verwesliches Asyl.

So durch und durch verderben ist die Bande,
Daß sich der Blitz befleckt mit ihrer Schande.

Der Pöbel läßt aufgähren mit Gekreische
Der niedern Leidenschaften trübe Maische;

Was als ihr Heiligstes die Menschheit kennt,
Er wirft's in seinen Kübel als Ferment:

Wenn er die Blase schaut in seinem Schaume,
Scheint sie Weltkugel seinem Dünkeltraume.

Die Kunst ist eine derbe Magd geworden,
Verpöbelt in der Arbeit schlechter Horden.

Sie schleppt das Holz, daß zündend sie bediene
Der Küste lustig prasselnde Kamine.

Sie trägt den Eimer der verfluchten Pumpen,
Mit Beifallsthränenfluth ihn voll zu pumpen.

Im Stalle waltet sie, den Arbeitsfesten
Der Taumelnden das Vieh heranzumästen.

Sie ſchreitet ihnen vor, aus ihren Wegen
Wie dürres Laub die Sitte fortzufegen.

Ich las einmal in einem fränk'ſchen Blatte,
Daß eine Metze einen Liebſten hatte.

Der Liebſte war ein armer, armer Ritter,
Dachlos, brodlos, kleidlos, es drückt' ihn bitter.

Denn, ach! er hatte nicht um ſich geſchlagen
Den Wettermantel, den die Schwaben tragen,

Das Rothgewändlein, das im Neckarthal
Die Patria, Religion, Moral.

Drei alte Schneiderjungfern zubereiten
Und dort den Vettern um die Hüfte breiten.

Eben war der Arme faſt in Noth verkommen,
Da hat die Metze sein sich angenommen.

Zu manchem Jüngling war die Dirne schädlich,
Nur mit dem Einen meinte sie es redlich.

Was mit der Sünde sie gewann, der teilen,
Sie brachte es heim, es treu mit ihm zu theilen.

Behaglich nahm es an der faule Schuft,
Wie sie entehrt zweifte ihrer Gunſt.

Und als ich von der Dirne las die Kunde,
Dacht' ich der Kunst und wie sie geht zu Grunde.

Kein Bannesblitz kann solche Frevler schrecken,
Kein Geisteskenner sie zum Geiste wecken.

Für solcher Seelen schmähliche Umnachtung
Ist nur der Bann geblieben der Verachtung.

Schade!

Schade, daß des Kreuzes Zeichen,
Das auf Golgatha geſtanden
Zur Erlöſung aus den Banden,
Nun dem Cenfer dient zum Streichen!

Das Symbol ward uns verkehrt,
Hohnend ſteht es da und lehrt,
Daß wir lange noch vom Böſen
Hoffen dürfen kein Erleſen.

Unberufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meiſter, ſo in Farben dichten,
Noch des Meiſters Klug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Geſtalten
Weiß der Laie nicht zu ſchalten,
Und im Centrapunkt zu reden
Iſt nicht Sache eines jeden.

Doch des Worts iſt, ſo und ſo,
Wer nicht ſtumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet:
Jeder weiß von ihm zu ſchwatzen,
Pamiſch greifen ihm, heut ſchmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieſer Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poeſie,
Als die höchſte Kunſt von allen,
Hat kein Urtheil hinzulallen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut ſind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen;
Ewig ſchließt für ihn die Pforte:

Weil er im bekannten Worte
Nur ſein täglich Brod erkennt,
Iſt's für ihn kein Sacrament.

Ein offner Wald.

Ein offner Wald am Straßenſaume
Iſt dein Gedicht, du mußt's ertragen.
Reibt ſich an ſeinem ſchönſten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Trotz euch!

Ihr kriegt mich nicht wieder,
Ohnmächtige Treppe!
Ich komme wieder und wieder,
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Ein Recenſent.

Ich las in ſeinem Buche viel Frivoles,
Scheinbar Verſtändiges und witzig Hohles,
Ich ſah ihn ſeine Richtermiene ſchneiden,
Ich ſah ihn führen ſpitzige Lanzetten,
Mit eifer Luſt Skandale auszuweiden,
Heliogabalaiſch Formen kneten.
Ich ſah ihn Unrath ſammeln in Retorten,

Er ſublimirte ihn zu ſcharfen Witzen,

Am Boden blieb nach ſchnellverdampften Worten

Als caput mortuum die Ehre ſitzen.

Einem Dichter.

In dieſen Herzen wogt die Liebe,
In jenen trüben kocht die Galle,
Dein Feuer brachte ſie doch Alle
In Wallung: gut, wenn es ſo bliebe!
Doch gehſt entgegen du dem Leide,
Wo Alles ſtill wird um dich ſeyn,
Wo du dein Leid für dich allein
Aufſpielen wirſt auf einer Heide;

We du nach einem Wetterſchlage
Hinausblickſt von der trüben Fläche,
Daß er auf dich herunterbreche,
Damit doch jemand nach dir frage.

Gebildete Sprache

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten
Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon
Dichter zu seyn?
Schiller.

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davoneilt zur Standarte:

Wie ſich's ſtellt in Reih und Glied,
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirktem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geſchieht
Alſo trägt das deutſche Wort,
Das von Meiſtern ward geritten,
Als ſie ſich den Kranz erſtritten,
Manchen Stümper mit ſich fort.

Der Rekrut.

Wehe, wehe dem Rekruten!
Jämmerliche Weltstatuten!
Wenig Schlaf auf hartem Kissen,
Wasser nur auf karge Bissen,
In so schönen Frühlingstagen
Mörderliche Waffen tragen,
Ohne Lust und Liebe springen,
Wie des Drillmanns Worte klingen,
Ueber Hecken, Bach und Graben,
Schreiten, trippeln, schwenken, traben,

Stillstehn plötzlich ohne Ruck:

Und an mir vorbei mit allem Guten

Rauscht das Leben, wie des Stromes Fluten

Dort am Brückenpfeiler.

Der Küraß.

„Wollt Ihr nicht einen Küraß kaufen,
Herr Huſſar! mein Herr Huſſar?
's iſt doch beſſer im Küraß raufen,
Als im ſchleißigen Tuch, nicht wahr?"

Lacht der Huſſar dem Judengauche:
„„Haſt du den Hafendeckel gebracht,
Daß die Seele mir nicht ausrauche,
Wenn ſie mir kocht im Feuer der Schlacht?""

„Kauft den Küraß! wie wär's doch Schade
Um den ſchönen gewichſten Bart,
Wenn er um eine ſchlechte Parade
Noch ſo ſchwarz ſchon würde verſcharrt!"

„„Jude, kennſt du Huſſarenhiebe?
Säbel und Schild und Küraß zugleich
Führt meine Fauſt: Jud, ſchiebe dich, ſchiebe,
Sonſt verkoſteſt du meinen Streich.""

Und der Huſſar den blanken Säbel
Kreuzend und kreiſend ums Haupt ſich ſchwingt,
Daß es wie ein eiſerner Nebel
Vor den Augen des Juden ſpringt.

„Brave, Huſar! Doch beſſer iſt beſſer:
Kauft den Küraß, helft Euch und mir.
Seht, dort reiten drei Eiſenfreſſer,
Weh, drei Feinde! bald ſind ſie hier.“

„„Ei, ſo komm,““ ſo ruft der Magyare,
„„Will dir helfen, du armer Tropf!““
Und er packt ihn an ſeinem Talare,
Setzt ihn vor ſich auf den Sattelknopf.

„„O du ärmſter Jude auf Erden!
Ich bin hinten, und du biſt vorn:
Du mußt ſelber mein Küraß werden!““
Und er gibt dem Roſſe die Sporn.

Wild verzweifelnd schreit der Hebräer,
Doch der Hußar hält fest; hu! hu!
Reitet näher und näher und näher
Auf die drei feindlichen Reiter zu.

Hält den Juden mit seiner Linken,
Mit der Rechten führt er das Schwert,
Und die drei Reiter vom Rosse sinken,
Und der Jude blieb unversehrt.

Sanft hinab vom schäumenden Hengste
Setzt den Juden jetzt der Hußar,
Für die Gefahren und Todesängste
Reicht er den Beutel voll Goldes ihm dar.

„Nennen Kürass mein dem Husaren!“

Kauft der Husar und reitet davon;

Kommt noch von den Todesgefahren

Zählt der Jud die Dukaten schon.

Die Nacht

Der dunklen Wolken letzte Schwand
Hinab am glatten Meeresrand,
Um Schatten fernem Land zu schenken
Und mit Gewittern es zu tränken
Hier regt kein Hauch das durst'ge Laub,
Und ruhig liegt der feinste Staub;
Die Zimmerluft ist schwül und matt,

Und auf der Wasserfläche glatt
Mag sicher hin die Spinne schreiten,
Sie kann in keine Furche gleiten:
Die Möwen taumeln träg und schlagen
Die schlaffe Luft mit Unbehagen.

Matrosen haben dort und singen,
Um Leben in die Luft zu bringen.
Denn ist der Seemann müssig auch,
Er liebt des Windes frischen Hauch
Auf seinen Fahrten lernt' er hassen
Das stille Meer vom Wind verlassen.
Sie singen froh ein irisch Lied,
Wie dem Matrosen wohlgeschieht,
Wenn er die Fahrt mit Mut vollbracht,

Die Münze rollt, die Dirne lacht,
Die Fiedel ... weh! ein banger Schrei'
Den Einen biß ein Hai entzwei.
Dem Kameraden, der's erblickt,
Hat Schreck und Wuth das Herz durchzückt.

Doch hat er schnell sich aufgerafft,
Sein Schreck ist in der Wuth verbrannt,
Er springt ans Land und hält sein Messer
Und stürzt zur Rache ins Gewässer;
Die Andern starren vom Gestade
Ihm nach, und flehen Gott um Gnade.

Wo bist? komm an! — er taucht und dreht
Die Augen rings und schwimmt und späht

Und sucht den grimmen Feind verwegen.
Da schießt das Unthier ihm entgegen,
Weit gähnt ihm zu der Rachenriß
Und fletscht nach ihm das Mordgebiß.
Doch denkt er nicht der eignen Sache,
Nur Rache, seinem Todten, Rache.
Tief in des Meeres Einsamkeit
Und Dämmerung beginnt der Streit,
Wild, athemlos, still: wer bezwungen,
Wird stiller nicht, als er gerungen:
Der Dolch, die Zähne sind gezückt,
Das Auge nah dem Auge rückt.

Am Strande sehn die Andern harrend,
Bang nach dem Ausgang niederstarrend.
Wohl Manchen mahnt's: e springt hinein,

Laß seinen Bruder nicht allein!
Doch Schrecken hemmt die kühne That,
Und rannt ihm zu: es ist zu spat!
Da sehn sie roth das Meer sich färben,
Stets röther quillts. — Wer mußte sterben?

Der Hai that einen Schuß und Schnapp,
Doch am Gebiß vorüber knapp
Ist ihm der kühne Held geschwommen,
Und sucht dauhunter ihm zu kommen:
Er weicht und schießt und taucht hinab
Recht unter seines Bruders Grab,
Bohrt ein den Dolch bis an die Haft,
Und zieht den Schnitt mit Lust und Kraft
Gestachelt von des Schmerzes Feuer,
Wälzt seinen Leib das Ungeheuer,

Und wendet ihm, den wütend packen,
Dem Tapfern trocht der offne Rachen,
Darin vor grimmigem Erbittern
Und Mordbegier die Zähne zittern:
Der Mann entgleitt zum zweitenmal
Und mordend wühlt der scharfe Stahl.
Der Hai an ihm verblutet sank,
Doch aus dem Schlund die Wuth noch blinkt;
Wie sterbend ihn das Auge misst
Des Hais, der Seemann nie vergisst.

Er schwingt sich auf nach Luft und Licht,
Erschöpft sein Leib zusammenbricht;
Das Hurrah jauchzt, das Siegsgeschrei:
Der starke Held bezwang den Hai!
Da wirft sich der verborgne Aechter

Ermüdet in den Uiersand,

Und schlägt ein helles Lustgelächter,

Daß er das Unthier überwand

Der Unhold

Lächelnd lehnt er am Weidenstumpen,
Zwerghaft, bucklig, uralt, in Lumpen.
Seine abendbesonnte Heerde
Freut sich brüllend der üppigen Erde.
Schauen sonst Thiere mit dunklem Leid
Menschengestalt, hier sonder Neid
Blicken die wohlgewachsenen Rinder
Auf das unschönste der Menschenkinder;
Neidlos, auch ohne Furcht und Grauen
Mag die Heerde den Hirten beschauen;

Haben auch Kinder Phantaſie,
Iſt ſie doch ſo gewaltig nie,
Nie von alle plaſtiſcher Schärfe,
Daß in des tückiſchen Unholds Nähe
Sich die trächtige Kuh verſehe,
Kalbend ein Dromedarlein werfe.

Die bezaubernde Stelle.

Liebende, die weinend mußten ſcheiden,
Wenn nach heißer Sehnſucht langen Leiden
Sie ans Herz ſich endlich dürften preſſen,
Würden ſich zu küſſen hier vergeſſen.

Der ſtille See.

Die Felſen rings bewahren den ſtillen dunkeln See,
Und auf den Gipfeln ſchimmert der zarte Sommerſchnee.
Der ſtille See getreulich läßt jedes Blatt erſcheinen,
Die Treue iſt zu ſchauen im Friedlichen und Reinen.

In einer Schlucht

1.

Gewaltig tobt der Wind und bengt
Den Wirbuich, laufend in der Schlucht,
Der Bach beſchleunigt ſeine Flucht,
Den Regenwolken aufgefängt.

Nach Süden eilt hinab der Bach,
Nach Norden ſpritzt ihn das Geſchaum,
Und unſtät irrt das dürre Laub
Dem Waſſer und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbstes Sterbgebet,
Doch unglückselig ist das Thal,
Daß hin der holde Sommerstrahl,
Und Alles grollt und schmäht den Tod.

Mit schwerem Kampf das Leben bricht,
Der Baum, der Busch, so todesmatt,
Hält seufzend fest am letzten Blatt;
Wie gut der Tod, sie glauben's nicht.

2.

Was klingelt zum Gebüsch heraus?
Ein Knabe vor das Glöcklein schwingt,
Das Sacrament ein Priester bringt
Hinein in jenes Köhlerhaus.

Ei! seltsam ist des Manns Geleit,
Voran ihm schellt der Ministrant,
Die Glock' am Stab, kommt nachgerannt
Ihm eine Geiß, die mäckernd schreit.

Was will die Geiß vom Priester nur?
Sie schreit ihm spöttisch kläglich an,
Als riefe sie: gib, frommer Mann,
Die letzte Lehrung der Natur!

Einem Wanderer in öſterreichiſcher Felſenſchlucht.

Durch einen ſchmalen Felſenritz
Siehſt du am Himmel Nacht und Blitz.

Am Klippenrand der karge Strauch
Iſt wildbewegt vom Wetterhauch.

Gebrechen zuckt herein der Strahl,
Ein Feuerſplitter, dir ins Thal.

Wie weit Gewitter füllt die Luft,

Kannſt du nicht ſchaun in deiner Kluft:

Doch wechſeln hörſt du Donnerſtimmen,

Bald ferne dort, bald nah ergrimmen.

Nun folgt in langer Pauſe nach,

Spät eingedenk, dem Blitz der Krach.

Dem Wandrer in der Schlucht zu künden,

Wie weithin Wetter ſich verbünden.

Ein Heimathbruder!

Der Wandrer irrend in der Ferne,
Wo fremd das Thier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht und ihre Sterne,
Wo fremd und todt der Menschenlaut,
Wie fühlt er sich allein, verstoßen,
Wie jauchzt sein Herz im fremden Land,
Wenn plötzlich er den Sprachgenossen,
Den heimathlichen Bruder fand!

Nie zurück!

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Blößen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaume
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungslind
Duftend ihre süßen Scheidegrüße,
Paradiesesvögel letzte Grüße.

Wie er trauernd an der Gränze ſtand,
Wie er tief das „Nie zurück!“ empfand!
Mich durchdrangen alle ſeine Leiden,
Als ich muſt' auf immer von ihr ſcheiden.

Nur auch ward zum milden Scheidegruß
Seiner Lippenroſen noch ein Kuß,
Und wie Treue Vögel ihn umſungen,
Kam ſein Lebewohl mir nachgeklungen.

Der Fingerhut.

Hast du noch immer nicht gefunden den unschätzbaren Fingerhut,
Um den du plötzlich aufgesprungen und meinen Armen dich entrungen?
Ich ließ dich fahren mit verbissner, doch wahrlich nicht geringer Wuth.
Wär' ich ein Forscher, spräch' ich trocken: indeß du's Hütlein suchst erschrocken,
Such' ich, worauf das Herz des Weibes, das wandelbare Ding beruht?
Wär' ich ein Schwärmer, rief ich fluchend: o wär' ich doch, den Rhein besuchend,

Ertrunken in den tiefsten Wirbeln der weitberufnen Fingerflut'
Als Greis da würd' ich sprechen: das Hütlein schützt sie
vor dem Stechen:
Ich will's mit meinem Herzen halten, wie sie mit ihrem
Finger thut.
Ich leg' ans Herz, daß sie's nicht raube, nur eine Sturm
und Pickelhaube.
Das ist für ihre Liebesblicke, die scharfen Herzdurchdringer gut.
Doch bin ich keins davon und sage: Such' überall herum
und frage:
Kannst doch das Meer nicht meiner Liebe ausschöpfen mit
dem Fingerhut.
Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut

Einklang.

Um Mitternacht entſtand dies Lied,
Zweimal erklang das Glockenerz,
Und zweimal Antwort gab mein Herz
Am dumpfen Strophenfang
Dem dumpfen Glockenklang.

Ein Epigramm.

Das Schwert zu führen, die verschanzten Sitze
Des starken Feinds mit Pfeilen zu beschießen,
An seinem Fluch zu messen seine Blitze,
Ist meine Lust: und heut in müß'ger Stunde
Kennt mich's, an Epigrammes Nadelspitze
Zum Spaß dich Eintagsfliege aufzuspießen.
Fast mir's, so wirst du doch nicht gleich vergessen,
Nicht von der nadlen Spitze aufgefressen.

In der Neujahrsnacht 1839—1840.

Fahr wohl, fahr hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Luft, nur laß nicht liegen mir die Leiden!

O könnt' ich hinter dir die Pforte ſchließen, — hören,
Wie deine Tritte ſich in ſtiller Nacht verlören!

Jetzt nah und ſehen ſie fern, wie auf der Flucht ein Reiter,
Daß mein Gedächtniß, müd, nicht folgen konnte weiter,

Wie einem Reitersmann des Weges noch ein Stücke
Nachbellend folgt der Hund, und ſtill dann kehrt zurücke!

Doch ist dies eitler Wahn, des Weges nimmer müde,
Folgt deinen Spuren nach, wohl bis er stirbt, mein Rüde.

Jahr hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen:
Es mögen Andre dir ein Viertlein Dankes stimmen.

Die Andern?! — strafend will die Scham mich überkommen,
Daß ich, was Andern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Was gilt mein Kernlein Schmerz, was gilt mein Tüpfchen Klage,
O scheidend Jahr, wenn ich den letzten Gruß dir sage?

Doch läßt mein Herz auch nun vom Weltgeschick sich führen,
Kann mich dein Scheiden nicht zu Dankestränen rühren.

Zwar hieß dein wahres Wort manch Lügenbild erblassen,
Doch war dein Lieben matt, doch war zu kühl dein Hassen.

Zwar hast du unserm Heil den Weg gebahnt von Eisen:
Doch eisern mochte nicht dein Wille sich erweisen.

Noch fährt der Nachtgeist fort zu siegen und zu schrecken,
Auf neuen Feldern stets sein Lager abzustecken.

Eins sei gebeten, Jahr: was du gethan, gesonnen,
Verlaufe nicht im Sand wie Wein zerschlagner Tonnen.

Wenn die Erlöse kommt, das Neue Jahr von Osten,
Und nimmt an deiner statt den Erdenwachepossten,

Ze murmle nicht zu dumpf die geltende Parole
In den bereiften Bart, daß ſie der Wind nicht hole:

Damit dein Nachmann fein einhellig ſich gebare,
In deinem Segensſpruch nicht fluchend weiter fahre,

Und nicht, wo du geflucht, ins Knie anbetend ſinke,
Und nicht, was du verſcheucht, zurück liebkoſend winke;

Und wo du Funken warfſt, die glücklich ſchon gezündet,
We ſchon der Rauch für bald den Flammenſchlag verkündet,

Da ſoll das neue Jahr nicht ſchrecken vor dem Rauche,
Nicht löſchen feig ſtupid mit ſeinem Waſſerſchlauche!

Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl.

Prolog,

gesprochen in Wien am 17. April 1841.

Schnell ist die That dem Aug des Tags entschwunden,
Doch ist sie nicht verloren und zunichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.
Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten:
Vor dieses ernsten Auges Zornesgluthen
Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.

Gesegnet und gefeiert sey der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann!
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Napoleon stand auf den Marchfeldsflächen
Mit seinen Heldenschaaren, Heeresmeistern,
Umnachtet, umflammt von allen Siegesgeistern,
Nur fest entschlossen, Teutschlands Herz zu brechen!
Wie bebte dieses Herz vor seinem Tritte,
Das Völkerhaupt vor seinem Todesschnitte!
Sein Wort gebot den Mächten dieser Erde,
Mehr als des Rechts altheiliger Bestand
Galt seines Munds ein Hauch, sein Wink, der Hand
Beglückende — vernichtende Geberde.
Vom Königszittern schwankten rings die Thronen,

Und eine Wanderluſt ergriff die Kronen,
Wie Vögel im Spätjahr der Reiſezug,
Als er die alte Welt in Trümmer ſchlug.

„Bald ſtürzt vor mir und meinem ſtarken Heer
Der Leopard Britannias ins Meer,
Den Britten Stolz verwandle ich in Gram,
Und ihren Tannenfeld zur Thränenurne.
Hiſpania liegt zu meinen Füßen zahm,
Und wiſcht den Schlachtenſtaub mir vom Kothurne
Mit ihrem weichen aufgelöſten Haare.
Auf Lisbons Zinnen ſetz' ich meine Aare,
Und Deutſchland!" — Halt! bei Aſpern muſt du fragen,
Wie deutſche Herzen, deutſche Schwerter ſchlagen.
Dort zeigt ſich's bald in blutigen Gewittern,
Ob du ganz ungelehrig für das Zittern!

Dort ſteht ein Fürſt, ein gottgeadelt ächter,
Wie ſelten ihn gezeugt die Hochgeſchlechter:
Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
Des Vaterlands iſt ſein geweihtes Herz.
Er iſt an Heldenkraft ſelbſt dir gemeſſen,
Doch Eines ſchmückt ihn ſchön, was dir gebricht:
In ſeinem Herzen brennt der Liebe Licht,
Und nie hat er der Menſchlichkeit vergeſſen.

Napoleon ſtand auf dem Marchfeldboden,
Für ſich die Welt gewaltig umzuroden.
Schon lag erobert Wien zu ſeinen Gnaden,
Mit Herzensangſt, mit Schmach und Noth beladen
Geharnicht ritten durch die bange Stadt
Napoleons erleſne Kürraſſiere,
Die Erde bebte vom Geſtampf der Thiere,

Der Schrecken ſah an ihnen ſich nicht ſatt.
Sie ritten, ſtolz auf ſich und ihren Herrn,
Und gern beglänzt vom deutſchen Sonnenſtrahle,
Furchtbar dahin in blanker Eiſenſchale
Des Kaiſerheeres tödtlich bittrer Kern.

Und als ſie kamen auf das Feld der Schlacht,
Und bodenſchütternd ſprengten an mit Macht,
Da ſtemmten Oeſtreichs tapfre Bataillone
Wie felsgemauert ſich dem Reiterheer,
Sie ſtanden ſtill, geſchultert das Gewehr
Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne.
Der Reiterſchreck auch plötzlich ſtille ſtand,
Erſtaunt, als zweifelten ſie ſehen und bange,
Ob nicht in dieſer ſtarren Männerwand
Ein furchtlos Geiſterheer ſie kalt empfange.

Doch ſollten ſie bald bitterlich erfahren,
Wie kernhaft und lebendig dieſe Schaaren,
Denn Feuer! ſchallt's und Salvendonner ſchmettern
Und raſelnd ſtürzen Roß und Mann zum Grunde,
Der, weithin ſchütternd von den Todeswettern,
Vor Freude bebt in dieſer großen Stunde.
Und Karl erſcheint an jedem heißen Ort,
Wo er die Seinen ſieht im Streite wanken,
Im wildeſten Getümmel hier und dort,
Schnell, feurig, wie von Gott ein Zieysgedanken:
Die Fahne ſchwankt im dichten Pulverdampfe,
Da faßt er ſie und trägt ſie ſelbſt zum Kampfe.

Wie hat er ſtets das rechte Wort gefunden,
Die Herzen ſeiner Krieger zu entflammen!
Da raffte Mancher letzte Kraft zuſammen

Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.

Heiß war der Kampf um jenes Dorf entglommen,

Zehnmal gestürmt, verloren und genommen

War jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune;

Man focht um einzle Bäume, Mauern, Zäune,

Den besten Helden aller Zeiten gleich,

Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.

In Rauch und Blut schien sich die Welt zu baden,

Die Trommeln wirbeln ohne Rast zum Laden,

Im Qualme blitzt der Schüsse rother Schimmer,

Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer,

Kolonnen stürzen zwischen Bajonette,

Dem Vaterland zu brechen seine Kette.

Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauern!

Sie lauschten dem Verhängniß von den Mauern,

Ob ferner die Kanonendonner grollen,
Ob trotzend ihre Zinnen näher rollen.

Nun wird es still; die Luft muß wund sein
Von tausendstimmig wilden Todesschreien;
Nur manchmal ruft ein Posten, eine Wache,
Ein Stöhnen, auf der Walstatt ausgestoßen
Von wundgeschlagnen Menschen oder Rossen,
Dann wieder schweigt es, finster ist die Nacht.

Er ist besiegt, der Revolution
Gewalt'ger muttermörderischer Sohn,
Der Riesige, der Frankreichs Freiheitsbäume
Zum Throne sich gezimmert und geschlichtet,
Der Herkules, der wilder Freiheitsträume
Triumphalisches Gestügel hat vernichtet

Er ist besiegt' ihn trägt in leichtem Kahn
Die Donau rettend nach der Inselbucht,
Und eine Fackel leuchtet seiner Flucht,
An Füßen liegt ihm sein zerbrochner Wahn.
Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
Die mit den Wellen ihm vorüberstreichen;
Da lischt die Fackel aus im Windeswehen,
Wie seine Herrlichkeit einst wird vergehen.
Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
Er trug ihn eigenmächtig aus Gestade,
Denn damals waren die Naturgewalten
Noch nicht verschworen gegen seine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
Weiß nur des Schicksals Liebling, nur ein Held,
Der auch wie er den Degen ist der Hand,

Und Gottes Geist im Haupt, fürs Vaterland
Mit solchem Helden rang und es gerettet
Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet
Mag immerhin nach Asperns blut'ger Schlacht
Der stolze Feind erheben seine Macht,
Aufwerfen siegreich seine Heldenfahne:
Sie blieb doch krank vom schüttelnden Orkane
Die Donner Asperns haben's ausgesprochen:
„Er ist besiegbar!" unvergeßlich Allen,
Und Leipzig wird die Donner wiederhallen:
Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
O Karl, es war dein schönster Heldentag!
O Oesterreich, dein höchster Herzensschlag!

Der Feldherr gab dem Frieden seine Wehre;
Und weiter schuf an seinem edlen Bilde

Im Stillen das Geschick, der Schreck der Heere
Steht nun vor uns ein Held an frommer Milde.
Für jeden, den er schlug auf rauher Bahn,
Hebt einer, dem er freundlich wohlgethan.
Er zeichnete, entrückt den Thatenflügen,
Gedächtnißblätter, Kriegern zur Belehrung,
Und schauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
Wie er sein Heer geführt in Meisterzügen.

Ihm ward auch Gram in seinem Theil gegeben
Und Bitterkeit getränkelt in das Leben:
Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
Denn seine Seele hielt die Welt umschlossen,
Die bösen Tropfen schwanden und zerflossen,
Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann.
Und Freude muß die Seele ihm bewegen,

Erblickt er seines Hauptes reichen Segen,
Und wie sein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
Noch eh sein Sterbliches dahingegangen.
Wir sind beglückt, daß wir sein Heldenbild
Nicht aus der Hand des Todes erst empfangen.

Mit meinen Gedichten.

(Baden Baden im Sommer 1811.)

Mich ließ die Gunst des Augenblickes,
Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
Wie bis ins Herz du schön, erkennen:
Lebwohl! ich muß von dir mich trennen!
Doch mildert's nur dein frühes Scheiden,
Wenn ich vom Glück, das mir entschwunden
— So schnell wie du! —, die heitern Stunden

Nur wenn ich darf den Ruf der Leiden,
Die singend mir das Herz zerrissen,
In deinen lieben Händen wissen.

Sonne.

(An Ferdinand Hillers Album. Frankfurt 20 Juli 1841.)

Wenn keine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Ein Meer ausströmend von Gesang?

Eitel nichts!

(September 1844.)

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, kennte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.

Doch trägt uns eine Macht von Stund zu Stund,
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
Er weiß es nicht, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Blick in den Strom.

(September 1844.)

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ists gut in einen Strom zu sehn,
Wo Alles weht und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sich durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Nicolaus Lenau's

Briefe an einen Freund.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

mit

Erinnerungen an den Verstorbenen

von

Karl Mayer.

Stuttgart.
Carl Mayer, Verlagsbuchhandlung.
1853.

BIBLIOTHECA
...
...ENSIS

Schnellpressendruck der Buchdruckerei von J. C. Rieder Söhne in Reutlingen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorwort.

Vor Allem muß ich mich bei gegenwärtigen Mittheilungen fragen: Handle ich recht mit den beabsichtigten Eröffnungen, namentlich mit der Bekanntmachung der mir von Niembsch zugegangenen Briefe, und was würde der Hingeschiedene selbst dazu sagen, wenn seine Blicke noch darauf treffen könnten?

Soll er sich doch einmal gegenüber von unsrer, ihm vorangegangenen Freundin Emilie Reinbeck zu Stuttgart gegen eine mögliche dereinstige Veröffentlichung seiner Briefe an sie ausgesprochen haben!

Und wenn ich dennoch zu diesen Mittheilungen schreite, warum folge ich nicht der Aufforderung seines Schwagers Anton Schurz zu Wien, der mich sogleich nach dem Tode des Freundes einlud, sein den Verstorbenen betreffendes biographisches Unternehmen auch mit meinen Mitteln zu unterstützen?

Es ist klar: in den schönen Zeiten geistiger und gemüthlicher Hingebung, wie sie zumal zwischen neuen

Freunden Statt findet, will Keiner etwas davon wissen, daß diese aus den Grenzen glücklicher Vertraulichkeit einst vor die Augen der Menge gezogen werde. Ein Freund, wie Niembsch, hätte sich wohl von diesem Gedanken abgewendet, nicht aus Besorgniß, durch solche Preisgebung irgendwie zu verlieren; vielmehr hätte sein Selbstgefühl zu wenigen Werth darauf gelegt, jene Blicke näher auf sich zu ziehen.

Aber wünscht denn der Dichter in unsrer Zeit der vorherrschend subjectiven Poesie, wie sie durch die Entbehrung eines Vaterlands bei uns genährt wurde, viel Andres, als von dem geistigeren Theil seines Volks, von der gebildeten Welt in der ganzen Tiefe seines Wesens, Lebens und Leidens oder seiner Lebensauffassungen bald erschaut, bald wenigstens geahnt zu sein? Auf wie manchen Seelenschmerz, auf wie manche stille Thräne läßt uns namentlich unser Niembsch in seinen Dichtungen blicken! Und wenn er nun mitten aus der Spende seiner eigenen Offenbarungen dahingerafft wird, sollte er der nachklingenden Stimme grollen, wenn sie aus dem Geiste des Dichters hinzufügt, was bis jetzt nicht vernommen oder überhört wurde? — Niembsch selbst findet es in dem Sonett Nachhall (Gedichte 2. Bd. 7. Aufl. Stuttg. u. Tübing. 1846. S. 130) fast trauriger (was er jedoch am wenigsten zu befürchten hatte), wenn der Wiederhall eines Sän-

gers zu bald verſtummt, als wenn dieſer ſelbſt von nun an ſchweigt.

Mehr, als des Menſchen Tod will mich's erfaſſen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch einer nennt — bis Alle ſchweigen.

Und wo das Schickſal einen ſo offenkundigen Riß in das ganze geiſtige Wohlbefinden eines Menſchen, wie in das unſres Freundes, gemacht hat, wird durch nachgefolgte Mittheilungen über ihn ſein natürliches Bild nicht wieder hergeſtellt, der ſchauerliche Eindruck des hereingebrochenen Unheils nicht wieder verwiſcht oder gemildert werden? Würde ein Verſtorbener, der noch auf uns herabblicken könnte, in dieſe Welt der Liebe und der Abneigung, der Kraft und der Schwäche, an welcher er, ein Menſchenleben hindurch, handelnd und leidend, in Vorzügen und Tugenden, in Gebrechen und Mängeln ſelbſt betheiligt war, — würde er überhaupt noch jenen Stolz, jene Ueberhebung des Lebenden an den Tag legen? Sollte er ſich nicht den Zurückgelaſſenen mit einer Milde hingeben, die ihm erſt nach dem Abſchiede von ihnen, aber gerade durch dieſen, natürlich wurde? Sollte es ihm ſo ferne liegen, daß er dächte: weil ſo Viele unter euch ſind, die mich lieben, die mich halten möchten, ſo nehmet von mir Alles, was ich hatte und was euch die Freunde noch von mir geben können; es thut mir wohl, ihr anhänglichen

Seelen, wenn ihr meiner so wenig als möglich beraubt seid, und wenn ihr mich auch in diesem oder jenem von mir gesprochenen flüchtigen Worte unter euch fortleben lasset!

Wenn man aber lächeln will über eine solche Träumerei, wenn man die Gedanken der Hingeschiedenen im Frieden zu lassen gutfindet; so ist es die nackte Wirklichkeit, daß es in vielen Fällen nicht auf schüchterne Freunde ankommt, was sie von den Zuständen eines berühmten Vorangegangenen verschweigen und in einem feinen Herzen bewahren wollen. Es ist bei ausgezeichneten, vielgeliebten Menschen, als wenn die Luft selbst ihre Geheimnisse, ihre innern Zustände in die Welt trüge. Mag unser Niembsch die Liebe, von der im Folgenden öfters die Rede ist, und die damit verbundene Entsagung noch so still und nur vertrauten Seelen aufgethan in sich getragen, mag er trübsinnige Prophezeihungen über das ihm drohende Verderben nur unter Brief und Siegel geäußert haben, die Allgemeine Zeitung wirft diese Thatsachen hinaus in die Menge und dem verschwiegenen Freunde bleibt wenig mehr, was zu verschweigen, nicht schon in die Oeffentlichkeit gedrungen wäre. Nur Freund soll der Ueberbringer fortgesetzter Kunde bleiben, edle, still eingehende, dem Hingeschiedenen anhängende Leier sich gegenüber denken, das geistige und Menschenbild des Freundes ihrer aus Begeisterung und Schonung gemischten Liebe

wieder vorzuſtellen ſuchen, kein Zulieferer für die bloße Neugierde der Menge werden.

Wenn es ſich hier insbeſondre von Lenau's Briefen an einen Freund handelt; ſo mag von Letzterem, d. i. von mir, dem Herausgeber dieſer Blätter, zugegeben werden, daß die Wärme unſrer wechſelsweiſen Liebe auf einem Gipfelpuncte geſtanden, auf dem ſich hienieden unſre ſchönſten Gefühle nicht leicht erhalten können, und daß der Vollzug einer bedeutungsvollen Aufgabe den Freund aus meinem Bereiche, von der Stufe der Entwicklung, welche mich ihm nahe brachte, auf ungleich höhere, immer entferntere Bahnen getrieben hat; aber nahmen ihn auch Manche für einen Unbeſtändigen und Wankelmüthigen und war ſein Herz ein von Natur höchſt bewegliches; ſo lebte doch in ihm, wie eine lautere Seelengüte überhaupt, ſo eine tief liegende Anhänglichkeit und Treue, die mir zu jeder Zeit und noch ſo traurig ſchön ſelbſt aus der Nacht ſeiner geiſtigen Verdunklung hervortrat.

Bedenklich könnte die Mittheilung ſolcher innerlicher Zuſtände für den noch Lebenden, Mitbetheiligten ſcheinen. Für den Verſtorbenen iſt alles Irdiſche, Lob und Tadel, Gunſt und Spott längſt ausgeglichen; der Lebende ſteht noch unter ihrer vollen Einwirkung. Wer, der noch unter den Mitwandernden herumwandelt, läßt ſich gerne in die geheime Stätte ſeiner Her-

zensgedanken, ſeiner oft vorübergehenden Rührungen blicken? Scheut er ſich doch, ſelbſt ſeine Ehrfurcht vor dem Höchſten zur Schau zu tragen! Sich nun vor den Augen der Welt in einen, wenn auch hoch hervorragenden, Mitſterblichen aufgehen zu laſſen, dieſe Kundgebung will er der Menge, wenigſtens in Proſa, nicht zugeſtehen. — Doch, was iſt am Ende die Gefahr, in die wir durch ſolche bedenkliche Mittheilungen gerathen könnten? Für die Einwendungen der Moraliſten gäbe es Gegengründe, dem Spötter gegenüber gute Laune und Anerkennung fremder Berechtigung. Ich liebe die Freiheit und in dieſer Beziehung hat der Spötter auch mich ſelbſt auf ſeiner Seite.

Spricht ſich ferner in jenen Briefen des Freundes aus der Vergangenheit eine zeitweiſe erfreuliche Vorliebe zu meinen kleinen Gedichten aus; ſo werden im Verlaufe meiner Aufzeichnungen auch ungünſtigere Bemerkungen über denſelben Gegenſtand nicht verſchwiegen, ja die freundſchaftlichen Auseinanderſetzungen, in die ich darüber mit unſrem Niembſch gerathen bin, ſind ſelbſt nach ſeinem Tode in einigen beſondern Ausführungen (über kurze Gedichtgattungen und über Naturpoeſie), deren Bekanntmachung ich mir vorbehalte, gewiſſermaßen fortgeſetzt worden.

So — nach allem dieſem — werde denn gereicht, was ich zur Darreichung vorfinde und was ich erſt

jetzt mitzutheilen im Stande bin, nachdem die Hinderniſſe eines ſehr geſchäftsvollen Berufes weggefallen ſind und ich mich ſeit dem October 1851 im Ruheſtande befinde. Daß ich mir in einigen ſeltenen Fällen vorbehalte, aus den Briefen des Freundes dasjenige zurückzulegen, deſſen Aufnahme einzelne Perſonen zu unwillkommen berühren könnte, dürfte natürlich gefunden werden. Uebrigens iſt es Manchem vielleicht nicht unerwünſcht, den Freund auch aus den vorliegenden Blättern mitunter mehr in dem natürlichen, zeitenweiſe ſehr heiteren Licht zu erkennen, in welchem er uns beſonders während ſeines fortgeſetzten Aufenthaltes in Schwaben erſchienen iſt. — Die gewürzte, öfters faſt prickelnde Schreibart unſrer Zeit oder unſrer jüngeren literariſchen Freunde kann ich dabei freilich nicht bieten, vielmehr, unbewandert in den Hülfsmitteln und Schlagwörtern unſrer Tage, nur eine ganz einfache Aufſtellung wagen; auch muß ich bitten, mein durch Alter, Beruf und Schickſal beeinträchtigtes Gedächtniß nachſichtig in Anſchlag zu nehmen. Ich habe nie ein Tagbuch geführt, kann dem unſtäten Freunde nicht immer mehr in den einzelnen, ſo vielfachen Wechſel ſeines Aufenthalts, ſeiner Reiſen und Beſuche folgen, das einzelne Wiederſehen des Theuern in den meiſten Fällen nicht mehr feſthalten und in der Regel weder die Form, noch den Inhalt ſeiner oft ſo anziehenden Geſpräche,

seiner so treffenden Bemerkungen und Einfälle an uns vorüberführen. Das Leuchten dieser Geistesblitze lebt mir mehr nur in der allgemeinsten Erinnerung. Aber das Beste oder Belohnendste oder der zu beachtende Gewinn für den Leser ist ohnehin, daß ich in den eigenen Briefen des Freundes ihn selbst das Wort nehmen lasse. Die Briefe, in Verbindung mit dem Rückblick auf die nun vor uns liegenden dichterischen Werke des Dahingeschiedenen, geben dann von selbst Anlaß zu manchen, besonders auch ästhetischen Betrachtungen, die ich mir, gegenüber von den ihm Anhänglichen, nicht versagen, aber aus dem gegenwärtigen Werkchen weglassen wollte, um dessen Umfang nicht zu sehr zu erweitern. Dem so gerne zurücklebenden Alter möge es aber noch besonders zu gut gehalten werden, wenn ich bei Gelegenheit jener Briefe auch andres, minder Bedeutendes oder ferner Liegendes und mich selbst Angehendes beibringe, was jedoch immer für jene Zeit unsres Zusammenlebens mehr oder weniger bezeichnend war.

Anton Schurz, der schon als Gatte von Lenau's geliebter Schwester ein Recht auf meine freundliche Beihülfe hätte, möge mir es nicht verdenken, wenn ich auf seine oben erwähnte Einladung nur durch theilweise und unvollständigere Mittheilungen eingegangen bin. Greifen doch die Niembschischen Briefe an mich zu be-

deutend auch in mein, ſo eben erwähntes eigenes Leben und Treiben ein und wird doch, was der Freund in ſo innerlichen Berührungen mit dem Freunde verkehrt hat, am zutreffendſten und wahrſten von dem Ueberlebenden, ohne dritte Vermittlung, gegeben werden, möge dieſe auch von noch ſo befreundeter und wohlwollender Hand angeboten ſein! Uebrigens habe ich es, um das Schurziſche Unternehmen nicht zu beeinträchtigen, für unzuläſſig gehalten, mich um weiteren Stoff der Mittheilungen an gemeinſchaftliche Freunde, die mir blutsverwandten Schweſtern der verewigten Emilie Reinbeck, geb. Hartmann, das durch den Tod des theuern Hauptes ſeitdem auch verwaiſte Guſtav Schwab'ſche Haus, und andre dem Freunde und mir nahe geſtandene Perſonen zu wenden. Juſtinus Kerner, der ſich ſo vieler Beſuche von Niembſch zu erfreuen hatte, und den ich übrigens im Folgenden öfters redend einführe, würde ſich vielleicht in dem gleichen Falle befinden, für die früher begonnene Aufzeichnung ſeiner eigenen Erinnerungen gerne zurücklegen zu wollen, was er wohl noch in reichem Maaße von und über Niembſch beizutragen hätte. Doch ſoll er Manches an Schurz mitgetheilt und nur Einen Lenau'ſchen Brief von bedeutendem Intereſſe erſt ſpäter wieder aufgefunden haben, den er bei einem ihm gemachten freundſchaftlichen Beſuche in Ab-

schrift mir zugestellt und den das gegenwärtige Buch (unter S. 157) dankbar in sich aufgenommen hat. Ludwig Uhland ist in factischer Beziehung weniger beizutragen im Stande, da er, entfernt von Stuttgart, mit Niembsch vergleichungsweise am wenigsten von uns zusammen war, auch mit ihm nicht im Briefwechsel stand. Jedenfalls gebe ich im Folgenden außer dem von Kerner erhaltenen Niembschischen Briefe nur, was ich hier an Ort und Stelle und aus dem Meinigen vorzubringen habe.

Noch bemerke ich zum Schlusse, daß ich manches über Lenau Erschienene vorerst ungelesen lasse, weil ich rein aus eigenem Herzen schöpfen und lieber später vergleichen, als jetzt borgen möchte.

Tübingen, im Mai 1853.

K. M.

Inhalt.

Seite

Erſter Abſchnitt. Lenau in Stuttgart. Die neue Freundſchaft. Lenau's Liebe und ſchwermüthige Stimmung. Sein Abgang nach Heidelberg 1

Zweiter Abſchnitt. Lenau's Brief vom 1. Dec. 1831. Ueber ein Gedicht von L. Uhland. Ueber Lenau's melancholiſche Grübeleien 8

Dritter Abſchnitt. Brief von Lenau vom 6. Jan. 1832. Perſönliche Verhältniſſe 18

Vierter Abſchnitt. Aus einem Briefe Lenau's an Guſtav Schwab. Lenau's Brief vom 15. Jan. 1832. Lenau's verſtorbene Mutter. Mittheilung der Schilflieder u. ſ. w. 22

Fünfter Abſchnitt. Einladung zu Juſtinus Kerner. Lenau's Brief vom 21. Jan. 1832. Seine erheiterte Gemüthsſtimmung. Er und Kerner. Lenau's ſtille Liebe. Ludwig Uhland. Die Zimmern'ſche Familie 27

Sechster Abſchnitt. Brief von Lenau ohne Datum. Sein muſikaliſches Talent. Das Gedicht: Die Wurmlinger Kapelle. Ueber deren Oertlichkeit 31

Siebenter Abſchnitt. Aus einem Briefe nach Stuttgart. Brief von Lenau vom 5. Febr. 1832. Heilbronner Erinnerungen nach einem ſpäteren Briefe von Juſtinus Kerner. Aeſthetiſche Bemerkungen. Lenau's Observationes criticae 41

Seite

Achter Abſchnitt. Amerikaniſcher Reiſeplan. Briefe von Kerner und Lenau 57

Neunter Abſchnitt. Prophetiſche Aeußerung eines Lenau'ſchen Brieffragments. Lenau's letzte Anweſenheit in Stuttgart vor ſeiner Amerikaniſchen Reiſe. Graf Alexander von Württemberg 67

Zehnter Abſchnitt. Ueber einen andern Lenau'ſchen Brief. Ergreifender Auftritt 72

Eilfter Abſchnitt. Innere Bewegung. Ein Spaziergang mit Lenau nach Eßlingen. Die alte Kirche. Lenau's Abreiſe 75

Zwölfter Abſchnitt. Lenau's Brief vom 9. Juni 1832. Ueber einige Waldſpaziergänge. Lenau's Abwehr gegen Verdächtigungen. Seine Liebe zu dem Hartmann-Reinbeck'ſchen Hauſe 80

Dreizehnter Abſchnitt. Niembſch in Lobith und Amſterdam, zwei Reiſebriefe. Ein Lied des Dankes 89

Vierzehnter Abſchnitt. Einige Bedenklichkeiten. Mittheilungen aus dem erſten Briefe von Anton Schurz. Der Dichter Schleifer 94

Fünfzehnter Abſchnitt. Niembſch in Amerika . . 101

Sechszehnter Abſchnitt. Lenau's Rückkunft. Briefe deſſelben vom Aug. und Oct. 1833. Karl Egon Ebert. Schuler in München 108

Siebenzehnter Abſchnitt. Aus Briefen von Emilie Reinbeck und Andern. Lenau's Hin- und Herreiſen. Lenau's Brief vom 15. Mai 1834. 118

Achtzehnter Abſchnitt. Lenau im Neuſtadter Bade und in ſonſtigem freundlichen Verkehre mit Waiblingen. Sein Familienſinn. Zuſammentreffen mit ihm in München 123

Neunzehnter Abſchnitt. Lenau'ſche Kritik und ihr Eindruck, aus Briefen von Emilie Reinbeck und Anton Schurz 134

Seite

Zwanzigſter Abſchnitt. Aus Briefen von Schurz und Kerner. Mehrere Briefe von Lenau in Betreff der Frühlingsalmanache 143

Einundzwanzigſter Abſchnitt. Wiederholte Hin- und Herreiſen zwiſchen Schwaben und Oeſtreich. Gebirgsausflüge. Anton Schurz. Ein Briefchen von Lenau. Graf Alexander in Oeſtreich. Ein Brief von Lenau an Juſtinus Kerner 150

Zweiundzwanzigſter Abſchnitt. Niembſch wieder in Schwaben. Graf Auersperg ebendaſelbſt. Ausflug mit Niembſch nach Tübingen und Niedernau. Savonarola. Martenien. Aus dem Stuttgarter und Waiblinger Zuſammenleben. Rückert 160

Dreiundzwanzigſter Abſchnitt. Lenau's erneuerte kritiſche Kunſt. Die ſog. ſchwäbiſche Schule. Eine Landpartie mit Lenau. Ein Zug von Empfindlichkeit. Lenau in Gemaringen. Heine über Lenau in Schwaben. Lenau's weitere Hin- und Herzüge. Sein letzter Brief nach Waiblingen. Meine Verſetzung nach Tübingen. Lenau bei mir in Cannſtadt 168

Vierundzwanzigſter Abſchnitt. Die Zeiten des letzten Verkehrs mit Lenau. Halm. Beide Pfizer. Hermann Kurz. Mörike. Tod des Grafen Alexander. Niembſch in Winnenthal. Ankunft von Schurz . . 184

Fünfundzwanzigſter Abſchnitt. Beſuch von Kerner in Winnenthal. Beſuch von mir ebendaſelbſt. Abholung des Kranken nach Oeſtreich. Sein Tod . . 193

Erſter Abſchnitt.

Lenau in Stuttgart. Die neue Freundſchaft. Lenau's Liebe und ſchwermüthige Stimmung. Sein Abgang nach Heidelberg.

Mein nun gleichfalls vergeblich zurückgeſehnter theurer Freund Guſtav Schwab, damals Profeſſor am Stuttgarter Gymnaſium, ſchrieb mir den 3ten Sept. 1831 nach Waiblingen, wo ich, 3 kleine Stunden von Stuttgart, über 18 Jahre als Oberamtsrichter lebte:

„Geliebter Freund!

„Wenn nicht 100 Landexaminalarbeiten, welche heut und morgen corrigirt ſein wollen, auf meinem Pulte lägen, ſo würde ſtatt dieſes Briefes ich ſelbſt mit dem Ueberbringer deſſelben, Herrn v. Niembſch-Strehlenau, einem in Wien anſäſſigen Ungarn, heute zu Euch kommen. Niembſch iſt ein vortrefflicher Menſch und ein Dichter, den Du aus ſeiner kleinen geſchriebenen Sammlung, die er bei ſich hat, kennen lernen mußt. Ich bin mit ihm bei Uhland geweſen, habe ihn nach Weinsberg an Kerner adreſſirt und ſchicke ihn jetzt zu Dir nach Waiblingen. Er kennt und liebt Deine Lieder im Wendtſchen Almanach. Ich bin gewiß, daß er Euch ſo wohl gefällt, als uns, bei denen er ein rechter Hausfreund geworden iſt“ u. ſ. w.

Mit voller Aufmerkſamkeit empfing ich den überraſchenden Nachmittagsbeſuch, der mir dieſe Zeilen brachte. Die ganze Erſcheinung des Ankömmlings (der damals kaum das dreißigſte Jahr angetreten hatte) wäre, auch ohne den mitgebrachten Brief, herzgewinnend geweſen; bald aber war es uns zu Mute, als wenn uns ſchon Jahre in freundlicher, lebendiger Mitteilung dahingegangen wären. Aus dem täglichen Druck eines geſchäftsvollen Amtes ſah ich mich plötzlich verſetzt in die Blütenwelt einer neuen Dichtweiſe und neuen Liebe, als wenn ſie auf einmal den Geiſt mir befreien und mich verjüngen ſollten. Der Gaſt kam aus einem mir ſehr werthen Lande. Hatte ich doch den öſtreichiſchen Volksſtamm und ſeine Mundart in früherer Zeit zu Wien und in dem Lande ſelbſt liebgewonnen; hier fand ich, wiewohl an einem Ungarn, dieſelbe trauliche Betonung der Sprache in einem Organe wieder, welches Kraft und Weichheit auf die einnehmendſte Weiſe in ſich vereinigte. Tiefe, freundliche Blicke trafen mich aus den warmen dunkeln Augen des neuen Freundes, deſſen edle, freie Stirne, deſſen harmoniſche Geſichtszüge, deſſen ſoldatiſches Schnurrbärtchen und ſchwarze, nicht üppige Haupthaare mit der gedrängten, dabei aber doch zarten, etwas vorgebeugten Geſtalt ein ſo anziehendes Bild gaben. Gar manchesmal ſagte ich mir bei ſpäterer liebevoller Anſchauung, daß, je nach der Gunſt des Augenblicks und der Stimmung, der Kopf des Freundes ſelbſt einem Raphaelſchen Gemälde hätte zur Zierde gereichen können. Dann wie hinreißend waren die Vorleſungen des kaum noch ungekannten Dichters, die in ihrem ſchlichten, etwas langſamen Verlaufe, mit Entfernung alles redneriſchen Kraftaufwandes, gleich einer ſanften Muſik zum Herzen drangen.

Endlich welch neues Feld eröffneten dieſelben Vorleſungen dem geſpannten Geiſte, dieſe Haidebilder, dieſe Reiſeempfindungen, Poſthorntöne, Werberworte u. ſ. w., die zwar theilweiſe an den Liebling einer vergangenen Zeit, den weichen, innigen Hölty, mahnen konnten, aber doch einen Kreis von neuen Anſchauungen, einen Schatz von überraſchenden Bildern, eine kühne Verſchwiſterung ernſter Natur- und Gemüthserſcheinungen und zum Theil eine Tiefe und Schönheit des Schmerzes an den Tag brachten, wie ſie in dieſer ſcharf umgrenzten Weiſe noch nicht da geweſen waren und den Geiſt auf neue, theils reizende, theils verwegene Bahnen hinauslocken konnten.

Nach ſo bedeutendem Vorgang war es jenen Abend doch auch mir vergönnt, meine Papiere herbeizuholen, und die unverſtellte Freude, die meine Vorleſungen dem naturbefreundeten Dichter machten, die Neigung, die auch er zu mir faßte, geſellte in mir zu dem überraſchenden Gefühle der Liebe dasjenige der Dankbarkeit, ſo, daß meine unbedingte Hingebung bereits zur vollen Thatſache geworden war, als wir nach dieſem erſten kurzen Zuſammentreffen von einander ſchieden. Meine theure Gattin Friederike, oder, ſchwäbiſch zu ſprechen, Rikele (Tochter des längſt verſtorbenen trefflichen Gymnaſiumsprofeſſors und Bibliothekars Drück zu Stuttgart), die mir und meinen Kindern im Jahr 1843 hier in Tübingen durch den Tod entriſſen wurde, eine Frau von dem empfänglichſten Gemüthe und treffendſten Sinne für alles Gute und Schöne, fühlte gleichfalls ſich hochbeglückt durch den Erwerb dieſer Bekanntſchaft, der es bald anzuſehen war, daß ſie ſich, wie bei Schwab's, zur Hausfreundſchaft geſtalten würde.

Kein Wunder, daß ſich von nun an ein gegenſeitiges Beſtreben kund gab, uns öfter zu ſehen, und daß ich dem Freunde bald in einigen Verſen einen Antrag auf Du und Du nach Stuttgart ſchickte. Wenn ich mich recht erinnere, brachte er mir ſelbſt in beſtätigender Umarmung die gewünſchte Antwort. Auf ein andresmal hatte Niembſch einen Beſuch nach dem Neuſtadter Bade verſprochen, das er durch mich hatte kennen gelernt, und deſſen in der Folge noch einigemal Erwähnung geſchehen wird. Neuſtadt, gewöhnlich Neuſtädtle genannt, iſt ein Dorf, ſehr nahe bei Waiblingen, das zum Theil mit alten, halbzerſtörten Mauern umgeben, auf der etwas felſigen Stirne eines grünen, baumreichen Hügels, zwiſchen ſteilen Rebbergen, über dem ſich hier verengenden, ſchluchtähnlichen Remsthale gelegen iſt, an der entgegengeſetzten Hügelwand einen Bauernhof, zu deren Füßen eine Mühle, einen hochgeſprengten Steg und neben einem berganſteigenden Garten und Wäldchen das kleine Bad hat, von dem ich ſpreche. Der (unten auch von Niembſch erwähnte) brave Wirth, Herr Schuler, und ſeine freundliche Frau führen eine ſehr gute Küche, und theils dieſem Umſtande theils der traulichen Verborgenheit dieſes ſtillen Erdwinkels mögen ſie es zu danken haben, daß in dem kleinen, einfachen Bädchen doch ſchon manche berühmte Leute, wie Raupach, Reinbeck mit ſeiner Gattin, Dr. David Friedrich Strauß, Grüneiſen und der Pandektiſt Carl Georg Wächter mit ihren Familien, ſpäter auch unſer Niembſch, Graf Alexander von Württemberg mit den Seinigen und Andere einer längeren oder kürzeren Muße genoſſen haben.

Dahin hatte Niembſch auf einige Zeit zu kommen verſprochen; aber wie leicht war es für ihn, von einem Ver-

haben durch andere freundliche Anläſſe abgehalten zu werden, ſo, daß ich ihm manchmal nach ſolchen Zuſagen auf der Straße nach Stuttgart mit vergeblicher Sehnſucht entgegengegangen bin, beſonders, ehe wir Freunde ihn in dieſer Beziehung etwas beſſer gezogen hatten. Nach längerem vergeblichem Warten ſandte ich ihm in der Form einer Anrede an das Neuſtadter Thälchen ein paar kurze Verſe, die in ſolchen Fällen die Wirkung, ihn herauszuſchrauben, nicht verfehlen mochten. Sie hießen, mit einem durch das Unglück der folgende[illegible]Jahre eingegebenen, weit ſpäteren Zuſatz:

Der ausbleibende Beſuch.

Mein grünes Thal, in unſre Stille
Zu kommen, war des Freundes Wille;
Doch war der Traum zu ſchön und reich.
Was bleibt nun, Herz und Thal, für euch?

Der Freund wird anderwärts beſeſſen;
Uns Einſame hat er vergeſſen. —
So hat er uns in mildem Scherz
Im Traume doch gegönnt ſein Herz!

Späterer Beitatz.

Von keinem Freunde mehr beſeſſen,
Von deinem edlen Selbſt vergeſſen,
Ach, Freund, biſt du nun allem Land
Und jedem Herzenswunſch entwandt!

Die eben erwähnte Hingebung für den neuen Freund war in Kurzem nicht überflüſſig. Wenn ſein erſtes perſönliches Auftreten mehr einen belebenden, heiteren Eindruck gemacht hatte, ſo ſollte es bald anders kommen. Man hätte mit ſeinen eigenen Worten bald zu ihm ſagen können:

Ich schau dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermuth überzieht,
Ich schau dein Aug', dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten sieht.

(An Lucie. Ged. 2. B. S. 158.)

Es ist mir nicht mehr erinnerlich: war eine schwermüthige Richtung des Freundes schon wieder zu ihrer vollen Entwicklung gekommen, als ihn, den bis in's tiefste Herz Musikalischen, ein in befreundetem Kreise vernommener seelenvoller Gesang mit einer tiefen Liebe erfüllte, oder gab diese neue Liebe erst noch den rechten Anstoß zu den schwermüthigen Grübeleien, in denen ich den Freund nun bald verstrickt finden mußte; jedenfalls schien die Noth seiner Seele eine wahre und dringende.

Niembsch reiste zur Vollendung seiner medicinischen Studien nach Heidelberg, kam aber dazwischen, vielleicht wegen seiner Verhandlungen mit Cotta, auch wieder nach Württemberg. So um die Weihnachtzeit des Jahrs 1831 war er wieder in Stuttgart und, wenn ich mich recht erinnere, in Waiblingen. Auch Uhland hatte mir den 15. Dezbr. 1831 geschrieben:

„Da wir in den Feiertagen Schwab's und Niembsch bei uns zu haben hoffen, so ergeht an dich und deine liebe Frau die dringende Bitte, Euch ihnen anzuschließen",

was aber von unsrer Seite nicht geschehen konnte.

Vor Lenau's erstem Abgang nach Heidelberg aber wird es gewesen sein, als ich mich des längsten, sechs- bis achttägigen Besuchs von ihm zu erfreuen hatte. Seine Stimmung zu jener Zeit war eine im Ganzen sehr trübe und aufgeregte. Ich habe mich nie mit philosophischen Studien, zu

denen mir eben die Auskauer gefehlt hätte, befassen können, so viel Anziehendes sie mir gehabt hätten. Nun aber galt es, gegen die schwermüthige Gemüthsstimmung und namentlich gegen die Philosophie und grübelnde Geistesschärfe des dem Trübsinn verfallenen Freundes anzukämpfen und von diesem mir fremden Kampfe nicht abzulassen. Lebhaft steht mir in der blauen Erkerstube des hohen Oberamtsgerichtsgebäudes zu Waiblingen das Plätzchen am Ofen vor Augen, wo Niembsch oft lange, mit traurig gesenkten Blicken seine Zweifel oder vielmehr seine verzweifelnden Sätze preisgab und ich mich nach meinem damaligen besten Wissen und Glauben für Gott, Welt, Leben und Ewigkeit gegen ihn, doch in zärtlicher Sorgfalt für ihn, zur Wehr setzte. Vieles aus dem Inhalte seiner damaligen Gespräche hat sich nachher in seinem Kaun gleichsam abgelöst von seiner Seele, die sich dadurch wieder erleichtert und befreiter fühlte. Das Einzelne ist mir entschwunden und das Begegniß überhaupt nur anzuführen, weil zum Theil die nachstehenden Briefe, so wie vielleicht seine Dichtungen dadurch verständlicher werden.

Zweiter Abschnitt.

Lenau's Brief vom 1. Dec. 1831. Ueber ein Gedicht von L. Uhland. Ueber Lenau's melancholische Grübeleien.

Als Niembsch in Heidelberg angekommen war, hörte ich, daß andre Freunde Briefe von ihm empfangen hatten, und mag ihm wohl leichte, kaum ernstlich gemeinte Vorwürfe darüber gemacht haben, daß er mich verkürze. Die trübsinnig, doch im Tone warmer Jugend gegebene Antwort (die schon durch die mehr kleine, als große, sehr geläufige, doch immer anmuthige und klare Handschrift gefallen mußte) war folgende:

„Heidelberg, den 1. Dec. 1831.

„O mein theurer Freund, warum hast Du mein Herz verletzt durch den Giftesbauch von Mißtrauen, der mir aus Deinen Blättern weht? Ich halte mich für keinen guten Menschen; aber ich müßte mir das Herz aus dem Leibe reißen, das ungerührt geblieben wäre von so viel Liebe, wie Du mir geschenkt, Du, den ich lieben müßte, und wäre ich Dir ewig gleichgültig geblieben. Aber ich glaubte, unsere Liebe sei stark genug, eine Weile auch ohne Nahrung leben zu können. Gerade darin, daß ich

Andern eher geschrieben als Dir, hättest Du ein Zeichen finden können, daß ich bei Dir vor jedem Gedanken an ein Erkalten meiner Freundschaft am sichersten zu sein glaubte. Was war es denn nun, was Dich abhielt zu schreiben? wirst du fragen. Nichts, als meine äußerst trübe Stimmung, deren Ende ich abwarten wollte, um Dich nicht auch hineinzuziehen; denn ich bin nun einmal der festen, freudigen Ueberzeugung, daß Du den innigsten Antheil nimmst an mir.

„Lege Deinen Scharfsinn bei Seite, geliebter Freund, und wolle nicht damit erforschen, ob es Liebe sei, was ich zu Dir spreche, oder liebesähnliche Gutmüthigkeit, wie Du schreibst. Sondern thu Dein Herz auf und lasse mein Wort hineinströmen, voll Vertrauen, daß es aufrichtig ist.

„Von meinem Leben in Heidelberg kann ich Dir nicht viel Erfreuliches sagen. Das hiesige Klinikum ist äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen, so, daß ich meinem Zwecke, praktische Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Meine Seelenverstimmung wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagiren. Ich fühle meine Kräfte schwinden. Möchte es doch damit so fortgehen!

„Die Tage in Stuttgart waren für mich ein ununterbrochenes Freudenfest. Das ist mir verdächtig. Fast möcht' ich glauben, das Schicksal habe mir noch schöne Festtage geben wollen, damit ich mit bessern Begriffen von seiner Gastfreundlichkeit von hinnen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe fiel in mein krankes Herz, in mein unheilbares.

Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt.

„Das einzige Palliativmittel für mich ist Vertiefung in ein geistreiches Werk. Und so hab' ich mich jetzt in die Schriften Spinoza's vertieft. Aber ich mag nun wandern im Gebiete der Poesie, oder der Philosophie, so stöbert und schnuppert mein Scharfsinn vor mir herum, ein unglückseliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholische Sumpfgeflügel der Welt aus seinem Verstecke. Doch ich plage Dich hier mit meinen [illegible], und Du hast doch deren eigene genug. Bist nun gar Deputirter worden, bist eine Volksstimme worden, für die es, Gott sei's geklagt, keine Ohren gibt auf Erden. Redet aber nur immerhin eure Herzensmeinung in die Luft, es ist auch das eine Erleichterung. Wer weiß, ob es nicht auch noch besser wird? Auf jeden Fall wünsch' ich den Weinsbergern Glück zu ihrer Wahl; sie haben sich einem ebenso Verständigen als Redlichen anvertraut. Vernachlässige darüber die Poesie nur nicht allzusehr. Deine neuen Gedichte sind in mein einsames Zimmer hereingeflogen, wie süße Blütenflocken aus einer andern Welt; sie haben mir die Kerkerluft meines trüben Gedankenneßes balsamirt mit frischem Waldesduft. O Mayer, wenn Du stirbst, kommt keiner mehr, der singt wie Du. Du bist Volksstimme der Natur, das vergiß nicht. Das verborgene, wunderbare Volk der Naturkräfte hat Dich schon in Deiner Wiege erkoren zu seinem Deputirten. Wenn ich ein Gedicht von Dir lese, mein' ich immer die Natur selbst zu hören, die mir einmal die Freude machen will, in meiner Sprache zu reden. Es

gibt Vögel, die grün sind, wie das Laub der Bäume, so daß sie einem vorkommen, wie ein singendes Blatt. So erscheint mir Deine liebliche Muse. Du solltest nicht sterben.

„Meine Poesieen tauchen hier und dort wieder auf. Hier erhältst Du ein Gedicht, welches ich am Jahrstage der unglücklichen Polenrevolution gemacht. Ich saß mit den hiesigen Burschen (eine abgeschlossene Gesellschaft, mitunter sehr tüchtiger Leute) in der Kneipe zum Fäßchen; da überfiel mich plötzlich die schmerzliche Erinnerung, ich ging nach Haus und schrieb Folgendes:

„An die Heidelberger Burschen. 29. Novbr.
Unsre Gläser klingen hell" u. s. w.

(Hier ist das Lied eingerückt, das in den Gedichten 1. Bd. [illegible] S. [illegible] unter dem Titel: „In die Schenke" vorkommt.)

„Ein längeres Gedicht hab' ich jetzt in der Arbeit, wovon die erste Abtheilung fertig ist.

„Auch das erhältst Du hier, so wie ich Dich auch in Zukunft heimsuchen will mit allen neuen Gedichten, gleich nach ihrer Entstehung; wenn sie noch warm sind von meinem Herzen, sollen sie in Deines hinüber:

„Die Marionetten."

(Nun folgt die erste Abtheilung dieses Gedichtes. Vergl. 1. Bd. der Ged. S. [illegible].)

„Das Weitere, wenn ich damit nicht lästig bin, erhältst Du wie es fertig ist.

„Das allerliebste Gedicht von unserm Uhland hab' ich mit großer Freude gelesen. Dieser gediegene Schmerz, — wie Alles an dem herrlichen Manne gediegen ist — treibt nur starke, vollsaftige Sprossen, ohne alle unnütze

Schößlinge. Wenn ich nach Stuttgart komme, will ich Uhland auch besuchen. Unvergeßliche Tage sind mir die in Tübingen verlebten.

„Empfiehl mich Deiner lieben trefflichen Frau, und versichere sie meiner innigsten Hochachtung; Dein zweifelfertiges Herz aber versichere, daß ich Dein Freund bin ewig, ewig; und küsse mir Deine lieben Kinder.

Niembsch." *)

Das Gedicht von Uhland, dessen zu Ende des Briefes gedacht wird, ist ohne Zweifel das von dem Dichter dem Hinscheiden seiner Eltern gewidmete:

Nachruf. 5.

(S. 152 der Miniaturausgabe von 1849.)

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne mut, des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb' und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dieß Laub, das nieder bebt,
Nun so viel Liebes überlebt.

Wohl rühmt es Niembsch an diesem Freunde mit gutem Grunde, daß seine Erzeugnisse nur starke Sprossen, ohne alle unnütze Schößlinge, treiben, was in der üppi-

*) Der häufig mit lateinischen Buchstaben geschriebene Name war meistens am Schlusse mit einem kurzen, doch sehr freien kalligraphischen Zuge verbunden. —

geren, weicheren Art der östreichischen Freunde weniger gelegen ist.

Mit wenigstens theilweisem Rechte grollt unser Freund in diesem Briefe selbst dem grübelnden Scharfsinne, von dem er sich hingenommen sah. Es wird zugestanden werden müssen, daß ihm in der Dichtung jenes Umherstöbern, besonders nach traurigen Vorstellungen und Gedankenbildern, manchmal geschadet, die Unmittelbarkeit, Frische und Gesundheit seiner geistigen Erzeugnisse bisweilen beeinträchtigt hat; aber eben dieser nachgrübelnde Scharfsinn ist nun einmal von seiner Poesie wie von seinem Leben nicht zu trennen und gibt jener auch wieder so große und eigenthümliche, wenn gleich manchmal etwas fremdartige Reize. Andre haben ihm in späteren Tagen den Gedanken, ein deutscher Byron zu werden, nahe genug gelegt und sind vielleicht nicht ganz ohne Anklang geblieben, aber Jeder wird fühlen, daß Niembsch nur aus seinem eigenen Wesen zu schöpfen brauchte, und auch wirklich nur aus sich geschöpft hat, um das zu werden, was er dem deutschen Volke geworden ist.

Man wird es nicht verkennen, seine Briefe aus dieser Zeit haben bei allem darin ausgesprochenen Ernst und Trübsinn noch viel Jugendliches. Gleiches wird zum Theil von seinen Dichtungen jener Zeit gelten. Aber Chamisso fühlte doch sehr richtig, wenn er gleich nach der ersten Bekanntschaft mit Lenau's Poesie in voller Anerkennung erklärte, daß dieß kein knabenhafter Schmerz sei, der sich so zu erkennen gebe. Ein Schmerz übrigens, der eben so von eigenen Geschicken und Erlebnissen, als von dem Gefühle des Menschenloses überhaupt und der menschlichen

Beſchränkung, dem Ueberſinnlichen gegenüber, ausgegangen zu ſein ſcheint.

Man konnte ſich am beſten in dem Umgange mit dem Dichter ſelbſt überzeugen, daß auch ſeine poetiſchen Klagen nicht auf erdichteter Trauer, nicht auf der Anheuchelung eines nicht vorhandenen Weltſchmerzes beruhten. Er in der Mitte ſeiner Erzeugniſſe konnte oft wirklich, wie Laokoon, den umſtrickenden Schlangen eines ſchmerzlichen Nachgrübelns nicht wehren, daher wir auch dieſe von ſeinem ergreifenden Bild in Leben und Dichtung nicht hinwegdenken können und an dem uns eingeprägten Geſammteindruck ſeiner Erſcheinung nicht verwiſchen möchten. Jene eben bezeichneten Tage in Waiblingen wären mir Bürge für die Tiefe und die ernſte Wahrheit der in Lenau's Dichtungen ausgedrückten Empfindungen, wenn es auch nach dieſen poetiſchen Kundgebungen ſelbſt noch einer ſolchen Bürgſchaft bedürfte.

Damit beabſichtige ich übrigens nicht, im Einzelnen jeden hierher gehörigen Unterſchied unter jenen Dichtungen zu widerſprechen. Es mag immer in ſeinen Geiſteswerken Manches mehr auf Rechnung ſeiner verherrſchenden Seelenſtimmung und Anſchauungsweiſe überhaupt als auf Rechnung eines beſonderen thatſächlichen Erlebniſſes, einer beſondern und wirklichen innern Erfahrung kommen. Wenn z. B. der Freund in dem verſtehenden Briefe aus ſeinem zu den Haidebildern gehörigen Gedichte „Robert und der Invalide" (1. Bd. S. 121) in Anwendung auf ſich ſelbſt die Worte anführt:

Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir in's Mark geſenkt.

ſo ließe ſich vielleicht fragen: hat er jene Kränkung durch Schickſal oder Menſchen wirklich ſo erlebt, wie er ſie gibt oder kämpft er mit einer Vorſtellung, wie wir ſie wohl ſelbſt an uns erfahren können, von der wir kaum wiſſen: iſt ihr Inhalt und Gegenſtand im wirklichen Leben uns vorgekommen oder etwa durch einen Traum, durch eine Fieberphantaſie gebildet, mit dem Scheine des wirklichen Erlebniſſes, als eine feſtwurzelnde Idee, in uns zurückgeblieben? Hat etwa ein allgemeinerer, dunkler Geſammteindruck nur auf dem Wege der Phantaſie eine beſtimmte, ausgebildetere und beängſtigende Form angenommen? Spricht doch Niembſch ſelbſt in dem Sonett Frage (2. Bd. S. 127) von einem ſolchen möglichen Schlüſſel zum Grame, wenn er frägt:

Biſt du noch nie beim Morgenſchein erwacht
Mit ſchwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußteſt nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher in's Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühlteſt nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verſchwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußteſt, übernommen;

(was er dann mit tiefem Gefühle anwendet auf die Erinnerung unſerer Schuld, die als dunkle Klage noch in einer beſſern Welt in uns nachwirken werde).

Haben nicht ähnliche Empfindungen auch in dem ergreifenden Gedichte „Traumgewalten" (2. Bd. S. 145) ſein Herz erſchüttert? *) Wenn und wo etwa für den Grund

*) Es kam mir einmal in meinem richterlichen Berufe eine Bauerndirne vor, die, nach einem erſtandenen Fieber, die Selbſt-

von Gram und Anfechtungen eine ſolche Vorausſetzung zuträfe, — wo ſich etwa in Folge krankhafter Stimmung eine ſo trübe Vorſtellung oder Einbildung feſtgeniſtet hätte, da wäre es auch natürlich, daß die Freundſchaft wenig Hülfe bringen könnte. Man würde unwillkürlich an die Worte des ſchon erwähnten Geſpräches „Robert und der Invalide“ erinnert, wo Robert ſagt:

Der Himmel mag vor deinen Gram ſich lagern,
All ſeine Götterkräfte laß erglühn,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein ſchaffe und ſie wieder mache blühn, u. ſ. w.

dann aber die Vergeblichkeit dieſer Bemühungen andeutet und fortfährt:

Daß einen treuen Freund an mir du haſt,
Das iſt wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten.

Wenn wir aber dieſe Fragen nach dem Weſen des ſich kundgebenden Seelenleidens dahingeſtellt ſein laſſen und

---

anklage vorgebracht hatte, daß ſie ihr früher gebornes Kind bald nach der Geburt zu tod gehungert habe. Die Unterſuchung und Zeugenvernehmung ergab den vollen Gegenbeweis; das Kind war nach mehrwöchigem Leben nicht an Hunger geſtorben, während das Mädchen, ſonſt völlig vernünftig, dieſe Selbſtanklage doch Wochen lang feſtgehalten hatte. Was hier in dem Gemüthe einer vergleichungsweiſe roheren Perſon vorging und ſich zum Seelenleiden geſtaltet hatte, dürfte es uns nicht vielleicht einen Wink geben für die ähnliche Auffaſſung mancher Anklagen und Selbſtanklagen, in welche etwa ein zartfühlender Dichter gerathen könnte, oder wie ſie von der weichen, ſenſitiven Seele deſſelben ausgehen könnten.

wir es in dem bisher bezeichneten Gebiete jedenfalls mit wahrem Schmerz des Dichters zu thun gehabt haben; (denn in der Hauptsache hätte es keinen Unterschied machen können, ob seine Seele unter wirklichem oder eingebildetem Drucke zu leiden hatte); so mögen einige weitere Betrachtungen über den Einfluß der damaligen und noch länger fortwirkenden, auch bisweilen wiedergekehrten Gemüthsverfassung unsers Freundes auf seine Dichtungen den bereits entworfenen, vielleicht besonders erscheinenden einzelnen Aufsätzen über Lenau's dichterische Werke vorbehalten bleiben.

Nur zu dem Gedichte: Die Marionetten, dessen Anfang mir mit dem obigen Briefe zukam, will ich noch bemerken, daß die unheimliche Einmischung der Marionetten in die tragische Handlung ein Zug ist, der bereits dem Wahnsinn nachgefühlt scheint, und in Verbindung mit der auch sonst so häufigen Verführung von Wahnsinnigen, denen wir in gar manchen Lenau'schen Dichtungen begegnen, vielleicht schon als unglückliche Vorbedeutung aufgefaßt werden könnte.

Was Niembsch in dem Briefe von meiner Wahl zum Abgeordneten anführt, bezieht sich auf den nachherigen Württembergischen Landtag von 1833, der von seiner baldigen Auflösung den Namen des vergeblichen davon getragen und auch mich auf der Seite Ludw. Uhlands, Paul Pfizers, Friedr. Römers, Albert Schotts und anderer Freunde unter den Oppositionsmitgliedern gezählt hat.

Dritter Abschnitt.

Brief von Lenau vom 6. Jan. 1832. Persönliche Verhältnisse.

Einem zweiten undatirten Brief habe ich selbst beim Empfang (was ich in solchen Fällen jedesmal hätte thun sollen) das Datum „Heilbronn, den 6. Jan. 1832" beigefügt. Ich begleite ihn mit einigen meine Familie betreffenden persönlichen Bemerkungen, da auf jene zum Theil auch in den folgenden Briefen Bezug genommen ist. Der Inhalt ist folgender:

„Heilbronn, den 6. Jan. 1832.

„Lieber, lieber Freund!

„Ich schreibe Dir diese Zeilen auf dem Zimmer Deines lieben Karls in großer Eile. Meine Abreise aus Stuttgart wurde durch einen mir sehr angenehmen Streich Schwabs bis heute — Freitag — verschoben; er hatte nemlich, während ich in den letzten Tagen in Waiblingen war, den für mich bereits bezahlten Platz im Eilwagen an einen Andern abgetreten, damit wir noch einige Tage zusammensein und uns wieder auf den schönen Wegen der Freundschaft ergehen konnten. Wir waren noch sehr vergnügt. Und wie gerne hätte ich Dich dabei gehabt!

aber ich fürchtete allzusehr für Deine theure Gesundheit, als daß ich Dich wieder aus Deiner kaum gewonnenen Ruh in das bewegte Treiben unserer Herzen hätte reißen mögen; dann scheute ich auch das kalte Wetter für Dich.

„Karl steht nun vor mir, indem ich dieß schreibe, ein herrlicher Knabe, voll blühender Gesundheit, voll freudig wachsenden Geistes. Gott erhalte ihn Euch, Ihr werdet gewiß recht froh werden an ihm' —

„Was macht Deine Minele Mayer, Deine übrigen lieben Kinder? Küsse mir alle herzlich, wie Deine herrliche Frau! Schreibe mir bald nach Heidelberg. In wenig Minuten wird mein Eilwagen fertigen. — Ich war noch einmal bei L., habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühl' ich. Ich verspreche Dir noch einmal, recht eifrig zu arbeiten an meiner Wiederherstellung, die Du zuerst in Gang gebracht hast.

„Leb' wohl, lebt wohl, ganz und ewig

Euer Niembsch."

„Ist Deine Schwiegermutter noch bei Dir, herzliche Grüße. Lebt wohl!"

Meinen in diesem Brief erwähnten Sohn Karl ließ ich damals das Gymnasium zu Heilbronn am Neckar besuchen. Wohl war er, wie Niembsch sagt, freudig wachsenden Geistes und wohl sind wir im Hinblick auf seine Geistes- und Herzensanlagen recht froh an ihm geworden. Aber wenn er im Laufe der Zeit eine geliebte Braut (Bertha, Tochter des geschätzten württembergischen Land-

tagsabgeordneten Oeffner zu Eßlingen), um deren willen er die glücklich betretene juriſtiſche Laufbahn und eine Gerichtsaktuarſtelle mit dem Kaufmannsſtande verwechſelt hatte, zu Eßlingen am Nervenfieber aus ſeinen Armen verlieren mußte: wenn er, in dem Eßlinger Arbeiterkreiſe lebend, von vaterländiſchen Gefühlen beſeelt, als Erſatzmann in's deutſche Parlament gewählt und vor deſſen Auflöſung noch wirklich eingetreten, aus Veranlaſſung der bekannten Reutlinger Volksverſammlung in die damaligen politiſchen Bewegungen unſers Landes als thätiger Geneſſe verwickelt und zur Flucht in die Schweiz genöthigt wurde, wo er mit ſeiner jetzigen treuen Gattin und drei Kindern als Flüchtling, als ein durch die Umſtände Verbannter, lebt; ſo würde auch das Herbe, das für ihn ſelbſt und für Vater und Schweſtern in einem Theil dieſer Vergänge liegt, von dem theilnehmenden Freunde mitgefühlt werden ſein, wenn dieſem Geiſt und Leben geblieben wären.

Niembſch war ein ſehr großer Kinderfreund, wie wir ſchon z. B. aus ſeinem Senex: Stimme des Kindes (2. Bd. S. 136) abnehmen können. Doch hätten Kinder, die ſeiner Gunſt genießen ſollten, nicht zu verlaut und unbeſcheiden ſein, die Schranken der Ehrerbietung gegen Aeltere nicht überſchreiten dürfen. Sie mußten wahre, doch wohl gezogene Kinder ſein, wenn ſie ſein Herz beſitzen ſollten. Vier Töchter waren uns ſchon damals geboren und damals noch bei uns zu Hauſe. Die damalige jüngſte, in den Niembſchiſchen Briefen öfters Genannte, war eben bis zum Stammeln ihres Namens: „Minele Mayer“ gediehen und nannte unſern Freund (wegen ſeines Schnurrbärtchens) „Bart“, worauf einer der folgenden Briefe anſpielt. Zwei

in der Folge geborne Töchter werden später als Pathen unſres Freundes vorkommen. Die Jüngere derſelben, vom Jahr 1835, wurde in Waiblingen zu ſeiner großen Befriedigung von ihm ſelbſt aus der Taufe gehoben. Die eingetretene Verheirathung meiner beiden älteſten Töchter hat er theils gar nicht mehr, theils nicht mehr in geſundem Geiſteszuſtand erlebt. Alle meine Kinder umfaßte er mit der herzlichſten Liebe, ſo wie ſie mit dem freheſten Vertrauen an ihm hingen, ſich an ſeinen Scherzen ergötzten und, ſo oft er unſre Schwelle betrat, vor Freude glänzten. Einmal hatte er den Mädchen von Wien ein Bilderbeſt, den Wiener Straßenauferuf darſtellend, mitgebracht, wodurch mit ſeiner Hülfe die Wiener Mundart den Kindern, drollig genug, ganz geläufig wurde. — Glückliche Erinnerungen, die meine Kinder durch ihr ganzes Leben begleiten werden!

Vierter Abſchnitt.

Aus einem Briefe Lenau's an Guſtav Schwab. Brief vom 15. Jan. 1832. Lenau's verſtorbene Mutter. Mittheilung der Schilflieder u. ſ. w.

Nach dem kaum beſprochenen Briefe vom 6. Jan. 1832 ſchrieb Niembſch aus Heidelberg unter dem 12. Jan. 1832 an Guſtav Schwab, woven mir damals folgender Auszug wurde:

„Heidelberg, den 12. Jan. 1832.

ꝛc.

„Ich thue Alles, mich zu einem erträglichen Menſchen zu machen. Nur ſchade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner ſauertöpfiſchen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühle erkenne ich es, wie Ihr Eure ganze Duldſamkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen, wie es im Umgange mit Euch mein demüthigendes Loos war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein ſüßer Troſt in ſolcher Demüthigung; ich habe die Größe Eurer Freundſchaft erfahren, ich bin Euch verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während Ihr länaſt mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können.

„Mayer hat mir einen Theil seiner Gedichte übersendet. Es quillt ein so milder Balsam aus diesem Gemüthe, so heilkräftig fließen mir seine Worte in die Seele, daß ich mich ordentlich gestärkt fühle durch diese Lectüre. Ich lese mir diese Gedichte laut vor ꝛc.

„Sage Deiner verehrten Frau, daß sich über ihrer Geduld ein Gewitter zusammenziehe, denn nächstens soll sie mit einem langen Briefe von mir heimgesucht werden. Nun lebe wohl, lieber, guter Freund, und schreibe mir bald, wie es Euch geht" ꝛc.

Ich lasse nun den dritten Brief des Freundes an mich selbst folgen:

„Heidelberg, 15. Jänner 1832.

„Mein lieber Freund!

„Ich habe Dir wieder lange nicht geschrieben, habe aber recht viel an Dich gedacht und mich sehr nach Dir gesehnt. Meine Ankunft in Heidelberg war eine große Freude für mich, denn Du standest, als ich in's Zimmer trat, hinter der Thüre, und sprangst mit einer Umarmung hervor. Wie hat mich Dein Brief gefreut, der mich in Heidelberg erwartete. Und ein zweiter lieber Brief ist von Dir gekommen, und ein Theil deiner lieben Gedichte ist auch gekommen. Wie sorgst Du so freundlich für mein Herz! Ja nicht nur für **mein** Herz, sogar auf meinen kranken Daumen erstreckt sich Deine freundliche Sorge. Der Zug hat mich tief gerührt, denn ich glaube, außer meiner seligen Mutter würde sich Niemand so weit um mich bekümmert haben. Deine Freundschaft zu mir hat auch noch andere Züge gemein mit der zärtlichen Liebe, die meine Mutter für mich trug. Hingegen spür' auch

ich etwas in meinem Herzen für Dich, was ich nur für meine Mutter gefühlt. O Du mein lieber Freund!

„Du verlangst etwas zu vernehmen vom Zustande meines Innern. In großer, gar großer Bewegung ist mein Inneres. Ich habe eine Neigung niederzukämpfen gesucht, das gelang mir schlecht bis jetzt. Wenn ich mich zu zerstreuen meine tagesüber mit Lesen, Guitarrespielen, Schreiben, Herumlaufen ꝛc., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich diese Nacht plötzlich erwacht, mit laut pochendem Herzen und nassen Augen aus einem Traume, von dem meine Seele noch erschüttert ist. Die L. trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Weine saß und sang: „Ich hab' meine Sache auf nichts gestellt, juchhe!" sie trat zu mir, um Abschied zu nehmen. — Ich meinte, ich müßte sterben vor Schmerz, und ließ sie doch gehen. Doch das Alles sei nur Dir gesagt, lieber Freund. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer, und meine Liebe schmerzliches Entsagen. —

„Nun von was Anderem. Deine Gedichte lese ich mit großer Freude durch. Viele davon sind, glaube mir, von ausgezeichneter Schönheit. Gleichwohl glaube ich über manche Manches bemerken zu müssen. Und ich gebe mit meinem kritischen Messer so schonungslos und ruhig darüber her, wie ich es bei den Gedichten keines Andern thun könnte. Du bist dimidium animae meae, und ich behandle Deine Gedichte, als wären sie meine eigenen. Ich habe mit Cotta gesprochen über die Verlagnahme Deiner Gedichte; er hat sich geneigt finden

laſſen, dieſelben zu drucken, weferne Du anders beſcheidene Bedingungen ſtellen werdeſt, was ich ihm in Deinem Namen zuſicherte. Geh' alſo zu ihm und ſchließe ab. Viele Freunde werden Dir Deine Gedichte gewinnen, manches Herz wird Troſt finden darin und die Natur verſtehen lernen. Das freut mich, daß wir zuſammen auftreten.' —

„Kerner hat mir geſchrieben. Er iſt ſehr gekränkt, daß ich ihn nicht beſucht. Ich habe mich aber bereits gerechtfertigt bei ihm. Mir würde es unendlich weh thun, wenn er wirklich glaubte, ich liebe ihn nicht.

„Hier erhältſt Du, was ich ſeit meiner Ankunft aus Stuttgart gemacht:

Nun folgen die fünf Schilflieder und die „Winternacht" Nro. 1 und 2. Dann heißt es:

„Nun lebe wohl, geliebter Freund! Leben Sie wohl, theure Freundin! Lebt wohl, ihr lieben Kinder!

Euer

Niembſch."

Nichts gleicht der Liebe, mit welcher Niembſch ſeiner hier erwähnten Mutter angehängt haben muß. Aber auch nichts muß tiefer, ſchmerzlicher in ſein Herz und ſeine Gemüthsſtimmung, in ſeine ganze Lebensanſicht eingegriffen haben, als ihr Tod an einer langen Krankheit. Hatte er doch, bei allem ſchönen, männlichen Ausdruck und Weſen eine von Natur ſo weiche Seele, daß ihm die Liebe und Zärtlichkeit einer Mutter eigentlich nie entbehrlich geweſen wäre. Auch manche ſeiner Dichtungen ſind beſeelt von dieſem Gefühle für ſeine Mutter. Ich nenne die Gedichte:

„Der Seelenkranke“ (2. B. S. 132), „Zuflucht“ (2. B. S. 154) und „Der offene Schrank“ (2. B. S. 203), wo der Dichter die Sehnsucht nach der hingeschiedenen Mutter, seine Verwaisung durch deren Verlust in so rührenden, fast überkindlichen Tönen ausspricht, wie er auch den Faust am Grabe seiner Mutter (Faust S. 135) und den Capitän über die Versenkung seiner gestorbenen Mutter in's Meer (ebendaselbst S. 162) in die wehmüthigsten Klagen sich ergießen läßt.

Man denke sich, welchen Eindruck die dem obigen Briefe angeschlossene Gabe der fünf Schilflieder auf mich machen mußte! War es Schmerz, Liebe, Naturgefühl, was sie ausklingen? Sie waren mir eine Musik, in der diese alle zu bezauberndem Wohlklang in einander fließen! Niembsch hat ihren Vorzug auch selbst gefühlt; denn öfters that er die Aeußerung, daß sie und „die Wurmlinger Kapelle“ ihm die liebsten seiner (damaligen) Gedichte seien. Uebrigens ist aus Veranlassung der damals mitgetheilten Schilflieder in neuerer Zeit ein besonderer Aufsatz über Lenau's lyrische Gedichte entstanden, den ich eintretenden Falls einer etwaigen Ausgabe jener ebenerwähnten Aufsätze beifügen werde. — Daß Lenau den ersten Anstoß zur Herausgabe meiner Gedichte gegeben und aus eigenem Antriebe deßwegen mit Cotta gesprochen hat, ist nicht der letzte Grund des Dankes, zu dem ich mich seiner Freundschaft verbunden sehe.

Fünfter Abschnitt.

Einladung zu Justinus Kerner. Lenau's Brief vom 21 Januar 1832. Seine erheiterte Gemüthsstimmung. Er und Kerner. Lenau's stille Liebe. Ludwig Uhland. Die Zimmern'sche Familie.

Im Januar 1832 schrieb mir Kerner:

„Niembsch ist freilich ein großer neuer Genius. — Er versprach mir zu kommen und dann mußt Du auch kommen. Ihr könnt im Alexandershäuschen im großen Garten wohnen, das 3 Piecen hat, die man einheizen kann."

Einen ähnlichen Wunsch spricht auch Niembsch selbst in nachstehendem schönen Briefe aus:

„Heidelberg, 21. Jänner 1832.

„Mein innigst geliebter Freund!

„Deine beiden Briefe, den einen in Moll, den andern in Dur, hab' ich gestern erhalten, und zwar mit großer Freude, denn ich vernahm in Moll und Dur die himmlische Melodie Deiner Freundschaft. Ich setzte mich auch sogleich nieder, Dir zu antworten, schrieb einen langen Brief; aber im Rausche, worein mich dein Schreiben versetzt hatte, fiel er so närrisch aus, daß ich einen andern schreiben muß. Hätte ich's nur mit dem letzten

Brief auch so gemacht, den Du von mir bekommen hast; aber der mußte gleich fort, als hätt' er die dringendsten angenehmsten Neuigkeiten für Dich enthalten. Beurtheile mich nicht nach jenem Briefe; nach einem trüben Traume, gleichsam noch in der Atmosphäre dieses Traumes geschrieben, mag er Dir zu nichts Weiterem dienen, als zur Bestätigung der Wahrheit: Gemüthskrankheiten lassen sich nicht plötzlich abschneiden; auch im Stadium der Reconvalescenz kommen noch kleine Zufälle, die aber vorübergehen; nur durch Schwankungen, die freilich immer schwächer werden, setzt sich die empörte Fluth zur Ruhe. Verzweifle nicht an mir, mein theurer Freund! noch bin ich nicht so bettelarm an moralischer Kraft, daß ich mich nicht aufraffen könnte, und wär' es auch nur Dir zu Liebe. Wenn Seneca sagt: „ingentis animi est, aliena causa ad vitam reverti", so ist das Großsprecherei. Er hätte höchstens sagen sollen: honesti animi est; denn wer ein nicht ganz verkrüppeltes, lahmes Herz hat, der wird gerne und kräftig zurückkehren in's Leben, wenn er dadurch einen Freund erfreuen kann, wie ich an Dir einen habe. Sei getrost, dein Werk steht gut, sehr gut. Ich bin heiter, wie ich es seit Jahren nicht gewesen. In meinem finstern Hofzimmer kann man recht fröhlich sein. Du sollst mir nicht schimpfen über dieses Zimmer. Ich habe manches Gedicht darin gemacht, an manches Liebe darin gedacht, manchen Deiner Briefe darin gelesen. Freilich, ein Mensch, wie ich war, mag das schönste Zimmer im Himmel beziehen, er wird alle Wände mit seiner schwarzen Tapezerei behängen. Ich spiele nun fleißig Guitarre in meiner Spelunca;

pfeife mir meine ſteyriſchen Ländler und ſchlage oder vielmehr ſchmalze mit meinem wieder geſunden Daumen (der Dir freundlich danken läßt für Deine gütige Sorgfalt für ihn) die Caſtagnetten dazu; ich verdampfe eine Pfeife nach der andern, eine Cigarre nach der andern, und gehe viel auf den ſchönen Bergen herum, die mir täglich beſſer gefallen. Ueber meine Abreiſe nach Wien hab' ich noch nichts beſchloſſen. Aber den lieben Kerner will ich nächſtens beſuchen auf einige Tage. Sollt' es Dir möglich ſein, auch zu kommen, ſo will ich warten, bis das geſchehen kann. Schreibe mir darüber. Dein liebes Haus werd' ich auf jeden Fall auch noch beſuchen. Ich will bei Deiner Frau und Deinen Kindern ein freundlicheres Bild von mir zurücklaſſen, als ſie jetzt haben. Auch Deinem lieben Karl will ich in die Fantaſie hineincorrigiren. Das iſt ein gar herrlicher Knabe. Gott gebe daß ich ihm einſt nützen kann.

„Ja, Freund! ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entſcheide, für wen und wozu. Du haſt mich ſo ganz wiederhergeſtellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leiſten in der Kunſt. Ich will arbeiten für die Welt, und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entſchloſſen bin, nicht nur vor der Welt, ſondern auch vor meinem Herzen frei zu geben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens ſchon durch eine ſtille Liebe geſtört. Nein, ich will dieſe Liebe bewahren, ſie ſoll mir mein Leben verſchönen für alle Zeit.

„Du erinnerst mich, daß Uhland seinen Gruß von mir noch nicht habe. Ist Uhland nicht verstimmt gegen mich? Paul Pfitzer kam nach Stuttgart, brachte wohl Grüße an Schwab's von Uhland, aber keinen für mich; das fiel mir auf, und ich gestehe Dir, sehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr! Diesen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen. *)

„Hier sende ich Dir einen Abdruck der zwei Gedichte, die ich in die politische Zeitschrift Microcosmus habe drucken lassen.

„Nun lebe wohl, mein geliebter Freund! tausend Herzensgrüße an Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder. Bald sollst Du Deine schönen Gedichte nebst meinen Bemerkungen zurückerhalten. Die seines Bruders hab' ich noch nicht gelesen. Komm, laß Dich umarmen! Lebe wohl, theuer Freund!

„Ich danke Dir für die gütige Uebersendung des Pariser Briefes und bitte das dafür Ausgelegte zum Suso zu rechnen.

Dein

Niembsch."

Es ist mir bei dem rastlosen Getriebe meines Amtes nie so gut geworden, daß ich mit Niembsch gleichzeitig bei unserem Freund Kerner hätte sein können. Das wären festliche Tage für mich gewesen, auch wäre mir das Leben Lenau's in dem Weinsberger Kreise, sein Treiben in jenem

*) Man sehe dagegen den nächsten Brief.

dem Hausgarten angrenzenden alterthümlichen Stadtmauerthurme, worin er meines Wissens dichtete, die mögliche Einwirkung Kerners auf seine Geistesrichtung und Gefühlsweise anschaulicher und klarer geworden, wiewohl der unwiderstehliche Zauber, der den Freund immer von neuem und immer länger in die kleine, aber überreiche Welt des Kerner'schen Hauses, in die Wohnstätte des Kerner'schen Geistes hinzog und bannte, mir nach der Eigenthümlichkeit und persönlichen Liebenswürdigkeit beider Freunde und bei dem Hinübergreifen Kerner's in die dunkleren Gebiete des menschlichen Geistes wohl erklärlich war. Weniger deutlich schwebt mir ihr Leben aus jenen vielleicht späteren Zeiten vor, als der geistreiche Graf Alexander von Württemberg, auch ein jetzt Dahingeschiedener voll der edelsten Anlagen, in dem vollen Feuer seiner ungestümen Natur sich oft als Dritter den beiden andern gesellte und die Art und Weise der Unterhaltung, zumal bei dem in dem gastlichen Hause öfters vorkommenden Zutritt anderer bevorzugter Gesellschaft, dadurch manche Abänderung erfahren mochte.

Gewiß mag es, um unsern Brief weiter zu verfolgen, der untadelhafte Wille unseres Freundes gewesen sein, der erwähnten Neigung nur als stiller Liebe bei sich Raum zu geben, und er hat mich überzeugend versichert, daß er gegen die Geliebte selbst sich nie erklärt habe. Aber wie viel oder wie wenig mit dieser Erläuterung gesagt war, kann wohl ohne Kenntniß der Umstände nicht beurtheilt werden, ist jedoch auch kein Gegenstand, dessen Betrachtung dem Plane der gegenwärtigen Aufzeichnungen entspräche.

Ueber die Stellung Lenau's zu Uhland lese man Weiteres im nächsten Briefe. Es darf uns nicht bange werden, daß sich Lenau je von ihm entfernt hätte.

Unter den Gedichten meines Bruders sind die von August Mayer verstanden, deren Mehrzahl einst in Justinus Kerners poetischem Almanach für das Jahr 1812 und in dessen deutschem Dichterwalde vom Jahr 1813 erschienen waren. — Leider ist dieser theure, jüngere Bruder, ein liebenswürdiger, besonders mit musikalischer Anlage begabter Jüngling ein Opfer des russischen Feldzugs von 1812 geworden, und seit dem Uebergang über die Berezina jede Spur von ihm verschwunden. Die noch angeführten, als Flugblatt mit der Ueberschrift: „Politische Gedichte von N. Lenau" gedruckten 2 Gedichte sind: „Am Grabe eines Ministers" (s. B. d. Gedichte S. 221) und „am Jahrstage der unglücklichen Polenrevolution" („Unsre Gläser klingen hell" u. s. w.), welches letztere handschriftlich schon in den Brief vom 1. Dec. 1831 aufgenommen wurde.

Mit Dr. Zöpfl, dem damaligen Herausgeber des Mikrokosmus, hat Niembsch nach seiner Angabe zu seiner Zeit manchen Umgang gepflogen. Besonders befreundet war er aber in Heidelberg mit dem Zimmern'schen Hause. Er sprach gern von der Trefflichkeit und Herzlichkeit des alten Vaters Zimmern und machte der Tochter, verwittweten Jelberg (früher Reustetelschen Wittwe), die er als eine liebenswürdige und geistreiche Frau sehr werth hielt und deren freundliche Bekanntschaft später auch mir und meinem Haus zu Theil wurde, in ihrem damaligen Wohnorte, dem Dorfe Berg bei Stuttgart, sehr gerne Besuche, die er nie lange auszusetzen pflegte.

Der durch vorliegenden Lenau'schen Brief veranlaßte kleine Aufsatz: „Lenau, als Dichter der Liebe", und die etwas größere Ausführung: „Lenau, als politischer und Freiheitsdichter", können vielleicht zu anderer Zeit gegeben werden.

Sechster Abschnitt.

Brief von Lenau ohne Datum. Sein musikalisches Talent. Das Gericht. Die Wurmlinger Kapelle. Ueber deren Oertlichkeit.

Es folgt nun wohl in der Reihe ein Brief ohne Datum, mit dem Liede: Die Wurmlinger Kapelle. Jener heißt:

„Mein lieber Freund!

„Morgen reise ich zu unsrem Kerner. Weil Du auf meine kritischen Bemerkungen so begierig bist, hab' ich Dir in der Eile einen Theil davon zusammengeschrieben. Die Gedichte, worüber ich nichts sage, gefallen mir durchgängig, die kritisirten aber bis auf die Kleinigkeiten, die ich daran auszusetzen habe. Viele sind von ausgezeichneter Schönheit, und Du thätest sehr Unrecht, wolltest Du sie der Welt entziehen. Diese müssen allgemein gefallen. Bei vielen liegt die Schönheit in geheimeren Beziehungen, die ein geweihtes Auge verlangen, und es wäre wieder Unrecht, wenn Du sie dem, wenn auch seltenen Freunde und Kenner der Poesie entzögest.

„Laß Dich also nimmermehr abbringen von der Herausgabe Deiner Gedichte. Mit meinen Bemerkungen folgt zugleich ihr Gegenstand. Die übrigen Gedichte

nebſt Kritik wirſt Du auch bald erhalten. Ich nehme ſie mit nach Weinsberg, um wenigſtens Deinen Geiſt dort zu haben, wenn mich ſchon die leidige Juſtiz um Deine Perſon bringt. O mein Mayer! könnt' ich Dir doch den Händedruck beibringen, der jetzt in meiner Rechten zuckt! Der Teufel hole den Raum, und auch die Zeit! Dieſes Ehepaar führt die Wirthſchaft hier auf Erden. Alles muß bei ihm einkehren, und jede Freude mit Sehnſucht bezahlen und Thränen.

„Du haſt mich in Deinem letzten Brief einen nicht allzuvollſtändigen Briefbeantworter geſcholten, darum will ich Deinen lieben Brief Punkt für Punkt wenigſtens dießmal beantworten. Alſo meine ſteyriſchen Ländler möchteſt Du hören? Ja, die ſind wahrhaftig ſchön! Hörſt Du einen wahren Steyrerländler, ſo hörſt Du mitten aus dem Getümmel der irdiſchen Freude die allmächtige Stimme der Sehnſucht heraustönen, der Sehnſucht nach dem Heimathlichen, Göttlichen. Ja, gewiß liegt ein gewiſſes göttliches Heimweh in dieſen Gebirgsmelodien. — Wie geht es mit Deinem Huſten, lieber Freund? ſchreibe mir doch gleich nach Weinsberg. Ich fürchte, beigetragen zu haben zu Deinem Uebelbefinden durch den Sturm der Empfindungen, worein ich Dich mit hineingeriſſen. Wenn es doch bald beſſer würde, oder ſchon wäre!

„Du fragſt mich, was mir in Beziehung auf Uhland in der Feder geblieben, und im Herzen. In der Feder eine Grille, im Herzen nichts als warme, innige Liebe für den Ehrwürdigen, Liebenswürdigen. Es war nur vorübergehende Empfindlichkeit. Ich werde Uhland, und

seine gastfreundliche gute Emma lieben, wenn sie mich auch gar nicht mehr mögen sollten. Aber das ist ja nicht der Fall. — An Schwab und seine liebe Frau hab' ich schon einigemal geschrieben. Es ist Gottlob Alles im Alten. — Wegen Schleißnigg mache Dir keine Skrupel, seine Verblüfftheit, sein schnelles Abfahren war vermuthlich nur Folge seiner Ueberraschung, mich nicht getroffen zu haben.

„Die Geschichte mit Hochwächter ist mir etwas fatal. Sehr unangenehme Folgen dürften nicht ausbleiben, wie ich die östreichische Regierung kenne. Aber wir wollen schon sehen, was zu machen. *) So was kümmert mich weniger, als die Herzenssachen. Die stehen jetzt gut, also Alles gut. — Deine Gedichte, glaub' ich, wären mit Lieder am besten überschrieben.

„Noch Eins hab' ich Dir zu beantworten. In meinem närrischen, nicht expedirten Briefe stand nichts von gekränktem Stolze, auch machte ich mich darin durchaus nicht lustig über Dich, wie Du glaubst. Sondern es herrschte eine ausgelassene Freude darin über die Fülle Deiner Liebe, und darüber, daß Du dem verabschiedeten Griesgram, dem in die Flucht geschlagenen Hypochonder noch so tüchtige Wurfspieße nachsandtest, um ihm ja jede Lust zur Wiederkehr zu vertreiben. Meiner Sitte getreu send' ich Dir hier noch ein Gedicht.

„Dich, Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder umarme ich in herzlicher, fester Umarmung.

Ewig Dein

Niembsch."

*) Diese Sache wird noch unten berührt werden.

„Deinen Karl ſeh' ich morgen, den prächtigen Buben. Leb wohl, mein Maver! Leb wohl! Schone Deine Geſundheit und ſchreibe bald."

Nun folgt das Gedicht: Die Wurmlinger Kapelle, endlich die Worte:

„Vale! fave! scribe!"

Wenn hier Niembſch der Stevrer Ländler gedenkt, ſo werden ſeine Leſer ſich gern an eine ſeiner ſpäteren ſchönſten Idyllen, den „Stevrertanz" (2. Bd. S. 16), erinnern, der uns aus der graziöſeſten Schilderung der Tanzbewegungen in die ihm ſo gern wiederkehrenden Gedanken von Tod und Unſterblichkeit einführt. Seine Freunde aber werden ſich ins Gedächtniß zurückrufen, wie meiſterhaft er ſolche Ländler und andere Muſiken auch mit dem Munde zu pfeifen, wie er auch mit dem Hauche der Lippen köſtlich zu phantaſiren wußte. Von ſeinen poetiſchen Muſikverherrlichungen habe ich in den ſchon erwähnten kleinen Aufſätzen geſprochen.

Das Gedicht: Die Wurmlinger Kapelle (1. B. S. 93) war wohl, wenigſtens in der erſten Anlage, ſchon etwas früher, als zur Zeit dieſes Briefes entſtanden. Niembſch war nemlich mit Uhland und Andern auf der Kapelle geweſen, hatte die Freunde voraus nach Tübingen zurückgehen laſſen und war einſam, mit einem Gedicht umgehend, bis nach untergegangener Sonne in dem ſtillen Bergkirchhofe zurückgeblieben. Daher rührt auch wohl der Eindruck der Unmittelbarkeit, der von dem ſchönen Liede ausgeht. In vielen, vielleicht den meiſten Fällen hat Niembſch ſeine Gedichte anders, als die „Kapelle", nicht unmittelbar in der Natur, ſondern im Zimmer, unter Büchern, Schriften und

Tabackspfeifen, oder wenigstens in den vier Wänden des dahinziehenden Reisewagens gemacht, der, wie er öfters sagte, dem Dichten bei ihm sehr zu Statten kam, wahrscheinlich, weil er ganz nach dem Geschmacke des lieben Dichters einen Mittelzustand zwischen Naturgenuß und weicher Bequemlichkeit darbot. Manche Gedichte, wie z. B. der Postillen, zeugen auch selbst für diesen immer noch frischen Ursprung im Reisewagen, während einzelne minder glückliche Dichtungen eher auf die Stubenluft ihres Ursprungs hinweisen könnten.

Man kann nicht gerade sagen, daß die von Schwab in einer Legende (Gustav Schwab's Gedichte, Neue Auswahl, 1838. S. 287), von Uhland in jenem kleinen schönen Liede „Die Kapelle" (Gedichte S. 16) und von Niembsch in der eben erwähnten Weise gefeierte Wurmlinger Kapelle ein ausgezeichnet reizendes Landschafts- und Aussichtsbild biete, wiewohl sie in einem schon älteren hübschen Kupferstiche von dem zu Stuttgart verstorbenen A. Seyffer sich recht malerisch darstellt und die Hügelwelle, auf der sie nach Lenau's Worten himmelan schwebt, eine viel schroffere ist, als man sich vielleicht bei dieser Schilderung einbildet. Jedenfalls liegt doch ein eigener stiller Reiz auf dieser (von Protestanten und Katholiken in traulicher Mischung bewohnten) Gegend. Der als Vorberg der rebenbepflanzten und bewaldeten Tübinger Schloßbergsreihe einzeln stehende, sehr zugespitzte Hügel hat auf seinem Gipfel blos Raum für die einer alten Krypta im romanischen Styl übergebaute, einfache Kapelle und für den sie auf drei Seiten umgebenden Kirchhof, zu dem ich vor einiger Zeit, bei sehr regnerisch-schmutzigem Wetter, einen von Wurmlingen

gekommenen Ochsenwagen mit einem Sarge, unter schwachem Grabgeläute, schwerfällig, steil und traurig emporklimmen sah, wobei ich mich lebhaft an den Stifter der Kapelle, den Grafen Anselm von Calw, erinnern konnte, dessen Sarg nach der Legende von zwei ihn ziehenden, ohne Führer ausgesandten ungewohnten Ochsen auf dieser Bergspitze stehen gelassen wurde. Zunächst am Fuße des rebenreichen Berges liegen die Dörfer Hirschau und Wurmlingen; drüben über dem weiten Wiesen- und Neckarthale, durch welches der Fluß in langer (unmalerischer) Geradleitung hinzieht, gegen Südost und Süd, reihen sich vier andere Dörfer an die lang gestreckten Waldhügel, denen sich am Fuße der jetzt hergliesen Weilerburg Rottenburg am Neckar, eine nicht unansehnliche Stadt von etwa 7000 Einwohnern diess- und jenseits des Neckars, mit einigen altschönen Kirchen und mit mehreren Berg- und Thalkapellen anschließt. Ein langer Gürtel der von dem ferndustigen Hohenstaufen und Hohenrechberg ausgehenden schwäbischen Albberge, mit den durch Ferne unscheinbaren Burgen Hohenneuffen, Achalm und Hohenzollern, ragt östlich und südlich hervor über die Wälder; dann beginnen gegen Westen die tannenreichen Vorberge des Schwarzwalds und folgen dessen blaue Höhen über einer vereinzelten Hügelgruppe des Ammerthales mit dem (sagenreichen) Hohenberger oder Seebronner Wartthurm u. s. w., worauf nordwestlich das Fruchtgelände des Gäues mit Städtchen und Burg Herrenberg, das Bergschloß Rosek, endlich die Berge unweit der unsichtbar bleibenden Stadt Tübingen, den Schluß des bedeutenden Rundgemäldes bilden. Der üppige Pflanzenwuchs des Unterlandes reicht nicht bis in diese schon etwas rauhere, oberländische Gegend,

die aber in ihrem weiten Umkreiſe eine ernſt anſprechende Wirkung auf den Wanderer und noch mehr auf den Leidtragenden, der hier bei der Kapelle an den Gräbern ſeiner Angehörigen und Freunde zu ſchalten hat, nicht verfehlen wird *)

*) Zwei kleine Stunden von Tübingen entfernt, diente die Kapelle, ſeit ich in Tübingen lebe, auch mir, den Meinigen und manchem uns empfohlenen oder von uns beherbergten Freunden zum erwünſchten Ausflug. Vor einigen Jahren waren wir mit einem jungen Freunde und Dichter aus dem Kanton Bern eben geweſen, hatten dort auf dem Kirchhof eine weinende Wittwe getroffen und uns herausgenommen, uns auf den Bänken der mit Votivbildern gefüllten Kapelle zu lagern und in Gegenwart mehrerer vor den Altären betenden oder zu uns hinlauſchenden Frauen die beiden Wurmlinger Kapellenlieder von Uhland und Mörike, dann die „verlorene Kirche“ und den „Waller“ Uhlands in ſanftem Ton vorzuleſen. Ich glaube nicht, daß die Frauen uns dafür undankbar waren; wir aber genoſſen eine ſchöne Stunde, wie ſie nur durch ſolche Poeſie, durch die Erinnerung an ſolche Freunde uns werden konnte. Nach einiger Zeit geſtaltete ich das Andenken an dieſes kleine Erlebniß in einige Verſe, die ich wegen ihrer Beziehung auf Lenau, der damals noch als Kranker in der Anſtalt von Döbling lebte, einrücke:

Die Wurmlinger Kapelle und ihr Kirchhof.

Wieder ſteht an ihrer Schwelle
Uns die freundliche Kapelle,
Wo der Tod uns näher tritt,
Doch ein Gruß von Freunden mit.

Uhland, voll von ſanftem Wehe,
Sang einſt in des Kirchleins Nähe
Einem Knaben friſch und jung
Ernſte Todesverkündigung.

Und manch' Kreuz hier, „ſchlafestrunken“,
Mancher Hügel, „halbversunken“,
Mahnt das Herz an Lenau's Leid,
Lenau's „Todesmüdigkeit“.

Ein beſonders anziehendes Licht würde ſich über dieſe ganze Gegend in hiſtoriſcher und alterthümlicher Hinſicht verbreiten laſſen. Ihre Nachbarſchaft ſcheint der Schauplatz einer von Valerianus den Alemannen gelieferten Schlacht und der Sitz der altrömiſchen Stadt Sumlocenne oder Solicinium (Rottenburg am Neckar) geweſen zu ſein, um deren Alterthümer Domdecan v. Jaumann in Rottenburg als Sammler und Forſcher ſich ſo große, wenn

---

Lenau! — ach, ich ſelbſt entrinnen,
Muß der Freunde das Grab noch miſſen!
Die Kapelle dient zum Mal,
Welch' ein Geiſt hier ſang zu Thal' —

Eine Wittwe ſeh'n wir treten
An des Gatten Grab und beten,
Weine ſie ſo heiß nicht nach,
Weil der Tod das Herz ihr brach!

Tiefern Gram die Seele leidet,
Wenn der Geiſt des Freundes ſcheidet,
Ob' ich für den Leib ergab
Traute Ruhenatt im Grab —

Uhland, Lenau' — theure Namen,
Die uns vor die Seele kamen,
Gleich den Bildern an der Wand
Sind ſie hier uns zugewandt —

Selbſt die Beterinnen lauſchten,
Die ſo ſanfte Ton' umrauſchten,
Als der edlen Dichter Wort
Uns erklang am Andachtsort —

Schweizerjüngling mit Cruciferungen,
Von dem Geiſt, der hier erklungen,
Auch dein Bild ſoll künftig nun,
Uns an dieſen Wänden ruhn!

Und ein Herz für Freunde tragend
Steh'n wir hier, wohl wieder fragend:
Folgt einſt freies Wiederſeh'n
Unſerm Auseinandergeh'n?

auch theilweise angefochtene, Verdienste erworben hat. Dieselbe Nachbarschaft enthält ferner das im romanischen Styl gebaute, alte, sehenswürdige Kirchlein des Schwärzlochhofes (Schwertwalkhofes?) mit seinem einfach schönen (jetzt zu einer Milchkammer dienenden) Chore und mit den seltsamen Ungethümen und andern Steingebilden, die sich unter dem Dache des jetzt bewohnten Kirchleins hinziehen und neben der Thüre uns entgegenblicken. Ebenso finden sich hier auf dem in das Neckarthal vortretenden Spitzberge die kaum noch sichtbaren Spuren von Schloß Tekenburg, der alten verlassenen (oder verödeten) Stammburg der nachherigen Pfalzgrafen von Tübingen, und was dergleichen mehr ist. Man würde es gewiß mit voller Befriedigung aufnehmen, wenn Uhland die Ergebnisse seiner (in das älteste deutsche Alterthum zurückleitenden) noch nicht abgeschlossenen Forschungen über die hier zur Sprache kommenden Namen, Sagen, Denkmäler und Oertlichkeiten seiner Zeit der Schrift und Oeffentlichkeit übergeben wollte. Inzwischen erfreut uns der reiche Schatz, den uns Ernst Meier in seinen Sagen, Sitten und Gebräuchen aus Schwaben (Stuttgart 1852) vorzugsweise aus dieser ganzen Gegend mittheilt. Auch wäre es einem andern Freunde, dem Maler Dr. Leibnitz von hier, sehr zu verdanken, wenn er die zierlichen architektonischen und landschaftlichen Zeichnungen von der Wurmlinger Kapelle und ihrer Krypta und von dem (jeder Privatverfügung und etwaiger Zerstörung ausgesetzten) Schwärzloche als Tübinger Gedenkblätter bekannt machen würde.

Da ich der Mittheilung der Lenau'schen Briefe immer gerne die in meinem Bereich liegenden ästhetischen Betrach-

tungen über seine Werke anreihen möchte, so veranlaßten mich die in dem Kapellenliede vorkommenden Gleichnisse und seine eben mitgetheilte Allegorie von dem auf Erden wirthschaftenden Ehepaare, dem Raum und der Zeit, auf die Gleichnisse, Allegorieen und Metaphern unseres Niembsch etwas näher einzugehen; ich muß aber auch diesen Aufsatz einstweilen auf die Seite legen.

Siebenter Abschnitt.

Aus einem Briefe nach Stuttgart. Brief von Lenau vom 5. Febr. 1832. Heilbronner Erinnerungen nach einem späteren Briefe von Justinus Kerner. Aesthetische Bemerkungen. Lenau's Observationculae criticae.

Aus einem mir seiner Zeit mitgetheilten Briefe, ohne Zweifel an Sophie, Gustav Schwabs Gattin, bemerkte ich mir im Jan. 1832 die Zeilen:

„Heidelberg, den 24. Jan. 1832.

„Theure Freundin!

ꝛc.

„Ich bin nicht mehr so traurig, liebe Freundin, als ich am Morgen unsrer Trennung gewesen. Ich müßte ja schon todt sein, wenn diese Trauer lange gedauert hätte. Mir war damals zu Muthe, als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld ver-verwirkten — gestoßen auf ewig. Nun bin ich heiter, wie ich es lange nicht gewesen. — Als wir den letzten Abend zusammensaßen und Glühwein tranken, hob mein Schwab das Glas und trank mir's so herzlich zu auf meine Wiederherstellung und Sie stießen an und der tiefe, warme Himmel der Freundschaft grüßte mich seg-

nend aus Ihrem schönen Auge. Das war ein herrlicher Augenblick!" ꝛc.

Ich darf auf freundliche Nachsicht unsrer Freundin Schwab rechnen, wenn auch diese mir ursprünglich nicht angehörigen lieben Zeilen hier mit eingeschlossen sind. Der nächste nun folgende Brief aus Weinsberg vom 5. Februar 1832 erging an mich selbst und klagt zuerst wiederholt über eine in der Zeitschrift „Hochwächter" geschehene Veröffentlichung, die dem Freund bei der Anwesenheit eines östreichischen Gesandten zu Stuttgart in den damaligen Zeiten unangenehme Folgen und Störungen zuziehen konnte und welche nach Schwabs hier widerlegter Meinung von Kerner verschuldet sein sollte. Wir erinnern uns dabei, daß Niembsch, wie noch unten vorkommen wird, in späterer Zeit wegen der verbotswidrigen Herausgabe seiner Gedichte im Auslande, daheim in Oestreich in Untersuchung gezogen wurde und die Sache nur dadurch beizulegen oder einzuschläfern wußte, daß er sich als Ungar geltend zu machen suchte, auf den die östreichischen Preß- und Censurgesetze keine Anwendung fänden. Der erwähnte Brief lautet:

„Weinsberg, den 5. Febr. 1832.

„Geliebter Freund!

„Gestern erhielt ich Dein liebes Schreiben an mich und Kerner, und eile um so mehr, es zu beantworten, als es sich um Beseitigung eines Irrthums handelt, der unserm guten Kerner sehr wehthut. Veranlassung des Irrthums, als sei Kerner schuld an der fatalen Hochwächteriade, war vermuthlich der Umstand, daß auch Kerners Volksgedichte im Hochwächter erschienen sind.

Das war aber ebenſo ein Gewaltſtreich der Redaktion, als es der Druck meines Gedichtes war. Kerners Polengedichte wurden Rödingern qua tali privatim mitgetheilt, durchaus nicht zum Drucke. Mein Gedicht hat der Pfarrer von N. bei Oehringen in Kerners Hauſe — bei deſſen Abweſenheit — auf einem Tiſche liegend gefunden, abgeſchrieben und mittel- oder unmittelbar an Rödinger befördert. Daß nun Rödinger ſo ganz mit Leib und Seel Hochwächter iſt, und den Privatmann vom öffentlichen, den Freund vom Redakteur nimmer unterſcheiden kann — das allein iſt zu beſchuldigen. Ich bitte Dich alſo recht dringend, auch unſerm lieben Schwab die Sache aufzuklären, und ſo viel möglich allen Anderen, die in gleichem Irrthum ſind. *)

„Hier ſend' ich Dir wieder einen Theil Deiner Gedichte und meine Bemerkungen darüber. Sind letztere zuweilen etwas vorgreiflich, indem ſie zugleich ſagen, wie Manches zu ändern wäre, ſo verzeih mir das; ich zweifle nicht, daß Du ſelbſt darauf gekommen ſein würdeſt, aber wenn, wie ich glaube, mir das Richtige zuweilen verſchwebt, ſo kann ich es nicht verſchweigen. Du kannſt ja ſolche Stellen in meinen Bemerkungen übergehen, um Dir die freie Unbefangenheit bei etwaiger Aenderung manches Deiner Gedichte nicht zu nehmen. Auch ſind meine Bemerkungen manchmal etwas derb ausgefallen. Ich erhitze mich leicht beim Lobe wie beim Tadel. —

*) Rödinger möge freundlich entſchuldigen, daß ich ihm nicht durch genommene Rückſprache Gelegenheit zur weiteren Aufklärung der hier wahrſcheinlich eingetretenen Mißverſtändniſſe gab. Die Sache hat ja längſt alle Bedeutung verloren.

„Ich habe nun ſchon eine ganze Woche bei unſerm Freunde ſehr angenehm zugebracht. Neulich waren wir in Heilbronn und wohnten dort im Hauſe des Herrn Oberamtsrichters Rümelin einem Kindertheater bei; Dein Karl hat ſich beſonders hervorgethan durch ſein lebendiges, humoriſtiſches möcht' ich beinahe ſagen, und doch ganz kindliches Spiel. Am Ende wurde er herausapplaudirt, und bedankte ſich für den Beifall wieder ganz artig und originell. Ein Teufelskerl. Ich hätte ihn von der Bühne herunterreißen und küſſen mögen, ſo exzellent hat er ſeine Sache gemacht.

„Von unſeres lieben Schwabs hab' ich ſchon ziemlich lange keine Briefe. Da die arme Frau wieder krank war, kamen ſie freilich nicht zum Briefſchreiben. Melde mir doch ſogleich, lieber Freund, wie es mit der Geſundheit der vortrefflichen Frau ſteht, die ich herzlich bedaure, daß ſie von der fatalen Roſe ſchon wieder befallen iſt. — Auch über Deine Geſundheit hätt' ich gern eine Nachricht von Dir erwartet auf meine Erkundigung; doch Du biſt in dem Punkte etwas leichtſinnig. Ich fordere genaue Nachricht hierüber, debes amico, debes medico. Deiner lieben Frau wünſch' ich von Herzen ein heiteres Gemüth und geſunde Tage, damit ſie geſtärkt werde für die bange Stunde die ihr bevorſteht. Gott ſegne ſie. Nicht mehr lange wird es währen, ſo bin ich auch in Deinem Hauſe, Du mein geliebter Freund, und genieße einige ſelige Tage. Sag' es nur dem kleinen holdſeligen Minele, daß Bart kommen wird.

„Was macht unſer Uhland? ſeine gute Frau? Richtig! Eins hätt' ich bald vergeſſen. Du ſprichſt von Deinem

Gedichte, wo die Schnecke vorkommt. Ja freilich iſt der ſcherzhafte Ton darin nicht getroffen. So viel ich mich erinnere, kommt der Ausdruck darin: daß Du Dich in Nachtheil ſetzeſt. Das iſt nun aber ein gar proſaiſches, ungeſchlachtes Wort für ein Gedicht dieſer Art, wo jedes Wort hüpfen und flattern ſoll. Und ſo iſt das Ganze etwas ſteif gehalten. Verſuch es anders zu bearbeiten. Vielleicht gefällt dann das Gleichniß beſſer. Auf jeden Fall iſt es aber ein Gleichniß, das erſt durch die Darſtellung zu poetiſchen Ehren und Würden gelangen kann; dann aber vielleicht recht viel Glück macht; man kann's nicht wiſſen vorhinein. Verſuch' es.

„Im Allgemeinen glaub' ich Dir noch bemerken zu müſſen, daß Du Dich etwas ſeltenerer Reime befleißen ſollteſt; daß Deine Conſtruction nicht immer poetiſch iſt, ſondern manchmal eine proſaiſche Dispoſition über die Gedanken, ein gewiſſer numerus oratorius darin erſcheint. Ich meine das beſonnene Anordnen der Vorder- und Nachſätze, das logiſche Gerüſte, das hier und dort zwiſchen den Blumengewinden bleich und kalt hervorguckt.

„Soeben hat Kerner ſeinen alten Gaul anſpannen laſſen. Ich fahre mit ihm aus. Glaube nicht, daß wir Deiner vergeſſen in unſerem Glücke. Ja ich bin wirklich ſehr glücklich hier in Weinsberg. Kerner hat eine unergründliche Seelengüte. Seine Rikele iſt auch ſo lieb und gut. Wir leben ſo traulich zuſammen mit den lieben Kindern. Aber wir denken Dein und der Deinigen mit inniger Liebe. O Mayer, wärſt Du da!

„Lebt wohl, meine Lieben, viele herzliche Grüße von Kerners, leb' wohl, Mörike, treuer Freund!

Ewig Dein

Riembsch."

„Nächstens schick' ich Dir den letzten Theil der Gedichte sammt meinen Gedanken darüber. Mein Aufenthalt in Weinsberg dauert bis Samstag, 10. Febr. 1832.

„Vale! dimidium animae meae! Das ist das schönste Wort Horazens."

Hinsichtlich des Auftretens meines Sohns in dem von Riembsch erwähnten Theater hat ich den Lehrer und Pflegevater des Ersteren um nähere Erläuterung, der dann auch, übrigens voll von der Harmlosigkeit dieses kindlichen Vergnügens, die Möglichkeit nicht widersprach, daß der rauschende Beifall, der dem Knaben bei seinem letzten Auftritte durch meine „Freunde Dr. Kerner, Dr. Seyffer und Riembsch" zu Theil geworden, eine Eitelkeit in ihm hervorrufen könnte, vor welcher er ihn für immer bewahren möchte.

Die Nähe von Heilbronn am Neckar mag für unsern Freund bei seinem jeweiligen Aufenthalt in Weinsberg besonders auch viel Anziehendes gehabt haben. Kerner und ich (er später, ich früher) besaßen in dieser lebendigen Stadt, in der auch ich glückliche Jugendjahre als Advocat verlebt habe, eine Anzahl sehr wackerer Freunde, die auch zum Theil unserm Riembsch nahe standen, nun aber beinahe sämmtlich dahingeschieden sind. *)

*) Mit voller Theilnahme nimme ich zur Klage unsres lieben Justinus in einem Briefe vom 11. Dec. 1850, nachdem

Ob Niembsch schon zur Zeit dieses Briefes und längeren Verweilens in Weinsberg den Entschluß gefaßt hatte, das

auch unser theurer alter Freund, der Silberfabrikant und Ornamentenkünstler Peter Bruckmann, zu Heilbronn gestorben war. Möge hier als Epikrise Einiges von dem Briefe Kerners, aus dem sein treuer Sinn noch so frisch hervorleuchtet, freundliche Aufnahme finden:

„Bester Carl!

„Nun ist ja auch unser guter alter Peter fort. — Wo ich in Heilbronn hinsehe, sehe ich ein Haus, in dem einst ein Freund war und nicht mehr ist. — Clemens, Peter, Carl Reuß, Denzel, Niethammer, Rümmelin, Märklin, Kleinmann, und auswärts Alexander, Niembsch, Schwab, und da steh' ich noch! — aber wie? wie ein hohler Baum, den man mit Steinen ausmauerte."

Von den Genannten war mir nur der erst in späterer Zeit nach Heilbronn gekommene, von Strauß durch ein eigenes Buch oder Charakterbild gefeierte Märklin fremder, dagegen Clemens Bruckmann, verstorbener Stattschultheiß von Heilbronn, ein mir sehr theurer Schwager, und Dr. Niethammer schon als liebenswerther Schwiegersohn Kerners befreundet, und nur darüber wundre ich mich, daß dieser neben den Genannten unsre drei künstlerischen Freunde, den Landschaftsmaler Carl Dörr, der leider seine trefflichen, transparenten Mondscheinlandschaften aus der Schweiz u. s. w. durch die Mäuse auffressen ließ, den Kupferstecher Duttenhofer, der sich in Folge körperlicher Leiden den Tod gab, und den in Landschaftgemälden so glücklichen Dilettanten und Humoristen Bayer, ferner den kunstsinnigen Dr. Christian Zeller in seinen wehmüthigen Erinnerungen vergessen konnte. Auch der alte liebenswürdige und geistreiche Dr. Seyffer, immer ein Freund und oft der ärztliche Berather unseres Justinus in dessen eigenen Krankheiten, ist inzwischen im Sommer 1852. bis an's Ende seinen glücklichen Humor behauptend, dahingeschieden, und nur noch der rüstige und frische Greis Maler Wagner aus jenen befreundeten Heilbronner Kreisen

Studium der Medicin zu verlaſſen, wogegen beinahe die Worte „odeo medico" zu ſprechen ſcheinen, iſt mir unbekannt; wohl aber hörte ich von ihm ſpäter, daß es auch der phyſiſche Ekel vor manchen Krankheitserſcheinungen u. ſ. w. war, was ihn davon entfernt hat.

Den äſthetiſchen Bemerkungen des Freundes in dem obigen Briefe vom 5. Febr. 1832 gebe ich meine volle Zuſtimmung. Nur hinſichtlich der ſeltneren Reime hielt ich ihm wohl manchmal entgegen: es möchte vielleicht eher etwas Verdienſtliches haben, wenn man gerade mit viel gebrauchten, nicht ſeltenen Reimen, wie ſie namentlich Göthe in ſeiner beſten Zeit angewendet, doch einen neuen oder nicht gewöhnlichen Eindruck zu bewirken wiſſe. Es möge freilich von reicher Phantaſie und großer Meiſterſchaft zeugen, wenn man über ſeltene oder ganz neue Reime mit Leichtigkeit und Grazie gebiete; eine ſolche Virtuoſität ſollte aber doch nicht als etwas Unumgängliches gefordert werden, wie es mir z. B. leid thäte, wenn in der Muſik nur Virtuoſen mit ihrer überkünſtlichen Bewältigung aller erdenklichen Schwierigkeiten zu hören wären; eine Anſicht, die im Allgemeinen auch unſern Riembſch nicht zum Gegner hatte. *)

übrig. — Ja, hätten unſre jüngeren Jahre keinen Halt gehabt, als an den genannten Männern, ſo hätten ſich doch Geiſt und Herz mit ihnen wohl befinden müſſen.

*) Später ſagte ich über

Virtuoſität

Sei Virtuos! Ein ſelig Loos!
Doch, daß ein Paganini zeige
Im Lande ſich zu jeder Geige,
Verlangt die Kunſt des Klanges nicht,
Und zu der Pracht gedämpfter Nacht
Gehört viel kleiner Sterne Licht.

Ehe ich den vorliegenden Brief verlasse, gedenke ich noch der mir von Riembsch nach und nach gesandten Observationculae criticae zu meinen Gedichten und erlaube mir, einige bezeichnende Stellen aus denselben hieher zu setzen:

In meinem Lied „An die Lerche", 2te Ausg. meiner Gedichte, 1840, S. 29 heißen die 2 ersten Strophen:

O Lerche, könnt' ich mit dir dringen
In jenes lichte Blau,
So froh, wie du, so innig singen
Zur blüthenvollen Au!

Vom Sänger wäre nichts zu schauen,
Man horchte seinem Lied,
Als ob's unsichtbar diesen Auen
Der Himmel selbst beschied.

Hiezu bemerkt Riembsch:

„Hier triffst Du merkwürdig mit mir zusammen. In meinem Gedichte: „Reiseempfindung" heißt es:

„Die Lerche sang und schwank dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
So daß der blaue Himmel schien
In's Thal herabzusingen."

„Mich freut es, daß wir uns im blauen Himmel so schön getroffen' Grüß Dich Gott, Mayer!"

„Wiedererweckung." (Jetzt verbessert in der 2. Ausg. meiner Gedichte, S. 11.) „Dieses schöne Gedicht bewegt sich doch nicht leicht genug. Der Anfang ist dadurch etwas schwerfällig, daß der Satz: „Als ich einsam wallte", durch die eingeschaltete Ortsbeschreibung zerrissen

wird. Jede Parenthese erscheint mir im Gedichte wie ein fremder gewaltsam eingedrungener Keil" u. s. w.

„Wanderklage. Str. 2." (Ebendas. S. 84. Nr. 9, jetzt verbessert.) Hier heißt es:

„Windesweben." Das Weben ist auch einer von den in die poetische Sprache einschleudrianirten Ausdrücken, die man zuweilen gebraucht, ohne ihren Sinn zu untersuchen. Weben, beseegeln, entseegeln u. a. gehören hieher, das Buch der Natur, die Sternenschrift nicht zu vergessen. Mir gefällt es ebensowenig, wenn der Dichter seinen Webstuhl in jeden Winkel der Natur schleppt und Luft, Mond, Sterne und Blumen weben läßt, als wenn er seinen Petschierwitz oder Buchdruckerwitz oder sonstigen Handwerkswitz der schönen Natur aufklebt. Solches ist widerlich. Verzeihe mir, lieber Freund, meine Derbheit, aber ich habe einen zu bittren, zu alten Haß gegen die verfluchte Weberei! Verzeih! Uebrigens sind diese Wanderlieder sehr schön."

Auch bei der damaligen Lesart des Liedes: „Begegniß auf der Wanderschaft" (ebendas. S. 85. Nr. 18.), findet sich der Warnungsruf beigesetzt: „Wart nur, du Webergesell'" Mag man die zuletzt ausgehobenen Aussprüche etwas grillenhaft und übertrieben finden, da die Erfindungen des unerschöpflichen und hülfreichen Menschengeistes jene Herabwürdigung nicht verdienen werden, in der Hauptsache waren mir dieselben doch aus der Seele geschrieben. *)

*) Als ich mich aber vor mehreren Jahren auf einer Fußreise ermüdet fand, so gerieth ich in vollem Andenken an die Warnung meines Freundes doch in die überzenden Verse:

Uebrigens sind es gewissermaßen ähnliche Vergleichungen oder Metaphern, wenn Lenau z. B. in „Liebesfeier" (1. Bd. S. 69) sagt:

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom,

oder:

Er schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.
(Der Lenz. 1. B. S. 68.)

oder: wenn er den „Mantel der Natur" rauschen hört, in dem schwarzen See (2. B. S. 217).

Wie Niembsch überhaupt manchen jener Gedichte warme Worte des Lobes beifügt; so ist es bezeichnend, daß er das kleine Gedichtchen:

Vertrauen.
(Gedichte. S. 51.)

Droben jener Himmelsstern
Und im Auge mir die Thräne,
Beide sind sich freilich fern,
Doch so fremd auch, wie ich wähne?

besonders verbebt. Seinem grübelnden Geiste hat ja diese

Die Vergleichung am rechten Platze.

Der Geschmack ist nicht zu loben,
Dem sich darstellt als gewoben,
Was aus Gottes Händen stammt,
„Bunter Teppich, grüner Sammt".
Sag ich nicht von einer Wiese
Ausgenommen sei nur diese,
Die ich heut' nach hartem Plan
Endlich noch zum Schluß betrat!
Wie begabt sie sich so weich!
Hier, hier paßt mir der Vergleich:
Denn die muden Beine schleppt' ich
Gern hier noch auf sammtnem Teppich.

Frage wohl zusagen können. *) Zu dem kleinen, doch von ihm so ernstlich genommenen Gedichte: „Der Maienblumenstrauß" (ebendas. S. 347, Nr. 33), schmeichelte er mir mit den Worten: „Wie innig, wie schön! Das kann nur Mayer sagen. Wie beneidenswerth ist ein Herz so voll Liebe!" Aber auch an Verdammungsurtheilen: „deleatur! excludatur! pereat!" im Gegensatz gegen das anderswo angehängte: „Vivat!" läßt er's nicht fehlen, so wenig als ich es in der Regel an Befolgung seines Rathes fehlen ließ.

Noch macht er z. B. folgende eigenthümliche oder vielmehr etwas eigensinnige, vermuthlich auch nicht für immer festgehaltene Bemerkungen:

„Bei bedecktem Himmel" (meine Gedichte S. 137, jetzt verbessert). „Das Wort erstehn gefällt mir nicht; wenn es auf mich ankäme, ich würde es wie das Wort erschließen ganz todtschlagen."

Auch sonst finden sich Klagen über die Wortsylben er —, ver —, ent —; z. B.

„Grabnen" gefällt mir nicht. Das Partikelchen er liegt an dem Abnen wie ein kalter Reif."

So die Verse: „Auf einem Schloßgemäuer" (ebendas. S. 346, Nr. 30. Str. 2.) kritisirt er, wie folgt:

„Entsink ich" gefällt mir nicht. Versink' ich zieh' ich ver; denn im Wort „entsinken" liegt hier eine doppelte Beziehung, die Beziehung auf die jetzige Zeit, aus welcher und die auf die andere Zeit, in welche du sinkst. So stecken alle mit ent zusammengesetzte Zeitwörter, wenn sie zugleich eine Richtung

*) Einfacher hieße es mit Beseitigung der Frage: Doch so fremd nicht, wie ich wähne.

wohin ausdrücken, gleichsam einen Arm vor-, den andern rückwärts und haben etwas Zerstreuendes." (Allein könnte man nicht sagen, daß gerade in solcher Andeutung einer doppelten Bewegung nach Umständen ein Vorzug liege?)

Zu dem Gedicht: „Einseitige Liebe" (ebendas. S. 21, jetzt verbessert) sagt Niembsch sehr richtig:

„Der Dichter soll lieber irgend eine Eigenschaft des Alls anführen, wodurch dasselbe reizend ist, als daß er es reizend nennt. Wer den Reiz nennt, empfindet ihn nicht mehr, er denkt ihn."

Zu der „Dorfscene" (S. 321, Nr. 15.) bemerkt er ebenso: „Wenne-scene, ein Ausdruck, aus Glut und Eis zusammengesetzt."

„Gelegenheit zum Glücklichsein." (S. 203.) „Das hätte Gottsched nicht geziertlicher sagen können."

Doch genug von diesen harmlosen Unterhaltungen während jenes so freundschaftlichen Verkehrs zwischen uns Beiden.

Achter Abschnitt.

Amerikanischer Reiseplan. Briefe von Kerner und Lenau. Künstlerische Vorliebe des Letzteren.

Wenn ich während der glücklichen Gewohnheit unsres Briefwechsels einmal in die Weite andrach:

Nach Empfang eines Briefs.

Der Himmel ist so blau und tief,
So treu und gut des Freundes Brief!
Die Zwei im Grunen mir verkünden,
Die Liebe sei nicht zu ergründen!

so brohte nun bald eine Unterbrechung jener schönen Gewohnheit. Den 11. März 1832 schrieb mir unser lieber, zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen Behauptung und Selbstironie, zwischen Ernst und Humor lebender Justinus Kerner, dem wir sein Teufel-Austreiben ja auch jetzt lassen zugute:

„Herzlieber!

„Dein Brief an Niembsch kam von Heidelberg lieber, denn Niembsch ist schon seit 10 Tagen wieder bei mir. Jetzt wo er heute nach Bönnigheim" fuhr, aber

Nachts wiederkehrt, will ich Dir schreiben, weil er Dir wahrscheinlich erst in 2 bis 3 Tagen schreiben wird. Niembsch ist von Amerika ganz besessen, schrieb sich in die Actiengesellschaft ein und schifft am 1. Mai dahin. Er läßt sich nichts einreden: denn seine ganz dämenische Phantasie malt ihm da Dinge vor, die ganz nach seinen Wünschen sind.

„Er ist wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er inneren Frieden und Glauben gewonnen (die ihm so sehr fehlen). — allein in Heidelberg wieder 14 Tage sich selbst überlassen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere schießen und Urbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht 20mal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren namentlich seines Gesichtes aussprechen. So lange dieser Dämon nicht aus ihm getrieben ist, ist er furchtbar unglücklich und macht auch Andere düster. Ich will noch Alles anwenden, denselben in ihm zum zweitenmal zu bannen, verzweifle aber jetzt sehr! Denn die amerikanische fixe Idee, die ihm dieser eingeflüstert, hat furchtbar feste Wurzeln in ihm gefaßt. Er fuhr heute nach Bönnigheim zu einem amerikanischen Commissär. Nach Stuttgart wird er wohl bald auch kommen ꝛc. Gedichtet hat er inzwischen gar nichts, ließ auch seine Tragödie liegen ꝛc.

„All dieß ist Dir in Liebe zu Niembsch geschrieben und sage ihm nichts davon, bei unsrer ältern Liebe.“

„Nachts.

„Niembsch kehrte von Bönnigheim zurück und unterschrieb sich mit 5000 fl. in die amerikanische Gesellschaft, wofür er 1000 Morgen Landes zum Anbau erhält. Es ist nun nichts mehr zu machen, als zu dieser Sache das Beste zu sagen. Es ist vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne seine weisen Absichten zulassen. Betrachtet man es wieder von anderen Seiten, so läßt sich allerdings dagegen auch wieder wenig einwenden. Europa verfault immer mehr in der Gemeinheit und auch mir wird es oft ganz bang in ihm. —

„Die Polen! Ja, bester Mayer! mit diesen leb' ich seit 8 Tagen persönlich und da fällt einem erst ihr Jammer auf's Herz u. s. w. Auch dem Niembsch machten diese Bekanntschaften große Freude und die Polen schlossen sich sogleich traulich an den Ungarn an.

„Morgen fahren wir mit Niembsch nach Oehringen. Niembsch sagte mir, daß er in ein paar Tagen nach Heidelberg müsse, um seine Weltgeschichten zu ordnen. Alexander schrieb auch, er komme. Niembsch wird Dir das Weitere schreiben, und vielleicht auch die Tage, wo Du ihn hier, worauf wir uns Alle herzlich freuen, treffen könntest, bestimmen. Niembsch hat alle Stunden einen andern Plan und ich kann Dir also leider gar nichts Bestimmtes schreiben, als das, daß er von gar nichts mehr spricht und an gar nichts mehr denkt, als

an die Reise und das Wesen in Amerika. Gott sei mit Euch und uns Allen!

Dein immer sehr trauriger

„Weinsb. 11. März 32." J. Kerner."

Der Stoff und Plan des Trauerspiels, das Kerner hier und Niembsch in einem spätern Briefe anführt, und von welchem dieser auch mit mir gesprochen, ist meinem Gedächtniß gänzlich entschwunden. Ob das in den hinterlassenen Papieren des Freundes vorgefundene dramatische Bruchstück: Helena (Nachlaß S. 103) damit in Verbindung stehe, kann ich daher nicht mehr sagen.

Mit dem Postzeichen: Heidelberg, 14. März 1832 ließ auch Niembsch einen in Weinsberg geschriebenen Brief folgen, welchem Kerner das Datum des 13. März beigeschrieben hatte und in welchem Niembsch über eine Reise in Amerika ähnliche Gedanken, wie in dem Gedichte: „Der Maskenball" (1. B. S. 118) ausspricht. Die Worte, mit Beisätzen von Kerner, lauten:

„Weinsb. 13. März 32."

(Drei Worte von Kerner rand.)

„Mein lieber Mayer!

„Ich reise diesen Frühling nach Amerika. Längstens bis 1. Mai, vielleicht aber schon in 3 Wochen werd' ich mich einschiffen. Das war es, warum ich so lang nicht geschrieben, ich hatte theils viel herumzureisen und auszukundschaften, theils wollt' ich Dir einen letzten festen Entschluß mittheilen, nun ist er gefaßt. Um in Amerika etwas Halt zu haben, bin ich in den Stuttgarter (eigentlich Ulmer) Verein der Auswanderer mit einigen Actien eingetreten. Die Gesellschaft, bereits aus 200

Kerfen beſtehend, wird ſich am Miſſouriſluß niederlaſſen, verläufig aber eine Commiſſion dahin abſenden, um Land anzukaufen, und die Coloniſation vorzubereiten. Wahrſcheinlich werd' ich mich an dieſen Vertrab anſchließen, denn ſehr intereſſant wär' es mir, die erſten Rudimente einer Anſiedelung zu beobachten, vielmehr ſelbſt theilzunehmen daran. Gefällt es mir in Amerika, ſo bin ich geſonnen, etwa 5 Jahre dort zu bleiben, wo nicht, kehr' ich um, und überlaſſe mein Eigenthum der Geſellſchaft zur Adminiſtration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrath ſchöner Naturſcenen iſt in 5 Jahren kaum erſchöpft, und meine lieben Freunde find' ich dann doch alle wieder. Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Fantaſie in die Schule — die Urwälder — ſchicken. Mein Herz aber durch und durch in Schmerz macceriren, in Sehnſucht nach den Geliebten. Künſtleriſche Ausbildung iſt mein höchſter Lebenszweck, alle Kräfte meines Geiſtes, das Glück meines Gemüthes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerſt Du Dich an das Gedicht von Chamiſſo, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesſchmerze zu haben? Ich will mich ſelber an's Kreuz ſchlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles Andere gerne in die Schanze ſchlägt, der Kunſt zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab ſagt in einem ſehr ſchönen Gedichte: „Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit"; ich möchte ſagen: Die Kunſt iſt Sorge und viel Arbeit. — Ganz Unrecht hat Schiller, wenn er gegenſätzlich ſagt: „Ernſt iſt das Leben,

heiter ist die Kunst"; ich sehe mehr Ernst in der Kunst, als im Leben, wo Alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit. In der Religion doch wohl auch, wirst Du meinen; aber ich glaube, Religion ist nichts als immanente Kunst; und Kunst ist nichts, als transiente Religion, der reinste Kultus. Der sterbende Mensch schneidet zum Zeichen ihrer Freundschaft seinen eigenen Namen und den Namen Gottes in verschlungenen Hieroglyphenzügen in einen von den frischen grünen Bäumen des Sinnenlebens, durch welche seine Brüder lachend und weinend und eben auch sterbend dahin wandern. Ewigkeit ist freilich zu viel gesagt von der Kunst und ihren Werken; doch währt's was länger mit jenen Namenszügen der göttlichen Freundschaft. Doch genug des Geplauders über unaussprechliche Dinge.

„Ich sitze wieder bei meinem Kerner und genieße seine liebenswürdige Persönlichkeit in vollen Zügen. Bald aber komm' ich nach Stuttgart und Waiblingen, um noch zu guter Letzt an Deinem treuen Herzen mich zu stärken für die Reise nach Amerika.

„Deine Gedichte sind alle bereits durchkritisirt. Ich bringe sie Dir selbst mit.

„Leb' wohl auf baldiges Wiedersehen! und grüße mir die Deinigen herzlichst von

Deinem

Riembsch."

In einer Nachschrift fügt Riembsch noch bei:

„Mit den Aenderungen, die Du auf Anlaß meiner Bemerkungen an Deinen Gedichten getroffen, bin ich voll-

kommen einverſtanden. Es wird eine herrliche Sammlung von Gedichten geben. Du ſendeſt ſie mir nach über's Meer und ich werde ſie den ſchönen ſtillen ſinnenden Blumenbäumen Amerika's vorleſen. Deine lieben Worte werden wie ſchöne Vögel herumflattern im wundervollen Gezweige des Urwalds. Du, Uhland, Schwab, Kerner, und alle andern Dichterfreunde von mir, jeder erhält ſeinen eigenen Bezirk in meinem Waldgebiete und jeder dieſer Bezirke wird eingeweiht mit dem ſchönſten Gedichte ſeines Patrons; und der ganze Wald wird von Sehnſucht ergriffen werden nach Euch, und er wird bange ſeufzen und ſeinen Vögeln ſagen: zieht hin nach Europa und ruft mir die lieblichen Sänger herüber; und an einem Tage wird in Weinsberg und Tübingen und Stuttgart und Waiblingen ein ſeltſamer ſchöner Vogel ſich zeigen und an Eure Fenſter klopfen und dringend rufen, daß Ihr kommen ſollt dahin, wo die Freiheit blüht."

Kerner ſetzt bei:

„Beſter Mayer!

„Das iſt Alles, ſo dichteriſch es klingt, rein dämoniſch. Ich ſah kürzlich ſeinen Dämon; es iſt ein haariger Kerl, mit einem langen Wickelſchwanz ꝛc.; der flüſtert ihm von jenen Urwäldern ſo zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer! komm bieher und rette mit mir den lieben Niembſch aus dem Wickelſchwanze dieſes amerikaniſchen Geſpenſtes!

Dein Kerner."

„Dienſtags.

„Heute früh reiste Niembſch nach Heidelberg ab, will aber wiederkehren. Niembſch ſchifft ſich jetzt ſchon am 24.

dieſes Monats ein, wird alſo wahrſcheinlich ſehr bald zu Euch kommen. Dieſe Geſchichte zerrüttet mich ganz. Ich kann gegen Niembſch's Entſchluß nichts ſagen, da ich bei gleicher Kraft, Phantaſie, Lage, vielleicht das Gleiche thun würde, aber ich liebe ihn zu ſehr, daß es mir dadurch nicht angſt und bange werden ſollte, und ſo wird es Dir auch gehen."

Kerner ſchreibt ferner den 19. März 1832.:

„Herzliebſter mein!

„Deine Briefe mit dem Zuſe kamen an und es thut mir nur leid, daß Niembſch dadurch in Unkoſten verſetzt wurde. Da Niembſch nach ſeinem Briefe als geſtern ankommen wollte, ſo ſandte ich Deinen Brief nicht ab; Niembſch wird nun heute kommen. Allerdings muß man zu ſeiner Reiſe nun das Beſte ſagen und wer weiß, ob ich nicht auf das nächſte Frühjahr auch dahin abgehen werde. Die Kinder und das Rikele treiben ſehr an mir.

„Die Polen legten mir einen ſolchen Kummer in's Herz, daß ich Europa nicht mehr anſehen mag.

„Nach den neueſten Niembſch'ſchen Entſchlüſſen reiſt derſelbe nun doch erſt im Mai ab und er kann doch nun auch noch lange bei Euch verweilen. Es iſt ein bewunderungswürdiger Menſch: denn bei ſeinem Dichtertalent und ſeiner Phantaſie iſt er ſo praktiſch, daß man ſich ihm zu einer Reiſe nach Amerika gar wohl anvertrauen dürfte. Er nimmt 10 Menſchen mit.

„Gott ſegne Euch!

„In Eil." Euer

J. Kerner."

„Weinsberg, 19. März 1832."

Wenn Kerner unſern Freund hier als beſonders praktiſch bezeichnet, ſo iſt es wahr: ſehr viele Thatkraft und Auffaſſungsgabe entwickelte er allerdings vor ſeiner Reiſe; aber Phantaſie und Aufregung waren auch dabei nur zu ſehr im Spiele. Dieß zeigte die Maſſe von Vorräthen (ich erinnere mich z. B. einer Unzahl Zündhütchen), die er für ſein amerikaniſches Leben einkaufte, und womit er gleichfalls, wie mit der Unternehmung im Großen, nicht unbedeutend in Schaden gekommen ſein wird.

Der zuletzt mitgetheilte Brief von Niembſch läßt zwar eine augenblicklich erhöhte Aufregung und Selbſtſteigerung unſeres Freundes nicht verkennen; aber er bildet doch im Ganzen, und vielleicht eben mit ſeiner theilweiſen Maßüberſchreitung, eine Urkunde, in welcher das Weſen Lenau's mit am getreueſten niedergelegt iſt. Was der Dichter an Mitteln, an eigenthümlicher Geiſtes- und Herzensanlage in ſich verſpürte, das wollte er, in unbezweifelt großartiger Geſinnung, unbedingt und vollſtändig hingeben dem Dienſte der Poeſie. Wir leſen hier das Gelübde eines ausſchließlichen und unauslöſchlichen, heiligen Eifers für die Dichtkunſt und werden nun, nachdem das Leben des Freundes und die Zeit mehrerer Jahre nach ſeinem geiſtigen Untergang und ſeinem Tode dahingeſchwunden, von ſelbſt zu der Frage geführt, wie er, durch ſeine künſtleriſche Laufbahn dieſem Gelübde entſprochen habe? Wir werden ſagen dürfen, daß er, ſonſt voll Beweglichkeit und oft wandelbar in Gefühlen und Anſichten, ſich doch der ſich ſelbſt ſo ſtreng angewieſenen poetiſchen Beſtimmung jeden Tag ſeines Lebens bis zu ſeiner Erkrankung bewußt geweſen und vielleicht keinen Augenblick davon abgewichen und daß er von ſeinem

Ernſt und Eifer im Ganzen auch wunderbar gehoben und auf der Bahn der Meiſterſchaft immer weiter geleitet worden iſt. In dieſem Sinn gelangte ich zu mehreren, hier jedoch wegzulaſſenden Ausführungen, worin ich eben dieſen Ernſt und Eifer unſeres Freundes überhaupt und ſeine (bei dieſem Anlaſſe wieder durchgeleſenen) größeren Dichtungen zu beſprechen ſuche.

Neunter Abschnitt.

Prophetische Aeußerung eines Lenau'schen Brieffragments. Lenau's letzte Anwesenheit in Stuttgart vor seiner Amerikanischen Reise. Graf Alexander.

Ich gebe nun einen von Niembsch nur angefangenen Brief ohne Datum. Wenn ich mich recht erinnere, so war ich selbst zu Stuttgart im Gasthof zum König von England dazwischen gekommen, ehe Niembsch den Brief zu Ende geschrieben hatte. Dort wohnte der Freund damals in einem der großen Zimmer, die in dem ehmaligen stattlichen Saal dieses Gasthauses eingebaut waren und noch diesen Ursprung verriethen. Gegenüber den mächtigen Thürmen des alten Schlosses, unweit des jetzigen Schillersplatzes, und zunächst den daran grenzenden Baumgängen, in einer, besonders zur Nachtzeit etwas stilleren und einsameren, doch gar nicht unpoetischen Lage war unser Freund damals angesiedelt.

Das Bruchstück jenes Briefes sagte:

„Geliebter Freund!

„Ich bin wieder in Stuttgart; bald auch in Wahlingen, doch dieser Brief gehe mir noch voran. Ich

habe die Klage vernommen aus deinen Briefen, die Klage Deines lieben, freundlichen Herzens über meine Reise in die Fremde, über's Meer. Hätte ich einen so festen Glauben an die Fortdauer unserer Persönlichkeit; sieh', ich würde sagen: Bruder! wir sehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe diesen glücklichen Glauben nicht wie Du, und ich fühle die traurigen Ergebnisse meiner Philosophie gerade jetzt am bittersten, denn ich muß mir sagen: du gehst in die See, du vertraust dich den trügerischen Wellen, du überantwortest dein Herz, sammt aller Liebe, die du für deine Freunde darin hast, den unsichern Winden! Die Erinnerung sogar an deine Freunde kann ein Windstoß verwehen auf ewig! Ja, Freund, das sag' ich mir Alles, und denke recht schmerzlich lebhaft an Dich dabei; aber ich reise doch. Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnsinnigen sehr geistreich gesprochen. Man habe nemlich einen Wahnsinnigen heilen wollen, — ja richtig, Schwab selbst wollte dieß, und ging also ganz leise und behutsam der süßen Idee des Narrn auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Conclusum stand, und einsehen sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stutzte „der Dämen des Narrn plötzlich, merkend, daß man ihm auf's Leben gehe und sprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narrn zu bekehren". Dies sind die trefflichen Worte unsres

Freundes. Ein Analogon von solchem Dämon glaub' ich auch in mir zu beherbergen. So zu sagen, einen Dämon des Unglücks. Merkt dieser Kerl je, daß mir ein schöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirst mich verstehen. —

„Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens Du es, mein lieber Mayer! Du wirst mich ja darum nicht weniger lieben; ein Narr ist doch besser, als ein Verbrecher, und hast Du nicht einmal zu mir gesagt, Du würdest mich selbst dann noch lieben, wenn ich als Verbrecher vor Dir erschiene? — Ich schreibe Dir das Alles in einem stark bewegten Zustande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelstunde in dunkler Nacht vorübergegangen am Fenster der geliebten L. Ich schlafe nemlich im Gasthof, indem Schwab, Gäste erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, so gerne er es auch gethan hätte. Das ist mir nun in einer Hinsicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenstern meiner L. stehn und hinaufblicken, wo sie schläft und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenster hinein schütten. Freund, ich liebe das Mädchen unaussprechlich; Dir aber sag' ich ganz leise: mir scheint, es hat sich ein andrer Geist, als der Dämon des Unglücks, in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen"

Wenn dieser Brief, vermöge bedauerlicher Unterbrechung, nicht zu Ende gekommen, so erfüllte sich heute gewisser das

traurige Wort deſſelben, jener Zug nach dem Unglück, deſſen Vorausſetzung auch aus ſo manchem Lenau'ſchen Liede der Schwermuth hervorblickt. Die Frage wäre wohl keine ſo einfache, inwieferne es in des Menſchen Macht liege, einem ſolchen Zuge nach dem Unglück zu widerſtehen, und man wird auch bei dieſem Anlaſſe mit dem Dichter rufen dürfen:

Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Reſt;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Neſt.

(Der Selbſtmord, 1. Bd. S. 233.)

Uebrigens war an Niembſch zu jener Zeit in ſehr wohlthuender Weiſe mehr ein durch ſeine Reiſehoffnungen erfriſchter Muth, als irgend Leid oder Niedergeſchlagenheit zu erkennen und ſein damaliges Leben in dem genannten Gaſthofe, wo ich auf ſeine Einladung einmal bei ihm über Nacht bleiben mußte, ein ſehr rüſtiges, faſt heiteres.

Niembſch hatte in ſeinem Zimmer Gedichte, Handſchriftliches, die Briefe von mir und andern Freunden frei herumliegen und ein Stubenmädchen des Gaſthofs machte ſich dieſe ihr offenſtehende mannigfaltige Leſerei auf das emſigſte zu Nutz. Gerade, als ich bei dem Freund übernachtete, war durch dieſe ſich ſelbſtverſchaffte Kenntniß das Vertrauen des Mädchens zu ihm ſo hoch geſtiegen, daß ſie eine Sammlung eigener, handſchriftlicher Gedichte brachte, welche von Niembſch mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit aufgenommen wurde und uns durch ihren empfindſamen Schwung, wie die Perſon ſelbſt, Stoff zur Heiterkeit gab. Es war komiſch anzuſehen, wie Niembſch, der Dichter, das

Mädchen gleich einer Schweſter in Apollo behandelte und dieſe eine ſolche Anerkennung als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes aufnahm.

Graf Alexander von Württemberg, einer der begeiſtertſten Anhänger Lenau's, dem er ſich auch in ſeinen Gedichten anſchloß, fand ſich damals bei ihm öfters und ſo auch während meines erwähnten Beſuches ein. Er hörte mich erzählen, daß ich vor einiger Zeit ſeine ſchöne Braut, die Gräfin Feſtetics, ſeine nachherige Gemahlin, in Liebenzell geſehen habe. Drei raſche, feurige Küſſe, die er meinem Geſichte für dieſen Reflex ihres Anblicks aufdrückte, ſind mir unvergeßlich, wie überhaupt manche freundliche Begegnung (auch ein gelegentlicher Beſuch in Waiblingen), die mir von ihm zu Theil wurden.

Zehnter Abschnitt.

Ueber einen andern Lenau'schen Brief. Ergreifender Auftritt.

Einen leider undatirten Brief unsres Niembsch weiß ich in der Ordnung der bisher erwähnten, denen er zum Theil der Zeit nach vorgegangen sein wird, nicht einzureihen, kann ihn aber nicht ganz unerwähnt lassen. Er beginnt mit den Worten:

„Mein herzliebster Mayer!

„Ich muß meine Druckbogen korrigiren. Leidiges Geschäft! es hat mich von Tübingen gleich wieder fortgejagt, es hindert mich, zu Dir zu kommen. Glaube nicht, daß mich was Andres hier aufhält; die L. nicht" u. s. w.

Man räume ihm diese aus dem Weg u. s. w. Der Brief endet:

„Ich muß abbrechen; sonst müßt' ich in abscheuliche Deklamationen losbrechen. Leb' wohl, mein Mayer, komm herein sobald Du kannst; sei übrigens versichert, daß ich bin wie immer durch und durch

Dein Niembsch."

„Herzlich grüß' ich Dir Frau und Kinder."

Niembsch klagt in diesem Brief, ohne Benennung einer Person:

„Man ist — hineingefahren unter die stillen Keime unsrer Liebe, ehe wir uns gegeneinander selbst geäußert hätten", u. s. w.

und zeigt in mehreren Ausfällen einer gereizten Empfindung, wie leicht verletzlich er war und welchen Sturm oft ein unbedachtes Wort, dergleichen etwa von der in dem Briefe gemeinten Seite gefallen sein mochte, in ihm erregen konnte.

Ich muß schnell hinübergehen über einen Auftritt, welcher, der amerikanischen Reise gleichfalls, vielleicht sogar längere Zeit, vorangegangen, der ernsteste war in meinem langen Verkehr mit dem unglücklichen Freunde. Derselbe fiel vor an einem Sonntag zu Stuttgart, in Gegenwart eines dritten Freundes. Die Rede war auf die schon öfters erwähnte Liebe gekommen. Im Tone des Vorwurfs war von dem Dritten das Wort: Liebelei ausgesprochen und dadurch in ein nach dieser Richtung bis jetzt vorwurfsfreies Herz tief eingeschnitten worden, ohne daß jedoch Niembsch mehr, als edle Ruhe entgegensetzte und ohne daß auch andererseits auf dem kränkenden Mißverständnisse nur einen Augenblick beharrt worden wäre. Vielmehr Schlag auf Schlag folgte der Anklage eine bedauernde Erklärung und das Anerbieten, dem Verletzten Genugthuung zu geben, was aber mit tieferer Freundschaft nicht angenommen wurde. Nicht sowohl der Vorgang selbst hatte etwas Herzergreifendes, als vielmehr die Nähe, in die mir dadurch die Zustände meines Freundes überhaupt gerückt wurden. Mich erfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffnen Seele. Ich wußte

nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt, in einem so entscheidenden Augenblick, hindre, sich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber ich sah, die innern Schwankungen **konnten** mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und seinem Glücke trat mir, ohne daß ich um das Warum? gefragt hätte, in überwältigender Macht vor die Seele. Kaum waren wir, ohne jenen dritten Gegner und Freund, nach gegenseitig wieder gefundener Freundesgesinnung, in dem von den Hausbewohnern, die sich in der Kirche befanden, für uns leer gelassenen Wohnzimmer meiner Schwiegermutter, so lagen wir Beide uns in den Armen und es sind dadurch noch in späterer Zeit die kurzen Denkverse (Der feste Bund) entstanden, welche in der 2. Ausgabe meiner Gedichte S. 268 Nr. 53. zu lesen und in einem späteren Lenau'schen Briefe in Liebe berührt sind.

Man glaube nicht, daß es in solchen Stunden innigen Vertrauens zu besondern Eröffnungen gekommen wäre, die auch der Freund vom Freunde nicht zu erlangen sucht. Die Freundschaft ist entfernt von aller Neugierde und bedarf weder zum Ursprunge, noch zum Fortgange sorglicher Nachforschungen; sie ist ein Gebot des liebemuthigen Herzens, des tiefer blickenden Geistes, durchgreifend und unbedenklich, wie alle wahre Begeisterung. Wenn Niemand, ein Mensch im reichsten Umfang des Wortes, einmal mit gehobenem Muth sagen konnte: „es gibt Scharten, die auszuwetzen sind; ich will sie auswetzen"; so wird es eben nicht Viele geben, die diesem Entschlusse gegenüber einen Stein wider ihn aufheben und sich für edler, als Er, ansehen konnten.

Eilfter Abschnitt.

Innere Bewegung. Ein Spaziergang mit Lenau nach Eßlingen. Die alte Kirche. Lenau's Abreise.

Es stürmte in jener Zeit außer den im Vorigen angedeuteten Vorgängen und Erwägungen Vieles auf mich herein, was mich gewaltig in Anspruch nahm. Wen hätte nicht das noch so neue Schicksal des untergegangenen Polens oder, wie wir es uns dachten, der volksthümlichen Freiheit überhaupt ergriffen? Dann war vor Kurzem Göthe gestorben, dem ich wie einem Vater unserer Bildung mit kindlicher Sehnsucht nachblickte *), und nun sollte mir auch

---

*) In der ersten Anwandlung von Niedergeschlagenheit hatte ich ihm nachgerufen:

Bei der ersten Nachricht von Göthe's Tod
(Ungedruckt.)

Ach, Vater Göthe todt!
O Zeit, auch dieser Kunde
Enteilte deinem Munde,
Der längst nur Trübes bot!

O Zeit, wie laut und klug
Erschallst du von Geschwätze!
[illegible] deiner Geistesschätze
Bist du dir selbst genug

Freund Niembsch, vielleicht auf Nimmersehen, entrissen werden. Doch lebte ich mit diesem auch zum Theil noch heitere Stunden.

Einmal ging ich mit ihm über das den Schurwald tragende Mittelgebirge zwischen dem Rems- und Neckarthale, das nach erreichter Höhe einen so weiten und farbigen Blick über die volk- und segensreichsten Fluren des württembergischen Unterlandes darbietet, von Waiblingen zu Fuß nach Eßlingen, kann mich aber nur noch des Hinwegs, nicht mehr unseres Aufenthalts im Oeffner'schen Hause zu Eßlingen und ebensowenig des Rückwegs, den vielleicht Niembsch nach Stuttgart einschlug, erinnern. Wir sprachen heiter viel meinem Gedächtniß Entschwundenes. Oefters that es mir leid, daß ich dem Freunde in der Lebhaftigkeit des Gespräches in die Rede gefallen war, indem mir dadurch manches Erhebliche, das er gerade aussprechen haben mochte, entgangen sein konnte. So lieb war

---

Nach Freiheit ging dein Ruf,
Um Völker zu bethören;
Nun eilst du, zu zerstören,
Was er zu Tage schuf!

O Dunstkreis ohne Kern!
Zum heitern Dichtergreise,
Zu seiner Wahrheitweise,
Zu bess'rer Tage Stern.

War es noch schön zu lieb'n!
So lieb war sich zu halten
Am unverfälschten Alten,
Die Erde trug noch ihn

Auch dieser werthe Schmuck,
Ist dir, o Zeit, entfallen,
Du heißt uns weiter wallen
Beschwert von Erzentruck!

mir jede Sylbe des Theuren. Eines erinnerte ich mich noch, daß ich unter manchen andern unbedeutenden und zufälligen Bemerkungen den Freund aus dem Naturleben heraus darauf hatte Acht geben lassen, er werde nicht leicht finden, daß eine Lerche auf einen Baum oder Busch sich niederlasse; sie fliege unmittelbar vom Felde auf und unmittelbar wieder auf dieses zurück; daraus hatte Niembsch später das Gleichniß: Theismus und Offenbarung' (1. B. S. 250) gebildet, was ich wohl wußte. Doch wollte ich mir noch etwaige weitere Erinnerungen durch meinen Sohn auffrischen lassen, der mir aus Wabern bei Bern unter dem 3. November 1850 antwortete:

„Eines Spaziergangs mit Lenau von Waiblingen nach Eßlingen zu Oeffner's erinnere ich mich wohl. In dem Band Lenau'scher Gedichte, den ich von Dir habe, ist von ihm ein Gedicht eingeschrieben: „Theismus und Offenbarung, Erinnerung an unsern schönen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen im Mai 1832. Geschrieben in Waiblingen am Tage meines Abschiedes." Wenn dieß Gedicht nicht in seine spätere Sammlung aufgenommen ist, so will ich Dir's abschreiben. Ich war zu jung, um mich der tiefsinnigen Gespräche dieses Ganges zu erinnern. Oben im Wald, ehe man in's Heimbach herunter steigt, freute sich Niembsch an dem Ausblick auf die blaue Teck ꝛc. Der Fußweg weiter unten durch die Wiesen war von den Eigenthümern durch gelegte Dornen sehr beschränkt. Niembsch schimpfte sehr über den Geiz unserer Bauern, denn daheim im fetten Ungarn hatte er freilich solche kleine Sparerei nie gesehen. Absichtlich trat er die Dornen nieder und lief

in ariſtokratiſchem Muthwill durch das gehegte Gras. Sonſt weiß ich nur noch, daß es ein ſchöner, warmer, blauer Tag war."

Ich weiß nicht, war es bei dieſem Gange nach Eßlingen und bei dem Anblicke des aus der grünen Thalſchlucht aufſteigenden trefflichen Werkes der altdeutſchen Baukunſt, der dortigen Frauenkirche, oder war es in allgemeinen Geſprächen, daß ich gewahr wurde, wie Niembſch im Ganzen wenige Neigung für die mittelalterliche Bauſunſt und die bildende Kunſt jener Zeit habe; ein Umſtand, der ſich im Ganzen auch in dem Gedichte: „Nüchterner Blick" (1. B. S. 398) zu verrathen ſcheint, wenn hier die alten Münſter unerfreulich genug mit Felſenkrippen verglichen werden, in denen das Ungethüm des mittelalterlichen Glaubens gefüttert werden. Doch daß ſich der Dichter zu anderer Zeit auch in die volle Schönheit dieſer Baue verſenken konnte, lehrt am beſten der Geſang der Albigenſer: Das Vogelneſt (S. 131) mit jener trefflichen Beſchreibung eines klöſterlichen Kreuzganges u. ſ. w. Auch leſen wir von Niembſch ein kräftiges Lob der mittelalterlichen Glasmalerei in dem unten mitgetheilten Briefe von ihm an Kerner. Sonſt und im Allgemeinen zeigte Niembſch, wie es mir ſchien, Vorliebe und nachbildende Empfänglichkeit weder für's klaſſiſche Alterthum, das er in ſeinem Savonarola wiederholt etwas unſanft berührte, noch für's Mittelalter. Stand er vielleicht auch auf der Grundlage einer mehr in mittelalterlichem Geiſt genoſſenen Schulbildung, mag es auch in einigen ſeiner lyriſchen Gedichte ſcheinen, als hätte ſich ein etwas ſcholaſtiſcher Ideengang darin eingeniſtet, der beinahe mittelalterlichen Eindruck machen könnte,

ſo war er doch vor Allen ein Dichter, der in den Richtungen und philoſophiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit lebte und ſich ſchon als ſolcher den entſchiedenſten Erfolg geſichert ſehen mußte. Auch zu ſeinen mittelalterlichen Geſchichtsſtoffen iſt er, wie mir ſcheint, mit dem vollen Geiſte der Neuzeit hinzugetreten und ſeine auf das Mittelalter bezüglichen epiſch-lyriſchen Gedichte (hierin ſehr verſchieden von den Uhland'ſchen) werden wohl weniger zum Spiegel des Letzteren, als der geiſtigen Bewegungen der Neuzeit dienen.

Uhland ſchrieb mir den 26. Mai 1832:

„Daß Niembſch ſeine Reiſe angetreten hat, war mir intereſſant zu erfahren; ich hoffe durch Dich auch ferner von ſeinem Schickſal zu hören, und begleite ihn mit den beſten Wünſchen."

Es iſt eine verhältnißmäßig kurze Zeit nach jener Reiſe verſtrichen; aber wie anders wird ſchon jetzt eine Fahrt nach Amerika oder in andere Welttheile bei uns betrachtet, als damals. Die Auswanderungen, beſonders nach Nordamerika, gehörten damals noch nicht zu den alltäglichen Erſcheinungen, wie in der Unruhe und Verkümmerung unſerer Tage, wo ſie mit ſo vielem Gleichmuthe hingenommen werden. Der Abſchied wurde uns in der That ſchwer genug, als ich dem Freunde noch bis Beſigheim das Geleit gegeben und dort noch Mittag mit ihm gehalten hatte; denn wer hätte damals eine ſo baldige Rückkehr des Theuern vermuthen können. Doch ſaßen wir auch bei dieſem Anlaß nicht immer traurig beiſammen, und ich erinnere mich namentlich, daß Niembſch in dem von unzähligen Fliegen heimgeſuchten Beſigheimer Gaſthaus in guter, reiſemuthiger Laune mehrere derſelben, die ihm in den Wein gefallen waren, gefliſſentlich mit hinunterſchlürfte,

Zwölfter Abschnitt.

Lenau's Brief vom 9. Juni 1832. Ueber einige Widersprüche in Lenau's Abwehr gegen Verdächtigungen. Seine Liebe zu dem Emilianen-Reinbeck'schen Hause.

In Heidelberg hielt sich Niembsch noch ein paar Tage auf, von wo er mir schrieb:

„Heidelberg, 9. Juni 1832.

„Liebster Freund!

„Geh' Du öfter auf die Sekunde, wenn Du immer so schöne Gedichte von dort mitbringst. Diese Gedichte sind wieder ganz grün, so recht tief fast-grün; haben mir viele Freude gebracht. — Ich muß überall eine kleine Freundschafts-Quarantaine halten; in Weinsberg, jetzt wieder in Heidelberg. Bin ich aber einmal über letzteres hinaus, dann soll's, glaub' ich, viel schneller gehen; hier sind meine äußersten Vorposten der Liebe, drüber hinaus sehen das ungeheure Lager der Gleichgültigkeit; da wollen wir schnell durchmachen. Meine Reise wird, nun sie allein gemacht werden muß, um ein Gutes langweiliger werden. Du wünschest, daß nur Rücksicht auf Matuschinsky's Wohl mich vermocht

haben möge, ihn nicht mitzunehmen, und der Wunsch ist so übel nicht, ich wünsch' es beinahe selbst; Du befürchtest zugleich, daß dieß mißverstanden werden könne, ich befürcht' es nicht, mir ist es vielmehr unermeßlich gleichgültig, was giftige Zungen drüber sagen, sie können mir höchstens auf der Sohle meiner Ferse herumzüngeln, weiter reicht mir die Brut nicht herauf, ich geb' Dir mein Wort. Ich habe großen Vorrath an Verachtung bei mir, will schon sehen, daß ich für das Verächtliche, das mir begegnet, damit ausreiche. Doch, auf ein freundlicheres Kapitel zu kommen. In Weinsberg hab' ich wieder einige gute Tage verlebt, die besten waren meine letzten in Stuttgart. Das ist Alles vorüber, und es ist möglich, daß es nie wieder kommt. Ein Menschenleben ist leicht zerrissen. Unser Körper ist ein falscher Freund, er thut lange gut, auf einmal verräth er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel.

„Das ist doch ärgerlich, daß Cotta keine Antwort gibt. Du mußt pressiren, Freund, sonst läßt er Dich lange warten. Sei nur nicht zu delicat; kannst schon ein wenig stupfen und stechen, thut nicht weh, ist höchstens ein angenehmer Kitzel zur Thätigkeit. Doch da bin ich plötzlich wieder aus dem freundlicheren Kapitel hinausgerathen. Ich bin nun einmal verstimmt. Nicht daß die Leute an meinen Handlungen kritisiren und herumdeuteln, ärgert mich, nein, sondern daß Du Dir etwas daraus machst, aus diesen Leuten. Ich weiß wohl, lieber Freund, daß nur Deine Theilnahme an mir Dich hierin besorgt macht; aber indem Du besorgt bist, prä-

sumirst Du, daß mich das Gesindel kränken könne, und durch Deine Sympathie kränkst Du meinen Stolz wirklich. Ich habe eine Anzahl herrlicher Freunde, gediegene, kräftige, edle Mannesnaturen, die mir eine Welt von solchen Lappen aufwiegen, und hätt' ich sie nicht, und stünd' ich allein, ich würde mich ebensowenig kümmern um das Urtheil der sogenannten Welt. Ich muß aufhören und den Brief später fortsetzen, sonst komm' ich nicht heraus aus dem Gezänke.

„Nächsten Dienstag, d. i. den 12. Juni, reis' ich nach Amsterdam. Ich freue mich schon auf das Leben in der großen Handelstadt, besonders auf die Matrosen. Ich will dort in den Matrosenkneipen herumschleichen und einige Studien machen in der Menschenkenntniß. Mein Trauerspiel ist vielleicht fertig, bis ich zurückkomme. Es reift täglich weiter, gleichsam sponte sua in meinem Innern, so daß ich mit der Ausführung wenig zu schaffen habe; die Verse geberden dann gerne. Welche Freude für mich, wenn ich das Stück im Hartmann'schen Hause vorlesen werde. Das Urtheil dieses Auditoriums, wobei freilich mein Mayer nicht fehlen darf, soll mich bestimmen, ob ich die Arbeit dem Publikum vorlege oder nicht.

„Sonntags früh. Ich schreibe Dir die Fortsetzung meines gestrigen Briefes beim Klange einer Orgel. Drüben in der katholischen Kirche ist Gottesdienst; Orgel und Gesang hör' ich deutlich herüber; einst hab' ich auch zur Orgel gesungen und gebetet. Die Tage meiner Jugend, wo sind sie? Heute regnet es der trübe Tag, die Orgel, Du in der Ferne, das ist Alles so

wehmüthig. O mein lieber Mayer, ich denke recht innig an Dich. Du liebster Freund! Dein Bild liegt vor mir auf dem Tische. Dein liebes treues Auge blickt mich so freundlich an. Bringe unserer Mariette einen Kuß von mir, für meine heutige Morgenfreude. Du solltest jetzt zweimal so oft zu Hartmann's gehen, als sonst, einmal für Dich, und wieder einmal für mich. Mit der lieben Emilie aber sollst Du recht viel sprechen, besonders über ihre Malerei; seid doch nicht so gleichgültig gegen das herrliche Talent. Es ist eine Wärme in ihren Bildern, eine innige Kindesliebe zur Natur, wie man sie selten antrifft. — Wenn Du zu Schwab's kommst, grüße sie mir herzlich. Sie haben mir noch ein Lebewohl nachgesendet nach Weinsberg. Von Amsterdam aus will ich an sie schreiben. Da fällt mir eben ein, daß ich Dienstag noch nicht reisen kann, ich muß hier noch etwas erwarten, das vielleicht erst Mittwoch eintrifft, dann aber geht es sogleich fort. Geh' doch recht oft zu Hartmann's und Reinbeck's. Erheitere auch die gute Julie in ihrer stillen, tiefen Klage, das herrliche Mädchen. — Dem armen Lottchen wird Zeitlebens nachgehen, daß sie die Mutter nicht mehr angetroffen hat; tröste auch sie, doch da gibt's eigentlich keinen Trost, es ist nur eine kurze Beschwichtigung des Schmerzes möglich. Was macht denn der alte Herr? Der liebe Vater so herrlicher Töchter? Er gehört unter die Menschen, welche ich mir am besten vergegenwärtigen kann. Ich seh' ihn vor mir stehen mit seinem schönen Ernst und seinem wirthlichen Schatten der Augenbrauen. — Wenn Du Zöppritz siehst, grüße ihn freundlichst,

oder ſollen es Hartmanns thun. Er hat mir einen ſehr wackern Brief nach Weinsberg geſchrieben. Der Mann hat meine vollſte Achtung. Da hat das Schickſal wieder einmal ein Paar ordentliche Leute zuſammengebracht. Ich freue mich ſchon, in Heidenheim einmal einzuſprechen bei meinen Freunden. Bis ich aus Amerika zurückkomme, wird überhaupt Manches im Reinen ſein. Auch deine liebe Frau wird den ſauren Tag überſtanden haben. Gott ſtärke ſie darauf. Meinem kleinen Pathen will ich ein Spielzeug aus Amerika mitbringen. Laß ihn doch Max heißen; es wird doch gewiß ein Bube, oder iſt vielmehr ſchon einer.

„Lebe wohl, mein Mayer! — grüße mir Frau und Kinder, beſonders mein Minele

von Deinem

Riembſch."

„Schreibe mir Deinen nächſten Brief nach Amſterdam poste restante.

„Leb' wohl!

„Wenn Du an Uhland ſchreibſt, tauſend Grüße!"

Mehrere Jahre hinter einander pflegte ich damals zur Zeit des Himmelfahrtsfeſtes einen Sonn- oder Feſttagsgang von Waiblingen nach dem etwa fünfthalb Stunden entfernten ehemaligen Herzog Carls-Schloſſe, der in Wäldern gelegenen Solitüde, einem weiten Ausſichtspunkte, zu machen und mir dahin von Stuttgart aus meinen Bruder, den Landſchaftsmaler Louis Mayer, und meine Schwäger, Conſiſtorialſekretär Ernſt Müller (einſt Erzieher

des Grafen Alexander von Württemberg) und August Köstlin (jetzt Konsistorial-Präsident und Direktor der Kunstanstalten zu Stuttgart), der ein Jugendfreund Gustav Schwab's und meines im russischen Feldzug von 1812 umgekommenen Bruders August Mayer, sich von den lieben Genannten allein noch am Leben befindet, zu gemeinschaftlichem Mittagsmahl unter den Schatten der dortigen Kastanienbaumgänge zu bestellen, um dort einige traulich-glückliche Stunden zu feiern. Auf dem Hin- und Herwege schlug ich an solchem sommerlangen Tage, an welchem mich wohl zu Zeiten Abends auch noch ein Gewitter überfiel und durchnäßte, durch die schönen Laubwälder zwischen Feuerbach und der Bergshöhe die verschiedensten Pfade oder pfadlose Bahnen ein, schreckte manchmal eine Gruppe Wild auf, dergleichen damals noch vielfach zu treffen war, lauschte meinem Freund Kukuk und all den frischen Waldsängern und füllte mein Heft mit kleinen Liedern, wie sie in glücklicher, grüner Abgeschiedenheit und in freundlichem Wetteifer unter einander sich verdrängen mochten. Mit einer Partie solcher neuen Lieder, (wie ich sie manchmal auch von einem andern Sonntagsgange nach dem Gsslinger Jägerhause und von einem frohen Mittagessen bei der dortigen Försterfamilie mitbrachte), hatte ich unsern Freund heimgesucht, wie es in dem so eben gegebenen Briefe zu lesen ist, und mit einem dieser Gedichte, das, wenn ich mich recht erinnere, auf dem damaligen Solitüdegang entstand und in der zweiten Ausgabe meiner Sammlung nicht wieder abgedruckt wurde, möchte ich auch meine heutigen Leser heimsuchen, weil es (auf einen wirklichen Traum gegründet) unsern Lenau angeht und jenen, bisher besprochenen schönen Tagen

angehört, da die Liebe zu ihm in der vollſten Blüthe ſtand, und noch ein freudigeres, unbefangeneres Dichterbewußtſein in mir ſelbſt lebte. Das Gedichtchen iſt Folgendes:

Ein Traum.

Mir träumt: Kein Schwimmer ſonſt, ich treibe
Mit jugendlich erneutem Leibe
In einem hellen, raſchen Fluſſe,
Vertraut mit ſeiner Wellen Kuſſe.
Dort fühl' ich mich, von Wonne glühend:
Die Ufer waren grün und blühend.
Doch plötzlich zeigt ein Schwimmgefährte
Sich mir im Fluß und ſehnlich kehrte
Mein Blick und Weſen ſich ihm zu.
Wie hielt ich an in ſtummer Ruh'
Und ſtaunte ſeines Wunderſpieles!
Ha, wie ich, voll des ſchönen Zieles,
Auf ſeine Kunſt die Augen heftе,
Auf ſeine Schwimm- und Tauchkräfte,
Die bald den Sinn hinunter riefen
Vom Sonnenlicht in blaue Tiefen,
Daß mir die Athemzüge ſtockten,
Bald wieder mich zur Sonne lockten! —
Die Faust um einen Aſt geſchlagen
Und liebend, wie in Jugendtagen,
Ich lange nach dem Meiſter ſchaute:
Da wareſt du es, Freund, der Traute,
Mit grüßend mir vorbeigeſchwommen,
Haſt Blick und Herz mir fortgenommen!

Den Sturm, welchen ich durch eine ängſtliche Bemerkung, ſeinem Brief zufolge, in dem Freund erregt hatte, wollen wir ruhen laſſen. Man ſollte ſich immer wohl beſinnen, ehe man eine ſo eigenthümliche, ebenſo zarte, als

aufbrausende Natur durch Bemerkungen solcher Art gängeln wollte.

Mein Bäschen Mariette Hartmann, jetzt verehelichte Georgi Töpprich in Mergelstetten bei Heidenheim, zu einer oft glücklichen Portraitmalerin noch nachher weiter gediehen, hatte mich für Riembsch in Miniatur gemalt und zwar die philiströsen Eigenschaften, die in mir zahlreich vorhanden sein mögen, in dem Bilde etwas sehr verschlagen lassen, mir namentlich etwas zu gespannte Augenbrauen gegeben (wovon noch in einem andern Briefe die Rede sein wird), aber doch damit dem Herzen meines Freundes geschmeichelt, da ihm auch der Philister in mir nicht zuwider war. Dieß zeigt sich aus unserm Briefe. — Unrecht hat er darin, wenn er in mir Gleichgültigkeit für die künstlerischen Eigenschaften der vor einigen Jahren verstorbenen andern Schwester, Emilie Reinbeck, vorauszusetzen scheint, an welche das Gedicht des Freundes: „In das Stammbuch einer Künstlerin. Erinnerung an einen (auch auf die Solitude gemachten) Spaziergang" (1. Bd. S. 227), gerichtet ist. Die frische Farbenkraft und poetische Gemüthlichkeit ihrer zahlreichen in Oel gemalten Landschaften, welche häufig Lenau'schen Gedichten, z. B. dem Liede: „Nach Süden", der „Waldkapelle" u. s. w. nachgebildet waren, ist auch mir immer werth und erfreulich gewesen und gerne bin ich hin- und hergewandelt zwischen den Staffeleien meines Bruders, dem ich den Vorzug einer gediegeneren Zeichnung und tieferen Auffassung einräumte, und der guten Emilie, deren naturfrischere Färbung mir desto mehr Ansprechendes hatte. Emilie war eine glückliche Schülerin des Meisters Steinkopf, des Vaters, dessen eigenthümliche Süßigkeit sie vielleicht

mehr, als er ſelbſt, zu vermeiden wußte. — Lächerlich war es, wenn Riembſch, der treffliche Wortmaler, etwa im Scherz, ſelbſt etwas zeichnen wollte. Seine Figuren waren um nichts beſſer, als diejenigen, welche ein kunſtverlaſſner Schulknabe ſeinen Heften oder ſeinem Schultiſche aufſudelt.

Der „alte Herr", Geheimerath Auguſt Hartmann (mein theurer, in hohem Alter verſtorbener Oheim, ein Jugendfreund von Mattbiſſon, H. Stilling u. ſ. w.), von dem in dem Briefe noch geſprochen wird und den ohne Zweifel auch das Lied „An einen Baum" in dem 2. Bande der Riembſch'ſchen Gedichte (S. 73) im Auge hat, war damals ſeiner trefflichen Gattin Mariette, geb. Tannenberger aus Venedig, durch den Tod beraubt worden. Julie und Lottchen gehörten, wie Emilie Reinbeck und Mariette Zöppritz, zu ihren Töchtern. Darauf beziehen ſich die Ermahnungen unſres Freundes, Ermahnungen zu einer Liebe, die mir gegenüber von dem ganzen Hartmann'ſchen Hauſe ohnehin angeboren und natürlich iſt.

Dem weiteren Geheiße des Freundes wegen Benennung ſeines Pathchens konnte nicht gefolgt werden, weil ſtatt eines „Max" eine „Emilie" zum Vorſchein kam. Dieſer brachte er ſeiner Zeit aus Amerika wirklich ein von Indianern zierlich gefertigtes, mit Schlangenhaut u. ſ. w. verziertes Täſchchen mit, das bei jedem feſtlichen Ausgange an dem Kinde hing und ſich überall großen Beifalls zu erfreuen hatte.

Dreizehnter Abschnitt.

Niembsch in Lebith und Amsterdam. Zwei Reisebriefe. Ein Lied des Dankes.

Nun folgen zwei Reisebriefe:

„Amsterdam, 25. Juli 1832.

„Lieber Freund!

„Tausend Dank für Deine lieben Briefe, Deine wunderschönen Gedichte. Fahre fort zu dichten, es kommt immer besser; und sei nicht schläfrig im Punkt der Herausgabe.

„Meine Reise war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr als ich geglaubt hatte. Mit Hülfe meines Schiffsmanns kam ich durch. An der belländischen Grenze aber war's am ärgsten. Mein abgelaufener Paß konnte kaum für eine halbe Legitimation über meinen Stand ꝛc. gelten. Der Bürgermeister in Lebith, dem belländischen Grenzort, machte Miene, mich zurückzuschicken. Zum Glück traf ich in dem kleinen Neste einen enthusiastischen Musiker in der Person

eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele in seinem miserablen holländischen Flecken, schnarrte nach mir wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duetten für Violine und Clarinette mit dem Kerl täglich mehre Stunden durchzubumpeln, dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung (!) gegeben, wobei seine bürgermeisterlichen Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige dermaßen entzückt zu sein beliebten, daß sie mir die Passage über die Grenze durch die Finger sahen.

„Morgen endlich geht es nach Amerika. Ich bin froh aus Holland zu kommen. Mein Schiff wird vielleicht nur 4 Wochen in Amerika bleiben und mich gleich wieder mitnehmen. Der Kapitain ist ein sehr braver Kerl, mit dem ich freundschaftlich stehe.

„Lebe wohl mit Deiner lieben Frau und Deinen lieben Kindern.

„Ich bleibe ewig

Dein

Riembsch."

„Im Schiffe Baron van der Kapellen.
Rhede von Texel.

„Herzensfreund!

„In 3 Stunden geht es endlich in See. Wohl ist das Seeleben ein erhabenes, wie Du sagst. Aber das Leben in einer Seestadt hat für mich wenig Reizendes. Amsterdam hat mir wenig gefallen. Die Häuser sind alle sehr klein (schmal), so daß eine Amsterdamer Straße

aussieht, wie grobe, geschmacklose Mosaik. Und die Windmühlen! Holland hat sehr schöne Mädchen und sehr schöne Kühe, was übrigens ziemlich auf Eins hinauslauft (in puncto des Witzes). Die Holländer sind strenge Kaufleute, aber gefällig und artig. Doch ich habe keine Zeit, Dir da Reisemerkwürdigkeiten zu schreiben. Ich muß schließen und habe noch was sehr Dringendes Dir zu sagen, nemlich: bleibe so mein Freund, wie Du es bis jetzt gewesen; es wäre mir unerträglich, müßt' ich Dich nach meiner Rückkehr erkaltet finden. Gib das nie zu, lieber Mayer! Ich bleibe Dein Freund, so lang noch was von mir da ist.

„Leb' wohl! herzlichen Gruß Deiner Frau, Deinen Kindern.

„Leb' wohl, Freund!

Dein

Niembsch."

„1. August 1832."

Auffallend war in dem ersteren Briefe die Bemerkung, daß das Schiff nach vierwöchigem Aufenthalt in Amerika unsern Freund vielleicht gleich wieder mitnehmen werde. Die Zufriedenheit mit dem Kapitain scheint nicht von langer Dauer gewesen zu sein; wenigstens muß das Schiff sehr schlecht und die Fahrt deßwegen sehr beschwerlich gewesen sein und ungewöhnlich lange gedauert haben. Auch sind dem Vernehmen nach mit der Auswanderungs- und Reisegesellschaft manche unangenehme und nachtheilige Verwickelungen entstanden.

Von nun an schwiegen die Nachrichten von Niembsch unmittelbar und ich sah mich an die Erinnerung gewiesen. Mit unter dem Einflusse dieses steten Andenkens entstand das „Lied des Dankes" (S. 10 der 2. Ausgabe meiner Gedichte), das in dem Gleichnisse eines geschlossenen kleinen Landschaftbildes meine damalige öftere Beschäftigung mit den darin genannten Dichtern ausdrücken sollte, und das ich deßwegen in meine Sammlung aufgenommen habe, weil die auf Lenau gehende Strophe von einem durch das Leben nachher bestätigten bangen Vorgefühle geleitet scheint und weil mir der Freund selbst noch Dank für das Lied wußte. In verbesserter Lesart ist es Folgendes:

Ein Lied des Dankes.

Wann tief ich in die Uhlandsfichte
Den Sinn vom Beten aufwärts richte,
Preis' ich den Wuchs, den reinen, kühnen,
Das Rauschen, Düften, Immergrünen?

Und wälzt dort Lenau klagend nieder
Den Gießbach herzentsprungner Lieder,
Soll ich zum Abgrund mit ihm stürzen
Durch des Gebüsches Balsamwürzen?

Irrt wohl mein Blick in blauer Leere,
Wenn ich zum Himmelszelt ihn kehre?
Wer sahe nicht nach allen Seiten
Das Rückertslied die Schwingen breiten?

Hängt es in ährenm Ueberschauen
Nicht ruhend über Wald und Auen,
Wie Göthe's herrschend Adlerschweben
Sich breitend über Welt und Leben?

O warmen Dank euch, den Gepriesnen!
Gönnt mir den Platz, den angewiesnen,
Das Lied zu Haupt, im Arm die Tanne,
Die ich, zum Bach gesenkt, umspanne!

Vierzehnter Abſchnitt.

Einige Bedenklichkeiten. Mittheilungen aus dem erſten Briefe von Anton Schurz. Der Dichter Schleifer.

Vielleicht iſt es mir geſtattet, von meinen eigenen damaligen Zuſtänden noch Einiges hinzuzufügen.

In wie mancherlei Gemüthsbewegungen habe ich mich durch die Freundſchaft mit unſrem Lenau verſetzt geſehen. Nicht die geringſte war auch eine Art Vorwurf, den ich mir machte, als ob ich meinen älteſten, bewährteſten Freund Ludwig Uhland, an dem ich mich von den Tagen unſrer Jugend an vorzugsweiſe heranzubilden ſuchte, darüber gewiſſermaßen in mir zurückſetzte. Als wenn neben der Liebe alter Freundſchaft und Liebe kein junges Leben von Liebe und Freundſchaft mehr aufgrünen und erblühen dürfte! Ich legte ein Bedenken dieſer Art ſogar in einem Briefe an Uhland ſelbſt nieder; auch glaubte ich für Niembſch ſelbſt einige Schutzworte beifügen zu müſſen, der mir damals von mancher Seite verkannt zu werden ſchien. Durch viele Arbeit für ſeine Collegienhefte war Uhland, als damaliger Profeſſor, verhindert, mir ſelbſt zu antworten; aber ſeine gute Frau dankte mir in einer Antwort vom 9. Febr. (ohne Zweifel

des J. 1833) für meine immer gleiche Freundschaft und fügte bei:

„Ueber unsern gemeinschaftlichen Freund Niembsch macht sich Uhland nicht halb so viel Gedanken, als Sie befürchten. Wie er für sich selbst volle Freiheit über sein Denken und Handeln anspricht, so läßt er diese Freiheit auch Andern und ist gar nicht geneigt, oberflächlich und unduldsam zu urtheilen. Ich habe noch niemand gesehen, der mit einem so warmfühlenden Herzen doch so wenig das Bedürfniß hat, sich in Herzensangelegenheiten auch seiner nächsten Freunde zu mischen, als er" u. s. w.

Von dieser Seite war somit Alles im Reinen; aber nun kam zum erstenmal ein Brief von Lenau's Schwager, Anton Schurz, aus Wien, Charfreitag, den 5. April 1833, der mich voll warmer Freundschaft sogleich mit Du anredete und mit einigen Auszügen aus Briefen von Niembsch anfing. Da heißt es:

„Niembsch schrieb mir am 8. Nov. 1831: Die „„Betrachtung des Menschenlebens in seinen mannichfachen Erscheinungen ist mir der größte Reiz nach dem Reize, den die Natur für mich hat. Die bleibt doch meine liebste Freundin, und das Menschenleben ist ohnehin nur das Bild der Natur, wie es sich malt in den bewegten Wellen unserer Triebe. Die Poesie bleibt nicht deine liebste Freundinn? fragst Du vielleicht. Nein; ich kann sie keine Freundinn nennen; ich glaube, die Poesie bin ich selber; mein selbstestes Selbst ist die Poesie. Gib Acht auf Dich, ob's nicht auch so ist. Wann wirst Du Dich lebhafter inne, als wenn Du dichtest? Woher sonst die beseligende Sammlung nach einem vollendeten Gedichte?

Schön aber iſt es, wenn uns die Poeſie Herzen gewinnt. Mancher Freund iſt mir geworden durch ſie; einer aber fiel mir zu mit beinahe leidenſchaftlicher Anhänglichkeit; das iſt der Dichter Carl Mayer, von dem Du vielleicht im Wendtiſchen Muſenalmanach geleſen haſt. Er iſt ein Mann von 40 Jahren, mit einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moraliſchen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundgenie.""

„Sodann am 5. Febr. 1831: „„Einige Stunden ſind genug, Dichter zu Freunden zu machen. Wie träge ſind dagegen die Entwürfe der Freundſchaft im kalten Leben derer, die nichts haben von unſerem Glücke, mein Bruder!"" —

„Endlich wieder unterm 12. Januar 1832: „„Die Feiertage habe ich in Stuttgart zugebracht, und in Tübingen bei Uhland, mit dem ich Bruderſchaft getrunken, und in Waiblingen beim Oberamtsrichter Mayer, dem zärtlichſten meiner Freunde. Das iſt ein wunderbarer Menſch. Gleich bei unſerem erſten Zuſammentreffen hat er eine wahrhaft leidenſchaftliche Liebe zu mir gefaßt, welche ihm von meiner Seite getreulich erwiedert wird. Vielleicht erinnerſt Du Dich noch jener Gedichte im Wendtiſchen Muſenalmanach von Carl Mayer, jener lieblichen Waldſcenen, wo Rehe am ſtillen Weiher herumirren ꝛc., jener ſanften Naturhauche. Das iſt der nemliche Mayer. — Wenn ich nach Wien komme, ſollt Ihr die Briefe leſen, die er an mich geſchrieben"" u. ſ. w.

Dann folgt der Vorſchlag an Schurz und Schleifer, mich in den Bund einzuſchließen, der zwiſchen ihnen Allen beſtanden.

Geirrt hatte sich Niembsch nach dem ersten dieser Briefe in meinem Alter, indem ich beinahe schon 6 Jahre älter war, als er voraussetzte, oder über 16 Jahre älter, als er selbst *); geirrt hat er sich auch in der allzuguten Meinung, die er (nach der ausgelassenen Stelle u. s. w.) von mir gefaßt hatte; auch ist meine entgegenkommende Freundschaft mit Lenau'schen Farben, d. i. wohl noch lebhafter, als sie es verdiente, geschildert; was mich aber an dieser so freundlich gemeinten Schurz'schen Mittheilung störte, war das Gefühl oder die Besorgniß, als ob ich dem Freunde Niembsch doch immer durch zu großes Ungestüm eine Freundschaft gewissermaßen aufgedrungen hätte, welche bei mehr Zurückhaltung, bei ruhigerer Haltung von meiner Seite vielleicht nicht in ihm entstanden oder nicht so hoch aufgewachsen wäre, ein Zweifel, der wie alle Zweifel etwas Erkältendes hatte.
So mag es selten dienlich sein, zwischen zwei sich Liebenden zwischenzutreten, selbst wenn die Absicht nur auf Erhaltung und Vermehrung jener Liebe gerichtet und das in die Mitte Geworfene nur Schönes und Gutes, nur Lob und Liebe ist. Ein Hauch vermöchte hier möglicherweise ein fremdes Feuer anzublasen, in welchem die bisher gehegte stille Glut aufgehen könnte.

Doch die Freundschaft ist ja kein bloßes Gefühlsleben und ihre Kraft konnte gegen diesen unvermutheten Stein des Anstoßes bald wieder gesammelt werden.

Wenn ich von Gefühlsleben rede und so manche Beispiele davon anführe, so glaube man ohnehin nicht, daß

*) Ich bin geboren den 22. März 1786, Niembsch den 13. Aug. 1802.

ich in der Lage war, darein mich so ganz einwiegen zu können. Die innerlichen Zustände und Regungen eines Freundes, eines Familienvaters, eines Dichters und mein in jeder Beziehung anstrengender und mir am Herzen liegender Beruf durchkreuzten sich während meines Waiblinger Lebens, in einem kräftig bevölkerten Amtsbezirk von 29000 Seelen, auf eine merkwürdige Weise, in Widerstreiten ohne Ende, durch welche ich mich nicht zum zweitenmale durchschlagen möchte. Wie oft begleiteten mich z. B. auf den Märschen nach Stuttgart zu meinen dortigen Lieben ein paar Aktenstücke, die ich unterwegs oder, wenn ich bisweilen übernachtete, vor Schlafengehen zu durchgehen hatte, um die Verfügung darauf wenigstens im Kopfe mit zurückzunehmen. Ohne Unterlaß war die Thätigkeit von Kopf und Herz nach allen Richtungen in Anspruch genommen. (Namentlich hatte ich in dem Jahr 1832, von dem ich spreche, zehn Tage lang auch eine der Amtsvisitationen zu bestehen, wie sie die Landbeamten von Zeit zu Zeit treffen, aus der ich jedoch rüstig und ohne Tadel hervorging.)

Ueber den von Niembsch so lebhaft angeregten Freundschaftsbund mit Schleifer bemerkt Schurz in dem Briefe vom 5. Apr. 1833 noch Folgendes:

„Setze Dich an meine Seite und höre mir zu!

„Im Jahre 25 las ich Schleifers glühendes Gedicht: Sehnsucht nach Unterösterreich. (Vielleicht kennst Du es nun durch Niembsch.) Sehnsucht nach dem Sänger ergriff mein Herz, und ich nahm den Wanderstab und wallfahrtete fünf Tage weit zu Fuße über Gebirge und Ströme zum Verausgeliebten. In diesem Augenblicke noch, in welchem ich Dir schreibe, segne ich jeden Schritt

meines weiten Ganges. Und wie ſpricht Niembſch? (am 19. Mai 1832) „...Den nächſten Winter, liebes Brüderl, werden wir hübſch fein zuſammenhocken am Ofen und Guglupf eſſen von unſerer Reſi Hand, und erzählen, was wir gehört und geſehen. Meinen Schleifer ſeh' ich dann auch wieder; der hat mir wieder einen Brief geſchrieben, wie ihn kein Menſch auf Erden ſchöner ſchreiben kann. Gott erhalte ihn noch recht lange für uns und die Seinigen. Das war doch einer der beſten Augenblicke Deines Lebens, in welchem Dir's zum erſtenmal einfiel, den Schleifer in Stirning aufzuſuchen.“ — Schleifer webt und lebt in unſerem deutſchen Byron, wie er Niembſch gerne nennt“ u. ſ. w.

Ferner:

„Schleifer flog einigemal nach Wien zu uns; und wir brachten im Auguſt 1830 drei ſelige Wochen bei ihm zu. Er wohnt (ein Jünglingsgreis von 60 Jahren) als kaiſerlicher Salinenherrſchaftspfleger zu Ort bei Gmunden, am Buſen des herrlichen Traunſees (in Oberöſtreich).“ *)

Auch ich hätte mich, mehreremal von ihm gegrüßt, gerne mit dieſem öfters erwähnten Manne, deſſen feurige

*) Erfreulich war es mir, zu vernehmen, daß auch ein jüngerer und neuerer Freund, der oberöſtreichiſche Flüchtling Dr. Ernſt Krackowizer, geweſener Hauptmann bei der Wiener akademiſchen Legion, der ſich im Sommer 1850 als praktiſcher Arzt in Williamsburgh bei New-York anſiedelte, und in letzter Stadt mit einem Geſellſchafter eine mediciniſch-chirurgiſche Zeitſchrift redigirt, und der während ſeiner dreiviertelſährigen Anſtellung im hieſigen Univerſitäts-Krankenhauſe ſich hier ſo viele Herzen gewonnen und namentlich auch meine warme Freundſchaft

Gedichte mir nur einmal kurz durch die Hand gingen, persönlich befreundet, wenn es die Umstände gestattet hätten und der Tod des weit Entfernten nicht dazwischen getreten wäre.

---

mit sich genommen, in Ferienzeiten manche Woche bei Schleifer gelebt hat, da Krackewitzens Vater, auch ein Beamter, und Schleifer Busenfreunde gewesen waren. Es ist mir, wie wenn ich darum, so wie durch einen Besuch der Reinbeckschen im Schleiferschen Hause, mit dem Verstorbenen noch weiter und nachträglich in liebe Berührung gekommen wäre.

Fünfzehnter Abschnitt.

Niembsch in Amerika.

Den 3. Jan. 1833 hatte mir Kerner (in einem Briefe, indem er mir zugleich „einen Jammer", nemlich das Hinscheiden seines alten treuen Wauls anzeigt) geschrieben:

„Von unserem Niembsch hören wir eben nichts Weiteres, als daß er endlich in Amerika ankam und an den Ohio zu Fuß abging."

Wenn Niembsch vor seiner Reise nach Amerika in dem Abschied: „Lied eines Auswandernden" gedichtet hatte (Gedichte 1. Bd. 9. Aufl. S. 223):

Fleuch, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Gotterflamme brennt!
Meer, wale mir hinweg die Flut,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blutbenetztem Strand
Die Flut der Tyrannei zerschellt,
Ich preise dich, mein Vaterland!

so konnte er, scheint es, diesem Gefühle nicht so treu bleiben, als er geglaubt hatte. Hören wir unsern lieben,

geiſtreich-einſeitigen, in republikaniſchen Anſichten zu jener Zeit wenig einheimiſchen Niembſch ſelbſt von Amerika ſprechen. Die gute Emilie Reinbeck ſchrieb mir den 19. April 1833:

„Lieber Karl!

„Endlich iſt ein Brief von unſerem ſchreibfaulen Freund aus Amerika gekommen, und ich beeile mich, Dir einſtweilen deſſen Inhalt flüchtig mitzutheilen, bis Dein Beſuch mich erfreuen und Gelegenheit geben wird, das Uebrige nachzuholen. Das liebe und ſehr intereſſante Schreiben iſt vom 5. März, aus Lisben, einem Städtchen in Ohio. Die Luſt an Amerika hat der entrüſtete Dichter völlig gebüßt. Er fand in der Natur, wie in den Menſchen dort, keine Phantaſie und kein Gemüth. „„Amerika"" (ſagt er) iſt das wahre Land des Unterganges, der Weſten der Menſchheit. Das atlantiſche Meer aber iſt der iſolirende Gürtel für den Geiſt und alles höhere Leben."" Von den eingewanderten Deutſchen macht er eine gar traurige Beſchreibung und ſchreibt u. a.: „„Die ſchlimmſte Frucht der übeln Verhältniſſe in Deutſchland iſt nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menſchen herüber, und den letzten himmliſchen Sparpfenning, den ihnen Gott in's Herz gelegt, werfen ſie hin für ein Stück Brod. Anfangs dünkt ihnen das fremde Land unerträglich, und ſie werden ergriffen von einem mächtigen Heimweh. Aber wie bald iſt dieß Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, ſonſt verliere ich das meinige auch noch. Hier ſind tückiſche Lüfte, ſchleichender Tod. In den großen

Nebelbade Amerika's werden der Liebe leise die Adern geöffnet und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste, und hier ist in meinem Innern auch etwas wie Taufe vorgefallen, vielleicht, daß ich davon genesen bin, mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen langen Einsamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber, um manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen. Wenn so ein langer einsamer Winter obendrein gewürzt ist mit einem heftigen rheumatischen Leiden und schlaflosen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch sehr verstockten Wesens sein, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger und besser, als man im Herbste gewesen. Nächsten Monat werde ich mich in New-York einschiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu sein und einige Tage im Kreise meiner unaussprechlich theuren Freunde zu leben. Wie freu ich mich auf Ihren lieben Vater, bei dem es mir immer ist, als ob es der meinige auch wäre, so innig verehre ich ihn, auch Ihre lieben Schwestern, die mir auch wie die meinigen vorkommen, so lieb ich sie, und o! auf meinen Mayer, meinen Reinbeck u. s. w.""

„Ein Verzeichniß seiner poetischen Productionen beweist, daß er fleißig war und drei beigelegte Gedichte (das vierte fand keinen Raum mehr) geben herrliche

Proben davon. Am Schluß des Briefs heißt es noch: „„Bringen Sie Mayers u. s. w. meinen herzlichen Gruß. An meinen l. Freund Kerner, so wie an Mayer und Schwab werd ich vielleicht noch schreiben vor meiner Abreise; sollt es mir nicht mehr möglich sein, indem sich meine Geschäfte nun sehr zusammendrängen, so sollen meine Freunde mit einem Gruße vorlieb nehmen; dieser ist gewiß nicht leer.““

„Hier, mein lieber Karl, hast Du den größten Theil von dem reichen Inhalt des l. Briefes, der, wie Du Dir denken kannst, mir und den Meinigen unbeschreibliche Freude gemacht hat. Das Uebrige mit den Gedichten, wovon Du das erste aus dem Briefe von Schurz schon kennst, bleibt Dir für Deinen nächsten Besuch bei uns vorbehalten."

Ganz ähnlich, in einer Stelle sogar gleich, lautet, was mir Schurz unterm 5. Mai desselben Jahres mittheilt:

„Niembsch wird Dir hoffentlich bald, vielleicht schon, wenn Du diesen Brief empfängst, am Busen liegen. Welchen abscheulichen Winter mußt' er nicht zubringen; einsam, krank, verlassen, keine einzige treue Seele um ihn, ja sogar ohne Gruß, ohne Nachricht von seinen Geliebten. Und in welchem Lande! „„Die Natur selbst"", schreibt er, „„ist kalt. Die Conformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, alles ist gleichförmig und unphantasiisch. Hat nun die Natur selbst kein Gemüth, keine Phantasie, so kann sie auch ihren Geschöpfen nichts dergleichen geben. Hier lebt der Mensch in einer sonderbaren kalten Heiterkeit, die an's Unheimliche streift.

Daß hier Menſchen und Thiere von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter herabkommen, iſt manchem Naturforſcher bereits aufgefallen. Es iſt buchſtäblich wahr. Mancher der eingewanderten und nun ſeit mehren Jahren hier anſäßigen Deutſchen verſichert: ein ſehr feuriges Temperament herübergebracht, es aber hier bis auf die letzte Spur einer Aufwallung verloren zu haben. Ich muß hinauseilen aus Amerika, ſonſt verlier' ich noch mein Heimweh, wie es allen Deutſchen nach einiger Zeit hier ergeht. Merkwürdig iſt es, wie die heftigſten Gefühle hier ſo ſchnell erkalten. Die Liebe zum deutſchen Vaterlande geht bei den meiſten Eingewanderten ſogar in Haß und Verläugnung über. Trauriger Boden! In dem großen Nebelbade Amerika's werden der Liebe leiſe die Adern geöffnet und ſie verblutet ſich unbemerkt.""

Damit iſt zu vergleichen die Einleitung zu ſeinem Gedichte „Der Urwald" (Gedichte 2. B. 7. Aufl. S. 69) und das lebhafte Charakterbild, das er in ſeinem „Blockhaus" (2. B. S. 79) aufſtellt, und nur die Frage möchte etwa noch berührt werden, ob das von Niembſch erwähnte ſchnelle Schwinden des Heimwehs (und namentlich des deutſchen Heimwehs) in Amerika nicht dadurch ſeine befriedigendere Erklärung finde, daß für die derbere Verletzung weicher, rein perſönlicher Gefühle in dem umgebenden und überwältigenden Gefühle des allgemeinen Wohlbefindens, der Freiheit, Macht und Blüthe des Ganzen, nach und nach mit mehr oder weniger Bewußtſein, eine mehr als hinlängliche Vergütung empfunden wird? — Auch mündlich hörte ich den Freund jene brieflichen Anſichten nachher meiſtens beſtätigen und ihn ſelbſt von der Nordamerikaniſchen Natur

nur drei Dinge hervorheben, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht haben, einen fast erstorbenen Urwald in den westlicheren Gegenden, das Hudsonsthal von New-York hinauf und den Fall des Niagara. Doch ich will der Rückkehr des Freundes nicht vorgreifen und nur hinsichtlich eines Theils der genannten Naturgegenstände die Bemerkung beifügen, daß ich nicht Unrecht haben werde, wenn ich die Gleichnisse, zu welchen den Dichter der Fall des Niagara antreibt (man sehe im 2. Band: „Verschiedene Deutung" S. 75 und „Niagara" S. 77), minder ergreifend finde, als die Eindrücke des Urwalds, denen er in dem Gedichte dieses Namens Worte gelieben hat. *)

Den 9. Juni 1833 schrieb Schurz mir wieder:

„Unser Niembsch läßt sich Zeit. Da ich mir aber bei der Nachricht, daß er am 5. März noch einen Weg von 100 englischen Meilen vor sich hatte, um in den Hafen seiner Einschiffung zu gelangen, voraus sehen dachte, daß er, anstatt Anfangs April, wohl erst Anfangs Mai Amerika verlassen würde, so beunruhigt mich seine Verspätung bisher noch nicht. Die Götter ließen niemals noch einen der Dichter ertrinken, im schlimmsten Falle

*) Ein wahres Stück Urwald, das ich eines Tags mit meinem Sohn und einem Freunde desselben in einer abgelegenen Gegend des Schwarzwalds bei Wildbad, zur linken Seite abliegend von dem Fußwege nach Dobel und Herrenalb antraf, suchte auch ich, bei der bloßen Erscheinung stehen bleibend, in meinen Gedichten 2. Ausg. S. 284, Nr. 21 zu schildern und bin gewiß, daß über diesen Anblick auch Niembsch gestaunt hätte. Wir fanden da mehrere gänzlich abgelebte Tannen, die wir nur zu Dreien mit unsern ausgespannten Armen umfassen konnten.

reiten dieſe auf Delfinen oder — wie Camoens — auf einem Manuſkripte an's Land; wir dürfen alſo auch nicht um N. ſorgen, den überdieß noch tauſend fromme Wünſche edler Seelen geleiten."

Ferner:

„Daß N. auf dem Heimwege ja nicht Schleifern vorüber gehe! „„Der Juni iſt da"", — ſchrieb dieſer mir unlängſt —, „„aber N. nicht, der Menſch hat mir's angethan; jeden Morgen erwarte ich: heute wird er kommen, und jeden Abend vertröſte ich mich auf morgen, und kann die Beſorgniß, daß er nach Wien kommt, ohne am Traunſee vorüberzuſtreifen, nicht los werden.""

Sechszehnter Abschnitt.

Lenau's Rückkunft. Briefe desselben vom Aug. und Oktbr. 1833. Karl Egon Ebert.

Kerner läßt in einem Briefe vom 11. Juli 1833 einfließen:

„Niembsch? heute soll er kommen — oder ist er bei Dir? ich freue mich sehr."

Nun fehlen mir alle Urkunden über den Wiedergekommenen. Der nächste Brief des Freundes lautet schon wieder, als wenn wir uns immer einander nahe befunden hätten. Er schrieb mir (nach einer von meiner Hand beigesetzten Bemerkung den 13. oder 14. Aug. 1833) aus Stuttgart:

„Geliebter Freund!

„Herzlichen Dank für die schöne Gabe; es ist dieß ein recht artiges Sümmchen guter Lieder. Ich freue mich schon auf die Herausgabe, an welcher jedoch Kerner schwerlich Theil nehmen wird.

„Ich war einige Tage beim Alexander in Serach, wo sich mein Seitenstechen so verschärfte, daß ich eine bedeutende Blutentleerung vornehmen mußte, die doch bis jetzt

ven blos mildernder Wirkung geblieben iſt. Die heutige Nacht war ſeit vier Tagen wieder die erſte, wo ich ſchlafen konnte. Vor 3 — 4 Tagen werd' ich demnach kaum abreiſen können. Laß Du Dich aber dadurch ja nicht hindern, Deine Urlaubszeit freblich zu genießen, ſie iſt ohnedieß ſchon zum Theil verſtrichen. Genieße den Reſt. Aber ſehen möcht' ich Dich doch noch auf jeden Fall. Wie machen wir das? Ich erwarte hierüber Deine Entſcheidung, worein aber freilich mein fatales Seitenſtechen auch ein Wort zu ſprechen hat.

„Auf unſere Gedichte zurück. Wenn auch Kerner nicht mithalten will, wir geben das Unſrige heraus. Bis zur Oſtermeſſe haben wir hoffentlich Beide ſo viel dazugethan, daß das Bändchen nicht zu dürftig erſcheinen ſoll. Cotta iſt noch immer nicht hier, es wird nichts übrig bleiben, als von Wien aus mit ihm zu verhandeln. Inzwiſchen aber könnteſt Du Deine noch ungedruckten Gedichte im Morgenblatt erſcheinen laſſen; theils um dem deutſchen ſummſeligen Publikum ein wenig in den Ohren zu liegen; es kann nemlich nicht ſchaden, dem Volk von Zeit zu Zeit ein Wort zu ſagen, damit es wiſſe, daß man noch auf der Welt iſt. Man kann ſich nie einer künſtleriſchen Wirkſamkeit verſichern, wenn man nicht in friſchem Andenken ſich erhält; — theils aber um das matt ſäuſelnde Morgenblatt durch Deinen friſchen Liederhauch in ein lebendiges Rauſchen zu verſetzen, was ihm Noth thut.

„Deinen wackern Louis werd' ich morgen beſuchen.

„Leb' wohl, grüße Deine liebe Frau und Kinder.

Dein Niembſch."

Nun finde ich einen Brief meines verſt. Bruders, des von Niembſch am Ende des verſtehenden Briefes erwähnten Malers Louis Mayer:

„Stuttgart, 29. Aug. 1833.

„Lieber Carl!

„Heute früh war Niembſch bei mir. Er ſieht noch übel aus und kann wegen Medicinirens ꝛc. in keinem Fall in dieſer Woche noch reiſen. Nächſten Montag aber will er nach Heidenheim (vielmehr Mergelſtetten) abziehen, um von da aus ſeine Heimreiſe anzutreten. Da ich ihm ſagte, daß ich morgen früh nach Waiblingen gehen würde, um mit Dir dann weiter zu Bruder Fritz nach Waſſeralfingen zu wandern, ſo verſprach er mir, wenn es anders ſeine Umſtände erlauben, mich zu begleiten, um, wie er ſagte, auch von Frau und Kindern noch Abſchied zu nehmen. Seinem Ausſehen nach fürcht' ich aber, daß ein kühler Morgen ihm nicht zuträglich ſein würde und da ſein Verſprechen ſehr bedingt war, ſo machte ich mir keine Hoffnung auf dieſe ſchöne Begleitung."

Ob Niembſch wirklich mit meinem Bruder gekommen, iſt mir nicht mehr erinnerlich. Er war nicht mit anweſend, als Uhland einmal in jenem Jahr mit Schwab bei mir in Waiblingen war und wir uns unter den Erlen-, Weiden- und Akazienbüſchen des Remsufers hinſtreckten, wo uns Schwab ſeine „Wanderlieder eines Mannes" vorlas. Dagegen weiß ich nicht mehr, fiel die Freude noch in das Jahr 1833 oder in einen ſpäteren Jahrgang, daß Karl Egon Ebert, Uhland und Niembſch gleichzeitig einen Tag bei mir zubrachten und daß Ebert uns

Vormittags durch Vorlesung seiner schönen großen Idylle „Das Kloster" ein ausgezeichnetes Vergnügen bereitete. Die beiden Dichter Niembsch und Ebert hatten sich zum erstenmal bei diesem Anlasse gesehen und belustigten uns bei Tisch mit ihren scherzhaften Ausfällen auf die Volksthümlichkeiten der Ungarn und Böhmen, womit sie sich gegenseitig neckten.

Der nächste Brief zeigt uns den Freund aus Ungarn wieder in Wien. Er lautete:

„Mein Herzensfreund!

„Richtig war Dein Brief schon da, als ich ankam, der erste Gruß aus meinem lieben Schwaben. Schönen Dank für die schönen Gedichte, und für Dein Freundeswort. Wenn Du in der Freundschaft für mich so fortschreitest, wie in der Poesie, so wünsch' ich mir Glück; Du bist der Schönheit überall auf der Fährte und stöberst aus jedem Gebüsch Begeisterung. Die letzte Sendung ist voll großer Schönheiten, und nach meiner Meinung die vorzüglichste Partie Deiner gesammten Gedichte. Der einzelne Ausdruck so präcis, die Construction so ganz auf Sinn und Wohlklang gestellt, die Wendung so leicht und wirksam, daß es eine Freude ist. Ich habe einen Aufsatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoesie darzustellen und aus Deinen Gedichten eine Art von Theorie zu entwickeln suche. Diesen Aufsatz will ich den östreichischen Jahrbüchern anbieten. Er kann jedoch nicht früher erscheinen, als die zweite Folge Deiner Gedichte erschienen sein wird, weil ich diese unmöglich unbesprochen lassen könnte. Sollte es bald zu einer zweiten Auflage meiner Gedichte kommen, so muß ich mich freilich des Ver-

anügens begeben, an Deiner Seite, Hand in Hand zu erſcheinen. Du haſt bereits ſo viel an neuen Gedichten, daß es ein artiges Bändchen gibt und Du dieſes für ſich erſcheinen laſſen kannſt. Ich würde Dir dann empfehlen, zum Formate Duodez zu nehmen, und auf jeder Pagina nur ein Gedicht drucken zu laſſen, was ohnedieß ſchöner ausſieht. Dann wird das Buch ziemlich ſeitenreich. Dieß gilt aber nur für den Fall, daß meine Gedichte wieder aufgelegt werden, ſonſt bin ich noch immer der Meinung und des Wunſches, daß wir uns auch noch vom Buchbinder zuſammenbinden laſſen; es müßteſt denn Du vorziehen, Deine neuen Lieder für ſich in einem Bändchen zu geben, worüber ich gewiß nicht empfindlich ſein würde, und es ganz Deiner Entſcheidung überlaſſe. — Die zweite Auflage meiner Gedichte würde ich ſelbſt leiten, und dann unter einem die Correctur Deines zweiten Bändchens und zwar mit der größten Sorgfalt und Liebe führen, wenn Du mir anders dieß Geſchäft anvertrauen wollteſt. Für den Fall aber, daß mir noch nicht ſobald eine zweite Auflage werden ſollte, und Du Dich dennoch entſchließeſt, Deine Lieder allein drucken zu laſſen, würde ich die meinigen noch liegen laſſen; gar ſo lange kann es doch nicht mehr dauern, daß meine erſte Auflage vergriffen wird, denn Gerold allein hat hier bei 10 Exemplare verkauft; auch in Polen ſoll ſie guten Abgang gefunden haben. Doch, Freund, hab' ich Dich nicht längſt ermüdet mit meiner fatalen Caſuiſtik?

„Deinem Wunſche gemäß und meinem eigenen Hange, will ich meine Bemerkungen über Deine neuen Lieder aufzeichnen und Dir überſenden.

„Meine Reise nach Wien war angenehm. Schuler hab' ich nicht besucht, weil ich spät in der Nacht in München angekommen und am nächsten Morgen früh wieder abgereist bin. Bei Schleifer, in dem paradiesischen Gmunden, war ich 14 Tage. Viel wurde dort von Dir gesprochen und mir an herzlichen Grüßen für Dich mitgegeben. Schleifer hat Deine Gedichte und liest sie mit großer Freude. Auch in Wien sind sie bekannt und geliebt.

„Meinen Geschwistern hab' ich eine große Freude in Deinem Bilde gebracht. Schurz kann es nicht genug ansehen. Die Liebe, mit der er Dir anhängt, ist in der That rührend. Vorgestern, spät Abends, als wir zu Bett gingen, sagte Schurz noch: „„Zeige mir noch einmal unsern Mayer"", dann machte er eine gute Bemerkung über Deine Augenbrauen, welche, etwas hoch, ihm vorkommen, wie gespannte Bogen, von denen Du das Geschoß Deiner Blicke abschießest nach allen Schönheiten der Natur.

„Ueber meine Rückreise nach Württemberg kann ich Dir noch nichts Bestimmtes sagen.

„Ich bin ganz gesund. Die Leute wundern sich über mein gutes Aussehen. Einige sagten sogar, ich sei gewachsen!' meine Schwester sogar war so närrisch, es zu glauben. Mag sein, daß ich mich aufrechter halte, wenigstens in moralischer Bedeutung möchte dieß wahr sein. Ich habe viel mehr Gleichmuth und Heiterkeit als vordem; das scheint auch auf mein körperliches Befinden wohlthätig zu reagiren.

„Was macht mein liebes Pathchen? Du schreibst gar nichts von ihr; und die andern kleinen Brodteufelchen,

wie Günther die Kinder nennt? Deine liebe vortreffliche Frau ist wohl wieder ganz hergestellt?

„Meine Schwester hat nicht weit zu ihrer sechsten Entbindung. Ihre fünf Kinder sind sehr gewachsen. Namentlich die Buben. Der kleinere (Pepi) ist ganz in die Natur des größeren (Toni) gewachsen, wie dieser vor zwei Jahren war, so, daß ich die Kerle verwechselte, den Pepi für den Toni hielt. Die Kinder sind recht eigentlich unsre Lebenszeiger mit ihrem Verrücken. Abendschatten und Kinder, je länger sie werden, desto tiefer neigt sich unsre Sonne.

„Die hiesigen Literatoren haben mich sehr ehrend empfangen. Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oestreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur, und wandern dann wieder heim, und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten.

„Grüße mir Deinen trefflichen Louis.

„Leb' wohl, mein Mayer, küsse Frau und Kinder für mich.

Ewig Dein

Niembsch."

„à propos. Dein Briefchen nach Eßlingen hättest Du mir auch nach Wien schicken können, ich nehme von Dir Einladungen auch in Wien an.

„Den 17. Oktober 1333.

„Deine Antwort bitte ich an Schmid zu adreſſiren.“

„Die Berliner Jahrbücher ſind mir noch nicht zu Geſicht gekommen.“

Wenn Niembſch hier ſagt, ich ſtöhre aus jedem Gebüſche Begeiſterung, oder wenn es mir ſelbſt in jenem Sommer vorkam:

Ich ſitz' an einem blauen Teich,
Sobald der Morgen dämmert jung,
Wie er mir ſonnig, bilderreich
Zum Herzen dringt Begeiſterung:

ſo war doch mein Leben, wie ich ſchon angedeutet, ein immer ſo unruhiges, daß ich, wie dieſe Reime ſelbſt zeigen, meiſtens nur zu Bruchſtücken von Gedichten gelangen konnte und ſich aus dieſer Weiſe mehr oder weniger eine oft tadelnswerthe Gewohnheit bilden mußte, von der ich mich nur in ſeltneren Fällen losmachen konnte.

Einen Aufſatz ſollte Niembſch nach dieſem Briefe bereits unter der Feder gehabt haben, worin er ſeine Gedanken über Naturpoeſie zu entwickeln ſuche. Welchen Werth dieſer Aufſatz für mich gehabt hätte und noch haben würde, ergibt ſich aus meinen angeſtellten Betrachtungen über denſelben Gegenſtand, zu deren Bekanntmachung ich vielleicht ein andresmal Gelegenheit finde. Nach einer der Biographien in der allgemeinen Zeitung ſollte zwar Niembſch einen ſolchen Aufſatz in die Haller Allg. Literaturzeitung gegeben haben; aber bei freilich flüchtiger Durchgehung der Jahrgänge dieſer Zeitung, welche ihn hätten enthalten können, habe ich keinen ſolchen gefunden, auch hat mir Niembſch

nie etwas davon mitgetheilt, was ich mir faſt nur erklären könnte, wenn er vielleicht frühere Anſichten zum Nachtheil meiner Gedichte ein für allemal geändert hatte. Auch in dieſem Falle wären mir aber ſeine Aeußerungen von der größten Erheblichkeit geweſen.

Die vorübergehenden Plane zu gemeinſchaftlicher Herausgabe unſrer Gedichte waren in dem Herzen meines gutmüthigen Freundes entſprungen und wurden in den nachherigen Frühlingsalmanachen, wünſchenswerth genug, wenigſtens ſtückweiſe vollzogen.

Wenn Niembſch davon ſpricht, daß er die Correctur meines zweiten Bändchens mit der größten Sorgfalt und Liebe führen würde, ſo hat er einen ſolchen Dienſt auch einmal unſrem Freunde Kerner geleiſtet, doch nicht ganz zu deſſen Dank, weil er hie und da Abänderungen vornahm, welche Kerner nicht recht gutheißen wollte. —

Schuler von Zweibrücken (ſpäter Friedensrichter in Otterberg, dann zu Frankenthal in Rheinbaiern), der Fortſetzer von Kleiſt's Frühling durch die zum Theil mit ſehr glücklichem Naturſinn beſchriebenen drei andern Jahreszeiten, der Dichter von „Kleiſt's Tod" u. ſ. w., ſtudierte damals noch in München, nachdem er ſeinen „Sommer" hatte erſcheinen laſſen. Er hatte ſich mit einer ſeltenen Liebe zuerſt ſchriftlich, dann perſönlich mir zugewendet, und hat mich auch ſpäter als Dichter und bei gegenſeitigen Beſuchen als Gaſtfreund in die liebenswürdigen Geiſtes- und Herzenseigenſchaften jenes vaterländiſchen Volksſtammes, ſo wie in ſeine eigenen, gar manchen erfreulichen Einblick thun laſſen. Gerade dadurch, daß jener ſchöne Landſtrich, die überrheiniſche Pfalz, Deutſchland ſo lange entriſſen und mit

Frankreich verbunden war, hat ſich, unter ſo manchen fremdartigen und unbeliebten Einflüſſen, die frühere deutſche Art in Leben und Dichtweiſe dort faſt treuer oder zäher, als dieſſeits des Rheines erhalten, ſo daß wir bei dem frohſinnigen und idylliſchen Geiſte jener Menſchen uns unter ihnen noch in einer weit älteren, harmloſeren, wenn man will, unkritiſcheren Lebens- und Literaturperiode zu erblicken glauben. Wenigſtens ging es mir dort ſo vor dem pfälziſchen Aufſtande von 1849 und ich glaube nicht, daß ſich hieran vieles wird geändert haben. — Der genannte Schuler iſt es, den Niembſch damals auf der Durchreiſe durch München hatte beſuchen wollen.

Den Einfall am Schluſſe des Briefes, daß die Kinder eigentlich unſre Lebenszeiger ſeien, hat Niembſch im zweiten Bande ſeiner Gedichte unter der Aufſchrift: „Zeiger" (S. 155) bekanntlich auch in poetiſcher Form ausgedrückt.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Aus Briefen von Emilie Reinbeck und Andern. Lenau's Hin- und Herreiſen. Lenau's Brief vom 15. Mai 1834.

Emilie Reinbeck ſchreibt mir den 21. Oct. (1833):

„Unſer guter Niembſch iſt wohl und glückſelig im Kreiſe der Seinigen. Unannehmlichkeiten ſcheint er eigentlich keine gehabt, ſondern nur befürchtet zu haben. Seine Gedichte ſollen in Wien einen ganz ungewöhnlich ſtarken Abſatz gefunden haben, und die Nothwendigkeit einer neuen Auflage wird uns, wie ich hoffe, den lieben Freund recht bald wieder in's Land bringen.

Niembſch muß in Wien viel von uns ſchwäbiſchen Freunden erzählt haben, dieß ſchreibt auch Schurz den 27. Oct. 1833:

„Niembſchens Ankunft hat Oel in die ſtille Flamme unſeres Lebens gegoſſen. Was hat er uns nicht ſchon alles erzählen müſſen von Euch Allen! Dein Haus, die Reinbeck, Schwab, den Uhland, die Pfitzer, Alle kennen wir nun vom Kopfe bis zum Fuße. — Gerade in dieſem Augenblicke ſehe ich den originellen dicken Kerner im rothen Schlafrocke ſeinen alten Weibertburm hinanſteigen, um einen Drachen fliegen zu laſſen; und jetzt

wieder ſehe ich Deinen ernſten ſchweigſamen Bruder, der da für das Auge dichtet, ſich mürriſch abwenden von der Weiber unzeitigem Gekoſe, aber ſiehe da! ſchon wandelt er wieder in Italiens warmblütigen Gefilden, und er legt den widerſtrebenden Pinſel weg, um ſein Herz in die Federn zu ergießen, und nun erſt werden es ſeine fernen Geliebten inne, daß ſie ihn eben dann am innigſten beſitzen, wenn ſie ihn nicht haben."

Unter dem 28. Januar 1834 ſteht in einem Briefe von Kerner:

„Daß Riembſch wieder kam, freut mich, und ich möchte ihn gar gerne auch wieder ſprechen, habe aber wohl keine Hoffnung dazu, da ich nicht fort kann und er nicht kommen wird" u. ſ. w.;

allein nach einem Briefe von Schwab vom 1. März (1834?) war Riembſch ſchon wieder in Weinsberg geweſen; denn es heißt da:

„Seit drei Tagen iſt Riembſch wieder hier: er hat in Weinsberg an ſeinem herrlichen Fauſt fortgemacht."

Sodann muß er meinen Geburtstag, den 22. März 1834, bei mir zugebracht haben; denn Schwab ſchreibt den 24. März 1834:

„Daß Dir Deine durch Riembſch's und Mattuſchinsky's Anweſenheit erhöhte Geburtstagsfeier durch den ſchrecklichen Mord, den Du zu unterſuchen haſt, ſo getrübt werden iſt, haben wir von dieſen Freunden mit Bedauern vernommen. Das iſt eine ſchwarze Schattenſeite Deines Berufs." *)

*) Dieſe Unterſuchung aus der Waldregent meines Bezirkes über einen verübten Mord an einem reichen Verwandten

„Niembsch war kürzlich zu meiner großen Freude mit Alexander bei mir. Grüß' ihn tausendmal, im Fall er bei Dir ist",

ſagt Kerner den 10. Mai 1834. Niembsch lernte in Weinsberg auch unſern (Kerner's, Uhland's und meinen) unvergeßlichen Freund, den früher ſo geiſtreichen Hermann Gmelin, geweſenen Oberjuſtizrath, Bruder des mir gleich befreundeten Chemikers Chriſtian Gmelin aus Tübingen, kennen, ſo weit man ihn in den Reſten ſeines Geiſtes noch zu erkennen vermochte. Gmelin hatte mich in den Univerſitätsjahren zuerſt auf Uhland, als vortrefflichen Dichter, aufmerkſam gemacht und mir deſſen freundſchaftlichen Umgang verſchafft; er ſelbſt hatte uns als herrlicher Sänger und ausgezeichneter Mimiker viele geſellſchaftliche Abende unendlich verſchönert und ſtand mit mir auch in Eßlingen, wo wir Mitglieder Eines Gerichtshofs geweſen waren, in fortwährend freundlichem Verkehre. Später ſtarb er in Wahnſinn und Gemüthskrankheit bei dem ihn damals behandelnden Kerner, nachdem er durch die ihm wahrſcheinlich

---

und wahrſcheinlich auch an einem Zeugen war freilich ein ſchweres Stück Arbeit, und mußte mir, wie Kerner ſchrieb, einen ſchwarzen Faden durch die Blüthenbäume ziehen. Sie bewegte ſich in den mannigfaltigſten Anzeigen, über welche einige hundert Zeugen zu vernehmen waren, in drei von einander getrennten Stadien durch manche tauſend Fragen und gewährte nach aller Mühe und nach gelungener Herſtellung eines zuſammenhängenden Bildes des Verwandtenmordes doch nur das Ergebniß, daß drei Hauptangeſchuldigte unter Verurtheilung in die Koſten von der Inſtanz entbunden, gegen andere aber der Verdacht beruhen gelaſſen, das große Vermögen des Erſchlagenen übrigens unter Allen mitvertheilt wurde.

von seinem criminalistischen Berufe her anklebende fixe Idee, er werde hingerichtet, anhaltende Todesangst ausgestanden hatte. Wer hätte zu jener Zeit gedacht, daß den armen Riembsch ein ähnliches Loos der Geistestrübung erwarten würde.

Nun wieder ein Briefchen von Riembsch an mich:

„Amicissime!

„Ich würde schon heute zu Dir kommen, wenn ich nicht morgen zu Deiner lieben Schwester, der köstlichen Frau Köstlin, Regierungsräthin, geladen wäre; *) wir werden auf der Silberburg Thee trinken zu Abend, und ich hoffe auch Wein. Da wäre mir's denn ein gar gefundener Handel, wenn Du auch dabei wärest, bei mir oder Deiner Schwiegermutter übernachtetest, und übermorgen zeitig früh, etwa um 7 oder 8 Uhr, nach Waiblingen führest.

„Schulern, dem trefflichen Mann des Rades, sei so gut, zu sagen, ich komme übermorgen nach Neustädtl, bleibe jedoch nur 8 Tage dort, er solle also in seinen Bestellungen sich nicht genieren lassen.

„Mir ist jetzt viel wohler, als in den Tagen der Brustbitze, wenn sie nur nicht wiederkommen. Schwab

*) Es ist eine schöne Fügung des Geschickes, daß Riembsch mit meiner jüngsten Schwester und ihrem Gatten August Köstlin, damaligem Oberregierungsrathe, sich selbst noch in dem Grade, wie es der Fall war, befreundet hatte, da diesem freundlichen Verhältnisse mehrere Jahre nach Riembschens Tode, in dem Verlebnisse des Architekten August Köstlin zu Wien (jetzt in der Schweiz), meiner lieben Schwesterkinder, mit Therese Schurz, der theuren Nichte Lenau's, eine weitere schöne Beziehung nachfolgen sollte.

reist Freitag früh in die Schweiz, vielleicht gibt Dir der Wunsch, ihn noch zu sehen, einen Stoß herein nach Stuttgart; Schwab wird — aber, Freund, ich bin ein Narr, so eben fällt mir ein, daß Schwab morgen schon abreist. Komm aber doch herein, wenn es sein kann. *)

„Der Druck meiner Gedichte hat begonnen. Cotta wurde gestern schon zurückerwartet aus Frankfurt; ich weiß aber nicht, ob er schon da ist. Ich will nächstens mit ihm sprechen über Deine Sache.

„Schurz läßt Dich herzlich grüßen.

„Leb' wohl, Du und Deine liebe Frau und was sie geboren hat.

„Donnerstag, 15. Mai 1834.

Dein

Niembsch."

*) Es konnte nicht sein.

Achtzehnter Abschnitt.

Penau im Neuſtadter Bade und in ſonſtigem freundlichen Verkehre mit Waiblingen. Sein Familienſinn. Zuſammentreffen mit ihm in München.

Meine theure Gattin war damals mit den jüngeren Kindern auf Beſuch bei Schweſter und Schwager in Heidenheim; in meiner Einſamkeit war mir daher der Auftrag, für Niembſch in dem nahen Neuſtadter Bade Quartier zu beſtellen, ein höchſt willkommener und die nachherige baldige Anweſenheit des Freundes ein ſehr erquickendes Ereigniß, auch mehrmaliges Wiederſehen des Tages uns Beiden Bedürfniß. Aber zu ſchön waren dieſe Stunden, als daß ſie nicht ſehr bald hätten geſtört werden ſollen.

Mich überfiel ein von der Metzler'ſchen Buchhandlung geſchickter Maler, der nachherige Bildhauer J., der unter den Volksabgeordneten des verabſchiedeten Landtags auch mich auf Stein zeichnen ſollte, und durch keinen Widerſtand ſich abtreiben ließ, dieß auszuführen. Da mußte jeden Tag mehrere Stunden geſeſſen werden; der Maler (welcher wegen Anfraſſung eines Todtenkopfs aus dem Waiblinger Kirchhof Verdrießlichkeiten bekommen hatte) blieb bei Tiſch, geſellte ſich zu mir und Niembſch, wie und wo wir uns

ſaben, verſprach auch gleich mehrere Exemplare des Bildes von dem Stein abzuziehen und meine Frau nach Heidenheim damit zu überraſchen, hat aber nicht Wort gehalten, ſo, daß das zu großer Freude von Riembſch wohl getroffene Bildniß nie erſchienen und nach vergeblicher Unluſt uns nie zugekommen iſt.

Noch eingreifender in unſern ſtillen Verkehr und zugleich in die dichteriſche Beſchäftigung des Freundes war der Entſchluß des Grafen Alexander von Württemberg, mit Familie und Gefolge dem Riembſch nach Neuſtadt nachzukommen. Riembſch war dort mit Liebe an ſeinem Fauſt geſchäftig geweſen; namentlich hatte er die Partie „Maria“ und „Der Maler“ daſelbſt ausgearbeitet; nun wogte dieſe ganze Geſellſchaft heran, die ſogar von Eßlingen herüber auf der Achſe einen anſehnlichen Nachen zuführen ließ, um die Neuſtädtler Muße zu Waſſerfahrten auf der Rems benützen zu können. Eilig hatte Riembſch des Abends mir angeläutet und mich von dieſen ſonſt angenehmen und werthen Beſuchen, durch die er aber den Faden ſeines Dichtens ſich entwunden ſah, zu unterrichten, und ſtatt den Abend mit ihm in Neuſtädtle zu verplaudern, mußte ich mich nun ſchon begnügen, ihn bis zur Schwelle dahin begleiten zu können.

Das Neuſtadter Bad gewann nun freilich ſehr an Lebhaftigkeit. Alexander hatte die Fiſcherei in der Rems unweit des Bades geachtet und in Einer Nacht ſeiner Anweſenheit einmal 6 große Aale gefangen. Doch war dort keines Bleibens, da Riembſch ſich zum Aufbruch anſchickte. Uebrigens ſollte noch ein beſonderes Feſt nach folgendem Zettel unſeres Freundes gefeiert werden:

„Samstag.

„Liebster!

„Meine gräflichen Freunde haben ſich entſchloſſen, morgen den Geburtstag ihres Knäbleins hier zu feiern, und zwar mit Trompeten und Pauken. Ich werde darum heute noch nicht abfahren, und bitte Dich, das Fuhrwerk, falls es ſchon beſtellt iſt, abzuſagen.

„Ich komme heute noch zu Dir. Wenn Du Deine Viſite machen willſt, ſo komm heute nach Tiſch circa 2½ Uhr.

Dein

Niembſch."

Meiner Frau ſchrieb ich den 27. Mai 1831 nach Heidenheim:

„Geſtern Morgen iſt Niembſch gleichzeitig mit Alexanders von Neuſtadt abgereist. Es war ihm leid, daß er durch die geräuſchvolle Gegenwart dieſer gräflichen Gäſte im Dichten und im ruhigeren Umgang mit mir unterbrochen wurde, und er verließ Neuſtadt, weil er vorausſah, daß er daſelbſt doch nicht würde arbeiten können. Treulich eilte er jeden Abend, öfters auch des Tages zweimal, zu mir hieher, um mich einen Augenblick zu ſprechen, wobei es denn auch an meiner Begleitung nicht fehlte. Aber die ruhigere Geſprächsentwicklung, die den Umgang mit Niembſch erſt ſo anziehend und belehrend macht, war uns doch ganz abgeſchnitten. Samſtag Nachmittag machte auch ich Alexanders meine Aufwartung, und hatte Mühe, ihren ſehr freundlichen Einladungen ſchon zum Abendeſſen, beſonders aber zu der Geburtstagsfeier ihres Kindes, die letzten Sonntag

Statt hatte, und wozu die Eßlinger Trompetermuſik verbeſchieden war, zu entgehen. Ich entſchuldigte mich und ging mit Jettle und ihrer Freundin Pauline auf's Eßlinger Jägerhaus, den ganzen Tag zum großen Vergnügen von beiden Mädchen ein ſchönes freies Waldleben führend. Ich traf auf dem Jägerhauſe zu meiner Freude noch eine halbe Stunde den Dichter Bührlen, der mir ſagte, daß kaum vorher auch Schwager Köſtlin mit einer Geſellſchaft Frauenzimmer da geweſen und Eßlingen zugegangen ſei. Die Mädchen und ich ſpeisten dann allein zu Mittag unter den Waldbäumen am Hauſe, frei und vergnügt, was ich wohl bei Alexanders Feſtmahl nicht ſo geweſen wäre. Nach Tiſch kamen die Deffner'ſchen Kinder von Eßlingen; ich ließ, im Walde liegend, auch Einiges dichtend, die Mädchen mit ihnen ſpielen, bis wir endlich auf dem langen Waldrücken hinziehend, erſt hinter Rommelshauſen wieder in das Thal herabſtiegen. In Waiblingen machten wir uns gleich auf den Weg zu dem Feuerwerk, das Alexander jenen Abend auf den ſteilen Weinbergen, gegenüber vom Neuſtättle, und zum Theil dem Feuerwerk jenſeits des Fluſſes entſprechend, auch in der Nähe des Badhauſes abbrennen ließ. Halb Waiblingen war bei dieſer durch Trompetermuſik verherrlichten Luſtbarkeit verſammelt; wir kamen aber nur noch zum Ende der Freude, kurz, ehe Niembſch einſteigen wollte, mich noch einmal zu beſuchen. Er, Jettle, Maler J., der bei mir zu Nacht ſpeiste, und ich fuhren dann in der ſchönen Nacht in Alexanders Wagen noch hieher, wo aber Niembſch nur noch einen Augenblick verweilen konnte. So hatte die Freude ſeines Hierſeins

ein Ende. J. iſt gleichfalls erſt geſtern Morgen abgereist, ſehr vergnügt, weil er nun auch zu Alexander beſtellt iſt. Er hat mich zu Niembſch's großer Freude getroffen und ſehr ſchön gezeichnet; doch mache ich eine ſehr böſe Miene." u. ſ. w.

Auch wir bürgerlichen Stands beobachten manchmal eine zu ſchroffe Haltung gegen Höhere, die freilich große Zutraulichkeit von unſerer Seite öfters kalt genug in ihre Schranken zurückweiſen mögen. So hat es mich öfters als ein begangenes Unrecht reuen wollen, daß ich Alexanders wirklicher Herzlichkeit in ſeinen Einladungen mit einer im Grunde doch exiſtiſchen Entſchuldigung entgegentrat. In dieſer Richtung hat ſich freilich Kerner keine Vorwürfe zu machen, deſſen Herzenswärme nach allen Seiten und ſo auch gerne nach oben ausſtrahlt.

Nach Heidenheim ſchrieb ich ferner den 1. Juni 1834:

„Am Samſtag kam Vormittags auf eine Viertelſtunde der treue Niembſch angefahren, um auf einige Tage Abſchied zu nehmen. Er fuhr am Sonntag mit Sternberg nach Baden-Baden, hatte aber im Sinn, heute wieder in Stuttgart einzutreffen. Samſtag Abends um 6 Uhr ging ich mit Zeitle ſelbſt noch nach Stuttgart, bekam aber den Niembſch nicht mehr zu ſehen, weil er bei dem von Wien gekommenen Schleißnigg im Mönig von England war. Sonntags früh vor 6 Uhr machte ich mich von Stuttgart den Heerdweg hinauf in den Wald und genoß ſeine Reize dieß- und jenſeits des Thales von Feuerbach nach Bethnang wieder recht aus

Herzensfülle, welche ſich auch in einigen Liedern Luft machte. Erſt um 1 Uhr kam ich zum 1. Vater nach Stuttgart, und machte dann das Eſſen bei Köſtlins mit. Nach Tiſch ſchickte ich Jettle zum Rhinoceros, worauf wir Alle zuſammen auf's Burgholz oberhalb Cannſtatt, den ſchönſten Ausſichtspunkt für das dortige Neckarthal und überhaupt die weite Gegend, auszogen. Unter den vielen zahmen Kaſtanienbäumen, die dort in ihrem friſchen Grün prangten, war Alles voll Menſchen und Muſiken. Die Cannſtatter, Stuttgarter, Ludwigsburger und Eßlinger Schützen waren dort zu einem Feſte verſammelt. Keiner von uns war Gott Lob unter den vier unglücklich Verwundeten, die nach der Zeitung, ohne Zweifel erſt nach unſerem Abgang, durch einen zerplatzten Böller beſchädigt wurden. Im Fröſsner'ſchen Bade blieb unſere Geſellſchaft noch lange beiſammen und Jettle und ich kamen, wie ſich von ſelbſt verſteht, bei Nacht erſt nach Hauſe."

Glückliche Zeiten! Da hatte ich, bei lebendiger Liederluſt, noch meinen Freund, meinen Vater, meinen Bruder, den Maler, ach, und meine Frau, und ein Theil meiner Kinder, namentlich auch die älteſte meiner Töchter, Jettchen (jetzt im Waadtlande verheirathet), war noch nicht ſo weit von mir entfernt, wie dieß ſchon ſeit Jahren der Fall iſt.

In Tübingen wären wir um jene Zeit auch gerne geſehen geweſen. Denn unſere Freundin, Frau Uhland, ſchrieb den 17. Juni:

„An Pfingſten erwarteten wir Sie ganz gewiß. Ich war Niembſch recht gram, daß er, der doch lauter Feiertage hat, gerade dieſe Zeit zu ſeinem Beſuche bei Ihnen

wählte. Sagen Sie ihm er ſolle es wieder gut machen, indem er uns mit Ihnen beſucht." *)

Endlich hören wir noch den guten alten Reinbeck, der ſich ja auch bei den Hinübergegangenen befindet, und mit ſeiner Einladung die ganze Harmloſigkeit jener Lebensperiode unſeres Freundes bezeichnen möge:

„Stuttgart, den 5. Juli 1834.

„Theuerſter brüderlicher Freund! Rüſtiger Walter! Dürfen wir hoffen, daß Du uns morgen Abend das Vergnügen machen werdeſt, ein Rebſchlägele mit uns zu verzehren? Wir werden Freund Köſtlin und Freund Louis dazu einladen. Schwab iſt leider ſchon auf einen Waldgang verſagt. — Du bleibſt dann die Nacht vom Sonntag auf Montag bei uns. — Bringe uns recht erwünſchte Nachrichten von unſerer lieben Freundin mit, der wir uns herzlichſt empfehlen. — Heute fährt's

*) Da ich einmal im Zuge bin, verſchiedenes Erfreuliche aus jener Zeit anzuführen, wenn es auch nicht zunächſt in Beziehung auf Niembſch ſteht, und da mich nichts mehr freuen konnte, als das Erſcheinen einer ganzen Gruppe neuer Uhland'ſcher Gedichte, z. B. Fels's Fee u. ſ. w., deren Mittheilung demnächſt erfolgte; ſo füge ich aus demſelben Briefe der Frau Uhland noch die Worte bei:

„Denken Sie nun, mein Mann iſt dieſes Frühjahr wieder ganz zum Dichten aufgelegt worden! Kommen Sie nur bald, damit er Ihnen ſeine Neuigkeiten mittheilen kann. Er iſt ohnedem, da Guſtav Pfizer morgen Tübingen verläßt, um nach Italien zu gehen, mit ſeiner Poeſie dann ſehr iſolirt hier und wird ſich deßhalb, wenn es möglich iſt, noch mehr freuen, Sie bei ſich zu ſehen, um ſich Jemand Gleichgeſinntem mittheilen zu können."

mit Niembsch — denn von Gebt's ist nicht die Rede, — nach Klein-Hohenheim, Scharnhausen und Weil. — Darum in Eile! — Lebe wohl, mein Theurer, und komme!

Dein Reinbeck."

Kerner gab mir im Jul. 1834 eine sehr traurige Schilderung vom Zustande Hermann Gmelins und setzt hinzu:

„Wo ist Niembsch? Der hat freilich ein freudigeres Leben und lebt nur in der Phantasie im Jammer. Ist er bei Dir, grüß' ihn tausendmal!"

Niembsch bewies oft sehr viel Familiensinn, namentlich auch in seinen Schriften. Tritt er gleich in dem Gedichte „Der Pechvogel" (2. Bd. S. 331) dem geäußerten dreifachen Wunsche selbst wieder muthwillig entgegen, so ist doch an dessen Lauterkeit wohl nicht zu zweifeln, wenn er sagt:

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanken einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen

Mit sichtbarer eigener Theilnahme läßt er im Faust S. 10 den Isenburg sagen:

Ich hab's erfahren: Weib und Kind
Das höchste Gut auf Erden sind,

und läßt ihn, so wie den Schmied S. 78 u. f. dieses Glück mit den wärmsten Farben ausmalen. Wunderschön ist des Dichters ähnliche kurze Schilderung in dem Gedichte:

„Der gute Geſell" (2. B. S. 29), und ſelbſt kleine Züge aus dem häuslichen Leben beſchäftigen ſeine Aufmerkſamkeit, z. B.

> Ich hab's erfahren oft auf meinen Reiſen —
> Der Frauen Herz, voll rathſelhaften Zügen,
> Erprobt ſich ſtets am Wohlſchmack ihrer Speiſen;
>
> (Fauſt 2. B.)

oder, wo er die Freude der Frauen am Tiſchzeug ſchildert. (Fauſt S. 87) u. ſ. w.

Auch im Leben zeigte ſich ein ſo aufmerkſamer und treuherziger Sinn unſres Freundes. So ſei es mir erlaubt, davon ein Beiſpiel zu geben, mit welcher Sorgfalt Niembſch an die vermeintliche Pflicht, ſein Pathchen zu beſchenken, gedacht hat. Während ich mich mit Uhland's auf eine Urlaubsreiſe in's bairiſche Gebirg und nach München begeben hatte, ſandte der gütige Pathe in einem Briefchen an meine Frau d. 3. Aug. 1834 ein goldnes Angebinde mit den Worten:

„Stuttgart 3. Aug.

„Liebe Freundin!

„Beiliegendes Kettchen ſende ich meinem lieben Pathchen Emilie zum Angedenken; mir iſt leid, daß ich ihr's nicht ſelbſt anhängen kann; thun Sie es und ſagen Sie dabei, daß es von ihrem Gödi kommt.

„Leben Sie wohl, liebe Freundin, mit Ihren Kindern, die ich alle herzlich grüße. Ich komme doch bald wieder nach Württemberg.

„Behalten Sie mich in freundlichem Andenken.

„Mayer ſeh ich vielleicht in München, worauf ich mich ſehr freue.

„Adieu! Ihr Freund

Riembſch.“

„In Eile. In einer Stunde
fahre ich ab.“

Was die Schlußbemerkung dieſes Briefchens betrifft, ſo konnte ich den 11. Aug. 1834 meiner Frau aus München wirklich ſchreiben:

„Vergebens eilte ich geſtern in Uhland's Geſellſchaft mit dieſem Briefe noch auf die Poſt; ſie war ſchon geſchloſſen. Einen andern Fehlgang dahin machte aber gleichzeitig auch Riembſch und ſein „Grüß Gott, Mayer!“ ſchallte mir entgegen, als ich zum Thore des Poſthauſes heraustrat. Auf der Straße war dann auch das Reinbeck'ſche Ehepaar und die wechſelsweiſe Freude groß, uns wiederzuſehen. Wir liefen noch mit einander herum, nur bedauernd, daß der Zufall uns in zweierlei Gaſthäuſer verſchlagen hatte, (wir ſind im Adler, wo Reinbeck's geſtern keine Aufnahme fanden), und daß Reinbeck's und Riembſch bereits an einen Kutſcher engagirt ſind, mit dem ſie ſchon dieſen Mittag abreiſen. Doch werden wir dieſen Vormittag noch die herzoglich Leuchtenberg'ſche Gemälde-Gallerie zuſammen ſehen, die glücklicherweiſe heute eröffnet iſt. Riembſch verdankt und erwiedert Dir, wie Uhland's, herzlich Deine Grüße.“

Die freudigen Eindrücke, die wir bei gemeinſchaftlicher Beſichtigung der genannten (für München nun leider verlorenen) Gallerie davon trugen, ſind durch die Zeit faſt alle verwiſcht und daher ohne Erwähnung zu laſſen.

Am 30. Aug. 1834 ſchrieb mir Schurz beſorgt und bat mich um Nachricht, weil der öfters unpäßliche Niembſch ſchon lange nichts von ſich hören laſſe. Er muß damals ſich noch auf der Reiſe herumgetrieben haben, (etwa mit Reinbeck's bei Schleifer, den ſie wirklich beſucht haben).

Neunzehnter Abschnitt.

Lenau'sche Kritik und ihr Eindruck, aus Briefen von Emilie Reinbeck an d Anton Schurz.

Niembsch nahm das Dichten, wie wir gesehen, so ernsthaft und betrachtete es so sehr als seinen höchsten Lebensberuf, daß er bald auch an mich, seinen Freund, ohne Rücksicht auf die mir von der Natur gesteckten Grenzen und die äußeren Bedingungen, unter welchen ich mir die Poesie als flüchtigen Genuß erkämpfen mußte, nach und nach strengere Anforderungen stellte. Durch seine Ermuthigung, Höheres zu erstreben, hätte er mich beinahe so entmuthigt, daß ich auch von der eingeschlagenen bescheidenen Bahn noch zurückgetreten wäre. Ich äußerte mich darüber gegen Schurz, wohl fühlend, wie viel Wahres an den Rügen des Freundes sei, doch gestört und kleinmüthig, fürwahr aber nicht, wie Niembsch es auffaßte, empfindlich gegenüber von dem theuren Kritiker. Dieser jedoch bekam meinen Brief zu lesen und bemächtigte sich des Vorgangs mit der ihm eigenen feinen Reizbarkeit seines Herzens. Emilie Reinbeck schrieb mir den 24. Oct. 1834:

„Ich hätte noch aus einem besondern Grund Dich zu sprechen gewünscht, und nehme nur ungern meine Zuflucht zur Feder, doch liegt mir die Sache zu nahe, um sie unberührt gegen Dich lassen zu wollen. Niembsch schrieb mir nemlich aus Neumark" (Neuberg in Steiermark?) „im Septbr. Folgendes:

„„Schurz zeigte mir einen Brief von meinem Freund Mayer, worin der sich sehr empfindlich äußert über meine kritischen Bemerkungen, seine Poesie betreffend. — Er hat mich mißverstanden. Was aus meiner Freundschaft gekommen, wird in jenem Brief meiner Freundschaft gerade zum Vorwurf gemacht. Mayers Poesie hat keinen wärmeren Freund als mich. Das thut mir sehr leid und hat mich ganz verstimmt. Ich werde künftig vorsichtiger sein in meinen Urtheilen. Das wahrhaft Schöne in Mayers Liedern nicht verkennend, es vielmehr lebhaft fühlend, hab' ich nur bedauert, daß es, oft in kleinen Splittern hingeworfen, nicht zu ganzen, geschlossenen Gedichten gestaltet werden. Die wenigsten Leser haben Liebe und Geschick genug, das oft gar zu flüchtig Angedeutete aufzufassen und in ihrem Innern weiterbildend zu ergänzen. Ich hielt es für meine Pflicht, meinem Freund einen Wink zu geben über einen Uebelstand, der sonst vielleicht dereinst härter und verletzender in öffentlicher Kritik zur Sprache gebracht werden dürfte. Ich liebe Mayers Muse um ihrer Kindlichkeit willen; daß sie sich aber von einem wohlgemeinten Freundeswort so einschüchtern läßt, ist nicht recht. Wie gesagt, ich werde vorsichtiger sein gegen den l. allzuempfindlichen Freund (es macht mir wirklich Kummer.)""

„Du ſiehſt daraus, mein lieber Karl, wie tief ihm Deine Verſtimmung, als deren Urſache er ſich betrachten muß, zu Herzen geht, und wie redlich er es mit ſeiner Aeußerung gemeint hat. Da Du ihn nun liebſt, wie er es ſo ſehr verdient, ſo wirſt Du ihm auch die Beruhigung gewähren, daß dieſe Verſtimmung nicht nachhaltig geweſen ſei, und der Freund Deiner Muſe Dir dieſe nicht entfremden konnte. Niembſchs Geſundheit ängſtigt mich ſehr, und der ſchwermüthige Charakter ſeiner Briefe macht es mir zur Pflicht, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zur Erheiterung ſeines hypochondriſchen Gemüthes beizutragen. Dazu wünſche ich vor allen Dingen, ihm eine erfreuliche Kunde von Deiner neu erwachten poetiſchen Stimmung geben zu dürfen, und dieſen Wunſch nun an Dein Herz legend hoffe ich mit Zuverſicht auf ſeine Erfüllung.“

Schon früher unter dem 21. Septbr. hatte ſich Schurz die Mühe genommen, mich ausführlich zu beruhigen und mich von ſeinen Geſprächen mit Niembſch zu unterrichten. Der Brief jenes meines eifrigen Sachwalters möge, da er noch manches von Niembſch Geſagte mittheilt, auszugsweiſe hier ſtehen:

„Neuberg, in Oberſteiermark,
den 21. Septbr. 1834.

„Lieber Bruder!

„Dein Brief vom 24. Aug. traf mich ſchon nicht mehr in Wien, und wurde mir daher von Thereſe mit den Worten: „„Hier ſchicke ich Dir einen recht lieben Brief, der Dir gewiß viele Freude machen wird““, in

Steiermarks Alpen nachgesendet. Wie sehr er mich nun einerseits auch wirklich erfreute, weil er mir endlich wieder einmal Kunde von einem meiner Werthesten brachte, dessen Herz er abspiegelt, wie die vor meinem Fenster dahin wallende reine Mürz — die blättervolle Linde, die mir schattet, — so hat mich die sanfte Klage über Niembschens Aeußerung in Betreff der sogenannten Pfingsttagsmanier doch andererseits in einige Wehmuth versenkt. — Bange gemacht hast Du mir aber nicht, und wär' ich es geworden, so wäre es doch gewiß ohne Noth. Glaube mir, mein Freund, Du wirst singen wie Du bisher sangst, — und über ein Kurzes bist Du der alte Waldvogel, der in Laub und Tag hineinflötet, wie ihm der gute Gott den Schnabel wachsen ließ. Allerdings hat jeder Tadel, auch der wohlgemeinteste, mildeste, ja sogar der unbegründete, etwas Lähmendes und Hemmendes, aber die gebogene Gerte richtet sich auf, das Herz schöpft Muth, und über Steck und Stein dahin geht's wieder mit sichererem Sprunge als zuvor. Jede Hinderung ist eine Wohlthat, denn sie ruft unsern Stolz und unsere Stärke wach u. s. w.

„Niembsch hat mich den 5. Septbr., Abends, hier in Neuberg, wo uns die Gemsen auf den Köpfen herumspringen, auf das freudigste überrascht. Er blieb dann fünf Tage hier, während welcher nur zu schnell vorübergerauschten Zeit häufig Wien, Stuttgart, Waiblingen, Weinsberg, Tübingen und Eßlingen unser Gespräch war. Deinen Brief an mich las er mit Herzensleid, er macht sich ordentlich ein Gewissen daraus, daß Du die Zeit her nicht gedichtet u. s. w.

„Wir sprachen öfter über das bewußte Thema. Seine Hauptbemerkungen in Betreff der Pfingstweise — beziehen sich, glaub' ich, auf die schnelle Geburt des kaum Empfangenen, und auf — die Liederstoffjagd, will ich es nennen. — Ich glaube, er gab mir nicht Unrecht (wenigstens schwieg er), als ich ihm einwarf, daß eben das die besten Gedichte zu sein pflegen, die — wie Minerva — schon vollständig gewappnet aus dem Gehirne springen u. s. w. Eigene Erfahrung lehrt mich, daß jäh und schnell gewordene Gedichte mitunter recht wohl sich machen und eines gewissen leichten, frischen, kecken Wurfes sind, während die monatlang im Innern um und um gewälzten oft sehr pedantisch klug, breit und nüchtern gerathen u. s. w. In Bezug auf die Jagd meine ich: Ist der Dichter in guter Stimmung, so jagt weniger er nach Stoffen, als die Stoffe nach ihm, dann ist er ein Honigbrod, dem die Fliegen von allen Seiten zuschwärmen. Daß aber der aufgestimmte Dichter kurzer Gedichte viele Gedichte macht, liegt nur in der Kürze der Gedichte u. s. w. Fruchtbarkeit ist also — sind die Gedichtlein nur anders gut — kein Vorwurf, sondern eher ein Lob, ein Verdienst u. s. w. Eine weitere Bemerkung, die ich, bevor sie noch Niembsch äußerte, auch schon von andern tüchtigen Männern und Selbstdichtern machen hörte, ist: daß jene Pfingstlieder oft nur Umrisse, und keine ausgeführten Bilder seien, — blos Andeutungen, die an einem nicht sehr leisen Ohre unvernommen vorüberhauchen, daher ihr Eindruck manchmal nur ein geringer, oder doch kein haftender sei. Nicht ganz ohne! Ich geb' es willig und ganz

unbestürzt zu. Aber gerade dieser Mangel ist in meinen Augen nicht selten eine Tugend u. s. w. Ich liebe den scharfen, bestimmten, tiefen und eben deßhalb beherrschenden Eindruck des völlig ausgemalten, abgeschlossenen Gedichtes, — ich liebe aber auch jenen sanfteren, milderen, süßen eines mit wenigen losen Bleistiftstrichen hingeworfenen Liedchens, das meine Selbstthätigkeit nicht fesselt, sie vielmehr erregt, mich träumen, ahnen, schwärmen macht. In dieser Hinsicht vorzüglich (aber auch in mancher andern) sprechen mich Mayers Lieder an und zwar in sehr hohem Grade u. s. w. Ich liebe, ein schnell gelerntes Gedicht um's andere vier-, fünfmal auswendig mir vorzusummen, alles lebendig dabei anzuschauen, dort zu sein, wo Du, — das, was Du, — so zu sein, wie Du warst; und mir ist so bald kein Lied zu kurz, zu leicht, zu unbestimmt; und ich bin begnügt und vergnügt. Daß aber Deinen Liedern die Kraft inwohnt, eine fremde Phantasie so aufzulenzen ist ein seltenes Verdienst, deß Du Dich freuen magst.

„Bei unserer Besprechung machte ich Niembsch auf Dein Lied: „An der Bergecke" aufmerksam. Es lautet:

Stillumwehnte Tannenwipfen
Und des Baches rauschend Fließen,
Zartes Veilchen und süßer Ton,
Eurem heimlichen Beglücken
Soll mich dieser Fels entrücken.
Nun. Noch Ein's! — ihr seid entflohn!

Mancher vielleicht wird dieses Gedichtchen sehr skizzirt finden und kalt darüber wegschlüpfen. Nicht ich! —

Alle Schneeberge, Paradiesesthäler, von denen ich heimwallte, — auf Monate, Jahre, auf immer vielleicht, — stiegen in meinen Gedanken auf; — ich seufzte, und die raubende Felswand schob sich wieder vor; — und meine schirmlosen Kinder hüpften auf der Tannenwiese und das liebende Weib weinte in den Bach, — und ach hier — die Felsecke: Tod! — Sei es doch auch an sich skizzirt, es wirft reichen Samen in des Lesers Hirn! —

„Noch Eins! Niembsch will nicht das Ausdeuteln der Naturerscheinungen; diese sollen nur Mittel, nie Zweck oder Gegenstand des Gedichtes sein. Der Dichter deutelt nicht aus, wie der Naturforscher; er hat kein Mikroskop und Seziermesser; er räth und grübelt nicht; sei die Naturerscheinung, woher und was sie wolle, — ihm gleich — er haucht ihr seine Seele ein, und sie ist ein Mensch, ein Wesen, ein Leben, und keine Naturerscheinung mehr. Stehe sie doch auch für sich allein da! — muß sie denn immer nur eingeflickt sein in größere Gedichte? — Lappe nur, nicht Kleid? — Mittel ist sie auch so blos, Stoff, woraus der Dichter sein Wesen schuf u. s. w.

„Und nun thue, was Du willst, oder vielmehr Was Du mußt: Dichte nur frisch wieder zu; denn Du hast schon gethan, wozu der Gott im Busen Dich trieb. Höre, wie sich Niembsch — darüber freute:

„„Hier übersende ich Dir einen Brief von unserem lieben Mayer. Die Gedichte darin waren mir ein wahrer Augentrost. Du hattest doch Recht, es wird wieder-

kommen. Ein wahrer Dichter läßt ſich nie das Maul ſtopfen.““

„Singe, Mayer, ſinge u. ſ. w. Laß Dich Niembſchens Meinungen (für mehr kann ich ſie vor der Hand nicht gelten laſſen, da ſie mich nicht überzeugten) nicht anfechten: er ſtraft ſich (ich will ſo grob ſein) ja ſelbſt Lügen! Er dichtet, wann der Geiſt über ihn kommt, und nicht erſt über 1 Jahr 6 Wochen 3 Tage, kurz und lang, ſcharf und weich; aus jedem Reich. Möge Dir doch ferner jede Naturerſcheinung des Prometheus Thon ſein, für den er die Flamme dem Himmel ſtiehlt' — Was wir aber unſerem Bruder doch anſchreiben wollen, iſt jene ſchöne, edle, gewiſſenhafte Redlichkeit, welche ihn zur Mittheilung ſeiner, nie ganz unbeherzigungswerthen, Anſichten bewog.“

So, in dieſen freundlich aufmunternden Worten, war mir aus den gewichtigen Bedenken unſres gemeinſchaftlichen Freundes auch wieder ein erfreulicher Gewinn zugegangen.

Vorher war es jedoch kein Wunder, daß mich Lenau's Talent betreten gemacht hatte. Denn er ſchien der Gattung ſelbſt, jener ganzen Poeſie der gelegenheitlichen Einfälle oder ſchnellen, der Natur und dem Leben entſprungenen Eingebungen den Herzſtoß zu geben. Die Verſchiedenheit der Lenau'ſchen und meiner Dichtweiſe iſt freilich, abgeſehen von jedem geiſtigen Unterſchiede und ungleichen Begabungsmaße der Dichtenden, ſo augenſcheinlich, daß ſie keiner Worte bedarf. Es kann nicht fehlen, daß ſie manchmal auch auf die Beurtheilung der gegenſeitigen Erzeugniſſe einwirken mußte, welche wohl in ſolcher Entfernung auseinander

gehalten werden ſollten, daß nicht gleichzeitig oder in nächſter Nähe von beiden geſprochen würde. Doch ſteht ja die äſthetiſche Betrachtung, die ich anderwärts verſuchte, über Beiden. Auch mag, was uns Einmal im Leben tiefer angeregt hat, in einer Sammlung von Erinnerungen und Rückblicken, wie ſie hier gegeben wird, immer noch ſchickliche Erwähnung finden, wenn auch Zeit und Entwicklung inzwiſchen zu andern Standpunkten der Bildung geführt haben ſollte oder unſrer Aufmerkſamkeit in jeder Beziehung Wichtigeres geboten hat. Damals würde ſich Niembſch einer weiteren freundſchaftlichen Beſprechung dieſer Dinge nicht entzogen haben, und es iſt jedenfalls ein Stück Rückleben in die damalige Zeit und die damaligen Herzensverhältniſſe, wenn ich in den noch zurückbehaltenen Aufſätzen über kurze Gedichtgattungen (namentlich über die Berechtigung bloßer poetiſcher Anklänge) und über reine und gemiſchte Naturpoeſie, ferner in der Betrachtung: „Lenau, als Naturdichter", mit dem Freunde darüber gleichſam fortplaudre.

Zwanzigster Abschnitt.

Aus Briefen von Schurz und Kerner. Mehrere Briefe von Lenau in Betreff der Frühlings-Almanache.

Der eben mitgetheilte, auf Lenau's kritische Bemerkungen sich beziehende Schurz'sche Brief vom 21. Sept. 1834 enthält noch folgende, unsern Freund selbst betreffende Nachrichten:

„Neues von Niembsch? — Ich drückte ihn am 5. Sept. in die Arme, aus welchen er am 11. in die seiner Schwester nach Wien flog. Wir waren Sonntags, den 7. Sept. mit einer großen Gesellschaft beim todten Weibe *), das auch ihm ausnehmend gefiel. — Ich hab' ihn später für den Michaelitag, den 29. Septb., von Wien hieher geladen, wo in der Veitschalpe, in der wegen der Aehnlichkeit sogenannten Burg, eine Gemsenjagd gehalten werden wird."

Niembsch habe aber wegen Unpäßlichkeit keine bestimmte Antwort gegeben. Ferner heißt es:

*) Das „todte Weib", eine Felsenwand mit einem Wasserfalle in der Herrschaft Neuberg.

„An Reinbeck's, deren glückliche Heimkunft ich durch Niembschens Brief erfuhr, das Herzlichste. Schleifer schrieb: Die Freude, welche ihm N. mit ihrem (der Reinbeck's) Besuche gemacht, habe er ihm mit unvertilgbaren Lettern in seinem Herzen angeschrieben."

Um nun, nach der Abschweifung des vorigen Abschnittes, den Faden des Thatsächlichen ferner wieder aufzugreifen, so klagt Kerner den 5. Nov. 1831 wohl ohne Noth:

„Warum schreibst Du mir nicht, daß Niembsch schon lange da ist? Hieher wird er wohl nicht kommen, weil ihm die Liebe zu mir aus dem Herzen geschwatzt wurde, aber nicht von Dir u. s. w. Mattuschinsky soll in Paris sehr übel an der Gelbsucht liegen."

Auch dieser (in Paris verheirathet gewesene) liebenswürdige Pole und Freund unsres Lenau, so wie überhaupt unsrer Kreise, weilt nun schon lange nicht mehr in diesem Leben!

Noch klagender, verstimmter und in einigen Worten leider treffend lauten mehrere Stellen eines weiteren Briefes unsres lieben Justinus vom 12. Dec. 1831 (wenn ich das Datum recht lese):

„Niembsch ist zu Reinbeck's gekommen und meinetwegen auch zu Gotta. Er wird zu mir nicht kommen, was ganz natürlich ist, — da ich für ihn schlechte Anziehung bin. Ich habe nichts, gar nichts; ich glaube an Teufel und Gespenster, — und er dichtet sie nur und glaubt daher nicht an sie, — wie Keiner an seine eigenen Schöpfungen glaubt; das hab' ich an Tieck sehr schön erlebt. — Meine Gedichte hab' ich dem Niembsch

noch nicht gegeben; weil ſie für ihn zu erbärmlich ſind, ſandte ich ſie ihm nicht nach Wien u. ſ. w. Ich ſchrieb ihm nach Wien; ob er den Brief noch erhalten, weiß ich nicht; und nun laß ich alles andre Schreiben Niembſchs wegen ſein. Gott ſei mit ihm und dem Ende ſeines Lebens, vor welchem keiner glücklich zu nennen iſt!! Das fühl' ich täglich mehr" u. ſ. w.

Doch laſſen wir unſern Niembſch ſelbſt wieder ſprechen, ehe er nun bald ganz für mich verſtummen wird!

Sein nachfolgender Brief fiel, wie ich glaube, nicht in die Zeit vor der zuletzt erwähnten Reiſe nach Oeſtreich, ſondern in die vor einer andern Reiſe. Er betrifft den erſten der beiden von ihm herausgegebenen Frühlingsalmanache, und wird, undatirt, wie er iſt, noch vom Jahr 1834 herrühren:

„Lieber Mayer!

„Ich danke Dir für die Sendung. Da ſind koſtbare Sachen drunter. Mein Almanach fängt an zu jubeln. Ganz ausgezeichnet finde ich: „An einem ſchönen Morgen; Kind und Greis; Die Hand voll Herbſtlaubs; Winterlied; Auf die Bitte einer Leidenden; In der Kirche; Das Sprechen der Wahrheit Nr. 1.; Während des Läutens; Die drei Burgen; Frommer Wunſch; Die Schifferin." Die übrigen von mir in Beſchlag genommenen ſind auch gut und brav. Damit will ich aber nicht ſagen, daß die dem Muſenalmanach überlaſſenen geringen Werth hätten. Dieſe aber ſind Folgende: Lenzmuſik — Frühlingsſchrecken — Rückenputz — Maienregen — Empfindung — Sonntagsbemerkung — Waldlicenz — Zur Mittagsſtunde — Apfelblüthe — Langes Wachs-

thum — Der Verlaſſene — Die Dörfer — Nichts als Cultur — Der See — Rückerweckung — Beim Abendläuten — Müßige Ruhe — Die Feierſtunde — Letzter Gruß — Veſperläuten — Die Heerdeglocken.

„Freitag reiſ' ich endlich ab. Donnerſtag hoff' ich Dich noch in Waiblingen zu ſehen. Kerner war geſtern hier und hat mir ſeinen Bärenhäuter, eine excellente Humereske, vorgeleſen. Er iſt eigens gekommen, mich nochmal zu ſehen, was mich herzlich freut. Jetzt hab' ich bereits 13 Bogen für meinen Almanach, und brauche deren nur noch 7, weil ich das Ganze auf 20 Bogen ſtelle. Deine Lieder will ich gleich auf meinen Fauſt folgen laſſen. Die freie, friſche Waldluft und meiſt heitre, immer aber fromme Weltanſicht, die ſich darin ausſpricht, werden dem Leſer wohlthun, wenn er aus den hölliſchen Caſematten meines Fauſt heraustritt. Ich habe Deine Lieder geſtern bei uns vorgeleſen; ſie haben ſehr gefallen. Du haſt mir meinen Almanach damit glücklich eminirt. Was ich von Dir aufnehme, wird ungefähr 2 Druckbogen ausmachen; paßt alſo ganz in meinen Plan, nur größere, epiſche, dramatiſche oder lyriſche Gedichte in größern Reihen aufzunehmen. Kerner's Bärenhäuter wird 3 Bogen betragen und auf Deine Lieder folgen. Der Druck beginnt im Jänner. Wenn nur Uhland was gäbe; ihm zu Liebe würde ich ſchon eine Ausnahme machen, und einen Beitrag kleinen Belumens aufnehmen. Pfizer iſt noch im Rückſtand.

„Lebe wohl, grüße Frau und Kinder herzlich von

Deinem Riembſch."

„Dienſtag früh."

Dem folgenden Zettel habe ich selbst beim Empfang das Datum des 21. Jan. 1835 beigesetzt:

„Liebster Mayer!

„Morgen Donnerstag ist der Geburtstag unserer Emilie und den will man natürlich zu Hause zubringen. Reinbeck, neuerdings von Podagrastichen heimgesucht, macht zwar seine Ausgänge ins Gymnasium, kann aber doch einen größeren Ausflug nicht wagen, wenigstens diese Woche noch nicht, die nächste Woche aber wird Deine liebe Frau wahrscheinlich schon entbunden, ist also zu spät. Bei so bewandten Umständen bleibt nichts übrig, als daß ich Freitag allein zu Euch komme, worauf ich mich von Herzen freue.

„Euch alle grüßend

Dein

Riembsch."

Dann folgt der kurze theure Brief, dem ich zur Empfangszeit die Daten 2. Febr. und bei den Worten „Hast mir heute" u. s. w. 3. Febr. (1835) beigefügt habe:

„Mein treuer Mayer!

„Herzlichen Dank für die neuen Sendungen. Du nimmst Dich meines Almanachs, für mich zu großer Freude, sehr freundlich an. Aber ich kann mich nicht einlassen in ein Tauschgeschäft in Betreff der Gedichte: Die Schneeglöckchen; Bitte um das Wort; Der Vogel im Winter; Der letzte Schnee; an einem Grabe. Diese (Deine vorletzte Sendung) möchte ich gerne behalten ohne Ersatz. — Deine letzten Lieder sind zum Theil sehr schön. Das gilt von: „Die drei Sterbenden" besonders. „An einem Denkmal" ist trefflich. Auch

„Treue"; Das „Judenſchloß" und „Die Feldhühner" erbitt' ich mir. Zukunft rathe ich die zwei letzten Verſe wegzulaſſen; auch dieß und die Zorngrimmaſſe bitte ich mir zu laſſen; dann „Der Hirtenknabe". Nur „Nachts im Felde" iſt dem Muſenalmanach gegönnt. — Haſt mir heute wieder ein paar ſchöne Lieder geſchickt, Du Guter! — Geſtern auf dem Heimwege wurde noch viel von Dir geſprochen. Mir wird ſehr heimlich und heimiſch zu Muth, wenn ich von Dir ſpreche oder an Dich denke. Du biſt doch der Kern meiner Freundſchaften, guter Mayer!

„Das Manuſcript ſend' ich Dir heute zurück. Ich komme noch auf jeden Fall zu Euch, Euch und den kleinen Ankömmling zu ſehen. Ich muß ſchließen. Lebt wohl! Deine Rikele ſoll mich ſelbſt noch ſeh'n.

„Feſtgeweint!" — Dein

„Februar 35." Niembſch."

Das Wort der Nachſchrift bezieht ſich auf die obenerwähnten Verſe: Der feſte Bund, S. 268 Nr. 53 meiner Sammlung.

Das nächſte wieder undatirte Briefchen (welches der ihm für die Schurz'ſchen Kinder geſchickten Otto Spekter'ſchen Fabeln gedenkt) iſt nun wohl folgendes:

„Lieber Freund!

„Ich habe mich plötzlich entſchloſſen, nach Wien zu reiſen. Der Tod des Kaiſers — requiescat in pace et lux perpetua luceat ei — hat mich hauptſächlich dazu beſtimmt. Uebrigens iſt's auch mit meinem Frühlingsalmanach ſchief worden; das Kupfer wird nimmer fertig und ſo erſcheint er im Spätjahr für 1836. —

„Ich danke Dir für's Fabelbuch, womit ich meine kleinen Schurze gewiß sehr erfreue. Du hättest nur Deinen Namen einschreiben sollen mit einem Gruß an die lieben Brotteufelchen.

„Leb wohl, Herzensfreund.

Ewig Dein

Riembsch."

„Grüße Frau und Kinder schönstens."

Daran wird sich wohl das Zettelchen reihen:

„Liebster Maver!"

„In aller Eile noch einen herzlichen Gruß an Dich und Die Deinen.

„Hier sind die Ausbängbogen.

„Leb wohl, lieber Freund! Heute Abend reise ich.

Dein Alter

Riembsch."

„Freitag Nachmittag.

„Die Berliner Jungens geben zu Ostern heraus einen „„Norddeutschen Frühlingsalmanach"". Das wird lustig."

Einundzwanzigster Abſchnitt.

Wiederholte Hin- und Herreiſen zwiſchen Schwaben und Oeſtreich. Gebirgsanſichten. Anton Schurz. Ein Briefchen von Lenau. Graf Alexander in Oeſtreich. Ein Brief von Lenau an Juſtinus Kerner.

Den 6. Juli 1835 beſchrieb mir Schurz in fröhlichem Ton eine Reiſe, die er und Niembſch nach dem Kloſter Heiligenkreuz gemacht hatten. Einige Stellen dieſes Briefes ſind folgende:

„Oberhalb Gießhübel, von wo aus man das ſchlachtenberühmte Marchfeld überſchaut, vertieften wir uns in einſame Wälder. Als wir eine tiefe, ſtille, grüne, dichtbeſchattete Waldthalbucht mit einigen mehr maleriſch als furchtbar herausragenden Felſen unter uns liegen ſahen, im Hintergrunde von fernem Gebirge überblaut, ſprach Niembſch: „Siehe da die ſchwäbiſche Alb!“ — Dann wanderten wir zwei Stunden lang, immer oben auf dem Gebirgsrücken, zwiſchen Buchen und Tannen und Eichen und jungem Maißholze, von Nachtigallengeſang und Finkenſchlag, und dem einfältigen harmloſen Liede hundert anderer Vöglein begleitet, und wir ſprachen von nahen und fernen Freunden, und von der göttlichen Kunſt,

und Riembsch meinte, unsere Kunst wäre noch zu sehr Kunst, zu sehr absichtlich und zweckbeflissen, sie sollte mehr Natur, kindlicher sein. — Nachmittags erblickten wir den großen Edelstein des unteren Oestreichs, den grauen, ehrwürdigen Schneeberg" u. s. w.

„Hinter Dernbach vor Heiligenkreuz — betraten wir das lieblichste Wiesenthälchen, das ich mein Lebtage sah (Riembsch, ganz entzückt davon, will Aehnliches bei Tübingen gesehen haben, und erinnerte sich lebhaft Uhlands, Deiner und Schwabs). Auf beiden Seiten stiegen reiche Buchen- und auch ein überaus hübsches Abornwäldchen bis fast an unsere Füße herunter und ein lautes Wässerchen floß neben uns, von Vergißmeinnicht umbordet, deren Riembsch für seine Schwester pflückte. — Ich schweige vom Rest des Tages und sage nur so viel, daß Riembsch ein paarmal ausrief, wenn Kerner bei uns wäre, der würde ausrufen: „Das ist zu lieb!" Denn es wimmelte vor dem Heiligenkreuzerkloster von heiligen Pilgern, Wallfahrern nach dem Gnadenorte Mariazell in Steiermark, in den abentheuerlichsten Aufzügen und Gruppen um einen alterthümlichen Brunnen gelagert; oft schallten die Willkommsglocken, wenn ein neuer Schwarm lautsingend und betend anschwamm, und überall war es lebendig und abenteuerlich" u. s. w.

„Um 8 Uhr (am Peter und Paul) schieden wir in Regenwetter, Riembsch und sein Hund süd-, ich ostwärts, und seitdem sah ich ihn nicht wieder, und werde ihn wohl vier bis acht Wochen nicht wieder sehen, denn er gedachte und gedenkt durch die stille Ramsau, durch den Urwald Neuwald und das rothe Weib in's kaiserliche

Eisenwerk Neuberg zu geben, wo wir uns voriges Jahr trafen, und wo man auch Dich Freund nennt, denn 6 Frühlingsalmanache mußte ich in dieß Nestchen senden; dann auf die Schnecalpe u. s. w. in das frische Salzkammergut mit seinen grünen Seen, dem Traunstein und an dessen Fuße seinem alten Freund Schleifer — genug, genug! O wie wird sein Herz auffauchzen'"

Niembsch rühmte mir oft die frohe Rüstigkeit seines Schwagers als Fußwanderers und meinte manchmal, mich mit ihm vergleichen zu können. Sehr erfreute er sich an folgendem Zuge: Ich hatte einmal in einem Sommer der letzten 20er Jahre von Waiblingen aus meinen Vater, damaligen Kurgast im Boller Bade (am Fuße der schwäbischen Albberge) besucht und ließ mich auch durch drohende Wolken nicht abhalten, des Nachmittags zu Fuß wieder von da aufzubrechen. Nun jagte mich auf den eingeschlagenen Fußpfaden bald ein Platzregen nach dem andern durch Feld, Wald und Wiesen, und zu dem Unwetter gesellte sich später auch das Irregehen. Aus Vorsicht nahm ich nach hereingebrochener Dämmerung in dem auf Irrwegen erreichten Dorf Wellingen einen Führer, der mir nun statt des verfehlten Filsthales zur Gewinnung des Neckarthales verhelfen sollte. Er war während des russischen Feldzugs Soldat gewesen und erzählte mir viel von der Anhänglichkeit, die er zu seinem verstorbenen Hauptmann gehabt hatte. Sein ganzes Wesen war Tüchtigkeit und gewandte Kraft. Während die Nacht immer schwärzer hereingebrochen war und der Regen nicht zu strömen aufhörte, gelangten wir an einen durch die Wolkenbrüche hoch angeschwollenen Bach, über den zu setzen mir eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

Da ſollte nun der Soldat ſich verſtellen, ich wäre jener Hauptmann und, mit mir auf dem Rücken, den Sprung über das Waſſer wagen. Die Sache war für Beide nicht ungefährlich; aber mein theurer Landsmann (dem ich bei Entrichtung meines Danks ſchnöder Weiſe nicht einmal ſeinen Namen abgefragt habe) beſann ſich keinen Augenblick; Vorſchlag, Anlauf und Ausführung folgten ſich auf der Stelle, und im Fluge ſtand ich mit dem ſtarken, ebenſo hochherzigen, als hochbeinigen Manne am andern Ufer, um etwas ſpäter, bis auf die Haut durchnetzt, in einer Bauernſchenke zu Pfaffhauſen, neben dem hochangeſchwollenen Neckar, übernachten zu können. Dadurch wurde nun Niembſch freundlich an Schurz gemahnt, der, auf einer Wanderung an einem allzuhrtig angelaufenen Bach angelangt, die Kleider ausgezogen und, ſie über dem Kopf zuſammenhaltend, das ihm bis an den Hals gehende Waſſer mit feſtem Schritt durchwatet hatte. In der Liebe, die Freund Niembſch zu uns Beiden hatte, gereichte es ihm zu großer Befriedigung, jeden von uns bei einer Handlung ähnlicher Entſchloſſenheit betreffen zu haben.

Wann Niembſch in der Zeit nach dem zuletzt angeführten Schurz'ſchen Briefe wieder zu uns zurückgekommen, iſt mir nicht mehr erinnerlich; auch möchte ich den Jahrgang nicht mit voller Beſtimmtheit angeben, aus welchem der Zettel herrührt:

„Lieber Freund!

„Vielen Dank für Deinen Beitrag; er gibt 12 Blätter. Einige davon ſind ſo ſchön, daß man ſie demjenigen, der ſie nicht ſo ſchön findet, an die Stirne nageln ſollte.

„Grüße mir Deine liebe Frau und dein ganzes heutiges

Chriſtkindelspublikum. — Den Brief an Hauff hab' ich abgeſchickt mit Bezeichnung der von mir gewählten Gedichte.

„Leb' wohl, ich bleibe noch vor der Hand hier, und auch ſehr nach der Hand, d. h. ewig

Dein

Niembſch."

Jedenfalls war Niembſch am 27. März 1836 in Wien; denn Schurz ſchreibt unter dieſem Datum:

„Niembſch iſt meiſt geſund und ſo ziemlich heiter. Ein Hauptgenuß für ihn ſind die hier ſo häufigen öffentlichen und Privat-Muſikunterhaltungen. Man kennt dieſe ſeine Leidenſchaft, und überſchwemmt ihn daher ordentlich mit Billeten und Einladungen. — Einige lyriſche Gedichte ſind unter lauter Klang und Sang aufgeſchoſſen. Er lieſt jetzt Ulrich Hutten und Hieronymus Huß; vielleicht daß einſt epiſche Gebilde daraus erwachſen. Seinen Fauſt erwarten wir täglich; und auch der Frühlingsvogel muß ja nun bald aus den Blüthen flöten und zwitſchern."

Weitere Kunde gibt ein Brief von Emilie Reinbeck vom 11. Juli 1836:

„Lieber Karl!

„Da ich Dir verſprochen hatte, wenn wir Nachrichten von Niembſch erhielten, ſie Dir mitzutheilen, und vergeblich hoffte, es bei Deiner Durchreiſe nach Teinach mündlich thun zu können, ſo benütze ich nun die gute Gelegenheit, Deinem Wunſch zu entſprechen. Unſer armer Freund hat viel Kummer und Verdruß. Die Cholera hauſt noch viel ſchlimmer als früher in Wien, und nament-

lich in der Alſervorſtadt, wo Schurzens wohnen. N. iſt in Penzing hoffentlich geſichert davor; dagegen hat er höchſt fatale Quälereien von der Polizei zu beſtehen, von denen er jedoch wünſcht, daß vorerſt in Schwaben nichts weiteres bekannt werde. Er iſt über ſeine literariſche Pſeudonymität inquirirt, vor's Polizeigericht gefordert und mit empfindlicher Geld- oder Arreſtſtrafe bedroht. Auerſperg, der wieder in Wien und mit N. immer in geſelligem Verkehr ſteht, war auch inquirirt u. ſ. w. Niembſch konnte ſich nicht von ſeinem Lenau losſagen. Die fatale Geſchichte iſt noch nicht zu Ende, ich hoffe aber, da N. viel angeſehene und vielvermögende Freunde hat, daß ſeine offene Redlichkeit ihm wenigſtens ebenſoviel helfen wird, als Andern eine diplomatiſche Antwort. Gewiß aber wird ihn dieſer dumme Handel recht bald wieder hieher in Lenau's geiſtige Heimath führen. Er ſchreibt an Reinbeck: „„Grüß mir meinen Mayer, dem ich gerne ſchreiben möchte.““ *)

Niembſch muß nun bald wieder gekommen und zwiſchen dem 11. Juli und 5. Nov. 1836 eine Zeitlang in Schwaben geweſen ſein; denn Schurz ſchreibt unter dem 1. Decbr.

*) Darf ich Lenau's treue Freundin Emilie Reinbeck noch etwas weiter reden laſſen: ſo lautet der Schluß dieſes in den Gesundbrunnen Zeinach gerichteten Briefes, wie folgt:

„Grüße mir auch die Tannen, meine alten treuen Freunde, und bringe Du, mein lieber Karl, von der Quelle und aus den Wäldern friſche Kräfte und Geſundheit mit nach Haus. Welche Freude wäre es jetzt für mich, mit Dir und Deinen lieben Schweſtern auf den Bergen herumzuſteigen! Da ich aber leider nicht mitthun kann, ſo gedenket meiner doch dabei freundlich“ u. ſ. w.

1836, Niembsch werde mir mittlerweile (seit dem Sommer) für meine Mittheilungen mündlich gedankt haben; dagegen heißt es in einem Briefe von Reinbeck vom 5. Novbr. 1836 schon wieder: Der Unart Niembsch lasse wieder von sich nichts hören noch sehen, und eine Stelle desselben Schurz'schen Briefs vom 4. Decbr. 1836 sagt, die Schurz'sche Familie habe in Rübling, einem Gebirgsdorfe bei Klosterneuburg, 3 Stunden von Wien, wo er, Schurz, eine sehr angenehme ländliche Hütte gekauft habe, diesen September einige schöne Zeit vergnügt gelebt. Ich sollte auch zugegen sein; dann wird fortgefahren:

„Ein edler Schwabe ist schon da, der freundliche Graf Alexander, in dessen Nähe ich mir Sonntag für Sonntag auf Niembschens Zimmer, der bei mir wohnt, ein paar Stündchen wohl sein lasse."

Ferner:

„Niembsch ist gegenwärtig höchst wacker und springt von einer Savenarolaschen Romanze auf die andere" u. s. w.

In demselben Briefe schreibt Schurz:

„Ein tüchtiger und edler Freund meiner und Niembschens, der Leiter des K. K. Eisenwerks zu Neuberg in den obersteirischen Gemsenfelsen, Hampe, der vor ein paar Monaten Eisen-, Puddling- und Walzwerke in Rheinbayern zu besuchen hatte, traf auf seiner Rückreise — mir ist bei Kassel, im Eilwagen mit einem Kopfe zusammen, dem man den Dichter aus Stirn und Auge las. Hampe klopfte mit dem Namen Niembsch alsbald auf den Busch, und siehe da, der schönste, wärmste Gruß an Niembsch, und sogar an mich, — durch seinen

Frühlingsalmanach ruchbar geworden, — ſprang daraus heraus! — Und wie hieß der freundliche Grüßer? Leopold Schefer war's, den wir noch mit keinem Auge ſahen und leider in dieſer Welt auch kaum je ſehen werden. Das nenn' ich vom Himmel gefallene Freunde."

In einem Briefe vom 8. Juni 1837 hatte mir Schurz, der durch die Abreiſe Niembſchens nach Schwaben überraſcht wurde, eine traurige Nachricht von dem am Nervenfieber erfolgten Tode einer zwölfjährigen Tochter „Kati" zu geben.

„Die Mutter",

ſchreibt er,

„iſt halb vernichtet, und iſt voller der Einen Todten, als aller Lebenden. Ich richte an ihr auf, wie ich nur mag, und hoffe zu Gott, ſie werde ihres Unglücks Herr werden. Seit einigen Tagen iſt ſie auf dem Lande, wo ich ſie nächſtens auf drei Tage beſuchen werde. Heute iſt eben Niembſch draußen, um Abſchied zu nehmen."

Den Savonarola, heißt es noch, werde uns Niembſch, „für alle Ewigkeit fertig", in der Taſche mitbringen.

Aus der Zeit, in welcher Niembſch den Savonarola dichtete, gebe ich hier noch einen bedeutenden Brief deſſelben vom 23. Januar 1837 an Juſtinus Kerner, der mich zum Dank für einen neueren freundſchaftlichen Beſuch in Weinsberg mit einer Abſchrift davon beſchenkt hat. Sie lautet:

„Lieber Freund!

„Du, der Du einen ſo feſten Glauben haſt, daß ich mit allem Aufwande meiner Zweifel und Einwürfe Deine Ueberzeugung vom Hereinragen einer Geiſterwelt in dieſes elende Leben nicht im mindeſten erſchüttern konnte, Du,

sage ich, mußt so fest glauben an meine Freundschaft, daß ich mit allem meinem Schweigen Dich daran nicht irre machen konnte. Es ist gewiß so, gelt Alter? So eben sagte ich unserem guten Alexander (dem ich gegenüber sitze, indem er im Bette liegend rasirt wird), ich hätte ein großes Heimweh nach Dir und sehnte mich, wieder einmal eine Zeit in Weinsberg zu leben. Alexander hat dasselbe Heimweh und den nemlichen Wunsch. Vielleicht im Frühjahr fallen wir bei Dir ein. Ich habe Dir gar viel zu sagen. Den alten pantheistischen Dämon habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur Herberge umgeschaffen für gute, freundliche Gäste, die Du auch liebst und beast, und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du schon, daß ich einen Savonarola dichte? daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in Deinem Thurm beim magischen Lichte der farbigen Fensterscheiben dieß Gedicht vorzulesen. Oft erinnere ich mich an diesen Thurm und an Dich, den lieben Thürmer. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter mit seinem schönen Geiste mehr, als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Erdenwelt eine so innige, durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dieß nicht so zu sagen eine verkörperte Farbe und gleicht so eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers? O Freund, Du bist

ein ſehr guter Menſch, denn in meinen beſten Stunden liebe ich Dich am liebſten, da geht mir erſt Dein Bild recht auf; Du biſt Einer von den Wenigen, nach denen ich mich umſehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr iſt, und kein Haß, ſondern nur Wahrheit und Liebe. Ich wollte, ich hätte Dich jetzt da.

„Was machen Deine Kinder? Deine Frau? Grüße Alle von mir. Bald hoff' ich Euch zu ſehen. Leb wohl und ſchreibe bald

Deinem

Niembſch."

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Niembsch wieder in Schwaben. Graf Auersperg ebendaselbst. Ausflug mit Niembsch nach Tübingen und Niedernau. Savonarola. Martenten. Aus dem Stuttgarter und Waiblinger Zusammenleben. Rückert.

Wenn gleich Niembsch sich nun wieder in Schwaben befand; so war er doch nicht von der Gesellschaft, als ich auf Besuch in Tübingen bei Uhland war und wir am 29. October 1837 mit den Hinzugekommenen, Graf Auersperg und Paul Pfizer, bei regnerisch gewordenem Himmel zum Mittagessen nach Dußlingen wanderten, von wo wir einen Boten in die nahe Pfarrburg (ein ehemaliges Schloß) nach Gemaringen mit der Nachricht schickten, daß wir nach Tisch den (damaligen) Pfarrer, unsern Freund Gustav Schwab, heimsuchen würden.

„Tausend Grüße",

hatte mir Schwab, unsern Besuch annehmend, zurückgeschrieben,

„namentlich an unsern Auersperg, den ich mich unendlich freue, als Burgherr und Burgpfaff in einer Personen begrüßen zu können, und an Euch Lieben Alle."

Schade, daß wir bei diesem frohen Wiedersehen unsern Freund Niembsch entbehren mußten.

Ein andermal (ohne Zweifel nicht in dem Jahrgang 1837) begleitete mich Riembſch wirklich nach Tübingen zu unſrem Uhland, bei dem wir im lebendigſten Verkehr wechſelsweiſer Liebe und Freundſchaft einige glückliche Tage verlebten. Namentlich war auch eine Spazierfahrt mit Uhland in das Tannenthal des Niedernauer Bades, drei Stunden von Tübingen, ſehr angenehm. Es fehlte auf der Fahrt nicht an einer Menge treffender äſthetiſcher und ſprachlicher Urtheile und Bemerkungen aus dem Munde der beiden Freunde, z. B. über lyriſchen Wohlklang u. ſ. w., die mir aber nicht mehr gegenwärtig ſind. Riembſch war beſonders heiter und gab auch manche Klugheitsregel für's Dichten, wie z. B. wenn man ſich zu einem etwas gezwungenen Reime veranlaßt ſehe, ſo ſei es räthlich, das auffallendere Reimwort vorauszugeben und das gewöhnlichere folgen zu laſſen, damit es nicht ſcheine, man habe zu dem Letzteren das andere erſt mühſam herbeiſuchen müſſen u. ſ. w.

Eine Fußreiſe, welche Riembſch mit Uhland, Schwab und meinem Schwager Auguſt Köſtlin auf die Württembergiſche Alb gemacht hat, fällt in weit frühere Zeit, wahrſcheinlich ſchon in das Jahr 1831.

Kehren wir zu dem Jahrgang 1837 zurück, ſo erſcheint nun unſer Freund im Novbr. 1837 (wenn ich das undeutlich geſchriebene Datum richtig errathe) wieder zu Weinsberg, indem mir Kerner ſchreibt:

„Riembſch war da mit Alexander! der Savonarola iſt ungeheuer, ein Meiſterſtück aller Meiſterſtücke.“

Es iſt merkwürdig, daß der Anlaß zu dieſem Gedichte unſrem Freunde durch das Straußiſche Leben Jeſu geworden zu ſein ſcheint. Wer weiß, vielleicht um ſich zu

befreien von dem Reste alterthümlichen Auteritätsglaubens, war er an die Lesung jenes bedeutenden Buches gegangen und hatte sich sehr eifrig ihm hingegeben; aber, was ihn nach seiner muthmaßlichen Voraussetzung hätte entzaubern sollen, war gerade für ihn zum Zauber, zum Zunder der Liebe geworden, die sich in seinem Savonarola aussprach. Uebrigens mag Strauß durch seinen jedenfalls geistesmächtigen Einfluß mit hingewirkt haben auf die unsrem denkenden Freunde vielleicht ohnehin natürlichere protestantische Richtung jenes Gedichtwerkes, und die Wahl jenes Gegenstandes.

Einen andern von sehr verschiedener Seite ausgegangenen bedeutenden Einfluß auf ihn, vielleicht auch auf seine Poesie, muß seinen Andeutungen zufolge der innige Verkehr mit dem dänischen Theologen Martensen, mit dem er in Wien zusammengetroffen war, gehabt haben. Bekanntlich schrieb dieser (nachher als Dogmatiker aufgetretene) Freund unsres Lenau über dessen Faust ein Büchlein, das ich übrigens nicht gelesen habe und vor Vollendung dieser Blätter und der damit zusammenhängenden Aufsätze auch in keinem Fall lesen will.

Möge es mir erlaubt sein, bei den zuletzt besprochenen glücklichen Jahren unsres damals oft so heitern Freundes, dem namentlich auch die Herausgabe der beiden Frühlingsalmanache eine ihm so genußreich dünkende Beschäftigung gewährte, noch etwas zu verweilen.

Bei meinem damaligen Ab- und Zugehen in Stuttgart besuchten einmal Niembsch und ich zusammen die Aufführung der Schillerschen Glocke nach Romberg's Composition, fanden aber, daß diese Dichtung, wie sie hier vor uns trat, damals wenig Ansprechendes für uns hatte.

Meine öfteren Beſuche in Stuttgart hatten noch einen beſondern Grund. Seitdem mein alter Vater, der penſionirte Rittercanton Ottenwaldſche Conſulent, Hofrath Mayer, ſich aus einem ſehr geſchäftsvollen Leben zu Heilbronn in größere Ruhe nach Stuttgart zurückgezogen hatte, wo er im Umgang ſeiner dortigen Kinder und Enkel bei ſeinem Schwiegerſohn, dem ſchon genannten Auguſt Köſtlin, lebte, hatte ich es mir angewöhnt, in der Regel alle 14 Tage am Sonntag Morgen, bei jeder Witterung, ſelbſt in Schnee und Regen, von Waiblingen zu Fuß nach Stuttgart zu gehen und Abends wieder auf dieſelbe Weiſe zurückzukehren, wenn nicht bisweilen auch ſchon am Samſtag Abend meine Ankunft in Stuttgart oder erſt am Montag in der Frühe mein Wiederabgang erfolgte. Es war dieß ein etwas mühſam erkaufter, flüchtig erbeuteter, aber zuſammengedrängter und dadurch um ſo höherer Genuß, den mir die jeweilige Anweſenheit von Niembſch noch um Vieles erhöhte. Sein Aufenthalt in dem mir verwandten und ſo theuern Hartmann-Reinbeck'ſchen Hauſe begünſtigte dann unſer verübergehendes Zuſammenleben und manche Stunde ward auf dem Zimmer des Freundes oder Abends bei dem Hartmann'ſchen oder Reinbeck'ſchen Familienthee, unter manchem ſtillen Händedruck, den wir uns beibrachten, glücklich verplaudert. Da Niembſch eine blos erzählende oder Anekdotenunterhaltung weniger liebte, ſo herzlich er dabei oft mitlachen konnte, und alle Herzen ſo ſehr an ihm hingen und für ſeine Zufriedenheit ſorgten, ſo entwickelten ſich in dieſem traulichen Zirkel oft tiefer eingehende Geſpräche über die anziehendſten Stoffe, ſo wie in der heiterſten Laune, die mich noch auf einem nächtlichen,

faſt dreiſtündigen Heimgange, ſelbſt durch Schnee und Wind, nachfreuen konnten, wie dieß durch das Lied: Nächtlicher Heimgang, S. 163 meiner Sammlung, angedeutet wird.

Ferner machte Niembſch auch gerne einen Sonntagsbeſuch bei meinem Vater oder an der Staffelei meines Bruders, des Landſchaftmalers Louis Mayer, der von ihm ſehr geſchätzt wurde und, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, zu ſeiner großen Freude auch ihn und Schurzens zu Wien einigemal beſuchen konnte. Mein Vater, der warmfühlende alte Mann, hatte es dem Freunde früher ſehr verdacht, als er einmal hörte, derſelbe habe ſich mit Vogelſchießen beſchäftigt zu einer Zeit, als die Vögel gerade Junge gehabt haben. Er fand darin einen Zug, der ihn Jean Jacques Rouſſeau ähnlich mache und meinte, wenn man in poetiſcher Licenz dieß zu thun fähig ſei, ſo wäre man am Ende auch im Stand, andre gefühlverletzende Handlungen, wie ſie von Rouſſeau bekannt ſeien, zu begehen. Aber der liebenswürdige, gutmüthige Freund (der im vorausgeſetzten Falle nicht ſo weit gedacht haben mochte) durfte ſich dem geiſteslebendigen Greiſe nur ſelbſt zeigen und bei ihm mit ſeiner gewohnten theilnehmenden Freundlichkeit aus- und eingehen, ſo hatte er bald das ganze Herz, das ganze Zutrauen des guten Alten wieder gewonnen, und es war überhaupt in allen unſern Häuſern bald ſo weit gekommen, daß Niembſch bei Alt und Jung ganz wie Einer der Unſrigen betrachtet wurde. So behandelte ich den Freund auch noch im März 1811, als mein Vater an den Folgen eines Schlaganfalls in unſrer Mitte verſchieden war. Ich ſchickte ihm einen ziemlich ausführlichen Bericht über dieſe Leidenstage, die letzten durch Zeichen

ausgedrückten Kundgebungen des Sterbenden u. ſ. w. nach Wien und erntete dafür in der Folge mündlich den wärmſten Dank.

Wie Einer der Unſrigen erſchien Niembſch auch ab und zu in unſerem häuslichen Kreiſe zu Waiblingen, wo er im Stillen, auch noch vor Herausgabe des Savonarola, ſelbſt an dem landberühmt geweſenen pietiſtiſchen Prediger, dem verſtorbenen jüngeren Hofacker, einen in ſeiner Art geiſtreichen Verehrer hatte. — Da las man ſich vor, was man gegenſeitig gedichtet hatte; oder wir griffen zu einer Sammlung alter Muſenalmanache und überhaupt zu älteren Dichtern, beſonders Hölty und (dem nur theilweiſe in meinem Beſitze befindlich geweſenen) Jakobi, den beiden beſonderen Lieblingen Lenau's, deren Erſteren er auch in dem Gedichte: Am Grabe Hölty's (1. Bd. S. 166) gefeiert hatte, und durchblätterten öfters mit Ueberraſchung die Erzeugniſſe der deutſchen Lyrik aus der Väterzeit. *) Oder erzählte mir Niembſch von den öſtreichiſchen, ihm mehr oder minder befreundeten Dichtern, von Grillparzer und Auerſperg, mit dem erfreuliche Lebenswege auch mich mehr als einmal zuſammengeführt haben, von dem tragiſch dahingegangenen Mayrhofer, dem wohl das Lenau'ſche Lied: „Am Sarge eines Schwermüthigen",

*) Immer hat es mich gefreut, daß ſowohl Niembſch, als Eduard Mörike, Erſterer in dem erwähnten Gedichte, Letzterer in den Diſtichen, „An eine Lieblingsbuche meines Gartens" S. 111, dem Geiſte Hölty's die gleiche Liebe erwieſen haben, und beide Freunde ſich wenigſtens dadurch ſehr nahe gekommen ſind, während ſie (perſönlich nicht mit einander bekannt geworden) ſich ſonſt Beide, wie es ſchien, nicht eben ſehr angezogen haben.

2. Bd. S. 338, gilt, von dem edlen Feuchtersleben, mit dem auch ich mich in dankbare und herzlich erwiederte schriftliche Berührung setzte, von dem Lenau'schen Schulfreunde Seidl, mit welchem mein Bruder, der Maler, in vielfachem Verkehr stand, von Raimund, Castelli, Bauernfeld und andern poetischen Freunden und Zeitgenossen; oder wir besprachen unsere trefflichen vierländischen Freunde Uhland, Kerner, Schwab, dessen Gedichten Riembsch manchmal eine die Uhland'sche noch überwiegende, malerische Kraft beimaß, und Andere. Oder der Freund erging sich in traulichen Gesprächen mit meiner Gattin, in Scherzen mit dem Kindervolk; oder wir schlenderten durch den alten Lindengang hinaus nach den Schatten unseres guten Neustädtle's und bewunderten unterwegs die riesenhafte, zweistämmige Linde an der Remsbrücke, den herrlichen Baum, den ich eines Tages beim Austritt aus dem Thore in zornigem Entsetzen unter den Aexten von 20 — 30 Arbeitern zusammengebauen antraf und dessen muthwillige Hinopferung ich in dem Liede: Der alte Baum, S. 128 zu rächen suchte *), und was dergleichen mehr ist. Besonders anziehend war uns auch das Manuscript zahlreicher Gedichte, welche Friedrich Rückert (einst ein besonders vertrauter Freund des August Hartmann'schen Hauses zu Stuttgart) für einen der Frühlingsalmanache gesendet hatte. Lange hatte ich dieses Manuscript bei mir

*) Dem Rathsschreiber war sein Spazierstöckchen in die Höhlung dieses Baumes gefallen. Ob nun, wie die etwas boshafte Vermuthung aufgestellt ward, der herrliche Baum deßwegen gefällt wurde, damit das Stockchen wieder zum Vorschein komme, möge ununtersucht bleiben.

im Hauſe zu Waiblingen, und bedaure noch, daß ich mir nicht Einiges aus dieſer Gedichtſammlung als handſchriftliches Andenken erbeten habe. Denn mit Uhland war auch ich (ehe beide Dichter aus Veranlaſſung unſerer vaterländiſch-württembergiſchen Wirren der Jahre 1815 — 17 längere Zeit Gegner von einander geworden waren) einigemal bei Rückert in Stuttgart geweſen, hatte ihm meinen damaligen Aufſatz über meinen Verwandten Carl Gangloff, mit dem ſo ſchöne Kunſthoffnungen zu Grabe gegangen waren, gebracht und trage die bei ihm gefundene freundliche Aufnahme, ſo wie die Grüße, die er in Briefen an Niembſch den ihm befreundeten Mitarbeitern am Frühlingsalmanache beſtellen ließ, in ſehr dankbarem Herzen.

Dreiundzwanzigſter Abſchnitt.

Lenau's erneuerte kritiſche Gunſt. Die ſogenannte ſchwäbiſche Schule. Eine Landpartie mit Lenau. Ein Zug von Empfindlichkeit. Lenau in Gomaringen. Heine über Lenau in Schwaben. Lenau's weitere Hin- und Herzüge. Sein letzter Brief nach Walblingen. Meine Verſetzung nach Tübingen. Lenau bei mir in Cannſtatt.

Niembſch liebte es natürlicherweiſe, daß der Leſer oder Hörer ſeiner Gedichte ſich ganz in ſie verſenkte. Als er einmal in früherer Zeit ſein Gedicht: „Die Thränen", 1. B. S. 209, vor Uhland verlas, nahm er dieſem faſt die Bemerkung etwas übel: er ſei begierig geweſen, was auf das Wort „Delung" in der verletzten Strophe für ein Reim kommen werde, und er ſei dann durch die Worte: „ſeines Auges Höhlung" angenehm überraſcht worden. Uhland, meinte er, ſollte bei dem Eindruck des Ganzen keine Zeit zur Aufmerkſamkeit auf einen ſolchen Nebenpunkt gehabt haben. Mit der hier angeſprochenen Widmung hörte Niembſch auch fremde Gedichte. Dann konnte aber auch ihm ſchon ein einzelner, wie ihm ſchien, glücklicher oder gelungener Ausdruck die reinſte Freude machen, wie z. B. in meinem Gedicht: „Die Familie" S. 110 die Worte:

Nie ſoll der treue Baum vermiſſen
Des Eigners lagerndes Geſchlecht.

Doch noch lieber faßte er natürlicher Weiſe das Ganze eines Gedichtes in's Auge. Las er z. B. das Gedicht: Der alte Bote, S. 231:

Alter Bote, du mit weißem Haar
Nimmſt der Botenſchaft noch wahr u. ſ. w.

ſo konnte er ſagen, daß darin die ganze Weltgeſchichte enthalten ſei. Aehnliches äußerte er über „Die verſunkene Bank", die nun auf derſelben Seite ſteht. Ein andersmal konnte er eine beſondere Freude an meinen Windliedern, z. B. „Windesklage" S. 232, „Windesweben" S. 213 und „Im Sturme" S. 256, haben; oder er verweilte mit nachſinnender Theilnahme bei der Abtheilung meiner Gedichte: „Alterthümliches", beſonders bei dem erſten Gedichtchen derſelben, welches lautet:

Der Bau des Rechts.
(S. 29 Nr. 1.)

Wie manche Burg, wie mancher Dom
Ward weggeſchwemmt vom Zeitenſtrom!
Wenn ſie die letzten nicht mehr ſchaut,
Wie wird die Zeit dann ſein? mir graut.
Steht fertig dann der Bau des Rechts
Dafür zum Glücke des Geſchlechts?

Oder er kam mit weit offenerem Sinn, als man nach dem oben erwähnten beſchränkenden Urtheile hätte erwarten ſollen, auf meine kleinen Frühlingslieder zu ſprechen, deren eines „An die Libelle" (S. 353) gerichtet iſt:

Libelle, Jungfrau ohne Tadel,
Die das metallne Blau der Nadel

Am Bachgebüsche heftet an,
Was Wunder, daß dein Thun der Freude,
Den Mai zu schmücken mit Geschmeide,
Am jungen Gott nicht enden kann!

woran er die Bemerkung reihte, wie eine solche kurze und kecke Erhebung der Natur zur Persönlichkeit oft einen sehr wohlgefälligen Eindruck mache. Er fand, daß besonders der alte Claudius hierin sehr Glückliches geleistet habe. Herzlich konnte er lachen über manche, sonst sehr unbedeutenden Epigramme, wie folgende:

Lebensregel.
(S. 387.)

Niemals du das Lächeln lasse,
Bei des Glückes Zorngrimasse!

Kinderthränen.
(S. 229.)

Früh schon glatte Kinderbacken
Müssen sich mit Thränen placken!
Doch die Bäcklein drunter durch
Schlüpfen ohne Falt' und Furch'

Die Mittagsschläfer.
(S. 356.)

Du fällst auf mich aus einer Rose
Herab im Traume, goldner Käfer,
Und weckst aus süßem Traumgekose
Auch mich, den zweiten Mittagsschläfer.
Doch wohl uns beiden Aufgeschreckten,
Daß wir zum Mai zurück uns weckten!

Besonders aber jubelte er fast über „Lerche und Wachtel“:

Dem goldnen Feld entsteigt mit Schwung
Die Lerche der Begeisterung:
Durchtrippelt es in Fröhlichkeit
Die Wachtel der Zufriedenheit.

Wohl fehlte es auch jetzt nicht an Ermunterungen des Freundes, meine ländlichen und Naturbilder öfter, als es der Fall sei, in etwas ausgeführtere Gemälde menschlicher Zustände, etwa in Idyllen, übergehen zu lassen; aber die größere Strenge, die er eine Zeitlang an den Tag gelegt hatte, war doch wie weggewischt.

Uebrigens war die Stellung der s. g. schwäbischen Schule (ein Titel, den wohl keiner der schwäbischen Dichter herausgefordert hatte) etwa in jener Zeit, ohne Zuthun der meisten Betheiligten, eine ziemlich schiefe geworden. *) Schwab hatte bekanntlich mit Chamisso mehrere Jahre lang die gemeinschaftliche Redaction des Berliner Musenalmanaches besorgt und sich dadurch gestört gefunden, daß Chamisso einmal ohne Rücksprache mit ihm Einiges, unter Andrem auch Heines Bild, an der Spitze des Almanaches aufgenommen hatte; er war daher durch das einseitige Handeln Chamisso's beirrt, vom nächsten Jahrgang zurückgeblieben und aus dem einfachen Grunde, weil die Aufforderung zu Beiträgen, so wie die Einsendung derselben jedes Jahr durch ihn gegangen war, zunächst auch die Theilnahme andrer, an jenen kleinen Reibungen ganz unbetheiligten sonstigen Beitraggeber aus unsrem schwäbischen Vaterland unterblieben. So fehlte auch mein Name und

*) Kerner schrieb mir später, d. 11. Jan. 1839:
„Es ist eine Dummheit, daß man, ich glaube, durch Schwab, auswärts immer von einer schwäbischen Dichterschule spricht. Wo ist denn diese? Aber Schwab nannte sich immer selbst den Schüler von Uhland, und so ging das weiter.

Aus eignem Schnabel jeder singt,
Was half ihm aus dem Herzen brinnt."

ließ, vermuthlich auch die Ansicht, daß es eine Anmaßung enthalte, in einer Zeit so großer poetischer Virtuosität mit so kurzen Epigrammen und Liederchen hervorzutreten, oder andre ähnliche, wie die obigen Lenau'schen Ausstellungen, mögen neben der Mißstimmung darüber, daß man schwäbischer Seits überhaupt einer gewissen Tonangebung von außen nicht zu folgen schien, dazu mitgewirkt haben, daß man anfing, von einigen Seiten her mit reichlichem Spott namentlich auch über mich herzufallen, was ich in der gänzlichen literarischen Zurückgezogenheit, in der ich lebte, in der Regel nicht einmal erfahren habe. Ziemlich ruhig hatte ich, nach meiner damaligen Lage, unter allen diesen Gefahren den Kopf, gleich dem Vogel Strauß, in dem Busch stecken, wiewohl mir auch Niembsch einmal die Aufmerksamkeit schärfte durch einen epigrammatischen Scherz, des Inhalts:

An Karl Mayer.

Thust du nur einen Saitengriff,
So fängt der Hund zu heulen an:
Daß sie dem Ohr nicht feiner schliff,
Hat ihm die Schöpfung angethan:
Drum, wenn dein Lied die Schöpfung preist,
Gib Acht, daß dich der Hund nicht beißt;

ein paar flüchtige Verse, die auch für mich keinen, als den Werth der großen Gutmüthigkeit meines Freundes, hatten.

So, in freundschaftlicher Behaglichkeit, verstrichen uns damals die verübereilenden Stunden unsres öfteren Zusammenseins, ungeachtet in Manchem unsre Gewohnheiten

oder Neigungen doch wieder verschieden genug waren. Es lag z. B. nicht in dem Wunsche des Freundes, hie und da in gemüthlicher, wenn auch bisweilen etwas spießbürgerlicher Gesellschaft, statt um den beliebten Theetisch herum, den Abend in einer anständigen, wenn auch etwas spelunkenähnlichen Kneipe zu verbringen, was manchem von uns Schwaben von den Studentenjahren her noch so gerne anklebt und uns nach Umständen gerade mit unsern besten Gedanken segnet. Doch wäre Lenau's Stimmung damals auch noch nicht die aufgeregte gewesen, in der er einige Jahre später fragte:

Ach, wer möchte einsam trinken?

und sich selbst antwortete:

Ich: — die Freunde sind zu selten:
Ohne Denken trinkt das Thier,
Und ich lad' aus andern Welten
Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
Wie des Ganges heil'ge Wellen
Trübt ein Elephantenchor; u. s. w.

Es wäre ein bedeutender Anachronismus, wenn wir die Gesinnung solcher Strophen in die damalige Zeit zurückverlegen wollten.

Ein großer Liebhaber war Niembsch von dem Rauchen, was sich auch in seinen Liedern: „Mein Türkenkopf" (2. B. S. 181) und „Der Hagestolze" (2. B. S. 186) ausspricht. Er beschenkte auch mich mit einem, noch von seinem

Vater verrührenden viereckigen, ungarischen Meerschaumköpfchen, damit ich ihm in jenem Vergnügen Gesellschaft leiste, was jedoch meiner Seits eben nicht sehr oft geschehen ist.

Da der Strom meiner Berufsgeschäfte im Laufe blieb, ohne Unterschied, ob ich bei zufälliger Anwesenheit des Freundes mich lieber diesem, als dem Berufe, angeschlossen hätte; so traf es sich auch im Sommer einmal, daß ich auf einen Tag, den Niembsch bei mir zubringen wollte, ein Amtsgeschäft in einer kleinen Berg- und Waldgemeinde Reichenbach, zwei starke Stunden von Waiblingen, bestellt und abzumachen hatte. Ich schlug dem Freunde vor, ein Buch in die Tasche zu stecken, und mich auf meiner Fußwanderung in unser Remsgebirg (das gegen Waiblingen und die Abendseite her in die schönen Gipfel des Kleinheppacherkopfs, des Hörnleskopfs, des Kerberkopfs und des Hohbräusches ausläuft) zu begleiten, da der Weg über die liebliche Thalwanne von Korb und Steinreinach mit seiner alten ausgebrannten Kirche und mit dem zum Bauernhaus gewordenen Schloß Sperberseck, über reizende Aussichtspuncte hinweg, zwischen den zwei erstgenannten Köpfen, durch schönen Laubwald in ein hoch und idyllisch gelegenes Wald- und Wiesendörfchen führe und ihm gewiß gefallen werde. Niembsch war es zufrieden und wir genossen von Morgens in aller Frühe an einen langen sehr frohen Tag. Ich kannte ihn in den lieblichen Laubgängen des weit ausgedehnten Buocher Walds auf die Geburtsstätte manches meiner kleinen Waldlieder hinweisen und ihn auf manchen stillen Reiz der Landschaft aufmerksam machen. Spät Nachmittags zogen wir nach Erledigung meiner Arbeit mit dem Pfarr und dem hinzugeladenen Dorfschultheißen von Reichen-

bach nach dem drei Viertelſtunden weiter in einem noch heimlicheren Wald- und Wieſengrunde gelegenen Dorfe Hösslenwarth, wo uns ein für ſolche Waldeinſamkeit vortreffliches und von unſerem Kommen benachrichtigtes Wirthshaus erwartete. Es war dieſes Haus eine kleine Merkwürdigkeit in einer ſo abgeſchiedenen Gegend; die Wirthin, eine einfache Bäuerin, hatte ſich eine Anzahl hübſcher und kluger Töchter voll feinen Takts herangezogen, die auch nach einander an gebildete Männer verheirathet wurden, und wußte in dem heiteren, gut ausgerüſteten Stübchen, das die Ausſicht in den ſtillen Frieden der anmuthigſten Waldgegend eröffnete, ein ſo gut bereitetes Mittagsmahl aufzuſtellen, daß ich manchmal nichts beſſeres zu thun wußte, als die Gäſte unſres Hauſes über Berg und Thal in dieſe drei Stunden entfernte Einſiedelei zu führen, wenn ich ihnen den ländlichen Genuß eines heitern Sommertags verſchaffen wollte. Damals waren wir hier um ſo vergnügter, als unſer Tiſchgenoſſe, der (ſeitdem verſtorbene) einfältig-leichtgläubige und doch mißtrauiſche ſchwäbiſche Bauernſchlauheiß dem Freunde aus Ungarn zu großer Beluſtigung diente und ſich von ihm mit halb glaubiger, halb zweifelnder Miene manchen Bären mußte aufbinden laſſen. Den Rückweg nahmen wir Abends über das hoch- und freigelegene Dorf Buoch, das über die liebliche dörferreiche Tiefe des Remsthales, vom Hohenſtaufen an einerſeits, nach einer langen Kette der ſchwäbiſchen Alb und der fernen Stadt Reutlingen, andererſeits nach den duftigen Höhen des Schwarzwaldes und Odenwaldes mit dem Altvulcan Matzenbuckel, landberühmte Ausſichten darbietet. Dort kehrten wir in dem Pfarrhauſe, einem langjährigen, auch von Ottilie Wildermuth in ihren

ſchwäbiſchen Bildern gefeierten Sitze vielgeprieſener Gaſtfreundſchaft und wahren Lucinsland, bei den nun auch dahingeſchiedenen Pfarrer Reinfelder'ſchen Eheleuten und bei ihrem Sohn, Dr. jur. Reinfelder, ein, (der in neuerer Zeit auf dieſer Berghöhe, dem Schauplatze ſeiner Kindheit und Jugend, ſich wieder eine freundliche Sommerwohnung gebaut hat und als Wittwer mit ſeinen Töchtern zeitweiſe dort lebt). Das Pfarrhaus enthielt die rechten Leute, namentlich in der Perſon der viel gefeierten Frau Pfarrerin, die einen Beſuch, wie Lenau, zu ſchätzen wußten, und die daher bei ihm auch einen ſehr freundlichen Eindruck hinterließen. Als wir dann im Heimwege an dem gleich ſchön gelegenen Jägerhauſe des Dorfes vorüberkamen, und ich unter dem Hauſe von der mir wohlbekannten (nun auch nicht mehr auf Erden weilenden) freundlichen Tochter, ſo wie überhaupt unterwegs von vielen Landleuten auf das gefälligſte begrüßt und angeſprochen wurde, da brach Niembſch in laute Freudenbezeugungen aus über die angenehme Stellung, welche ich durch mein Leben in dieſer Gegend und unter dieſen Menſchen habe, und es fehlte wenig, daß er mich, wenn er nicht ſo ſehr mein Freund geweſen wäre, um meine Lage beneidet hätte. — Armer Niembſch, wie hätte ich Dich bedauern müſſen, wenn Du mit all den Plackereien eines Württemberg'ſchen Oberamtsrichters zu kämpfen gehabt hätteſt! wiewohl Dir dann zu ſchwermüthigem Hinbrüten allerdings wenig Zeit geblieben wäre! — Durch den Wald ſtiegen wir vom Berg hinunter nach Grunbach, das ſich aus dem weiteren Remsthale zwiſchen ſteilen Wein- und Waldbergen ziemlich weit in einer obſtbewaldeten Bergſchlucht emporzieht. Wenn ich hoffte, daß dieſe ächt Württem-

berg'ſche, reizend fruchtbare Wald-, Obſt-, Reben- und Wieſengegend einen beſondern Eindruck auf Niembſch machen würde, ſo hätte ich mir bei aller ſeiner Zufriedenheit und Heiterkeit doch vorausſagen können, daß er dieſer meiner Erwartung nur wenig entſprechen werde. Sein Sinn ging doch immer mehr auf Gegenden vom Alpencharakter oder auch auf einen ſo weit gehobnen Himmel, wie er ſich in feierlicher Größe über der Wiener Landſchaft ausbreitet, und der allerdings etwas unruhige Charakter, der ſich durch einen bis in's Kleine getriebenen, etwas butſcheckigen Anbau unſern Württembergiſch-vaterländiſchen Gegenden aufgedrückt findet, konnte ſeinem vielleicht etwas verwöhnten und einſeitigen, im Weſentlichen aber doch richtigen Schönheitsſinn nie ganz Genüge thun.

Dieſen Bericht von unſrer freundlichen Geſelligkeit muß ich aber am Ende doch unterbrechen mit einem Zuge von Empfindlichkeit, wie wir ſie auch ſonſt ſchon an dem Freunde wahrgenommen haben. Es war ein paarmal vorgekommen, daß ich noch an das Bett des Freundes trat, ehe ich Morgens früh auf dem Rückwege nach Waiblingen von Stuttgart aufbrach. Einmal, von einer Urlaubsreiſe heimkehrend, hatte ich dieß, vielleicht weil mein Aufbruch zu früh erfolgte, unterlaſſen und dadurch dem Freund wehe gethan. Emilie Reinbeck ſchrieb mir darüber unter dem 10. Nov. (1837?):

„Lieber Karl!

„Vor ein paar Tagen erhielten wir endlich Nachricht von unſrem Niembſch, und da ich weiß, wie Du nach einer verſöhnenden Antwort von ihm verlangſt, will ich nicht warten, bis Du wieder zu uns kommſt, ſondern

Dir gleich wörtlich mittheilen, was er darüber schreibt. „„Mayer hat mir geschrieben. Ich werde ihm antworten, sobald ich Muße finde zu einem gründlichen Briefe, so gründlich, wie meine Versöhnung mit dem guten lieben Landstreicher. Wenn ich ihn nicht so lieb hätte, so wär's mir gleichgültig gewesen, er mochte an meiner Wohnung noch so lustig vorbeiterminstern, und mir meinetwegen noch zum Schabernack ein Fenster einwerfen. Aber er hatte mich durch seine gewohnte Zärtlichkeit in früheren Zeiten verwöhnt, und das Defizit that mir weh. Ich bin ihm der Alte, sagen Sie ihm das vorläufig nebst einem herzlichen Gruß.““ Wenn Du mir etwas an ihn aufzutragen hast, so bitte ich um baldigen Bescheid, da ich gern in einigen Tagen schreiben möchte."

Den 17. Juli 1838 schrieb ich an meine Frau und älteste Tochter in das Bad nach Liebenzell:

„Am Sonntag nach Tisch begab ich mich noch nach Stuttgart, um etwas von Niembsch zu hören, der aber am Freitag, den 13. Juli, bereits auf gradem Wege nach Wien abgereist war, nachdem er den Sonntag vorher mit Reinbecks noch Schwab in Gomaringen besucht und eine Predigt von ihm angehört hatte. Schwab wird gestern auf 14 Tage in Stuttgart angekommen sein. Ich blieb am Sonntag lange und gemüthlich bei Hartmanns und Reinbecks, die sehr theilnehmend Eurer gedachten. — Niembsch ist nun für den Verlag seiner zweiten Gedichtsammlung von Cotta zu Hallberger übergegangen, sei es, daß er mit jenem überhaupt nicht einig werden konnte, oder einige vergleichungsweise Zurücksetzung zu verspüren meinte."

Den 11. Jan. 1839 machte mir Kerner Mittheilung von Hei[illegible] neuster Verhöhnung der schwäbischen Dichter in seinem Jahrbuche der Literatur, wo er auch von Niembsch spreche: Derselbe sei durch das große Lob, das ihm sein Freund (Heine's Freund) Laube ertheilt, zu einer Berühmtheit gekommen, die er bis auf einen gewissen Grad verdiene. Das Schlechteste an ihm sei, daß er sich immer nach Schwaben wende; doch sei dieß kein Verlust für Ungarn, so lange dieses noch den Tokayer habe.*)

*) Wenn Heine hier nach Kerners damaliger Mittheilung erzählt, man sei im Begriff, mir („Carolus Magnus") vor den Thoren von Waiblingen eine Statue von Holz in Lebensgröße zu errichten, die alle Jahre im Frühling, wenn die Veilchen duften und die Maienkäfer summen, mit Oelfarbe neu angestrichen werden und an deren Piedestal ein lächerliches Verbot zu lesen sein soll; so hat der Schalk, dem auch der von ihm Verhöhnte gerne zulacht, meinem theuern, unschuldigen Waiblingen mehr Stolz auf seinen damaligen Besitz zugetraut, als sich wirklich dort vorfand. Nachdem einmal ein fremder Literat dort angekommen war, der mich besuchen wollte, so fragte er in allen Straßen der Stadt, wo der Dichter Karl Mayer wohne; aber Niemand wußte ihm Bescheid zu geben. Einer rieth ihm, zu dem berühmten Volksabgeordneten, Bäckermeister Pfleiderer, (meinem gewesenen Collegen beim vergeblichen Landtag) zu gehen; der sei ein weiser Mann und werde Auskunft ertheilen können: aber siehe da, auch der wußte nichts von einem Dichter Karl Mayer in den Mauern von Waiblingen, während die guten Leute ihrem Oberamtsrichter Karl Mayer mit treuer Liebe anhingen. Nur ein Zufall war es, der mich doch noch zum Empfange des Besuchs kommen ließ. — Heine wird übrigens in Lenau's dichterischem Nachlaß und zwar in dem Gedichte: Die Frivolen, eine Bemerkung gethan haben, die ihm nach seiner obigen Aeußerung gegen Lenau's Aufenthalt in Schwaben nur zusagend sein konnte

In einem Briefe vom 1. Jan. 1840 sagt Kerner: Alexander schrieb von Wien, aber keine Silbe von Niembsch, den ich dagegen nach einem Briefe von mir vom 25. Febr. 1840 an meinen Vater zu meiner großen Freude wieder in Stuttgart bei Reinbecks besuchen konnte.

Kerner schreibt daher auch am 13. März 1840:

Dieser macht in der Ueberspannung, welche das besagte, ohne Zweifel aus später Zeit herrührende Gedicht zu erkennen gibt, einen Seitenangriff, der die Einheit des Ganzen ziemlich zu stören scheint. Die Fehde gilt bekanntlich den Frivolen. Von diesen springt sie aber ab auf die Schwaben, mit denen er seinen dort geschilderten armseligen Ritter zusammenstellt (S. 131):

Denn, ach! er hatte nicht um sich geschlagen
Den Bettlermantel, den die Schwaben tragen,

Das Nothgewändlein, das im Neckarthal
Die Patria, Religion, Moral,

Drei alte Schneiderjungfern zubereiten
Und dort den Bettlern um die Hüfte breiten.

Wahrscheinlich sind diese Worte nur in die Seele des (frivolen) armen Ritters gesprochen. Mag es aber auch immer sein: in den späteren Zeiten der gesteigerten Aufregung, als sich unsres früher so hingebenden Freundes ein Gefühl besonderer Geisteskraft oder rücksichtsloser Geistesfreiheit immer mehr bemächtigt hatte, war die Freundschaft, das Wohlwollen für uns Schwaben wohl nicht mehr Lenau's anhaltende Stimmung. Was auch jene hingeworfene Bemerkung da oder dort, oder bis zu einem gewissen Grad Treffendes haben mochte; Lenau's Herz war doch wohl bei solcher etwaiger Stimmung und zu jener späten Zeit nicht mehr in dem natürlichen Zustande, daß er die schwäbische Natur so natürlich, als es am Platze gewesen wäre, hätte auffassen können. — Doch kehren wir zurück in die frühere Zeit, von welcher hier noch die Rede ist.

„Du wirſt die Freude gehabt haben, den Niembſch zu ſprechen. Wäre er doch nur in Württemberg bleibend. Er ſoll hier (in Weinsberg) Oberamtsrichter werden.“

Was würde Heine vollends dazu geſagt haben?

Am 20. Mai 1840 ſchreibt übrigens Schurz ſchon wieder aus Wien:

„Niembſch hat mir etwas ſehr Angenehmes von ſeiner Märzreiſe mitgebracht, erſtlich Deinen freundlichen Gruß und dann die Nachricht, daß die zweite Auflage Deiner l. Gedichte bei Gerold bereits harre, von mir abgeholt zu werden“,

und den 25. Juni 1840 entſchuldige ich mich bei meinem Vater, daß ich nach einem Thee bei Hartmanns verſäumt habe, noch zu ihm zu kommen, weil mich Niembſch nach Cannſtatt begleitet habe. Den 5. Juli 1840 aber, zur Zeit eines Heilbronner Liederfeſtes, ſchreibt eine meiner Töchter aus Heilbronn, Reinbeck's ſeien in Weinsberg und Kerner mit Niembſch ihr begegnet. Sie habe Letzteren, der einen Frack mit Metallknöpfen und weiße Beinkleider angehabt habe, in der Entfernung für etwas ganz Anderes gehalten und ihre Schweſter darauf aufmerkſam gemacht, der Menſch, mit dem da Kerner gehe, habe Aehnlichkeit mit Niembſch. Wie ſei ſie, ihren Irrthum belachend, freudig erſchrocken, als er es bei der Annäherung wirklich geweſen ſei u. ſ. w. Wir ſehen hieraus die Beweglichkeit unſres Freundes im Wechſel ſeiner Aufenthaltsorte; zugleich kann aber die Bemerkung angereiht werden, daß Niembſch auch in ſeiner Kleidung ſehr oft wechſelte und manchmal in einem etwas geſuchten, immer ſorgfältig gehaltenen Anſ[illegible] einherging.

Den 10. April 1841 ſchreibt Kerner, nun werde auch Niembſch ankommen (ohne Zweifel wieder aus Wien), und zwar als zweiter Paganini. Schurz überläßt es im Mai 1842, was ſein Häusliches betreffe, dem Niembſch (der alſo wieder in Wien geweſen ſein muß), mir auf Befragen Rede zu ſtehen. Ein undatirter, wahrſcheinlich hier einzureihender Brief von Niembſch ſelbſt (es iſt der letzte, den ich von ihm empfangen) ſagt Folgendes:

„Geliebter Freund!

„Ich kann meine eben unter der Preſſe befindlichen Albigenſer, an denen ich hier und dort noch immer ein wenig zu feilen finde und meine Gedanken jetzt ganz kleben habe, nicht verlaſſen, auch nicht auf einen Tag, ſo lieb es mir wäre, Uhland mit Dir zu beſuchen. Doch dieß geb' ich darum für ein ſpäteres Mal nicht auf. Bringe dem theuren Manne meine herzlichſten Grüße. Vor meiner Abreiſe aus Württemberg ſeh' ich ihn gewiß. Schurz küßt Dich brüderlich.

Dein

Niembſch."

„Grüße an Deine Lieben."

Es war ein Zug gutmüthigen Humors, daß mir Niembſch nachher bei Ueberreichung eines eleganten Exemplars ſeiner Albigenſer ſagte: Dir habe ich das Buch einbinden laſſen, weil Du ſo viele Kinder haſt.

Den 7. Juni 1842 feierten Niembſch, meine Gattin und ich mit den Hartmann'ſchen bei einem Mittagsmahl im Garten des Neuſtadter Bades die zweite ſilberne Hochzeit, welche unſer alter Freund Reinbeck heute mit

unſrer trefflichen Emilie, ſeiner zweiten Gattin, beging, wie er das gleiche Feſt früher mit ſeiner erſten Gattin begangen hatte.

Noch ſtanden wir in fortdauerndem freundſchaftlichen Verkehre, bis ich im April 1843 meine Stelle in Waiblingen verließ und zum Rath beim k. Gerichtshofe des Schwarzwaldkreiſes in Tübingen befördert wurde. Ein heller Lichtpunkt war mir auch noch von da aus ein Mittageſſen im (damaligen) Kröner'ſchen Bade zu Cannſtadt, wozu ich mir im Sommer 1843 als damaliger, ziemlich kranker Kurgaſt den Niembſch und meinen Bruder Louis, den Maler (den uns gleich einer verwittweten theuern Schweſter zu Heilbronn leider der Tod noch in demſelben Jahr dahinraffte), als Gäſte geladen hatte. Alte Heiterkeit, alte Freundſchaft beſeelte unſre lebhaften Geſpräche und glücklicher, als damals, bin ich nie mehr mit dem Freunde geweſen.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Die Zeiten des letzten Verkehrs mit Lenau. Halm. Hermann Kurz. Peter Pfizer. Mörike. Tod des Grafen Alexander Niembsch in Winnenthal. Ankunft von Schurz.

Schon zuvor hatte sich in Lenau's inneren und äußeren Verhältnissen und damit auch in unsrem Verkehre mitunter Manches geändert.

Immer mehr Zeit verlebte Niembsch bei seinem feurigen Freunde, dem Grafen Alexander, in Eßlingen oder in dem kleinen Landsitze bei Serach, das unter den zahlreichen Filialdörfchen der Stadt Eßlingen sich so reizend an eine weit in die Ferne blickende Berghalde anlehnt. Ob das Leben hier für unseren Freund eben so einfach, ebenso zuträglich, wie in Stuttgart gewesen, kann ich nicht beurtheilen, weil ich dessen nicht Zeuge war. Aber meinem Bereich, wie manchem andern, wurde dadurch Niembsch ohne sein weiteres Zuthun etwas entrückter.

Dann hingegeben seinem literarischen Fortschritt und Fleiße, den Studien zu seinem Ziska, zu seinen Albigensern u. s. w. hatte Niembsch, wenn er auch in Stuttgart war, weniger Zeit und Stimmung mehr, in unsre einfachen,

ländlichen Kreiſe zu kommen; das oben erwähnte Gefühl ſeines Berufs ſtellte ſich ihm mehr und mehr hindernd entgegen, und wenn ich ihn im Reinbeck'ſchen Hauſe beſuchte, ſo fand ich den immer berühmter Gewordenen ſehr ſelten mehr allein, ſo waren (wenn ich nicht irre) früher beſonders Gros-Hoffinger, ſpäter der ſeine Gelehrſamkeit und Hypotheſen geſchwätzig auskramende Dr. Nork (Korn), oder faſt in der Regel Niembſchens täglicher Beſuch, Dr. Ehrenbaum u. ſ. w. bei ihm, und um die traulichen Geſpräche und Herzensergießungen von ehemals war es faſt immer geſchehen. Freilich war ein ſolches Zuſammentreffen auch bisweilen erfreulicher Art. So war mir Eines ſehr willkommen, das ich mit Halm (Münch-Bellinghauſen) bei ihm hatte, der in friſchem, jugendkräftigem Ausſehen, auf einer Sendung von Wien nach Carlsruhe Stuttgart berührt hatte, auch mich freundlich begrüßte und ſich ſehr befriedigt über unſer Landvolk ausſprach, deſſen energiſche und geſcheidte Geſichter ihm auf der Durchreiſe ſehr gefallen hatten. — Von unſren Landsleuten erſchien auch manchmal Hermann Kurz (jetzt Redacteur des demokratiſchen Stuttgarter Blatts: der Beobachter, damals auch ein fleißiger Beſucher des Hartmann'ſchen Hauſes, der einmal in Oberſtadt bei Weinsberg, wo er in der Mitte zwiſchen Kerner und Mörike den Ariel überſetzte, durch Kerner und mich zu Eduard Mörike nach deſſen damaliger Pfarrei Cleverſulzbach abgeholt wurde, mich auch vom Reinfelderſchen Haus in Buoch aus öfters in Waiblingen beſucht hatte, und mir überhaupt manchmal im Leben freundlich begegnet iſt). Dieſer fand bei Niembſch eine, wie mir ſchien, weniger herzliche Aufnahme, als er ſchon durch ſeine

früheren Poesien verdient hätte, indem, namentlich sein Roman: Schillers Heimathjahre, unsrem Freunde nicht zuzusagen schien und, nach Lenau's Eigenthümlichkeit, vielleicht auch weniger zusagen konnte. — Daß das innige Verhältniß unsres Niembsch zu beiden Pfizern, besonders Gustav Pfizer, je eine Unterbrechung erlitten hätte, habe ich nie gehört, vielmehr die treue Sorgfalt des Letzteren für unsern nachher so unglücklich gewordenen Freund auch in öffentlichen Blättern anerkannt gefunden.

Wohl möchte es zu wünschen gewesen sein, daß Niembsch einen ordentlichen äußeren Beruf, z. B. als Professor der schönen Literatur oder Aesthetik an einer Universität oder andern höhern Lehranstalt gesucht und bekommen hätte. Die in einem früheren Aufsatze der Allgem. Zeitung von Franz Dingelstedt geschilderte beständige Anspannung des Geistes zum Zwecke seiner dichterischen Erzeugnisse hätte dadurch für Niembsch öfters eine wohlthätige, erfrischende Pause gewonnen. Doch würde dann vielleicht auch manche Klage des Menschenherzens nicht jenen oft classischen Ausdruck gefunden haben, der ihr jetzt in seinen Poesien für immer zu Theil geworden ist.

Daß Niembsch auch im Reinbeck'schen Hause, wenn er in Stuttgart war, überschüttet von Liebe, Lob und Sorgfalt, an dem täglichen Theetisch bei Hartmanns oder Reinbecks ein etwas zu weichliches Stubenleben führte, das an schönen Abenden nur etwa in die Schatten des Hausgartens übertragen wurde, mag dem Freunde weniger geschadet haben, da er doch immer wieder auf seinen großen Reisen nach Ischl und Wien die frische Luft suchte, und da ein so gemüthlicher Rückhalt seinem weichen Herzen jedenfalls unentbehrlich gewesen wäre.

Ischl und Lenau's dortige Erlebnisse, jedenfalls ohne Zweifel von sehr bedeutender Einwirkung auf seine Geschicke, sind mir zu wenig bekannt, als daß mir darüber zu sprechen ziemte. Auch mögen Andere darüber berichten, wie er durch die Verlobung mit Fräulein B. von Frankfurt einen Wechsel seiner Zustände herbeiführen wollte, welche Aufnahme diese Verbindung und sein Vertrag mit Cotta, zu dem er selbst sich Glück wünschte, bei den verschiedenen Theilnehmenden gefunden haben, wie die angestrengten und eiligen, auch nächtlichen Hin- und Herreisen nach und aus weiter Ferne ihn körperlich angreifen und aufregen mußten. Ehe wir bei der unglücklichen Wendung seines Erdenloses anlangen, sei es mir erlaubt, nur den literarischen Verkehr zwischen ihm und mir, von dem in diesen Blättern wiederholt die Rede gewesen, mit Wenigem noch bis in diese Zeit zu verfolgen.

Wenn gleich mit wenig Hoffnung des früher gefundenen Anklangs hatte ich die zeitenweise Mittheilung meiner Gedichtehandschrift an Niembsch auch in diesen letzten Zeiten seiner Geltung nicht aufgegeben. Aber an das Bewältigen größerer Aufgaben und Stoffe gewöhnt, in seinen größeren Unternehmungen verfangen und der lyrischen Poesie unserer Tage am Ende jeden andern Stoff, außer der Schilderung und Durchdringung der menschlichen Leidenschaften absprechend, überhaupt aber einer immer gewaltigeren Aufregung preisgegeben, konnte er natürlicherweise mit einer Dichtweise, wie der meinigen, nicht befreundet bleiben. Der Freund fand den Grund einer Verschiedenheit nicht in einem Wechsel seiner Ansichten, sondern in der Beschaffenheit meiner Erzeugnisse. Des Contrastes wegen konnte er

dann ſogar unverhältnißmäßig rühmend erwähnen, wie ergiebig an Gedanken die früheren Gedichte und ſelbſt meine Briefe geweſen ſeien; wenn ich nur darſtellen wollte, was ich oft dort ausgeſprochen, ſo wäre ich auf beſſerem Wege, als mit meinen Natureindrücken, in denen er ſelbſt da reine Spielerei erkennen wollte, wo ich glaubte, eine tiefere Empfindung niedergelegt zu haben. Hielt ich ſeiner allgemeinen Verwerfung der neueren Gedichte die einzelnen entgegen, z. B. das kleine Naturepigramm: Gebundene Schönheit:

Zu unendlich und zu leiſe
Iſt des Sommers Schönheit: ja!
Nur in Dir ſteht ſie, o Roſe,
Faßlich und gebunden da;

ſo fühlte er freilich, daß auch ein guter Theil der neueren Gedichte wenigſtens von derſelben Art, wie die früheren ſei, mitunter noch jetzt Gelegenheit zum Sinnen gebe und daß ſein jetziges Verdammungsurtheil gegenüber den früheren Erzeugniſſen nicht als das gerechteſte erſcheine, und da ich ihm ſagte, daß neuerlich Mörike viele Liebe zu meinen Dichtungen zeige, ſo rieth er mir, doch wieder warm geworden und umgeſtimmt, ſelber, mich an das Urtheil dieſes Freundes zu halten und bei künftigen Bekanntmachungen meiner Gedichte deſſen einſichtigem Rathe zu folgen. Es war in jenen ſpäteren Zeiten, abgeſehen von der Stellung zu meinen Sachen, ſchon jene Aufregung und Ueberſpannung an dem Freunde zu bemerken, die nichts Gutes ahnen ließ, und die, vielleicht vorausgeahnt, in Stuttgart bereits früher den hellen Geiſt eines meiner akademiſchen Freunde, der früher ſelbſt genialer Dichter geweſen, und

nun einer der geistreichsten Aerzte von Stuttgart ist, in die allgemeine Begeisterung, welche unserem Freunde Niembsch entgegenkam, zu meinem öfteren Bedauern in weit minderem Grade hatte einstimmen lassen.

Wenn ich in Lenau's Waldkapelle (1. Bd. S. 305) die tief ergreifenden Worte lese:

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bittre Lächeln auf den Mund gerichtet:
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewig gleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden:

so war freilich Niembsch damals noch nicht so weit, daß er den Blick für den friedlichen Eindruck der Natur verloren hätte, aber doch einigermaßen getrübten Blickes schaute er oft schon damals auf sie und auf anspruchslose, sie abspiegelnde Bilder. — Waren in diesem Zustande doch auch andere Auffassungen des Freundes nicht mehr die unbefangenen der früheren Tage. So erzählt mir Kerner schon den 21. Dec. 1812, (scheint übrigens diese Ansicht mehr dem Einflusse eines Dritten zuzuschreiben), Niembsch habe behauptet, Hölderlin sei nichts weniger, als ein Dichter gewesen, was ihm (Kerner) sehr traurig gewesen sei. — Es wäre für einen Geistes- und Seelenkundigen wohl eine anziehende Aufgabe, zwischen beiden unglücklichen Dichtern, die in Einem schauerlichen Schicksal verkamen, Vergleichungen anzustellen, wie Hölderlin, jener in klassischer, helleni-

scher Bildung aufgenährte Geist vielleicht besonders durch ein Uebermaß von Begeisterung, und Niembsch, dieser Sohn der Neuzeit, durch allzu angespannte Verfolgung ihrer auseinanderfallenden Richtungen und Grübeleien, dem gleichen Unglückslooſe verfallen mußten.

Den 20. August 1844, nicht lange nach dem Tode meiner geliebten Gattin, schrieb Kerner:

„O theuerster Carl! ich erfasse Dein Verlassensein und Deinen Schmerz. Bald nach dem Tode Deines lieben, unvergeßlichen Rikeles kam ein neuer Schmerz über mich, der Tod meines Freundes Alexander. — Von den Freunden, die ich erst im Mannesalter fand, war er mir der wärmste, treuste, — und sein Tod zerriß mein Herz auf's Neue. Er sagte nach dem Tode meines Bruders, er wolle mein jüngerer Bruder sein, und er hielt Wort bis zum Tode. — In Wahrheit", fährt er fort,

„fast hätte ich vergessen, von Niembsch und seiner Brautschaft zu schreiben. Er läßt bei mir nichts mehr von sich hören und sehen und daher wäre mir nicht übel zu nehmen, ich würde ihn vergessen, was aber gewiß nicht der Fall ist. Seine Verlobung freut mich, denn ich hoffe, sie werde ihm wieder Wärme in's Herz geben."

Doch ach, wie bald nachher finden wir den Unglücklichen zwischen den vier Mauern seiner Todzelle zu Winnenthal. Dann kam Schurz und machte mir und meinen Kindern die unter diesen Umständen zugleich traurige Freude, daß er einige Zeit bei mir in Tübingen weilte. Nach einem Briefe aus Winnenden vom 15. November 1844 hatte Schurz noch große Hoffnung, und konnte schreiben:

„Niembſch fühlt dermalen eine beſondere Sehnſucht nach Briefen von ſeinen Freunden. Ich erzählte ihm von Dir und dem freundlichen Uhland. Wie groß wäre ſein Vergnügen, wenn er von Euch einige Zeilen erhielte.“

Wir ſchrieben und Schurz antwortete den 21. November 1844:

„Dein liebevoller und Uhlands ungemein ſinniger Brief haben unſerem Bruder außerordentliche Freude gemacht. Ihr bauet Euch wahrlich Stufen im Himmelreich, wenn ihr Niembſch von Zeit zu Zeit wieder mit einigen Worten erquicken wollt. Ein Brief iſt für ihn, wie für den Wanderer ein friſcher Trunk im Schatten nach langem ſtaubigem ſonnevollem Wege.

„Die Geneſung hat ihren guten Fortgang.“

u. ſ. w.

„Hofrath Zeller (er grüßt Dich) ſchlug vor, daß ich im Frühjahr wieder einen Urlaub nehmen und mit Niembſch Excurſionen zu Freunden und in angenehme, ſchöne, erhabene Gegenden machen ſoll. Niembſch ſtimmt ganz bei, nur verlangt er, ich ſolle gegenwärtig ſo lange wie nur möglich bei ihm bleiben, und daher nicht auf dem Umwege über Weinsberg und Frankfurt, ſondern geradezu über Stuttgart nach Wien reiſen u. ſ. w.

„Vorgeſtern machte Niembſch mit Hofrath Zeller und mir einen Spaziergang auf einen, etwa eine halbe Stunde entfernten Hügel, von wo man Winnenthal und auch links in einer Schlucht ein Dorf überſieht. Der Tag war ſchön, der Weg trocken, und Zeller beſtreute ihn überdieß mit Blumen luſtiger Erzählungen, die Niembſch

ganz entzückten. Er iſt gar gut bei Kraft, und ſein Geiſt hilft mitkuriren. So wird es bald gut und ohne Zweifel auf das Beſte werden.

„Niembſch küßt Dich und Uhland herzlichſt“ u. ſ. w.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Besuch von Kerner in Winnenthal. Besuch von mir ebendaselbst. Abreise des Kranken nach Oesterreich. Sein Tod.

Zunächst kam nun folgende Schilderung unseres Kerners, die ich vollständig einrücken will:

„Geliebtester Carl!"

„Ich war zwei Tage bei Niembsch. Einen Tag hat er den klarsten Verstand, spricht unendlich lieb und ganz verständig, geistreich, wie er ist, aber am andern Tage tritt er in den Traumring, liefert Schlachten und lebt Tag und Nacht fort.

„Mein Besuch (ich ging nur am guten Tage zu ihm mit Keller und Schurz) war ihm große Freude. Er lag, mit Alexanders Mantel bedeckt, noch in einer Zelle, küßte mich und gab mir dann auch den Mantel unseres Alexanders zum Küssen, den er eine Decke voll Liebe hieß. Er sagte mir, daß er in der vorigen Nacht die Schlacht von Nizza geschlagen und seine Bettstelle mit dem Fuß zertrümmert habe, durch's Einhauen auf den Feind. Er sprach von Plänen für die Zukunft und war ganz zu-

frieden und ruhig. Er sprach herrlich über mehrere Dichter und ihre Werke, las mir Deinen und Uhlands Brief, gab mir auch einen Brief, den er so eben von der Löwenthal erhalten hatte und den er dann (ich that, als lese ich ihn: denn ich konnte es meiner Augen wegen nicht) in einen Band seiner Gedichte legte. Abends waren wir wieder bei ihm. Er war noch ganz klar und zeichnete sich unter vielem Lachen das Bild meines Schattens an die Wand seiner Zelle. Er sprach wieder unsäglich schön und klar und dictirte mir dieses Gedicht, das er schon krank auf dem Wege von Ulm nach Stuttgart gemacht hatte, in die Feder.

(Nun folgt das Gedicht „Viel Rechte" wie es in dem dichterischen Nachlasse S. 198 zu lesen ist.)

„Ist das nicht sehr wahr und schön? —.

„Ich nahm nicht Abschied von ihm. Nach einer Stunde war er wieder in den Traumring zurückgetreten und schlug die Schlacht von Aspern die ganze Nacht durch fort. Man hörte ihn oft rufen:

„„Ich bin ein Freund des alten Rechtes,
Doch auch des neuen, funkelnden Gefechtes,
Hurrah, Husaren, Hurrah!""

„Den Zeller hat er sehr lieb gewonnen und Zeller ihn und dadurch ist schon viel gewonnen.

„Schurz sieht ein, daß er nirgends besser aufgehoben wäre. Da sein Verstand wieder Tage lang so klar hervortritt, so ist immer zu hoffen, er werde noch diese Wolken, die ihn periodisch verdüstern, zerreißen und auf immer in reiner Klarheit hervortreten. Sein körper-

liches Ausſehen iſt nicht ungünſtig. Gott gebe dieſes bald! ach, es wäre auch zu arg. Er iſt ein unendlich liebenswürdiger, tiefer und vielſeitiger Geiſt! Zeller ſchöpft alle gute Hoffnung. Oft kommen mir aber auch aus meiner Erfahrung Zweifel, die ich nicht ausſprechen mag, Dich nicht auch damit zu plagen.

„Dieß ſchreib ich für Dich und Uhland. Der Himmel ſei mit Euch! Wir alle grüßen Euch tauſendmal. In Winnenthal, das ich zum erſtenmal ſah, gefiel es mir unſäglich wohl. Adje! Adje!

„Weinsberg, 30. September 1844.

„Innigſt Dein

Kerner."

Der Beſuch von Kerner mochte vielleicht zu mehrerer Aufregung beigetragen haben. Doch ſchrieb Schurz, unter näherer Bezeichnung des Zuſtandes des Kranken, den 2. December 1844 voll Hoffnung:

„Kerner war mir eine ungemein liebe und intereſſante Erſcheinung. Er iſt die Milde und herzliche Hingebung ſelbſt. Er trug auf meine Bitte zwei ſeiner kleineren Gedichte mit wahrem Seelentone vor. Auch erfreute er uns mit den Geiſtertönen ſeiner Maultrommel. So iſt nun der Kreis derer, die ich kennen zu lernen mich ſehnte, glücklich abgerundet. Zuerſt ſah ich Reinbeck's, die beiden Pfizer und Schwab, dann Dich und Uhland, und nun auch noch den Einzigen, der noch fehlte: Kerner! Was kann ich mehr wünſchen? Euch Alle wieder zu ſehen, und zwar Alle mit leuchtenden Augen über die Geneſung des gemeinſchaftlichen Bruders!"

Noch heißt es in diesem Winnender Briefe:

„Für Deinen so eben einlaufenden gegenseitigen Abschiedsbrief sei innig bedankt. Der Einschluß an Niembsch wird morgen bestellt werden."

Endlich werden noch neue sehr heftige Aufregungen und Schlachtscenen geschildert und jene Anekdote von den Wärtern beigefügt, die auch schon in öffentlichen Blättern stand, solchen Lesern aber, die sie nicht kennen, hier noch mitgetheilt wird:

„Bei solchen Exaltationen muß Niembsch gebunden werden; sonst zertrümmerte er Alles, was ihm unter die Hände käme. Als ihn das erstemal seine beiden sehr langen baumstarken jungen Wärter bändigten, rief er: „„Pfui! Das ist unedel! Zwei über Einen!"" Einer der Wärter, Sachsenheim, ist ein sogenannter Naturdichter. Als dieser einmal Niembsch band, rief Niembsch: „„Das ist unerhört, daß Ein Dichter den Andern bindet!""

In einem Briefe Kerners vom Christabend 1811 ist gesagt:

„Zeller schrieb mir erst kürzlich wieder viel über Niembsch. Die Anfälle kommen jetzt häufiger; doch blieben auch die lichten Tage nicht aus. Er habe immer große Freude an meinem Schattenrisse an der Wand seiner Zelle." *)

*) Als Episode mögen aus diesem Briefe noch die Worte hier stehen:

„Alexanders großer Hund langt auf den Schreibtisch herauf und will mich nicht weiter schreiben lassen; vielleicht gibt er mir stumm einen Gruß von seinem Herrn an Dich auf. Sie sandten ihn mir nach Alexanders Tod, weil er so traurig war.

Den 29. December 1841 meldete mir Schurz, wie er nach einer kalten anſtrengenden Reiſe in Wien angekommen ſei und die Seinigen ziemlich wohl angetroffen habe.

„Nur meine arme Frau" (ſagt er) „war über des geliebten Bruders Unglück noch immer ſehr betrübt und niedergeſchlagen, und bedurfte inſoferne eine Aufrichtung durch mich mehr, als der Kranke, der in ſeinen ruhigen Stunden heiterer zu ſein pflegt, als er es früher war u. ſ. w.

„Von Riembſch hatte ich bei meinem Weggange von Winnenthal gar keinen rechten Abſchied nehmen können, weil nach dem Beſuche Kerners eine ganz andere Ordnung in ſeinem Befinden eingetreten war, nämlich die Nächte, was früher nicht der Fall war, ruhig, dagegen die Tage, deren je zweiter ſonſt immer mehr oder minder rein und mild geweſen, bewegt ſich zeigten."

Weiter ſchreibt Schurz den 28. Mai 1845 von beſonders gewaltigen Aufregungen, die bei Riembſch vielleicht in Folge des rauhen Frühlingswetters eingetreten ſeien.

Dann heißt es:

„Der Leidende ward aber darauf wieder ruhig, namentlich die Nächte über, und der düſtere über ſeinen Geiſt verbreitete Nebel lichtete ſich wieder auf einzelne Stunden, und es ſtellten ſich ſelbſt, im Gegenſatz zu der maniacaliſchen Aufregung, trübe Augenblicke ein, in denen er Thränen vergoß."

Er liebt mich unſäglich, iſt aber ſehr hinderlich im kleinen Hausſtein. Er hat ſehr viel von Alexanders Nervenacht an ſich. Könnte ich ihm nur die Ader reiben, daß er an Dich ſchreiben könnte.

Zugleich bemerkt Schurz:

„Von der Aefferei, die ein gewisser E. aus Stuttgart mit den theilnehmenden Herzen so vieler warmen Verehrer unseres Niembsch getrieben hat, indem er auf die Nachricht in der Allgemeinen Augsburger Zeitung, „„N. habe wieder sein erstes zusammenhängendes Gedicht geschrieben"", ein mit N. L. unterfertigtes Sonett — (ganz passend auf die gegenwärtige unglückliche Lage Lenau's, so wie täuschend in Darstellungsweise, Stimmung, Sprache, Reimreinheit) — in das Morgenblatt einrücken ließ, woraus es schnell in andere Blätter mit dem ausgedruckten vollen Namen Nikolaus Lenau überging, — wirst Du wohl auch herbe berührt worden sein."

Trauriger lautet die nächste Nachricht von Schurz, vom 21. Juni 1846. Namentlich schreibt er nach den ihm zugegangenen Berichten über den Kranken:

„Das Bedauerlichste ist seine peinliche Stimmung. Denn Argwohn, Angst und Furcht müssen ihn oft unsäglich quälen."

Schurz führt noch an:

„In Amerika ist es geglückt, von seiner verlorenen Besitzung noch einiges zu retten. Nur mangelt die zum Abschlusse nöthige Vollmacht von seiner Seite. Ihretwalben sind bereits hierorts Schritte gethan worden zur Aufstellung eines Curators für ihn."

Länger konnte ich es nicht unterlassen, selbst nach dem unglücklichen Freunde zu sehen. Im August 1846 berat ich mit dem mir längst befreundeten Hofrath Zeller die wegen möglicher Anfälle von Tobsucht des Armen ganz gerästhlose Zelle, in der er am liebsten verweilte; bald an

gekleidet, von Spuren ſeiner kläglichen Geiſtesverwirrung umgeben, ſaß er mit hingeſtreckten Beinen auf ſeiner Bettſtatt, einen bäuriſchen Topf mit ſaurer Milch in der Hand haltend, aus dem er, der Feinſchmecker von ehemals, den Löffel unmittelbar und begierig zum Mund führte. Es koſtete einige Mühe, bis ihn Zeller dahin brachte, ſeinem Genuß zu entſagen, ſich ankleiden zu laſſen und uns nach dem Anſtaltsgarten zu begleiten. Zärtlich fragte ich ihn da, ob er ſich meiner, meiner Frau und Kinder noch erinnere; aber einige dumpfe Ja' waren Alles, was ich als Antwort auf ſolche Fragen von ihm gewinnen konnte, und auch dieſe geben zu müſſen, ſchien ihm läſtig, indem er nicht nur mit ſeinen Blicken auswich, ſondern mehr als Einmal uns auch ſelbſt zu entfliehen ſuchte. Schon hatte ich mich traurigſten Herzens zurückgezogen, als Zeller noch einmal bei dem in die Zelle Zurückgebrachten einſprach und ihn unter Vorſtellungen, daß er ſeinen Freund Mayer ſo gleichgültig entlaſſen habe, fragte, ob ich nicht noch einmal zu ihm hereinkommen dürfe. Nun hatte ſich die Miene und der Geiſt des Freundes zu einigen lichten Augenblicken merkwürdig aufgeklärt. Mit der alten trauten Stimme, mit dem warmen Blicke ſeines wieder ſo ſchönen Auges rief er mir ſein „Grüß dich Gott'" zu und tröſtete mich mit den herzlichen Worten: „Lieber Mayer! ich werde hier geneſen; dann werde ich zu Dir und dem Uhland nach Tübingen kommen; das wird bald, recht bald geſchehen, und ich freue mich ſehr darauf. Ich werde mich wieder zu meinem Gebet machen; das werde ich aber ganz heimlich thun." Dann lobte er aber auch, daß man hier gutes Eſſen habe und murmelte wieder unverſtändliche Worte, ſo, daß ich nach

herzlichem Abschied, auch von seiner Seite, draußen vor dem Zimmer mich der schmerzlichsten Thränen nicht enthalten konnte. Nachher soll er sich über diesen Besuch, so wie über einen späteren von Uhland, wobei er aber bei weitem nicht so lichten Geists wurde, voll Freude gegen seinen Wärter geäußert, überhaupt über uns Freunde gar oft in freudiger Erinnerung gesprochen haben.

Nicht ohne Hoffnung war ich von dem Freunde geschieden, aber Gustav Pfizer, dem ich von diesem Wiedersehen erzählte, hat Recht gehabt, indem er zuerst auf diese auftauchenden Bewußtseinsreste ganz keinen Werth legte und seine volle Hoffnungslosigkeit aussprach. Aber wie lang währten noch die Leiden des schwer Beladenen!

Den 1. Mai 1817 schrieb Schurz aus Stuttgart:

„Ich kam vorgestern, Donnerstags den 29. Mai (soll April heißen), früh in Winnenden an, wo ich um 10 Uhr mit Hofrath Zeller zu Niembsch ging. Er erkannte mich offenbar, denn seine Gesichtszüge erhellten sich bei meinem Anblick sichtlich. Sprechen konnte er, wie jetzt gewöhnlich, nichts; seine Fantasie entführte ihn alsbald, weiß Gott, wohin, und er stieß nur einige fremdartige, dem Latein noch am ersten ähnliche, Worte aus. Der Tag war überhaupt ein etwas erregter. Uebrigens äußerte Zeller, Niembsch wisse um die Reise nach Wien und freue sich darauf. Ich bin nun seit gestern hier, um Veranstalten dazu zu treffen."

Am 10. solle die Reise angetreten werden,

„und zwar unmittelbar nach Regensburg, um von dort auf Dampfschiffen am 12. und 13. Mai nach Wien zu eilen."

Es sei ihm unter solchen Umständen unmöglich, mich noch in Tübingen zu befinden.

Am 23. Nov. 1818 unterrichtete mich Schurz auf meine angelegentliche Anfrage über die Erlebnisse seines Hauses während der Wiener Revolutionstage und setzte hinzu:

„Der arme Niembsch ist leider ganz verloren. Er vermag nicht 3 Worte mehr zusammenhängend zu sprechen, und geht schon so schwer, daß er über keine Stiege mehr kann. Leiblich aber wächst er an. Dieser große Geist ist schon ganz verwirrt" u. s. w.

Noch traurigeren Inhalts sind die an das Hartmann'sche Haus und von da mir zugekommenen Nachrichten Schurzens vom 31. Dec. 1819 und vom 9. Apr. 1850. Die erste beginnt:

„Es ist leider schon seit geraumer Zeit so weit mit Niembsch gekommen, daß Du und Gerst allen Trauer- und Krankenverschaften gänzlich verschlossen sind. Die unsäglichen Qualenbetten seit März 1818 glitten an ihm wie der Regen an einer Fensterscheibe ab. Mehrere Freunde starben, er weiß es nicht; weiß er doch auch von den Lebendigen so viel als nichts mehr! Auch ich und seine Schwester sind nicht immer süher, ob er uns erkennt. Es mag schon über ein Jahr sein, daß er keine artikulirte Sylbe mehr spricht."

Nun eine herzerschütternde Beschreibung seiner Lähmung, der Art, wie ihm Nahrung beigebracht werde u. s. w. Fast erträglicher lautet wieder die zweite der erwähnten Nachrichten:

„Bei Niembsch hat sich in diesem Jahre wesentlich nichts verändert. Seine Abnahme schreitet vor, aber nur allmählig. Er kennt schon, auch bei Tag nicht immer

das Bett zu verlaſſen. Dieſer Tage beſuchte ihn meine Frau mit den zwei älteſten Töchtern. Er lag ganz ſtill im Bette; nur wendete er, wie immer, wenn die Thüre geht, die Augen gegen dieſelbe. Als Thereſe ihn küßte, trat ihm eine Thräne in's Auge und dieß rötbete dann ſich merklich, woraus ſie die Hoffnung ſchöpfte, daß er ſie noch immer erkenne. Auch ſpäter ſah er ſie und ſeine Nichte, wie es ſchien, mit Theilnahme an. Er wohnt nun zu ebener Erde, um bei jetzt einbrechender ſchöner Jahreszeit öfter in den Garten, ſo wie auch in die nahe Badſtube getragen werden zu können. — Von einem articulirten Laute iſt ſchon lange keine Rede mehr, entweder Stummheit, oder, das Herz möchte ſich umwenden, eine Art von Gebeul; die Zunge iſt wohl auch, wie insbeſondre die rechte Seite, zwar nicht total gelähmt, aber doch ſtark vom Schlage mitgenommen. Wenn er ruhig und unbewegt iſt, hat Auge und Antlitz noch immer den alten, edlen, geiſtvollen Ausdruck, und noch gar keinen Anſtrich von Blödſinn, wie er bei andern derlei Kranken gerne ſich ſichtbar macht. Man wäre ſonſt verſucht, ihn dann nicht einmal für krank zu halten. Woran er jetzt öfter ein trauriges Vergnügen findet, iſt ein derbes und herbes, den Hörer ungemein peinigendes Knirſchen mit ſeinen durchaus noch ſehr guten Zähnen."

Wie willkommen mußte da die Botſchaft vom 22. Aug. 1859 ſein, die mir Schurz mit den Worten ſandte:

„Unſer armer Bruder hat endlich heute um 6 Uhr Morgens ausgerungen — und wir gönnen ihm die tiefe, ſüße Ruhe u. ſ. w. Wie einſam ſtehen wir beraus, laſſen wir darum ja nicht Hand aus Hand!"

Zu den großen Räthseln des Lebens, die unsern Freund so ernst und schmerzlich beschäftigt haben, tritt nun für uns auch das Warum?, von seinem Schicksal uns ausgepreßt. War er vielleicht eine zu tief angelegte, zu gewissenhafte und religiöse Natur, als daß er es so leichten Herzens, wie die meisten Menschen, zugleich auch mit den Genüssen der Welt und den Wagnissen des Zweifels aufnehmen konnte? Mußte er untergehen durch diesen Zwiespalt? — Untergehen, ja' wenn es keinen Himmel, keine Unvergänglichkeit gäbe für das Göttliche, Ewigberechtigte, was die schaffende Liebe in das Herz des Unvergeßlichen gelegt und die rettende Liebe gewiß für ewig gesichert hat'

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Berichtigungen.

Seite 5 Zeile 12 von unten statt: Schmerz lies: Scherz.
„ 15 „ 11 von oben st. beäustigende l. beängstigende.
„ 16 letzte Zeile st. konnte? l. konnten?
„ 29 Zeile 5 v. o. st. noch l. nach.
„ 31 „ 16 „ u. st. ungestümen l. ungestümeren.
„ 45 „ 8 „ o. st. geschehenen l. geschehene.
„ 52 „ 11 „ u. st. seiner l. jener.
„ 76 „ 2 „ „ st. wen l. wallen.
„ 131 „ 6 „ o. st. ohn l. ohne.
„ 148 „ 5 „ u. st. paceet l. pace et.
„ 176 „ 11 „ „ st. wurden l. wurde.

Lenau's Leben.

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Erster Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Vorrede.

Meine Vorrede wird kurz ſeyn dürfen. Voran ſtelle ich meinen innigſten Dank für die Beiträge, welche mir von allen Seiten freundlich zuflogen. Mögen die edlen Spender ihren beſten Lohn in dem durch ſie ſprechender gewordenen Bilde Lenau's erblicken! — Auch den bisher über Lenau erſchienenen Schriften von Auerbach, Mayer, Frankl und Emma Niendorf habe ich manches mit Dank entnommen, gleichwie die öffentlichen Mittheilungen Anderer nach Bedarf benützt.

Vor Allem aber fühle ich mich Anaſtaſius Grün und jener Frau, die Lenau ſelbſt ſeine Muſe nannte, auf das Höchſte verpflichtet. Erſterer, der berühmte Mitringer unſeres Dichters, ſchenkte mir ebenſo gütigen als gründlichen Beirath, und der Hochherzigkeit der Letzteren ſchulde ich, außer einigen eigenen werthvollen Beiträgen, auch noch alle jene zahlreichen herrlichen Briefe, worin Lenau ſeine ganze Seele vor ihr ausgoß.

Lenau ſchrieb zu Winnenthal im November 1844: „Wer iſt mein Sekretär? Wer mein Commentator? Schurz iſt, was er wird ſeyn wollen. —" Hierin erblick' ich meine Berechtigung, meinen Beruf. Ich *wollte*, ich *mußte* es ja ſeyn, nachdem ein Anderer hiezu gar nicht ſo wie ich, durch meine perſönliche Stellung zu dem unvergeßlichen Todten, aber Unſterblichen, in der Lage ſich befunden

haben würde; ein Mann aber, wie Lenau, durfte durchaus nicht einer umfassenden Lebensgeschichte entrathen. Möge dieß meine Leistung in Schutz nehmen, wo sie dessen bedarf!

Uebrigens schien mir, ein so tief innerer Mensch und vorzugsweise großer Lyriker, wie Lenau, würde sich am besten selbst schildern, nämlich durch seine eigenen Briefe. Ich stellte daher diese, insoweit sie mir zugänglich waren, nach der Zeitfolge zusammen, und verband sie nur ergänzend mit biographischen Notizen. Dieß Buch ist also im Ganzen bei weitem mehr Lenau's eigenes als mein Werk.

Wien, im Mai 1854.

Ant. X. Schurz.

Inhalt.

Seite

Vorrede V

Erſtes Buch

Hinan!

Erſter Abſchnitt. Kindheit-, Jugend- und Lehrjahre 1

Zweiter Abſchnitt. Die zwei „prägnanteſten" Jahre 114

Zweites Buch

Oben!

Dritter Abſchnitt. Wanderjahre. Erſtes Fünf 239

Erstes Buch.

Renan.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſter Abſchnitt.

Kindheit, Jugend und Lehrjahre.

Nikolaus Lenau wurde im Jahre 1802 am 13. Auguſt geboren. Sein Geburtsort iſt Csatád, ein geringes Dorf, wiewohl Hauptort der gleichnamigen königlich ungariſchen Kammerherrſchaft, an der Poſtſtraße, vier Meilen von Temeſchwar, der nunmehrigen Hauptſtadt des Temeſcher Banats und der ſerbiſchen Woiwodſchaft. Lenau erhielt in der Taufe die beiden Namen: Nikolaus Franz; den erſteren von ſeinem Pathen, Nikolaus Hell, königlichem Rentmeiſter in Csatád. Man könnte es leicht als eine ſchlimme Vorbedeutung für den Täufling anſehen, daß deſſen Pathe ſein Leben durch den Sturz in einen tiefen Brunnen endete. Es iſt faſt, als ob Lenau ſeine Schwermuth ſchon als Pathengeſchenk eingebunden erhalten hätte. Seinen zweiten Taufnamen Franz empfing er aber von ſeinem Vater, Franz v. Niembſch, königlichem Amtsſchreiber in Csatád.

Die Nimby, ſeltener und früher Niemby, ſpielen in der Geſchichte der Stadt Strehlen in Preußiſch-Schleſien keine unbedeutende Rolle, denn ſie waren ſogenannte Großbürger, oder, wie ſie in großen Städten genannt werden, Patrizier, und erſcheinen ſchon im 16. Jahrhundert, als wo ſichere Kunde von jener Stadt aufzufinden iſt.

Ein Adam Franz Niemby iſt am Anfange des 18. Jahrhunderts dortſelbſt Rathsverwandter (Beiſitzer des Magiſtrats) und Gerichtsnotar, und wird dann auch kaiſerlicher Grenzzoll-Einnehmer; 1712 iſt er auch Aſſeſſor des Briegiſchen und Strehlener Weichbildes-Landgerichts, und am 25. März 1745 ſtarb er als Prokonſul, königlich preußiſcher Zolleinnehmer und Waiſenpräſes der Stadt Strehlen. Er war verheirathet mit Marianna

Rosalia, Tochter des Theodor Anton Schapplo von Rosen-Lilienfeld, welche ihm mehrere Kinder geboren hat, wernnter als jüngsten Sohn Augustin Johann Thaddäus, getauft zu Strehlen am 19. August 1717. Dieser trat um das Jahr 1737 in kaiserliche Kriegsdienste, und wurde 1745 Unterlieutenant beim 10. Fußregimente Harrach, als welcher er sogleich geheirathet haben muß, denn schon am 15. August 1746 ward ihm sein einziger Sohn Joseph, angeblich zu Arkenbusch in den kaiserlichen Niederlanden, und nach Anderen zu Oudenbosch (Altenbusch) in Nordbrabant, jetzt zu Holland gehörig, geboren.

Augustin schrieb sich, nach einer mir vorliegenden Unterschrift aus dem Jahre 1766, von Niembz; im Mannschaftsstande des kaiserlichen Heeres erscheint er aber auch als v. Nimbsch und v. Niembsch. Er dürfte also die letztere Schreibart des Namens zuerst angenommen haben. Nach vierzig ehrenhaften Dienstjahren wurde er am 17. November 1777 mit dem Titel eines Oberstlieutenants in den Ruhestand versetzt, und starb am 16. Juli 1789 zu Wien im Alter von 72 Jahren, ohne Hinterlassung eines Vermögens, und auch Briefe über seinen Adel, dessen er sich immer bedient hatte, wurden nicht vorgefunden.

Joseph kam schon als Knabe in die Wiener Neustädter k. k. Kadetten-Akademie. Laut des Standbuches derselben trat am 17. April 1768 Joseph „Baron von Nimtsch" als Unterlieutenant zum Kürassier-Regimente Stampa d'Ayasassa, dem nunmehrigen sechsten, bei welchem er im Juli 1773 zum Oberlieutenant verrückte, worauf er am 11. Jänner 1774 die Freiin Katharina v. Kellersberg heirathete. Diese war etwa 20 Jahre alt, und bereits Waise. Ihr Vater hatte die Stelle eines General-Auditor-Lieutenants bekleidet.

Die Ehe Josephs und Katharinas wurde zwar mit fünf Kindern gesegnet, wovon aber nur ein einziges, der am 20. Juni 1777 zu Tartos in Oberungarn geborne Sohn Franz aufkam. Zur erneuerwähnten Zeit war Joseph Oberlieutenant beim Kürassier-Regiment Serbelloni, dem jetzigen vierten. — Fränzchen wanderte nun mit seinen Eltern, und diese mit dem Regiment häufig umher, meistens in Oberungarn. Die Reiterei wird gewöhnlich in Dörfer verlegt. Wenn nun in Dörfern überall nur geringe Gelegenheit zur Erziehung und Ausbildung von Söhnen besserer Herkunft gefunden

zu werden vermag; wie dann erſt in Ungarn damals! Einen eigenen Hofmeiſter dem Knaben zu halten, dazu waren die Eltern nicht vermöglich genug, und ſo wuchs denn dieſer wohl mehr nur auf, als daß er auferzogen und ausgebildet wurde. Das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kind ſcheint ein etwas kühles und untrauliches geweſen zu ſeyn. Damals war es üblich in beſſeren Ständen, daß ſich die Eltern von ihren Kindern „Euer Gnaden" tituliren ließen. Das mußte ſich wie ein Eispanzer ums Herz legen. Der Vater Niembſch war zwar überaus ehrenhaft und brav, und zumal ein tüchtiger Soldat, aber kein guter Hofmeiſter, was überhaupt ein Vater ſehr ſelten iſt. Die Mutter, eine ſehr weltkluge, gewandte, aber auch ſtrenge und heftige Dame, die ſich leichter Achtung als Liebe zu erwerben vermochte, war wohl kaum eine ſtets aufſichtige, ſorgfältige und langmüthige Kindererzieherin. Saß ſie einmal Abends an ihrem Tarok-tapptiſche, ſo mochte Fränzchen, wenn es nicht etwa ſelbſt mitſpielte, was es gerne that, thun und laſſen, was ihm eben einfiel. Und ſo machte denn der aufgeweckte, gutbegabte, aber höchſt leichtſinnige Junge mit heiteren Officieren und Karetten frühzeitig Alles mit. Vorzüglich aber gewann er Gefallen am Hazardſpiel, das ein Keim alles Unheils iſt. Die Folgen davon waren leider nicht die beſten.

Als im Jahre 1788 der Krieg mit den Türken ausbrach, machte Joſeph v. Niembſch denſelben bereits als erſter Rittmeiſter mit. Nachdem Friede geſchloſſen war, mußte Niembſch ſchnell von Oſten nach Weſten in die unruhigen kaiſerlichen Niederlande. Er war nun auf Jahre von den Seinigen getrennt. Seine Frau zog nach Böhmen zu Freunden; Sohn Franz aber ward nach Eperies in Oberungarn gegeben, um dort die lateiniſchen Schulen zu beſuchen. Jetzt blieb wohl dieſer gänzlich ohne Zucht und Aufſicht.

Rittmeiſter Joſeph v. Niembſch that ſich in der bei Deurlera und Flemi[illegible] gegen die Franzoſen vorgefallenen Schlacht beſonders hervor. Am 16. Oktober 1793 griff er bei Battignies an der Spitze der Majorsdiviſion ſeines Regimentes den Feind mit vorzüglicher Tapferkeit an, brachte ihn wiederum zum Weichen, und verſchaffte dadurch den bereits unrungenen Infanterie-Bataillons von Klebeck und von Stein Gelegenheit, ſich in Ordnung zurückzuziehen.

Niembsch, da er sich durch siebenjährige Feldmühsale hart mitgenommen fühlte, trat am 1. August 1795 zur Militär-Montur-Commission zu Altofen in Ungarn über.

Hier befand sich nun im Oktober 1798 auch Franz wieder bei seinen Eltern. Er war inzwischen ein sehr hübscher, großer, schlanker junger Mann geworden, so daß man ihn gewöhnlich nur den schönen Niembsch zu nennen pflegte. Kein Wunder also, daß er manchem Mädchen gefiel, und er war sehr dankbar dafür, denn sie gefielen ihm auch wieder, vor Allen aber die niedliche, feurige Therese.

Therese war eine Tochter des damals schon längst verstorbenen Oberfiskals der königlichen Freistadt Pesth, Franz Maigraber, und dessen Gattin, Magdalena Schod. Magdalena hatte sich nach dem Tod ihres ersten Mannes Maigraber mit dem Magistratsrath von Pesth, Sebastian Mihits, und in dritter Ehe mit dem Rittmeister Albin Grettler verbunden. Aus ihrer ersten Ehe waren drei Kinder vorhanden: Franz Maigraber, zu jener Zeit (1798) schon Controler der königlichen Cameralherrschaft Kraschowa im Banat; Anna, an den Professor der Rechte an der Pesther Universität, Mathias v. Marcovics vermählt, und unsere Therese; dann aus der zweiten: Sebastian Mihits, damals Husarenlieutenant bei der kaiserlichen Armee in Italien; die dritte Ehe endlich blieb kinderlos. Magdalena war auch sehr vermöglich; sie besaß das in Pesth am Rathhausplatze nächst den Piaristen gelegene Haus Z. 57 „zur Sonne," und noch ein anderes in Altofen mit großer Wirthschaft und vielen der besten Weingärten.

Der junge Niembsch und Therese Maigraber scheinen sogleich heftig für einander Feuer gefangen zu haben. Niembsch war bereits am 1. November als Kadett zum damaligen zehnten leichten Dragoner-Regimente Fürst Lobkowitz, jetzt drittes Regiment leichter Reiter, angenommen worden. Anfangs December mußte er nach Nagy-Körös bei Ketschkemet einrücken. Nun brach der Liebesjammer los.

Anfangs waren es nur die Qualen der Trennung, welche Stoff zu gegenseitigen Klagen boten. Die bereits eingetretene große Innigkeit des Verhältnisses zeigte sich sogleich daraus, daß die Liebenden sich schon in ihren ersten Briefen: „Geliebtes Weib!" und „Geliebter Mann!"

anſprachen. Dann aber reihte ſich Unfall an Unfall, bis in den Sommer 1799 hinaus. Thereſens Mutter, welche Schlimmes von Riembſchens Wandel und leichtſinniger Verſchwendung gehört, wollte in deren Verbindung mit ihm lange nicht willigen; und ſeine Eltern drehten ſogar mit Verſtoßung und Enterbung. Gleichwohl reichte er, um nur heirathen zu können, gegen Ende Juni 1799 ſein Entlaſſungsgeſuch ein, und daſſelbe wurde zum Regiment bei der Armee in Italien geſandt. Thereſe hatte ein väterliches Erbe von 2200 fl. anliegen, das ſie, weil ſie noch minderjährig war, erſt dann, wenn ſie ſich verheirathet haben würde, zur freien Schaltung erhalten ſollte. Hievon wollten ſie in der erſten Zeit leben; auch hofften ſie, er würde im Banat auf einer königlichen Cameral-Herrſchaft eine Beamtenſtelle erlangen. Aber die Entlaſſung zögerte peinlich, und doch war Thereſe dem Augenblicke ſchon nah', Mutter zu werden, und ſie hatte geſchworen, wenn ſie dieß würde, bevor ſie Gattin geworden, dieſe Schmach nicht zu überleben. Glücklicherweiſe kam der Abſchied doch noch früher an, und Riembſch eilte Anfangs Auguſt 1799 frei nach Peſth. Am 6. Auguſt erfolgte die Trauung. Bald darauf ward die Reiſe ins Banat angetreten, auf die Gefahr hin, daß Thereſe unterwegs entbinden könnte, und ſo ward ihr Kind, eine Tochter, die den Namen Magdalena erhielt, am 28. Auguſt denn doch ſchon zu Uj Pecs geboren, wo Riembſch als königl. cameralherrſchaftlicher Amtsſchreiber angeſtellt worden war.

Von Uj-Pecs ward Riembſch bald nach Lippa an der Marosch überſetzt. Hier erwies mir, dem achthalbjährigen Knaben im fernen Oeſterreich, der Himmel die hohe Gnade, daß er am 5. Hornung 1801 in der kleinen Thereſia Anna meine künftige Frau geboren werden ließ.

Die Kammergüter-Verwaltung im Banat war Ende 1799 erſt ganz neu eingerichtet worden; es mochten alſo wohl damals ſehr häufig Verſetzungen von Beamten nöthig fallen. Riembſch blieb auch in Lippa nicht lange und kam, ohne ſeine Dienſteigenſchaft zu verändern, zur Kammerherrſchaft Csatád. Hier alſo ward — wir ſtehen wieder am Eingange — Nikolaus Lenau geboren. Seiner Geburt gingen vielleicht eben ſo große Stürme voran, wie jener ſeiner älteſten Schweſter Magdalena. Sein Vater war durch ungezügelte Lebensweiſe, insbeſondere aber durch grenzenloſe Spielwuth bei ſehr ſchmalem Einkommen, denn das kleine väterliche

Vermögen seiner Frau war bald zerschmolzen, tief in einen Schuldensumpf gerathen. Die Nähe der ganz hübschen Stadt Temeschwar, wo sich aussichtslos manche Glücksfreibeuter herumtrieben, war ihm besonders verderblich.) Er fand leicht Gelegenheit und wohl auch amtlichen Anlaß, auf einige Tage dahin zu gelangen, wo er sich dann eben so ungescheut als unbesonnen dem Strudel seiner rasenden Lüste überließ. So geschah es einmal, daß seine Frau, als sie, weil er ihr zu lange ausblieb, aus Besorgniß ihm nachreiste, alldort traurige Gelegenheit fand, sich zu überzeugen, wie wenig ihm eheliche Treue am Herzen lag. Mochte auch darauf der gewissenlose Mann, in kurzer reuevoller Zerknirschung, sich vor ihr weinend auf den Knieen winden — der furchtbare Wurm saß einmal fest und nagte rastlos fort und fort in ihrem zerrissenen Herzen, worunter bereits das werdende Leben Lenaus schlug.

Ich weiß nicht, war es auch noch vor der Geburt Lenaus, oder doch nicht lange darnach, etwa Ende Jänner oder im Anfang Hornung 1803, als Niembsch bereits wieder weiter, nach Bogschan, übersiedelt war — daß ein fast noch Entsetzlicheres sich begab. Lenchen, die nun schon dreijährige Frucht des herben Hochzeitjahres, war zum großen Kummer beider Eltern schwer erkrankt. Sie litt an der furchtbaren Gehirnhöhlenwassersucht. Wie das arme Kind immer schlechter wurde, verloren die Eltern das ganze Vertrauen in den Ortswundarzt, und Niembsch eilte in höchster Eile nach Temeschwar, um von dort einen weitberühmten Arzt um jeden Preis schleunigst herbeizubringen. Niembsch bleibt lange über die gesetzte Zeit aus. Die einsame Mutter daheim ist inzwischen die erbarmungswürdige Beute von Angst und Ungeduld. Auch das gemarterte Kind scheint, indem es beständig mit dem einen Händchen nach dem leidenden Haupte schlägt, den säumenden Vater herbeiwinken zu wollen, und stumm um Hülfe zu ringen. Alles vergeblich! Er kommt nicht. Das Kind beginnt schon zu röcheln; o Entsetzen der Mutter! — es stirbt, es ist todt. Da öffnet sich die Thüre, und hereintritt ... nicht der Arzt, nicht der Vater, nein, zwei räuberische Spielgesellen des letzteren treten herein mit einer Schuldverschreibung von diesem über 17,(88) Gulden, die er an sie verloren, um in die Mutter an der Leiche ihres kaum verschiedenen Kindes wegen Mitunterfertigung zu dringen, widrigens ihr in Temeschwar zurück

gehaltener Mann unnachsichtlich dem Schuldthurme und der Schande überliefert werden sollte.) Vernichtet, bewußtlos verpfändet sie sich wirklich durch ihren Namen zu Opfern, die sie erst mehrere Jahre darauf, nach dem Tode ihrer Mutter, abzutragen vermag. Nach solchen Vorfällen, die auch einen Leichtsinnigen schwer drücken mußten, wenn er auch in Betreff des letztern Ereignisses sich selbst einigermaßen damit beschwichtigen mochte, daß auch hundert Aerzte die einmal entschieden eingetretene, durchaus unheilbare Gehirnhöhlenwasserſucht nicht mehr hätten heben können — und die doch auch nicht ganz verschwiegen bleiben mochten — konnte wohl Niembsch, dessen häusliches Glück auf das heftigste, und dessen Gesundheit auch schon bereits stark erschüttert war, selbst nicht mehr lange im Banat zu weilen wünschen. Er entsagte seinem Dienste, und schon im Frühjahre 1803 befindet sich sein armes Weib mit ihren nur mehr übrigen zwei Kindern, Resi und Riki, wieder bei ihrer betrübten Mutter in Altofen.

Der leichtfertige Vater verweilte nicht lange in Altofen; er flog nach Wien, angeblich, um eine bessere Zukunft für sich und die Seinigen zu suchen. Er lebte aber dort, denn er hatte sich Geld zu verschaffen gewußt, auf großem Fuße, hatte Monatzimmer, einen Bedienten, einen Reisewagen, trug einen Brillantring, galt für einen Grafen und Wittwer, und machte einer schönen, jungen und vornehmen Dame sehr lebhaft den Hof. Seiner armen einsamen Frau berichtete er dagegen: er könnte zwar als Handlungscommis mit 600 fl. Gehalt unterkommen, allein eine so geringe Stelle behagte ihm nicht; sie aber erwiederte, daß es keine Schande wäre, zu dienen, wenn er nur die Seinigen ehrlich davon zu erhalten vermochte. Seine Ablehnung wäre nur ein Zeichen, daß es ihn gar nicht kränke, sein Weib und seine Kinder das Gnadenbrod essen zu lassen. An ihr sollte es gewiß nicht fehlen, mit 600 fl. auszulangen, und er selbst würde seinem Riki zu Liebe wohl auch gern ein wenig eingeschränkt leben wollen. Dieser wäre überaus liebenswürdig, ein wahres Meisterstück der Natur, und es blutete ihr das Herz darüber, daß er, sein Vater, diesen gar nicht sähe. Am 22. Juli 1803 habe Nikerl die Mutterbrust verloren, worüber er sehr betrübt sey, sie selbst aber doch beinahe noch mehr. Auch begänne er schon zu laufen. Aber auch dieß vermochte den Gatten und Vater noch nicht heimzuziehen. Er kehrte erst

Anfangs Oktober zu den Seinigen zurück, wohl nur, weil ihm die Mittel ausgegangen, seine glänzende Rolle in Wien fortzuspielen. Seitdem ward nichts mehr von so traurigen Absprüngen bekannt. Mochte er auch noch dann und wann mehr oder minder heftigen Rückfallsanwandlungen ausgesetzt gewesen seyn — das abmahnende inständige Flehen seiner in den größten Trangsalen bewährten, unerschütterlich treuen Gattin war nun nicht mehr fruchtlos. Wie treu sie ihm war, erhellt daraus, daß einmal, als sie von einem der ruchtbarsten Raufbolde und zugleich Wüstlinge jener Zeit, dem Grafen W., der drei große Fanghunde hatte, die er hohnweise Jesus, Maria und Joseph rief, im Bette überrascht worden, und er sie mit den größten Verheißungen und zuletzt mit Gewalt zu seinen Lüsten bringen und zwingen wollte, sie ein Messer ergriff, und ihn zu erstechen schwor, wenn er sie nicht augenblicklich verließe, was er, so kühner Entschlossenheit gegenüber, denn auch flugs that. Ein Blick Niembschens auf seine ihm nun immer nahen unschuldigen Kindlein, deren, zum Ersatze für die verlorene ältere Leni, durch eine neue Leni am 27. Juni 1804 wieder drei geworden waren, war ebenfalls ein Abhaltungsmittel; aber weit nachdrücklicher noch hielt ihn die rächerische Hand der unnachsichtigen Allwesenmutter, die sich nur zu gewichtig auf seinen durch jahrelange unmäßige Leidenschaften zerrütteten und erschöpften Leib gesenkt hatte, vor frischen Verirrungen zurück. Er verfiel in langsam aufreibende Abzehrung.

Niembsch lebte mit seiner Familie bei seiner Schwiegermutter in Alleben. Seine eigenen Eltern — sein Vater war am 1. August 1804 zum Major-Commandanten der Militär-Montur-Commission zu Podgorsche in Westgalizien, Krakau gegenüber, ernannt worden — wollten nichts von ihm wissen, wiewohl sie für ihn jährlich ein paar hundert Gulden Schulden zu tilgen übernommen hatten. Erst im Mai 1806, als seine Krankheit bereits vorgerückt war, scheint er wieder um ihre Gnade gebeten zu haben, die sie ihm denn auch nicht versagten, denn es folgten nun öfter Unterstützungen. Die volle Aussöhnung des Vaters geschah aber erst am 3. December 1806, dem Namenstage des unglücklichen Sohnes, wo der Vater ihm schrieb, er wolle ihn an alles Vergangene nicht erinnern, und seinen Versicherungen Glauben beimessen, daß seine Reue vollkommen sey. Sein Sohn könne von ihm überzeugt seyn, daß er ihm

in Rücksicht solcher gänzlich verzeihe, und von Herzen eine vollkommene Genesung wünsche. Derselbe möge nur Alles anwenden, was seine Herstellung befördern könne. Sobald es nur seine körperlichen Kräfte zuließen, eine Reise zu machen, würden die Eltern auf Mittel bedacht seyn, ihn nach Brünn kommen zu lassen, und alles Mögliche zur Erlangung seiner Gesundheit aufzubieten.

Einige Tage darauf schon trat der alte Niembsch seine Uebersiedlungsreise von Pedgoriche nach Brünn an, wohin er zum Oberstlieutenant-Commandanten der Militär-Monturs-Commission ernannt worden war. Sein armer Sohn schritt indessen unaufhaltsam mit jedem Tage einen weitern Schritt seinem Grabe näher. Auch sogar der Gebrauch des Bades zu Eisenbach (Bichna) unweit Schemnitz, wozu ihm seine Eltern bereits im Juli 1806 200 fl. gesendet, hatte keinen Einhalt mehr zu thun vermocht. Alle die Seinigen waren dahin mitgenommen worden. Dem durch seine Krankheit sehr grämlichen Vater fiel sein noch junges, lebhaftes, feuriges Söhnlein durch gewaltigen Lärm nicht selten zur Last und dieß zog sich dadurch beinahe dessen bleibende Abneigung zu. Einmal sogar — es war dieß die einzige deutliche Erinnerung, die Lenau von seinem frühverlorenen Vater behielt — als der Kleine es gar zu toll trieb, sprang der wiederholt umsonst Ruhe heischende Vater plötzlich aus dem Bett und auf den Schreibalo zu, und gab ihm eine derbe Maulschelle. Noch als Mann sah Lenau die hehre, hagere, weiße Gestalt dieses furchtbaren Augenblicks mit erhobener Hand vor sich stehen, fast so oft, als er seines Vaters gedachte, was jedoch nur selten und in Gedichten niemals geschah, während er seine stets liebevolle Mutter mehrmalen und so schön und zärtlich besang.

Einige Schritte nur noch und wir stehen mit dem Verirrten an seinem früh erreichten Grabe! Derselbe schrieb aus Altofen den 14. Februar 1807: Meine liebe Mutter! O Gott, Euer Gnaden können nicht glauben, wenn ich so allein, allein schmachte, und mir so die Dinge alle durch den Sinn fahren, was ich empfinde! — Ich weiß, daß meine Kräfte von Tag zu Tag abnehmen und ich endlich der Schwäche unterliegen muß. Daß dieß die natürlichen Folgen von Allem seyn müssen, ist sich leicht einzubilden.

Hier folgen nun die allerletzten Zeilen, die Franz v. Niembsch mit zitternder, matter Hand schrieb: Altofen den 7. März 1807. Den gnädigen Erlaß vom 26. Februar erhielt ich heute mit vieler Herzensfreude, denn ich glaubte wirklich Eines krank.

Gnädigste Mutter, itzt wäre, glaub' ich, eine Gelegenheit nach Pesth leicht zu finden, denn Alle gehen itzt her von Brünn, und so wäre ein Leichtes, etwas zu schicken.

Jetzt muß ich die Wasser bestellen. Er ordinirt mir Lublauer Wasser mit Geißmilch und China. Ich möchte ersticken vor China-Kaffee!

Liebe Mutter, ich bin zu schwach und konfus, um weiter schreiben zu können.

Ich küsse sammt meiner Familie die Hände und geharre als Euer Gnaden gehorsamster Sohn Franciscus Niembsch.

Am 23. April 1807 starb er! Wir verlassen mit mitleidigem Bedauern Lenau's Vater. Sein trauriges Ende, seine Ergebung, seine Reue senken einen milden Schleier über seine Verirrungen. Ruhe seiner Asche; er gab uns Lenau!

Dieser war damals nicht einmal noch volle fünf Jahre alt. Seine Mutter konnte sich nicht entschließen, ihn seinen Großeltern nach deren Wunsche zu überlassen. Die Großeltern mochten damals auch die Sache nicht sehr betreiben, da der Enkel doch noch ganz klein war, und der politische Himmel sich allmählig wieder zu umwölken begann. Zuletzt brach der große Krieg von 1809 aus, und die Franzosen drangen auch nach Brünn vor, von wo sich der alte Niembsch mit seinen Monturvorräthen über die kleinen Karpathen ins Herz von Ungarn flüchten mußte. Dieß verschaffte ihm und seiner Gattin wenigstens das Vergnügen, die noch nie gesehenen Enkel umarmen zu können. Lenau, damals siebenjährig erst, flößte doch schon einige Achtung ein durch frühzeitige, natürliche Weisheit und ein männlich gemessenes Gebaren, denn er war durch die ihm stets bewiesene unbegrenzte Verehrung seiner gefühlheißen Mutter bereits ein wenig zu selbstständig spröde geworden, um sich den ihm noch fremden kühleren Großeltern mit Einem Sprunge in die Arme zu werfen. Auch

hatte er, was die geliebte Mutter von seinem Herzen ihm noch übrig ließ, bereits an seine Großmutter Grettler verschenkt, die keine Gelegenheit versäumte, ihn gehörig mit Backwerk und Torten zu feiern. Uebrigens verspeiste Niki auch zu Hause jeglichen Morgen ganz gemüthlich sein schneeweißes pflaumiges Kipfel, während die beiden Schwesterchen sich mit einer gewöhnlichen schwarzen Semmel genügen lassen mußten, was auch sogar die Mutter that, denn es ging ihnen in Pesth, wo sie dürftig wohnten, sehr knapp. Wenn nun aber ein so sichtlich und überall bevorzugtes Kind allmählig etwas ich- und herrschsüchtig, eigen- und eisenwillig würde, und fernerhin bliebe, so wäre das eben so wenig ein Wunder, als seine Griesgrämigkeit, wenn ihm dereinst das launenhafte Schicksal nicht immer sogleich, wie die gefügige Mutter, nach vollem Wunsch und Willen thut.

Bald, nachdem im October 1809 mit Napoleon wieder Friede geschlossen worden war, kehrten die Großeltern über Wien mitten durch die Franzosen wieder nach Brünn zurück. Gleich im Frühjahre darauf verlangte die Großmutter Niembsch, daß Therese mit allen drei Kindern von Ofen nach Brünn ziehen sollte, sie würden dort alle wohlversorgt und die Kinder bestens erzogen werden. Nur allein der sonst doch so edlen Mutter übertriebene Furcht: an der Liebe ihrer Kinder — zumal aber doch des, von ihr wahrhaft vergötterten einzigen Sohnes, dessen in der That auch unermeßlichen Werth sie früher als jeder Andere ahnte — durch die Wohlthaten einer vermöglichen und überdieß berechtigten Nebenbuhlerin empfindlich beeinträchtiget oder etwa gar gänzlich für immer daraus verdrängt zu werden — diese Furcht allein, däucht mir, war der Grund, oder doch der Hauptgrund, warum Therese mit ihren Waisen, deren Erziehung sie auch dort immer hätte überwachen können, nicht zu den, darauf immer heftiger dringenden Großeltern derselben zu ziehen wagte. Zu ihrer eigenen Erhaltung, dann ihrer drei kleinen Kinder und deren Wärterin, einer alten Schwäbin, Namens Walburga (Schwaben war also bei Lenau schon in seiner frühesten Kindheit wohl vertreten), mußte Therese, welche auch von ihrer leiblichen Mutter nicht genügend mehr unterstützt zu werden vermochte, durch ihrer eigenen Hände Arbeit Rath zu schaffen suchen. Früher hatten Frauen für die Heere viel und anhaltend zu nähen bekommen, und bei den gar nicht ungünstigen Preisen, welche die Aus-

Ausrüstungs-Lieferung zahlte, einen hübschen Verdienst erschwingen können. Im Jahre 1810 aber, nach eben geendigtem Kriege, schmolz dieser Erwerb auf so viel als nichts herab, und zudem durften und konnten der Kinder väterliche Großeltern, da man diesen jene verweigerte, nun auch nicht länger mehr um Beihülfe angegangen werden. Es blieb also Theresen, jung und angenehm, wie sie noch war, und da ihr doch noch in Zukunft eine nicht verächtliche Erbschaft zufallen zu müssen schien, welche die vorhandenen Schulden merklich übersteigen würde, kaum ein anderer Ausweg, als, wenn sich ein der gegenwärtigen Bedrängniß gewachsener Bewerber fände, demselben ohne lange Ziererei die gewünschte Hand zu schenken. Schon im December 1810 soll, wenn kein Irrthum obwaltet, ein sehr unterrichteter und gewandter Buchhändler in Pesth ein solcher gewesen seyn. Warum sich aber diese Verbindung zerschlug, ist nicht mehr bekannt. Bald spann sich eine andere an, deren Abschluß sich gleichwohl bis zum 23. September 1811 verzog, nachdem der Bräutigam, Doctor Karl Vogel, erst am 31. August seines Dienstes als Arzt des vierten k. k. Artillerie-Regiments entlassen worden war.

Theresens Mutter war inzwischen schon am 16. Jänner 1811 ihren vorangegangenen drei Gatten ins Jenseits gefolgt. Ihre ansehnliche Besitzung in Altofen hinterließ sie ihrem Lieblinge Sebastian, der seinen krummen Husarensäbel an den Nagel gehängt, und friedlich als Wittwer lebte. Von dem schönen Hause in Pesth erhielt aber bei dem nachmaligen baldigen Verkaufe desselben auch die, damals zu Pesth in der Ungargasse im Haus 477 wohnende Therese — wenn ich anders einen vorhandenen Brief recht verstehe, und solcher auch selbst Recht hat — das ganz artige Sümmchen von 20,000 fl. Wenn auch hievon ein guter Theil auf Lösung alter Verbindlichkeiten (alle wurden nicht getilgt) verwendet werden mußte, so blieb denn doch die Gegenwart und nächste Zukunft wohl gedeckt und, was Theresen das Erwünschtere noch war, sie kam in den Stand, den bisher in ihrer Ausbildung unfreiwillig etwas vernachlässigten Kindern bei den hiefür schon empfänglichen beiden älteren nachzuhelfen. Niki erhielt nun auch durch den Pesther Josephstädter Pfarrschullehrer Joseph Eferny Unterricht auf der Geige. Der Meister war aber ungeduldig und barsch, und wies die irrenden Finger gewöhnlich sehr unsanft zurecht,

wodurch er den Knaben bald verdrossen machte, so daß dessen, was dieser von ihm gewann, nur wenig war.

Teste erquicklichere Fortschritte machte jedoch Niki im Guitarrespiel. Ein junger, hübscher, und dabei auch sehr freundlicher Halbwälschmann aus Friaul, Namens Gedenberg, war sein Meister, nicht bloß dem Namen, sondern auch der Wirklichkeit nach. Ich habe nie ein so schönes, nie ein runderes und klingenderes, gedonnerteres wie auch gehauchteres Guitarrespiel gehört, als wie das Lenau's.

Wenn man aber Lenau's Guitarrespiel mit sanftem Entzücken lauschen mochte, so mußte man eine andere Art Tonkunst an ihm wahrhaft bewundern. Dieß war sein Lippenpfiff. Pfeifen — sollte man meinen — das wäre so was Alltägliches, Gemeines, Jedermann kann's; was könnte da wohl viel dahinterstecken? — aber eben darum wird man starr vor Ueberraschung, wenn man ein scheinbar der Kunst Unfähiges, Rohes, plötzlich so ungeahnt verfeinert und veredelt trifft. Noch vor nicht Langem sprach mir ein alter Freund, Bergrath Hampe, der mit Lenau einmal im Eisengußwerke nächst Mariazell im steierischen Hochgebirge war und ihn dort pfeifen hörte, hievon nicht etwa nur mit dem Lächeln besonderer Befriedigung, in angenehmer Erinnerung an etwas überaus Niedliches, sondern mit einem so bedeutungsvollen heiligen Ernste, daß ich beinahe über diesen selbst hätte lächeln müssen. Und wer gab Lenau auch hierin die erste Anleitung? — Wiederum Gedenberg, denn dieser war's (wir finden seiner Verdienste kein Ende), der Lenau den Vogelfang, und zu diesem Behufe die tausend Lockpfiffe für die mannigfaltigen kleinen Luftsänger lehrte. Wie aber in einem ausgezeichnet fruchtbaren Boden die dürftigste Pflanze zum nicht wieder Erkennen herrlich emporwuchert, so bei Lenau das Pfeifen. Sein Pfeifen hatte Geist und Seele, wie das Lied der Nachtigall.

(Der Vogelfang war eine Hauptleidenschaft des Knaben Lenau.) Die Listen dabei fagten seiner ihm angeborenen eigenen Listigkeit ungemein zu; und solch ein munteres, buntes, fröhlich sich schwingendes, singendes Geschöpflein — was kann an Knabe wohl Lieblicheres haschen?

Man merke sich wohl, ich bitte, diese heftige Neigung des Knaben Lenau zu seinen geflügelten Singbrüdern. Dieselbe Lust wird späterhin

dem Jünglinge Lenau zu einem wichtigen Wendepunkte in seinem Leben werden, und zuletzt werden die treuen, heiter singenden Freunde seines Jugendmorgens den Mann Lenau auch dann noch erfreulich wiederbesuchen, als sich sein Leben bereits in schaurige Nacht gehüllt. Bei seinen Vogelfangausflügen hatte der Knabe Lenau auch häufig Gelegenheit, sich — wie er liebte — auf den Rasen hinzustrecken, und sich den Rücken recht tüchtig von der Sonne ausbrennen zu lassen.

Bemerkenswerth ist auch, daß Lenau als Kind überaus fromm war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine Schwester Resi dienen mußte. Letzteres that er späterhin auch selbst gerne dem Priester in der Kirche, wobei ihm aber schon mitunter sehr heftige Gedanken durch das Gehirn schießen, wie in seinem „Faust" (Fausts Tod) zu lesen steht.

Lenau predigte auch manchmal als Kind so ergreifend, daß seiner Mutter und noch mehr seiner alten Wärterin, der Schwäbin Walburga, die hellen Thränen über die Wangen rollten. Auch noch als Mann sprach Lenau mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal, rein wie ein Engel, von der Beichte gegangen war. Die Frommigkeit des Knaben erklärt uns, wie der Mann Lenau vernehmlich auf die Glaubenslehre bezügliche Stoffe zu großen Gedichten wählen mochte (Savonarola, die Albigenser).

Auch gute Schauspieleranlagen und eine reiche Dichterader ließ Lenau schon als heranwachsender Knabe durchblicken. Er wußte die Hausleute in Geberde, Ton und Ausdruck treffend nachzuäffen, und ließ sie ganze Auftritte, geschehene und geschehbare, untereinander zur allgemeinen Heiterkeit der unentgeldlich anwohnenden Zuschauer abspielen. Eigentliche Gedichte zu machen, fiel ihm aber damals noch nicht ein. Uebrigens las er sehr gerne zu seiner Unterhaltung, aber ausschließlich nur Ritter-, Räuber-, Mord- und Gespenstergeschichten; je grausenhafter, desto unterhaltender für ihn. Er verwunderte sich sehr über seine ältere Schwester Tertschi (Therese), die gar emsig sanfte und schwärmerische Gedichte las, wie sie doch nur aus so seichtem und schmacklosem Borne schöpfen mochte.

Die vier Sprachlehr-Jahrgänge am Gymnasium der frommen Schul-

brüder in Pesth besuchte Lenau mit gutem Erfolge während der Jahre 1812 bis 1815. Sein liebster Schulkamerad war ein gewisser Klanzál Nicolaus. Dieser, eines armen Webers Sohn, war ein stiller, blonder, schon etwas älterer und größerer Knabe als unser Niki. Klanzál liebte besonders, mit Niki kleine Lustgänge zu machen, wobei die Guitarre nicht fehlen durfte. Wenn die ängstliche Mutter mit der Erlaubniß dazu zögerte, wußte sie der kluge Weber zuletzt doch stets durch diesen seinen feinen Einschlag herumzukriegen: „die Geschicklichkeit des Herrn Sohnes ist wahrhaft so groß, daß es Sünd' und Schade wäre, ihrer nicht so viel wie nur immer möglich zu genießen!" — Als sie aber gar damit einmal eine heimliche Lustfahrt im Mondschein auf der Donau wagten, bekam die arme, verführerische Laute lange stummen Hausverhaft.

In der letztern Zeit ward dem Knaben Lenau das Glück zu Theil, in dem nur um einige Jahre älteren Studenten Joseph v. Kövesdy nicht nur einen tüchtigen Repetenten, sondern auch einen guten Leiter und sogar einen innigen Freund zu erhalten. Kövesdy war sehr fähig und unterrichtet, gut und mild, manchmal fast zu weich und thränenselig; aber doch, wo es darauf ankam, auch wieder außerordentlich entschlossen und kühn. So beschloß er als dreizehnjähriger Bube, nebst noch einem kecken Schulbruder, ohne Pfennig Geld im Sacke, nach Amerika auszuwandern, das ihnen ihre Phantasie als ein Paradies der Freiheit und des wohlfeilen Glückes vorgespiegelt haben mochte, wie es späterhin ganz auch so Kövesdy's Zöglinge, Lenau, selbst widerfuhr. Von Pesth bis Salzburg hungerten sich die jungen Wanderer glücklich durch; von dort aber mußten sie, weil sie ausweislos waren, schneller als sie hinkamen, in die Heimath wieder zurück, keineswegs jedoch muthlos, sondern vielmehr mit dem stolzen Bewußtseyn einer versuchten kühnen That.

Die Lage von Lenau's Mutter war die ersten paar Jahre nach ihrer Mutter Tod insofern eine günstige gewesen, als die laufenden Auslagen aus ihrem ererbten Kapital bestritten zu werden vermochten. Aber dieß erschöpfte sich um so eher, als ein neueintretender Arzt — wie ihr zweiter Gatte war — überall, zumal in einer großen, mit schon anerkannten Aerzten gesegneten Stadt einen schwierigen Stand hat.

Schon im Jahre 1811 verfiel man daher auf den Gedanken, nach

Lippa zu übersiedeln. Im Jahre 1812 nahm man dafür Temeschwar, unseligen Andenkens, in Ueberlegung; aber erst im März 1816 entschied man sich endlich fest für das weinreiche, aber arztarme Tokai. Der Auszug dahin fand wirklich statt, und alsobald entbrannte wieder lichterloh zwischen Mutter und Großeltern der hartnäckige Kampf um die drei Niembschischen Kinder.

Joseph v. Niembsch war inzwischen schon vom 8. Juli 1811 an zum k. k. Obersten ernannt, und Ende September 1812 zum Kommandanten der Monturs-Oekonomie-Hauptkommission zu Stockerau bestellt worden. Auch erhielt er noch am 5. Oktober 1813 eine Personalzulage von 500 fl. jährlich. Je besser sich solcherweise die Lage der Großeltern gestaltete, um so empfindlicher mußte es ihnen fallen, dieselbe nicht zugleich zum vollen Vortheile ihrer einzigen drei Enkel anwenden zu können, deren Ausbildung, je dringender sie ward, im Gegentheile gerade deste dürftiger und unzulänglicher werden zu wollen schien. Darum schrieb Oberst Niembsch unter anderem an seiner Enkel Stiefvater:

Signatum Stockerau, den 9. Mai 1816.

Wohlgeborner!

Da ich überzeugt bin, daß Euer Wohlgeboren als Stiefvater mit aller Aufopferung für die unmündigen Kinder Alles gethan, so erstatte meinen wärmsten Dank. Und da Sie selbst Vater einer eigenen Familie sind, und es Ihnen bei gegenwärtig so theuren Zeiten zur Unmöglichkeit wird, auch fernerhin für unsere Enkel das zu thun, was Sie bisher zu ihrer Erhaltung und Entfaltung mit größter Anstrengung gethan, so wiederhole den, durch die Großmutter so oft gemachten Antrag, die fernere Ausbildung und Versorgung der drei Kinder zu übernehmen.

Tokai, welcher Ort mir sehr wohl bekannt, ist nicht geeignet, erwachsene Kinder zu bilden und zu einer anständigen Versorgung zu bringen. Was will die thörichte Mutter aus dem Niklas machen? Er ist kein ungarischer Edelmann; was solle er also werden? Wird er uns überlassen, so wird gesorgt werden, daß er seine Studien fortsetze und zu dem Stande, den er sich selbst wählen will, ausgebildet werde. Euer Wohlgeboren haben als Vater eigener Kinder das Recht, die Gattin zu zwingen, unsern Antrag anzunehmen. Sie bleibet ja immer die Mutter. So hart

als ihr gegenwärtig die erste Trennung fällt, deste angenehmer wird ihr das Wiedersehen seyn, dessen sie gewiß nicht beraubt werden wird. Um sie zu bewegen, finde ich nothwendig E. W. zu ersuchen, für die Kinder nichts mehr zu thun, und nur die Freundschaft zu haben, die Kinder zu uns zu führen. Wir werden Ihnen die Reisekosten mit vielem Danke ersetzen. Will die Mutter die Kinder begleiten — auch dieses wird uns angenehm seyn.

Die Großmutter aber setzte bei:

Haben Sie die Güte gleich zu antworten, da der Großvater noch so gütig ist; ansonsten wird man sich nach Gerechtigkeit an den Herrn Obergespann und an den Palatin selbsten wenden. An Attestaten wird es nicht fehlen, und das Recht ist auf unserer Seiten. Im Gegentheil aber, als sie nicht zu uns kommen, und hierüber Gewißheit ist, was ich nicht hoffe, so ist unser Testament gemacht.

Antworten auf diese beiden Briefe liegen nicht vor; jedenfalls hatten letztere den gewünschten Erfolg nicht, wie schon aus Nachstehendem erhellt:

An Frau Therese Vogel.

Pesth, den 10. Januar 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

Zwei nothwendige Gründe bemüssigen mich, an Euer Gnaden mich zu wenden, und zwar:

1) Der bewußte F . . . sche Proceß vom 20. November 1810 gehet zu Ende; convincirt werden wir heilig. Damit also die Execution in Tokai mittels Compasses nicht soll vollzogen werden, weilen es ein Aufsehen und Schande macht — darüber bitte ich mit umgehender Post den gütigsten Entschluß.

2) Der Großeltern sehnlichster Wunsch wäre, daß Euer Gnaden die Kinder zur Erziehung ihnen übergeben möchten. Sie sind bereit, Alles beizutragen zu einer noblen und großen Erziehung. Der Niki soll nach Wien zu den Mölkern kommen, allwo nur Cavalierskinder gebildet werden für jährlich 2000 fl.

Widrigenfalls haben die Kinder nach Absterben der Großeltern recht

mäßig nur 50 fl. ein jedes zu bekommen. Dieß ist der letzte Willen, welchen ich mitzutheilen. — Betrachten Euer Gnaden das große Vermögen der Großeltern, treten Euer Gnaden das Glück nicht mit Füßen!

Dieß ist mein Rath: eins oder zwei zur Erziehung zu übergeben; denn ich auf solche Condition wäre bereit, meinen einzigen Sohn Karl sogleich zu übergeben.

Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P. . . . Fiscal.

NB. Wenn es Euer Gnaden anständig ist, so möchte ich die Frau Baronin ersuchen um Tilgung der F . . . schen Schuldforderung, nur um der Execution auszuweichen, welche Aufsehen macht und zur Schande gereicht.

Pesth, 1. März 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

In Betreff des F . . . schen Processes kann ich Euer Gnaden versichern, daß kein Mittel dawider ist, um die Execution nicht zu vollziehen. Auch die Person wird im Processe bei Nichtzahlung gefordert. Wenn das löbliche Stadtgericht Euer Gnaden Person zuspricht, dann sieht es übel aus. — Ich that meine Schuldigkeit und schrieb Euer Gnaden den geäußerten Wunsch der Schwiegereltern. Euer Gnaden sind Mutter. Ob Sie die Kinder zu einer erforderlichen noblen Erziehung übergeben oder nicht? ob Euer Gnaden das Glück mit Füßen treten werden oder nicht? solche glücklich oder gar unglücklich machen? — es ist mir wirklich gleichviel! — denn jeder thut das Seinige am Besten. In der größten Eile Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P . . . Fiscal.

Also auch der wohlgemeinte Rath eines unbefangenen Fremden fruchtete nichts, ja selbst nicht einmal die furchtbare, übrigens nur drohende, niemals erfüllte Aussicht auf Gefängniß und Schande. Die Kinder *mußten* bleiben. Die drei Kinder weggeben hätte geheißen: das Herz dreimal aus dem Leibe sich reißen.

Die erste unmittelbare Folge der Uebersiedlung nach Tokai bestand darin, daß Niki durch die plötzliche Unterbrechung im Besuche der ersten Humanitätsklasse sogleich ein ganzes Jahr für seine Schulbildung einbüßte.

Verlor aber der künftige Gelehrte dabei, — der künftige Dichter gewann offenbar. Wie muſste den naturſeligen Lenau, damals ſelbſt noch im Lenze ſeines Lebens, dieſer ſein erſter freier Lenz in ausgezeichnet ſchöner Gegend wonnig ergreifen! In den üppigen Gärten und Auen Tokai's zwiſchen den Silberarmen der beiden dort ſich vereinigenden Flüſſe Theiß und Bodrog blühen die Roſen, dieſe Duftnachtigallen, in erſtaunlicher Hülle und Fülle, und die Nachtigallen, dieſe ſingenden Roſen, bilden dort eine förmliche Liedertafel, wie ob eigens dahin beſtellt zur Beſingung der lieblichen Blumenköniginnen. Wer ſich alldort ganz gemächlich mitten im Gemache an Nachtigallengeſang und Roſenduft berauſchen will, hat weiter nichts zu thun, als nur das Fenſter zu öffnen. Zu dieſem edlen Paare von Genüſſen geſellet ſich dort auch noch ein nicht minder edles zweites Paar: anmuthige Mädchen nämlich und der anerkannte König aller irdiſchen Traubenſöhne. Gleichwohl noch immer nicht genug! Tanzende, ſporenklirrende Huſaren waren oft auch noch da, und finſtere fiedelgewaltige Zigeuner, und einſame melancholiſche Fiſcher. Oder im hellſten Sommermondlichte wandelte der fünfzehnjährige Lenau, die liebeſtöhnende Laute im Arm, fächelnde braune Schatten entlang, in deren Schirme ganze Mädchengruppen lauſchend ihm nachſchlichen, worunter zumal eine ſehr reizende junge Freundin ſeiner Schweſter Thereſe, ebenfalls Thereſe genannt, eines königlichen Oberbeamten Tochter, wohl Lenau's erſte leichte Liebe.

So angenehm verfloſſen Lenau Lenz und Sommer des Jahres 1816, vielleicht die heiterſten Tage ſeines Lebens. So aber konnte es offenbar nicht immer bleiben. Nachdem Tokai mit keinem Gymnaſium verſehen war, ſo wurde, um Niki häuslichen Unterricht zu verſchaffen, Kövesdy bewogen, wenigſtens für längere Zeit ebenfalls nach Tokai zu kommen. Im Schuljahre 1817 ward nun — ohne übrigens obige Annehmlichkeiten allzuſehr zu vernachläſſigen, und obſchon ſich zwiſchen Lenau's älterer Schweſter und Kövesdy unvermerkt ein angenehmes Verhältniß entſponnen hatte — mit ſolchem Nachdruck auf die Wiſſenſchaften ſich verlegt, daſs Lenau am 6. Juli 1817 zu Unhely, wo das nächſte Gymnaſium ſich befand, die öffentlichen Prüfungen aus den Gegenſtänden der erſten Humanitätsklaſſe mit ſo glänzendem Erfolge beſtand, daſs die Lehrer ſich ſeiner gar nicht genug verwundern konnten.

Gedichtet hat Lenau zu jener Zeit eben auch noch nicht; gleichwohl ward ihm damals schon große Berühmtheit gewahrsagt. Und von wem wohl? Von seinem Lehrer und seiner älteren Schwester erklärtem Verehrer. Als dieser Tokai wieder verlassen mußte, um sich selbst an der Hochschule zu Pesth weiter auszubilden, beschwor er seinen Zögling, von seiner Schwester doch dann und wann ihm zu schreiben. Das that dieser denn auch, und zwar in einem so geistreichen Briefe, daß der Empfänger bei Gott nicht wußte, sollte er sich mehr über die guten Mittheilungen oder über die Güte der Mittheilung freuen, und er hatte in seinem Wonnetaumel nichts Eiligeres zu thun, als der Mutter des hoffnungsvollen Schreibers, unter Anschluß seines Briefes, jene glänzende Verheißung zu machen.

Für Kovesdy einen vollgültigen Ersatz zu gewinnen, überstieg weit die schwachen baaren Kräfte der Mutter Lenau's; es war also nicht zu vermeiden, auch diesen, sollte er anders nicht auf halbem Wege nutzlos stehen bleiben, wieder nach Pesth zu seiner Weiterbildung zurückzubringen. Konnte sich jedoch seine Mutter von ihm wohl auch trennen? — Eher von ihrem Augapfel! Und wenn sie auch zehn Gatten gehabt hätte — eher als ihren Herzenssohn hätte sie alle ihre zehn Gatten verlassen. Die leidenschaftliche Mutter faßte den tollkühnen Entschluß, mit allen ihren Kindern, alten sowohl als neuen, fünf an der Zahl, vorläufig aber ohne Gemahl, wieder in die kaum geflohene Hauptstadt Ungarns zurückzukehren. So weit führt ungezügelte Mutterzärtlichkeit! Aber ihre Bedrängnisse brachten sie noch immer nicht dahin, ihre ersten drei Kinder den einsamen Großeltern zu senden; ja nicht einmal ein einziges davon. Lenau verließ also für immer das liebliche Tokai; aber dessen Rosen und Nachtigallen, Husaren und Zigeuner begleiteten ihn, wie seine Lieder lehren, überall hin.

An dem westlichen Fuße des Ofner Festungsberges liegt das Kristinenthal, das von einer die Ofner Festung im Halbkreise einschließenden Bergkette gebildet wird. Dieß Thal wird von den ländlich freundlichen Häusern und Gärten der Kristinenstadt angenehm durchschnitten. Diese dient wegen ihrer gesunden Luft und niedlichen dörflichen Bauart häufig den Ofnern und Pesthern zum Sommeraufenthalte. In einiger Entfernung nördlich von der stattlichen Pfarrkirche breitet sich ein mächtiger Wiesengrund aus, der,

weil die Nutznießung dem jeweiligen Befehlshaber der Ofner Festung zusteht, die Generalwiese genannt wird; auch benützt man ihn zu kriegerischen Uebungen. Im Westen wird diese Wiese von einem aus dem Ofner Gebirge der Donau zulaufenden Graben und von der Fahrstraße begrenzt, oder vielmehr durchzogen, jenseits deren noch ein kleinerer, beinahe ein Dreieck bildender Wiesenplan liegt, der einst als Soldatenfriedhof gebraucht worden war, und dessen Kapelle, dem heiligen Nikolaus geweiht, nunmehr in ein Wohnhaus umgestaltet ist. Noch jetzt steht dieß Haus einsam; aber noch viel einsamer war es vor vierzig Jahren, da mehrere der oberhalb der Straße gelegenen Gärten und Häuser erst später entstanden. Doch je stiller und abgeschlossener dieß Plätzchen ist, desto größer ist der Naturreiz seiner Umgebungen; denn im Angesichte des Häuschens erhebt sich östlich die sechshundertjährige Festung Ofen, vormals der gewöhnliche Wohnsitz der Könige von Ungarn. Gegen Süden, jenseits der freundlichen Kristinenstadt, schließt die Aussicht ein schöner Berg, der Blocksberg, von dem durch die Türken dort erbauten Blockhause so genannt, anstatt dessen nun die Sternwarte der Hochschule daraus prangt. Aus Westen lachen die rebenbepflanzten Höhen eines Theils des alten königlichen Thiergartens herüber, der Schwabenberg geheißen, weil bei der Wiedereroberung Ofens im Jahre 1686 die schwäbischen Reichsvölker ihn besetzt hielten. Nördlich endlich, im Thale selbst, begrenzen den Blick jene mächtigen Baumgruppen des den öffentlichen Vergnügungen gewidmeten Stadtmeierhofes, denen sich nordöstlich bis zur Donau auslaufende Gebirge anschließen; dieß ist der Anblick aus den Fenstern des Häuschens; aber einige Schritte nur, und es eröffnen sich die vom Stadtmeierhofe gedeckten Höhen des Johannes- und des Lindenberges, dann die malerischen Gegenden des Sauwinkels, welcher einst Matthias wildsäuereicher Jagdbezirk war, und „der schönen Schäferin," wo noch jetzt Mauertrümmer die vormalige Stätte des blühendsten Paulinerklosters Ungarns bezeichnen. Also wetteifern hier die Eindrücke der Naturschönheiten mit jenen einer bewegten und ruhmreichen Vergangenheit.

Näher dem Häuschen auf der Generalwiese verblutete gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Bischof Martinovich, der nach Frankreichs Beispiel auch Ungarn umzuwälzen versuchte, mit sechs seiner Hauptgenossen;

ein Hügel machte ihre Grabſtätte noch vor vierzig Jahren kenntlich. Es war aber der Boden unmittelbar um's Häuschen herum ſelbſt einſt dicht mit Gräbern bedeckt, und oft ſteigt noch jetzt mancher zerſchrotene Arm, manche klaffende Hirnſchale aus der Tiefe empor. Doch auch ſchon vor vierzig Jahren wehte hohes Gras darüber und neigten Obſtbäume ihre ſaftigen Früchte, zumal goldene rothwangige Marillen (Aprikoſen), freundlich darauf herab. Auch das Häuschen, wie heiter es nun auch ſieht, behielt noch manchen Zug ſeiner ernſten Vergangenheit; beſonders aber erinnert daran die hohe Niſche oberhalb dem vormaligen, nunmehr vermauerten Eingangsthore, die vereinſt die Bildſäule des heiligen Beſchützers beherbergt haben mag. Das äußerſte der niedrigen Nebengebäude links, eine hölzerne Barake, nun der Holzſtall, war einſt die Leichenkammer.

In dieß ſchauerlich-romantiſche Häuschen, damals einer Wittwe Kolb gehörig, zog nun im Herbſte 1817 Mutter Thereſe mit allen ihren fünf Kindern; vornehmlich die Wohlfeilheit war's, was ihr eine ebenerdige Wohnung in abgelegener Gegend empfahl.

In dieſer Zeit ſtiegen Mangel und Entbehrung auf das Aeußerſte. Die Arbeiten aus der Ofner Montanscommiſſion, worauf Thereſe am meiſten gerechnet haben mochte, waren nun nur äußerſt ſpärlich, und wie hätte ſie ſich ſelbſt und fünf Kinder auch je davon ganz erhalten können! — Wie auch Thereſe und Reſi emſig ſtrickten — es brachte nur wenig ein; was von Tokai kommen konnte, reichte bei weitem nicht zu, und wenn auch die in Peſth wohnende treue Schweſter und Tante Markowitſch manchmal einige Lebensmittel ihnen ſchickte — ſie konnten nicht immer ſatt zu Bette gehen, und ihr Bett war hart und dürftig, und die Beheizung ſchwach.

Ein Wunder nur war's, daß Riki unter ſo niederdrückenden Verhältniſſen gleichwohl höchſt ehrenvoll als Student der zweiten Humanitätsklaſſe beſtand. Aber eben vielleicht der Ernſt, der aus dieſer traurigen Lage ihm erwuchs, verbunden mit dem Wunſche, ſich gehörig auszurüſten, um dem Elende um ſich herum einmal ſelbſt abhelfen, und der Mutter ihre unſägliche Liebe vergelten zu können, ſpornte ihn zu den größten Anſtrengungen an. Zu jener Zeit mag die dunkle Blume der Schwermuth,

deren Samen er ſchon bei der Geburt empfing, in Lenau's Buſen zuerſt zur Blüthe gelangt ſein. Solche Umgebungen und Umſtände waren ein wahres Treibhaus für dieſelbe. Damals war es auch, wo er öfter nach Alt-Ofen zu ſeinem Oheim Mihitſch, dem Hußaren, kam, und in deſſen Zimmer ſchlief. Dieſer las dem Burſchen dann Voltaire's Briefwechſel mit Friedrich vor, und ſuchte den Neffen aufzuklären. So konnte er ihn um Mitternacht wecken: „Schläfſt du?“ — „„Nein, Herr Onkel!““ — „Es gibt doch keinen Gott!“ ſagte er dann lateiniſch, wie er mit dem jungen Menſchen gern reden mochte. (S. Lenau in Schwaben, von Emma Niendorf, S. 130.) So ward alſo auch der Zweifel ſchon frühzeitig bei Lenau eingeführt.

Aber der winterlichſte Lenz hegt doch auch ſeine Blumen, und manches geſchirmte Winkelchen erfüllet ſich mit würzigen Veilchen. Alſo denn auch Lenau's Jugend. Oft trieben ſich Niki und ſeine Schweſtern auf den verwachſenen Gräbern ganz gemüthlich umher; oder dieſe ſaßen unter ſchattigem Nußbaume und horchten dem meiſterlichen Spiele ſeiner Laute; oder es zogen unter luſtig ſchmetternden Tönen endloſe Reihen zu kriegeriſchen Aufführungen herbei, als ob zu einem Schauſpiele für die jungen Leute eigens herbeſtellt. Und kam einmal eine beſonders köſtliche Speiſe von der gnädigen Frau Baſe — o wie die dann ſchmeckte! Einmal hatte Niki ſogar ſelber eine ſolche Leckerſchüſſel verſchafft. Unferne des Fenſters der Wohnung, das in den Gärten ſah, ſtand nämlich ein Marillenbaum, bedeckt mit den anlockendſten Früchten. Niki bildete aus dem langſtieligen Beſen ſehr geſchickt einen Obſtbrecher, und langte dann Marille um Marille, aber nur die ausgeſuchteſten, nach dem Wunſche jeder Schweſter fein ſäuberlich und zart zum offenen Fenſter herein. Nicht nur die Güte der Früchte, ſondern auch noch die bei deren Erlangung glücklich bewieſene Geſchicklichkeit und Liſt und beſtandene Gefahr würzten und erhöhten den Genuß.

Anfangs Juni 1818, ſchrieb Niki an Oheim Maigraber:

Verehrteſter Herr Onkel!

Da Sie ſo vielen Antheil an meinem Schickſale nehmen, und ſonderlich in Ihrem letzten Briefe ſich ſo warm erkundigten, ob meine Prüfung der Meinung, die Sie von mir faßten, wirklich gemäß ausfiel, will

ich auch nicht ſäumen, ſogleich zu melden, daß ich den 5. Juni mein Tentamen abgelegt, und mir (jedoch ohne zu prahlen) durch meinen Fleiß das Lob und den allgemeinen Beifall des Herrn Directors und des Herrn Profeſſors, und den Namen eines braven, fleißigen Burſchen errungen habe. Seyen Sie verſichert, theuerſter Onkel, daß ich auch künftighin in meinem Fleiße und guten moraliſchen Betragen fortfahren werde, beſonders, da Sie mich, wertheſter Onkel, dieß zu thun anfeuern.

Da ich Sie nun als meinen Onkel und Theilnehmer meines Schickſals ſo unausſprechlich ſchätze und liebe, ſchicke ich Ihnen mein erhaltenes Teſtimonium, wörtlich und getreu abkopirt. Unſere jetzige miſsliche Lage kann Ihnen übrigens hinlänglicher Beweis ſeyn, daß ich ſelbes nicht erkauft, ſondern durch meinen Fleiß und Beſtreben, Ihrer Liebe würdig zu ſein, wirklich verdient habe.

Hiemit küſſe ich Ihnen unzähligemale die Hände, und geharre, mich in Ihre Liebe und Gnade empfehlend, Ihr gehorſamſter Neffe Nicolaus Niembſch l. anni Philosophus.

Von meiner Mutter tauſend Küſſe, und von meiner Schweſter ebenſo viele Handküſſe.

Der Oheim ſchickte ihm eine Zehngulden-Banknote, verſicherte ihn ſeiner herzlichen Liebe mit dem Beiſatze, jederzeit zu ſeinem Beſten alles Mögliche beitragen zu wollen, und gab ihm zugleich den guten Einſchlag, ſeinem Großvater und ſeiner Großmutter auch einen recht ſchmeichelhaften Brief zu ſchreiben, ſeine Teſtimoniales in Abſchrift beizuſchließen, ſich in ihre großelterliche Liebe, Gnade und Unterſtützung zu empfehlen, und ſie recht inſtändig zu bitten, ſie möchten für ſein künftiges Wohl ſorgen.

Das mag nun auch geſchehen ſein, nicht ohne Vorwiſſen der Mutter, ja ſelbſt mit ihrer, wenn auch ſchmerzlichen Einwilligung; denn mürbe gemacht durch die bittere Noth der letzteren Zeit, mußte ſie doch wohl endlich einſehen, daß ohne der Großeltern Unterſtützung an keine ſeiner großen Anlagen würdige Ausbildung ihres Lieblings zu denken wäre. Den Hauptausſchlag mochte aber wohl Niki ſelbſt gegeben haben. Er war nun kein Knabe mehr, von dem man ohne viel Fragen blinden Gehorſam heiſchte, ſondern ein verſtändiger, vielbenkender Jüngling, klug genug,

der Mutter die nämliche Waffe, womit ſie ſich bisher ſo hartnäckig gegen die Anforderungen der Großeltern vertheidigte, die Liebe zu ihren Kindern, ſchmeichelnd zu entwinden, und gegen ſie ſelbſt zu kehren, indem er ſie bewog, zum Beſten ihrer Kinder der Gegenwart derſelben für einige Zeit entſagen zu wollen. Vorläufig ſollte ſie wenigſtens nur ihn, der der Ausbildung am meiſten bedürfte, ziehen laſſen.

Die Großeltern ergriffen die dargebotene Gelegenheit mit Freuden, und ſchickten den Feldpater der Stockerauer Monturscommiſſion Anfangs des Herbſtmondes 1818 nach Ofen, um den Enkel von dort nach Stockerau zu bringen. Dieſer Pater meinte aber die Sache noch beſſer zu machen, wenn er auch die noch jugendlich unbedachtſame Leni den Großeltern überbrächte, ohne vorläufiges Wiſſen der Mutter. Am 4. September geſchah die Abreiſe von Ofen und vier Tage darnach langten alle drei glücklich in Stockerau an. Niki gab ſogleich Kunde von ſeiner und ſeiner Schweſter Leni gütigen Aufnahme bei den Großeltern, lud die Mutter zu einem Beſuche bei dieſen ein, und theilte die Neuigkeit mit: er ſei umgetauft worden, und werde nun Franz genannt. Auch Leni entwarf bezüglich ihrer eigenmächtigen Mitreiſe ein Entſchuldigungsbriefchen mit dem Beginne:

Ich unterfange mich, um Vergebung zu bitten, daß ich Sie beleidiget habe. Es war eine Uebereilung, die ich mir ſtets vorwerfe. Aber ich weiß, daß Sie mitleidig und gnädig gegen Andere ſind, und wage es daher, Sie um Verzeihung zu bitten.

Siehe, da entriß ihr Nikolaus-Franz, der keimende Lenau, mit unwilliger Haſt die Feder und verbeſſerte ſo:

Verehrteſte Mutter!

Ich nehme mir die ungeheure Kühnheit heraus, mich vor Ihren angebeteten Füßen in den Staub zu werfen, und mit demüthiger Stimme um Gnade zu flehen.

Der Beſuch der Mutter in Stockerau erfolgte denn auch. Mit Thränen riß ſich die zärtliche Mutter von ihren zwei zurückbleibenden Kindern los, um mit den übrigen drei endlich wieder nach Tokai zurückzukehren.

Dort angelangt, war ihr Erſtes, dem Sohne zu ſchreiben. Seiner Antwort hierauf entnehmen wir folgendes:

Liebe, theure Mutter!

Ohne Verzug und gleich nach Erhaltung Ihres Briefes will ich Ihnen denſelben beantworten. Innigſt erfreut über die unbegrenzte Liebe, die aus allen Ihren Handlungen ſo ſehr erhellet, und ganz von Dankgefühl durchdrungen, gelobe ich: meine gute Mutter nie aus meinem Herzen zu bannen, und eingedenk des Opfers, daß Sie ſich um meines Wohles willen, dem bitterſten Schmerz, der Sie nach meiner Trennung übermannte, preisgaben, will ich, ſo lange ich athme, Ihr gutes Kind bleiben.

Ein Troſt muß Ihnen übrigens die Ueberzeugung ſeyn, daß Ihre Kinder wohlverſorgt und von ihren guten Großeltern geliebt werden. Damit Sie hievon überzeugt ſeyn können, geb' ich Ihnen Anlaß und Stoff genug, wenn ich Sie verſichere, daß es mir im vollen Sinne des Wortes wohl ergehe.

Gute Mutter, fügen Sie ſich in den Willen unſerer Eltern, und Sie werden mich nicht nur Ihrer Liebe, ſondern auch Ihrer vernünftigen Denkungsart überzeugen, und noch glauben machen, daß ich eine kluge, weiſe Mutter habe. Befremden wird Sie dieß aus der Feder Ihres Sohnes, der Ihre Gegenwart ſo ſehnlichſt wünſcht; aber wenn ich Ihnen ans Herz lege, daß es die Großeltern nie zugeben, daß Sie hier wohnen, — dann, daß Sie mich und die Leni öfters ſehen, und von mir häufig Nachricht erhalten werden, ſo glaube ich das Meinige gethan zu haben, Ihre Liebe auch fernerhin zu verdienen, und Entſchuldigung hoffen zu können. Ihre guten Lehren und Warnungen verſpreche ich Ihnen heilig, nicht ohne Erfolg geſchehen ſeyn zu laſſen. Stets will ich den himmliſche Wonne zum Nachgefühle bringenden, aber auch ſteilen Pfad der Tugend gehen, und mit meinem Willen keinen Finger breit von Gottes Wegen ablenken.

Küſſen Sie mir meine gute, liebe Reſi; ſagen Sie ihr, der guten Schweſter, daß auch ſie in meiner Seele und Herzen Anker geworfen habe, den kein Sturm aufzuheben vermag.

Ich küſſe Sie und dieſelbe und verbleibe Ihnen noch obendrein die Hände küſſend, Ihr gehorſamſter Sohn Franciscus Nicolaus Niembſch.

Einen Gruß an die Gobenbergs, die von mir einen Brief zu gewärtigen haben.

Sagen Sie meinem unvergeßlichen, theuren Kövesdy, daß ich ihm nicht schreiben darf, und so ohne meine Schuld die heiligste Pflicht der Freundschaft verletze; doch will ich ihm in Ihren Briefen auch immer einige Zeilen ... clandulum ...

Tausend Küsse an den theuren Freund!

Lenau mußte beim Beginne des Schuljahres 1819 nach Wien, um dort in das erste Jahr der Philosophie aufgenommen zu werden. Er ward in Kost und Wohnung zu einem alten Freunde der Großeltern, einem Hofsekretär gethan (alter Bauernmarkt 625, dritter Stock). Es scheint, daß er in diesem Jahre, wo es ihm leiblich gut ging, viel minder lerneifrig gewesen, als im vorigen, wo es ihm so schlecht gegangen. Vielleicht hatte er sich auch mehr in die schwarzen, funkelnden Aeuglein des artigen Hausfräuleins mit dem zierlichen Namen Wina, als in die matten schwarzen Lettern seiner Weisheitsscharteken zu vertiefen geliebt; oder vielleicht lähmte ein, gerade um die Prüfungszeit ihm zu Ohren gekommenes unbestimmtes Gerücht von dem erfolgten Tode seines geliebten Freundes Kövesdy (er war in der That zu Pesth vom Nervenfieber dahin gerafft worden) seine Anstrengungen, oder es war endlich die ungarische Vorbildung den größeren Anforderungen nicht gewachsen, die man in Deutschland stellte, — kurz: der Prüfungsausfall entsprach den Erwartungen nicht, oder man ließ es vielleicht nicht einmal auf die Prüfungen ankommen, sondern entschloß sich sogleich, diesen Jahrgang zu wiederholen. Damit aber Lenau's Augen von jenen zerstreuenden andern ab- und den Büchern zugelenkt würden, sollte er sich in die Einsamkeit zu einem älteren ledigen Hauptmann zugleich Verwalter des Wiener Montursdepots, zurückziehen, dessen Hausführerin, eine bejahrte, stille, gute Wittwe, seiner Aufmerksamkeit nicht mehr gefährlich werden konnte (Währingergasse 223, erster Stock).

Bezüglich Kövesdy's schrieb Niki an seine Mutter (der Jüngling hatte die Untugend, viele Briefe gar nicht zu beantworten):

Vielgeliebte Mutter!

Bange Besorgniß und das Vorgefühl des tiefen Schmerzes, der mich

bei Bestätigung des Gerüchtes befallen wird, sind der dringende Anlaß, Sie um baldige Antwort zu bitten.

Man erzählt nämlich, es wäre der liebe Kövesdy zu Pesth gestorben, und es bringen mich wirklich manche Umstände dahin, die mein Herz zerschmetternde Nachricht für gegründet zu halten. O, es wäre dieß eine schreckliche Wahrheit, meinen Freund, dem ich zu danken habe, was ich bin; einen Freund, der die Grundsätze der Tugend mit unausgleichbaren Furchen in mein Herz gegraben, dem ich es allein Dank weiß, daß ich mein ganzes Seyn unbefleckt erhalten — den theuren Kövesdy verloren zu haben!

Ich beschwöre Sie um baldigen Aufschluß.

Ihr ewig gehorsamer Sohn Franz v. Niembsch.

Die Ferien von 1819 brachte Lenau zu Stockerau zu. Der Vogelfang war noch immer seine Hauptunterhaltung, welche denn auch in den umliegenden Feldern und in den nahen Donauauen reichliche Weide fand. Noch größere Freude gewährte ihm das Wiedersehen seiner heiß geliebten Mutter und der dauernde Besitz seiner Lieblingsschwester Resi. Die mit tausend Herzensfäden an ihrem einzigen Sohne hängende Mutter hatte es nicht länger mehr so ferne von diesem auszuhalten vermocht. Sie erklärte rund heraus, ihm durchaus näher ziehen zu müssen, und aller Gegenvorstellungen ihres Gatten zu Trotz, der sich in Tokai gefiel, weil es ihm dort ziemlich wohl schon ging, machte sie sich mit Resi und den beiden kleinen Töchterchen auf den Weg, um Resi, die seit dem Tode Kövesdy's, den man ihr lange verheimlicht, sehr düster geworden, zur Ausheiterung nun endlich auch nach Stockerau zu bringen, darauf sich selbst aber mit den zwei jüngsten Töchterchen am westlichen Rande von Ungarn zu Preßburg niederzulassen, wohin der Gemahl und Vater von Tokai sobald als nur möglich nachfolgen sollte.

Als eine etwas kunstrednerische Kielprobe des Jünglings, zugleich aber auch als ein sprechendes Zeugniß seiner innigen Liebe zur Mutter, wie nicht minder seiner damals noch sehr großen Frömmigkeit, möge hier der Glückwunsch, den er ihr zu ihrem Namensfeste (15. Oktober) darbrachte, Raum finden.

Verehrungswürdigſte Mutter!

Zu groß iſt das Gefühl, zu erhaben das Ziel meiner Wünſche, als daß ich jeden derſelben, jeden Zweig und jede Modifikation meiner Empfindungen zu vereinzeln vermögend wäre.

Theure Mutter, könnte ich in die Mitte Jener ſichtbar treten, die ſich des herannahenden Tages erfreuen, um Ihnen Beweiſe der Hochachtung und Liebe zu geben; könnte ich in ihre Mitte treten, um ein Gleiches zu thun — doch auch da würde ſich dieß mächtige Gefühl meiner bemeiſtern; kaum vermögend, einige meiner heißen Wünſche herzuſtammeln, würde ich meiner unendlich geliebten Mutter an den Hals ſinken, und ein Thränenſtrom würde dann die Aechtheit meiner Worte bezeichnen. Doch — aufgehalten von meinem Berufe, iſt es mir nur gegönnt, einen ſchriftlichen Beweis meiner kindlichen Liebe zu geben.

Unausſprechlich geliebte Mutter, Heil, Segen des Allmächtigen, eine lange Friſt Ihres theuren Lebens! Zur Freude Aller und zur Wohlfahrt Ihrer Kinder!

Dieß iſt der Wunſch, der in der Hülle eines Gebets zu dem Ewigen emporſteigt; dieß iſt der ſchwache Umriß der Empfindungen Ihres unterthänigſt gehorſamen Sohnes Franz v. Riembſch.

Um uns die Lage der leidenſchaftlich liebenden Mutter, die nichts ſehnlicher wünſchte, als die von ihr getrennten Kinder ihrer erſten Ehe wieder an ſich zu reißen, zu vergegenwärtigen, leſen wir dieſen ihren Brief:

Preßburg, Anfangs Hornung 1820.

Theurer, lieber Niki!

Unbegreiflich iſt es mir, was mit den Briefen geſchieht, da du den meinen ſo lange nicht erhieltſt, mein lieber Niki. Wenn du wüßteſt, wie mir zu Muthe iſt, wenn ich ſo lange keine Nachricht von dir habe! In tauſend Gefahren ſeh' ich dich, und ängſtige mich Tag und Nacht, weil es mir unmöglich ſcheint, daß du mir gar ſo ſelten ſchreiben ſollteſt.

Guter, lieber Sohn, wie tief kränkt mich der Gedanke, daß es meinen Kindern gleichſam zur Verbindniß gemacht wird, ihre Mutter zu verlaſſen; fremd mit ihrer Mutter zu ſeyn, um einſt reich zu werden! — Ich erkämpfe Euch dieſen Reichthum mit Millionen Thränen, die keine

mitleidige Hand trocknet. Wie willig opferte ich Alles, um Euch nur bei mir zu haben! Und nun hat man mich so grausam von Euch getrennt!

Du, mein guter Niki, mein theurer, redlicher Sohn, suchest Vergnügen in dem Gedanken an die Zukunft, daß du noch in meiner Nähe leben wirst. So lange es ja nur möglich ist, wird die Kabale es hindern; man wird dich immer mehr entfernt halten, und ich werde indeß mich kränken und martern. Und sollte einst vielleicht dieser dein Wunsch erfüllt werden, so werde ich dieses Glück nicht lange mehr genießen können. Ich bitte nur den Allmächtigen, der so langmüthig dieser Ungerechtigkeit zusieht, das Herz meiner guten Kinder gegen mich nicht erkalten zu lassen.

Wie gehet es dir, mein lieber Sohn, mit der schrecklichen Bewegung, die du täglich zu machen hast? Ich sehe jede üble Witterung mit Wehmuth. Wann gehest du wieder nach Stockerau? Es ist beinahe kein Augenblick, daß ich nicht mit ganzer Seele bei Euch bin. Bei allen Geschäften, die mir schwer ankommen, denke ich: ich thue es, um Euch nur nahe zu seyn. Und doch kann ich Euch nicht sehen! Schreibe mir nur sogleich, mein Kind! — Ich bitte dich, sieh auf deine Gesundheit, und denke mit Liebe an deine dich ewig liebende und segnende Mutter Theres.

Wien, den 23. Februar 1820.

Theure, ewig geliebte Mutter!

Es ist nicht Lauheit im Schreiben, die Sie vergebens auf Briefe von mir harren läßt, sondern das viele Studiren, das mich Tag und Nacht beschäftiget; doch hoffe ich mit Gewißheit, durch eine Reise auf einige Tage nach Preßburg, die ich auf Ostern mache, in den Armen meiner guten Mutter entschädiget zu werden.

Es banget mir übrigens, daß Sie ganz allein in Preßburg sich durchhelfen sollen, und wünschte sehnlichst Aufschluß über die Art der Erhaltung Ihres und der theuren Kleinen Lebens.

Meine Schwestern sind gesund, so auch ich, der ich mich in der Kost eines wahren Biedermannes, des Hauptmann Volz[1] befinde. Es ist auch, falls ein körperliches Ungemach mich befallen sollte, in Hinsicht der Pflege nichts zu sorgen, denn es wohnt auch die Rittmeisterin Brandstätter,

[1] Eines geborenen Schwaben.

eine recht gute, ehrliche Frau, bei uns, die uns eigentlich beide in der Koſt hat.

Geſtern habe ich eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, welche durch ihre Excellenz Aufſehen erreget.

Sonſt habe ich Ihnen nichts zu ſagen, als daß ich Ihr theures Schreiben erhalten, und daß ich mich herzlich darnach ſehne, Sie zu Oſtern zu ſehen, und mich zu zeigen als Ihren, Sie unzähligemale küſſenden, treuen Sohn Riki.

Preßburg, den 6. März 1820.

Theuter, einzig geliebter Sohn!

. . . . . O, mein Gott! wie glücklich war ich, als ich dich noch nach einer Prüfung mit einem Milchreis bewirthen konnte! Entriſſen iſt mir Alles, Alles, jede Freude meines Lebens!

Komm gewiß! Ich küſſe dich millionenmal, deine dich ſegnende Mutter.

Als kleine Leuchtkugeln mögen aus den damaligen Briefen Renan's folgende Stellen aufſteigen:

Ohne Tag.

Ewig theure, einzig geliebte Mutter!

In der Ueberzeugung, daß Sie an dem Glücke Ihres Sohnes Freude haben, ſage ich Ihnen, daß ich Samſtag den 11. März aus dem ſchwerſten Studio, der Philoſophie, Prüfung gemacht, und daß ich unter 240 Mitſchülern am beſten beſtanden.

Meine Schweſtern werden von mir, ſo ich Stecheran ſehe, wegen ihrer Lauheit gerügt, und das Andenken an eine gute Mutter in ihren Herzensfecken aufgefriſcht werden. Riki, Ihr treuer Sohn.

Vor Oſtern 1820.

Liebe, gute Mutter!

Es hinderte mich an dem Beſuche bei Ihnen kein feindſelig Verbot der Großeltern, ſondern eine nach Oſtern zu machende Prüfung. Ich werde aber in den großen Ferien um ſo gewiſſer kommen. Ihr treuer Sohn Riki.

Wien, 13. Mai 1820.

Theure, gute Mutter!

Traurig klingende Worte, die da herkommen, wo mein Theuerstes, heilig von Gott zu Beschützendes ist, dringen mir empfindlich an's Herz. Die Grundpfeiler des Ideals meines Lebens, das ich mir manchmal ausmale, sind Sie und Ihr Mann und Ihre Kinder. Sie alle sollen nur einige Jahre den widrigen Einflüssen der Aussenwelt trotzen, wo wir dann, treu vereint mit festen Banden, und auf die vergangene Prüfungszeit froh zurückblickend, selig der durch Liebe beglückten Gegenwart genießen werden. Wie fürchterlich beugend wäre es doch, wenn ein feindlicher Schicksalssturm mir der Grundzüge meines einstmaligen Glückes auch nur einen einzigen mehr verwehte! Kövesdy ist schon in jenem dunklen Lande, von dem die Sinnenwelt uns trennt; nun aber soll Gott die Uebrigen dem Glücke ungestört entgegenleben lassen, ohne mich des irdischen Glückes vielleicht auf immer unempfänglich zu machen! Ihr lieber Gemahl soll schon am 20. April von Tokai nach Preßburg abgereist seyn. Wäre nun nicht zu hoffen, daß es denn doch noch andere Gründe geben könnte, die Ihren Mann in Pesth aufhielten, oder sonst wo verweilen machten, als nur ein Unglück, wie Sie befürchten — so könnten wir höchst bestürzt seyn. Doch ein Unterschied von vierzehn Tagen konnte durch den unbedeutendsten Umstand herbeigeführt werden, und noch sind wir gar nicht berechtigt, etwas Arges zu fürchten.

Ihr Brief stimmte mich aber allgewaltig zur Schwermuth. Es ruht ein gewisses Dunkel auf Ihrem, mir, als dem wärmsten Theilnehmer, doch hell seyn sollenden Leben. Die unbegreifliche Ursache Ihres nicht nach Wien Kommens! — Alles verdeckt! — Lassen Sie mich doch um Gotteswillen in keiner Ungewißheit dessen, was das Liebste meiner Welt betrifft!

Und nun bitte ich Sie recht innig, mir also gleich zu schreiben, wenn Ihr Gemahl da ist. Ich küsse Sie unzähligemal in meiner Phantasie, in der Sie zunächst leben. Ihr treuer Sohn Niki.

Tagios.

Liebe, theure Mutter!

Hätte ich nicht durch einen Wiener Kaufmann, welcher in Pesth war, und den Stiefvater allda vor Kurzem getroffen hat, erfahren, daß Ihr

Mann gesund in Pesth ist, so hätte mich Ihr Brief erschreckt. Gott sey Dank, nun können Sie ruhig seyn, ich bin es auch. Kommen Sie nach Pfingsten nach Wien, wo wir dann recht fröhlich seyn wollen! Ihr Niki.

Anfang Juni 1820.

Liebe, gute Mutter!

Täglich bin ich nun des glücklich schönen Looses gewärtig, Sie Alle zu sehen. Wie sich das kleine Mädchenwerk so schön gemacht haben mag! Die Blonde, die Braune — welche wird wohl mehr Geist zeigen? welche mehr Liebe äußern gegen den altvergessenen . . . doch nein! . . gegen den lange vermißten Bruder? Welche wird wohl das starke Gefühl der Mutter und die weiche Gemüthlichkeit des Vaters besser einen? — Apropos! gerade fährt mir was durch den Kopf. Die Kleinen sollten das verfluchte französische Mama, Papa doch wohl lassen!

Meine zwei alten Schwestern, welche bald den Stephansthurm reiben werden (dieß ist ein Wiener Provinzialismus, um alte Jungfern zu bezeichnen), sind wohlbehalten, und blühen dem Matronenalter herrlich entgegen.

Was mich und meinen Charakter, meine Grundsätze, Maximen, Ueberzeugungen, Ansichten, Meinungen, Schwärmereien, Narreteien, Philosopheme u. s. w. betrifft — nun, da werden Sie mündlich Rapport bringen.[1]

Ferner wünsche ich, daß der liebe Stiefvater Patienten bekomme, so viele als er zählen kann, und daß meine gute Mutter das Ebenmaß ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken u. s. f. herstellen möge. Ihr, Alle herzlich küssender, Édes fiam Miklos.[2]

Wien, 16. Juni 1820.

Ewig theure Mutter!

Sie haben mich durch die Nachricht von der Ankunft unseres vermißten lieben Stiefvaters hoch entzückt. Ich machte mir gleich die schönsten Hoffnungen, Sie Alle zu sehen; doch — es bleibt beim Hoffen!

[1] O wie schade, daß es nicht schriftlich geschah.

[2] Süßer Sohn Niklas.

Wir ſind Alle geſund, und mir ſchadet der weite Weg ins Collegium nicht im geringſten, er qualificirt mich vielmehr zum guten „Füßelier.“ Niki.

Wien, den 28. Juni 1820.

Liebe, theure Mutter!

Kommen Sie nur bald nach Wien. Ich freue mich recht herzlich darauf, den lieben Stiefvater bei ſeinem — Gott gebe es! — voluminöſen Körperlichen zu packen und ans Herz zu drücken. Es war doch gut, daß Sie mir geſchrieben, er ſey todt; um ſo höher ſteigerten Sie hiedurch die Freude, die ich beim Rapport ſeiner Ankunft hatte. Daß ſich die liebe Mina nicht ganz wohl befindet, thut mir recht leid. Die kleine Maria ... (doch bald werde ich das Mädchenwerk nicht mehr klein nennen dürfen, ohne einen Verſtoß gegen ihre Eitelkeit!) — muß ſich gut entfalten, und von der Mimi verſpreche ich mir ſchon gar eine Doktorsmiene. Sie hat Geiſt, man muß ihn pflegen.

Uebrigens freue ich mich auf die Reiſebeſchreibung des Vaters, und insbeſondere auf die mir ſehr intereſſante Erzählung des Lamento, welches die Tokaierberge beim Abkratzen deſſelben erfüllte; auf die langen Geſichter, welche dieſe edlen Barbaren ſchnitten, als ſie den Mann verloren, den ſie nicht zu achten verſtanden. — Daß mich alles dieß intereſſirt, dürfte wohl daher rühren, daß, falls man irgendwo eine Weile haust, ſich dann doch, beſonders beim gemüthlichen Menſchen, eine Liebe der Gegend einſchleicht.

Ich bin vollkommen geſund, genieße recht friſche Luft, ſintemalen es aus dem Wetterloche der Bergſeite oft recht wacker herüber bläst. Auch haben wir einen angenehmen Garten, und mein Koſtherr iſt brav und edel. Ueberdieß beſitze ich einige Freunde im wahren Sinne, wackere Burſche; und doch bin ich nicht recht heiter ohne Euch. Auch bin ich hier in einem Hauſe geſchätzt, und eſſe dort öfter zu Mittag; doch die Leutchen haben mir Grundſätze, ſeicht, wie ein Grab zur Peſtzeit; und daher rührt mich ihre große Achtung, die ſie allenfalls hegen mögen, nicht ſonderlich, und ich werde die Leute meiden. Es iſt nämlich ein angeſehener Handelsmann, der ein hübſches Landgut, eine hübſche Tochter, und derlei Schnurr-

pfeifereien mehr hat. — Meine liebste Unterhaltung bleibt mir doch noch immer meine treue Guitarre, und ich danke Ihnen und dem guten Godenberg stets, daß Sie den Sinn für dieses Instrument in mir weckten. Dieses Instrument ist Mittel meiner Schwärmereien; die Besonderheit in meinem Charakter, die ich meinem unvergeßlichen Kövesdy danke, ist Mittel, mich über das Gewöhnliche im Leben zu erheben, und mit Hülfe der Lehren eines weisen Mannes, des Professors der Philosophie,[1] zu einem selbstständigen Manne zu bilden. Auf eigenen Füßen zu stehen, ist das letzte Ziel meines irdischen Strebens.

Die Großeltern sprechen von einem Hauskauf, versteht sich: unter der Rose. Die guten Leutchen figuriren Dürftigkeit; vielleicht sind sie so kurzsichtig zu glauben: die Wissenschaft um ihr Geld würde mich in meiner Arbeit lähmen. Aber aus sicheren Quellen geht doch hervor, daß sie ein beträchtliches Vermögen besitzen müssen, welches mir nur insoferne lieb ist, als ich dadurch leichter im Stande [illegible] werde, Ihnen Allen eine kräftige Stütze zu seyn.

Hiemit küsse ich Eins um's Andere aus Ihnen recht herzlich. Ihr treuer Niki.

Ohne Tag.

Ewig theure Mutter!

Mit aller Zuversicht können Sie mich während der Ferien auf zehn Tage erwarten. Ich danke dem guten Stiefvater für's Reisegeld recht herzlich, und freue mich, Sie Alle zu sehen. Wir sind Alle gesund; ich bin wieder von Steckerau in Wien zurück, und in einigen Tagen fertig.

Meine Schwester Theres ist äußerst mißvergnügt; auch die Leni; nur ist das bei der Letzteren eine vorübergehende Wolke, was bei der Ersteren anhaltender Gram ist. Meine lieben kleinen Schwesterle-lasse ich recht oft herzlich küssen, und ihnen sagen, daß sie nur Vorschriften schreiben sollen, damit ich Freude schöpfe.

Ich habe jetzt sehr viel zu thun, küsse Sie Alle vielmal, und bin Ihr gehorsamer treuer Sohn Niklas Esterhazy.

[1] Reinhold.

Stockerau, den 12. October 1820.

Theure Mutter!

Auch ich geselle meinen schweren Beitrag an den wärmsten Wünschen für Ihr Wohl zu denen meiner Schwestern hinzu. Es wäre verlorene Mühe, diese Regungen des bewegten Herzens alle aufzuzählen; viele haben keinen Namen. — Ich erinnere mich Ihrer und der Lieben, die Sie umgeben, nie ohne Sehnen, Sie zu sehen; meine Schwestern eben so.

Es ist ein Herkommen, am Namenstage Wünsche zu opfern; aber es geniert den Geist und das Herz, die wahrhaft empfundenen in einer bestimmten Frist zu zollen. Deßhalb wird das Gefühl des Gratulirens mir bei Ihnen so hölzern. — Der Anhänglichkeit Altar steht im Hintergrunde der Seele in keuscher Vorgenheit, und will nicht durch einen Schwall gewöhnlicher Wünsche entadelt werden.

Unsere Trennung, däucht mich, sollte Ihnen erträglicher seyn, als sie es ist. Warum? — [redacted]as Zusammenseyn der Körper bringt die wemende Frucht der Liebe; es ist blos Mittel, um dem Zusammenstreben der Geister Form zu geben, die da Umarmung heißt; sondern der zum trauten Wesen hingelenkte innere Sinn, dieser ist's, der Trennung verachten lehrt. Die Bedingung dieser Resignation ist Wechselüberzeugung, daß man die Seele des Andern sein nennen könne auf Erden.

Ich bin recht ruhig. — Mein vortrefflicher Großvater, dessen Sinnen sich um den Punkt meines Wohles dreht, kann mir diese Ruhe geben.

Manche Prüfungsperiode habe ich durchlebt binnen der körperlichen Trennung zwischen uns. Muthig und unbekümmert steuerte ich als unschuldig unbefangener Segler in die Welt. Die Wellen des weiblichen Umganges brachen sich eine Weile mit Macht, bis sie das Schiff selbst brachen; es wurde leck. Der Segler blieb unschuldig, aber nicht unbefangen. Die Folge war Zurückgezogenheit in den sichern Hafen der Geistesüberlegenheit, welche nach Egoismus stinkt, der es aber nicht werden soll.

Adie! Ich küsse Euch Alle herzlich. Niki.

Wien, 8. November 1820.

Liebe, gute Mutter!

Ich konnte nicht nach Preßburg kommen; unsere Studien waren so

überhäuft, daß mir noch ein paar Prüfungen zu machen übrig blieben, und welche ich erſt vor einigen Tagen glücklich endete. Nun bin ich um ein Jahr weiter, in welchem es leichter ſeyn wird. Auf Oſtern hält mich keine Macht der Erde ab, Sie zu ſehen.

Wenn dieß Jahr vorbei iſt, dann bin ich ein freierer Menſch. Habe bis dahin ſo manches vor.

Meine Schweſtern ſind geſund. — In der ſehnlichſten Erwartung eines baldigen Briefes bin ich Ihr treuer Sohn, der Sie ſammt den Theuren allen küßt. Nik.

Am 9. November 1820.

Es haben bereits unſere Schulen wieder angefangen. Heuer iſt es ſehr angenehm zu ſtudiren.

Bevor wir in das neue Jahr eintreten, wollen wir noch einen Rückſchritt in das alte thun, und zwar an der Hand des Dichters Johann Gabriel Seidl. Dieſer erzählt in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 5:

„Es war im Spätherbſt 1819, vor einem vollen Vierteljahrhunderte, als der ſiebzehnjährige Niembſch im erſten philoſophiſchen Jahrgange auf der erſten Bankreihe nächſt der Thür des unfreundlichen, ſeine frühere Widmung zu Cyprians Dienſte nur allzu deutlich verrathenden Hörſaales mir gegenüber ſaß. Seine nächſten Bankgenoſſen waren ein Baron H., jetzt ein Prieſter höheren Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewiſſer L. v. C.; beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembſch. So ſehr nun auch der männlich feſte Rembold, der lebhafte, mächtig wetzende Weintridt, der biedere eifrige Jenko, der gelehrte greiſe Wikoſch, und der feurige, originelle Stein die faſt überſchwängliche Anzahl von Zuhörern zu beſchäftigen und in Athem zu erhalten wußten, ſo fehlte es doch nicht an kleinen Zwiſchenpauſen, wo der jugendliche Ungeſtüm ſeinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf telle, mitunter wirklich unbeſonnene Weiſe Luft zu machen Zeit fand. Bei einem ſolchen Verſuche überraſchten meine Blicke eines Nachmittags den blaſſen, dunkelhaarigen, ſchon damals düſter ſchauenden Niembſch. Sein Federmeſſer mit halb

offener Klinge in drohend erhobener Hand faß er da; ſeine beiden Nachbarn gleich gewaffnet und gleich gerüſtet etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg, und gegen ihn Fronte machend. Es galt, ſo viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entſetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, ſo beſchränkt der Raum, und ſo kleinlich die Waffen waren, im ſchlimmen Falle doch bedenklich werden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umſitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch Unheil ein unglücklicher Aderſchlag herbeiführen könnte, und hetzten daher an, ſtatt abzuwehren. Niembſch aber ſaß ruhig mit unheimlich rollenden Augen, bald geſchickt ausbeugend, bald raſch ausfallend, und ließ, obwohl ihm bereits warmes Blut aus dem Aermel rieſelte, nicht eher ab, als bis ſeine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen ſtreckten. Mir wollte dieß Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewiſſen Scheu betrachtete ich von dem Augenblicke an den ernſten wortkargen Klingenfechter, dem ich, obwohl ich ſeinen zweckloſen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerſchrockenheit zugeſtehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreiſe anhing, wie er dem ſeinigen, der, ſo viel ich mich erinnere, aus den älteren, ſtämmigeren, ſchon durch Bart und Tabakspfeife ſich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burſchenartigen Geſtalten beſtand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit ſchwarzem Sammtkäppchen und grünem Flausrocke bildete, in deſſen Knopfloche das eiſerne Kreuz hing. In den beiden nächſten Jahrgängen des philoſophiſchen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembſch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur ſo viel von ihm zu wiſſen, daß er nicht Student war, wie wir übrigen, die wir einen praktiſchen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewiſſenhafter Aengſtlichkeit innerhalb der ausgeſteckten Grenzen uns bewegten, ſondern mehr als Liebhaber, oder als Gaſt, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen ſchlürft, und alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite ſchiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeſchriebenen Formen, die ſeinem unruhigen Geiſt

eine beengende Feſſel waren, ſich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anſtieß."

Nach dieſem Auftritte, der die kaltblütige Unerſchrockenheit und den der Uebermacht trotzenden altritterlichen Muth Lenau's in ein helles Licht ſtellt, gehen wir noch zu einem andern Geſchehniß des Jahres 1820 über, das leider kein Auftritt ward, und doch ſo leicht der allerwichtigſte ſeines ganzen Lebens hätte werden können, wenn ihm das Glück nur einigermaßen dabei gewogen geweſen wäre. — Lenau hatte einen geliebten Lernbruder an Fritz Kleyle ſich erworben. Dieſer, ein lieber, blonder, ſchlanker, junger Schwabe, war damals Hofmeiſter bei den Söhnen eines angeſehenen Mannes. Kleyle beſuchte nun öfter Lenau in deſſen Wohnung bei Hauptmann Bolz. Oftmals lag er ihm an, ihn entgegen zu beſuchen; aber Lenau lehnte es immer hartnäckig ab, weil es ihm, dem ernſten, düſtern Sinner, wie er wähnte, allzeit zu geſellig, zu ſtörend laut, zu heiter zugehen möchte. Einmal, nur ein einzigesmal, kam es zufällig, aber doch dazu. Wir haben oben vernommen, daß Lenau am 24. Hornung 1820 eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, die wegen ihrer Vortrefflichkeit Aufſehen erregte. Er galt daher auch, und mit Recht, für einen Grundpfeiler dieſer ſchweren Wiſſenſchaft in den Augen ſeines Freundes Fritz, der ſich öfters Raths darin bei ihm erholte. Eines Tages bei einer ſolchen Gelegenheit ließ ſich Lenau durch die dringenden Bitten ſeines Freundes, der ſeine Schriften zu Hauſe liegen hatte, denn doch im Eifer für die gute Sache bewegen, denſelben dahin zu begleiten. Damals, es war Sommer, wohnte der Hofrath in einem ſchönen Gartenhauſe auf der Linkſtraße, einer Vorſtadt Wiens. Als nun dort die beiden Jünglinge durch einen langen Gang Fritzens Zimmer zuſchritten, kamen ſie an einem Fenſter vorüber, das in den Gartenſaal ſehen ließ. Siehe! da ſaß hierin, unferne vom Gangfenſter, aber mit dem Rücken gegen daſſelbe, ein junges Mädchen, zwar etwa nur erſt zehn- oder elfjährig, aber doch ſchon in einem Alter, wo ein Mädchen bereits ahnen läßt, was ſie werden will — das zweitälteſte Töchterchen des Hauſes. Ihre Haare, die ſie eben kämmte, floſſen ihr in langen, ſchönen, braunen Wellen über die Schultern hinunter, und trugen nicht wenig dazu bei, das Kind zu verjungfräulichen und anziehend zu machen.

Lenau hielt, vom lieblichen Bilde angenehm überrascht, wirklich einen Augenblick an. Aber sie sah sich nicht um, und so geschah es leider, daß Lenau erst volle dreizehn Jahre darauf, für sein Glück schon allzu spät, ihr zum erstenmale ins Antlitz blickte.

Wir ergreifen den fallen gelassenen Faden wieder.

Wien, den 13. November 1829.

Liebe, theure Mutter!

Meine Schwester Leni war nur einige Tage krank. Die Veranlassung dazu gaben aber keineswegs Ausschweifungen im Tanzen oder in sonstigen Unterhaltungen; von dieser Seite mögen Sie ruhig seyn. Die Leni ist gut daran; ärmer an Gefühl, entbehrt sie leichter den Umgang ihrer Theuren. Die Theres kann nicht gut daran seyn, denn die Trauer um Kovesdy hörte zwar auf, nagend zu seyn; sie überzog aber das Aeußere mit Eis, und wenig Empfänglichkeit für jede Freude ist noch immer die Folge davon. Die Mädchen sind übrigens sehr gesund. Die Theres findet nur an Einem ein rechtes Behagen, am Klavier. Die Großeltern schaffen ihr gute Noten, und da ist sie zufrieden.

Um mich dreht sich ein eigener Kreis. Ich steh' an der Stufe der Katastrophe meines Lebens. Nun denkt man mehr, und denkt man viel. Man schafft sich eine Welt in der eigenen Brust, wenn man weiß, daß man noch einen Menschen hat, der Einen liebt. Nicht leicht hat mich irgend eine Idee lebhafter ergriffen, als diese. So lange Sie leben, bin ich froh. Gott gebe, Sie lebten noch recht, recht lange, meine gute Mutter!

Meine Abendbeschäftigung ist nun das Arbeiten an meinen Grundsätzen. Die Feder in der Hand, schreibt man da über Unsterblichkeit, Freiheit, Gott, Tod u. s. w. so manches nieder; übt sich im Denken, und räsonnirt manchen verwitterten Satz weg. Des Tages arbeitet man an dem Schulwesen; die Guitarre bleibt auch nicht öde liegen.

Warum schreiben Sie mir doch gerade gar nichts über Ihr politisches Leben? Ich will es skizzirt haben.

Nennt lassen Sie mich Ihnen lieb und werth seyn. Ihr Sohn Nik.

Wien, den 30. November 1824.

Liebe, gute Mutter!

Sie wünschen meine Gedankenmittheilung über die Art: meiner Schwester zu ihrer Mutter zu verhelfen, ohne ihr zu schaden? — Die Aufgabe ist schwer zu lösen. Aeußerer Schaden würde sie gewiß treffen, obgleich freilich das Herz gewänne. Die Großeltern, namentlich der Großvater, haben die Therese sehr lieb, wenn man davon abzieht, daß diese Liebe nur so lange dauert, als der Aufenthalt der Geliebten im Hause der Liebenden. Wollte man nun eine Trennung bewirken, so würde im ärgsten Falle das Mädchen ihrer Habe beraubt; überdieß würde es die alten Herzen mit Unmuth und Groll gegen Sie erfüllen, und was Sie am Umgange mit der Tochter erzwecken, würden Sie am Umgange mit dem Sohne verlieren. Habe ich aber zuvor noch die Philosophie, so habe ich insoferne Muth, als ich hernach studiren werde, was und wo es mir beliebt; vorausgesetzt: wir wollen die Großeltern nicht erzürnen. — Indeß will ich die Schwester näher besehen, und Ihnen dann sichere Bescheid geben. Bei meiner letzten Anwesenheit in Stockerau fand ich die Theres weit fröhlicher als je, und mich däucht, in dieser Hinsicht sollte sich meine liebe Mutter nicht so viel kränken.

Das ganze Schauspiel unseres Lebens muß sich nun bald entknoten, und ich glaube, das Ende wird den Schmerz heilen. Zunächst geht nun mein Streben dahin, die Großeltern ganz für mich zu gewinnen, um sie dann zu meinen Zwecken leiten zu können. Erregten wir bei denselben widrige Empfindungen, so dürfte dieß der Erreichung meiner Zwecke, bei der Alle sicher gut fahren würden, nicht förderlich seyn.

Es handelt sich nur um die Gemüthsstimmung meiner Schwester, und obwohl ich nicht ohne Theilnahme bin, traue ich mir doch mit gutem Gewissen, meiner lieben Mutter ans Herz zu legen, sie solle nicht trostlos seyn; denn, wächst die Liebe zur Mutter im Herzen der Tochter so riesenmäßig an, daß selbe unbekümmert über die äußeren Relgen, die da kommen können, handelt, dann kann die Mutter trauern über den Zustand der Tochter, und trachten, diesen zu ändern, so lange aber dies nicht in der Erscheinung hervortritt, mag die Mutter ruhig seyn.

Mich freut die Erhöhung der Zahl Ihrer Kostbuben, und ich wünsche Gedeihen damit.

In einigen Tagen, und zwar am 6. December, fahre ich nach Stockerau.

Hiemit küsse ich Alle herzlichst. Ihr treuer Sohn Riki.

Wien, den 15. December 1820.

Liebe, theure Mutter!

Ich erhielt Ihren Brief sammt den beschriebenen Bengeln, Kipferln u. s. w., wofür ich Ihnen mit den lieben guten kleinen Schwestern herzlich danke. Selbe schmecken mir recht gut.

Meinen Namenstag brachte ich in Stockerau zu, und fand daselbst zwei recht vergnügte Schwestern. Die gute Resi ist in Stockerau die Freude aller Umgebenden, und scheint sich mit stoischer Kraft gegen jeden Kummer zu waffnen, welche über ihr Aeußeres eine wohlthätige Heiterkeit gießt. Und nun, theure Mutter, will ich in Ihrem künftigen Brief einen ruhigeren Ton hören. Womit ich Sie, meine unendlich geliebte Mutter, sammt Ihren lieben Töchterlein herzlich küsse. Ihr treuer Sohn Riki.

Thereſe Niembſch an ihre Mutter, Thereſe Vogel.

Stockerau, heiliger Abend, am 24. December 1820.

Geliebte Mutter!

Lange iſt es, daß ich nicht geſchrieben. Glauben Sie aber darum nicht, Theure, daß ich nicht denke an Sie! O, wie gerne wollte ich Ihnen alle Tage ſchreiben, könnte ich ſo aus meinem Herzen, aus meiner ganzen Seele ſchreiben! Alle meine Gedanken, Alles, Alles, müßten Sie, geliebte Mutter, wiſſen. Das kann man aber hier nicht. Dieſe kalten Menſchen hier verſtehen mich ja gar nicht; nein die verſtehen mich nicht! Nur Sie, Sie, liebe Mutter, verſtehen mich ganz. Wann werde ich Sie denn wieder Alle ſehen und an mein volles Herz drücken? — O ich glaube, dieß wäre der glücklichſte Augenblick meines Lebens! . . . . .

Ich muß enden, liebe Mutter, denn ich muß heute noch eine Torte machen. Morgen kommt der Franz und da haben wir einen kleinen Ball

Ich tanze itzt mit einer großen Leidenschaft. Leben Sie wohl, liebe Mutter; millionenmal küsse ich Sie! Therese Niembsch.

Die Torte war gemacht, Bruder Franz war gekommen, der kleine Ball hatte begonnen, und mit noch größerer Leidenschaft denn je wurde getanzt. Als ob die regste Freude sie herum wirbelte, flog das umgezauberte liebe Mädchen dahin, nur mit jedem geflügelten Tritt trat sie den einsamen Gram für immer tiefer und tiefer unter sich. Bei diesem kleinen Ball ward mir das große Glück zu Theil, daß mir die volle Liebe Theresens und ihres Bruders Achtung als ein ganz unverhofftes Geschenk des Himmels zufiel. Die Sache begab sich so:

Ich hatte einen geliebten Schwager in Stockerau, Hans Michel Plöch, Schuldirektor. Den besuchten wir Brüder Schurz öfters, was denn auch zu Weihnachten 1829 von mir nebst zwei jüngeren Brüdern geschah. Als wir nach Stockerau fuhren, war rauhes, stürmisches, regnerisches Wetter. Gleichwohl befand ich mich eben in dichterischer Stimmung, und schrieb mit Reißblei den ganzen Weg über, und wovon? — von Wein; wahrscheinlich dem strömenden Wasser zum Trotz. Dabei nahm ich mich aber etwas zu wenig gegen die Unbill der Witterung in Acht, so daß ich mich tüchtig verkühlte und ganz heiser in Stockerau anlangte. Gleichwohl mußte ich zusagen, des nächsten Tags Nachmittags zu einer kleinen Unterhaltung bei Oberst Niembsch zu gehen, wozu Plöch sammt den erwarteten Schwägern bereits eingeladen worden war. Wir ließen uns dieß sehr gern gefallen, zumal, da Plöch besonders warm über die ältere Enkelin des Hauses, Therese, die seine eifrige Schülerin auf dem Flügel war, sich äußerte. Wir traten zur gesetzten Stunde dort ein, voran Plöch, dann ich im wertherblauen Frack mit goldig glänzenden Knöpfen. Siehe da schwebte sogleich Therese auf mich zu, und begrüßte mich freundlich als einen schon alten Bekannten aus Erzählungen Plöchs. Wir waren uns daher schon beim ersten Anblicke nicht mehr fremd, was unsere Annäherung ungemein förderte. Die Unterhaltung begann. Therese mußte, bevor es ihre Füße auf den Tielen durften, die Hände über die Tasten tanzen lassen, was sie mit glücklichem Ausdrucke und überraschender Gelaufigkeit vollbrachte. Dann spielte ihr Bruder Venau gar

wacker auf der Geige. Dieser genoß seit einiger Zeit des Unterrichtes eines der ersten Virtuosen Wiens, Joseph v. Blumenthal, von welchem er wohl seinen klingenden, markdurchdringenden Strich gewann. Verdienst und Beifall hielten sich die Wage. Vornehmlich leuchtete das heiterste Vergnügen über des geliebten einzigen Enkels reißende Fortschritte auf dem edlen offenen Antlitz des seinen weiten Armstuhl mächtig ausfüllenden Großvaters. Hierauf ward getanzt, tüchtig. Auch mich riß der Taumel mit fort, wiewohl ich eben kein Tänzer sonst. Darauf geschah dem Leibe sein Recht, wobei auch die Torte zum Vorschein kam, und Thereſens auffallend kleine Händchen erhielten auch hier das gebührende Lob. Nun sollten aber auch die Gäste steuern. Mein zweitjüngerer Bruder Joseph, tastengewaltig, löste alsbald sich ehrlich frei. Man wußte, daß ich dichtete und auch — dieser barsche Ausdruck paßt manchmal recht gut auf mich, wenn auch für jenen Augenblick just nicht: „Tarschreier" wäre. Nichts half mir meine Heiserkeit und daß ich nichts auswendig wüßte; ich sollte nur, so gut es ginge, mein neues Weinlied sagen, das ich in der Tasche trüge. Ich begann. In einem Gesetzlein drin heißt es:

Der Wein bläst Sturm in Lammes Ohr,
und bändigt grimme Löwen;
Gefall'ne richtet er empor,
und wirft die ragen nieder.

Nicht nur der Rebenwein, auch der süße Seelenwein, die Liebe, thut deßgleichen; die in Trauer darnieder liegende Therese richtete derselbe auf, mich aber, den ruhig ragenden, warf er zu Boden.

Hierauf erbat sich die stattliche weltgewandte Großmutter durchaus noch Schillers Lied von der Glocke. Ich läutete denn diese gar schmählich herunter. Aber gerade vielleicht die Erschöpfung und Rauhigkeit der Stimme drang tiefer zu Gemüth, als es der wohllautvollste Vortrag vermocht haben dürfte.

Mitleid ist ein goldner Schlüssel zu des Herzens Thüre,
Leise öffnend, ohne daß man öffnen ihn nur spüre.

Fürder hieß ich im Niemitzschen Kreise gewöhnlich nur mehr „der Dichter".

Auch Dichter Lenau, der aber damals, wiewohl schon achtzehnjährig, kein einziges Gedicht noch selbst gemacht haben mochte, erfreute mich mit seinem Beifall. Das erste Wort, dessen ich mich aus seinem Munde entsinne, war, nach vollendetem Vortrage meines Weinliedes sein achtungsvoll anerkennendes: „Eine tüchtige Feder!"

So gewann mir in dieser schönen Weihnacht wohl vorzüglich die Dichtkunst zwei unschätzbare Herzen, des unsterblichen Lenau seines und zumal das seiner herzensguten Schwester Therese.

Uebrigens bereitete das Christkindlein von 1820 auch dem alten ehrwürdigen Obersten eine ihm besonders angenehme Besserung. Am heiligen Christabend unterzeichnete nämlich Kaiser Franz die Urkunde, womit jenem in Berücksichtigung seiner zweiundfünfzigjährigen verdienstvollen Dienstleistung, dann insbesondere für seine erfolgreiche Heldenthat bei Battignies, und endlich für während fünfundzwanzig, großentheils kriegerischen Jahren mitbesorgte, ja meist selbst geleitete wohl entsprechende Bekleidung und Ausrüstung einiger hunderttausend Krieger, der Adelsstand des österreichischen Kaiserstaates mit dem Ehrenworte: „Edler von Strehlenau" ertheilt wurde. Die ehrgeizige Großmutter bedauerte späterhin wiederholt, daß ihr Gemahl, anstatt um einen neuen Adel anzusuchen, nicht lieber seinen alten, schon seinem Vater und ihm selbst in allen amtlichen Schriften beigelegten, zu erweisen bemüht gewesen war, wornach er vielmehr die Erhebung in den Freiherrnstand erlangt haben dürfte. Allein was hätte es am Ende denn auch genützt? Auch das freiherrliche Wappen läge schon zertrümmert über der Asche des letzten Strehlenau.

* * *

Wien, um die Mitte Mai 1821.

Liebe, theure Mutter!

Ihren Brief erhielt ich erst am 10. Januar. Sie deuten darin auf meine Aeußerung über das Vergnügtseyn meiner Schwestern, als auf ein Mittel, um Sie zu trösten. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß ich die Mädels nicht anders fand. Es gibt jedoch einen Geist, der unser Familienwesen leitet, der leider kein guter ist. Schlachten wir nun diesem Unholde nicht manche Freude, die uns unser Zusammenseyn gäbe, so fallen wir Alle in der Zukunft durch, nur — ich weiß es sicher — mich sammt

meinen Schwestern muß es dann reuen, nicht geopfert zu haben. Hiemit meine ich: die Großmutter ist nicht gut. Willfahren wir nun dem bösen Geiste nicht, schaden wir unserm guten. Sicher ist es, daß sie uns Alle enterbte, falls wir ihr durch den Sinn führen. Welche bittere Reue muß denn nicht den Sohn überfallen, wenn er bedenkt, daß er durch etwas mannhaftiges Entsagen hätte für die Zukunft schön wirken können, und es, überstimmt von der Klage der Mutter, unterlassen habe! — Sicher wird es dereinst gut gehen; wir werden zusammen leben. Für ein paar Jahre, die wir ohne Freude durchleben, warten unser dann viele selige.

Es ist eine ungegründete Schwärmerei, wenn man wähnt: die liebenden Seelen seyen sich genug, und man bedürfe eben keines äußeren Wohlstandes, um glücklich zu seyn. Dieser Satz dürfte wohl in Arkadien Stich halten, nicht aber unter den jetzigen so ärmlich denkenden Menschen. Sorgen für den thierischen Theil unseres Lebens halten die fühlende Seele in ihren Tiefen gefangen; Mißmuth, der den gedrückten Geist anfrißt, macht dann, daß man in der Mitte der Geliebtseynfeuernden lieblos dahinsinkt.

O, wie ohne Vergleich köstlicher muß es seyn, wenn man dann einst die Früchte schmerzlicher Saaten erntet und, ohne mühlichen Kummer den Lohn der Entsagung empfangend, als ein Liebling der Gottheit die Erde und den Tag, da man ihr gegeben ward, segnet, anstatt daß man im Gegentheile, gelähmt von unnatürlichem Harme, mit kränkelnder Wehmuth lieber im kühlen, engen, finsteren Hause wohnte, als auf dem schönen Boden der Freude!

Nehmen Sie sich also zusammen, meine gute Mutter; trotzen Sie den Empfindungen, die Ihre gute Brust durchlöchern wollen! Opfern Sie selber dem feurigen Verstande; und diejenigen Gefühle, die Sie itzt als traurige in ihr Nichts zurückjagen, werden einst an dem anderen Morgen unseres Lebens als freudige Schößlinge emporspringen. Mäßigen Sie den Schmerz, und bringen Sie durch Tod den Sohn nicht um die Erreichung seines Zweckes; sonst möchte er, niedergebeuget, die Lenden seines Vaters verfluchen, und sich selbst über den Markstein der Schöpfung hinausschmeißen' — Ich küsse Euch alle. Riki

Wien, den 7. Februar 1821.

Liebe, gute Mutter!

Heute den 7. reise ich nach Stockerau. Vermöge Anordnung der alten Frau werden nächstens meine Schwestern unter Leitung einer Frau nach Wien kommen, um da einer Redoute beizuwohnen, worauf sie sich sehr freuen. Ihr Schreiben erhielt ich. Ich werde die Schwestern vermögen, Ihnen auch zu schreiben.

Ich bin recht gesund. Der Weg bekömmt mir wohl. Man spricht, daß das dritte Jahr der Philosophie aufhören soll, was mir äußerst willkommen wäre.

Nun Gott befohlen! Ihr treuer Niki.

Sonntag den 11. Hornung erschienen denn auch wirklich zu Wien die Mädchen in unverhülltem Jugendglanz auf der Redoute, im Schutze ihres Bruders, und einer Hauptmannsgattin von Stockerau. Auch ich durfte mich der angenehmen Gesellschaft anschließen.

Wien, den 9. April 1821.

Vielgeliebte, theure Mutter!

Die Reise nach Preßburg, und die seligen da verlebten Tage söhnen mich mit der ganzen Welt aus. Eine besondere Heiterkeit, die seit langer Zeit von mir entbehrt wurde, stellt sich nun wieder ein.

Unsere Rückreise war nicht die angenehmste. In Gesellschaft eines schwindelnden modernen Poeten, der bei jedem Blicke aus dem Wagen aus dem Gleichgewichte kam, und mit jedem Augenblicke drohte, uns mit dem Ueberflusse seines Magenvorrathes auf die überraschendste Art zu beehren, und einer Frau, der man mit der frappantesten Erzählung kaum ein Lächeln abzwingen konnte, ruderten wir durch die Gefilde des Staubes und Windes der großen Pflanzschule des Lasters zu — ich meine unsere Residenz.

Die Stockerauer sind getröstet. Der Handel war fein gesponnen. Bei gefühllosen Leuten kann man an kein Gefühl appelliren; deßhalb kam ich mit Lügen, welche den besten Ausschlag gaben. Ein Blutgang u. s. w. war die Bedingung des Heimgangs zu Euch.

Nächstens wird man wieder aus Faß klopfen, ob's hohl oder voll resonnire; kurz, ich habe bald eine Prüfung.

Nun laßt Euch Alle recht innig umarmen von Eurem Nik.

Wien, den 8. Mai 1821.

Liebe, gute Mutter!

Die Ostertage wurden in Stockerau sehr fröhlich hingebracht; auch scheinen die Alten für Sie recht gut gestimmt. Meine Gesundheitsumstände sind die besten. Der Mai bringt manche schöne frohe Stunden. Meine ältere Schwester ist verliebt in einen sehr soliden und liebenswürdigen jungen Mann, der übrigens in gesegneten Umständen sich befindet, Aussprüche auf eine Bergrathsstelle hat und gute Verse macht.

Es ist doch sonderbar, wie sich bei mir ein Eindruck erhält: die Zeit meines Aufenthaltes bei Euch läßt noch immer eine fröhliche Stimmung zurück, wo ich früher ganz versäuert wäre. Ihre geehrten Kostfreunde und Hausherrschaft bitte ich meiner Gnade und Wohlgeneigtheit zu versichern, und ich wünsche sehnlichst, denselben bald wieder die Ehre meines Besuches geben zu können.

Meine Lieblingsbeschäftigung ist nun, Gedichte zu lesen und schreiben. Bis ich nach Preßburg komme, werde ich Ihnen wahrscheinlich schon einen oder einige Aufzüge des Trauerspiels vorlesen, das nur die schreckliche Muse, die ich vor allen andern liebe, eingeben soll. Ich faßte den Plan, einen poetischen Nachlaß zu hinterlassen, den meine Kinder in die Welt bringen sollen.

Nun lebt wohl; ich küsse Alle recht innigst. Euer treuer Nik.

Hier ist die erste Spur, daß Lenau zu dichten begonnen. Er war damals fast schon 19 Jahre alt, daher solches immerhin nicht sehr frühzeitig geschah. Vielleicht — aber nur vielleicht — hat der Gedanke, bald mit einem jungen Manne verschwägert zu seyn, der „gute Verse machte," und der in dem Hause der Großeltern zu Stockerau seit einigen Monaten — wie gesagt — gewöhnlich nur „der Dichter" genannt zu werden pflegte, Lenau auf sich selbst aufmerksam gemacht, und ihn angereizt, die seiner Seele eingeborne mächtige dichterische Flugkraft endlich

auch einmal zu versuchen, in dem richtigen Vorgefühle: „Anch' io son pittore!“ — Und sogleich wandte er sich der seinem Gemüthe gemäßen „schrecklichen Muse“ zu, der sonderbar! der darstellenden, zu welcher er zwar später ein paarmal noch zurückkehrte, der er gleichwohl doch nie auch nur einigermaßen andauernd huldigte. Der Gegenstand des Trauerspiels ist durchaus unbekannt, wir vermuthen läßt sich, daß Lenau damals vielleicht den Tragödien Seneca's folgte, da er diesen Trauerspieldichter in früheren Jahren sehr liebte und hochhielt, und insbesondere in der Ansicht über den Selbstmord mit demselben übereinstimmte, wie aus einem der frühesten Gedichte Lenau's „An Seneca“ erhellt, das in den beiden ersten Auflagen seiner Gedichte unter den Oden stand, in den späteren aber wegblieb, was fast auf eine Aenderung seiner Ansicht in dieser Beziehung hindeuten möchte. — Uebrigens berichtet auch Emma Niendorf, S. 192: „In der Folge gerieth das Gespräch auf Liebhabertheater. In Wien, als Niembsch Student war, hatten sie eins. „Ich hätte immer gern Eine Rolle gespielt: den Verina in Fiesko,“ sagte er. „Ich machte damals auch, mit 19 Jahren ein Lustspiel für die Bühne: „Die Mariage in Ungarn.“ Ich weiß nicht wo es hingekommen ist.

Katharina v. Niembsch an Therese Vogel.

Stockerau, den 30. Mai 1821.

Liebe Vogel!

. . . . . Der Franz ist brav, und hat seine Attestaten recht schön. Jetzt lernt er reiten und fechten auch dabei. Alles muß er lernen, was zur Bildung gehört.

. . . . Ihre aufrichtig. Niembsch.

Wien, am 1. Juni 1821.

Liebe, theure Muter!

Ich habe eine Eminenz erhalten.

Die Schwestern gehabe sich recht gesund. Nicht Bergrath, sondern Rechnungsrath ist es, was er, aller Wahrscheinlichkeit nach mir von den Göttern zum Schwager Erkene werden soll.

Ich bin recht gesund, wir wollte Gott! auch recht fröhlich. Ich kann

es mir nicht abgewinnen, jeglichem, was nur auch iſt, einen freudigen Genuß zu entſchöpfen. Düſteres Nachgrübeln verſtümmelt in mir einen launigen Geſellſchafter, der ich meiner Geiſtesanlage nach ſeyn dürfte. Daraus ſoll ſich aber die bekümmerte Mutter nicht die Meinung ziehen, als ob nagender Gram meine Kraft verzehrte; nein! Das Bewußtſeyn der erhaltenen Reinheit und der Liebe meiner Mutter laſſen der finſteren Laune keinen ganz freien Spielraum.

Gedichte mache ich nun gerne, und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht.

Vor einigen Tagen waren meine Schweſtern in Wien, wo die Thereſe Gelegenheit fand, mit ihrem Geliebten unbekümmert zu koſen. Ich ſehe dem Trauungstag mit warmer Freude entgegen. Sie werden hoffentlich Einiges von Ihrem zweiten Sohne wiſſen wollen; und da verſichere ich, daß ich in der Welt keinen wüßte, der da mehr geeignet wäre, mit meiner Schweſter glücklich zu werden.

Nun wird es mir auch ſchon bange in Entfernung von Euch zu leben. Ich ſtelle mir oft den Satz auf, daß Liebe nicht an Ortsbedingung gebunden ſey; allein mein Herz ſagt: ja! — Mit wahrem Menſchengefühle unter fühlloſen Masken zu gehen, die Einem die Schwäche, die das entartete Geſchlecht „die Herzlichkeit" nennt, bald abmerken, um ſich darin ein Neſt zu bauen, und die ſich dann an dem Schmerze weiden, den ein Menſch da fühlt, wenn er ſieht: im Buſen ſtatt Keime der Erhabenheit nur taube Nüſſe ausgebrütet zu haben; unter dieſen Exmenſchen zu leben, und die liebende Seele weit, weit von ſich zu wiſſen — dies füllt mich mit Unmuth, und ich war auf dem Sprunge, alles fahren zu laſſen, wenn nicht da der Gedanke doch noch ſchrecklicher wäre, zwecklos durch drei Jahre eine Mutter gekränkt zu haben, und ihr nicht durch eigenes Bekämpfen der kindlichen Liebe ruhige Tage im Alter bereitet zu haben.

Addie! Ich küſſe Euch Alle herzlich. Euer Niki.

Wien, den 9. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Heute Abend reiſe ich nach Stockerau. Ihren lieben Brief erhielt ich. Was Ihre Herreiſe betrifft, ſage ich: kommen Sie recht' bald!

Ich hoffe nicht grundlos, daß Therese glücklich seyn wird. Um Ihnen diese Hoffnung mitzutheilen, wird nun schlechterdings erforderlich, daß Sie den Schurz kennen lernen.

Sie äußern in Ihrem Briefe die Besorgniß, es möchte durch ein schnödes Benehmen der Großmutter die Achtung, die Ihnen Ihr Schwiegersohn schuldig ist, verwirkt werden; allein ich versichere, daß dieß eine nicht gründliche Furcht sey, indem man der alten Frau zu viel Klugheit zutrauen darf, daß sie sich nicht selbst in den Augen des Schurz herabwürdigen werde.

Wann, wie, wo die Hochzeit gehalten werden wird, ist mir selbst noch nicht bewußt. In Steckerau, wo ich ein paar Tage zu bleiben gedenke, will ich eine Vorbereitung zu Ihrer Ankunft treffen.

Die Alten sind hochvergnügt ob des glücklichen Verhältnisses meiner Schwester mit Schurz. Ich werde wahrscheinlich bei denselben wohnen.

Verzeihen Sie mir meine abgebrochene Schreibart; es ist kein stätiger Gedanke darin zu finden.

Den lieben Papa sammt den Schwestern küsse ich in der Imagination, die bei mir immer hochschwanger ist. Addio! Tausend Küsse an meine liebe Mutter! Niki.

Wien, den 17. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Die Vollziehung des Heirathsbeschlusses ist bis zur Entdeckung eines bequemen Quartiers verschoben worden. Zurüstungen zu dieser Unternehmung sind zum Theile schon getroffen, zum Theile sind sie noch im Werden. Auf das Fest Peter und Paul wird Resi sammt Schurz und vielleicht mir nach Schrattenthal fahren, wo der alte Schurz als Verwalter ist. Gleich beim festgesetzten Tag will ich Ihnen dann Nachricht geben. Selbst die alte Frau äußerte den Wunsch, auch Sie, meine gute Mutter, beim Hochzeitstage zu sehen.

Sie fürchten gleich ein Uebel, das mich treffen sollte. Wie glauben Sie aber, daß ich Sie dann ohne Nachricht davon ließe?

Da sich nun die Beendigung des Schulkurses nahet, will ich mich wieder an das Lernen machen, welches mir wohlthun wird. Es geschieht

nicht mehr mit der Luſt als ehedem, und nur der Gedanke an Sie macht mir ſolche Rückſichten noch wichtig. Hingegen gäbe es für mich keinen unbehaglicheren, zerdrückenderen Zuſtand, als der wäre, wenn alles dieß umſonſt und Euch nicht frommend ſeyn würde.

Meine Perſon hat ſich über alle Luſt, welche Geld, Amt u. ſ. w. geben können, erhoben; ja, ich finde ſogar eine Wolluſt darin, wenn man ſeine Welt in ſich trägt, ohne durch Bande der Genußgierde an das Rad des Weltlaufes gebunden zu ſeyn, wo man als Sklave niedriger Luſt der unbedingte und ſchwache Vollzieher fremder Beſchlüſſe wird. Ich verſtehe es, Menſchen und die Welt zu achten; ich verſtehe es aber auch, dieſe und jene zu verlaſſen ... doch nein! zu verachten wollt' ich ſagen, denn es könnte Voltaire Recht haben, wenn er ſagt: „Ausgeathmet, ausgelebt." Und dann möcht' ich wohl den ſehen, der „ausgelebt" wünſchte! Doch auch dieß ſcheint mir im Kreiſe des Möglichen zu liegen; nur müßte man dann keine ſolche Mutter haben! — Dein warmes Herz, liebe Mutter, iſt eine Göttergabe, eine köſtliche Rarität in dieſer Welt von Eistropfen und Dein Schmerz um Deine Kinder — ein Schmerz, den Tauſende nicht fühlen, welche aber auch der Luſt entbehren, welche die Mutter da fühlt, wenn ſie dem Sohne nach einer glücklichen Prüfung einen Teller Reisbrei aufſetzt und ſieht, daß es dem Buben ſo ſchmeckt. Der Schmerz um uns, der Deine würdige Bruſt zu durchbohren droht, iſt Abſtich gegen die Luſt des Wiedervereintſeyns; es iſt der Schatten in unſerem Lebensgemälde, der das lichte Malwerk erhöht. Wie, wenn es aber dem Maler nicht gelänge, die traurig dunkeln Figuren darin zu beleuchten? Wie, wenn die Mutter dieß durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen den Schmerz bereitete? — Sie verſtehen mich, ich meine: Wie, wenn die Mutter im Sehnen nach den Kindern dieſen auf immer entflöge? Wie, wenn das unvollendete Werk hinſänke, und die lebendige Kraft, die ſich einſtens darin herrlich entwickelt zeigen ſollte, verſiegte? — Ja, dann! .. Was will ich dann thun? Licht und Wärme holen für die duldenden Figuren, und wäre es auch aus der Hölle!

Alſo, wie geſagt, ich ſchreibe bald wieder. Ich bin jetzt recht, recht ſehr heiter — und glücklich — wenn man die Idee des künftigen Glückes Glück nennen kann. Ich erinnere mich eben, daß Du in mehreren Briefen

klagteſt, Deine Mutterrechte verloren zu haben. Nun frage ich aber, ob es der Mütter viele gibt, die das Leben des Sohnes in ihren Händen haben, wie Du? Oder ob es eine höhere Muttergewalt gibt als dieſe? Sey zufrieden, Du haſt mehr als viele, ſehr viele andere Mütter!

Ich küſſe Euch. Niki.

Wien, den 17. Juli 1821.

Liebe Mutter!

Es nahen meine Prüfungen und ich habe damit zu thun. Mich freut Ihre und der lieben kleinen Schweſtern glückliche Nachhauſekunft, und es würde mir der ganze Zeitraum der Tage, die Sie in Wien und Stockerau verlebten, höchſt angenehm geworden ſeyn, wenn nicht einige Unzufriedenheit von Ihnen noch was zu wünſchen übrig ließe.

Den Schurz ſah ich ſeither nicht, noch habe ich etwas von Stockerau gehört. Ich bin übrigens recht wohl auf, und freue mich unter der Hand auf die Zeit, wo Sie bei mir Hochzeitsgaſt ſeyn ſollen.

Nach vierzehn Tagen gehe ich auf einige Zeit nach Stockerau, und dann werden wir wohl wiſſen, wie, wann und wo die Reſi beſchurzt wird.

Nun küſſe ich alle herzlich. Euer treuer Nikodemus.

Die oben berührte Unzufriedenheit der Mutter entſprang daraus, daß ich während unſerer gleichzeitigen Anweſenheit in Stockerau meine geliebte Braut keinen Augenblick allein gelaſſen, und dadurch die Mutter unabſichtlich gehindert hatte, mit derſelben mancherlei zu beſprechen. Solche verflog aber bald.

Am 15. Auguſt 1821, an des guten Großvaters Geburtstag, ward zu Stockerau meine Hochzeit mit Thereſe, natürlich auch in Gegenwart ihrer Mutter und ihres Bruders Lenau, gefeiert.

Thereſe Schurz an ihre Mutter.

Wien, den 1. September 1821.

Liebſte, theuerſte Mutter!

Franz war bei mir. Morgen geht er nach Stockerau. Er iſt nun ſchon ganz mit ſeinen Prüfungen fertig. Ich hoffe, daß er zu mir kommt

Unſer Quartier iſt freilich etwas klein; doch, wenn es ihm gefällt, ich will mich gerne einſchränken.

Thereſe Vogel an Thereſe Schurz.

Preßburg, Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Ich bin in Todesängſten, ob der Leni und dem Niki nicht etwann was geſchehen iſt, weil ich gar keinen Brief bekomme. Von der Leni Einen durch die ganze Zeit, und von Niki gar keinen. Sie hätten mir doch nothwendig Dinge zu beantworten!

So ſchmerzlich es mir iſt, wenn die Urſache nur Leichtſinn wäre, den ich nicht verdiene, ſo bitte ich doch Gott, daß nur keine andere Urſache dieſes Schweigens ſey.

Ich bitte dich, liebes gutes Kind, ſetze dich gleich nieder und ſchreibe mir . . . .

Thereſe Vogel an Thereſe Schurz.

Preßburg, 17. Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Meine Hinaufreiſe war auf deinen Namenstag beſtimmt. Da aber der Geiſtliche aus Steckeran an ſeinen Onkel hier geſchrieben, daß er mit deinem Bruder an dieſem Tage hieher kommen würde, ſo nahm ich es mir bis zu ſeiner Abreiſe von hier vor. Denke dir nun mein Erſtaunen, als mein Niki Samſtag[1] Abends allein hier ankam und mir entdeckte, daß er ganz hier bleibe! — Gott ſey Dank; zwei meiner Kinder ſind nun gerettet! Wenn nur die arme Leni auch ſchon befreit wäre! Wie niedrig haben ſie meinen Sohn behandelt, und wie hätte er ſich noch durch fünf Jahre ſollen beim Volz aufhalten, während Du in Wien! Nicht einmal dieß war Euch gegönnt! Gut hat er gethan; er erfüllte die Pflicht als Sohn: der Mutter Troſt zu gewähren; und die Pflicht gegen ſich ſelbſt: um nur einmal die Schulen zu enden.

Er iſt ſchon hier in das Jus angenommen, von allen Profeſſoren mit

[1] Am 13. Oktober.

aller Achtung empfangen; sie sind alle unsere Freunde. In zwei Jahren schon ist er hier fertig. Das deutsche Recht lernet er private, und läßt sich dann in Wien prüfen, wornach er in Wien angestellt werden kann. Sobald er hier fertig ist, gehen wir auch hinauf, damit ich um Dich seyn kann. — — —

Niki hatte bereits den größeren Theil seiner Schulfreiheit in Steckerau bei den Großeltern zugebracht. Der Aufenthalt dort war für ihn schon insoferne nicht angenehm, als er mit allfälliger Ausnahme des etwas spaßhaften Paters, der aber immer den ganzen Abend mit den Großeltern Tarok spielen mußte, eines aufheiternden Umganges entbehrte. Er war daher wohl häufig mißgestimmt, und seine Sehnsucht nach der theilnahmvollen Mutter wuchs immer mächtiger. Zugleich hegte er den brennenden Wunsch, seine Studien, die ihm schon lästig wurden, möglichst zu verkürzen. Seine Großeltern sollten ihm erlauben, die bloß zweijährigen ungarischen Rechte in Preßburg zu hören. Die Großeltern wandten jedoch dagegen mit Fug ein, daß ihr Enkel nur in den deutschen Erblanden künftig seine Anstellung finden könnte, und daher in Wien die deutschen Rechte, wenn auch mit viel größerem Zeitaufwande, studiren müßte. Beide Theile waren hartnäckig und erhitzten sich. Zum Unglücke hatte Niki, der damals mit seiner Mutter nicht in Briefwechsel stand, vielleicht auch nicht erfahren, daß seine Mutter sich gerade damals schon lebhaft mit dem Vorhaben trug, mit allen den Ihrigen von Preßburg nach Wien zu übersiedeln, wie sie ihrer Tochter Theres geschrieben. Dieß hätte ihn vielleicht noch in Wien halten können. Niki befand sich jetzt noch mehr als am 1. Juni 1821 „auf dem Sprunge, Alles fahren zu lassen," und es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um es zum Bruche zu bringen. Da begab sich's, daß Niki, welcher sich wieder auf die Vogelfängerei geworfen hatte — die Stiefel bis über die Knöchel mit dickem Koth besudelt — fröhlich und lautlärmend, denn er hatte reichen Fang gemacht, in das Zimmer seiner Großmutter hereinstürmte. Diese, eine anstandsvolle Freifrau, erhob sich darüber rothglühend von ihrem ewigbebrüteten Sofa, stemmte sich mit beiden Armen auf den zitternden Tisch vor ihr, und rief laut und schneidend: „Aber gerade wie ein rechter Bauer!" Dieß Wort — ein Seitenstück

zu jener herben Ohrfeige, welche Niki eben auch wegen ähnlicher unbändiger Fröhlichkeit von seinem todtkranken Vater erhalten hatte — dieß Wort war der erste Donnerschlag des Doppelgewitters, das nun losbrach, und mit Niki's empörtem Rufe endigte: „Lieber verhungern, als ein ewiger Sklave in goldenen Ketten seyn!“ — worauf er hastig auf den Hausboden lief, seine noch nasse Wäsche zusammenraffte, damit zu meinem Schwager Plöch in die Schule rannte, und auf und davon nach Wien fuhr. Als er zu uns kam, machten ihm seine Schwester und ich die wohlgemeintesten und lebhaftesten Vorstellungen über den zu raschen und heftigen Schritt, der sein und seiner Mutter zeitliches Glück, woran er doch durch drei Jahre so unermüdet gebaut, auf einmal und vielleicht für immer zu zertrümmern drohte; wir beschworen ihn, sich mit den alten Großeltern, insbesondere aber mit dem so guten Großvater, dem sonst vielleicht das Herz darüber brechen könnte, wieder auszusöhnen, wobei wir uns sehr gern zur nachdrücklichsten Vermittlung erboten; ja, wir riefen sogar einen alten, überaus weltklugen Oheim von mir zu Hülfe, dessen Wort sonst bei Niembsch sehr schwer wog, und der auch zugleich bei den Großeltern sehr wohlgelitten war — alles, alles umsonst! — Niembsch war manchmal durchaus unbeugsam; nicht einmal die reichlichen Thränen seiner geliebten Schwester fruchteten das Geringste; er hastete ohne langen Aufenthalt weiter in die Arme seiner überraschten Mutter, die dießmal nur dadurch eine unbeabsichtigte Einwirkung auf den Entschluß des Sohnes geäußert hatte, daß dieser ihre Arme ihm jederzeit weit offen stehen wußte.

Ich kann hier als gewissenhafter Lebensgeschichter meines Bruders unmöglich eines, für das von Geburt aus schon trübselige Gemüth desselben späterhin zum nachtheiligsten Einflusse erwachsenen Umstandes, nämlich seiner Bekanntschaft mit einem zwar hübschen, aber auch leider sonst nichts als hübschen, jungen Mädchen, Namens Bertha, gänzlich geschweigen. Sie war, wenn ich nicht irre, die Tochter einer voreinst wohl auch sehr hübschen, aber damals bereits ganz abgeblühten, dafür jedoch sehr zänkischen Haushälterin eines Wiener „äußeren Rathes,“ d. i. bürgerlichen Beisitzers der Wiener Stadtobrigkeit. Die Bekanntschaft mit ihr mag im Sommer 1821 durch irgend einen heillosen Zufall veranlaßt worden seyn,

zu obiger Entscheidungszeit bestand sie schon zuverlässig, denn ich erinnere mich, daß Niembsch mir damals erzählte, wie überaus lächerlich es ausgesehen habe, als einmal jener äußere Rathsherr durch ein paar unvorsichtige Schritte rückwärts plötzlich, hellaufschreiend, kopfüber, übrigens ohne Beschädigung, in eine tiefe offene Mistgrube seines Gartens stürzte. Armer Freund! Als er mir dieses lachend erzählte, ahnte er noch nicht, in welche weit gefährlichere Fallgrube er dort wohl noch selbst stürzen würde.

Also Niembsch floh vornehmlich Wien, um fünf Lehrjahren aus dem Wege zu gehen, und was geschah darauf? — Er mußte freiwillig dahin wiederkehren und, wie zur Strafe, gerade doppelt so viel Jahre, nämlich volle zehn Jahre, noch lernen.

Nicolaus Niembsch an Doktor Vogel in Preßburg.

Wien, vor Ostern 1822.

Lieber Papa!

Ich benöthige meine Zeugnisse binnen einigen Tagen, wo ich sammt Schwester und Schwager nach Stockeran gehe. Haben Sie dahero die Güte, zum Pedell zu gehen, und selbe schreiben zu lassen. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dem Auftrage beschwere, jedoch ich weiß sonst niemand, dem ich die Zeugnisse anvertrauen könnte. Mit diesen Zeugnissen will, und ohne dieselben kann ich nicht — nach Stockeran reisen. Die Zeugnisse aus der Philosophie, welche sich im Archiv befinden, haben daselbst zu verbleiben, weil es sehr unwahrscheinlich ist, daß ich vor Ende dieses Jahres in Wien studire. Ich brauche nur die Zeugnisse dieses Jahres aus dem Jus.

Was die Länge meines hiesigen Aufenthaltes betrifft, so dürfte dieser wohl so lange dauern, bis ich die Zeugnisse erhalte; ich bitte dahero, mir dieselben baldigst mittelst Recepisse durch die Post zu übermachen, und solche zwar nach Stockeran zu adressiren, wo ich sie zu erwarten gedenke.

Nun küsse ich Sie sammt meiner lieben Mutter, und die Schwesterchen nicht ausgeschlossen, recht herzlich. Ihr ergebenster Stiefsohn Niklas.

Die Adresse soll unmittelbar an den Großvater lauten.

Niki, von Preßburg unvermuthet nach Wien gekommen, fuhr am Charſamſtage mit ſeiner Schweſter und mir nach Stockerau. Wir begaben uns dort ſogleich in der Großeltern Schlafzimmer. Die Großmutter war ganz allein darin. In dem Augenblicke, wie ſie ganz unerwartet ihren Enkel erſah, erhob ſie ſich ſehr jach. Es verſagte ihr aber vor Leidenſchaft ganz das Wort, und ſie vermochte nur durch ſchnelle, heftig abwehrende Bewegungen ihrer beiden Hände gegen den ſich nähernden Enkel dieſem den Befehl ſeiner augenblicklichen Wiederentfernung auszudrücken; zugleich aber ſank ſie, erſchöpft und einer Ohnmacht nahe, auf ihren Sitz langſam wieder nieder. Wir überließen dieſelbe der Schweſter Leni, dem raſch herbeigeeilten Kammermädchen und dem Bedienten, und eilten zum Großvater. Dieſer nahm ſeinen Enkel mit Thränen der Freude im Auge auf; war aber nicht ſehr betroffen über das Gehaben der Großmutter, die wir, wie er meinte, noch nicht genau genug kannten; wir ſollten uns, rieth er, einſtweilen nur zu meinem Schwager Plöch verfügen, und der Sache ruhig abwarten. Wir waren noch kein Stündchen bei dieſem, ſo erſchien auch ſchon der Bediente mit der Einladung, zu den Großeltern zurückzukommen. Die Großmutter lag im Bett, empfing uns mit gedämpfter Stimme recht mild: nur allein mit einer ſanften Rüge wegen zu plötzlicher Ueberraſchung. Der ausgetretene Strom war wieder in ſein Ufer zurückgekehrt und die nachkommenden guten Schulzeugniſſe beſiegelten den Frieden, welcher dahin geſchloſſen ward: Niki ſollte dieſes Jahr, da ſelbes doch ſchon verloren, in Preßburg lernend verbleiben, wozu ihn die Großeltern mit einem angemeſſenen Beitrage unterſtützen wollten; im nächſten Herbſt aber ſollte er die in Wien unterbrochene Laufbahn abermal fortſetzen. Niki ließ ſich dieß nun unſchwer gefallen, da ſeiner Mutter Lage in Preßburg eine nichts weniger als günſtige war, und ihre Ueberſiedlung nach Wien ſchon in Ausſicht ſtand.

Lenau's dießmaliger Abſchied vom Großvater war ein Abſchied für immer; denn er ſollte dieſen nie wiederſehen. Der Großvater erkrankte um die Mitte Juni bedenklich, und am 3. Juli 1822 ſtarb er ſo ruhig und gefaßt, als er gelebt hatte. Seinem ſehr feierlichen Leichenbegängniſſe wohnten nur ich, meine Thereſe und ihre Schweſter Leni bei. Niki war, um ihn nicht in ſeinen Vorbereitungen zu den nahen Prüfungen zu ſtören,

erſt nach dem traurigen Ausgange benachrichtiget worden, worauf er mich am 8. Juli Abends in Wien beſuchte, und ſogleich wieder am nächſten Tage früh, nachdem er noch zuvor der Großmutter in Stockerau einen Beileidsbrief geſchrieben, zur eifrigſten Fortſetzung ſeiner Studien nach Preßburg zurückflog.

Um die Mitte Auguſt traf folgender Brief von ihm bei der Großmutter ein:

Verehrteſte Mutter!

Den richtigen Empfang der mir gütigſt überſendeten 100 fl. Wiener Währung hätte ich früher beſtätigt, wenn ich nicht geſonnen geweſen wäre, ſelber nach Wien und Stockerau zu reiſen, welches jedoch beſonderer Umſtände wegen, nämlich der ſpäter erfolgenden Prüfung, erſt im September geſchehen kann.

Bis dahin, wo ich das Vergnügen haben werde, mich mit meiner Mutter über mein künftiges Leben zu berathen, möge meiner verehrteſten Mutter zur vorläufigen Kenntniß und gnädigen Einſicht dieß dienen: daß ich meinen Lebensplan aus der reifſten Ueberlegung und Prüfung meiner Neigung durchaus verlängert habe, und zwar dadurch, daß ich beſchloſſen, mich ausſchließlich auf Philoſophie zu verlegen, um einſt eine Profeſſur erhalten zu können. Die Art, auf welche dieß geſchehen ſoll, wie auch meine übrigen Unterkunfts- und Lebensverhältniſſe, laſſe ich der weiſen Einſicht meiner gnädigen Mutter zu beſtimmen übrig.

Dieß ſage ich meiner lieben Mutter um ſo mehr ganz unumwunden und kurz, als ich davon überzeugt bin, daß Sie Ihre Kinder gerne glücklich wiſſen, und da ich fühle, daß ich nur auf dieſe Weiſe meines Lebens froh ſeyn, und meine Anlagen entwickeln könne. Die unſichere Ausſicht auf eine einſtens zu erhebende öffentliche Stelle durch juridiſche Studien, und der gänzliche Widerſpruch, in dem dieſe Studien zu meiner Neigung ſtehen, ſo wie auf der andern Seite die Vorliebe, die ich für Philoſophie habe, veranlaßten dieſen Entſchluß in mir.

Hiemit küſſe ich ehrfurchtsvoll die Hände und geharre Ihr gehorſamer Sohn Franz.

Die Großmutter war mit dieſem neuen Abſprunge und Plan durchaus nicht einverſtanden. Sie meinte wohl, und vielleicht nicht ganz mit

Unrecht, ein Lehrer der Weltweisheit im damaligen engbrüstigen Oesterreich würde hübsch leise und behutsam, und nicht anders, als man ihm die Noten vorlegte, singen müssen, was jedoch ihrem so selbstständigen und freisinnigen Franz kaum zusagen dürfte. Sie glaubte aber auch gar nicht, daß es Franz rechter Ernst um eine Weltweisheits-Lehrerstelle wäre, sondern daß diese ihm nur einen willkommenen Vorwand bieten sollte, von dem ihm schon so lästigen Lernen endlich einmal mit Ehren loszukommen. Bald würde er dieß vollends aufgeben, dann aber bloß für geringere Kanzleibedienstungen befähigt seyn, die ihm nur ein karges und mühsames, seinem Gaumen unschmackhaftes Brod gewähren würden; daher hätte er sich lieber abermal und ausdauernd an die deutschen Rechtswissenschaften zu machen, die allein ihn zu Ehren, Ansehen und Wohlstand zu führen vermöchten.

Anfangs September zog sich die Wittwe Großmutter mit Leni nach Wien, Franz aber kam von Preßburg auf Besuch zu uns herauf. Wie es denn schon geht, wenn zwei Eisenköpfe an einander gerathen: am Ende geschieht Keines Willen, sondern ein Drittes, was weder dem Einen noch dem Andern frommt, aber wenigstens doch das für sich hat, daß nicht des Gegners Geheisch erfüllt wird. Franz entschied sich zuletzt, ohne allen tieferen Beruf für die Oekonomie, vielleicht noch im Rückblicke auf einen dießfälligen Rath seines Oheims Maigraber, der ihm diesen bereits im Hornung 1818 gegeben; mehr aber wohl noch aus Anhänglichkeit und im Vertrauen zu seinem Freunde Fritz Kleyle, der nach vollendeter Philosophie in Wien sich der Ackerbauschule in Ungarisch-Altenburg zugewandt und alle Aussicht genoß, durch die mächtige Hand eines würdigen Oheims in Wien auf diesem Wege ein rasches und gründliches Glück zu machen, das er dann auf seinen geliebten Niembsch auszudehnen gerne geneigt seyn würde.

Nachdem dieser ewige Vertrag — von der kurzen Dauer eines Nothfriedens — zwischen Enkel und Großmutter zu Stande gekommen war, reiste jener mit seiner Schwester Therese und mir auf höchst angenehme vierzehn Tage zu meinen Eltern nach Schrattenthal, an Oesterreichs Grenze gegen Mähren, nicht weit mehr von Znaim. Von dort erinnere ich mich noch mit besonderem Vergnügen eines schönen Abends, den wir

in einem abgeſchiedenen grünen Thälchen, unferne von einem kleinen ſtillen Rohrteiche, worin ſich vor hundert Jahren einmal ein hübſches Bauerndirnlein aus unglücklicher Liebe ertränkt hatte, vorm Kellerhauſe des Schrattenthaler Herrn Pfarrers, ſehr gemüthlich zubrachten. Wein, Geſang und Gedichte erquickten uns die Herzen und befeuerten uns den Geiſt. Nachdem ich einige Gedichte von mir vorgetragen, ließ ſich auch Niembſch überreden, ein paar ſeiner Roſen uns zu reichen; es waren Roſen von Gräbern, geweinten Thaues voll. Sie zerflogen, zerblättert von der Zeit, leider in den Wind; auch nicht Eine von ihnen ward erhalten.

Niembſch ging von Schrattenthal nach Preßburg zurück. Bevor derſelbe nun Preßburg mit Ungariſch-Altenburg vertauſcht, wollen wir dasjenige wenige mittheilen, was von ſeinem dortigen Aufenthalte dermalen noch bekannt iſt. Von einem ſeiner liebſten Freunde, Joſeph Klemm (S. Lenau's Gedichte I. Bd.) erhielt ich folgende Eröffnung:

„Im Jahre 1822, wo Niembſch juridiſche, ich philoſophiſche Collegien an der Akademie zu Preßburg beſuchte, begegneten wir uns zum erſtenmale, und zwar in einer ſchönen Frühlingsnacht am Donauufer der Mühlau. Gleicher Sinn für die Schönheiten der Natur war das erſte Band, welches uns vereinigte, und das ſich durch die gleiche Begeiſterung für die Meiſterwerke der großen deutſchen Dichter bald mehr und mehr kräftigte. Sonderbar iſt es, und auch uns beiden fiel es ſpäter auf, daß unſer Zuſammenleben in Preßburg eben nur auf dieſe nächtlichen Spaziergänge beſchränkt blieb, und wir uns gegenſeitig nie beſuchten oder des Tages aufſuchten. Einige ſeiner Gedichte der erſten Sammlung ſtammen ſchon aus dieſer Zeit, und irre ich nicht, ſo gehören dahin: Unmögliches; Frage; Ghaſel; der Unbeſtändige. Mit erſterem erlebten wir ein kleines Abenteuer.

Das ſchöne Fräulein, an die es gerichtet war, wohnte im erſten Stocke. Ein leiſes Rauſchen hinter den halbgeſchloſſenen Jalouſien, ſo oft wir bei unſern Abendgängen — natürlich nicht ohne den Schritt zu mäßigen und hinauf zu blicken — vorüber gingen, hatte uns die Ueberzeugung gegeben, daß ein Blättchen, unter die Jalouſien gebracht, gewiß in die rechte Hand fallen würde. Ein Stab wurde alſo in der An

geſchnitten, und an die Ausführung gegangen. Doch der Stab war zu kurz, und ſo mußte an dem Eiſengitter des Erdgeſchoſſes hinaufgeklettert werden. Da erſchallt plötzlich eine Bärenſtimme: „Wart, verfluchtes Raubgeſindel!“ — Glücklicherweiſe war das Blättchen ſchon an der rechten Stelle. Ein Sprung vom Fenſter, ein anderer um die Ecke, welche das Haus bildete, und ein dritter um die niedere Bretterwand eines in der Nebengaſſe gelegenen Gartens, brachten uns in ziemliche Sicherheit. Kaum dort angelangt, hörten wir die frühere Bärenſtimme wieder: „Huß, huß! faß an!“ rufen. Der Hausmeiſter, deſſen Stimme ſtärker als ſein Muth ſeyn mochte, war nämlich nach dem erſten Willkommen um die beiden großen Haushunde gegangen, und verfolgte nun mit dieſen und unter ihrem Schutz unſere Spur. Auch kamen die Hunde richtig an die Bretterwand, über die wir uns geflüchtet hatten, und an der wir nun neugierig und nicht ohne einiges Herzpochen horchten. Der Hausmeiſter aber, entweder weil ſein Muth eben nur bis an die Ecke ſeines Herrnhauſes reichte, oder in der Ueberzeugung, ſeiner Pflicht genug gethan zu haben, da er die vermeintlichen Diebe von dem ihm anvertrauten Hauſe vertrieb, rief die Hunde an ſich und kehrte brummend zurück. So entwiſchten wir glücklich der Gefahr, von Hunden gefangen, eine Nacht auf der Wachtſtube der Stadtpolizei zubringen zu müſſen. Am andern Morgen war die Stadt voll von dem Verſuche eines Einbruches ins ..... ſche Haus, welchen drei koloſſale Kerle unternommen, die aber der muthige Hausmeiſter vertrieb. Fräulein ..... und wir wußten freilich die Sache anders.“

Lenau's Mutter hatte mehrere Hörer der Rechte in Koſt und Wohnung, im Alter alſo nicht weit von Lenau verſchieden. Wenn ich nun auch nicht weiß, daß er mit einem davon einen vertrauteren Freundſchaftsbund geſchloſſen, ſo vertrug er ſich doch ſehr wohl mit ihnen, und ſie gewannen ihn recht lieb. Einmal wollte ſich dieſe Liebe ſichtlich ausſprechen, und ſie luden ihn daher eines Abends, vielleicht war es an ſeinem Geburtstage, den 13. Auguſt 1822, auf Wein und Punſch in ein nahes Gaſthaus. Der Abend verfloß ſehr raſch und heiter; leicht erklärlich, da auch Wein und Punſch reichlich floſſen; aber die zu vielen

Geſundheiten ſtiegen endlich dem Gefeierten zu Kopfe. Erſt ſpät ging man heim. Aber auf der Stiege — die Wohnung lag im zweiten Stocke des Scharitziſchen Hauſes in der Lorenzgaſſe Nr. 70 — fiel es Niki plötzlich ein, ſich niederzuſetzen, und er wollte durchaus nicht mehr weiter. Eiligſt kamen nun Mutter, Schweſterchen und Stiefvater die Stiege herunter und ſchmeichelten, flehten und beſchworen, nichts aber half. Was blieb übrig? — Alle jungen Leute, ſo viele ihrer waren, wenigſtens ein halb Dutzend, mitunter baumſtarke, griffen flink zu, und trugen ihn, aber nur mit äußerſter Anſtrengung und ſogar mit Gefahr, denn er ſchlug, über den erlittenen Zwang ganz wüthend, mit Fäuſten und Füßen nach Möglichkeit um ſich, zuletzt denn doch ſiegreich hinauf in ſein Bett. Des andern Tages war er ſo vollſtändig heiſer, daß er nicht ein lautes Wort hervorbrachte, und eine nicht unbedenkliche Halsentzündung hielt ihn ein paar Tage lang darnieder. Dieß war der einzige Rauſch, den Niembſch je in ſeinem Leben hatte.

Ein unſeliges Seitenſtück zu dieſem Niederſitzen auf Stein ergab ſich leider zweiundzwanzig Jahre nach dem Jahre Zweiundzwanzig zu Stuttgart auf öffentlicher Straße, und der Geiſtesrauſch, der ihn damals befiel, verließ ihn nie mehr.

Von Lenau's Aufenthalt in Ungariſch-Altenburg iſt nicht viel zu berichten. Was ihm denſelben einigerweiſe angenehm machte, war wohl nur die Gegenwart ſeines geliebten Fritz Kleyle. Wohl war auch ſeine treue Mutter mit Gatten und Kind, und mit Sack und Pack von Preßburg ihm nachgegangen, und zwar in das nur eine halbe Stunde von Altenburg entfernte Wieſelburg, wo ſie im Domſchitziſchen Hauſe Wohnung nahm; allein die Erwerbniſſe Vogels an dieſem ihm ganz neuen Orte konnten ſelbſtverſtändlich nur äußerſt dürftig ſeyn, und ſo mochte Lenau der Nähe der Seinigen kaum froh werden. Seine Hauptunterhaltung waren wilde Ritte über die weiten unabſehbaren Heiden bei Altenburg. Dieſe Heiden, und die noch viel rieſigeren tagelangen zwiſchen Peſth und Tokai, die er ein paarmal durchreiste, miſchten ihm vorzüglich die Farben zu ſeinen ausgezeichnet ſchönen, höchſt eigenthümlichen: „Haidebildern.“ Hier alſo trug ihm ſeine im Mai 1821 zu Wien erlernte Reitkunſt herrliche Früchte. Auch erquickten ihn oft Luſtwandlungen mit dem gefühlvollen

Kleyle in den schönen schattigen Auen am Leithastrande, worüber ich sein reizend-schwermüthiges Gedicht: „An Fritz Kleyle" nachzulesen bitte.

Einmal gab es aber auch ein sehr lautes geselliges Fest im Bordatsch, einer Halbinsel der Donau mit schönen Anlagen und Baumgängen. Viele der Angesehneren von Wieselburg, das der größte Kornmarkt des fruchtreichen Königreichs Ungarn ist, hatten sich dort zu einem heiteren Nachmittagsmahle vereinigt. Als nun die allgemeine Lust sich bereits bedeutend erhöht hatte, ließ sich Niembsch, sonst so heimlich und verschämt, einfallen, sein jüngstes Gedicht „An die Muse" dem seligen Kreise mitzutheilen. Er begann mit gedämpftem Feuer, das aber von Vers zu Vers sichtbarer durchschlug, bis er zuletzt in loher Begeisterung, mit gegen das Dunkel des Haines plötzlich ausgestrecktem rechten Arme, ungefähr also mächtig ausrief:

„S., dorthin seht! schon naht aus Haines Mitte
Die Göttin uns mit leichtbeschwingtem Schritte!"

Da wendeten sich gleichzeitig sämmtlicher Zuhörer Köpfe dem weisenden Arme nach, dem Dunkel des Haines zu, woraus aber durchaus nichts hervortreten wollte. Der Dichter wurde über diese ganz unvermuthete allgemeine schnurmäßige Bewegung so verwirret, daß er kaum mehr die noch übrigen wenigen Verse herzustammeln vermochte; die Muse sträubte sich gleichsam, gleichwie aus dem Haine, so auch aus seinem Munde hervorzutreten. Als er schloß — die hochnothpeinlichste Todesstille. Endlich lispelte doch noch eine mitleidige Haus- und Hofbesitzerin: „Allerliebst, Herr v. Niembsch! Wollten Sie uns nicht etwa das schöne Gedicht schriftlich überlassen?" — Der Herr von Niembsch meinte aus der Haut fahren zu müssen. So bald es ihnen nur möglich war, entrannen er und Kleyle zu ihren Rennern, und heimwärts sprengten sie, als säße ihnen der Böse im Genick. Das unschuldige gute Gedicht aber war ihm total verleidet, und er nahm es nicht in seine Sammlung auf. Es ging gänzlich verloren.

Ein angenehmeres Nebenbild zu dieser Bordatsch-Darsprache erlebte Lenau im Spätsommer 1831 zu Gaisburg bei Stuttgart.

Lenau hatte auch nicht den entferntesten Beruf zum Landbaue; kein Wunder daher, daß er der Altenburger Landbauschule bald überdrüssig

ward. Im März 1823 erſchien er unvermuthet bei uns in Wien, von wo er an ſeine Mutter nach Wieſelburg ſchrieb:

Wien, den 8. März 1823.

Liebe Mutter!

Ich kam in Wien an, ging zu meiner Schweſter; der Schwager kam, ich ſagte ihm mein Vorhaben. Er, ganz verwundert, drang auf eine Abänderung deſſelben, weil mich ſonſt der ganze Zorn der Alten treffen könnte. Hierauf ging er den folgenden Tag zur Alten; ſagte ihr Alles. Sie äußerte ganz gelaſſen: „Er ſoll entweder auf der Stelle nach Altenburg zurück, oder von mir verlaſſen werden.“ — Natürlich war das nicht vermögend, mir andere Geſinnung einzugeben; ich blieb alſo, trotz dem unermüdeten Zureden von Schweſter und Schwager, bei meinem Beginnen. Nun iſt's mit einemmal abgethan; ich habe nicht mehr die Beſchränkungen der alten Frau zu leiden, und hoffe ein zwar mühſameres, aber ſchöneres Leben. Ihre Heraufkunft ſoll ein Geheimniß bleiben.

Ihr Heraufkommen, glaub' ich, ſollte verſchoben bleiben, bis Ihr Schwager aus Mainz kommt; denn ich habe bis dahin zu thun, um mich durchzuſchlagen; kann alſo für Euch nichts thun. Die kleinen Madeln ſollen ihres Vaters Brüder zu ſich nehmen, wenigſtens bis es Ihnen in Wien beſſer gehen wird. Will aber der Stiefvater gleich herauf, ſo iſt es mir auch recht.

Lebt wohl! ich küſſe Euch Alle herzlich. Ihr treuer Sohn Niklas.

Sonderbar! Wie wichtig auch mir und Thereſen nach Vorſtehendem das Vorhaben unſeres Bruders geweſen ſeyn mußte, ſo wiſſen wir uns doch beide gegenwärtig nicht mehr mit voller Sicherheit zu erinnern, worin daſſelbe eigentlich beſtanden hatte. Wahrſcheinlich iſt es aber, daß er damals ſchon zur Heilkunde ſich wenden wollte, wir jedoch, mißtrauiſch gemacht durch ſein wiederholtes Abſpringen, ihm nicht die Ausdauer zur langwierigen Aneignung dieſer Wiſſenſchaft zutrauten, und daher ihm riethen, bei der nun ſchon einmal ergriffenen Landwirthſchaft zu bleiben.

Niembſch bewies auch hier wieder ſeine unbeugſame Selbſtſtändigkeit, wenigſtens für den Anfang. Er blieb in Wien, und alsbald kam ihm auch ſeine Mutter, die eher ihr Leben als ihn mehr gelaſſen hätte,

sammt ihrem Gatten und zwei Töchterchen nach. Sie wohnten zuerst bei Georg im Lichtenthal, Hauptstraße, im Hause des Kaufmanns Riedeuer, Zahl 8, im zweiten Stock, und sodann auf der Wieden an der Wien, Schleifmühlgasse, beim grünen Lamm, im freiherrlich Weyler'schen Hause, Zahl 546, zweiter Stock. Niembsch hatte im letzteren Hause zu ebener Erde zwei Zimmerchen inne, mit seinen Freunden Joseph Klemm, den wir bereits von Preßburg her kennen, und Keiller, einem Studenten aus Schmölnitz in Oberungarn, auf welchen wir noch künftig zu reden kommen werden. Späterhin, im Herbste 1827, bezogen diese drei Freunde und die Vogel'sche Familie eine gemeinschaftliche Wohnung auf der Windmühle, Rosengasse, Hauszahl 63 im ersten Stock. Warum aber Niembsch die ebenerdige Wohnung im Lamm verlassen mußte, sey hier, sogleich vorhinein von seinem mitverwiesenen Freunde Klemm erzählt:

„Zu jener Zeit waren natur- und staatsrechtliche und politisch-religiöse Fragen häufig der Gegenstand unserer Unterhaltungen, und oft mahnte uns die Morgendämmerung, daß es Zeit sey, der Discussion ein Ende zu machen. Dabei ging es oft recht warm und laut zu, so daß einmal unsere Hausfrau, eine ehrsame Schneiderswittwe, spät nach Mitternacht durch eine Nebenthür, welche unser Zimmer mit ihrer Wohnung verband, zu welcher sie, um in unserer Abwesenheit aufräumen zu können, den Schlüssel hatte, von ihrem Werkführer, den sie geweckt, begleitet, ganz besorgt ins Zimmer trat, um uns, wie sie sagte, „auseinander zu bringen." Das Gelächter, in das wir über diese ihre menschenfreundliche Gesinnung und Absicht ausbrachen, ärgerte die Gute jedoch derart, daß sie uns am nächsten Tage die Wohnung kündete."

Wir kehren aber zur Wiederankunft Lenaus in Wien zurück. Nachdem im März 1823 bei keiner Schule mehr anzukommen war, so ging für Niembsch auch das Jahr 1823, gleichwie früher das von 1816, bezüglich seiner wissenschaftlichen Ausbildung rein verloren. Da er nun auch nur selten dichtete, so wußte er mit dem großen Ueberflusse an Muße, der ihn mit peinlicher Langweile, die er bitter haßte, bedrohte, nicht besser fertig zu werden, als durch den fleißigen Besuch des Neuner'schen Kaffeehauses in der Plankengasse der inneren Stadt, Zahl 1063, auch „das silberne" genannt, weil darin nicht nur das Kaffeegeschirr, sondern sogar die

Aufhängehaken für Kleider und Hüte von Silber waren. Da dieſes Kaffeehaus dergeſtalt der Lieblingsaufenthaltsort Lenaus ward, daß er es durch zweiundzwanzig Jahre, wenn er in Wien war, Tag für Tag, und oft wiederholt im Tage, beſuchte, ſo wollen wir uns zeitig darin näher umſehen. Dichter Seidl führe uns darin ein. Dieſer erzählt in den Wiener Sonntagsblättern, Zahl 5, von 1848, hiebei einigermaßen zugleich in ſpätere Tage vergreifend, Folgendes:

„Es iſt unglaublich, was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernſterem Sinne ausgerufen: „Amici, diem perdidi!“ wenn ich nicht bei Neuner gefrühſtückt und nicht bei Neuner ein Nachmittagsſtündchen zugebracht hätte.

Dort war es auch, wo ich mit Niembſch wieder zuſammentraf und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Halirſch, meinem täglichen faſt unzertrennlichen Begleiter, im Kreiſe von jungen ſtrebſamen Talenten, wie Anton Alexander Graf v. Auersperg, Baron Schlechta, Träxler Manfred, Eduard Freiherr v. Bodenſtedt (Eduard Sileſius), Franz v. Hermannsthal, Carl Braun v. Braunthal, Franz Fitzinger und ſpäterhin Eduard v. Bauernfeld, Witthauer u. m. a., um welche ſich eine faſt gleich große Anzahl geiſtreicher Kunſtkenner und Kunſtliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit ſammelte, die genußreichſten Abende verlebte. Dort war es, wo ich oft in den Morgenſtunden oder zur Mittagszeit, wenn ich, durch die Zeit gedrängt, meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beſchränkte, mit einer dampfenden Pfeife das köſtliche Frühſtück oder das karge Mahl mir würzend, an Meiſter Niklas Seite das ſchmale, vom roth ausgeſchlagenen Damenkabinete durch eine Wand von Spiegelglas getrennte, Zimmer auf und nieder ſchritt, und ſeinem forſchenden ſinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte, und manchen Blick in das melancholiſche Halbdunkel ſeiner Seele that, und über Poeſie ſchwärmte und über das Leben klagte. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der ſeltſame Mann, deſſen tiefpoetiſche Perſönlichkeit mich ſo mächtig anzog, ungeachtet ſeine äußere Verſchloſſenheit gegen meine heitere Offenheit grell abſtach, am Ende auch ein Poet ſey, aber ein heimlicher, einer von jenen der Oeffentlichkeit abholden, die wir übrigen, auf den Wellen der Journaliſtik

mit vollen Segeln herumtreibenden, nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit: „Kryptopoden" (Fußverstecker) zu schelten pflegten. Mein Wunsch, einem Talente auf die Spur zu kommen, das, wenn es in diesem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu beseitigen, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, ließ mich bei günstiger Stimmung ungestüm in ihn dringen, bis ich's heraus hatte, was ich wissen wollte: „Meister Niklas dichtet auch." — Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er sagte: in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen — närrischem Zeug! — „O, ich wollt' Euch schon auch einen Faust schreiben!" rief er einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posaunentöne entlocken wollte — „aber nur für mich; für den Druck geht das nicht! Verstanden?" — Seit dem dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Gluth seines Pfeifenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, sich schüttelte, mit fast wilder Lustigkeit Einem oder dem Andern zurief: „Allons, Freund, eine Partie!" und nun den Queue, den er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einstürmten, zu bannen."

So weit Seidl. Wer aber die bösen Geister gewesen — wir werden es bald erfahren.

Wiewohl Niembsch ziemlich entfernt von uns wohnte, besuchte er uns Alserhauptstraße 132 doch recht fleißig.

Unser Verkehr betraf vorzüglich die Dichtkunst. Sobald ich mit etwas fertig geworden war, theilt' ich es ihm meistens sogleich mit, gleichwie er mir auch gegenseitig das Seinige. Auf mein Urtheil gab er in den ersteren

Jahren seines Dichtens ungemein viel. Oft sagte er zu Klenm Abends daheim: „Ich habe mein Gedicht Schurz vorgelesen; er ist damit zufrieden.“ Aber eben so sehr munterte ihn der herzliche Beifall seiner Schwester auf, die von jedem seiner neuen Erzeugnisse immer höchst ergriffen und entzückt wurde, was daraus schon sehr erklärlich ist, weil beide in ihrer Denk- und Gefühlweise wahrhafte Geschwister waren. Jede Saite, die er anschlug, klang in ihrem engverwandten Busen laut nach. Und so war das Herz seiner Schwester das erste, das seiner bezaubernden Leier folgte, gleichsam der Anführer jener unzähligen, zumal weiblichen Herzen, die nach seinem öffentlichen Auftreten ihm zufielen, in seinen tief empfundenen Liedern mit banger Seligkeit sich berauschend.

Im Jahre 1823 bereits begann ich mit Niembsch zu lesen, und unsere Lesungen dauerten dann mehrere Jahre hindurch, vielleicht bis 1828, zeitweise fort. Ich war damals ein brennender Verehrer Klopstocks, und ich steckte auch Niembsch mit meiner Begeisterung für denselben ganz an. Wir versenkten uns in ihn bis an den Boden hinab; zumal aber warfen wir uns auf seine ungemein schwierigen Oden. Wer diese versteht, hat Verständniß, und wer diese gut zu lesen vermag, der kann gewiß gut lesen, denn es gibt gewiß nichts Häkeligeres zum Vortrage wegen der außerordentlichen Zerrissenheit ihrer Wortfügung und der erhabenen Dunkelheit des Inhaltes. Wir lasen oft eine und dieselbe drei- und viermal hinter einander, bis wir uns selber ganz genügten. Jedem Worte ward sein Recht, nicht das mindeste Versehen ließen wir uns durchschlüpfen. Ich kann mich jetzt gar nicht sattsam über unsere damalige unendliche Geduld und Ausdauer verwundern. Als wir mit Klopstock im Reinen waren, was aber ein paar Jahre erforderte, gingen wir zu dem lieben, lieben Hölty über, der nun für uns eitel Kinderspiel war. Diesen gewann Niembsch überaus lieb, wie seine eigenen Oden deutlich verrathen. In Hölty's Hingabe an die Natur fand Niembsch die eigene wieder. Zuletzt kamen wir auf den kräftigen, wohllautvollen Bürger. Andere gute deutsche Dichter, doch fast nur ältere, denn neuere kannte ich die neueren nur wenig, lasen nebenher, so z. B. Jacobi, an welchen mich auch Lenau's Gedicht „Einst und Jetzt“ in seinem Ausgange etwas gemahnen will, insbesondere aber Voß mit seiner scharfen Zeitmessung. Durch diese mehrjährigen ernsten

Uebungen hat Lenau die edle Kunst seines Vortrages sich angeeignet. — Lenau las anfangs nicht eben besonders gut, während ich schon damals unter näheren Bekannten für einen Hauptvorleser galt. Der hochverständige und gefühlvolle Niembsch machte unter meiner unnachsichtigen und eifrigen Anleitung rasche erfreuliche Fortschritte, und in nicht langer Zeit las er — was die Hauptsache ist — eben so richtig als sein Meister, war aber dabei so klug, sich minder der Tonmalerei hinzugeben. Seine verständnißklare und doch gemüthwarme, maßvolle Leseweise bewährte ihren ausgezeichneten Werth späterhin vorzüglich an seinen eigenen größeren Werken, wie gewiß Jeder, der sie von ihm vortragen zu hören so glücklich war, mit Vergnügen sich erinnern wird. Schade ist es, daß er nie öffentlich las, wiewohl er einmal nahe daran war, es zu thun. Nach seiner Zurückkunft von seiner ersten Sängerfahrt, von welcher er großen frischen Dichterruhm heimbrachte, äußerte er öfter, daß die Dichter, wie die Troubadoure thaten und die Tonkünstler thun, von Stadt zu Stadt reisen und ihre neuen Schöpfungen selbst vorlesen sollten, was nicht nur zur Verbreitung ihres Namens beitragen, sondern ihnen auch gebührenden Gewinn bringen könnte. Er beneidete — wie Frankl in seiner Schrift: „Zu Lenau's Biographie," S. 65 anführt — den dramatischen Dichter, welcher seinen Beifall in einer Tausendguldennote einkassire, während er selbst langsam und in langen Unterbrechungen mit kleiner Münze sich auszahlen lassen müsse. Aber die mit jeder Neuerung verbundenen Lästigkeiten und Schwierigkeiten, und noch mehr der Anschein, gleichsam mit der Muse nach Brod umher zu wandern, scheinen ihn davon abgehalten zu haben. — Unsern emsigen Lesungen glaube ich auch noch das Verdienst beimessen zu dürfen, daß Niembsch dadurch eine Vorliebe für reine und schöne Gestaltung von Gedichten zu einer Zeit gewann, wo Heinrich Heine durch sein verführerisches Beispiel aufmunterte, dießfalls alle Schranken umzustürzen. Auch war ich damals in dieser Beziehung übermäßig sorgfältig, ja ängstlich, und duldete eben so wenig bei Niembsch Ausspränge, als ich sie selbst mir gestattete. Endlich hatten diese Lesungen auch noch den großen Gewinn für die deutsche Dichtkunst, daß sich Niembsch durch sie von der Weltweisheit, die ihn früher fast mehr noch als die Dichtkunst anzog, ab und mit voller Seele letzterer zuwandte. Wär' ich, sein damaliger

Hauptumgang, anſtatt Dichter — Philoſoph geweſen, er hätte ſich ſicher der Philoſophie in die Arme geworfen. Oft gibt ein ganz geringes bei Schwankungen den Ausſchlag.

Lenau's freundliche Gegenleiſtung beſtand darin, daß er, ein ſehr tüchtiger Lateiner, mich mit Horaz, und zum Theil auch mit Seneca, bekannter machte. Als wir einmal dabei daraufkamen, Horazens berühmten „Unerſchrockenen auch noch unter Welttrümmern" zu überſetzen, ließ ich mir beifallen, dieß ſcherzweiſe mit Unterſchiebung meiner eigenen Wenigkeit zum Ergötzen meines lachenden Schwagers zu thun. Ein höchſt merkwürdiges Zeugniß für die außerordentliche Treue ſeines Gedächtniſſes iſt, daß er ſich meiner harmloſen Scherzworte noch zwanzig Jahren, als er bereits wahnſinnig in Winnenthal ſich befand, noch vollkommen genau erinnerte, und ſie mir, der ich ſie längſt völlig vergeſſen hatte, dort ſelbſt zu meiner frohen Verwunderung wiederholte. Ich werde dieſelben zu ihrer Zeit bringen.

Niembſch mußte ſich, als das Schuljahr 1824 begann, bequemen, in den dritten Jahrgang der Weltweisheit einzutreten, weil er ihn noch nicht gehört hatte. Aber, ach, die Weltweisheit ſchützte ihn nicht vor Liebesthorheit! War er denn nicht auch ſchon 21 Jahr alt? Er mußte auch ſeinem Freunde Fritz Kleyle davon geſchrieben haben, wie ich aus einer Antwort des Letzteren entnehme:

Attenburg, den 8. December 1823.

Lieber Niembſch!

Meinen Niembſch im Gebiete der Liebe als Held auftreten zu ſehen, war mir im erſten Augenblick eine ſeltſame Erſcheinung; doch bei ruhiger Betrachtung finde ich es wohl natürlich, daß ein tieffühlender Sohn der göttlichen Muſen von einem Weſen, in dem das Wahre, Schöne und Gute in ſo lieblichen Formen ſich darſtellt, mächtig angezogen werden müſſe. Ich wünſche dir von ganzer Seele Glück zu dieſer neuen Lebensfreude, die uns, nach einer allgemeinen Sage, am ſchnellſten über den Dunſtkreis unſerer Erde hinaus in lichtere Sphären bringt. — Lebe wohl! Dein. Kleyle.

Dieſes Auftreten Lenau's als Held im Felde der Liebe wurde leider für ihn ein ſehr unglückliches. Ich will die trübe peinliche Geſchichte

sogleich hier ganz abmachen, um ihr auf einmal — wo möglich für immer — aus dem Wege zu gehen. Es war sein, pflichtmäßig schon berührtes, Verhältniß mit Bertha. Vom Oktober 1821, wo er nach Ungarn gegangen war, bis zu seiner Wiederkehr nach Wien im März 1823 war sie seinen Augen und wohl auch seinem Sinne entrückt. Jetzt aber schlossen sie sich desto enger an einander, so zwar, daß Bertha mit ihrer Mutter Margareth eine eigene, wenn auch wohl dürftige, Wohnung in der Nähe von Lenau bezog, worin er nun so manchen Nachmittag und Abend zubrachte. Da Bertha und ihre Mutter auch unfleißig und bequem waren — jene brachte manchmal den ganzen Vormittag im Bette zu — so verdienten sie sich auch nur wenig durch ihrer Hände Arbeit, und es oblag daher deren Unterhalt fast ausschließlich dem erklärten Verehrer der Tochter. Aber woher sollte doch dieser, der in Folge des Todes seines Großvaters nur das unzulängliche Vermögen von 500 Stück Dukaten anliegen hatte, und zudem auch nicht hart genug gegen sich war, um seine üble Lage durch, freilich unsäglich mühseliges, Stundengeben nur einigermaßen zu verbessern, was ihm überdieß als eines Edelmanns unwürdig gedäucht haben mochte — woher sollte wohl dieser immer die genügenden Mittel dazu beschaffen? Seine ihn so heiß liebende Mutter ließ es sich, ungeachtet ihrer eigenen bedrängten Lage, nicht nehmen, ihm auch hierin nach allen ihren Kräften beizustehen. Zwar begann auch die Großmutter ihren Enkel, als dieser im Jahre 1825 für das Jus sich entschied, auf unsere Verwendung wie früher zu unterstützen, allein auf der andern Seite vermehrten sich auch wieder durch die Geburt eines Töchterchens, das den Taufnamen Adelheid, aber übrigens nicht den Zunamen des angeblichen Vaters erhielt, dessen Bedürfnisse wesentlich. Er war daher oft von peinlichen Erhaltungssorgen gequält.

Hiezu gesellten sich auch noch nie entschlummernde, ihn furchtbar nagende Zweifel an der früheren Reinheit und späteren Treue der bloß schönen Geliebten; weiters die manchmal alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit der Mutter derselben; und endlich die trübe Zukunft, die seinem Sprößlinge, wenn er ihn ja dafür halten dürfte, aus so verderblicher Umgebung einmal zu erwachsen drohte. Daher die bösen Geister, deren Seidl erwähnt; daher auch die wilde Zerrissenheit und Trost-

losigkeit eben der früheren Gedichte Lenau's, und sein keineswegs geheuchelter, sondern wirklich gefühlter, und darum auch uns so ergreifender Schmerz, welcher übrigens, wie ich glaube, großentheils mit Unrecht „Weltschmerz" genannt werden würde, da solcher doch wohl weniger in der Welt, als in ihm selbst gründete.

Das Verhältniß mit Bertha hatte sich übrigens schon im Sommer 1827, wo dieselbe mit Mutter und Töchterchen in Dornbach wohnte, nach einigen sehr heftigen Auftritten daselbst, ziemlich gelockert, denn Lenau schrieb am 9. Juli 1827 aus Ungarisch-Altenburg, woselbst er sich bei seinem Freunde Kleyle auf längerem Besuch befand, an seine eigene Mutter in Wien:

Liebe Mutter!

Was Sie mir über das Benehmen Bertha's meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet war. Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblößtheit alles Gefühls liegt wohl darin, daß sie im Stande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit umzugehen, denn daß ein Bekannter von ihr hier gewesen und mit Kleyle gesprochen hätte, ist eine Erdichtung. Zudem sind die Reden von Wegreisen u. s. w. wohl auch nichts mehr als Schwänke. Fürwahr, viel Kälte in einem so jungen Herzen! Ich habe der Bertha vorgestern geschrieben, und ihr meinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältniß zu erneuern, eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen, und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe, und was man nun zu unternehmen gedenke. Ihr treuer Sohn Niki.

Diese Verbindung schleppte sich ersterbend etwa noch ein Jahr lang dahin, und endete dann damit, daß sich Bertha einem Reicheren, wenn ich nicht irre, einem griechischen Handelsmanne anschloß, Lenau eine tiefe, nie ganz vernarbte Wunde hinterlassend, die von Zeit zu Zeit frisch wieder aufbrach und heftig blutete. Ich verweise dießfalls auf einen später vorkommenden Brief von ihm an Klemm vom 17. Hornung 1832. Ja sogar auch noch auf einen Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen bei Lenau's Brautlauf im Anfange August 1844.

(Mir selbst klagte einmal Lenau im September 1834 sehr bitterlich, wie ihm die Erinnerung an jene herbe Geschichte in alle Freuden Wermuth

miſche, beſonders aber ſchilderte er mir die oben erwähnten Zweifel als höchſt furchtbar.

Unter Lenau's Gedichten nehmen auf dieſes traurige Verhältniß beſonderen Bezug: „Sehnſucht nach Vergeſſen;“ „Das todte Glück;“ „Am Bette eines Kindes.“ — Nach ſeiner Trennung von Bertha ſchrieb er endlich „die Waldkapelle,“ in deren meineidiger weiblicher Geſtalt — wie Klemm glaubt und ich mit ihm — er Bertha, und in deſſen wahnſinnig gewordener männlicher, mit nur zu richtigem Vorgefühle, er ſich ſelbſt zeichnete. Lenau erfuhr von Bertha ſpäterhin weiter nichts mehr. Nur ein einzigesmal, nach mehreren Jahren, als er einen Ausflug in das ſo ſchön gelegene, von den Wienern häufig beſuchte „Krapfenwald“ oberhalb Grinzing machte, ſah er plötzlich ein hübſches Mädchen, das er nach Alter und Geſtalt für Berthas und vielleicht ſein eigenes Töchterchen halten konnte, eine kleine Strecke lang unferne von ihm einherſchreiten und ihn ſcharf ins Auge faſſen; worauf es raſch wieder zurücklief und in einiger Entfernung von ihm: „Mutter, Mutter!“ rief, welche Rufe ſich wohl wie Dolchſtiche in Lenau's alte Wunde einbohren mochten. Vielleicht war dieſe Begegnung die Veranlaſſung zu ſeinem Gedichte: „Palliativ.“)

Nachdem ich der Pflicht reinſter Wahrhaftigkeit als Lebensſchilderer durch unverblümte Mittheilung dieſes überaus leidigen, jugendlicher Sehnſucht und Argloſigkeit entſprungenen Verhältniſſes, womit ich aber den hellſten Blitz in die tiefe Melancholie Lenaus ſenkte, ein ſchweres Opfer gebracht, wende ich mich zu Lenau's Lehrjahr 1824 zurück. Die Prüfungen fielen gut aus. Darnach fuhr er Ende Auguſt mit mir nach Schrattenthal, wo ſich meine Thereſe mit unſerem einjährigen Erſtgebornen bei meinen Eltern ſchon ſeit Hälfte Juni zum Genuſſe herrlicher Landluft befand. Am 14. Juli hatte Thereſe von dort mir geſchrieben, daß ſie mit dem Pfarrer der nahen Stadt Retz, Weintridt, als er zu Schrattenthal auf Beſuch war, geſprochen habe, wobei derſelbe ihren Bruder, ſeinen ehemaligen Schüler auf der Wiener Hochſchule, außerordentlich gelobt, beſonders ſeine Anlagen und ſein Herz, zugleich ihn aber auch bedauert habe, daß er niemals glücklich werden würde. Aber recht heiter ſah ich Niembſch denn doch in Schrattenthal, beſonders einmal, wo wir im Keller eines wohlhabenden Landmanns uns deſſen Rebenſaft und ein paar gebratene

feiste Gänse trefflich schmecken ließen. Wenn ein Mensch schweben kann, so that es damals der selige Niembsch beim Heimgang an der Seite meiner Mutter, der er ganz altritterlich den Arm geboten hatte.

Aus den Freunden Lenau's zu jener Zeit erlaube ich mir insbesondere Einen mit dem Taufnamen Stanislaus herauszuheben, oder er ragte vielmehr schon von selbst über die andern hoch hervor, da er sehr lang, wenn auch von ungemein kleinem Haupte war, das aber voll Witz stak. Dieser wußte strohtrockenen Gesichts die beißendsten Witze mit solcher Meisterschaft zu reißen, daß Niembsch darüber zu lachen gar nicht aufhören konnte. In etwas späteren Jahren, als Stanislaus seltener bei Neuner erschien, ersetzte ihn dagegen ein auffallend kleiner Mann, der aber dem großen an Witz nicht nahe stand. Dabei unterstützte diesen sein noch ernsteres, schnurrbartbuschiges, sehr furchtbar thuendes Antlitz, das gegen die lustigen Reden sehr lächerlich abstach, und dadurch deren Wirkung noch steigerte. Für den zur Schwermuth geneigten Lenau waren aufheiternde Menschen ein wahres Bedürfniß: er liebte sie, wie der Lechzende eine frische Quelle. Wäre er ein Fürst des Mittelalters gewesen, er hätte sich zehn Hofnarren neben einander gehalten. Auch noch in seinen späteren Jahren mußte Niembsch immer jemand haben, der ihm die Zeit verschwadronirte.

Im Herbste 1824 begann Niembsch denn doch das deutsche Jus zu studiren.

Ein wichtiger an Niembsch gerichteter Brief aus diesem Jahre ist dieser:

Altenburg, am 7. Juli 1825.

Lieber Niembsch!

Ich will mich nicht entschuldigen, Dich vor meiner Abreise in Wien nicht mehr besucht zu haben, denn sonst müßte man ja voraussetzen, daß es mir möglich gewesen wäre, in welchem Falle Du überzeugt seyn mußt, daß ich die schöne Gelegenheit, mein Herz zu erfreuen, gewiß benützt hätte. Meine Reise lief zu meiner Zufriedenheit und Beruhigung ab, und ich arbeite mit neuer Lust und Kraft an den weiteren Studien. Recht sehr habe ich mit dem Hofrathe das Bedauern getheilt, Dich am Feste des heiligen Peter und Paul in Penzing nicht zu sehen. Indessen die Götter wollten es nicht, die uns nur im Entbehren und Entsagen ewig üben wollen.

Wie ſteht es mit Deiner Geſundheit? Gib mir Aufſchluß darüber. Ich befinde mich hier gut; der Wiener Student, dem vor der Prüfung bangt, fühlt ſich nun wieder ganz behaglich als geſtrenger Herr unter ſeinen Unterthanen. Wenn ich nur die Verwandlungen, die meine Perſon ſeit vier Jahren erlitten, ſo recht lebhaft verſtelle, ſo muß ich recht herzlich lachen. Lebe wohl und ſchreibe bald Deinem Kleyle.

Niembſch war alſo von jenem Hofrathe, der früher auf der Landſtraße überſommerte, in deſſen neues Sommerhaus zu Penzing eingeladen worden, wo er überdieß ſeinen geliebten Freund Fritz gefunden haben würde. Aber nein! abermals blieb er aus, weiß der Himmel, welches elenden Urſächleins halber! Oder hatte Kleyle wirklich recht? „Wollten es wirklich die Götter nicht, die uns nur im Entbehren und Entſagen ewig üben wollen?“ Wäre Niembſch damals in Penzing erſchienen, ſo hätte er diejenige, an welcher er ſchon einmal vor vier Jahren vorüber ging, als fünfzehnjährige Jungfrau geſehen, und es hätte höchſt wahrſcheinlich ein glücklicheres Verhältniß, als das dennoch ſpäterhin eingetretene, ſich entſponnen.

Von den Prüfungen dieſes Jahrgangs legte er jene aus der Staatenkunde erſt hinterher am 4. November, übrigens mit vorzüglichem Erfolge ab. Ueberhaupt lichte Niembſch das Nachtragen der Prüfungen, weil er im Laufe des Jahres ſich eben nur wenig um die Lehrbücher bekümmerte, und ihm ſonach gegen Ende mehr zu lernen zuſammen kam, als er auch bei angeſtrengtem Fleiße und mit allen ſeinen Fähigkeiten zu bewältigen vermochte. Wie mit dem Lernen, ſo ging es ihm auch ſpäterhin mit dem Dichten. Er dichtete nur ruck- und rannweiſe, ſodann aber auch angeſtrengt und ausgiebig, dagegen wieder durch geraume Zeit faſt gar nicht. Daher kommt es auch, daß er eigentlich ſehr wenig fruchtbar war. Vom Jahre 1831 bis zu ſeiner Erkrankung im Jahre 1844, alſo binnen vierzehn Jahren, während welcher er ſich doch ausſchließlich der Dichtkunſt widmen konnte, brachte er mit Einſchluß ſeines Nachlaſſes nur ſechs ſchwache Bände zuſammen, was der Menge nach eine ſehr mäßige Friſtung iſt.)

Im September 1825 machte ich einen meiner einſamen Ausgänge

über Berg und Thal, der nicht nur mir einen überaus reichen, sondern auch Lenau einen werthvollen Gewinn brachte. Ich hatte einige treffliche Gedichte des wackeren erzösterreichischen Sängers Schleifer gelesen, welche mich nach seiner persönlichen Bekanntschaft lechzen liessen. Ich wanderte darum ohne weiteres fünf Tagreisen weit von Wien über den zweithöchsten Berg Niederösterreichs, den Oetscher, nach Sanning bei Stadt Steier in Oberösterreich, wo damals Schleifer kaiserlicher Herrschaftsverwalter, oder wie sie dort sagen: Pfleger war. Ich durfte ihn bald meinen innigsten Freund auf Erden nennen. Auch Schleifer und Niembsch, obschon dieser um 30 Jahre jünger war, gewannen sich lieb, wie Vater und Sohn, herzlich lieb, trotz der, dem freieren, unkirchlicheren Ungarn beinahe unleidlichen altösterreichischen treuherzigen Kaiserbefangung des Ersteren. Niembsch freute sich dieses meines Ganges noch in einem Briefe aus Stuttgart vom 19. Mai 1832.

Niembsch trat nun im November 1825 ins zweite Jahr der Rechte. Zu Weihnachten 1825 wollte er seinem Freunde Kleyle in Altenburg wieder einen Besuch abstatten, aber er erkrankte sehr gefährlich an einer Halsentzündung. Es war dieß die Krankheit, worauf sein Gedicht: „In der Krankheit" Bezug nimmt. Wäre er damals hingerafft worden, der gepriesene Name Lenau würde niemals von einer Lippe erklungen und der Dichterhimmel Deutschlands um einen seiner schönsten Sterne ärmer seyn. Als er aber erst ein Vierteljahrhundert darnach zu Grabe getragen ward, feuchteten Hunderte von Augen sich und Hunderte von Busen schlugen bänger, und vielleicht Hunderttausende betrübten sich darüber.

Von dieser Krankheit blieb ihm ein Krampf im Schlunde zurück, der ihn manchmal belästigte, und dessen er nie mehr gänzlich los ward. Er erwähnt seiner noch in einem Schreiben vom 17. Juli 1843.

Im Jahre 1826 war es, wo ich Niembsch das erstemal in unser schönes Hochgebirg einführte. Dieß dankte er selbst mir oft mündlich, und äußerte sich auch gegen Andere, z. B. gegen Evers, den berühmten Pianisten, daß er mir solches hoch zu gute halte. Er gewann unsere österreichischen und steirischen Alpen so lieb, daß er sie fast jedes Jahr auf einige Zeit besuchte, und zwar mit meist sehr günstigem Erfolge für Gesundheit und Gemüthsstimmung.

So bezeugt er selbst in seinem Gedichte: „An die Alpen"; ferner in jenem: „Beethovens Büste"; mir endlich schrieb Niembsch aus Baltimore in Nordamerika, am 16. Oktober 1832: er möchte sich vorzugsweise einen Zögling der österreichischen Alpen nennen. Ich wünsche mir wahrhaft Glück dazu, einem solchen Erzieher einen solchen Zögling zugeführt zu haben.

Was aber ist der Grund, warum Niembsch, der Alpenfreund, nie das schönste Alpenland, die Schweiz, besuchte, ungeachtet er dieser durch ein Dutzend Jahre alljährlich so nahe kam, und dazu so oft aufgefordert wurde? Patriotismus! denn er wollte sich — wie Emma Niendorf (S. 196) meldet — seine heimathlichen Gegenden nicht verleiden lassen.

Am 15. August 1826, brachen also Kleyle, der eben seine Prüfung im Römerrechte glücklich in Wien bestanden, Niembsch und ich von Vöslau bei Baden auf, wo wir übernachtet hatten.

Durch die großauer Fichtenwaldungen drangen wir ins schöne Triestingthal nach Pottenstein vor. Nachmittags beriethen wir bei Berndorf, welchen Weg wir durch das aufsteigende hohe Gebirg nach Gutenstein einschlagen wollten. Ich wies links gegen Hörnstein, wo man Anfangs wie durch einen Buchengarten sanft empor wandelt und später zur herrlichen babenbergischen Herzogs-Trümmerburg Starhemberg gelangt. Aber Niembsch zeigte aufs Waldgebirge uns gerade gegenüber, der Geier genannt, was eben am höchsten und finstersten. „Dorthin!" rief er. — „Aber da führt ja gar kein Weg; und wenn auch, so kennen wir ihn nicht." — „Gerade darum." — „Wir verirren uns aber leicht." „Der Irrende lernt." — Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, Niembsch voraus, und wir ihm lachend nach. Einmal wollten wir beiden Andern bei uns begegnenden Bauern uns einigermaßen des Weges erkundigen; Niembsch litt es jedoch nicht, sondern riß uns aufs Gerathewohl fürbaß. So zeigte er sich auch bei der geringsten Gelegenheit immer kühn und dem Unerforschten und Gewagten hold. Stets enger ward das Thal und endlich stieg's steil an. Oben — die Gegend heißt „die Veitsebene" — gelangten wir an eine in dichter Wipfelumgrünung versteckte einsame Köhlerhütte, worin wir uns an herrlicher Milch erfrischten.

Eine Strecke hinter der Hütte öffnet sich eine weite Aussicht über

Berg und Berg bis hinan zum greisen Altvater Schneeberg. Unsere Herzen standen vor heiliger Ehrfurcht fast so still wie unsere Füße. Dann rasch hinunter an den pfeilschnell dahin eilenden Fluß: „der kalte Gang.“ Dort, wo am Fahrwege ein steinerner Bettelmönch mit dem Sammelsacke auf der Achsel steht, badeten wir uns in dem rauschenden flüssigen Eise. Im Abendroth erreichten wir erst den höchst malerischen Eingang von Gutenstein. Als wir über die Brücke gingen, welche früher als ein Paß in der Mitte durch ein Thor geschlossen war, blickte uns das ehrwürdige, leider schon arg verfallene Felsennest entgegen, worin vor fünfhundert Jahren der wortgetreueste aller deutschen Kaiser, Friedrich der Schöne, die letzten Jahre seines Lebens vertrauerte, und einsam in den Armen seiner geliebten Elisabeth von Aragonien verschied, die sich während seiner Gefangenschaft auf der Traisnitz um ihn blind geweint hatte. Von der Wallfahrtskirche auf dem Klosterberge läutete jetzt eben der liebliche friedliche Engelsgruß herunter.

So schloß meine erste Einführung Lenau's ins Hochgebirge. Leider mußte ich des andern Tages nach Wien ins Amt zurück, während die freieren Freunde dem Schneeberg zuzogen, durch meine begeisterte Beschreibung mit Sehnsucht nach ihm erfüllt. Als ich aber heim kam, machte ich mich sogleich an ein erzählendes Gedicht: „Der Ausflug“, von vierthalbtausend langathmigen Versen, und zwar mit solchem Eifer, daß Anfangs November bereits geschehen konnte, was Dichter Seidl in den Wiener Sonntagsblättern Zahl 5 von 1848 mittheilte.

„Seit das Geständniß, daß er ebenfalls dichte, über seine (Niembsches) Lippen gekommen war, gab er sich mir um vieles offener als früher; allein umsonst wartete ich auf die Mittheilung irgend einer seiner Arbeiten. Freiwillig las er mir nichts vor und ihn dazu nöthigen, wollte ich nicht, weil ich fürchtete, seine empfindliche Seele, die ein flüchtiger Druck geöffnet hatte, könnte bei einem absichtlich fortgesetzten schnell und für immer wieder sich zusammenfalten. Um diese Zeit, ungefähr um das Jahr 1826, wo Halirsch und ich thatsächlich beide schon kraft selbstständiger Druckwerke ins löbliche Poeten-Gremium unseres Vaterlandes uns eingekauft hatten, lud uns eines Abends Niembsch, der muthmaßliche Poet, ein, ihm in die Wohnung eines seiner Verwandten zu folgen, der

einem Kränzchen freundlicher Dichter einige seiner poetischen Studien vorzulesen beabsichtige. Ein neuer, uns gänzlich unbekannter Poet, und dazu die nicht unwahrscheinliche Hoffnung, vielleicht unsern Meister Niklas selbst zur Enthüllung seines poetischen Innenlebens angeregt zu finden — was konnte wohl lockender für uns seyn? Mit Freuden nahmen wir daher die Einladung an. Niembsch führt uns auf die sogenannten alten Wieden, dem Theater beiläufig gegenüber, in ein Haus, das ich jetzt nach mehr als 20 Jahren nicht mehr erkennen würde.' Ein trauliches Stübchen empfing uns." [2] Und nun schildert Seidl auf sehr freundliche Weise die Vorlesung meines oben erwähnten Gedichtes durch mich selbst, beifügend: „Daß Niembsch aber unsere Erwartung, auch er würde uns etwas lesen, nicht erfüllte, dünkt mich um so gewisser, als ich eines Momentes, dem ich mit wahrer Sehnsucht entgegen sah, wenn diese befriedigt worden wäre, wohl nicht vergessen hätte."

„Seit jenem Abend" — fährt Seidl fort — „war ich gewissermaßen aufgenommen in die Zahl der Wenigen, welchen Niembsch zutraulicher sich anschloß. Stundenlang tauschten wir Ansichten und Empfindungen mit einander aus, bald als schmauchende Peripatetiker im silbernen Kaffeehause, zur Zeit, wenn die übrigen Gäste noch fern waren, theils selbander lustwandelnd im Freien. Merkwürdig, weil vielleicht entscheidend für Niembsch selbst, bleibt mir ein Ausflug nach Dornbach im Jahr 1827. Heiter und wohlgemuth pilgerten wir nämlich eines Nachmittags den anmuthigen Waldhöhen zu. Saftig grün winkten uns die Hügel entgegen, welche, dem Galizienberge schräg über, bis zur sogenannten Schottenwiese sanft empor steigen.

Als wir auf einer Bergwiese angekommen waren, wo weithin die Aussicht über Wiens Häusermeer hinweg bis an den blauen Saum der kleinen Karpathen hinausläuft, da wälzten wir uns im fetten Grase, nach des gemüthlichen Wandsbeckers Recept, und schrieen vor Freude, und forderten umsonst einen König heraus, um ihm trotzen zu können, denn um uns war es so ruhig, so lauschig, so feierlich einsam; nur die Bäume säuselten Blüthen steckend, nur die Lerchen wirbelten. Dann aber saßen

[1] Zum grünen Lamm.

[2] Das Weihnummer von Niembsch, Klemm und Seidler.

wir wieder ſtill und ſchweigſam in jener ſüßen beſchaulichen Verſunkenheit,

„Wo der Dichter, um zu dichten,
Eben zu viel Dichter iſt!“

Schon ſank die Sonne hinter unſern Rücken zwiſchen den Wipfeln hinab, als wir uns erhoben, uns ſtumm die Hände ſchüttelten und voll des innigſten Verſtändniſſes zum Dorf herunter ſtiegen, um bei einem ländlichen Veſperbrode die Eindrücke auszutauſchen, die wir im Freien geſammelt hatten. In ſolcher Stimmung gibt es für Gleichſtrebende kein Geheimniß. Das Wort, worauf ich ſo lange gewartet, das ich ſo oft von der Lippe meines Freundes zu haſchen verſucht hatte — nun blies er es ſchüchtern, halb vernehmlich in einer Rauchwolke vor ſich hin, das Wort: „Freund, ich leſ' Euch etwas!“ — Meine Freude zurückhaltend, erwiderte ich ein kaltes: „Schön!“ um ihn nicht durch den Gedanken, daß er mir eine lang geſpannte Erwartung zu befriedigen habe, wieder abzuſchrecken. Er las: „Die Jugendträume.“

Ich hatte eben damals von A. Gräffer das Taſchenbüchlein „Aurora“ übernommen, welches im kommenden Jahre[1] ſeine ſilberne Hochzeit feiert. Meine Abſicht war, es zu einer Pflanzſchule für junge vaterländiſche Talente zu machen, wodurch ich, bei den geringen Mitteln, die mir zu Gebote ſtanden, ihm allein einen charakteriſtiſchen Zug verleihen und wohl gar ein kleines Verdienſt mir erwerben zu können hoffte. Wie willkommen mußte mir die Gelegenheit ſeyn, an meinem Freunde Niembſch einen neuen vielverſprechenden Mitarbeiter zu gewinnen. Ich bat ihn um einen Beitrag, wenn um keinen andern, um das Gedicht, das er mir in Turnbach vorgeleſen hatte; er gab es mir nicht ohne Bedenken, aber er gab es, begleitet von einem Gedichte ſeines Schwagers A. L. Schurz. Beide ſtehen abgedruckt im fünften Jahrgange des Taſchenbuches „Aurora“ (Wien, bei H. Buchholz, 1828, S. 128. u. 141), das erſtere „Jugendträume“ betitelt, unterzeichnet mit N. Niembſch; es war ſein erſtes Auftreten, meines Wiſſens das einzige unter ſeinem wahren Namen.

Auch ich halte Seidl für den Pathen des erſten, von Niembſch unter ſeinem wahren Namen öffentlich erſchienenen Gedichtes; das einzige aber

[1] 1849.

blieb es nicht, da die Wiener Medezeitung im Jahre 1830, am 3. April, Blatt 46, das vortreffliche Gedicht: „Die Werbung," mit völlig unverschloſſenem Helme brachte, nachdem ſogar der ganze Name: „N. Niembſch von Strehlenau," darunter ſtand.

In den Rechtswiſſenſchaften hatte Niembſch, wie ſchon geſagt, niemals beſondere Neigung gehabt, und die Zahmheit, womit ſie damals in Oeſterreich vorgetragen werden mußten, verleidete ſie ihm noch mehr. Auch war ihm die Laufbahn, die ſie ihm bereiten ſollten, zu gebunden und langweilig; er wendete ſich daher auch von ihnen wieder ab ohne viel Fragen und Umſtände, und beſuchte vom November 1826 an die Hörſäle der Heilkunde, was er auch ſchon früher bisweilen aus Liebhaberei als Gaſt gethan. Die Großmutter ſchüttelte über dieſe neue Wendung ihres wandelbaren Enkels, dem es beſtimmt zu ſeyn ſchien, wegen ſeines ewigen Abſpringens auf halbem Wege niemals ein lohnendes Ziel zu erreichen, freilich wieder gewaltig das Haupt, allein ſie gab es bei ſeiner offenbaren Unlenkſamkeit auf, ihm fernerhin Rathſchläge zu ertheilen, entzog ihm jedoch ihre Unterſtützung nicht. Wir haben alſo nun „Nikolaus Lenau als Hörer der Medicin" vor uns; unter dieſer Aufſchrift veröffentlichte Leopold Kompert in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, H. 2 „aus der Erinnerung eines Collegen" unter Anderem Nachſtehendes:

„Wir kamen von der Reſtauration. Ganz einfach bemerke ich nur, daß unter dieſem Worte der bekannte Wahlakt in den ungariſchen Comitaten zu verſtehen iſt, wie er alle drei Jahre ſtattfindet. Die Reihen waren durchgedrungen. Doktor Keiller, unſer freundlicher, trefflicher Hausarzt, war müde, ſchläfrig und verdrießlich; er trug eine weiße, zerknitterte Feder in der Rocktaſche, während ich meine rothe wie Mephiſto vom Hute herab funkeln ließ, wenn er ſich gerade unter ſeinen „lieben Kleinen" befindet. Wir fuhren über eine lange, meilenweite Puſzta. Das ſchönſte Mondlicht lag darauf, und phantaſtiſch öde, wie ein verlaſſener Weltball, dehnte ſie ſich vor uns. Aber verlaſſen war ſie nicht; geſpenſtergleich flogen weidende Roſſe an uns vorüber, und der Csikos, ihr Hüter, ſchaute ſchlaftrunken aus ſeiner Bunda auf. Eigenthümlich rieſelt das Mondlicht in dieſem gelben Sande; hier gab es keinen Ton; es war die Todtenruhe der Alten um Mitternacht. Der einzige ruheloſe Gegenſtand auf der Puſzta

war gewiß mein Herz. Der Doktor lehnte in der Ecke des Wagens und ſchlief. Vor unſern Pferden tauchten mit einemmale, wie aus dem Boden herausgewachſen, drei zuſammengekauerte Geſtalten auf, die ich alsbald erkannte. Es waren Zigeuner von der Reſtauration, ſchlaue, herrlich gebräunte Geſichter. Als der eine bei dem grellen Mondlicht die rothe Parteifeder auf meinem Hute ſah, ſchrie er: „Éljen! Éljen!“ und den Namen des eben gewählten erſten Vicegeſpanns. „Éljen!“ gab ich zurück. Alſogleich ſtrich der Zigeuner über ſeine Geige, und brachte die erſten Klänge des bekannten Reſtaurationsliedes hervor. Ein flimmerndes Silberſtück flog zum Wagen hinaus. Dafür ſchickte mir der Braune das ganze Lied als klingenden Dank über die Puſzta nach. Wunderſam zerrannen dieſe Töne. Ich wußte nicht wie; plötzlich ſtieg Lenau's ſchönes Gedicht in mir auf, das er unter denſelben Menſchen, denſelben Gefühlen vielleicht, gedichtet hat:

„Drei Zigeuner ſah ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch ſandige Heide.“

Ich hatte das Gedicht vor mich hin geſagt halblaut. „Ein ſchönes Gedicht von dieſem Lenau!“ meinte da mit einemmale der Doktor, aber mit ſo ſeltſam bebender Stimme, daß ich aufmerkſam wurde. „Gefällt das Lied auch Ihnen, Doktor?“ fragte ich, beinahe beleidigend erſtaunt. „O, ich verzeihe Ihnen dieſen Ausruf,“ ſprach der Doktor darauf. „Sie können ja nicht anders. Weil Sie mich früh Morgens Ihre gräflichen Gnaden um dero Nachtſchlaf befragen, und mit andächtig lauſchender Miene den Pulsſchlag dero zarten Hand betaſten ſehen, weil Sie mich gleich darauf im Dorfe erblicken können, wie ich da einem hungrigen Slovakenkind die Magengrube einreibe, meinen Sie, dieſer Doktor müſſe ſtets in dieſem Gehäuſe geſteckt haben. Aber ich proteſtire dagegen, ich proteſtire mit Leib, mit Seele dagegen. Ich ſtand Nikolaus Lenau einſt viel näher, als Sie wohl glauben. Ich habe mit ihm ſtudirt, ich habe mit ihm gewohnt.“ — „Und das erzählen Sie mir nach drei Jahren unſerer Bekanntſchaft?“ — „Was wollen Sie?“ meinte der Doktor grimmig, „man iſt nicht immer geſtimmt, von Nikolaus Lenau zu ſprechen, beſonders

nicht nach dem Pulsfühlen Ihre gräflichen Gnaden.“ Damit ſchwieg er. Aber in der Seele des Menſchen gibt es, wie in alten Prachtpaläſten, gewiſſe Gemächer, die jahrelang verſchloſſen, unbetreten, ja faſt unheimlich ſind. Plötzlich wird der Glockenzug dahin bewegt, die ſchrillen Töne ſchüttern zwar den Staub, aber auch die Geiſter der Erinnerung auf, die daran haften. Ich brauchte nicht zu bitten, unaufgefordert begann der Doktor nach einer Weile zu ſprechen: „Nikolaus Niembſch war ein gar lieber, trefflicher Junge. Wir waren beide Mediciner, am Leichentiſche hatten wir flüchtige Collegenbekanntſchaft gemacht; nach einigen Monaten waren wir Freunde geworden, wenn Sie gegen dieſe Zuſammenſtellung des Großen mit dem Kleinen, Achilles und Therſites, nichts einzuwenden haben. Wir wohnten zuſammen.“

Neulich, fuhr der Doktor fort, las ich wieder in Lenau's „Fauſt.“ Mir fiel gleich in der erſten Scene zwiſchen Fauſt und Wagner im anatomiſchen Theater, die mit den Worten beginnt:

„Wenn dieſe Leiche lachen könnte, traun,“

das merkwürdige Uebereinſtimmen mit ſeinen Anſichten aus unſern mediciniſchen Studienjahren ein. Ich weiß nicht, wie Poeten dichten, aber mich dünkt, jeden Gedanken, den ſie ausſprechen, müßten ſie früher an ſich erlebt und erfahren haben. In jener Unterredung Fauſts habe ich Lenau gefunden, ſo wie wir beide Anatomie ſtudirten. Lenau war ihr mit Eifer und Vorliebe ergeben; jene Worte Fauſts, wo er bei ſeinen Nachtſtudien ſpricht, wie er über das wunderbare Nervengeflecht brütend daſitze und dem Leben nachhängt, ſind buchſtäblich wahr. Lenau hat ſolche Nächte durchgemacht. Er ſtudirte immer anders als wir andern; die Wiſſenſchaft regte ſeine Seele auf, wo wir immer in verba magistri ſchwuren. Beſonders in der Phyſiologie.“ — „Das verſteh' ich nicht; wie kam das?“ — „Sehen Sie, zur Anatomie bringt man Glauben mit, und der geht auch nicht verloren. Man wühlt in den Fragmenten des Menſchen, weil Hoffnung uns verleitet, das Leben, „das ſcheue Wild“ in ſeinen geheimnißvollen Verſtecken aufzujagen. Phyſiologie will nur „der Treiber“ ſeyn; ſie gibt nichts als Hypotheſen. Ich ſah einmal Lenau grimmig vom Buch aufſpringen, indem wir eben ſtudirten, und da rief er: „Was iſt das für eine Wiſſenſchaft, wo es immer heißt: das iſt noch nicht

klar, oder: über dieſen Punkt ſind die Meinungen getheilt u. ſ. w. Iſt das Wiſſen, iſt das Kennen? Ich will Licht, Klarheit, Wiſſen.“ Mir fällt dabei eine komiſche Scene ein, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Profeſſor ††, der auch Phyſiologie vortrug, war ein tüchtiger, ruhiger Arbeiter auf dem Felde dieſer Wiſſenſchaft. Mit wahrem Bienenfleiße forſcht und ſammelt er in allen Blumen; was aber das Reſultat betrifft, ſo iſt er immer eine Drohne geblieben. Wie ein Schwamm hat er das beſte, das klarſte Waſſer eingeſaugt, drückt man ihn aber ... ich will eben nicht ſagen, daß es reines Quellwaſſer war, was er von ſich gab. Hören Sie nun, was geſchah. Lenau wurde einſt geprüft; er hatte, wenn ich nicht irre, über das Blut zu ſprechen. Im Verlaufe ſeiner Antwort nun äußerte er eine der kühnſten und gewagteſten Hypotheſen, die ſo abenteuerlich fremd klang, daß der Profeſſor haſtig ausrief: „Wo haben Sie das her, Herr v. Strehlenau?“ — „Das haben Sie uns ja ſelbſt diktirt, Herr Profeſſor!“ gab Lenau ruhig Beſcheid. „So?“ meinte der Profeſſor. Darauf wurde Niemlich ſelbſtſtändig kühn; er ſprach nun eine andere Hypotheſe aus, die in keinem andern Buche als in ſeinem Gehirne ſtand, aber ſo koloſſal gewagt und abſtrakt war, daß ſie ſchon im Ausſprechen in ſich ſelbſt zerfiel. Der Profeſſor wagte es aber nicht mehr, ſich nach ihrem Urheber zu erkundigen.“

Niembſch war im Sommer 1827 wieder durch einige Zeit bei Fritz Kleyle. Er ſchrieb am 26. Juni von Altenburg nach Wien:

Liebe Mutter!

Ich bringe meine Tage allhier in nützlicher Beſchäftigung und angenehmer Unterhaltung zu, und das Landleben behagt mir trefflich. Mein Freund Kleyle bietet Alles auf, um mir meinen Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Liebe Mutter! in Preßburg ſah ich den Berke, der noch der alte gute Freund iſt.

Haben Sie die Güte, dem Schwager Schurz zu ſagen, er möchte gefälligſt mein Monatgeld mittelſt Poſtwagens nach Wieſelburg unter der Adreſſe des Friedrich Kleyle, erzherzoglichen Diſtriktsverwalters, ſchicken.

Leben Sie wohl! Ich küſſe Sie und meine Schweſtern. Ihr gehorſamer Sohn Niklas.

Nach durchsessenem Prüfungsmond sehnte sich Lenau wieder nach einem Hochgebirgsgange. Ich und ein jüngerer Amtsbruder von mir begleiteten ihn, und zwar abermal Gutenstein und dann dem Schneeberg zu. Dießmal aber gingen wir von Berndorf über Hörnstein nach Starhemberg.

Erst bei einbrechendem Abend verließen wir die gesunkene Gröste, mit dem Vorsatze nächtlicherweile die sogenannte „Oede" zu durchwandeln, weil Schultes dieselbe in seiner Schneeberg-Reisebeschreibung eine wahre Mondscheingegend genannt, deren Felsen in der unsicheren Mondbeleuchtung ein ganz abenteuerliches geistiges Ansehen bekämen. Unser kluger Gefährte schwieg dazu mäuschenstill; am Fuße des Burgberges aber, wo am „kalten Gang" eine Mühle liegt, empfahl er sich plötzlich, um darin zu übernachten, mit dem Versprechen, uns am nächsten Morgen nach Gutenstein nachzukommen. Wir überspannten Dichter jedoch schritten ohne weiters guten Muthes in die sinkende Nacht hinein.

Bald trat uns rechts den Hügel herab nahe bis an die Straße ein stiller Friedhof entgegen mit geneigten, vom Monde übersilberten Kreuzen. Dieser wehmüthig milde Anblick fesselte lange unsere Augen, und noch viel länger unsere Gedanken. Hier war es, wo Lenau sein Gedicht „Vergänglichkeit" empfing. Dieser Todtenacker stand wie ein ernster sinniger Wächter am Eingange unserer Mondscheinschlucht. Bald im Schatten finsterer Felsen und dunkler Föhren, bald im glänzendsten Strahle des leise dahin ziehenden Himmelslichtes, wandelten wir schweigend fort und fort, aufhorchsam den mannigfaltigen, bald tosenden, bald kosenden Stimmen des Gebirgsbachs dicht neben uns; Alles sonst todt. Zu Walleck, jenseits des Baches, schien sogar der niedere Kirchthurm im Schlummer zu nicken.

Nach mehrstündigem höchst einsamem mährchenhaftem Wandel langten wir in der Geisterstunde vor Gutenstein an. Ohne dießmal am Eingangspasse zu verweilen, begaben wir uns sogleich in die furchtbar schöne Felsenklause an der Steinapinsting, in welche hinein, beinahe überhängend, traurig finster das alte verödete Kaiserbürglein starrt, wie todessehnsuchtsvoll zum Sprunge in den Abgrund bereit. Hier in der nur einige Schuh breiten Felsenklemme, die ganz von einer Holzbrücke ausgefüllt wird, so daß unter dieser längsbin die über einander taumelnden Wellen wüthend

toſen, iſt es in einſamer Mitternacht wahrhaft ſchauerlich. Wir, an den Fels gelehnt, ſtumm, denn Worte erlaubten uns ſchon der Wellen roſſende Donner nicht, mit geſchloſſenen Augen, um nur nichts als zu hören, hingen wohl über eine halbe Stunde lang überwältigend ernſten Gedanken nach. War es doch nicht anders, als ob die Todten alle, am Weltgerichtstag aus den Gräbern aufgeſtiegen, laut heulend durch einander ihre Sünden und Verbrechen beichteten.

Endlich gingen wir ins Dorf, dem einzigen Gaſthofe zu. Der Mond war noch am Himmel, aber kein Schimmerchen mehr im todesſtillen Hauſe. Eins ſchlugs. Wir konnten uns nicht entſchließen, die Schläfer zu ſtören, und ſetzten uns daher voll chriſtlicher Ergebung und Geduld auf die Bank vorm Hauſe, und thaten mehr als ob wir ſchliefen, als daß wir wirklich ſchliefen, denn hiezu war's in der Herbſtmond-Mondnacht des Hochgebirges viel zu empfindlich kalt. Am Morgen lag der erſte Reif auf den Wieſen umher, und uns auf Bart und Kleid. Huſch! wie ſchloſſen wir jetzt in die warmen Federn. Als wir Mittags halb ausgebacken an den Tiſch traten, fanden wir bereits daran unſern wohlgeſchlafenen, ganz gemächlich nachgekommenen Reiſegefährten, der uns weidlich auslächelte. Beſſer hat es zwar immer die beſonnene Proſa, aber ſchöner bleibt denn doch weit die ekſtere, ſüßtrunkene Poeſie!

Des nächſten Tags durchmaßen wir das ſchöne Kloſterthal ſeiner ganzen Länge nach. Gegen Mittag gelangten wir zum ſchlichten Waldbauernwirthshaus: „der Höhbauer" genannt.

Nach geendigtem ländlichen Mahle zeigte ſich Niembſch plötzlich wieder in ſeiner ganzen Urſprünglichkeit. Es ſchoß ihm unverſehens der Gedanke durch den Kopf, wir ſollten zur „Sängerin im Höllthal," wo wir übernachten wollten, nicht gemächlich in der Tiefe um den uns vor Augen ragenden, einige tauſend Schuh hohen Kuhſchneeberg herum ſchlendern, ſondern vielmehr dieß ſteile Felſenbollwerk wacker überklimmen. Ich muß geſtehen, daß ich über dieſe überflüſſige und übermüthige Kraftvergeudung nichts weniger als erfreut war. Allein was half's? Niembſch wollte einmal, und ſo mußt' es geſchehen!

Oben auf dem Kuhſchneeberg war damals noch ein Urwald, der erſte, den Niembſch betreten. Sein Bild, demjenigen gleich, welches Lenau

ſpäterhin von einem nordamerikaniſchen Urwald entwarf („der Urwald"), prägte ſich ihm tief ins Gedächtniß ein. Eben ſo mächtig ergriff ihn des nächſten Tages das Höllthal, eines der wilderhabenſten Felſenthäler, wogegen an deſſelben Ausgange das üppige, vollkräftige Reichenauer Thal, mit herrlichem Baumſchlage auf ſanften buſenartigen Hügeln, zu Füßen des Schneeberges und der Preiner Alpen, gar lieblich abſticht. Wir gelangten Abends bis Gloggnitz.

Am nächſten Tage kamen wir über die Höhen von Peſtenhof nach Mirenſtein, wo im Thale ein ſehr reicher luftreiner Born aus dem Berge an das Licht der Sonne quillt, gleichwie der noch ſchönere Kaiſerbrunnen im Höllthal ganz geräuſchlos aus dem geheimſten Buſen des gewaltigen Schneeberges emporſteigt. So quellen Gedichte aus dem Buſen eines Lenau. Heitlich erreichten wir Buchberg, dicht am nördlichen Fuße des Schneebergs, der hier in ſeiner vollen erhabenen, ſchroffen Größe vor Augen ſteht. Den Abend benützten wir zu einem Luſtgange zum hübſchen Falle der Sirning, und durchwandelten im Abendroth vergnügt dieſes ſchweizeriſcheſte aller unteröſterreichiſchen Alpenthäler, uns zumal ergötzend an dem weithinſchallenden traulichen Rufen, womit die Bäurinnen, unter der Hauethür ſtehend, ihre auf den großen Wieſen zerſtreut weidenden Kühe und Kälber heimlocken. Das klingt noch heimiſcher als es ein Alpenhorn thun kann.

Schon bald nach Mitternacht brachen wir von Buchberg auf, um den Sonnenaufgang vom Scheitel des Rieſen genießen zu können. Und wir genoſſen ihn, ſtumm vor Entzücken.

„Liebende, die weinend mußten ſcheiden,
Und nach beißer Sehnſucht langem Leiden
An das Herz ſich endlich dürfen drücken,
Würden ſich zu küſſen hier vergeſſen!
(Lenau's dichteriſcher Nachlaß: „Die bezaubernde Stelle.")

Wir konnten uns einige Stunden lang nicht vom Gipfel trennen. Es war ein ſo reiner milder Herbſttag, daß wir uns nach abgeworfenen Röcken ins krauſe isländiſche Moos um unſern kalten Morgenimbiß herlagern konnten. Dießmal ſtieg kein Nebel auf aus dem unſernen Wetterloche, mit Bezug auf welches Lenau ſpäter ſang:

— — „ſchleudre Du
Ein Steinchen ſpielend in die Tiefen,
Du ſtörſt der Lüfte ſchwanke Ruh,
Und Nebel ſteigen, die dort ſchliefen."

(„Leichte Trübung.")

Auf die geſunde Bewegung in reinſter Luft, unmittelbar vom Himmel herab, o, wie ſüß ſchmeckte uns Abends wieder zu Buchberg das höchſt ländliche Mahl!

Von unſerem zweitägigen Heimgange durch durchaus ſchöne Gegenden will ich nur erwähnen, daß Lenau hier zum erſtenmal, aber nur auf einige Stunden „die neue Welt" ſah. Es iſt dieß unferne des Schneeberges ein zugleich ſehr ernſtes und heiteres Thal. Im Jahre 1832 zog Lenau auf einen Winter weiter weg in eine andere „neue Welt"; am 22. Auguſt 1850 aber verließ er die alte Welt vollſtändig und begab ſich in eine dritte, gänzlich unbekannte „neue", ach, gar ſo unendlich ferne Welt, für immerdar!

Nach ſeiner Heimkunft erhielt Niembſch einen Brief von ſeinem Freunde Berke, worin dieſer bat, ihn in Güns zu beſuchen, und einige Gedichte ihm dahin mitzubringen, wie auch den Spinoza, denn er würde ſich freuen, dieſen kennen zu lernen. Niembſch folgte dieſer Einladung im Weinmonde 1827, wovon ich aber nur weiß, daß er ſehr vergnügt zurück kam.

Vom Jahre 1828 habe ich eben nichts zu erzählen; auch finde ich keine Prüfungszeugniſſe daraus vor; ohne Zweifel hat daher auch Niembſch damals gar keine Prüfungen abgelegt. Eines unverſchuldeten Grundes dieſer Unterlaſſung, z. B. einer bedeutenden Erkrankung, erinnere ich mich nicht. Wahrſcheinlich hatte er das Lernen allzuweit wieder hinausgeſchoben, ſo daß er zur Zeit der gewöhnlichen Prüfungen noch nicht vorbereitet genug ſich fühlte. Als er aber ſpäter, wie früher öfter, dieſelben nachtragen wollte, wurde ihm dieß nicht mehr geſtattet, da man juſt damals in dieſer Beziehung ſehr ſtrenge zu werden begann. Genach war auch das Jahr 1828 rein verſäumt, wie die früheren von 1816, 1819 und 1823, alſo volle vier Jahre; ein bedeutender Zeitverluſt.

„Im Jahre 1829," erzählt uns Seidl wieder am bereits angezeigten

Orte, „war es Niembſch, in deſſen Buſen ich, vor einem der wichtigſten Schritte meines Lebens mein tiefbewegtes Herz ausſchüttete. Der 23. des Oſtermonats, beſtimmt zum Abſchiede von meiner lieben Vaterſtadt, vielleicht auf Nimmerwiederſehen, ſollte früher noch eine Feſſel um meine Hand ſchlingen, für die den Dichter Mancher viel zu ungefügig glaubt. Kurz vor Mittag ſollte ich nämlich zum Altar treten, um mit einem lieben, braven Bürgersmädchen den verhängnißvollen Ring zu wechſeln.

„Daß mir übrigens eine Stunde vor der Trauung das Herz ungeſtümer pochte, daß ſich ein Kampf von widerſprechenden Empfindungen auf meiner Stirn ſpiegelte, als ich nach 10 Uhr noch einmal das wohlbekannte Zimmer im „ſilbernen" Kaffeehauſe betrat, wohin ich meinem Meiſter Niklas zu kommen verſprochen hatte, um Abſchied von ihm zu nehmen, wird Niemand mir verargen. Mit überſtrömender Herzlichkeit trat er mir entgegen, und durchmaß mit mir, wie oft, in haſtigen Schritten die Stube, mit ſeinen dunklen, ſprechenden, in Momenten des Gefühles faſt ſchwimmenden Augen mir in die verborgenſten Falten meiner Seele ſchauend. Streng wie ein Gewiſſensrath forſchte er mich aus, als wär' es ihm darum zu thun geweſen, mich auf einer Selbſttäuſchung zu ertappen; er machte mir tauſend Vor- und Einwürfe, er zeichnete mir den Winkel, wo im ſchlimmen Falle meine Bahnen als Menſch und als Poet ſich kreuzen könnten, mit ſcharfen Linien auf den dunklen Hintergrund der Zukunft, er ſteigerte Blick und Stimme faſt bis zum Strafenden, bis er, überzeugt von dem Ernſte meiner Geſinnung, von der Klarheit meines Bewußtſeyns, von der richtigen und beſonnenen Erkenntniß meiner Lage, milder, eingänglicher, wärmer wurde, und zuletzt, meine Hand ergreifend und ſie feſt ſchüttelnd, ausrief: „Habt Recht, Freund; Ihr könnt, Ihr müßt glücklich werden; — Ihr — für unſereins wär' das nichts! Gott ſey mit Euch; denkt in der Ferne manchmal an Meiſter Niklas!" — Das waren ſeine letzten Worte.

Im Jahre 1829 traf Niembſch am 24. Oktober der bitterſte Verluſt ſeines Lebens, der ſeiner innigſt geliebten Mutter. Sie ſtarb nach langwierigen unſäglichen Leiden, nachdem ihr ein von ihr darum befragter erfahrener Arzt des allgemeinen Krankenhauſes geraume Zeit ſchon vorher die völlige Unheilbarkeit ihrer Krankheit, des Mutterkrebſes, ganz

unumwunden geſtanden hatte. Die letzteren Monate hindurch ward ſie, unter ſolchen Umſtänden freilich fruchtlos, von einem der berühmteſten Aerzte Wiens beſucht, wozu die Großmutter Mittel ſchaffte.) So leidenſchaftlich und leicht erregbar ſie auch ſonſt geweſen — dieſe ihre ſchweren Leiden ertrug ſie doch meiſtens ſtandhaft und ruhig; wenn ſie auch ja mitunter in lautes troſtloſes Klagen und Weinen gerieth — wie ihr geliebter Sohn eintrat, war ſie plötzlich ganz ſtill und heiter. An Pflege gebrach es ihr nicht, denn es waren drei ſchon erwachſene Töchter beſtändig um ſie, wie auch ihr zweiter Gatte, ſelbſt ein Arzt. Wie manche traurige Stunde auch ihr Sohn an ihrem Folterbette zubrachte, ſo bedurfte ſie daher deſſen doch nie als eines völligen Krankenwärters, als welcher er hie und da bezeichnet ward, wozu ihn übrigens auch ſchon ſein tiefes Gefühl, das ihn eher den zu langen herzzerreißenden Anblick leidender Geliebter zu meiden zwang, kaum geeignet haben würde.

Was Niembſch ſeiner Mutter war, und ſie dagegen auch wieder ihm, iſt aus dem Erzählten und den mitgetheilten Briefen ſchon deutlich zu entnehmen geweſen. Es obwaltet kein Zweifel, daß er ſeine großen Dichtergaben ausſchließlich nur ihr verdankte; an dieſer heißen, hellen Sonne entzündete ſich ſein gewaltiger Schöpfergeiſt. Nur brannte das Feuer bei der Mutter nach außen, bei dem Sohne nach innen; ſie war leichtblütig, gallſüchtig; er war ſchwerblütig, ſchwermüthig. Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung des Sohnes iſt es wohl zuzuſchreiben, wenn dieſer etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wohl auch einigerweiſe ſelbſtſüchtig ward. Letzteres hinderte jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig geweſen wäre. Seinen Muth hatte er von ihr, ſeine Kühnheit, die ſich raſch zu dem Aeußerſten entſchließt, von ihr, aber auch ſein Mißtrauen von ihr, ſeine ihn oft unendlich quälende Zweifelſucht. Kurz, wenn wir ſeiner, wie er da war, mit ſeinen großen Tugenden und Gaben, und nur geringen Makeln und Gebrechen, liebend, bewundernd, ja mit höchſter Verehrung gedenken, ſo dürfen wir auch ihrer, da er nicht nur Fleiſch von ihrem Fleiſche, ſondern auch Geiſt von ihrem Geiſte geweſen, nicht ganz vergeſſen. Deſthalb ſey ihr Staub auf ewig geſegnet!

Wo Lenau immer das Wort Mutter gebrauchte, darf man verſichert

ſeyn, daß er dabei immer der Seinigen gedenk war. Die fünf rührendſten Stellen ſind: „Der Abſchied“ und „Der Traum“ in „Fauſt“; dann die lyriſchen Gedichte: „Zuflucht“, „Der offene Schrank“, und endlich vorzugsweiſe ſein Sonett: „Der Seelenkranke.“

Nach ſeiner Mutter Tod verließ Niembſch ihre und zugleich auch ſeine Wohnung in der Roſengaſſe auf der Windmühle, weil er darin allzu lebhaft nur immer an ſie erinnert worden ſeyn würde, und nahm in der Stadt in der Weihburggaſſe 922, nahe am Franziskanerplatze, ein Monatzimmer in Gemeinſchaft mit einem jungen feurigen galiziſchen Edelmann, Namens Nik. Bolez v. Antoniewicz, dem nämlichen, deſſen „Abſchied von Galizien“ er ſpäterhin aus dem Polniſchen ins Deutſche übertrug. Dieß Lied nahm Niembſch nur in die erſten Auflagen ſeiner eigenen Gedichte auf, aus den ſpäteren ließ er es weg, weil es denn doch kein Urwerk von ihm ſelbſt, ſondern bloß eine Ueberſetzung war, und zwar die einzige, die er jemals gemacht. Ein Fingerzeig, in welcher Ausdehnung Niembſch die völlige Urſprünglichkeit und Selbſtſtändigkeit liebte, wogegen ſeine eigenen leuchtenden Fußſtapfen manchen mitunter nur allzu nahen Nachtreter fanden.

Aus der Zeit, wo Niembſch und Bolez beiſammen wohnten — anfangs wie geſagt, in der Weihburggaſſe, dann in der Wallzeile 784, und zuletzt in der Singerſtraße 891, nämlich vom November 1829 bis Ende Juli 1830 — vermochte Letzterer ungefähr Folgendes aus ſeiner Erinnerung beizubringen:

„Oft ſah ich Niembſch mit der Guitarre zu einer wehmüthigen Melodie — meiſtens ungariſche Lieder — oder zu improviſirten eigenen Arien, die er entweder pfiff oder ſang, ſich accompagniren. Meiſtens fing er mit Pfeifen an, dann überging es in Geſang, wozu ſich ſogleich ein Text fand, in gereimten oder ungereimten Verſen, Alles tief lyriſch, und dabei dermaßen ihn ſelbſt ergreifend, daß ihm faſt immer reichlich Thränen entfloſſen. Ich nahm viel Intereſſe an dieſen ſeinen Ergüſſen ſeiner Seele, und zeichnete vieles auf, ohne daß er es bemerkte; was ich ihm dann nach etlichen Tagen vorwies. Ohne mehr zu wiſſen, es ſeyen dieß ſeine eigenen Ideen und Gefühle, bewunderte er dann die Schönheit derſelben, indem er mir die Ehre anthat, dieſelben für die meinigen zu

halten, und nur nach vielen ernsthaften Betheurungen gelang es mir, ihn davon zu überzeugen, daß er selbst ihr Schöpfer gewesen. O wie manches schöne Gedicht steht heute aus diesen improvisirten wehmüthigen Texten da, und wie wohl thut es mir, so Manches aufgehascht zu haben, was sonst, nachdem in seiner dichterischen Seele Gefühle und Gedanken sich rastlos überstürzten, mit dem Momente der Begeisterung entflogen, und in Vergessenheit gerathen wäre!

Als Zug seiner Herzensgüte mag Folgendes angeführt seyn: Wir gingen einmal, schon in der Abenddämmerung, von Hernals nach Hause, und sahen an einem Fenster zu ebener Erde einen Menschen sitzen, der ein altes Kleid flickte; hinter ihm saß sein Weib, und zertrennte ein solches; im tieferen Hintergrunde des schmalen finsteren Zimmerchens wimmelte aber etwas kleine Familie. Niembsch befragte den Mann um seine Beschäftigung, und es kam heraus, daß dieß eine arme Schneiderfamilie wäre, die sich kaum so viel täglich verdiente, um nur das zum Leben Allernöthigste kärglich bestreiten zu können. Nachdem des Mannes Schneiderkunstkenntnisse sattsam erforscht waren, bestellte ihn Niembsch zu sich, und gab ihm dort Tuch zu einem Frack, aber mehr, als er brauchte. „Ich will ihn ins Renommé bringen!“ sagte Niembsch; es gelang aber nicht. Der arme Flicker, durch das Ungewöhnliche und Großartige überrascht, machte eine Ausnahme und war aus Dankbarkeit redlich. Er verbrauchte gewissenhaft das ganze Material, und machte anstatt einem Frack, einen Sack, worin der kleine, magere Nicolas bald verloren stak, und wie ein protestantischer Pastor aussah. Niembsch jedoch fand Alles recht gut, und bezahlte ohne mindesten Abbruch das Conto, und als ich Ausstellungen machte, die der Schneider selber einsah, wollte er durchaus nichts ändern lassen, „um nur den armen Teufel nicht zu kränken.“ Kaum aber war der Schneider zur Thüre hinaus, so sagte Niembsch: „Das ist ein dummer Tropf! Er hätte hier keck eine Weste für sich ersparen können.“ Der Frack sollte durch einen andern Schneider verbessert werden, es kam aber nicht dazu, und Niembsch nützte ihn, so wie er war, ab.

Einmal gingen wir auf dem Wasserglacis spazieren und weit vor uns ein paar Fräulein in Begleitung eines Herrn, welcher einer davon

angelegentlich den Hof machte. Als die Damen auf einer Bank ſich niederließen, bemerkte Niembſch, daß der Herr Werber ſeinen Platz ſorgfältig mit dem Taſchentuche abſtaubte, die Rockſchöße behutſam bei Seite ſchob, und ſich ſodann erſt ſehr vorſichtig ſetzte. „O!“ ſagte Niembſch, „der verdient das hübſche Mädchen nicht. Schaue nur hin; er iſt verliebt, und hat noch Sinn für ſeinen Rock! Ein abſcheulicher Kerl! Das wird ein Knicker ſeyn!“

Es traf ſich einmal, daß wir nach dem Souper ſchon ſpät in der Nacht nach Hauſe gingen. Es wehte ein Sturmwind, daß wir uns kaum aufrecht erhalten konnten; es war etwas ganz Fürchterliches. Wie wir ſchon im Bette lagen, ſagte Niembſch: „Es thut doch wohl, in einem ruhigen Winkel den raſenden Kerl ſo ſchnauben zu hören. Wie ſo Mancher muß ihn unter freiem Himmel aushalten!“ — „Der hat's beſſer als wir,“ gab ich ihm zur Antwort, „denn er hört ihn in ſeiner vollen unverkümmerten, wüthenden Tollheit, wenn er nicht etwa auch Kopf ſammt Ohren in einen Mantelkragen oder ſonſt etwas geſteckt hat. „Auf dem Kahlenberge möcht' ich jetzt eben ſeyn!“ — „Das wäre ſo recht ein Stücklein für deine künftige närriſche Lebensgeſchichte,“ ſagte Niembſch, „wenn du jetzt hingingeſt.“ — „Ich gehe hin,“ rief ich und ſprang aus dem Bette, „ich will dem, der ſie einſt ſchreiben mag, Stoff liefern!“ und flugs zog ich mich an. „Biſt du toll?“ ſtaunte Niembſch. „Wenn ich's bin, ſo werden unſer zwei draußen ſeyn; der Sturm kriegt gute Geſellſchaft.“ — „Ein hübſcher Einfall!“ lachte Niembſch. „Scheint dir das, ſo komme auch du mit.“ — „Omne trinum perfectum!“ rief Niembſch, ſtand auf, zog ſich an, und wir gingen.

Unterwegs machten wir Späſſe und Witze, um uns das äußerſt Mühſelige des Ganges zu erleichtern; denn, wiewohl es nicht regnete, ſo gab uns doch der Sturm viel zu ſchaffen. Nach zwei Stunden waren wir bis zur Hälfte des Berges emporgedrungen und hatten damit ſchon mehr als genug. Mir war wahrlich nicht ganz wohl zu Muthe, ihm vielleicht auch, aber keiner verrieth es dem andern. Wir lachten den Sturm aus, wenn er in kurzen Intervallen wie auszuruhen und gleichſam auszuholen ſchien, um uns noch grimmiger zu bekämpfen. Als wir endlich doch hinauf gelangt waren, erwarteten wir oben den Tag, weil an

den Rückweg im Finstern gar nicht zu denken war. Der Tag blieb auch nicht lange mehr aus, und wir verfügten uns zum oben befindlichen Gast- und Kaffeehause, um etwas zu frühstücken. Wir klopften an. Alles schlief noch. Die Wartzeit ward nun benützt zu einem Wettlaufe um die Zeche des Frühstücks bis zu einem gewissen Punkte; wer zurückbliebe, sollte zahlen. Ich machte ein grosses Wesen von meiner ausserordentlichen Schnelligkeit im Laufen, und verlangte daher durchaus, Niembsch sollte zwanzig Schritte vernehmen. Niembsch, der sich in der That besonderer Raschheit bewusst war, lachte mich aber aus, meinend, das hieße mich nur um die Zeche bestehlen. Ich übertrieb nun noch mehr, und brachte es so endlich doch dahin, daß er wenigstens zehn Schritte vernahm, wobei er doch auch diese geringe Vorgabe eine große Keckheit von mir schalt. Nach dem Abmessen der zehn Schritte, die Niembsch möglichst klein machte, ging es auf sein Commando: „Drei!" vom Fleck. Er riß aus aus Leibeskräften, ich that bloß etliche Sprünge hinter ihm her, und das Uebrige ersetzte ich mit heftigem Stampfen und Strampfen der Füße, wie wenn ich liefe, mußte aber über den pfeilschnell allein Dahinfliegenden so herzlich lachen, daß Niembsch darob sich umdrehte. Als er mich nun so stehen und strampfen und lachen sah, ward er so toll über mich, daß ich alle Menschenmühe hatte, ihn wieder zu beschwichtigen. Ich habe ihn nie in einem solchen Zorne gesehen, den ich auch all meine Lebtage nie vergessen werde. „Aber die Wette hast du denn doch verspielt!" triumphirte er. „Allerdings." — „Nein," rief er, „ich bin der Gefoppte, denn du hast mich anrennen lassen; ich, ich muß zahlen." Endlich entschied der Knoten des Taschentuchs, und ich hatte zu zahlen. Ich mußte ihm versprechen, gegen Niemand etwas von der Geschichte zu erwähnen, so sehr war seine Eitelkeit, oder nennen Sie es anders, dadurch verletzt. Ich sagte auch wirklich bis jetzt noch Niemand etwas davon, und überlasse es völlig Ihnen, Freund Schurz, was Sie damit machen wollen."

Ich, Schurz, theile es aber ohne Bedenken mit; denn mein verewigter Bruder Niembsch ist jetzt über alle irdische Eitelkeit, wenn es auch je eine solche gewesen wäre, hoch hinaus; mit dem Staube hat er auch diese auf ewig abgeschüttelt; sein reiner Geist lächelte nun ihrer nur. Aber es war wohl mehr als bloß Eitelkeit. Er wähnte sich im ersten Augenblicke

mißbraucht, seine Würde verletzt, und sein Zorn entbrannte. Nur einem Freunde konnte er es wieder verzeihen; einem Feinde, ja auch nur einem Gleichgültigen, hätte er solches nie gethan. Niembsch war in gewisser Beziehung ausnehmend stolz, und dieser gerechte männliche Stolz war es eben auch, der ein Dutzend Jahre darnach in einer sehr wichtigen Angelegenheit für ihn zum entscheidenden Ausschlag viel beitrug. Man behalte also gefällig diesen Zug im Gedächtnisse. Uebrigens nehme man auch noch etwa Lenau's Gedicht „Vanitas" zur Hand. Ich möchte darin fast einige Verwandtschaft mit obigem Auftritte entdecken.

Veloz fügte auch noch bei: „Niembsch verehrte sehr Dr. Hartmann, Professor der Pathologie, und hatte auch besondere Vorliebe für diesen Gegenstand. Er kam oft voll Enthusiasmus aus den Vorlesungen Hartmanns, und nannte ihn den größten Mann Oesterreichs."

Ferner: „Sie mochten, mein theurer Schurz, nicht Unrecht haben, wenn Sie in der Skizze über Lenau im Album österreichischer Dichter sagten, daß seine innige Verbindung mit mir auf Entstehung seiner glühenden Polenlieder miteingewirkt haben dürfte. Ja, er liebte jedes freiheitsinnige Volk, und in mir vielleicht mein Land. Es ist viel Eigendünkel in dem jetzt Gesagten; aber es ahnet mir, daß es dem doch so war."

(Im Jahre 1830 war's, daß Niembsch sich selbst umtaufte, indem er unter dem Decknamen „Lenau" vor die Welt trat. Sein Freund Anastasius Grün — dieß ist bekanntlich eben auch nur ein Mantelname — wollte das Gedicht von Niembsch: Glauben. Wissen. Handeln. Ein allegorischer Traum" in Spaun's „Damenzeitung" senden. Die damalige österreichische Druckwehme hätte dessen Erscheinung, selbst auch auswärts, doch nie gestattet; wenn also solche gleichwohl ohne harte Strafe bewerkstelliget werden sollte, so konnte es nur unter erborgter Larve geschehen. Niembsch, sogar auch noch im Unwahren wahr, nahm von seinem Ehrenworte „Strehlenau" die letzten zwei Sylben vorsichtig vors Gesicht, und sprang vor die schöne Welt. Dieß ist also die Geburtsgeschichte unseres geliebten Lenau.)

Samstag, den 15. Mai 1830, traten wir wieder einen kleinen Ausflug zu unserem wiederholt, aber immer gern gesehenen Gutenstein an, in Gesellschaft von Freund Klemm, der in das Haus eines reichen jüdischen

Großhändlers als Erzieher gekommen war, und seines halberwachsenen Zöglings, dem der gnädige Papa die Freude eines Pfingstausfluges gewähren wollte. Ein altes zwölfüberdachtes Bänkewägelchen wurde gemiethet, mit einem noch viel älteren Kutscher, und einem, wenn auch nicht ganz so alten, aber noch viel bedächtigeren, mageren Gäulchen. Wir rückten daher nur ungemein sachten Schrittes vorwärts. Als es hinter Großau ins Waldgebirg bergan ging, stiegen wir alle ab, um dem armen abgelebten Thierchen seine saure Last nach Möglichkeit zu erleichtern. Indessen war es Nacht geworden, die dichte Föhrenwaldung vermehrte noch die Dunkelheit, und das bedauerungswürdige Wägelchen, an dessen Seite wir theilnehmend fortschritten, fiel auf dem elenden Holzwege mit lautem Aechzen aus einem Loche ins andere, die ebendarein auch alle voll Koth waren, denn es hatte hier einige Stunden vorher tüchtig geregnet. Endlich aber stürzten einmal die Räder in solch einen bodenlosen Sumpf, daß das gute Rößlein dieselben nicht mehr herauszureißen vermochte. Da zeigte sich wieder Niembsch in seiner ganzen Niembschheit. „Angepackt!" rief er lachend und sprang an das allerkothigste Rad. Wir sogleich alle nach; sogar der junge Wechsler bekam sein Rad. Im Nu war unter Hurrah das Wägelchen wieder heraus. Hierauf tappten wir uns, kothbedeckt, nach Pottenstein hinunter, wo wir erst zur Gebetsstunde ankamen und nur mit Mühe mehr in dem schon grabstillen Gasthause Aufnahme erlangten.

Am nächsten Vormittag besuchten wir den Luckendorfer Wasserfall. Einige Felsen stehen zerrissen umher in starrem Schrecken, während die schäumend tosende Mira über andere zertrümmert am Wegen liegende siegjauchzend hinabstürzt. Hier sieht man es recht klar, wie viel der auch noch so schwache ruhelos Bewegliche selbst über den stärksten in träger Ruhe Verharrenden vermag.

Nachdem wir uns den ernsten Anblick sattsam betrachtet, verfolgten wir das nun kindlich tänzelnde Schlängelbächlein abwärts. Hiebei prägten sich unsere inneren Gesinnungen wieder deutlich in äußeren Handlungen aus. Niembsch und Klemm, die zwei Ungarn sprangen über die Windungen des Bächleins immer Eines Satzes hinweg, während ich Oesterreicher, gesetzt und schwer, stets harmlos gerade durchwatete, der junge Wiener Zögling jedoch, der weiseste von allen, so lange suchte, bis er richtig

auf großen Steinen einen ganz trockenen und unbeschwerlichen Uebergang fand. Eine Bäurin sah den alten Kindern lange, lächelnd und voll Verwunderung den Kopf schüttelnd, zu.

Von der Heimfahrt nur so viel, daß es anfangs ungemein zu lachen gab, und zwar dadurch, daß Niembsch das schnarrende Ratschen des Jünglings beim Aussprechen des Buchstabens R meisterlich nachmachte. Es ist nichts ergötzlicher, als wenn ernste Männer wieder einmal kindische Kinder werden. Das aber konnte Niembsch manchmal recht von Herzen seyn.

In der Hälfte des Juni 1830 hatte Niembsch bereits wieder zwei Prüfungen abgelegt, wovon eine besonders glänzend. Die dritte und letzte sollte bald nachfolgen; Niembsch lernte, daß ihm der Kopf dampfte. Ich schrieb dieß unserem Schleifer, der mit Beginn des Jahres nach Schloß Ort am Traunsee in Oberösterreich als Pfleger gekommen war. „Deine Nachricht von unseres Niembsch dämonischem Studiren" — lautete die Antwort — „ist mir gar nicht spaßhaft, denn es hat sich schon Mancher zu Schanden gelernt. Ich kann und mag das nicht für gut halten. Das Abarbeiten im Schweiße seines Angesichtes mag der Körper des Pflügers, dem es gilt, und der dabei sich leiblich befinden mag, erdulden; doch auch dieser nicht übermäßig, nicht ohne Rast und Labung. Wenn ich aber sehe, daß ein wackerer Junge, wie mein Niembsch, den Geist einspannt, einjocht und hetzt, wie ein Fiakerroß, so ist das vom Uebel. Und was wird dabei gewonnen? Makulatur für das Gedächtniß und nichts weiter. Fluch über die Stubenhocker, die unsere Studienpläne ausbrüten! Aber die Kerls wissen und berechnen gar gut, daß dieses das sicherste Mittel ist, die Blume des Genies, den Dorn in ihrem Auge, im Keime zu ersticken, zu zertreten." — Und richtig den armen Niembsch wandelte am 14. Juli ein völliger Ekel vorm Lernen an. Er zwang sich, eine Stelle fünfmal zu lesen und konnte sie doch nicht behalten. Er gab einigemal Galle von sich und fieberte heftig. Erschöpft an Geist und Leib fühlte er sich. Die Prüfung, die noch am 20. Juli zu geben gewesen wäre, mußte aufgeschoben und sobald wie möglich eine Erholungsreise zu unserem Freunde Schleifer in die stählende Gebirgsluft angetreten werden. Ich that es mit ihm, in weiterer Gesellschaft eines seiner Bekannten, eines Jägeroberlieutenants, am 4. August mittelst Landkutsche, da eine

Eilwagenfahrt zu angreifend für den Geschwächten hätte seyn können, der übrigens, wie er nur Wien im Rücken hatte, schon sichtbar wieder aufzuleben begann.

Am dritten Tage der Reise übernachteten wir zu Kremsmünster in Oberösterreich. Im Gasthofe dort, auf dem Gange des ersten Stockwerks, sah Niembsch ein grosses Oelgemälde mit Christ am Kreuze hängen; den Kreuzstamm unten umschlingt eine kniende, todtbleiche, wie vom Schmerz ohnmächtige Magdalena; gegenüber aber aufrecht steht die Mutter Gottes zwar thränenden, doch himmelangekehrten, schmerzverklärten Auges, und die zuckende Lippe hauchet voll Ergebung. „Du gabst ihn — nahmst ihn; dein Wille, o Herr, geschehe! — Hinter ihr weint ihr neuer Sohn, Johannes, seinen Gram in das verhüllende Kleid. Das Bild zeigte noch einige Löcher, die demselben im Jahre 1809 von rohen Franzosen gestochen worden waren. Niembsch gefiel das Bild sehr, und er wurde darüber mit dem Wirth bald des Handels eins, so daß er es sogleich zu Schleifer nach Ort mitnahm. Dort kam es einmal zur Frage, welche Gestalt die schönste am Bilde wäre? Niembsch entschied sich rasch für die leidenschaftlichste darunter: Magdalena.

„Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt,"

wogegen ich mich sehr eifrig für die auch im ärgsten Winter grüne Tanne: Maria — aussprach. Schleifers freundliche Gattin, zur Schiedsrichterin erkiesen, äußerte sich ganz nach Schiedsrichterweise: „Sie — wählten die Magdalena; Sie — die Maria; nun, so wähle ich mir — den Johannes!" Der Streit schloß sich so sehr heiter, aber der Ausspruch Lenau's kennzeichnete ihn selbst sehr scharf. Nur Leidenschaftlichkeit, sogar bis zur Bewußtlosigkeit; nur nicht Beherrschung, da sie Kaltsinn scheint! — — Das Bild ist längst schon in meinem Besitze; es soll ein Nachbild nach Rembrandt seyn.

Am vierten Vormittag lagen wir schon in unseres Freundes Armen. Schloß Ort am westlichen Ufer des Traunsees, gerade gegenüber dem ehrwürdigen Traunstein, besteht eigentlich aus zwei Schlössern, wovon

das ältere auf Pürſten im See ſelber liegt, und durch eine Brücke mit dem neueren am Geſtade verbunden iſt. Wenn ich aus unſern Fenſtern in dieſem jenes altergraue ſo ſchweigſam ernſt in den Fluthen ruhen ſchaute, gedachte ich immer Chillons im Genferſee mit ſeinem ſo rührenden Gefangenen. Ich hatte um ſo mehr Grund hiezu, als Schleifer auch gern unſern Lenau mit dem gewaltigen Byron, des Gefangenen Dichter, zu vergleichen pflegte. Unſer Hauptgeſpräch war natürlich immer die Dichtkunſt; wir fanden deſſelben faſt kein Ende.

Gedichtet ward damals von Lenau die vortreffliche „Wanderung im Gebirge", worin die freilich auch unvergleichliche Stelle:

„Süß träumt es ſich in einer Scheune, . . .
Wenn drauf der Regen leiſe klopft;
So mag ſich's ruhn im Todtenſchreine,
Auf den die Freundeszähre tropft,"

den alten Freund Schleifer bis zu Thränen ergriff.

Aber auch die Welthändel beſchäftigten uns oft, denn damals war eben wegen der unterdrückten Preßfreiheit der große Lärm in Paris losgegangen, und Karl der Zehnte verjagt worden. Allein neben Gemüth und Verſtand fand auch der Gaumen köſtliche Labung. Frau Nani, unſeres Freundes noch eben ſo hübſche, als gutmüthige Gemahlin war aus allen Kräften bemüht, uns — wie ſie ſich gut öſterreichiſch ausdrückte — „ein biſſl was hinauf zu füttern." Bei mir gelang es ihr auch ſichtbar; minder bei Niembſch, was ihn in den Verdacht bei ihr brachte: er müſſe doch wohl minder gut ſeyn denn ich. Gleichwohl ließ auch er es ſich gut ſchmecken, vor allem gebackene Teigrollen, mit ſüßer Salſe gefüllt; dieſe waren und blieben ſein Leibgericht.

Aber auch das Ohr genoß köſtliche Schmauſe. Nach Tiſche machten wir gerne von Ort zu heilſamen tauſend Verdauungsſchritte ins nahe Gmunden zum damaligen Schullehrer, deſſen Tochter, ein in jeder Beziehung wohlgebildetes und hochachtbares Mädchen, mit ebenſo viel Gefühl als Kunſt ſang, wobei ſie ſich ſelbſt auf den Taſten begleitete. Sie durfte uns faſt nichts als „Schubert" ſingen, welcher leider damals ſchon todt war. Nach einer Mittheilung des Dichters Frankl S. 34 ſagte Niembſch einmal lächelnd: „Wie Alexander klagte, daß er keinen Homer habe, ſo

ſchmerzt es mich, daß Schubert vor dem Erſcheinen meiner Gedichte geſtorben iſt.“ Es läßt ſich daher leicht erklären, wie er nur immer ihn ſich verſingen ließ.

Der damaligen ſüßen Schwelgerei Lenau's in Schubert iſt es wohl auch vorzüglich zu verdanken, daß er dieſen im nächſten Jahre (1831) nach Schwaben heiß mit hinaustrug, „woſelbſt — wie Frankl meldet — Schubert bis dahin noch völlig unbekannt geweſen, welchen Geſchenkes an die Schwaben ſich auch Lenau öfters ganz beſonders rühmte.“ Gleichwohl ſoll er ſich in ſpäteren Jahren (nach Emma Niendorf, S. 11) immer mehr von Schubert entfremdet haben. Nicht daß dieſer keinen Eindruck mache; er errege ſehr; aber Diſſonanzen, die er nicht harmoniſch auflöſe; er ſey zu warmblütig; er wühle ſo viel auf; es ſey eine ſentimentale Verliebtheit. In Beethoven dagegen Alles idealiſirt — Liebe und Schmerz. — Dieſes Urtheil dürfte von Niembſch in ſo ferne einigermaßen Wunder nehmen, als er ſelbſt in ſeinen Gedichten manche Diſſonanz unaufgelöſet ließ.

Wir unternahmen drei größere Ausflüge von Ort. Unſer erſter war der weiteſte; er erſtreckte ſich bis Hallſtatt. Wir beſtiegen mit Schleifer am 10. Auguſt des Morgens ein Schiff in Ort und ließen uns den grünen See entlang wiegen. In Traunkirchen, das wie eine Seeburg prangt, ſtiegen wir aus und beſahen die ernſte Kirche, und dann das ſtille Klöſterlein, worin einſt Nonnen und dann Jeſuiten gehaust. Lenau hatte nicht wenig Luſt, ſich auch dort einſam anzuſiedeln. Darauf ruderten wir bis an das obere Ende des See's, nach Ebenſee, und fuhren dann mit Poſt nach Iſchl, das damals noch minder reich beſucht war. Die Lage von Iſchl gefiel Niembſch ſehr; doch ließ er ſich nicht träumen, daß er es ſpäterhin faſt Herbſt für Herbſt wiederſehen würde. Es war gewöhnlich ſeine Raſtbank auf den ewigen Wanderungen zwiſchen Wien und Stuttgart.

Abends waren wir in Hallſtatt, deſſen ſchauerlich wilde Lage bekannt iſt. Wir ſtiegen ſogleich zum Gottesacker empor, der um die alte Kirche herumruht. Viele Gräber haben Kreuze mit vortrefflichen Aufſchriften, die an dieſem feierlichen Platze tief ergreifen. Unter einem grauen Nebenkirchlein befindet ſich ein Beinhaus, durch deſſen Gitter klafterhoch aufgeſchichtete

Todtenſchädel trübſelig herausgucken, deren jeder den Namen ſeines vorigen Beſitzers an die Stirne geſchrieben trägt. In der Außenmauer aber iſt eine kleine Niſche, woraus [illegible]neeweißer Todtenkopf unverwandt in die düſtere Gegend hineingrinst. [illegible]s wir das erſtemal dort waren, dämmerte es bereits, und der Eindruck war auf uns alle, Niembſch, Schleifer und mich, ſo ſtark, daß wir ganz traurig und ſtille wurden. Niembſch und ich gingen ſpäter abermal hinauf, als die Sterne ſchienen und ein laues Lüftchen über die Gräber hauchte. Lange ſaß Niembſch, der Vergänglichkeit Sänger, unter den Vergangenen, mit in die hohle Hand geſenktem Haupte, indeſſen ich von dem Grabtuche des dunklen See's mild freundliche Sterne im Widerſcheine tröſtlich heraufblinken ſah. Unſere Trauer ward ein ſanfter Ernſt.

Dieß war ein würdiges Seitenſtück zu unſerem Mondſcheinfriedhofe bei Starhemberg und zur hehren Mitternacht in der Steinapinſtingklauſe.

Den nächſten Morgen wandelten wir durch ein einſam Schluchtenthal voll rieſiger Felsblöcke und übermooster Gerölhügel — wir werden ſpäter eine holdere Geſtalt über letztere klimmen ſehen — zum herrlichen Strubbach, dem Tachſteingletſcherjungen, der mit unbezähmbarer Wildheit jauchzend über die Mauern herab ins Thal ſpringt, daß ihm die naſſen Locken im Winde weithin ſich zerſtäuben.

Bis Abends gelangten wir glücklich in unſer geliebtes Ort zurück, eine neue Welt im Buſen.

Lenau's Geburtstag, den 13. Auguſt, wollten wir auf dem Traunſtein feiern. In zwei Drittel Höhe von dieſem ruht ein ſtiller, kleiner See, der Laudachſee, zur Hälfte von ſenkrechten ſpitzen Felſen, Orgelpfeifen gleichend, umſtanden; das dieſſeitige Ufer dagegen iſt flach, dicht umwaldet, und nicht ohne einiges Schilf, das ſchwermuthsvoll mit einem einſamen Hüttlein koſet. Hieher lagerte ſich, nach ein paar Stunden ſteilen Klimmen, unſere Geſellſchaft, von einer Sennin vermehrt, welche die eigene Kunſt verſtand, ſo eigenthümlich abgebrochen zu jauchzen, daß der vielfache Widerhall der zerriſſenen Felſen jenſeits des See's nicht ſowohl ihre Töne wiederzugeben, als vielmehr ſolche zu einem mehrſtimmigen, faſt abenteuerlichen, aber zugleich höchſt ſchönen Liede zu verflechten und zu ergänzen ſchien. Die Felſen belebten ſich ordentlich an der Maid

(ſ. Lenau's Gedicht: „die Sennin.“). Hier ſey unter einem eines anderen abſonderlichen Echo's nebenbei erwähnt, das Niembſch in ſpäteren Jahren bekannt wurde, und zwar beim hinteren Langbathſee nächſt Ebenſee, wenn kein Irrthum obwaltet. Niembſch nahm einen Burſchen dahin mit, „denn man muß im Gebirge immer wiſſen, was man braucht,“ ſetzte er lächelnd hinzu. Dieſer Burſche mußte ihm pfeifen. „Das war aber merkwürdig, es war, als wenn lauter Vögel in den Felſen ſäßen.“ (Niendorf 151.)

Das war ein fröhlicher Lenau-Geburtstag, ſein neun und zwanzigſter. Lenau zeichnete an Ort und Stelle ſich ſelbſt und einen gemüthlichen Gmundner Kaufherrn, wie er ſelbſt — die Führerin und dieſer — die Sennin traut umſchlang, während wir übrigen drei: der Jägeroberlieutenant, ich, und der ſchmucken Führerin Bruder, ein heiterer, friſcher Burſche, die vollen Gläſer hoch anſtießen. Dieß Blatt, von ihm der Großmutter nach Wien geſandt, entlockte ihr lautes Gelächter.

Einen nicht minder ergötzlichen Abſprung machten Lenau und ich ganz allein in die Piechtau nach Neukirchen. Aus der Piechtau kommen die Sturmwinde, die den See brüllen machen und mit Schaum bedecken, und dieſe Piechtau brauet die Hagelgewitter, welche häufig dort die Saaten bis auf den letzten Halm zerſtören. Nur durch eine mäßige Höhe vom Traunſeekeſſel getrennt, iſt ſie bedeutend doch ſchon rauher als wie dieſer. Wir gingen hinüber, uns das Ungethüm zu beſehen, da aber eben ein ſehr ſchönes Wetter war, ſo lächelte uns jenes gar lieblich an, und wir wurden an ihm ganz irre. Auch die Menſchen ſogar ſchienen uns faſt noch freundlicher als irgendwo, wenigſtens die Frau Wirthin in Neukirchen, ſehr hübſch, von etwa gegen die dreißig, und ihr holdes Jungfer Schweſterlein, von etwa gegen die zwanzig. Die letztere hieß Zilerl, d. i. Cäcilia. Lenau, der, wenn er aufgelegt war, äußerſt liebenswürdig ſeyn konnte, neckte ſich baß mit Zilerl, und ſo blieb mir die Wirthin zu unterhalten, während ſie beide ein treffliches ländliches Mahl uns bereiteten. Da geſchah's, daß Zilerl einen vorübergehenden Burſchen, dem ſie etwas aufzutragen hatte, bei ſeinem Namen „Ruderl“ (Rudolph) anrief. Darob war bei Lenau der Teufel plötzlich völlig los, und er konnte ſich vor Lachen kaum mehr halten, denn nicht bald ſchienen ihm zwei Namen beſſer

sich zusammenzuschicken, als Ruderl (Ruderlein) und Zilerl (Kähnchen, von „Zille", Kahn); und er erbot sich sogleich selbst mit maßlos steigendem Gelächter für ewig dem „Zilerl" zum „Ruderl." So vermochte denn auch einmal ein einziges kleines Wort den Dichter, den oft nur ein Wörtlein schon zum Tode betrübt machen konnte (s. „Leichte Trübung"), zum freilich geringen Entgelt auf den Gipfel harmlosester Lustigkeit zu erheben.

Das Schäckern dauerte bis Nachmittag. Da schlichs plötzlich an den Fenstern vorüber, und zwei Augen blitzten ins Zimmer herein. Der Herr Wirth war heim. Es grollte wie Riechtaudonner dumpf, und wir empfahlen uns dem Herrn, bei dessen unfreundlichem Anblick uns eine Ahnung anwandelte, daß es denn doch in der Riechtau böse Stürme und Hagelschläge geben könnte.

Gleich darauf, Anfangs September 1830, mußte der völlig wiedergestärkte Niemsch unmittelbar nach Wien zurück, um sich für die rückständige Prüfung vorzubereiten; ich aber, da ich noch vierzehn Tage Urlaub hatte, ging noch zum Gollinger Wasserfalle und zu dem ihm nahen Salzaöfen in Salzburg und zum Königssee in Berchtesgaden. Beide riefen wir, indem wir von Gmunden Abschied nahmen, die Schlußworte meines Gedichtes „Gmunden":

„Ach, Gmunden, immer, immer schön,
Dir laß' ich meine Seele!"

Niembsch wohnte in Wien jetzt bei uns, am Alserglacis, im Schwarzspanierhaus, Z. 200, das ehemals ein Kloster für aus Spanien gekommene schwarzbekuttete Mönche war, und dadurch sehr merkwürdig ist, daß der große Beethoven im Jahre 1827 darin starb. Das Zimmer, worin nun Lenau dichtete, und worin vielleicht noch fünfzig Jahre früher ein finsterer Mönch sich blutig geißelte, lag rückwärts im zweiten Stock, und sein Fenster, das äußerste, sah gegen den damaligen sehr schönen und großen Garten. Niembsch lernte eifrig. Aber noch in dem nämlichen Monate erkrankte die sonst noch sehr rüstige Großmutter heftig und starb den 26. September 1830 am Brande der Alten. Es war kein gültiger letzter Wille vorhanden, und so wurde das hinterbliebene Vermögen von beiläufig 30,000 fl. in Silber nach dem Gesetze zu gleichen Theilen den

drei Enkeln, Thereſe, Nikolaus und Magdalena, zugeſprochen. Kaum ſah ſo Niembſch für längere Zeit ſeine Zukunft geſichert, ſo beſchloß er, die ihm ſchon ſo bitter verhaßte Schullernerei, die er nun ſchon durch mehr als zwanzig Jahre wie in der Frohne betrieb, wenigſtens vor der Hand, auszuſetzen. Vergebens beſchworen ihn ſeine Freunde, er ſollte mindeſtens die ſchon ſo nahe Meiſterweihe in der Heilkunde noch erſtreben, damit wenn die mäßige Erbſchaft, deren Zinſen ihm kein genügendes Auskommen gewährten, allmählig zerſchmölze, er ihr unbekümmert nachblicken könnte. Insbeſondere ſchrieb ihm in dieſer Angelegenheit Freund Schleifer am 13. November 1830.

Mein theurer Freund!

Empfange aus vollem Jubel meines Herzens den Glückwunſch zu dem ſchönen Looſe der Freiheit, des herrlichſten Geſchenkes, das Gott nur ſeinen Geliebteſten aufbewahrt; ich fühle den hohen Werth ſolch eines königlichen Lebens ſo gut als Du, und theile das erhebende Gefühl Deines Buſens. Auch die Begeiſterung, mit der Du Deiner Braut, der Muſe, gedenkſt, findet ihren treuen Wiederhall in meiner Seele; ja, dieſe Braut iſt Deiner und der Liebe aller Edlen werth, und ſie wird nicht ermangeln, mit reichem Segen ihrem hochherzigen Paladin zu lohnen; aber ... ein aber noch? — Ja, dieſer Paladin muß noch mehr thun, als ſeiner Braut anhangen, und nur mit den Preiſen geſchmückt, die er für die Sache der Menſchheit gewonnen, darf er nun die ihrigen in die Schranken treten. Alſo nicht ſollſt du Arzneikunde üben, nur damit Du von ihren Spenden den Bäcker- und Fleiſcher-, den Schuſter- und Schneider-Conto befriedigſt, ſondern damit Du hier einen Vater ſeiner jammernden Gattin, ſeinen vor Angſt ſinnloſen Kindern wiedergibſt; dort einer verzweifelnden Mutter den einzigen Sohn, und dort einem trefflichen Mädchen ihr Eins und Alles auf Erden, ihren Bräutigam, retteſt; und dafür forderſt Du nicht den gemeinen Taglohn der Viſitenmacher, den verſchmäheſt Du! ſelbſt die Thränen des Dankes und Entzückens der Geretteten genügen Dir nicht, aber mit dem Göttergefühle des Bewußtſeyns Deiner That ſollſt Du heimkommen in die ſtille Kammer Deiner ſüßen Braut, und ihre Umarmung voll Inbrunſt wird Dich emportragen durch alle Himmel, und Geſichte wirſt Du ſchauen, zu denen hinan noch keines Sterblichen

Auge ſich gewagt hat. Ein reiches Talent war Dir verliehen, und Rechenſchaft wirſt Du geben, wie Du damit gewuchert haſt; es gibt, ja es gibt ein zweites ſchöneres Daſeyn, und eben des Dichters glühender Durſt ſpricht dafür als ſeines vorausgeſandten Herolds, und es ſteht nur bei Dir, ob jene Ringer auf dem Sterbelager Dir jenſeits mit dem freundlichen Lächeln des Dankes, oder — verſäumt und verlaſſen von Dir — mit trotzig abgewandtem Geſichte, wie Dido dem Aeneas, begegnen ſollen.

Du ſiehſt wohl, ich könnte Bögen voll ſchreiben, wollte ich meine Anſicht ſchulgerecht vertheidigen und durchführen; doch wozu? Ich habe meine Pflicht gethan und geſprochen; erfülle nun Du die Deine, und denke darüber nach. Schwerer und mühvoller iſt allerdings das Ziel, das ich Dir ſtecke, zu erringen; aber das darf dich nur anſpornen, nicht zurückſchrecken.

O mein edler Freund, welch ein Gedanke, wenn ich, mein Weib, meiner Kinder eines krank würde, und Du unſer Arzt, unſer Retter! — Und doch, um ganz ehrlich zu ſeyn, muß ich Dir ſagen, nachdenken magſt Du wohl über meine Worte, aber entſcheiden dürfen ſie nicht; denn von Dir in der ſtrengſten Perſönlichkeit iſt die Rede. Greif' in Deinen Buſen und handle! Nach dem Sinne eines Andern kann niemand leben und gedeihen.

Lenau blieb bei ſeinem Entſchluſſe. Er verſprach, wohl mehr nur zur Beſchwichtigung ſeiner Freunde, ſich's angelegen ſeyn zu laſſen, zu Würzburg oder Heidelberg, wo es ſchneller ginge, das Doktorat zu erlangen. Vor allem wollte er jetzt ſeine Gedichte ſichten und ſammeln, und da er ſie in Oeſterreich unmöglich herausgeben konnte, ſie zum Drucke nach Stuttgart tragen, wenn ſich dazu nicht etwa anderwärts Gelegenheit böte. Zu dieſem Ende ſchrieb er dann auch an Braun von Braunthal nach Berlin, mit dem er in Wien viel Umgang gehabt, und der ſich damals als Dramaturg des königsſtädtiſchen Theaters zu Berlin befand. (S. „der Wanderer." Wien 14. März 1851. B. 123.)

Wien, den 17. Juli 1831.

Lieber Braunthal!

Ich hatte eine große Freude darüber, daß Sie meiner gedachten, und ſo warm, ſo freundlich gedachten. „Ein Gedicht iſt kein Glaubens-

bekenntniß," sagt Eulogius Schneider in seiner Vorrede, dieser alte Esel; er hat aber Recht. Was mein Braunthal in einem Gedichte über Freundschaft sagt, kam auch nicht vom Herzen; gerade der ist einer von den wenigen, denen es nicht genug ist, die Freundschaft zu nennen. — Also Sie sind starken und guten Muthes. Das ist recht, und ist, was mich an Ihnen immer erfreut hat. Hätte ich nur auch diese herrliche Zuversicht, dieses Selbstvertrauen! Sie treten kühn unter den wühlenden, polternden, schweißtriefenden Menschenhaufen, und rufen mit starker Stimme: „Haltet ein! Wischt euch die Stirne ab; ich werd' euch ein Lied singen, das euch erquicken soll und laben; horchet!" Der Schwarm steht still, lauscht, und ist beglückt durch die Gabe des Sängers. Dieser Stolz, der zuversichtliche, mit dem Sie sagen: „meine Lieder müssen gefallen!" ist eben ein Bürge dafür, daß Ihre Lieder von oben sind, daß Sie, von Weihe durchdrungen, sich als den Geschäftsführer der allerhöchsten Majestät, des Liedergottes, fühlen; daß Sie es als einen zufälligen Umstand betrachten, warum er gerade Sie zu seinem Gesandten erkoren und Ihnen das Creditiv geschrieben hat auf Herz und Stirn. Sie reden im Namen Ihres Herrn; darum so keck, darum aber auch so schön. — Ich lebe auch, bin auch gesund, und seit ich Ihren Brief erhalten, gesunder als zuvor. Gesundheit ist auch ansteckend. Die Post ist das einzige Fenster, durch welches manchmal frische Luft hereinstreicht in unser großes Nosocomium, wo Kranke aller Art herum liegen, von denen einige unter ihrer Decke schreiben, denen aber die wohlmeinende, aufsichtige Wärterin Censur von Zeit zu Zeit ihr kühlendes Elixir herumreicht. Doch vielleicht wird die gute Frau doch einmal abgedankt. Doch nihil de odeosis! „So höre doch einmal auf mit deinem doch, du schlechter Prosaist!" werden Sie ausrufen. Ich habe seit Ihrer Abwesenheit wieder einige Gedichte gemacht. Meine Sammlung wünschte ich herauszugeben unter einem Pseudonym. Wissen Sie mir nicht Rath dazu? Kennen Sie in Berlin keinen Verleger? Ich würde Ihnen das Manuscript schicken. Sie sind der einzige Mensch, in dessen Hände ich meine Gedichte, mein um und auf dieses Lebens, vertrauen möchte. Schreiben Sie mir darüber. Wenn Sie im Mai noch in Berlin sind, sehen wir uns vielleicht, da ich nach Schlesien reisen werde, von wo aus ein Abstecher zu Ihnen nicht viel

Umſtände machen dürfte. Ich möchte Sie in Ihrer dermaligen Thätigkeit gar ſo gerne belauſchen, wie Sie durch Ihre vielartigen Geſchäfte mit ruhiger Fauſt hindurch ſteuern; Sie freuen und ſehnen ſich nach unſerem Oeſterreich zurück. Ja das Land! das Land iſt göttlich; noch göttlicher durch den Contraſt der Menſchen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergſtröme ſtürzen, Lawinen donnern; das geſchwächte Herz des Menſchen zuckt im Staube und kann an den kühnen Felſen nicht hinauf klettern zu hohen Gedanken und Empfindungen. Einſt waren die Menſchen hier gewiß anders; einſt haben tapfere Männer, heldenmüthige Ritter hier gelebt. Aber was uns an jene Zeiten erinnert, ſchmerzt uns. Jede Burgruine kommt mir in dieſem Lande vor wie eine verſteinerte, bittere Lache der Zeit, die vom grauen Geſtein herabgrinst in das entartete Herz.

Das Gedicht, ſo Sie mir geſchickt, hat mir recht gefallen. Es herrſcht darin eine beſonnene Begeiſterung, wie ſolche vielleicht nur Ihnen eigenthümlich iſt. Auch den Wogen Ihres Buſens, wie den Wogen des Lebens, rufen Sie ein gebieteriſches: quos ego! — Neues weiß ich Ihnen nichts zu ſchreiben, als daß ein Luſtſpiel von H., genannt: „Das Luſtſpiel," auf dem Burgtheater geſpielt worden, und daß der Verfaſſer dabei ſeinen Ruf als dramatiſcher Dichter verſpielt hat. Das iſt nun freilich kein Morgenſtrahl für Oeſterreichs goldene Zeit, die Sie mir in Ihrem Briefe verheißen; aber ich glaube doch an eine ſolche.

Schreiben Sie mir ja recht bald und ſchicken Sie was Neues von Ihren Gedichten.

Leben Sie wohl und denken Sie an Ihren Freund Niembſch.

Niembſch an Braunthal.

Wien, den 11. Mai 1831.

Mein theurer Braunthal!

Vergib, daß ich Dir erſt heute ſchreibe. Ich war krank, und zwar an einer Gallſucht! Gelb die Haut bis unter die Haare, gelb das Auge und alles, was ich damit anſah. Nun verſchwindet das Uebel wieder langſam; es hat mir gerade keinen Schmerz verurſacht, aber eine große

Niedergeſchlagenheit, Mattigkeit, Unbehagen, und du weißt, das iſt ärger als Schmerz. Nun bin ich ein Geneſender, und zwar ein Geneſender im Frühling! Ich mache nun täglich meinen Spaziergang ins Grüne: wir haben herrliches Wetter, die Bäume ſchlagen aus, die Vögel ſind wieder da mit ihren Geſängen, und mein Herz iſt voll ſüßer Freude, ſeit mir der Lenz hinein geweht! Siehſt Du, Freund, das wollt' ich abwarten, bis ich Dir ſchriebe; ich hätte es als einen Verrath an mir ſelbſt betrachten müſſen, hätt' ich dir früher geſchrieben und deinen in jeder Hinſicht und durchaus herrlichen Brief nicht heiterer Seele beantwortet.

Es frohlocket in mir die Ueberzeugung, zwei Künſtler können Freunde ſeyn, ja ein Künſtler kann nur einen ſolchen zum Freunde haben. Ein Ziel! aber nicht ein Weg dahin! Zu ſehen, wie der Freund ſich Bahn macht, wo noch keiner gegangen, wie Felſen, die einen andern in die Tiefe ſchleuderten, ihm dienſtbar ſind und ſeiner Sohle liebkoſen; wie Abgründe ſo zahm um ſeine Pfade herum liegen, und ſich fürchten, ihre Schrecken vor dem zu zeigen, der ſie hinweg lächelt in ſeiner männlichen Sicherheit; zu ſehen, wie er ſo weiter ſchreitet immer dem Ziele zu, iſt das nicht gerade die höchſte Freude der Freundſchaft? Kann ein Dichter einen Menſchen zum Freunde haben, den er gerade in den ſchönſten Stunden ſeines Lebens, in den Stunden der Weihe, nicht mitnehmen kann in die ſelige Heimath hinauf, ſondern zurücklaſſen muß auf der Erde, und als Ballaſt über Bord werfen? Deinem Innerſten kann ein ſolcher Menſch nie nahe kommen; als ein Fremder muß er dir erſcheinen, der eine ganz andere Sprache ſpricht, und die deinige nicht verſteht.

Colliſionen können unter Künſtlerfreunden auch nicht entſtehen, denn gewiß, zwei wahrhaft originelle Menſchen werden ſich nie auf den Fuß treten; die Sterne ſtoßen nicht zuſammen, die Vögel der Luft fliegen ſich nicht in den Weg; in den Weg kann man ſich nur treten, nur die Heerde, die das Leben durch ſeine engen Straßen treibt, ſtoßt und reibt ſich. Wenn Seneca ſagt: „non arietant, nisi in eodem ambulantes," ſo hat man das ambulantes nicht ſo ſtreng zu nehmen; das iſt mehr das Drängen und Treiben der arbeitenden Menſchen, als das freie Luſtwandeln des künſtleriſchen Lebens. Freilich müſſen die wie zwei Böcke

einander fahren, wenn ſie ſich auf einem Plätzchen begegnen, wo beide zugleich den breiten, platten Fuß ihres Eigennutzes aufzuſetzen begierig ſind.

Mein theurer Braunthal, o wärſt Du hier! Mir iſt immer, als ob wir uns nie mehr ſehen würden. Ich bin ein unſtäter Menſch auf Erden. Wäreſt Du hier, daß ich den Frühling mit Dir genießen könnte! Mich hat in meinem Leben kein Frühling ſo gefreut, wie dieſer. Mich hat eine unwiderſtehliche Sehnſucht überkommen, fort zu gehen ins Gebirge; in einigen Tagen geſchieht es, könnte es mit Dir geſchehen!

Ich danke Dir für Deine Sorgfalt in Betreff der Herausgabe meiner Gedichte, daß Du mir den Copiſten genannt und die Wege angezeigt, wie ich meine Kindlein hinausbringen ſoll. Copirt werden ſie bald ſeyn; ob es aber räthlich, ſie mit dem Poſtwagen abzuſchicken, bezweifle ich.

Hier überſende ich Dir ein Gedicht mit der Bitte, es baldigſt drucken zu laſſen; das Wo bleibt Dir zu beſtimmen.

Ich ſchreibe Dir bald wieder. Lebe wohl, ich umarme Dich. Dein Freund Niembſch.

Das überſendete Gedicht war: „Die Zweifler.“ v. Braunthal ließ es in dem Berliner Tagesblatte „Der Freimüthige“ abdrucken.

Lenau hatte im Hornung geſchrieben, daß er nach Schleſien reiſen würde. Seine Abſicht war geweſen, ſeinen Freund Fritz Kleyle zu Friedeck in kaiſerlich Schleſien, woſelbſt derſelbe Oberleiter der Erzherzog Karlſchen Güter geworden war, wieder einmal zu beſuchen. Die Gelbſucht, die ihn befiel, hielt ihn davon ab. Um dieſe zu vertreiben, band ihm ſeine Schweſter, meine Frau, einen Aalfiſch zwiſchen die Schultern. Es half ihm aber nicht, weil er ſich darüber nicht entſetzte.

Im Mai ſchrieb er, demnächſt ins Gebirge fortgehen zu wollen. Er hatte ſich durch ſeinen Freund Berke, welcher zu Güns in Ungarn, unferne der öſterreichiſchen und ſteiriſchen Grenzen, in herrlicher Gebirgsgegend wohnte, ein Stündchen davon zu Rattersdorf ſchon ein Stübchen in einem Bauernhauſe für einige Wochen miethen laſſen. Er ging aber auch hieher nicht, weil dazumal die Gallbrechruhr dort drohte, von welcher

er leicht in den dortigen bekannten „verdammten“ Gottesacker hätte geliefert werden können. Das sehr liebliche Gottesäckerchen dort wird nämlich weder von Planke noch Mauer, sondern nur von einem kleinen Damm umschützt, der wohl zwar das größere Vieh davon abhält, die Hühner der nahen Hütten aber nicht, welche ganz harmlos ihre Eier in das Gras der Gräber legen. Wie traulich gesellen sich so Leben und Tod!

Zweiter Abschnitt.

Die zwei „prägnantesten" Jahre.

Lenau wollte also von Wien nach Stuttgart, um dort seine Gedichte herauszugeben. Hiezu trieb ihn nicht nur wohlanstehender Ehrgeiz, nicht bloß die kühne, erhabene Lust, den Flügelgaul vor den Augen einer bewundernden Welt zum Himmel empor zu spornen, auch irdische Vorsorge nöthigte dazu. Lenau war nie ein Verschwender, aber er meinte denn doch: ein Edelmann, und zumal ein Dichter, der auf der Höhe der Menschheit geht, dürfe nicht wollen wie ein Schuhknecht leben. Zu seinem Bedarfe reichte aber der Ertrag des nur sehr mäßigen Vermögens, das aus Bankantheilen und Staatsschuldbriefen bestand, bei weitem nicht hin.

Ueberdieß war aber zu jener Zeit, wo Frankreich, Belgien und Polen in Aufstand sich befanden, und es sogar in Deutschland mächtig gohr, der Geldmarkt äußerst schwankend. Lenau befürchtete eine große Entwerthung seiner Papiere, wenn er sie nicht bald verkaufte. Auch hatten ein paar Börsenmänner unter seinen Bekannten ihn aufgemuntert, unter solchen Schwankungen, wo ein günstiger Wurf über Nacht einen bedeutenden Gewinn bringen könnte, auch sein Glück zu versuchen: „Wer wagt, gewinnt!" Er thats, aber nicht mit gehofftem Erfolge. Wie könnte auch ein Dichter auf diesem Wege gedeihen! Mit vielleicht schon gehälftetem Vermögen begab sich Lenau Ende Juni 1831 nach Stuttgart auf den Weg; aber bereits damals trat aus dem Hintergrunde sein Plan zuweilen hervor, den Rest seiner Baarschaft nach Nordamerika zu flüchten, und Ländereien dort zu kaufen, deren Wälder in reichliche Gelder sich verwandeln sollten.

Der Abschied fiel ihm denn doch sehr schwer, aber unendlich schwerer

nach ſeiner treuen Schweſter Thereſe. Sie war Anfangs Juni mit den Andern nach Mödling gezogen, nachdem er ſich ſchon früher ein Zimmer in der Stadt, in der Kärnthnerſtraße, im Eckhauſe der Himmelpfortgaſſe, 967, neben dem Gaſthofe zum Erzherzog Karl, genommen. Beim Abſchiede in Mödling ſchnitt er ihr eine Haarlocke ab, die er mitnahm. Als er dreizehn Jahre darnach dieſe zufällig wieder einmal zu Geſichte bekam, benetzte er ſie noch mit Thränen der Rührung. Sie iſt noch verhanden. Kaum war er von Mödling fort, ſo ſchrieb ihm ſeine Schweſter nach Wien nach:

Liebſter Franz! Deine Reiſe macht mir viel Schmerz; unzählige Thränen habe ich heute ſchon vergoſſen. Wann werde ich Dich wiederſehen, mein Franz? Sage mir etwas Tröſtendes! Ein Jahr iſt eine ſehr lange Zeit; mir iſt ſo bange um Dich. Beginne nichts Außerordentliches, lieber Bruder! und ſchone Deine Geſundheit, wenn Du das Spital beſuchſt; ich beſchwöre Dich darum. Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe! Lebe wohl und denke an Deine traurige Schweſter Thereſe.

Seine Antwort darauf, ein ganz kleines graues Zettelchen, welches Thereſe noch immer wie ein Heiligthum bewahrt, lautet alſo:

Liebe Schweſter! Mir iſt ſehr leid, daß Dir meine Abreiſe ſo viel Kummer macht; ich hoffe, daß Du mir eine Schweſter biſt, wie wenige ſind, ſo wie Du überhaupt ein Weib biſt, wie es wenige gibt auf Erden. Mit ſchwerem Herzen verlaſſe ich Dich, Du meine liebe gute Reſi! Ich komme gewiß bald zurück. Ich verſpreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlaſſe, ſo lange Du darin biſt, und daß ich die Erde nicht verlaſſen möchte, ginge mir es auch noch ſo ſchlecht, ſo lange Du ſie mir durch Deine Liebe verſchönſt. Ich umarme Dich mit aller Liebe, die Du verdienſt. Gott ſegne Dich und die Deinigen. Dein Bruder.

Am 9. Juli 1831 ſchrieb mir Niembſch aus Gmunden:

Mein lieber Bruder!

Du haſt Dich nicht verrechnet, ich bin ſeit dem 3. in Gmunden. Es hat doch einen eigenen Zauber, dieſes Gmunden, und wie vor einem

Jahre, fühl' ich das Bittere des Scheidens auch jetzt. Uebermorgen, d. i. den 11., reise ich ab nach Salzburg.

Bruder! ich umarme Dich herzlich in Gmunden, unserem geliebten! Wie schön ist es hier, wie schnell sind mir die Tage wieder vergangen! Wenn nur Du hier wärest! jeder Busch, jeder Stein, jede Welle scheint mich nur mit holder Freundlichkeit zu grüßen und zu fragen: hast du den nicht mitgebracht, der uns so schön besungen? Auch die Menschen haben so gefragt, besonders unsere trauten Wirthe zu Ort. Da wurden denn wieder Pfannenkuchen gemacht, und frohe Gesichter, wenn ich weidlich einhieb in diese wahrhaft klassischen Nellen, bullas aureas.

Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr ½ Stunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgel und seine Schwester Nani; er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche klanängige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger eben sagte: „das ist recht! so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, so werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinaufsaufen." Und es ging trefflich; in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth! Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte: „jetzt kommt eine gefährliche Stelle!" so lachte ich und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtisch unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „das ist Kuraschi, da ist noch keiner von den Stadtherren aufgetreten." Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit; er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens, eine solche mußt auch Du genießen. Das ist eine Freude! Trotzig

hinabzuſchauen in die Schrecken eines bodenloſen Abgrundes und den Tod heraufgreifen ſehen bis an meine Zehen, und ſtehen bleiben, und ſo lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz ſehen, bis es ſich erheitert, gleichſam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menſchengeiſtes, bis es mir ſchön wird, das ſchreckliche: Bruder, das iſt das Höchſte, was ich bis jetzt genoſſen, das iſt ein ſüßer Bergeſchmack von den Freuden des Schlachtfeldes. Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommſt, geh zum Jagerbiesl hinterm Traunſtein: ſein Sohn Hansgirgl ſoll Dich auf den Traunſtein führen, und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus, und denke dann in der ſeligſten Minute Deines Lebens an mich. Du wirſt mich dann noch mehr lieben. Ich brachte dann den größten Theil des Tages auf der Spitze des Berges zu. Ha, wie ſchmeckte das Pfeifchen Ungartabaks! Wie ſchmeckte der treffliche Wein und der Blick aus dem blauen Auge des Mädleins! Vivat Traunſtein! Abends um 6 Uhr ging es hinab, rüſtig und ſchnell, in ¾ Stunden waren wir unten in der Waralm; ich lernte den Gebrauch des Bergbeils bald; ſtellenweiſe fuhren wir auch ab über das Gerölle, thaten manchen luſtigen Sprung, und trieben allerlei Kurzweil, beſonders über ein Pflänzlein, an der Spitze des Traunſteins gepflückt, und Nimmernix genannt. Du erhältſt es in dieſem Briefe. Die Sennmaen geben ihren Burſchen, wenn ſie von ihnen beſucht werden, immer einen Blumenſtrauß; findet ſich darin dieſes Nimmernix, ſo iſt es nix. Mit unſerem lieben Schleifer habe ich einige Wetterſtunden verlebt; ich finde ihn heiterer als voriges Jahr. Und nun ſeyen die letzten Zeilen meiner lieben Schweſter geſchrieben. Sie erſcheint auf dem Boden dieſes Briefes, wie ſie auf dem Boden meines Herzens ruht. Du liebe, gute Schweſter! wie oft hab' ich an Dich gedacht, und Dein weinendes Antlitz geſehen in der Ferne! Bruder, Du haſt ein edles Weib, bewahre ſie wie Dein Auge.

Nun lebt wohl, meine Lieben, ich küſſe euch herzlich, euer treuer Bruder Franz. Meine Adreſſe erhältſt du von München aus. Lebt wohl! — Grüße meine Freunde; bald ſchreib ich einem und dem andern.

Man ſieht aus dieſem begeiſterten Briefe, welchen ungeheuren Eindruck die ſo ſchönen öſterreichiſchen Alpen auf den empfänglichen Sohn

der unermeßlichen ungarischen Flächen zu machen pflegten. Ferner zeigt uns seine Erzählung, wie reich auch Lenau mit Körperkräften ausgestattet, wie muthig, ja, wie tollkühn fast er war und wie heiß das kriegerische Blut seiner Ahnen durch die Adern ihm wallte, da er „die Freuden des Schlachtfelds" über alle anderen stellte. Eher klein als groß, aber stämmig; um die Schultern breit; von vortrefflicher Lunge und Brust, mit sehnigen Armen und Beinen; dazu voll Muth und Verwegenheit und stets gewaltiger Herr des Worts — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. Sein sehr großer Schädel zeigt die Hülfsmittel des Dichters in höchster Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirne besonders breit, über der kräftigen, sanftgeschwungenen Nase gern sich stark faltend; die Brauen, wie bei Vieldenkern, oft sich zusammenziehend, die Backenknochen, wie bei Slaven — wie denn überhaupt Lenau's Gesicht an einen edlen Serben mahnte, wogegen ihn Freund Schleifer dem Ulrich von Hutten und einmal ein Tyroler dem tyrolischen größten Volkshelden Speckbacher sehr ähnlich finden wollte — etwas hervorragend; die unaufgeworfenen schmalen Lippen entschlossen geschlossen; das Kinn wie abgehackt; endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geist, Tiefsinn und Schwermuth ... welch ein herrliches Gesicht! Hand und Fuß aristokratisch fein und klein; die Haltung ein gemächliches Sichgehenlassen; meist gebeugt sitzend oder bequem liegend; auf gebogenen Knieen sich schwingender Gang; in Kleidung gewählt und zierlich fast, stets rein behandschuht und auf das Aeußere mehr haltend, als man gewöhnlich bei Dichtern trifft; so, so war Lenau zu jener Zeit, als sein Name zuerst durch die Welt flog.

Als theilweiser Beleg und zur Ergänzung des Verstehenden möge hier angeführt werden:

Unter den drei Dingen, die er gern vollbracht hätte, stellt Lenau selbst das Stehen in einer Schlacht oben an:

„Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut errungen,
Ein Söhnlein treu im Arm geschwungen."

(„Der Postreiter.")

Lenau wollte als Jüngling in der That Huſar werden, wie einige ſeiner mütterlichen Verwandten, aber ein ſtreitender, nicht bloß ein reitender; und ſo hielt ihn der damalige ausſichtsloſe Frieden davon ab. — Lenau's kriegeriſcher Geiſt glüht uns aus vielen ſeiner Lieder an, z. B.: „Die Werbung," „Huſarenliedern," „Miſchka an der Theiß," „Johannes Ziska," „die Albigenſer" u. v. a.

Seine ebenerwähnte ſtarke Stirnfalte, daraus die Zornader aufſprang, zeichnete Lenau ſelbſt ſehr kräftig in mehreren Stellen. Siehe: „Fauſt: „Die Warnung" und „der Mord"; dann auch „das Gewitter," in „Wanderung im Gebirge."

Als dießmal Niembſch bei Schleifer war, führte ihn dieſer ans Fenſter und gab ihm ein Fernrohr in die Hände: „Siehe dorthin nach Traunkirchen! Du magſt die blitzenden Fenſter zählen des hervorragenden ſtattlichen Pflegerhauſes, das ſich im See wiederſpiegelt und rings der herrlichſten Ausſichten genießt Deinem Traunſtein gegenüber. Es iſt jetzt billig verkäuflich und frohbereit, einen jungen Dichter ſammt etwaiger Braut aufzunehmen, die ſich wohl auch bald ganz in der Nähe finden laſſen würde." — Schleifer ſprach alſo, weil ihn Niembſch noch im Anfang November 1830 ſchriftlich erſucht hatte, ihm irgend ein ſchöngelegenes Häuschen am Traunſee anzukaufen. Niembſchens Anſichten hatten ſich aber binnen weniger Monate weſentlich verändert; anſtatt ſich anzuſiedeln, gedachte er jetzt zu reiſen. Die Schmälerung ſeines Vermögens rückte Hauskauf und Verehelichung in unbeſtimmte Fernen.

Am 11. Juli 1831 alſo ſetzte Niembſch ſeine Reiſe über Salzburg fort. Am 16. meldete er aus München ſeine baldige Abreiſe nach Heidelberg an Schleifer. Am 22. aber ſchrieb er mir aus Karlsruhe folgenden Brief:

Mein lieber, guter Bruder!

Da bin ich ſeit zwei Tagen in Karlsruhe und denke ſehr oft an Euch. Keine einzige bekannte Seele hab' ich in der ganzen Stadt; doch, doch: geſtern gab man den göttlichen „Fidelio" von Beethoven, das war eine bekannte Seele. Da war ich wieder von einem Sturme der Empfindungen ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glücklichſte auf Erden. Wenn ich an ſolche Genüſſe zurückdenke, ſo vergeht mir der

Muth, mit dem Schicksal zu rechten, denn es könnte das Schicksal auftreten mit diesen Götterstunden und sie mir vorhalten, und ich müßte mich schämen, daß ich sie für zu theuer bezahlt gehalten mit einer Reihe von leeren, verdrießlichen. Noch klingt mein ganzes Wesen von der herrlichen Musik. Bruder, du kennst sie ja. Beethovens Geist trieb auch dich fort, wie ein Sturm auf den bewegten Wogen des Gesanges, vorbei an wilden, erhabenen Felsenklippen, an nächtlichen Wäldern, an grausen Kerkergewölben, immer schneller, stürmischer fort, bis sich der Strom ergoß in ein lachendes Meer von unendlicher Liebe und Freude. Gott im Himmel, ist das ein Geist! Ich war ganz erstaunt über die vortreffliche Ausführung. Sehr brav ist das Orchester, und von den Sängern sind drei, vier ganz ausgezeichnet.

Allerlei Bemerkungen hab' ich auf meiner Reise gemacht über die Menschen. Baden, Württemberg, Bayern hab' ich kennen gelernt. Gleich nach meinem Eintritt in Bayern fiel mir Manches auf. Unter Anderem ein öffentlicher Anschlagzettel des Landgerichtes N. N.: „Es sind durch das vereilige Eindringen des noch feuchten Heues mehrere Scheunen in Brand gerathen; man findet sich verpflichtet, solches zur warnenden Kenntniß zu bringen." Also nicht: „Das Einführen des noch feuchten Heues wird bei Strafe verboten," wie's vielleicht anderswo geheißen haben würde, ganz im Einklange mit dem Grundsatze: Der Herr einer Heerde mag dafür sorgen, daß sie sich die Wolle nicht versenge.

Ferner eine gewisse Reinlichkeit und Ordnungsliebe sind mir aufgefallen. Das beweiset, daß die Menschen ihres Daseyns froh sind. Die Fenster, alle so blank meist mit Blumen geschmücket, ein Gärtchen vor dem Hause mit sorgfältig gehegten Rosen. Gute Zeichen. Das Land wurde auf meiner Reise je weiter gegen Baden, je schöner. In Württemberg weht bereits eine mildere Luft als in Bayern, der Himmel hat ein schöneres Blau, die Menschen sind wärmer. Eine Kultur hat der Boden in Württemberg und in Baden, wie ich noch nicht gesehen. Freundlich ist der Anblick eines so gut bebauten, überall fruchtbaren Landes allerdings, und erfreulich für's Herz, denn man denkt sich auch gleich die Menschen hinzu, die das alles genießen werden, und froh seyn; aber, lieber Bruder, ich konnte mich eines gewissen Eindrucks des Reinlichen doch nicht verwehren,

und armſelig kam mir der Menſch vor, der wie ein Bettler, ein zudringlicher, ſeine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch ſteckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da ſpricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachläſſigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Panneniens ſein Korn in die ſeichte Furche wirft, und ſeinen Weinſtock mit ein paar Schnitten abfertigt, und dann unbekümmert nach Hauſe geht und Tabak raucht. Die ſchönen Tokaierweinberge (jetzt ſeh' ich dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit von einander abſtehenden Weinſtöcken, mit ihren dazwiſchen gepflanzten Obſtbäumen ſehen viel beſſer aus, als die badiſchen mit ihren terraſſenförmigen Abſtufungen und enge zuſammengedrängten Reben. In Ungarn iſt der ganze Landbau eine beſcheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß ſie kommen möge mit ihren köſtlichen Gaben: die Fauſt des Deutſchen packt die gute Frau gleich an der Gurgel und würgt ſie ſo gewaltig, daß ihr das Blut aus Naſ' und Ohr hervorquillt.

Eine ſchöne Achtung vor den Menſchenrechten ſpricht hier aus allen Zügen des Privatlebens. Hier werden z. B. die Kellner nicht mehr geduzt, ſondern lächerlich tropiſch Herr Keller genannt. Hier iſt viel öffentliches Leben, die Politik dringt bis in jene Keller hinunter, und es tönt gar nicht dumm heraus aus jenen Kellern.

Hier hört man ſchwäbeln, Bruder! Abends geht es immer an ein allgemeines Promeniren. Da ſieht man alle Frauen und Mädchen der Stadt, und zwar je zwei, drei Weiber, meiſt ohne Mann herumgehen, mehr aber noch hört man ſie, denn ſie ſind ungemein geſchwätzig. Da ſeh' ich Abends aus meinem Fenſter, der Mond ſcheint hell herab auf die luſtwandelnden Schwäbinnen, und gar heiter tönt das hohe offene A heraus zu mir; aber nicht in mein Herz; ich weiß nicht, was es iſt, aber ich konnte mich ſchwerlich in eine Schwäbin verlieben. Wahrſcheinlich iſt es ihre Geſchwätzigkeit. Der ſchwäbiſche Dialekt klingt mir übrigens ſehr angenehm.

Geſtern hab' ich von hier aus an Guſtav Schwab nach Stuttgart geſchrieben, und ihm zwei Gedichte überſchickt mit der Bitte, ſolche ins Morgenblatt zu rücken. Das eine von mir: „Der Gefangene;" das andere von Schleifer: „An den Schmerz" ein treffliches Gedicht, nicht wahr?

Ob Schwab diese Gedichte aufnehmen werde; ob er nach der ersten Probe vielleicht Lust habe, mehreres von mir aufzunehmen? Das muß er mir bald schreiben; und ist nur erst ein Verkehr mit dem Manne angeknüpft, so will ich ihn auch mit Dir bekannt machen. Was macht Speckbacher?

Karlsruhe ist eine schöne Stadt, wenn eine Stadt schön seyn kann. Aber fürchterlich regelmäßig, auf keinen Fall ein poetischer Aufenthalt. Mathematik ließ sich da gut treiben. Hier liegt ziemlich viel Militär. Die badischen Officiere sind hübsche, artige Herren. Auch einige von den Deputirten lernt' ich kennen, Alles gescheidte, freisinnige Männer von hoher Rechtlichkeit. Heute will ich einer Sitzung beiwohnen. Das ist nun alles recht schön, Bruder; aber Oesterreich, besonders Oberösterreich!

Morgen geh' ich nach Heidelberg. Vielleicht hab' ich mein Ziel vor einem, vielleicht in einem halben Jahre erreicht. Ich will schon arbeiten, daß ich wieder zu Euch komme. Du liebe, gute Schwester, was machst Du denn? Was machen Deine lieben Kinder? Wenn ich jetzt aus dem Hause geh', so ruft mir Niemand nach: „Herr Onkel!" und kein Toni begleitet mich bis zur Barriere; und komm' ich Abends nach Hause, so find' ich kein trauliches Gespräch mit meiner guten Resi. Wie gerne möcht' ich nun alle Deine tausend kleinen neugierigen Fragen beantworten, liebe Schwester, wenn Du da wärest, oder ich dort! Ich habe einen Heidelberger Doctor medicinae, Namens B., zu Dir geschickt mit einem Briefe; war er bei Dir? Nächstens schreib' ich Dir, mein Bruder, von Heidelberg, und schicke Dir meine Adresse. Und somit lebt wohl, Geschwister; denket an Euern Bruder Franz. Du kannst mir schreiben an die Carl Groß'sche Buchhandlung in Heidelberg.

Der Heidelberger Arzt fand sich zu meinem Bedauern nicht ein mit dem Briefe, der uns also verloren ging. Aus Heidelberg aber glauben wir einen erhalten zu haben, der sich aber leider nirgends mehr auffinden läßt. Irren wir nicht, so enthielt er die Mittheilung, daß in Baden-Baden die auf den Spieltischen aufgehäuften Goldberge Niemdich gewaltig angelockt hatten, doch einmal auch sein Glück zu versuchen. Er that es auch wirklich, aber mit Zurückhaltung, wobei sich Gewinn und Verlust so ziemlich ausglichen. Als er aber den argen Spieleufel in ihm immer

größer werden fühlte, gedachte er all des unsäglichen Elends, worein jener seinen armen verblendeten Vater vereinst gestürzt, und er riß sich mit mannhaftem Entschlusse damals um so eher vom Spiele los, als er gleichzeitig einen jungen Wiener Ritter alles, was der eben mit sich hatte, verlieren sah, so daß er diesem ein Darlehen geben mußte, um ihn in der Fremde nicht ganz hülflos zu lassen. Dieser leichtsinnige, aber immer heitere und darum Niembsch nicht unangenehme junge Ritter machte auch späterhin noch einige Anläufe, ihn zum Spiele zu drängen, glücklicherweise aber immer vergeblich. Ich selbst sah niemals eine Karte in Niembschens Händen.

Lenau's erstes Erscheinen in Stuttgart erzählt die „Schwäbische Kronik" vom 16. Oktober 1850, S. 248, dergestalt:

Im Sommer 1831 erhielt der damalige Redakteur des poetischen Theils des Stuttgarter Morgenblattes, Professor G. Schwab, eine einfache Zuschrift mit dem unbekannten Namen: Nik. Lenau und einigen Gedichten, die der Einsender jener Zeitschrift anbot. Ehe Schwab, der viel Mittelmäßiges für das Blatt erhielt und zu sichten hatte, die angeschlossenen Blätter entfaltete, trat (9. August 1831), als eben der junge Dichter Gustav Pfizer sich bei ihm befand, der Verfasser selbst, von einem Lohnbedienten geleitet, in das Zimmer, und wollte die Antwort, die etwa seit einer Woche zögerte, abholen. Der Redakteur eilte verlegen in seine Studirstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitete sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Worte des römischen Lyrikers, aus dem Anlächeln der Muse quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichterfund beredte Worte, und erklärte die Zusendung für höchst willkommen. Der Abend vereinigte die drei Dichter. Lenau las immer herrlichere, eigenthümliche Gedichte aus neu herbeigeholten Blättern: die Heidebilder, die Werbung, den Schifferknecht, den Invaliden. Alle trugen das unverkennbare Gepräge einer, in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimischen, in unsere Literatur frisch eintretenden poetischen Persönlichkeit. Lange nach Mitternacht schieden die Freunde gewordenen als Brüder. Vor Tagesanbruch reiste Niembsch nach München, aber schon nach acht Tagen schrieb er von dort an Schwab,

daß das neue Freundesbündniß ihn unwiderstehlich zurückziehe, und auf eine herzliche Einladung fand er sich an dem Herde seines neuen Gastfreundes ein, den er, ab- und zureisend, vier Monate lang als seine Heimath betrachten durfte, und wo er in die innigsten Beziehungen zu der Familie trat."

Der Vertrag mit der Cotta'schen Buchhandlung über den Verlag der Gedichtsammlung wurde am 29. August 1831 abgeschlossen; die Herausgabe aber verzog sich wegen verspäteter Lieferung der Handschrift bis in den Sommer 1832.

Nach einer vorhandenen brieflichen Angabe hatte Niembsch, welcher nach obigem wohl noch vor August aus München wieder zu Schwab zurückgekehrt seyn wird, die Absicht, am 7. September 1831 abermals von Stuttgart abzureisen, um noch einige Zeit bei Schleifer in Ort zuzubringen, bevor er an die Vollendung seiner ärztlichen Ausbildung nach Heidelberg ginge, und er dürfte auch — nachdem er noch früher Uhland in Tübingen, Mayer in Waiblingen und Kerner in Weinsberg kennen gelernt — in der That die Reise nach Ort angetreten haben, und bis München gelangt seyn, wie ein späterer Brief seines Freundes Klemm annehmen läßt. Da jedoch, wie Lenau's nachfolgendes Schreiben zeigt, die arge Cholera ihrem Ausbruche in Wien schon sehr nahe und die Grenze Bayerns gegen Oesterreich deßhalb bereits abgesperrt war, zog er es vor, zum zweitenmal von München zu seinen neuen Freunden nach Stuttgart zurückzukommen, in deren Mitte er Trost auch bis Ende Oktober verblieb und selige Tage genoß, wie seine nachfolgenden Briefe an mich beweisen.

Stuttgart den 5. Oktober 1831.

Theurer Bruder!

Ich lebe jetzt in Stuttgart im Hause meines innigen Freundes, Professors Schwab, und meiner einigen Freundin, dessen Gemahlin. Vielbereichert an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwerth, reicher an manchem Freunde und an Lebensmuth und an Selbstvertrauen bin ich geworden seit unserer Trennung. Bruder! ich habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen, mein ganzes Leben war ein höchst poetisches. Die lebhafteste Theilnahme, die feurigste Ermunterung wurde mir zu Theil von Allen,

die ich hier genannt habe. Aber enthuſiaſtiſch war ſchon bei unſerer erſten Begegnung Schwab von meiner Poeſie ergriffen. Ich muß Dir geſtehen, daß es mir unendlich behaglich war, zu ſehen, wie jeder Gedanke ſogleich zündete in dem empfänglichen Gemüthe dieſes Mannes; eine ſolche Wirkſamkeit hätte ich meinen Leiſtungen nicht zugetraut, iſt auch Vieles davon auf die große Lebhaftigkeit Schwabs zu ſetzen. Am erſten Tage meines Hierſeyns führte mich Schwab Abends in einen Leſeverein und trug hier mehrere meiner Gedichte ſelbſt vor mit großem Feuer. Als ſich die Geſellſchaft getrennt hatte, blieben nur Schwab, ich und ein junger Dichter, Guſtav Pfizer, zurück. Da wurde noch geleſen, getrunken, Bruderſchaft getrunken, geſtritten auf mancherlei Art bis ſpät nach Mitternacht. Es war der 9. Auguſt. Einige Stunden waren genug, uns zu Freunden zu machen. Wie träge ſind dagegen die Entwürfe der Freundſchaft im kalten Leben derer, die nichts haben von unſerem Glücke, mein Bruder! Was ſoll ich Euch noch ſchreiben von mir? Was ich mit Uhland, Kerner u. ſ. w. verlebt, ein anderesmal. Mit Ende dieſes Monats geh' ich nach Würzburg, wo nach allem die beſte Anſtalt iſt. Cotta hat die Gedichte von Lenau angenommen für ein Honorar von 50 Dukaten. Iſt doch gut! Mit Ende Oktobers werden ſie erſcheinen. In drei Monaten iſt man hier mehr bekannt, als zu Wien in drei Jahren. Was macht Speckbacher? Der ſoll auch zu Cotta. Nur heraus aus dem Pult in die friſche Luft der Welt! Nun aber, lieber Bruder, wie geht es Dir, meiner innigſt geliebten Reſi, euern Kindern, Verwandten? Ich habe das feſte Vertrauen, daß Ihr geſund ſeyn, weil man doch mit guter Diät ziemlich ſicher vor der Anſteckung und ſelbſt im Falle einer ſolchen durch ſchleunige Hülfe leicht gerettet iſt. Gott gebe, daß ich mich nicht täuſche! Ich erwarte mit Ungeduld Briefe von Dir und Schleifer, dem ich ſchon öfter geſchrieben, wie Dir, ohne Antwort. Ich habe die Briefe, die mir allenfalls nach Heidelberg geſchickt werden ſollten, durch eine dortige Buchhandlung nach Gmunden adreſſiren laſſen, weil ich einen Ausflug zu Schleifer zu machen glaubte, was aber wegen der Contumazgeſchichten unterbleiben mußte. Nun liegen dieſe Briefe, wenn Ihr mir anders geſchrieben, noch in Heidelberg oder in Gmunden. Schreibe mir doch auf der Stelle, lieber Anton.

Ich bin heute ſehr verdrießlich, habe Kopfſchmerz, drum ſchreib' ich Dir auch ſo wenig ausführlich und ſo viel ſchlecht.

Lebt wohl, liebe Geſchwiſter, zu tauſendmal! Gott ſey mit Euch! Auch meine liebe, gute Reſi ſoll mir ſchreiben.

Hier habt Ihr ein Gedicht an Euch: „Das Poſthorn"

Lebt wohl, lieber Bruder, liebe Schweſter, liebe Kinder, lebt wohl! Die letzte Strophe bitte ich der Thereſe nicht zu leſen.

Deinen Brief adreſſire nach Stuttgart poste restante.

Heidelberg den 8. November 1831.

Lieber Bruder!

Ich bin jetzt in Heidelberg und bleibe den Winter über hier, weil ich in Würzburg vor einem Jahre nicht promoviren konnte, was hier bis zum Frühling möglich iſt. Mir geht es recht gut, und wohlbekommt mir jetzt der Uebergang aus dem bewegten Gemüthsleben zu Stuttgart, wo Alles nur den Dichter haben und genießen wollte, in das ſtrengere Leben der Wiſſenſchaft. Ich beſuche die Kliniken nebſt einigen Vorleſungen und erwarte große Ausbeute für mein Wiſſen. Das freie ſelbſtſtändige Studiren ſagt mir beſſer zu als das zwangsmäßige. Ueberdieß fällt hier ein großer Theil des Gedächtnißkrames, z. B. Mineralogie, Zoologie u. ſ. w., weg. Was ich nach Beendigung meines Curſes thun werde, wiſſen die Götter. Vielleicht findet ſich dann eine Ausſicht, als Choleraarzt nach Frankreich, England zu reiſen. Ich würde ſo etwas annehmen, um recht in der Welt herumzufahren. Die Betrachtung des Menſchenlebens in ſeinen mannigfachen Erſcheinungen iſt mir der größte Reiz, nach dem Reize, den die Natur für mich hat. Die bleibt doch meine liebſte Freundin, und das Menſchenleben iſt ohnehin nur das Bild der Natur, wie es ſich macht in den bewegten Wellen unſerer Triebe. Die Poeſie bleibt nicht deine liebſte Freundin? fragſt Du vielleicht. Nein, ich kann ſie keine Freundin nennen; ich glaube, die Poeſie bin ich ſelber; mein ſelbſteſtes Selbſt iſt die Poeſie. Gib Acht auf dich, ob's nicht auch ſo iſt. Wann wirſt Du dich lebhafter inne, als wenn Du dichteſt? Woher ſonſt die beſeligende Sammlung nach einem vollendeten Gedicht? Schön aber iſt es, wenn uns die Poeſie Herzen gewinnt. Mancher Freund iſt mir geworden durch

ſie, einer aber fiel mir zu mit beinahe leidenſchaftlicher Anhänglichkeit. Das iſt der Dichter Karl Mayer, von dem Du vielleicht im Wendtiſchen Muſenalmanach geleſen haſt. Er iſt ein Mann von vierzig Jahren[1] mit einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moraliſchen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundgenie. Und noch ein Herz iſt mir zugefallen. Bruder! ein herrliches Mädchen liebt mich. Darüber erlaube mir etwas weiter zu reden. Den 22. Auguſt, alſo bei meinem erſten Hierſeyn,[2] machte ich mit Schwab, ſeiner Frau und Tochter einen Spaziergang. Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und geſellte ſich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir ſelber, ging aber, meine Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg ſich auch ſo ängſtlich unter ihrem Hute und eilte mit Schwabs Sophie immer ſo voraus, daß ich wenig Muſe hatte, ſie zu beobachten. Wir kommen nach Hauſe, ſprechen vom Klavierſpiele, und mein ſchlichternes Lottchen muß ſich gedrungen zum Klavier ſetzen. Sie ſpielte ein ſehr ſchönes Menuett von Kreutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das ſah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann, denn ſie ſpielte bei aller Vollkommenheit mit bezauberndem Ausdrucke. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor ſich und ich war heiter und unbefangen, wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Geſellſchaft an einem ſehr ſchönen Nachmittag nach Gaißburg, einem benachbarten Dorfe, wo ein hübſcher Garten die lieben Stuttgarter oft zu verſammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den erſten Eindruck auf ſie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine Waldkapelle vor. Das gefiel Allen, beſonders aber, glaub' ich, Lotten. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur ein Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war muſikaliſche Unterhaltung, und hier ſang ſie die Adelaide von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegung zu verbergen, ſtellt' ich mich hinter einen eiſernen Ofen, und drückte und biß das harte Eiſen und benetzte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir ſetzen uns im Kreiſe zum Thee, und ich ſehe

[1] Mayer, am 22. März 1786 geboren, war damals 45 Jahre alt.

[2] Am 9. Auguſt befand ſich Niembſch bloß auf der Durchreiſe. — An einem 22. Auguſt, 19 Jahre darauf, ſtarb auch Niembſch.

Lottchen mit Schwab flüſtern, nähere mich und höre, daß ſie ſich erkundigt, ob nicht bald wieder ein Gedicht von mir im Morgenblatt erſcheinen werde (die „Waldkapelle" ward mittlerweile abgedruckt), und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte ſich dieſes Gedicht abgeſchrieben habe. Bruder, ſage ſelbſt, ob das Alles nicht zum Teufel holen iſt? — Noch immer hielt ich mich ferne. — Jetzt kommt wieder ein Spaziergang, und zwar auf die Solitude, ein einſames Luſtſchloß des Württemberger-Königs, in ziemlich großer Geſellſchaft. Der Zufall wollte es aber, daß ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofräthin Reinbeck, einer ausgezeichneten Landſchaftsmalerin. Dieſe verwickelte mich ſo ſehr in ein intereſſantes Geſpräch über Kunſtgegenſtände, daß ich aushalten mußte, wollt ich nicht unartig ſeyn. Im Schloſſe wurde gegeſſen, und getrunken, tüchtig. Das erhitzte mich ſehr, auch blickt' ich einigemal ſcharf auf die Lotte hin, und drückte dem Schwab die Hand, daß er aufſchrie. Nach Tiſche lagerten wir uns alle in einem Walde, die Frauenzimmer ſangen, und ich wollte des Teufels werden. Dann gingen wir nach Hauſe, ich aber ſagte der Lotte nichts. In einigen Tagen ſagt mir die Schwab, welche meine vertrauteſte Freundin iſt, und mir einigermaßen meine liebe Neſi erſetzt, ſagt mir die Schwab: Lottchen hat bei Tiſche (auf der Solitude) ihre Nachbarin und Freundin, Fräulein K., gebeten, den Herrn Niembſch ſchnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Bruder das iſt zu arg. Das fuhr mir ſo ſchmerzlich durch die Seele, daß ich die Nacht darauf nicht ſchlafen konnte. Die ganze Nacht ſchwebte mir ihr Bild vor. Hier haſt du auch ein paar Züge davon. Voller, üppiger Körper, den aber ein edler Geiſt beherrſcht. Daher leichter Gang, Anmuth aller Bewegungen; beſonders ſchön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutſches, frommes Geſicht, tiefe blaue Augen mit unbeſchreiblichem Liebreiz der Brauen; beſonders aber iſt die Stirne kindlich-fromm-gütig, und doch ſo geiſtig. Marſch mit der dummen Beſchreibung! Sie iſt ein ſehr liebes Mädchen. Aber ich werde dieſem Mädchen entſagen, denn ich fühle ſo wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann. Meine Lage iſt auch zu beſchränkt und ungewiß. Werd' ihr entſagen. Aber ich fühle mich jetzt geſchlagener als je. Das ganze Leben in Stuttgart, dieſe Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfeſt, das iſt

mir verdächtig. Ich möchte mir faſt einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abſchieds und mir vom Schickſal gegeben, daß ich mit einem beſſeren Begriffe von ſeiner Gaſtfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das iſt mir verdächtig.

Was macht meine liebe, liebe Schweſter? Schwabs Frau läßt ſie grüßen, ja, der Vetter des Königs von Würtemberg (der Erlauchtige Graf Alexander von Würtemberg, dem ich, wie Allen, von meiner lieben, guten Schweſter erzählt) läßt ſie herzlich grüßen. Der Alexander iſt ein prächtiger Kerl, wild und muthig, ritterlich und herzlich. Ich habe auf ſeinem Landgute einen frohen Abend verlebt. Wieder eine Bruderſchaft. Schleifer hat mir geſchrieben einen herrlichen Brief; jede Zeile hat die Weihe ſeines edlen Herzens. Meine Gedichte ſind noch nicht da. Ich ſoll nur das Manuſcript corrigiren, dann geht der Druck an, aber ich bin ſo indolent in der Sache.

Meiner Reſi will ich nächſtens ſchreiben. Oft leſ' ich ihren lieben Brief, ſowie jenen Zettel, den ſie mir noch vor meiner Abreiſe aus Mödling ſchickte. Den Chriſttag will ich in Stuttgart zubringen; wäret Ihr nur auch dabei! Ich küſſe Euch und eure lieben Kinder zu tauſendmal. Schreibe mir bald poste restante. Euer Bruder Niklas.

Paßweſen: Scheiner ſoll um Verlängerung einkommen; was hab' ich ihm denn noch zu ſchicken?

Einmal ſpeiſte Niembſch bei Mayer in Geſellſchaft Uhlands, Eberts und Schwabs, wobei ihnen Ebert ſein „Kloſter" verlas, und die liebenswürdigen Neckereien des einander zum erſtenmal begegnenden ungariſchen und böhmiſchen Dichters, in Betreff ihrer verſchiedenen Landsmannſchaften den Schwaben viel zu lachen gaben. Zu Uhland in Tübingen wallfahrtete einmal Niembſch mit Mayer, und dort machten alle drei Dichter einen Luſtgang zu der ſchönliegenden weitumblickenden „Wurmlinger Bergkapelle," welche ſie ſo entzückte, daß alle drei Dichter ſie ſodann beſangen.

Frankl läßt in ſeinem Buche: „Zu Lenau's Biographie" S. 35 dieſen Folgendes erzählen: „Als ich nach Württemberg kam, fuhr ich nach

Weinsberg, um Justinus Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doctors. Ich trat in eine Stube, sie war leer; ich wartete eine Weile; da mir aber niemand entgegen kam, öffnete ich die Thür der zweiten Stube, auch diese war leer; in die dritte endlich eingetreten, sah ich ein wunderliches Bild. Auf dem Boden ausgestreckt lag ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur linken und rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich bemerken, daß sie lebten. Ich blieb betroffen stehen; die liegende Gruppe that ebenfalls nicht dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. „Ah, willkommen lieber Niembsch. Wir probiren da eben, wie es seyn wird, wenn wir so nebeneinander im Grabe liegen werden."

Kerner an Niembsch in Heidelberg.

Weinsberg, den 7. November 1831.

Bester Waldbruder mein!

Das ist aber arg, daß wir Sie nicht sehen!! Und wo ist der Pater Suso? Ich glaube, daß der Pater Suso Sie so bekehrte, daß Sie irgend in einem Walde, vielleicht beim Wolfsbrunnen, in einer Höhle leben und geistliche Lieder dichten, die Sie mir aber bestimmt für meine Blätter aus Preworst senden müssen. Freilich so ganz bekehrt waren Sie noch nicht auf Ihrer Reise von Stuttgart nach Heidelberg, wenigstens fand Sie da ein lutherischer Suso (oder vielmehr Pater), der auch in Ihrem Wagen fuhr, noch sehr hartgläubig; vielleicht aber geschahen inzwischen durch Suso Wunder, und Sie leben so ascetisch, daß Sie nur gefallenes Laub zum Schreiben haben, sonst hätten Sie mir gewiß schon geschrieben, da Sie mich übergingen, vorbeifuhren. Der Kürbis mit Ihrem Namen ist abgefallen und steht auf meinem Schreibtische. Er soll den ganzen Winter mein einziges Nahrungsmittel seyn, um Sie noch an Kasteiung des Fleisches zu übertreffen. Mein Lieber! wir denken Ihrer täglich, denn Sie wissen ja, wie man Sie lieben muß! Karl Mayer besuchte mich kürzlich auch kurz, und da war Alles Ihres Lobes voll. Aber — man verderbt Sie! Man muß zu Ihrem Seelenheil auch über Sie schimpfen und das will ich thun, wenn Sie nicht bald schreiben und

mich nicht versichern, daß Sie mich lieben. Gott mit Ihnen und von uns Allen tausend Grüße! Ihr Kerner.

Niembsch an Kerner in Weinsberg.

Heidelberg, was weiß ich, den wievielten November (Dienstag). [1]

Mein lieber Freund!

Wie überhaupt viel Närrisches vorkommt in meinem Leben, war auch die Eilfertigkeit, die Unaufhaltsamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete, und an Ihnen vorüberfuhr, reine Narrheit. Doch das ist schlechte Entschuldigung. Um so mehr werden Sie sich ärgern, daß Sie den heißen Narren nicht zu sehen kriegten; wie gerne würden Sie nicht einige Experimente mit ihm gemacht haben: ihm einige patres Summe- um den Kopf zu schlagen, oder dergleichen. Zum Asceten, lieber Freund, hab' ich verflucht wenig Talent! Erstens: glaub' ich, daß Kälber, Hasen und Rebhühner nicht umsonst in der Welt herumblöken, laufen und fliegen, und daß man schon in forstpolizeilicher Hinsicht kein Ascet seyn, sondern von diesen und ähnlichen Dingen Gebrauch machen soll, weil sich sonst das Wald- und Feldvieh so vermehren würde, daß ꝛc. ꝛc. Doch wäre es vielleicht die schönste Höhe der Ascetik, von Schweinen gefressen zu werden? — !

Zweitens: ist der der bessere Reiter, der einen frischen Wildfang herumtummelt; eine verhungerte, beinschlotternde Mähre kann jeder Elende reiten. Und so bin ich der Meinung, daß es auch männlicher ist, sein aufrührerisches schlimmes Fleisch zu bändigen, als sein sieches zahmes Ascetenfleisch. Es liegt, mein' ich, was Feiges in diesem Abzapfen der Menschlichkeit. Sie werden mir vielleicht einwerfen: ja, aber die Abtödtung selbst kostet die keine männliche Festigkeit? — und ich antworte: das ist die Tapferkeit der Furcht. Es gehört mehr dazu, seinen Feind gefangen zu nehmen, als ihn zu erschlagen. Aus diesen Vordersätzen werden Sie mit einiger Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen können, daß ich nicht im Wolfsbrunnen sitze und geistliche Lieder singe. Ich würde meinem Gotte langweilig zu werden befürchten, wenn ich das thäte, und

[1] Ohne Zweifel am 15. November 1831, der ein Dienstag war.

meinem leeren Magen zum Reſonanzboden meines begeiſterten Herzens machte. Nein, nein, ich wohne hier in Heidelberg im König von Portugal und eſſe mich ſatt, wie andere ehrliche Leute, die was zu eſſen haben und keine Asceten ſind.

Ich bin alſo auch nicht gezwungen, Ihnen auf gefallenes Laub meine Briefe zu ſchreiben. Wenn Sie aber in Ihren Garten gehen und die welken Blätter, dieſe ſäuſelnden Elegien des Herbſts, fallen ſehen, ſo denken Sie mein: was Ihnen die Blätter ſagen, iſt die Sprache meines Herzens, wenn ich ſie auch nicht darauf hinſchreibe. Und ſo kann es Ihnen nicht fehlen an Briefen von mir, dieſen Winter hindurch. O Kerner! Kerner! ich bin kein Ascet, aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieſer Schwermuth, die ſich nicht wegſcherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft ſo ſchwer, als ob ich einen Todten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die einmal zerſchnitten, nie wieder ganz werden. Mir iſt, als wäre etwas in mir zerriſſen, zerſchnitten. Hilf, Kerner! — Hier erhalten Sie ein Herbſtblatt, das meinem Herzen entfallen iſt:

Herbſtgefühl.

Ja, Sterben iſt das End' vom Lied. Und was das heuer für ein Regen iſt! Und keinen Menſchen hab' ich, dem ich ſagen kann, wie mir iſt. Die Spatzen aber ſchreien ganz luſtig auf meinem Dache; vielleicht iſt mein Fruchtſack aufgeplatzt. Sie wiſſen den Teufel davon, daß unterm Dache Einer ſitzt und Trübſal bläst. O gleichgültiges Geſindel der Natur! Jedes Geſchöpf lebt ſein Privatleben. Das muß anders werden. Der Tod wird euch ſchon zuſammenſchaufeln. Alle Individualität muß aufhören. Der Tod wird uns Alle wieder eintreten und kneten in den großen Teig (der ewigen Subſtanz nach Spinoza), in den großen Oſterkuchen der Welt. Freilich verlier' ich dann viel. So z. B. daß mein Name nicht nur im Kürbis meines geliebten Kerner verfaulen wird, ſondern mit und in ſeinem redlichen Herzen. Aber getroſt, mein Freund, wenn wir in eine Gottheit uns zurückverlieren, darin verſinken, ſind wir uns um ſo näher.

Kommt Mayer nicht bald wieder nach Weinsberg?

Gott ſegne Ihre lieben Angehörigen! Gott ſegne Sie, der Sie mir einer der Liebſten ſind auf Erden!

Ich grüſſe und küſſe Sie Alle inniglich. Ihr Niembſch.

Schreiben Sie mir bald wieder!

Kerner an Niembſch.

Weinsberg, 18. November 1831.

Geliebteſter!

Ihr lieber Brief erfreute uns Alle herzlich, nur ſchmerzt mich die trübe Stimmung, die aus ihm hervorleuchtet.

Ach, Lieber! ich habe die gleiche und wäre für Sie ein ſchlechter Tröſter.

Es iſt doch in Ihrer Liederquelle, in der Sie Linderung trinken können, die in mir aber mit den Thränen immer mehr verſiegt, daß mein Leben zum trocknen ſtummen Hinſtarren wird.

Im Jahre 1811 wurde auch ein Kind von mir in Heidelberg ans Licht gebracht, meine „Reiſeſchatten." Sie müſſen ſie leſen, damit Sie ſehen, daß ich auch einmal recht tiefen Schmerz hatte, denn jener Humor konnte nur aus tiefem Schmerz hervorgehen; ich hatte dazumal aber wohl auch den Glauben wie Sie und der viel ſchwärzer iſt als der ſchwärzeſte Geſpenſterglaube.

Ich habe kein Exemplar der Reiſeſchatten. Laſſen Sie ſich dieſelben von Heidelberg kommen. „Reiſeſchatten vom Schattenſpieler Luchs. Heidelberg bei Braun. 1811."

Mir fällt Suſo ein. Wo iſt er? Wann erhalt' ich ihn wieder? Ich entbehre ihn ſo ungern!! Kommen Sie doch über die Chriſtfeiertage hieher; Mayer kommt dann auch.

Alles grüßt Sie innigſt! Mein Herz! Ewig Ihr Kerner.

Niembſch an Karl Mayer in Waiblingen.

Heidelberg, den 1. December 1831.

O mein theurer Freund, warum haſt Du mein Herz verletzt durch den Eiſeshauch von Mißtrauen, der mir aus Deinen Blättern weht?

Ich halte mich für keinen guten Menſchen; aber ich müßte mir das Herz aus dem Leibe reißen, das ungerührt geblieben wäre von ſo viel Liebe, wie Du mir geſchenkt, Du, den ich lieben mußte, und wäre ich Dir ewig gleichgültig geblieben. Aber ich glaubte, unſere Liebe ſey ſtark genug, eine Weile auch ohne Nahrung leben zu können. Gerade darin, daß ich Anderen eher geſchrieben als Dir, hätteſt Du ein Zeichen finden können, daß ich bei Dir vor jedem Gedanken an ein Erkalten meiner Freundſchaft am ſicherſten zu ſeyn glaubte. Was war es denn nun, was dich abhielt zu ſchreiben? wirſt Du fragen. Nichts, als meine äußerſt trübe Stimmung, deren Ende ich abwarten wollte, um Dich nicht auch hineinzuziehen, denn ich bin nun einmal der feſten, freudigen Ueberzeugung, daß Du den innigſten Antheil nimmſt an mir.

Lege Deinen Scharfſinn bei Seite, geliebter Freund, und wolle damit nicht erforſchen, ob es Liebe ſey, was ich zu Dir ſpreche, oder liebesähnliche Gutmüthigkeit, wie Du ſchreibſt. Sondern thu' Dein Herz auf und laſſe mein Wort hineinſtrömen, voll Vertrauen, daß es aufrichtig iſt.

Von meinem Leben in Heidelberg kann ich Dir nicht viel Erfreuliches ſagen. Das hieſige Klinikum iſt äußerſt arm an lehrreichen Krankheitsfällen, ſo daß ich meinem Zwecke, praktiſche Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Meine Seelenverſtimmung wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagiren. Ich fühle meine Kräfte ſchwinden. Möchte es doch damit ſo fortgehen! Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark geſenkt. (S. „Robert und der Invalide.") Das einzige Palliativmittel für mich iſt Vertiefung in ein geiſtreiches Werk. Und ſo hab' ich mich jetzt in die Schriften Spinoza's vertieft. Aber ich mag nun wandern im Gebiet der Poeſie oder der Philoſophie, ſo ſtöbert und ſchnuppert mein Scharfſinn vor mir herum, ein unglückſeliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholiſche Sumpfgeflügel der Welt aus ſeinem Verſtecke. Doch ich plage Dich hier mit meinen odiosis und Du haſt doch deren eigene genug. Biſt nun gar Deputirter worden, biſt eine Volksſtimme worden, für die es, Gott ſey's geklagt, keine Ohren gibt auf Erden. Redet aber nur immerhin eure Herzensmeinung in die Luft, es iſt auch das eine Erleichterung. — Wer weiß, ob es nicht auch noch beſſer wird? Auf jeden Fall wünſch' ich den

Weinsbergern Glück zu ihrer Wahl; ſie haben ſich einem eben ſo Verſtändigen als Redlichen anvertraut. Vernachläſſige darüber die Poeſie nur nicht allzuſehr. Deine neuen Gedichte ſind in mein einſames Zimmer hereingeflogen, wie ſüße Blüthenflocken aus einer andern Welt, ſie haben mir die Kerkerluft meines trüben Gedankenneſtes balſamirt mit friſchem Waldesduft. O Mayer, wenn Du ſtirbſt, kommt keiner mehr, der ſingt wie Du. Du biſt Volksſtimme der Natur, das vergiß nicht. Das verborgene wunderbare Volk der Naturkräfte hat Dich ſchon in Deiner Wiege erkoren zu ſeinem Deputirten. Wenn ich ein Gedicht von Dir leſe, mein' ich immer die Natur ſelbſt zu hören, die mir einmal die Freude machen will, in meiner Sprache zu reden. Es gibt Vögel, die grün ſind, wie das Laub der Bäume, ſo daß ſie einem vorkommen, wie ein ſingendes Blatt. So erſcheint mir Deine liebliche Muſe. Du ſollteſt nicht ſterben.

Meine Poeſien tauchen hier und dort wieder auf. Hier erhältſt Du ein Gedicht, welches ich am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution gemacht. Ich ſaß mit den hieſigen Burſchen (eine abgeſchloſſene Geſellſchaft, mitunter ſehr tüchtiger Leute) in der Kneipe zum Fäßchen; da überfiel mich plötzlich die ſchmerzliche Erinnerung, ich ging nach Haus und ſchrieb Folgendes: „An die Heidelberger Burſchen, 29. November.“ [1]

Ein längeres Gedicht hab' ich jetzt in der Arbeit, wovon die erſte Abtheilung fertig iſt.

Auch das erhältſt Du hier, ſo wie ich Dich auch in Zukunft heimſuchen will mit allen neuen Gedichten, gleich nach ihrer Entſtehung; wenn ſie noch warm ſind von meinem Herzen, ſollen ſie in Deines hinüber: „Die Marionetten. Erſter Geſang: der Gang zum Eremiten.“

Das Weitere, wenn ich damit nicht läſtig bin, erhältſt Du, wie es fertig iſt.

Das allerliebſte Gedicht [2] von unſerm Uhland hab' ich mit großer Freude geleſen. Dieſer gediegene Schmerz, wie Alles von dem herrlichen Manne gediegen iſt, treibt nur ſtarke, vollſaftige Sproſſen, ohne alle unnütze Schößlinge.

[1] Spätere Ueberſchrift: „An der Schenke.“

[2] Nachruf. 5.

Wenn ich nach Stuttgart komme, will ich Uhland auch beſuchen. Unvergeßliche Tage ſind mir die in Tübingen verlebten. Empfiehl mich deiner lieben, trefflichen Frau, und verſichere ſie meiner innigſten Hochachtung; dein zweifelfertiges Herz aber verſichere, daß ich dein Freund bin ewig, ewig, und küſſe mir deine lieben Kinder. Niembſch.

Niembſch an Karl Mayer.

Heilbronn, den 6. Jänner 1832.

Lieber, lieber Freund!

Ich ſchreibe dir dieſe Zeilen auf dem Zimmer deines lieben Karl in großer Eile. Meine Abreiſe aus Stuttgart wurde durch einen mir ſehr angenehmen Streich Schwabs bis heute, Freitag, verſchoben; er hatte nämlich, während ich den letzten Tag in Waiblingen war, den für mich bereits bezahlten Platz im Eilwagen an einen Anderen abgetreten, damit wir noch einige Tage zuſammen ſeyn und uns wieder auf den ſchönen Wegen der Freundſchaft ergehen konnten. Wir waren noch ſehr vergnügt. Und wie gerne hätt' ich dich dabei gehabt! aber ich fürchtete allzu ſehr für deine theure Geſundheit, als daß ich dich wieder aus deiner kaum gewonnenen Ruh' in das bewegte Treiben unſerer Herzen hätte reißen mögen; dann ſcheute ich auch das kalte Wetter für Dich. Karl ſteht nun vor mir, indem ich dieß ſchreibe, ein herrlicher Knabe, voll blühender Geſundheit, voll freudig wachſenden Geiſtes. Gott erhalte ihn Euch; Ihr werdet gewiß recht froh werden an ihm.

Was macht deine Minele Mayer, deine übrigen lieben Kinder? Küſſe mir alle herzlich, wie deine herrliche Frau! Schreibe mir bald nach Heidelberg. In wenig Minuten wird mein Eilwagen fortjagen. Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Weſen durchdrungen hat auf ewig, das fühle ich. Ich verſpreche dir noch einmal, recht eifrig zu arbeiten an meiner Wiederherſtellung, die du zuerſt in Gang gebracht haſt.

Leb' wohl, lebt wohl, ganz und ewig Euer Niembſch.

Iſt deine Schwiegermutter noch bei dir? Herzliche Grüße. Lebt wohl!

Klemm an Niembſch.

Paris, den 6. Jänner 1832.

Kaum in Stuttgart angekommen, war mein erſter Gang zu Schwab, um deine Wohnung zu erfahren. Von ihm, der mich ſo ſehr freundlich aufnahm, erfuhr ich zu meinem nicht großen Vergnügen, daß Du in Heidelberg ſeyeſt. So ſehr leid mir es auch that, meine Hoffnung, dich in Paris bei mir zu haben, vernichtet zu ſehen, ſo konnte ich Dir doch ſo unrecht nicht geben, und verzeihe Dir daher Deinen Wortbruch. Die Freundlichkeit Schwabs und ſeiner lieben guten Frau verſchafften mir in Stuttgart einige ſehr angenehme Stunden. Bei Schwab, der die Güte hatte, mich zu einer Abendgeſellſchaft zu ſich zu laden, lernte ich Pfizer und Deine liebenswürdige Lotte kennen. Du kennſt meine Unbehülflichkeit in nicht ganz bekannter Geſellſchaft, und beſonders bei Frauen: bin ich aber ſo glücklich oder unglücklich — wie Du willſt, mein Alter — mit einer zuſammen zu kommen, die mir recht ſehr gefällt, ſo überſteigt dieſe Unbehülflichkeit alle Grenzen, denn je mehr ſie mir gefällt, deſto weniger bringe ich es über mich, ſie anzuſprechen, ſo daß, wenn Du einmal hören ſollteſt: ich ſey mit einem Mädchen drei Wochen täglich in Geſellſchaft geweſen, und habe auch nicht ein einziges Wort mit ihr geſprochen, Du darauf wetten kannſt, meine erſte Anrede werde ein Heirathsantrag ſeyn. Es wird Dich daher nicht wundern, wenn ich Dir ſage, daß ich mit Lotten keine Sylbe ſprach, und auch wahrſcheinlich in den nächſten vierzehn Tagen keine geſprochen hätte, wenn ich nämlich ſo glücklich geweſen wäre, ſo oft ihre Geſellſchaft zu theilen. Sie iſt nicht das ſchönſte Mädchen, das ich kenne, und auch in Stuttgart ſah ich mehr als ein anderes, das meinem Auge mehr gefiel, aber meinem Herzen hat ſeit Marien keine wie ſie gefallen. Dieſe Anmuth, dieſe jungfräuliche Grazie bei aller Ueppigkeit der Formen, dieſer göttliche Blick, dieſe weiche, eines Engels würdige Stimme, und — ſie hat auch geſungen. Ich habe ihr ins Auge geſehen, freilich nur ſelten und verſtohlen, habe ſie ſprechen gehört, ſie hat geſungen — und ich hätte ſie anreden ſollen! — Narr!!..

Weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte? — Ich promovirte, kaufte mir ein kleines Gütchen bei Stuttgart, ſuchte mir eine kleine Praxis und begehrte Lotten zur Frau; ich bin überzeugt, man ſchlägt Dir ſie

nicht ab. Dieß iſt kein Scherz, ſondern mein allertrockenſter Ernſt. Bei dem, was Du haſt und weißt, kann von einem Mangel an Auskommen gar nicht, und bei dem, wie Du biſt, und wie ſie auch ganz gewiß iſt, kann nur von einem unendlichen Glücke die Rede ſeyn. Was ſoll Dir die neue Welt, dem das Glück in der alten plötzlich ſo freundlich und ſo unerwartet lächelt? Das Glück iſt ein Weib, lieber Alter, von dem am leichteſten angezogen, der es am wenigſten ſucht, aber mit unerſättlichem Haſſe den verfolgend, der ſeine Gunſt einmal verſchmähte. Das wäre eine Freude, wenn ich ſo nach Stuttgart zurück käme, und Du ſie mir als Deine Braut aufführteſt! Ja, dann wäre es ein anderes, dann würde ich ſchon mit ihr reden! Immer Dein alter J. C. Klemm.

Kerner an Niembſch in Heidelberg.

Weinsberg, 9. Januar 1832.

Niembſch!

„Die Eilfertigkeit, die Unaufhaltſamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete und an Ihnen vorüberfuhr, war rein Narrheit. Doch das iſt ſchlechte Entſchuldigung.“

Dieſe Narrheit ſcheint Ihnen auch noch im neuen Jahr anzuhängen, denn ich weiß gar wohl, daß Sie Wochen lang in Stuttgart und Tübingen herumfuhren, in Heilbronn noch einen Brief an Mayer ſchrieben, den Sie kaum verlaſſen, an Weinsberg aber wohl dachten, aber dahin kein Sehnen hatten. Ja, Sie ſchreiben an mich nicht einmal, nicht einmal einen Brief. Wie leicht wäre uns eine Zuſammenkunft in Heilbronn geweſen, hätten Sie ſich auch nicht die Mühe nehmen wollen, nach dem Weinsberg, das Ihnen freilich, beſonders im Winter, nichts Befriedigendes darbieten kann, zu kommen.

Wäre ich nicht, beſonders ſeit der Zeit, wo ich Geiſter nicht bloß wie Sie und Andere in Novellen und Gedichten aufführe, ſondern Beweiſe für deren Wirklichkeit anführe, gewohnt geworden, daß auch ſehr gute Freunde mitleidungsvoll über mich den Kopf ſchütteln und mich auch bei Andern zu verdächtigen ſuchen, ſo könnte mich Ihre Unfreundlichkeit befremden, ſo aber bin ich derlei, wie ich ſage, ſchon ſeit Jahren auch

an älteren Freunden gewohnt, und es ist nun einmal so, und ich kann mich trösten.

Ich bitte Sie aber nur um die Freundschaft, mir meinen Sufo zu zusenden, ein Buch, dessen Inhalt mich auch noch über Schwereres trösten kann. Herzlich Ihr Justinus Kerner.

Niembsch an Kerner.

Heidelberg, 11. Januar 1832.

Mein aufbrausender, doch gar sehr geliebter Freund!

Sie haben mich schnell und streng verurtheilt; aber mit Unrecht. Ja, ich bin wochenlang in Stuttgart und Tübingen herumgefahren; aber ich dachte auch nicht nur an Weinsberg, sondern hätte auch den festen Willen, meine lieben Freunde daselbst zu besuchen. Da bekam ich aber knapp vor meiner Abreise von Stuttgart einen ganz desperaten Brief aus Paris von einem Freund und Landsmann, der dort sein ganzes Geld verspielt hatte, und mich um Gottes und aller Heiligen Willen beschwor, ihm Geld zu schicken. Ich hatte Geld in Heidelberg liegen, und eilte also über Hals und Kopf dahin, oder vielmehr daher, um meinem unglücklichen Freunde zu helfen. Dießmal war es nicht reine Narrheit, was mich an Ihnen vorüberjagte. Lieber Kerner! Sie hätten doch einen Augenblick nachdenken können und sollen, ob nicht irgend ein besonderes Ereigniß mich abgehalten haben dürfte, Sie zu besuchen. Lieber, guter Kerner! seyen Sie mir nicht gram, ich liebe Sie so herzlich. Schreiben Sie mir doch recht bald, daß Sie nicht mehr böse sind auf mich, ich bin sehr unruhig darüber. Und Ihre liebe Frau und Ihre liebe Tochter werden mich für einen Undankbaren halten. Rufen Sie doch beide auf der Stelle herbei, bevor Sie meinen Brief ausgelesen haben, und sagen Sie ihnen, daß ich nicht undankbar bin, sondern gar tief im Herzen alle Freundlichkeit bewahre, die mir zu Theil geworden von meinem lieben Kerner und den Seinigen. Und ferner halten Sie ein kleines Conklium mit Ihren lieben Frauen, ob ich es wagen dürfe, nach Weinsberg zu kommen, das für mich im Winter eben so reizend ist, als im üppigsten Frühling, denn je mehr sich die Natur vor mir verschließt, deste tiefer

und ſeliger werd' ich hineingedrängt in das ſchöne Gemüth eines Freundes. Lieber Kerner, darf ich kommen und zwei Wochen bleiben?

Was Sie mir ſchreiben von ſchlechten guten Freunden, und Geiſterſehen und Verdächtigungen, verſteh' ich nicht und mag es nicht verſtehen. Verdächtigen? wer ſoll Sie mir verdächtigen? warum ſolche Worte? was führen Sie ſolche Telche gegen mich? Wer Sie nicht achtet und liebt, den hole der Teufel: mit dem hab' ich nichts gemein; iſt mir aber auch noch kein Solcher begegnet.

Schönen Dank für Ihre Polengedichte, die herrlichen, und die herzlichen Worte, womit ſolche begleitet waren. Teſto empfindlicher war mir Ihr harter Brief, der drückt mich ſehr auf der Seele; ſchreiben Sie doch bald einen andern.

Den Suſo wird Ihnen Mayer ſchicken.

Leben Sie wohl, und, wo möglich, ſtellen Sie mich wieder her in Ihrer Liebe, deren Verluſt unendlich betrüben würde Ihren armen Freund Niembſch.

Einen herzlichen Gruß an lieb Frau und Kind.

Niembſch an Schurz.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Mein geliebter Bruder!

Ich danke Dir für den Paß, und wünſche Dir und Deiner lieben Tertſchi ein glückliches neues Jahr. Auch Deine Kinder mögen gedeihen in dieſem Jahre, wie ſie im vorigen zu Eurer Freude herangewachſen ſind. Hab' ich Euch nicht immer geſagt: unſer Toni wird ein Mordkerl!? Den lieben blonden Pepi hab' ich neulich in Stuttgart geſehen. Ein wunderliebliches Bild von Dietrich iſt im dortigen Kunſtverein ausgeſtellt. Ein ſchöner blonder Knabe von etwa fünf Jahren — Deinem Pepi ſo ähnlich, daß ich darüber erſchrak — ganz nackt, iſt eben aus dem Bache geſtiegen, worin er gebadet und gefiſcht, und iſt auf einem moosbedeckten Felſen ſitzend eingeſchlafen. Rings herum treten die Büſche zuſammen, und ſchließen ihn ein, gleichſam vergnügt über den holden Beſitz. Selig ſchlummernd lehnt der Knabe da, die linke Hand ſchlaff herabhängend,

die rechte ein Glas haltend, worin seine gefangenen Fischlein herum schwimmen. Könntest Du doch das Bild sehen; ist durchaus Deinem Pepi ähnlich, bis sogar auf den Wurf der Locken und jedes Schättchen im Gesichte. Lange bin ich davor gestanden, und habe mich zu Euch zurückgeträumt und gesehnt. Gebt nur Acht; auf einmal wird Euer närrischer Bruder ins Zimmer stürzen, und Euch in seinen Umarmungen herumtummeln, bis Ihr schwindelig werdet.

Die Feiertage hab' ich in Stuttgart zugebracht und in Tübingen bei Uhland, mit dem ich Bruderschaft getrunken, und in Waiblingen beim Oberamtsrichter Mayer, dem zärtlichsten meiner Freunde. Das ist ein wunderbarer Mensch. Gleich bei unserem ersten Zusammentreffen hat er eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe zu mir gefaßt, welche ihm von meiner Seite getreulich erwiedert wird. Vielleicht erinnerst Du Dich noch jener Gedichte im Wendtischen Musenalmanach von Karl Mayer, jener lieblichen Waldscenen, wo Rehe am stillen Weiher herumirren ꝛc., jener sanften Naturhauche. Das ist der nämliche Mayer. Wenn ich nach Wien komme, sollt Ihr die Briefe lesen, die er an mich geschrieben. Einer der liebenswürdigsten herrlichsten Menschen auf Gottes weiter Erde. Wir wollen ihn einschließen in unsern heiligen Ring; hörst Du, Schurz und Schleifer?

Meine Gedichte sind endlich unter der Presse. Bis zur Ostermesse erscheinen sie jedenfalls. Weil mein Freund Schwab sich ihrer so warm angenommen hat, und es eigentlich war, der mich in der literarischen Welt bekannt gemacht hat, will ich ihm die Sammlung widmen.

Was Deine Gedichte betrifft, so glaub' ich, das Beste wäre, vorher eine ziemliche Anzahl ins Morgenblatt rücken zu lassen, denn es ist sehr schwer, den Cotta zur Verlagnahme solcher Gedichte zu bewegen, die noch gar nicht bekannt sind. Ich hätte die meinigen auch noch nicht untergebracht, wenn nicht Schwab, mein Manuscript in der Hand, gleichsam Sturm gelaufen wäre gegen alle Bedenklichkeiten. Schicke mir also recht bald eine Anzahl Deiner Gedichte zur weiteren Besorgung.

Meine Thätigkeit ist jetzt sehr rege. Ich habe mit einem Kapellmeister einen Vertrag geschlossen, ihm einen Operntext zu schreiben, der mir einige Hundert Gulden tragen wird. Auch anderweitige literarische

Verträge ſind bereits eingeleitet. Hier können einen die Leute doch brauchen.

Mein liebes Lottchen! o, daß ich ihr nicht entſagen müßte! Ich habe ſie wieder geſehen. So gibt es kein Mädchen mehr. Der Roman, den Du ſo köſtlich fandeſt, iſt etwas traurig worden. Ich kann darüber nicht ſchreiben; aber erzählen will ich Euch einſt. Das Mädchen hat durchaus eine ideale Richtung. Sie iſt anbetungswürdig. Genug! ich werde ſie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe.

Was macht meine liebe Reſi? Wie ſteht es mit dem halben Dutzend? Denkt ſie viel an mich? Hat ſie mich noch ſo lieb?

Schreibe mir doch von Träxler. Iſt er noch in Wien? Geht er nicht nach Peſth, um die projectirte Zeitſchrift herauszugeben? Vielleicht wäre was damit anzufangen. Schreibe mir darüber.

Wie geht es meinem lieben Schleifer? Seine Gedichte werden nächſtens in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" recenſirt werden, und zwar von einem tüchtigen Manne. Ich werde Schleifer nächſtens ſchreiben.

Geh doch einmal zu Neuner und grüße mir meine Freunde, beſonders den lieben wackern Türfeld, und ſag' ihm, er ſoll mich nicht vergeſſen. Was macht Auersperg? Weigel? der langweilige *? Auf dieſen hab' ich erſt geſtern ein Sonett gemacht. Ich fuhr mit zwei fürchterlich langweiligen Philiſtern von Mannheim nach Heidelberg. Ich wußte mich nicht zu retten; da half ich mir endlich in der Verzweiflung damit, daß ich im Stillen eine Unterſuchung anſtellte, welcher von beiden der Langweiligere ſey; doch umſonſt! Da dacht' ich an *, der ſie beide übertrifft, und machte ein Sonett, und das half mir hinüber über dieſe zwei Gebirge von Langweile.

Gott ſegne Euch, liebe Geſchwiſter, und eure Kinder. Schreibt bald Eurem treuen Bruder Niklas.

Was machen denn meine Schweſtern Marie und Mini? Küſſe ſie mir herzlich und bitte ſie, deinem nächſten Briefe ein paar Zeilen beizuſchließen.

Ich umarme Euch abermal. Gott ſegne meine geſegnete Reſi! Du gute liebe Schweſter, lebe wohl!

Niembſch an Guſtav Schwab.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Ich thue Alles, mich zu einem erträglichen Menſchen zu machen, nur ſchade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner ſauertöpfiſchen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühle erkenne ich es, wie Ihr Eure ganze Duldſamkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen, wie es im Umgange mit Euch ein demüthigendes Loos war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein ſüßer Troſt in ſolcher Demüthigung: ich habe die Größe Eurer Freundſchaft erfahren, ich bin Euch ernſt verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während Ihr längſt mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können.

Mayer hat mir einen Theil ſeiner Gedichte überſendet. Es quillt ein ſo milder Balſam aus dieſem Gemüthe, ſo heilkräftig fließen mir ſeine Worte in die Seele, daß ich mich ordentlich geſtärkt fühle durch dieſe Lectüre. Ich leſe mir dieſe Gedichte laut vor.

Sage Deiner verehrten Frau, daß ſich über ihrer Geduld ein Gewitter zuſammenziehe, denn nächſtens ſoll ſie mit einem langen Briefe von mir heimgeſucht werden. Nun lebe wohl, lieber, guter Freund, und ſchreibe mir bald, wie es Euch geht.

Kerner an Niembſch zu Heidelberg.

Weinsberg, 13. Jänner 1832.

Niembſch!

Schrecklich geliebter!

Sie kennen mich noch nicht, ſonſt wäre Ihnen mein Klaggeſchrei nicht aufgefallen. Ich liebe **innigſt** und komme ſogleich in Verzweiflung, wenn ich mich verſtoßen fühle. Derlei Briefe können Schwab und Uhland und Mayer in Menge von mir aufweiſen, denn von dieſen glaubte ich mich auch ſchon oft verlaſſen. Seit dieſe Weiber genommen, ſind ſie ſo ganz erkaltet; ſo wird es auch mit dem brennenden Alexander gehen; mit Ihnen aber möge es nicht ſo gehen! Bleiben Sie ledig wie — Suſo!! Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleich

warm und getreu; um deſto mehr ſchmerzte es mich an den Andern. Oder wären Sie auch wie ich? — Zu Schubert (dem in München) faßte ich durch ſeine Schriften eine brennende Liebe, ich lebte in der Phantaſie immer mit ihm; er aber wußte freilich nichts von mir: denn ich ſah ihn nie, ſchrieb ihm damals auch noch nicht.

Vor ſechs Jahren nun reiste dieſer hier am Häuschen vorüber, ich erfuhr es, als er ſchon zu Straßburg war; da befiel mich eine ſo ſchreckliche Liebesſehnſucht, daß ich ihm mit Gewalt nachreiſen wollte, und von Frau und Kind und den Kranken kaum zu halten war; und weil man mich nicht ließ, verfiel ich mehrere Wochen in die tiefſte Trauer. Jetzt ſchreiben wir uns ſchon längſt und ſind innige Freunde, ſehen uns aber nie. Mehrere Monate jedoch blieb in dieſem Winter ein Brief von Schubert aus, und ſchon war ich Wochen lang ſehr verzweifelnd und wollte mich gerade niederſetzen und an ihn ſchreiben, ſo wie ich an Sie ſchrieb — da kamen im Monate, als ich dazu die Feder ergriff, zwei Briefe von ihm auf einmal! —

O Niembſch, ich bin innen nicht ſo dick, wie außen! Dabei habe ich nicht die Kraft wie Sie! Sie ſind ein glühendes edles Metall, an dem die Andern doch nur die Finger verbrennen; Sie werden doch nur immer geſtählter und edler durch das Feuer; ich aber bin bald zur erbärmlichſten Schlacke verbrannt.

Als der Brief an Sie fort war, den ich im Moment ſchrieb, als ich gehört hatte, daß Sie in Heilbronn geweſen, hätte ich ihn gerne wieder zurückgenommen: denn es ſagte mir bald mein Herz, daß Sie mich nicht vergeſſen.

Verbergen kann ich auch nicht, daß ein Mißtrauen in mir iſt, ſeit ich von Menſchen, die ſich Jahre lang meine Freunde nannten, und denen ich mit unſäglicher Offenheit und Wärme entgegen kam, in der That verrathen und mißhandelt wurde. Das that aber keiner von denen Menſchen, die Sie in Württemberg kennen lernten.

Genug hievon! Sie tröſten mich ja auf's Beſte dadurch, daß Sie mir verſprachen, auf vierzehn Tage (o, wären es vierzehn Jahre) zu uns zu kommen. Glauben Sie nur, daß das uns allen die herzlichſte Freude machen wird.

Mein Rickele grüßt Sie auch tauſendmal, und iſt nun auch wieder verſöhnt; denn Sie ſind nun auch in ihrem Herzen. O kommen Sie!

Friede und Freude! — Ewig Ihr J. Kerner. Sind Sie denn immer dazu beſtimmt, Spielern Geld zu geben? Dieſe Menſchen ſollen nicht ſpielen; ſie ſollen den Pater Suſo (!!!) leſen! —

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, 15. Januar 1832.

Mein lieber Freund!

Ich habe Dir wieder lange nicht geſchrieben, habe aber recht viel an Dich gedacht und mich ſehr nach Dir geſehnt. Meine Ankunft in Heidelberg war eine große Freude für mich, denn Du ſtandeſt als ich ins Zimmer trat, hinter der Thüre, und ſprangſt mit einer Umarmung hervor. Wie hat mich Dein Brief gefreut, der mich in Heidelberg erwartete. Und ein zweiter lieber Brief iſt von Dir gekommen. Wie ſorgſt Du ſo freundlich für mein Herz! Ja nicht nur für mein Herz, ſogar auf meinen kranken Daumen erſtreckt ſich Deine freundliche Sorge. Der Zug hat mich tief gerührt, denn ich glaube, außer meiner ſeligen Mutter würde ſich Niemand ſo weit um mich bekümmert haben. Deine Freundſchaft zu mir hat auch noch andere Züge gemein mit der zärtlichen Liebe, die meine Mutter für mich trug. Hingegen ſpür' auch ich etwas in meinem Herzen für Dich, was ich nur für meine Mutter gefühlt. O Du mein lieber Freund!

Du verlangſt etwas zu vernehmen vom Zuſtande meines Innern. In großer, gar großer Bewegung iſt mein Inneres. Ich habe eine Neigung niederzukämpfen geſucht, das gelang mir ſchlecht bis jetzt. Wenn ich mich zu zerſtreuen meine Tages über mit Leſen, Guitarreſpielen, Schreiben, Herumlaufen ꝛc., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich dieſe Nacht plötzlich erwacht, mit laut pochendem Herzen und naſſen Augen aus einem Traume, von dem meine Seele noch erſchüttert iſt. Die Lotte trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Weine ſaß und ſang: „Ich hab' meine Sache auf nichts geſtellt, juchhe!" — ſie trat zu mir, um Abſchied zu nehmen. Ich meinte,

ich müßte ſterben vor Schmerz, und ließ ſie doch gehen. Doch das alles ſey nur Dir geſagt, lieber Freund. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerſtes Weſen iſt Trauer, und meine Liebe ſchmerzliches Entſagen.

Nun von was anderem: Deine Gedichte leſe ich mit großer Freude durch. Viele davon ſind, glaube mir, von ausgezeichneter Schönheit. Gleichwohl glaube ich über manche Manches bemerken zu müſſen. Und ich gehe mit meinem kritiſchen Meſſer ſo ſchonungslos und ruhig darüber her, wie ich es bei den Gedichten keines Andern thun könnte. Du biſt dimidium animae meae, und ich behandle Deine Gedichte, als wären ſie meine eigenen. Ich habe mit Cotta geſprochen über die Verlagnahme Deiner Gedichte; er hat ſich geneigt finden laſſen, dieſelben zu drucken, wofern Du anders beſcheidene Bedingungen ſtellen werdeſt, was ich ihm in Deinem Namen zuſicherte. Geh' alſo zu ihm und ſchließe ab. Viele Freunde werden Dir Deine Gedichte gewinnen, manches Herz wird Troſt finden darin und die Natur verſtehen lernen. Das freut mich, daß wir zuſammen auftreten!

Kerner hat mir geſchrieben. Er iſt ſehr gekränkt, daß ich ihn nicht beſucht. Ich habe mich aber bereits gerechtfertigt bei ihm. Mir würde es unendlich weh thun, wenn er wirklich glaubte, ich liebe ihn nicht.

Hier erhältſt Du, was ich ſeit meiner Ankunft aus Stuttgart gemacht (Schilflieder. Winternacht).

Nun lebe wohl, geliebter Freund! Leben Sie wohl, theure Freundin! Lebt wohl, Ihr lieben Kinder! Euer Niembſch.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, im Jänner 1832.

Niembſch iſt freilich ein großer neuer Genius. Er verſprach mir zu kommen und dann mußt Du auch kommen. Ihr könnt im Alexandershäuschen im großen Garten wohnen, das drei Piecen hat, die man einheizen kann.

Niembsch an Mayer.

Heidelberg, am 21. Jänner 1832.

Mein innigst geliebter Freund!

Deine beiden Briefe, den einen in Moll, den andern in Dur, hab' ich gestern erhalten, und zwar mit großer Freude, denn ich vernahm in Moll und Dur die himmlische Melodie Deiner Freundschaft. Ich setzte mich sogleich nieder, Dir zu antworten, schrieb einen langen Brief, aber im Rausche, worein mich Dein Schreiben versetzt hatte, fiel er so närrisch aus, daß ich einen andern schreiben muß. Hätte ich's nur mit dem letzten Brief auch so gemacht, den Du von mir bekommen hast; aber der mußte gleich fort, als hätt' er die dringendsten angenehmsten Neuigkeiten für Dich enthalten. Beurtheile mich nicht nach jenem Brief; nach einem trüben Traume, gleichsam noch in der Atmosphäre dieses Traumes geschrieben, mag er Dir zu nichts weiterem dienen, als zur Bestätigung der Wahrheit: Gemüthskrankheiten lassen sich nicht plötzlich abschneiden; auch im Stadium der Reconvalescenz kommen noch kleine Rückfälle vor, die aber vorübergehen; nur durch Schwankungen, die freilich immer schwächer werden, setzt sich die emporte Fluth zur Ruhe. Verzweifle nicht an mir, mein theurer Freund! noch bin ich nicht so bettelarm an moralischer Kraft, daß ich mich nicht aufraffen könnte, und wäre es auch nur Dir zu Liebe.

Wenn Seneca sagt: „ingentis animi est, nliemo causa ad vitam reverti," so ist das Großsprecherei. Er hätte höchstens sagen sollen: honesti animi est; denn wer ein nicht ganz verkrüppeltes, lahmes Herz hat, der wird gerne und kräftig zurückkehren ins Leben, wenn er dadurch einen Freund erfreuen kann, wie ich an Dir einen habe.

Sey getrost, Dein Werk steht [illegible], sehr gut! Ich bin heiter, wie ich es seit Jahren nicht gewesen. In meinem finsteren Hofzimmer[1] kann man recht fröhlich seyn. Du sollst mir nicht schimpfen über dieses Zimmer. Ich habe manches Gedicht darin gemacht, an manches Liebe darin gedacht, manchen Deiner Briefe darin gelesen. Freilich, ein Mensch wie ich war, mag das schönste Zimmer im Himmel beziehen, er wird alle Wände mit seiner schwarzen Tapezerei behängen.

[1] Im Gasthof zum König von Portugal.

Ich ſpiele nun fleißig Guitarre in meiner Spelunen, pfeife mir meine ſteiriſchen Ländler, und ſchlage oder vielmehr ſchnalze mit meinem wieder gefunden Daumen (der Dir freundlich danken läßt für Deine freundliche Sorgfalt für ihn) die Caſtagnetten dazu; ich verdampfe eine Pfeife nach der andern, eine Cigarre nach der andern, und gehe viel auf den ſchönen Bergen herum, die mir täglich beſſer gefallen. Ueber meine Abreiſe nach Wien hab' ich noch nichts beſchloſſen. Aber den lieben Kerner will ich nächſtens beſuchen auf einige Tage. Sollt' es dir möglich ſeyn, auch zu kommen, ſo will ich warten, bis das geſchehen kann; ſchreibe mir darüber. Dein liebes Haus werd' ich auf jeden Fall auch noch beſuchen. Ich will bei Deiner Frau und Deinen Kindern ein freundlicheres Bild von mir zurücklaſſen, als ſie jetzt haben. Auch Deinem lieben Karl will ich in die Phantaſie hinein corrigiren. Das iſt ein gar herrlicher Knabe; Gott gebe, daß ich ihm einſt nützen kann. Ja, Freund! ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entſcheide, für wen und wozu. Du haſt mich ſo ganz wieder geſtellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leiſten in der Kunſt; ich will arbeiten für die Welt, und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entſchloſſen bin, nicht nur vor der Welt, ſondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens ſchon durch eine ſtille Liebe geſtört. Nein, ich will dieſe Liebe bewahren, ſie ſoll mir mein Leben verſchönen für alle Zeit.

Du erinnerſt mich, daß Uhland ſeinen Gruß von mir noch nicht habe. Iſt Uhland nicht verſtimmt gegen mich? Paul Pfizer kam nach Stuttgart, brachte wohl Grüße an Schwabs von Uhland, aber keinen für mich; das fiel mir auf, und ich geſtehe Dir, ſehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr! Dieſen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen.

Hier ſende ich Dir einen Abdruck der zwei Gedichte, die ich in die politiſche Zeitſchrift „Mikrokosmus" habe drucken laſſen.[1]

[1] „Am Grabe eines Miniſters" und „An der Schenke."

Nun lebe wohl, mein geliebter Freund! tausend Herzensgrüße an Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder. Bald sollst Du Deine schönen Gedichte nebst meinen Bemerkungen zurückerhalten. Die Deines Bruders* hab' ich noch nicht gelesen. Komm, laß Dich umarmen! Lebe wohl, theurer Freund!

Ich danke Dir für die gütige Ueberſendung des Pariſer Briefes und bitte das dafür ausgelegte zum Suſo zu rechnen. Dein Niembſch.

Niembſch an Sophie Schwab.

Heidelberg, den 24 Januar 1812.

Theure Freundin!

Ich bin nicht mehr ſo traurig, liebe Freundin, als ich am Morgen unſerer Trennung geweſen. Ich müßte ja ſchon todt ſeyn, wenn dieſe Trauer lange gedauert hätte. Mir war damals zu Muthe, als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld verwirkten — geſtoßen auf ewig. Nun bin ich heiter, wie ich es lange nicht geweſen. Als wir den letzten Abend zuſammen ſaßen und Glühwein tranken, hob mein Schwab das Glas und trank mirs ſo herzlich zu auf meine Wiederherſtellung und Sie ſtießen an und der tiefe, warme Himmel der Freundſchaft grüßte mich ſegnend aus Ihrem ſchönen Auge. Das war ein herrlicher Augenblick!

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, den 28. Januar 1812.

Mein lieber Freund!

Morgen reiſe ich zu unſrem Kerner. Weil Du auf meine kritiſchen Bemerkungen ſo begierig biſt, hab' ich Dir in der Eile einen Theil davon zuſammengeſchrieben. Die Gedichte, worüber ich nichts ſage, gefallen mir durchgängig, die kritiſirten aber bis auf die Kleinigkeiten, die ich daran auszuſetzen habe. Viele ſind von ausgezeichneter Schönheit, und Du thäteſt ſehr Unrecht, wollteſt Du ſie der Welt entziehen. Dieſe müſſen

* Auguſt Mayer, jünger als Karl. Gedichte von ihm in Kerners poetiſchem Almanach von 1812, und Deutſchem Dichterwalde von 1813. Er iſt ein Opfer des ruſſiſchen Feldzuges von 1812 geworden.

allgemein gefallen. Bei vielen liegt die Schönheit in geheimeren Beziehungen, die ein geweihtes Auge verlangen, und es wäre wieder Unrecht, wenn Du ſie dem, wenn auch ſeltenen Freunde und Kenner der Poeſie entzögeſt.

Laß Dich alſo nimmermehr abbringen von der Herausgabe Deiner Gedichte. Mit meinen Bemerkungen folgt zugleich ihr Gegenſtand. Die übrigen Gedichte nebſt Kritik wirſt Du auch bald erhalten. Ich nehme ſie mit nach Weinsberg, um wenigſtens Deinen Geiſt dort zu haben, wenn mich ſchon die leidige Juſtiz um Deine Perſon bringt. O mein Mayer! könnt' ich Dir doch den Händedruck beibringen, der jetzt in meinen Rechten zuckt! Der Teufel hole den Raum und auch die Zeit! Dieſes Ehepaar führt die Wirthſchaft hier auf Erden. Alles muß bei ihm einkehren, und jede Freude mit Sehnſucht bezahlen und Thränen.

Du haſt mich in Deinem letzten Brief einen nicht allzu vollſtändigen Briefbeantworter geſcholten. Darum will ich Deinen lieben Brief Punkt für Punkt wenigſtens dießmal beantworten. Alſo meine ſteiriſchen Tänzler möchteſt Du hören? Ja, die ſind wahrhaftig ſchön! Hörſt Du einen wahren Steiertänzler, ſo hörſt Du mitten aus dem Getümmel der irdiſchen Freude die allmächtige Stimme der Sehnſucht heraus tönen, der Sehnſucht nach dem Heimathlichen, Göttlichen. Ja, gewiß liegt ein gewiſſes göttliches Heimweh in dieſen Gebirgsmelodien. Wie geht es mit Deinem Huſten, lieber Freund? ſchreibe mir doch gleich nach Weinsberg. Ich fürchte beigetragen zu haben zu Deinem Uebelbefinden durch den Sturm der Empfindungen, worin ich Dich mit hinein geriſſen. Wenn es doch bald beſſer würde oder ſchon wäre!

Du fragſt mich, was mir in Beziehung auf Uhland in der Feder geblieben und im Herzen. In der Feder eine Grille, in dem Herzen nichts als warme, innige Liebe für den Ehrwürdigen, Liebenswürdigen. Es war nur vorübergehende Empfindlichkeit. Ich werde Uhland und ſeine gaſtfreundliche gute Emma lieben, wenn ſie mich auch gar nicht mehr mögen ſollten. Aber das iſt ja nicht der Fall. An Schwab und ſeine liebe Frau hab' ich ſchon einigemal geſchrieben. Es iſt Gottlob Alles im Alten.

Die Geſchichte mit Hochwächter iſt mir etwas fatal. Sehr unangenehme

Folgen dürften nicht ausbleiben, wie ich die österreichische Regierung kenne.[1]

Aber wir wollen schon sehen, was zu machen. So was kümmert mich weniger, als die Herzenssachen. Die stehen jetzt gut, also Alles gut. Deine Gedichte, glaub' ich, wären mit Lieder am besten überschrieben.

Noch Eins hab' ich Dir zu beantworten. In meinem närrischen, nicht expedirten Briefe stand nichts von gekränktem Stolze, auch machte ich mich darin durchaus nicht lustig über Dich, wie Du glaubst. Sondern es herrschte eine ausgelassene Freude darin über die Fülle Deiner Liebe und darüber, daß Du dem verabschiedeten Griesgram, dem in die Flucht geschlagenen Hypochonder noch so tüchtige Wurfspieße nachsandtest, um ihm ja jede Lust zur Wiederkehr zu vertreiben. Meiner Sitte getreu send' ich Dir hier noch ein Gedicht: „Die Wurmlinger Kapelle."

Dich, Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder umarme ich in herzlicher fester Umarmung. Ewig Dein Niembsch.

Deinen Karl seh' ich morgen, den prächtigen Buben. Leb' wohl, mein Mayer! Leb' wohl! Schone Deine Gesundheit und schreibe bald. Vale! save! scribe!

Niembsch an Mayer.

Weinsberg, den 5. Februar 1832.

Geliebter Freund!

Gestern erhielt ich Dein liebes Schreiben an mich und Kerner, und eile um so mehr, es zu beantworten, als es sich um Beseitigung eines Irrthums handelt, der unserm guten Kerner sehr weh thut. Veranlassung des Irrthums, als sey Kerner schuld an der fatalen Hochwächteriade, war vermuthlich der Umstand, daß auch Kerners Polengedichte im Hochwächter erschienen sind. Das war aber ebenso ein Gewaltstreich der Redaction, als es der Druck meines Gedichtes war. Kerners Polengedichte wurden R. qua tali privatim mitgetheilt, durchaus nicht zum Drucke. Mein Gedicht hat der Pfarrer von N. bei Oehringen in Kerners Hause,

[1] Sie blieben aus.

bei deſſen Abweſenheit, auf einem Tiſch liegend gefunden, abgeſchrieben und mittel- oder unmittelbar an K. befördert. Daß nun K. ſo ganz mit Leib und Seele Hochwächter iſt, und den Privatmann vom öffentlichen, den Freund vom Redacteur nimmer unterſcheiden kann, das allein iſt zu beſchuldigen. Ich bitte Dich alſo recht dringend, auch unſerm lieben Schwab die Sache aufzuklären und ſo viel möglich allen Andern, die in gleichem Irrthum ſind.

Hier ſend' ich Dir wieder einen Theil Deiner Gedichte und meine Bemerkungen darüber. Sind letztere zuweilen etwas vergreiflich, indem ſie zugleich ſagen, wie manches zu ändern wäre, ſo verzeih' mir das; ich zweifle nicht, daß Du ſelbſt darauf gekommen ſeyn würdeſt; aber wenn, wie ich glaube, mir das Richtige zuweilen verſchwebt, ſo kann ich es nicht verſchweigen. Du kannſt ja ſolche Stellen in meinen Bemerkungen übergehen, um Dir die freie Unbefangenheit bei etwaiger Aenderung manches Deiner Gedichte nicht zu nehmen. Auch ſind meine Bemerkungen manchmal etwas derb ausgefallen. Ich erhitze mich leicht beim Lobe, wie beim Tadel.

Ich habe nun ſchon eine ganze Woche bei unſerm Freunde ſehr angenehm zugebracht. Neulich waren wir in Heilbronn und wohnten dort im Hauſe des Herrn Oberamtsrichters Rümelin einem Kindertheater bei. Dein Karl hat ſich beſonders hervorgethan durch ſein lebendiges, humoriſtiſches, möcht' ich beinahe ſagen, und doch ganz kindliches Spiel. Am Ende wurde er heraus applaudirt, und bedankte ſich für den Beifall wieder ganz artig und originell. Ein Teufelskerl. Ich hätte ihn von der Bühne herunter reißen und küſſen mögen, ſo excellent hat er ſeine Sache gemacht.

Von unſeres lieben Schwabs hab' ich ſchon ziemlich lange keine Briefe. Da die arme Frau wieder krank war, kamen ſie freilich nicht zum Briefſchreiben. Melde mir doch ſogleich, lieber Freund, wie es mit der Geſundheit der vortrefflichen Frau ſteht, die ich herzlich bedaure, daß ſie von der fatalen Roſe ſchon wieder befallen iſt. Auch über Deine Geſundheit hätte ich gern eine Nachricht von Dir erwartet auf meine Erkundigung; doch Du biſt in dieſem Punkte etwas leichtſinnig. Ich fordere genaue Nachricht hierüber, dictum meum, dictum meum. Deiner lieben Frau

wünsch' ich von Herzen ein heiteres Gemüth und gesunde Tage, damit sie gestärkt werde für die bange Stunde, die ihr bevorsteht. Gott segne sie! Nicht mehr lange wird es währen, so bin ich auch in Deinem Hause, Du mein geliebter Freund, und genieße einige selige Tage. Sag es nur dem kleinen holdseligen Minele, daß Bart kommen wird.

Was macht unser Uhland? seine gute Frau? Richtig! Eins hätte ich bald vergessen. Du sprichst von Deinem Gedichte, wo die Schnecke vorkommt. Ja freilich ist der scherzhafte Ton darin nicht getroffen. So viel ich mich erinnere, kommt der Ausdruck darin: daß du dich in Nachtheil setzest. Das ist aber nun ein gar prosaisches, ungeschlachtes Wort für ein Gedicht dieser Art, wo jedes Wort hüpfen und flattern soll. Und so ist das Ganze etwas steif gehalten. Versuch' es anders zu bearbeiten. Vielleicht gefällt dann das Gleichniß besser. Auf jeden Fall ist es aber ein Gleichniß, das erst durch die Darstellung zu poetischen Ehren und Würden gelangen kann, dann aber vielleicht recht [illegible] Glück macht; man kann's nicht wissen verhinein. Versuch es.

Im Allgemeinen glaub' ich Dir noch bemerken zu müssen, daß Du Dich etwas seltenerer Reime befleißen solltest, daß Deine Construction nicht immer poetisch ist, sondern manchmal eine prosaische Disposition über die Gedanken, ein gewisser numerus oratorius darin erscheint. Ich meine das besonnene Anordnen der Vorder- und Nachsätze, das logische Gerippe, das hier und dort zwischen den Blumengewinden bleich und kalt hervorguckt.

So eben hat Kerner seinen alten Gaul anspannen lassen. Ich fahre mit ihm aus. Glaube nicht, daß wir Deiner vergessen in unserem Glücke. Ja, ich bin wirklich sehr glücklich hier in Weinsberg. Kerner hat eine unergründliche Seelengüte. Sein Rikele ist auch so lieb und gut. Wir leben so traulich zusammen mit den lieben Kindern. Aber wir denken Dein und der Deinigen mit inniger Liebe. O Mayer, wärst Du da!

Lebt wohl, meine Lieben, viele herzliche Grüße von Kerners, leb' wohl, geliebter, treuer Freund! Ewig Dein Niembsch.

Nächstens schicke ich Dir den letzten Theil der Gedichte sammt meinen Gedanken darüber. Mein Aufenthalt in Weinsberg dauert bis Samstag

den 10. Februar 1832. Vale! dimidium animae meae! Das ist das schönste Wort Horazens.

Niembsch an Klemm in Paris.

Heidelberg, den 17. Februar 1832.

Mein guter, treuer Bruder!

Ich habe einige Wochen bei meinem Freund Justinus Kerner in Weinsberg zugebracht, darum antworte ich Dir auf Deinen lieben Brief so spät. Ich hoffe, Du werdest über mein langes Stillschweigen wohl nicht ungehalten gewesen seyn. Es gibt eine Liebe, die gar lange ohne Nahrung fortleben kann, und ich glaube, die unsrige ist von solcher Art.

Als ich zu Weihnachten nach Stuttgart gekommen war, und sogleich zu Schwab eilte, um den Christabend bei ihm zu feiern, fand auch ich meinen Platz sammt Christbescheerung auf dem großen Tische, um welchen die liebe Jugend frohlockte; und auf dem Opferteller lag ein Papier und ich erkannte sogleich die lieben, wenn auch etwas steifen Züge Deiner Hand. Ich danke Dir herzlich für das schöne Christgeschenk. Du warst mir immer ein treuer lieber Bruder; bleibe es, bis uns die letzte Stunde schlägt. Beim Scheine der Feuerblüthen, die den heiligen Christbaum schmückten, las ich Deine Schrift, und das Zeichen Deiner Freundschaft nahm sich gar schön aus in so lieblicher Beleuchtung.

Du schreibst mir viel von der lieben Lotte. Ich wußte wohl, daß sie auch Dir gefallen müsse. Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes ist freilich das Beste, was Du mir wünschen kannst; aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heirathen. Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben, wo und wie es sich ihm bieten möge, rasch und glücklich zu erfassen, um sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte, die Du wohl kennst,[1] tief verletzt, und scheinet mir darin eine Sehne gerissen zu seyn, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll[2] sagt: „Zweimal ist kein

[1] Bertha.

[2] J. L. Stoll, geboren zu Wien 1778 und dort gestorben 1815, ein Freund Kerners. Näheres über denselben bei Emma Niendorf S. 134—137.

Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Ich habe nicht den Muth, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften; dieß schrieb ich einmal an meine Freundin Schwab, und ich schreib' es auch Dir. Alles in der Welt hat seine Zeit. Bei uns, Bruder, ist die Zeit der Liebe, täuschen wir uns nicht! vorüber. Vorüber ist die schöne Zeit, wo die ganze Sehnsucht unserer Seele von einem lieben Weibe gefesselt wird, und wir uns mit ihr einschließen in eine Hütte in seliger Genügsamkeit. Der Ernst des höheren Lebens hat uns ergriffen, und die tiefere Sehnsucht nach einem andern Daseyn. Versuchen wir es aber, uns einzuschließen in die Hütte der Liebe, so wird jener Ernst an die Thür kommen und pochen, und wir werden uns losreißen aus den Armen des liebenden Weibes, das seinen süßen Traum noch nicht ausgeträumt hat, und sie wird weinen und unglücklich seyn. „Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Wir wollen uns abwenden von dem schönen Bilde, oder es lieber mit dunklem Flor behängen. Komm, Alter, geben wir zu was Anderem!

Von Deinen Aphorismen sind zwölf gedruckt worden im „Mikrokosmos," einer polemischen Zeitschrift für Staatskunst und Staatsrechtswissenschaft. Ich werde Dir Dein Exemplar wahrscheinlich in München übergeben, wo ich Dich zu sehen hoffe. Catragen wirst Du mich dort bei Professor Schubert kennen, dem zu Liebe ich vermuthlich den ganzen Sommer über in München bleiben werde. Doch wir schreiben uns ja bis dahin noch öfter. Ich wollte einen Operntext schreiben, wozu ich von einem geschickten Kapellmeister aufgefordert war; aber die Gestalten fielen zu derb und derig aus, so daß ich davon abgegangen bin und jetzt an einem Trauerspiele arbeite. Diesen Sommer wird es wohl fertig. Eine ziemliche Anzahl neuer lyrischer Gedichte ist meiner Sammlung zugewachsen, seit wir uns getrennt haben. Ich will Dir einige mittheilen: „Schilflieder 1—5;* Die Wurmlinger Kapelle."

Deinen nächsten Brief, lieber Bruder, adressire nach Weinsberg in

* Die zum Schilflieder zählte Niembsch (nach Mayer S. 26) zu den vom liebsten seiner Gedichte; nach Emma Niendorf (S. 14) hatte er sie für Lenau in Stuttgart gedichtet, daher diese selbst auch späterhin „Schilfliedchen" in einem herzigen Kreise genannt wurde. (S. 20.)

Württemberg, an den Dr. med. Justinus Kerner. Ich werde noch einige Zeit dort verweilen, bevor ich nach München gehe. Hier bleib' ich nur noch ganz kurze Zeit. Die Leute hier sind so ganz trockene geistlose Wissenschaftler, daß mir angst und bange wird unter ihnen. Leb' wohl, zu tausendmal gegrüßt und geküßt von Deinem treuen Bruder Niembsch.

Auch in Tübingen bin ich seitdem gewesen und habe mit dem herrlichen Uhland, gleichwie auch mit Paul Pfizer dem Verfasser des Briefwechsels zweier Teutschen Bruderschaft getrunken und zwei glückliche Tage gelebt. Einen aber mußt Du auf jeden Fall kennen lernen, wenn Du Dich in Stuttgart etwas aufhältst auf Deiner Rückreise nach Wien, das ist der Oberjustizrath Karl Mayer in Waiblingen, zwei Stunden von Stuttgart. Einer meiner allerinnigsten Freunde und der besten Menschen auf Erden; auch ein sehr braver Dichter. Ferner wünscht' ich, daß Du den Hofrath Reinbeck in Stuttgart besuchst, einen sehr guten, lieben Mann, dessen Frau, eine ausgezeichnete Landschaftsmalerin, Dir zwei Gemälde zeigen wird, welche sie über meine „Waldkapelle" gemalt hat.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 11. März 1832.

Herzliebster!

Dein Brief an Niembsch kam von Heidelberg hieher, denn Niembsch ist schon seit zehn Tagen wieder bei mir. Jetzt, wo er heute nach Pönigheim fuhr, aber Nachts wiederkehrt, will ich Dir schreiben, weil er Dir wahrscheinlich erst in zwei bis drei Tagen schreiben wird. Niembsch ist von Amerika ganz *besessen*, schrieb sich in die Actiengesellschaft ein und schifft am 1. Mai dahin. Er läßt sich nichts einreden: denn seine ganz dämonische Phantasie malt ihm da Dinge vor, die ganz nach seinen Wünschen sind.

Er ist wieder viel milder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er inneren Frieden und Glauben gewonnen, die ihm so sehr fehlen, allein in Heidelberg

wieder vierzehn Tage ſich ſelber überlaſſen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere ſchießen und Urbäume niederreißen will. Es iſt völlige Wahrheit, daß in Niembſch ein Dämon iſt, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelſtunde ſein Geſicht zwanzigmal verändert. Derſelbe zeigt ſich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die ſich durch ein augenblickliches Erſtarren namentlich ſeines Geſichtes, ausſprechen. So lange dieſer Dämon nicht aus ihm getrieben iſt, iſt er furchtbar unglücklich und macht auch andere düſter. Ich will noch Alles anwenden, denſelben in ihm zum zweitenmal zu bannen, verzweifle aber jetzt ſehr! Denn die amerikaniſche fixe Idee, die ihm dieſer eingeflüſtert, hat furchtbar feſte Wurzeln in ihm gefaßt. Er fuhr heute nach Bönnigheim zu einem amerikaniſchen Commiſſär. Nach Stuttgart wird er wohl bald auch kommen. Gedichtet hat er inzwiſchen gar nichts, ließ auch ſeine Tragödie liegen.

Alles dieß Dir in Liebe zu Niembſch geſchrieben und ſage ihm nichts davon, bei unſrer ältern Liebe!

Nachrr.

Niembſch kehrte von Bönnigheim zurück und unterſchrieb ſich mit 5000 fl. in die amerikaniſche Geſellſchaft, wofür er 1000 Morgen Landes zum Anbau erhält. Es iſt nun nichts mehr zu machen, als zu dieſer Sache das Beſte zu ſagen. Es iſt vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne ſeine weiſen Abſichten zulaſſen. Betrachtet man es wieder von andern Seiten, ſo läßt ſich allerdings dagegen auch wieder wenig einwenden; Europa verfault immer mehr in der Gemeinheit und auch mir wird oft ganz bang in ihm.

Die Polen! Ja, beſter Mayer! mit dieſen leb' ich ſeit acht Tagen perſönlich und da fällt einem erſt ihr Jammer auf's Herz. Auch dem Niembſch machten dieſe Bekanntſchaften große Freude und die Polen ſchloſſen ſich ſogleich traulich an den Ungarn an.

Morgen fahren wir mit Niembſch nach Oehringen. Niembſch ſagte mir, daß er in ein paar Tagen nach Heidelberg müſſe, um ſeine Geldgeſchichten zu ordnen. Alexander ſchrieb auch, er komme. Niembſch wird Dir das Weitere ſchreiben, und vielleicht auch die Tage, wo Du ihn hier, worauf wir uns Alle herzlich freuen, treffen könnteſt, beſtimmen. Niembſch

hat alle Stunden einen andern Plan, und ich fand Dir alſo leider gar nichts Beſtimmtes ſchreiben, als das, daß er von gar nichts mehr ſpricht und an gar nichts mehr denkt, als an die Reiſe und an das Weſen in Amerika.

Gott ſey mit Euch und uns Allen! Dein immer ſehr trauriger J. Kerner.

Kirmbſch an Mayer.

Weinsberg, den 13. März 1832.

Mein lieber Mayer!

Ich reiſe dieſen Frühling nach Amerika. Längſtens bis 1. Mai, vielleicht aber auch ſchon in drei Wochen werd' ich mich einſchiffen. Das war es, warum ich ſo lang nicht geſchrieben; ich hatte theils viel herumzureiſen und auszukundſchaften, theils wollt' ich Dir einen letzten feſten Entſchluß mittheilen; nun iſt er gefaßt. Um in Amerika etwas Halt zu haben, bin ich in den Stuttgarter eigentlich Ulmer Verein der Auswanderer mit einigen Actien eingetreten. Die Geſellſchaft, bereits aus 300 Köpfen beſtehend, wird ſich am Miſſouriſluß niederlaſſen, vorläufig aber eine Commiſſion dahin abſenden, um Land anzukaufen und die Coloniſation vorzubereiten. Wahrſcheinlich werd' ich mich an dieſen Vortrab anſchließen, denn ſehr intereſſant wär' es mir, die erſten Rudimente einer Anſiedelung zu beobachten, vielmehr ſelbſt theilzunehmen daran.

Gefällt es mir in Amerika, ſo bin ich geſonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben; wo nicht, kehr' ich um und überlaſſe mein Eigenthum der Geſellſchaft zur Adminiſtration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrath ſchöner Naturſcenen iſt in fünf Jahren kaum erſchöpft, und meine lieben Freunde find' ich dann doch alle wieder. Dort will ich meine Phantaſie in die Schule der Urwälder ſchicken, mein Herz aber durch und durch maceriren in Sehnſucht nach den Geliebten. Künſtleriſche Ausbildung iſt mein höchſter Lebenszweck; alle Kräfte meines Geiſtes, meines Gemüthes, betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerſt Du Dich des Gedichtes — Chamiſſo, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesſchmerze zu haben? Ich will mich

ſelber ans Kreuz ſchlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andere gerne in die Schanze ſchlägt, der Kunſt zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab ſagt in einem ſehr ſchönen Gedichte: „Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit;" ich möchte ſagen: „die Kunſt iſt Sorge und viel Arbeit." Ganz Unrecht hat Schiller, wenn er gegenſätzelnd ſagt: „Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt;" ich ſehe mehr Ernſt in der Kunſt, als im Leben, wo Alles vergeht, Luſt und Schmerz, während in jener allein Beſtand iſt und Ewigkeit. In der Religion doch wohl auch, wirſt Du meinen; aber ich glaube, Religion iſt nichts, als **tranſitorie Religion, der reinſte Kultus.** Der ſterbende Menſch ſchneidet zum Zeichen ihrer Freundſchaft ſeinen eigenen Namen und den Namen Gottes in verſchlungenen Hieroglyphenzügen in einen von den friſchen grünen Bäumen des Sinnenlebens, durch welche ſeine Brüder lachend und weinend und eben auch ſterbend dahin wandern. Ewigkeit iſt freilich zu viel geſagt von der Kunſt und ihren Werken; doch währt's was länger mit jenen Namenszügen der göttlichen Freundſchaft. Doch genug des Geplauders über unausſprechliche Dinge.

Ich ſitze wieder bei meinem Kerner und genieße ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit in vollen Zügen. Bald aber komm' ich nach Stuttgart und Waiblingen, um noch zu guter Letzt an Deinem treuen Herzen mich zu ſtärken für die Reiſe nach Amerika.

Deine Gedichte ſind alle bereits durchkritiſirt. Ich bringe ſie Dir ſelbſt mit.

Leb' wohl auf baldiges Wiederſehen! und grüße mir die Deinigen herzlichſt von Deinem Niembſch.

Mit den Aenderungen, die Du auf Anlaß meiner Bemerkungen an Deinen Gedichten getroffen, bin ich vollkommen einverſtanden. Es wird eine herrliche Sammlung von Gedichten geben. Du ſendeſt ſie mir nach über's Meer und ich werde ſie den ſchönſten ſinnenden Blumenbäumen Amerika's vorleſen. Deine lieben Worte werden wie ſchöne Vögel herumflattern im wundervollen Gezweige des Urwalds. Du, Uhland, Schwab, Kerner und alle anderen Dichterfreunde von mir, jeder erhält ſeinen eigenen Bezirk in meinem Waldgebiete und jeder dieſer Bezirke wird eingeweiht mit dem ſchönſten Gedichte ſeines Patrons, und der ganze Urwald

wird von Sehnſucht ergriffen werden nach Euch, und er wird lange ſeufzen und ſeinen Vögeln ſagen: zieht hin nach Europa und ruft mir die lieblichen Sänger herüber; und an einem Tage wird in Weinsberg und Tübingen und Stuttgart und Waiblingen ein ſeltſamer ſchöner Vogel ſich zeigen, und an Eure Fenſter klopfen und dringend rufen, daß Ihr kommen ſollt dahin, wo die Freiheit blüht.

Kerner ſetzte bei:

Beſter Mayer!

Das iſt Alles, ſo dichteriſch es klingt, rein dämoniſch. Ich ſah kürzlich ſeinen Dämon; es iſt ein haariger Kerl mit einem langen Wickelſchwanz; der flüſtert ihm von jenen Urwäldern ſo zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer! komm' hieher und rette mit mir den lieben Niembſch aus dem Wickelſchwanze dieſes amerikaniſchen Geſpenſtes! — Dein Kerner.

Dienſtag, den 14.

Heute früh reiſte Niembſch nach Heidelberg ab, will aber wiederkehren. Niembſch ſchifft ſich jetzt ſchon am 24. dieſes Monats ein, wird alſo wahrſcheinlich ſehr bald zu Euch kommen. Dieſe Geſchichte zerrüttet mich ganz. Ich kann gegen Niembſchs Entſchluß nichts ſagen, da ich bei gleicher Kraft, Phantaſie, Lage vielleicht das Gleiche thun würde, aber ich liebe ihn zu ſehr, daß es mir dadurch nicht angſt und bange werden ſollte, und ſo wird es Dir auch gehen.

Niembſch an Kerner.

Heidelberg, (15.) März 1832.

Mein Herzens Kerner!

Ich kann heute noch nicht zu Dir zurück, meine Gefühle allhier halten mich noch ein Paar Tage auf. Sey ſo gut, mir den Brief aus Wien mit umgehender Poſt hieher zu ſchicken. Auch ein ganz wunderkleines Schlüſſelchen hab' ich bei Dir liegen laſſen; das ſchicke mir auch. Die Seherin von Prevorſt ſchicke mir auch, ich bin hier ſehr darum erſucht worden. Bis Sonntag ſehen wir uns wieder. Ich werde doch kaum mit

der Commiſſion nach Amerika abgehen können, ſondern bis Mai warten müſſen. Siehſt Du den Klecks auf dem Papier da? ſo eben hat mir ihn ein unſichtbarer Dämon hergetropft. Geſtern Abend, gleich nach meiner Ankunft, war ich bei Herrn Zimmerle, dem lieben, ehrwürdigen alten Juden; es war ziemlich zahlreiche Geſellſchaft vorhanden, da ſprach ich über Geiſtergeſchichten mit ſolcher dämoniſcher Weihe, daß meine Augen dabei ſo kurios herumſchweiften, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schaudern. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Neſt voll junger Geſpenſter in mir herum; wenn das Neſt einmal ausfliegt und um mich herumſchwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuſe um den hohlen Eichbaum, worin ſie den Winter über geſteckt, ja, ja, das iſt eine kurioſe Geſchichte.

Leb' wohl, liebes Nikele, Mariele, Emmale, Madam Hochſtätterle, liebwerthe Fräulein Niederle le und Du mein Kerner, ich küſſe Dich und ich erdroſſle Dich in meiner Umarmung. Euer Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Heidelberg, den 16. März 1832

Liebſter Bruder!

Gleichwie Du ſtundenlang bei einem Freunde ſitzen, wohl auch an ihn denken kannſt, ohne die leiſeſte Silbe mit ihm zu ſprechen, ſo kann ich monatelang an meine lieben, liebſten Leute denken, ohne ein Wort an ſie zu ſchreiben. Beides iſt eine Unart, die meinige die größere, das weiß ich; aber Ihr verzeiht mir ja doch. Bei uns regt ſich der Frühling ſchon gewaltig; geſtern hört' ich die erſte Nachtigall (im Käfig jedoch), und da erwachte denn in mir die Sehnſucht zu wandern fort und fort. Ich habe durch einige glückliche Spekulationen mit Staatspapieren 1200 fl. gewonnen, Reiſegeld genug zu großen Wanderungen. Bevor ich alſo nach Oeſterreich heimkehre, will ich noch ein Tüchtiges herumreiſen. Nach München würde ich gerne gehen, den berühmten Schubert, den Naturforſcher, kennen zu lernen und einige Collegien bei ihm zu hören; aber ich weiß mir noch ganz andere Collegien. Nämlich ich will meine Phantaſie in die Schule — in die nordamerikaniſchen Urwälder ſchicken; den

Niagara will ich rauſchen hören und Niagaralieder ſingen. Das gehört nothwendig zu meiner Ausbildung. Meine Poeſie lebt und webt in der Natur, und in Amerika iſt die Natur ſchöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrath der herrlichſten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt, wie der Boden der Urwälder. Ich verſpreche mir eine wunderbare Wirkung davon auf mein Gemüth. Die Reiſe auf einem Dampfſchiffe geht ſehr ſchnell und ohne Gefahr; in Amerika ſelbſt reiſt man auch völlig ſicher, denn Bettler und Diebe ſind dort nicht zu finden, weil ſich die Menſchen ihr Brod auf bequemeren Wegen verſchaffen können. Von wilden Thieren iſt gar nichts zu fürchten, mindeſtens weniger, als in Europa von wüthenden Hunden. Zudem reiſe ich in großer Geſellſchaft von etwa 80 Perſonen, die ſich in Amerika koloniſiren werden. Ich will mich etwa zwei Monate dort aufhalten und dann unendlich bereichert zurückkehren in mein geliebtes Oeſterreich. Glaube mir, Bruder, die Oeſterreicher ſind die beſten Menſchen auf der Welt. Wie wohl wird es meinem Herzen thun, wenn ich wieder die erſten Alpenlieder höre, und mit den gemüthlichen Gmundnern und Wienern zuſammenleben kann! Aber zuvor muß ich mich ſchon noch eine Weile herumtreiben. Das iſt wirklich höchſt nothwendig; glaub' es mir auch Du, liebe Reſi! Vielleicht geht mir mit der neuen Welt zugleich eine neue Welt in der Poeſie auf. Ich fühle wirklich etwas in mir ſchlummern, ganz verſchieden von dem, was ich bis jetzt geweſen; vielleicht wird dieſes Unbekannte aufgeweckt werden vom donnernden Ruf des Niagara. Wie ſchön iſt ſchon der Name: Niagara! Niagara! Niagara! Auch wird mir's lieb ſeyn, wenn ich eine Zeitlang nichts von der verdammten Politik werde zu hören kriegen. Bruder, die Politik iſt wirklich etwas Ekelhaftes, zumal, wenn man ein ewiges Politiſiren hört, wie hier zu Lande. — Deinen Speckbacher, wenn er bald fertig iſt, oder einen beträchtlichen Theil Deiner Gedichte möcht' ich gerne mitnehmen auf die Reiſe. Manches Deiner ſchönen Gedichte würde ich dann den ſtillen, ſinnenden, wunderbaren Blumenbäumen verleſen, mit lauter Stimme, ſo daß der Urwald plötzlich von Sehnſucht ergriffen würde nach dem lieblichen Dichter, und er ſeinen ſchönſten Vogel nach Dir abſchicken würde, der dann, weit über's Meer herbeigeflogen, auf

einmal an Deinem Fenſter ſäße im Schwarzſpanierhaus, und anklopfte und rief: „Komm, komm nach Amerika!“ Schleifers Gedichte werden zu gleichem Zwecke auch mitgenommen. Eine Geige auch, damit das alte Nakezilied in den heiligen Schatten des Urwalds ertöne. Das wird ein Leben werden, lieber Alter.

Von meiner Reiſe bitt' ich Dich und die Thereſe gegen niemand etwas zu äußern. Ich habe meine Gründe; gegen niemand! Wenn Ihr mich aber in Gedanken begleiten wollt, ſo leſet die Beſchreibung von Nordamerika, die kürzlich ein gewiſſer Duden herausgegeben hat. Der Miſſouriſtaat und (früher) der Niagaraſtrom, ſind die zwei Hauptgegenſtände meiner Wanderſchaft.

Meine Gedichte hat Cotta bis Oſtern verſprochen.

Grüße mir doch meinen Berke recht herzlich und ſage ihm, daß ich ihm nächſtens ſchreiben werde. Vom Schleifer erwarte ich eine Antwort; ich glaube ihm aber meine Adreſſe nicht geſchrieben zu haben. Darum ſey Du ſo gut, es in Deinem nächſten Briefe an ihn zu thun; Du ſchreibſt ihm ja doch gewiß bald. — Meine Schweſtern Marie und Mina tauſend ſchöne Grüße.

Unter Anderem! iſt nicht wer von meinen Bekannten geſtorben? Geſtern, den 15. März, um 6 Uhr Morgens? — Ich lag in leichtem Schlummer und träumte ruhig unbedeutende Dinge; da weckt mich auf einmal ein lauter Schrei: „Niembſch!“ hart an meinem Bette, ſo daß ich auffuhr und mich umſah, aber nichts erblickte. Neben meinem Zimmer ſchläft ein Studioſus, der hört zur ſelben Zeit einen ſtarken Schlag an ſeiner Thüre, daß er auch aufwacht und vergebens nachſucht, wer da geklopft habe. Auch war ihm im Schlafe, als habe er auch „Niembſch!“ rufen hören. Das iſt eine kurioſe Geſchichte.

Schreibe mir bald, lieber Bruder. Anfangs Mai werd' ich abreiſen, im Spätherbſt wieder kommen.

Leb' wohl, lieber Alter. Adieu, liebe gute Schweſter! Ich umarme Euch herzlich vieltauſendmal. Dem lieben Teufel danke ich für ſein Briefchen; der muß auch einmal nach Amerika reiſen. Das wird ein Ulkerl werden. Die liebe Kati muß ja ſchon recht groß und hübſch ſeyn. Hat ſich ihr ſpecifiſches Gewicht noch nicht verändert? All' ihre Einzelheite

müſſen gediegen Blei ſeyn. Joſeph, Lori, Reſi, Alle küſſe ich. Euer Bruder A.

Thereſe Schurz an Klembſch.

Wien, den 26. März 1832.

Geliebteſter Bruder!

Meinen Schmerz über Deine Reiſe kann ich Dir nicht ſchildern. Der Gedanke, daß Du in einem anderen Welttheile und weit, weit überm Meere, von uns Allen getrennt ſeyn wirſt, macht mich ganz troſtlos. Ich habe wenig Hoffnung, Dich, mein einziger, geliebter Bruder, je wieder zu ſehen; denn gewiß, Jahre werden vergehen, ehe Du heimkehrſt, und ich vielleicht dann nicht mehr ſeyn! — Wenn Du wüßteſt, wie viele Thränen mir dieſe Reiſe nach Amerika koſtet, Du würdeſt gewiß den Niagara nicht rauſchen hören. Auch dort wirſt Du nicht Alles finden, wie es Deine Phantaſie und unruhiger Geiſt hofft. Die Natur muß wohl großparadieſiſch in jenem Lande ſeyn; wenn aber die Menſchen ſo wären, wie mein Anton glaubt?! ' — Wirſt Du Dich da auf der fremden Erde nicht entſetzlich verlaſſen fühlen, und nach einem theilnehmenden Herzen ſehnen? — Wenn Du mich liebſt, mein Bruder, ſo gehe dorthin nicht! mache mir nicht immer gar ſo vielen Kummer mit Deinen Reiſen! Wenn ich mir im Geiſte vorſtelle, daß Du Dich dem großen, unermeſſlichen Meere anvertraueſt, ſo wird es mir ganz dunkel vor den Augen. — Wenn Du es denn für unumgänglich nothwendig hältſt, Deinen Geiſt zu bereichern mit Naturſcenen, ſo bleibe doch wenigſtens in Europa. Wie himmliſch ſchön muß es nicht in der Schweiz und am Rhein hinab ſeyn, und wie viel beſſere Menſchen wirſt Du da finden!

Mein Bruder, denke an Deine Schweſter, die Dich ſo unausſprechlich liebt, und mache ihr nicht ſo großen Schmerz! — Lebe wohl. Deine Reſi.

' Ich hielt die Nordamerikaner für die eingeſteichteſten Krämervölker auf Gottes weiter Erde.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, 1. April 1832.

Herzliebſter Kerner!

Wie lange ich nun ſchon wieder in Stuttgart ſitze! Geſchäfte! Geſchäfte! Der Druck meiner Gedichte hat begonnen, freilich nur, weil ich ſelbſt, ein kleiner Hannibal ante portas angerückt kam, mit der Drohung, das Manuſcript wegzunehmen. — Du, lieber Bruder, mit der Actiengeſellſchaft ſtinkt es, iſt allerlei Geſindel dabei, man hat mir hier von allen Seiten die Hölle heiß gemacht, Missouri, ubi vos estis pecuniam perdituri, und dergleichen ſchlechte Witze mehr habe ich zu hören gekriegt, und ich bin dadurch ſo heillos erſchüttert worden, daß ich zitterte an Händen und Füßen und mein guter Kaiſer Franz, den ich im Sacke trug, auf einige Kronthaler geprägt, bekam das Zähneklappern; ich ziehe mich zurück von den Actien. Sage meinem Mattuſſinsky, wir werden nach Florida gehen auf eigene Fauſt. Ich zittere noch immer; vor mir liegen zwei Kronthaler mit beſagtem beliebten Bildniſſe, mein Landesvater ſieht noch immer ſehr erſchüttert aus, deutlich ſeh' ich ihm Thränen in den Augen ſtehen.

Gar lange bleib' ich nimmer aus. Ich lebe hier lange nicht ſo in Saus und Braus, wie Du vielleicht glaubſt. Nein, nein, ganz ſtill. Ich fürchte den Quas-Upas-See, i. e. die große Theekanne. Ganz ſtill! ſtill!

Alſo bald, bald bin ich bei Euch. Grüße mir meinen Mattuſſinsky aus meiner tiefſten Seele; er ſoll nur fleißig engliſch lernen.

Tauſend Grüße an meine Herzensfrau, die liebe Nickele, an die gute Marie, Emma, Theobald.

Leb' wohl! Ewig Dein treuer Niembſch.

Niembſchs Tabakspfeife im Munde ermangle ich nicht, Dir mit den aufſteigenden Wolken Grüße zuzuſenden. Dein Mayer.

Niembſch an Anton und Thereſe Schurz.

Stuttgart, den 21. April 1832.

(Im Gaſthofe zum König von England No. 41.)

Mein lieber Bruder!

Wo bleibt denn Dein Speckbacher? Schicke mir ihn doch recht bald, denn meine Abreiſe iſt nahe. Ja, dieſe Reiſe! ſie iſt ganz herrlich, und nie hat mich etwas ſo freudig beſchäftigt als dieſe Reiſe. Das einzige, was mir davon mißfällt, iſt, daß ſie meiner lieben Schweſter Thränen gekoſtet hat. Weine nicht, liebe Thereſe, wir werden uns gewiß bald wieder ſehen. Ich kann Euch ja nicht entlaufen. Das fühl' ich nur zu gut. Amerika wäre kein Land für mich, um dort zu bleiben, weil es dort keine Antons und Thereſens gibt, keine Schleifers und Traunſteins. Bei Gott, ich komme wieder zu Euch! Ich müßte ja gar ein verlorner Kerl ſeyn, wenn ich Euch und alle lieben Erinnerungen meines Lebens fahren ließe auf immer. In den Urwäldern wird mir kein Bär was vorleſen und die Affen werden für die Dauer ein ſchlechtes Publikum ſeyn für meine poetiſchen Produktionen; auch werden ſie mir das Frühſtück nicht ins Bett bringen, wie mirs meine liebe Schweſter gethan. Alles, was Ihr mir Liebes und Gutes erzeigt, manet alta mente repostum. Ich komme wieder, ſo wahr ich kein Dieb bin. Mich freuet es, lieber Bruder, daß Du meinen Entſchluß nicht mißbilligſt; das iſt ſo männlich von Dir, wie ich es erwartet habe. Da gibts doch einmal was zu erzählen. Ich ſehe ſchon Deinen Toni, wie er ſeine Augen aufreißt und mir geſpannt zuhört,

Dem Wanderer, der von fernem Land,
Von ſchönen Wundern viel erzählt
Auf ſeiner Irrfahrt durch die Welt.

(Die Zweifler.)

Unter Anderem! meine Gedichte ſind beinahe fertig. Zehn Bogen liegen gedruckt auf meinem Tiſche, könnt' ich ſie doch auf den Deinigen hinzaubern! Es iſt manches Neue entſtanden. Mit meiner Klara Hebert (zehn Romanzen) bin ich zufrieden; außerdem ſind noch verſchiedene Gedichte, als fünf Schilflieder, Winternacht, der Raubſchütz, eine Bergkapelle, Reiſeempfindung, der Maskenball ꝛc. hinzugekommen. Die Auflage wird

ſehr ſchön; 450 Exemplare auf Prachtpapier, 600 auf ſchönem Druckpapier; Cotta ſcheint eine Freude daran zu haben, daß er ſie ſo gut ausgeſtattet hat. Das Ganze wird ungefähr ſiebzehn Bogen betragen. Du warte mit Herausgabe Deiner Gedichte, bis ich zurückkomme. Ich will dann den Cotta ſchon bewegen, daß er ſie verlegt; ich gelte viel bei dem Alten. Ich habe einen ſehr lieben Freund zum Reiſegefährten, einen polniſchen Stabsarzt, durchaus gebildet und ſehr liebenswürdig; außer ihm noch hundert Menſchen, die ſich drüben anſiedeln werden. Matuſhinsky heißt mein Pole; er iſt Virtuos auf der Flöte und ſehr empfänglich für Poeſie, hat auch einen richtigen Geſchmack. Die Paßgeſchichte wollen wir ſchon ſo wenden, daß Scheiner nicht in Verlegenheit kommt. Vor meiner Abreiſe ſende ich dir auf jeden Fall meinen alten Paß; Scheiner ſoll mir dann einen neuen löſen auf eine Reiſe nach Frankreich und England auf ein Jahr, und ſo wirds gehen. Haſt Du nichts von Antonienwitſch gehört?

Ich bin jetzo ſehr geſund. Das Reiſen hat mir gut angeſchlagen, und die Betriebſamkeit thut mir wohl. Schleifer hat mir noch nicht geſchrieben; er ſoll es doch thun. Adreſſirt Eure Briefe nur an den Profeſſor Schwab in Stuttgart.

Bald ſchreib' ich Dir wieder. Leb' wohl, Herzensbruder! Ewig Dein N.

Liebſte Schweſter!

Du ſchreibſt, ich ſoll nicht nach Amerika reiſen, wenn ich Dich liebe. Warum bindeſt Du an meine Liebe ſolche Bedingung? Das iſt ja eigenmächtig, liebe Neſi. Ich laſſe mir das nicht gefallen. Ich liebe Dich, wie nur ein dankbarer Bruder eine ſo gute, ſeltene Schweſter lieben kann; aber warum ſollt' ich deßwegen nicht reiſen? Ich nehme Dich ja mit in meinem Herzen; wir ſind ja nicht getrennt. Faſſe Dich nur, treue Seele, ſtärke Dich an Deinem wackeren Anton: Dein Bruder geht Dir nicht verloren; ich würde ja mehr verlieren als Du, weit mehr, wenn ich Dich verließe auf ewig. Du haſt Mann und Kinder, die Dich lieben; ich habe keinen Menſchen, der durch Familienbande an mir hängt, als Dich. Blutsverwandtſchaft iſt ein heiliges Myſterium in der Natur. Was ich für Dich fühle, kann mir ſelbſt die begeiſterte Freundſchaft nicht einhauchen. Sey getroſt, Du liebe Schweſter, wir laſſen einander nicht:

bald ſchreib' ich Dir wieder. Küſſe mir Deine Kinder und meine Schweſtern. Leb' wohl! Dein treuer Bruder.

Kerner an Niembſch in Stuttgart.

Weinsberg, 25. April 1832.

Beſter Niembſch!

Dich ſegne Gott! Im Herzen hab' ich Dich nun ſo feſt, daß Du mit Deinem Leibe thun kannſt, was Du willſt.

Die Lotte ließ' ich nicht, wenn ich Du wäre, den andern Menſchen. Ich würde ſie noch ſprechen, ihr ſagen, daß ich ſie liebe und auf ihre Liebe baue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, ſie würde mich — wie es dem Novalis ſeine Geliebte that — zur höchſten Poeſie der Religion führen. Ich würde nach Amerika gehen, aber ſie im Herzen, und träulich würd' ich bald wiederkehren und mit ihr einen Herd bauen, ſey's, wo es ſey. Die Lotte iſt äußerſt lieb und ich ließe ſie keinem Herrn aus Stuttgart. Faſſ' ſie, aber behalt' ſie auch treu auf ewig, wie ich mein Rickele!! Dein Kerner.

Wenn Du der Lotte aber wirklich etwas verſprichſt, und ihr dann nicht ſtrenge Wort hältſt, ſo hole dich der Teufel; das ſag' ich Dir auch! —

Niembſch an Kerner in Weinsberg.

Stuttgart den 4. Mai 1832.

Liebſter Kerner!

Wie gehts Dir? Was macht die mediciniſche Praxis? Was macht dein liebes, gutes Rickele? Deine Maria, Emma? Theobald? Matuſhinski? Bald bin ich wieder bei Euch und will dann auch meinen ehren- und fleiſchhaften Herrn Onkel noch einmal ſehen. Du haſt mir viel Schönes von Lotte geſchrieben; mich freut es, daß ſie Dir ſo wohl gefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Kaum aber zurückgekommen von Tübingen, hat man ſie mir wieder aufgegriffen und auf eine Blüthenreiſe fortgenommen. Ja, ſie iſt wieder fort, und ich humple in Stuttgart herum, brummig und verdrießlich, manchmal auch wüthig, wie ein angeſchoſſener Bär, und kratze mich ſehr oft nach Art der wilden Thiere. Bei

Reinbecks und Hartmanns bin ich täglich. Das ſind herrliche Leute, mir iſt unendlich wohl unter ihnen. Könnt' ich ſie nur alle mitnehmen nach Amerika, und Dich auch mit den Deinigen, Deinen alten Gaul und die mediciniſche Praxis ausgenommen, und den ſchwappacher und rappacher Dreck ausgenommen, der Dir noch an den Stiefeln klebt, und den Du vorher noch ſäuberlich abſchaben müßteſt, bevor Du das Schiff beſtiegeſt. Heute bin ich wieder bei Reinbecks auf ein großes Spargeleſſen. Spargel wie Kirchthürme werden da gefreſſen. Ich allein verſchlinge 50 bis 60 ſolche Kirchthürme und komme mir dabei vor, wie eine Parodie unſerer politiſch-proſaiſchen, durchaus unheiligen Zeit, die auch ſchon das Maul weit aufſperrt, um alles Heilige, und namentlich die guten gläubigen Kirchthürme wie Spargelſtangen zu verſchlingen.

Möchteſt Du nicht mit Matuſhinski nach Lauffen laufen, um die Apotheke unſerer Colonie zu beſichtigen? Sey ſo gut, Brüderl! Sie liegt beim Zimmermeiſter H. Aber gib Acht, daß Dein Gauls H... ſeinen nicht frißt und krepirt. Noch immer ſind keine Nachrichten da, wann wir abreiſen müſſen.

Sey auch ſo gut, wenn Du eine ordentliche Gelegenheit findeſt, meine und Matuſhinski's ſämmtliche Gewehre hieher zu ſenden; es iſt manches daran zu korrigiren. Aber das müßte ſehr bald geſchehen, weil ich in der nächſten Woche, Freitag oder Samſtag, nach Weinsberg abgehe. Adreſſire ſolche an mich im König von England Nr. 38; ich habe nämlich ein anderes Zimmer bezogen.

Was mich hier noch aufhält, ſind die vertrackten Gedichte und die guten Freunde; aber ich komme ſobald als möglich.

Ich umarme Dich, bis Dir die Rippen krachen. Dein Niembſch.

Johann Matuſſinski an Niembſch in Stuttgart.

Weinsberg, den 6. Mai 1832.

Liebſter Bruder!

Keine Flinten werde ich Dir ſchicken; was nöthig iſt an ihnen zu repariren, wird der Onkel in Oehringen beſtellen. Ich war da zwei Tage, bekam eine ſchöne Doppelflinte zum Präſent und zwei Piſtolen.

Jetzt haben wir zwei Doppelflinten, eine einfache und drei Paar Piſtolen; mit denen kann man ſich ſchon in ein Urwäldchen wagen. Doktor Feierabend gab mir eine prächtige Doppelflinte von dem berühmten Kuchenrenter; ſie iſt Büchſe, ſchießt nur Kugeln und grobes Schrot; dieſe will er Dir für 40 fl. verkaufen; dieß Geld iſt ſie immer werth. O lieber Bruder, komm geſchwind in meine Arme! Daß wir doch ſchon einmal beiſammen bleiben könnten! Bei Dir, mit Dir iſt mir ſo wohl; ohne Dich kann ich nicht lachen; weinen wohl. Komm! Dein ewig! Jan Matuſzynski.

Kerner an einen Ungenannten.

Weinsberg, den 11. Mai 1832

Gehrteſter Herr!

Ich bin ſo frei, Sie zu benachrichtigen, daß der Herr, der heute mit Herrn Oeſterle bei Ihnen war und ſich Riembſch von Strehlenau hieß, aus meiner Irrenanſtalt ohne mein Wiſſen ſich heute entfernte. Schon ſeit Jahren hat er die fixe Idee, er müſſe in den Urwäldern Amerika's zu einem Affen werden, und da er in den Zeitungen von Ihrem Unternehmen las, wurde er auf einmal aufs Stärkſte mit ſeiner Affenluſt befallen, ſchnitt die furchtbarſten Fratzen und entwiſchte mir, wobei er noch ein Knäblein eines anderen Irren, der ſich bei mir befindet, mitnahm, indem er behauptete, das ſey ſein Kind, gehöre in ſeinen Beutel: denn oft kommt ihm auch die fixe Idee, er ſey ein amerikaniſches Opoſſum oder Beutelthier.

Ich bitte Sie nun ſehr, all dasjenige, was er mit Ihnen ausmachte und wozu er ſich verpflichtete, zu annulliren, und ſollte er wieder bei Ihnen erſcheinen, ihn in meine Anſtalt unter ſicherer Begleitung wieder zurücktransportiren zu laſſen.

Ich empfehle mich Ihnen aufs Herzlichſte und wünſche Ihnen alles Glück zu Ihrem gewagten Unternehmen. Ihr ergebenſter Oberamtsarzt Dr. Kerner.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Geliebter Freund!

Ich bin wieder in Stuttgart; bald auch in Waiblingen, doch dieſer Brief gehe mir noch voran. Ich habe die Klage vernommen aus Deinen Briefen, die Klage Deines lieben freundlichen Herzens über meine Reiſe in die Fremde, übers Meer. Hätte ich einen ſo feſten Glauben an die Fortdauer unſerer Perſönlichkeit, ſieh, ich würde ſagen: Bruder! wir ſehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe dieſen glücklichen Glauben nicht wie Du, und ich fühle die traurigen Ergebniſſe meiner Philoſophie gerade jetzt am bitterſten, denn ich muß mir ſagen: Du gehſt in die See, Du vertrauſt Dich den trügeriſchen Wellen, Du überantworteſt Dein Herz ſammt aller Liebe, die Du für deine Freunde darin haſt, den unſichern Winden! Die Erinnerung ſogar an deine Freunde kann ein Windſtoß verwehen auf ewig! Ja, Freund, das ſag' ich mir alles, und denke recht ſchmerzlich lebhaft an Dich dabei; aber ich reiſe doch. Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnſinnigen ſehr geiſtreich geſprochen. Man habe nämlich einen Wahnſinnigen heilen wollen, — ja richtig, Schwab ſelbſt wollte dieß, und ging alſo ganz leiſe und behutſam der fixen Idee des Mannes auf den Leib. Der Verſtand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämiſſen nach, und als er endlich am Concluſum ſtand und einſehen ſollte das Unſinnige ſeiner Einbildung, da ſtutzte „der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe, und ſprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren.“ Das ſind die trefflichen Worte unſers Freundes. Ein Analogon von ſolchem Dämon glaub' ich auch in mir zu herbergen. So zu ſagen, einen Dämon des Unglücks. Merkt dieſer Kerl ja, daß mir ein ſchöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir ſeine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirſt mich verſtehen.

Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab geſagt, daß ich ein Narr bin, ſie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigſtens Du es,

mein lieber Mayer! Du wirſt mich ja darum nicht weniger lieben; ein Narr iſt doch beſſer als ein Verbrecher; und haſt Du nicht einmal zu mir geſagt, Du würdeſt mich ſelbſt dann noch lieben, wenn ich als Verbrecher vor Dir erſchiene? — Ich ſchreibe Dir das Alles in einem ſtark bewegten Zuſtande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelſtunde vorübergegangen am Fenſter der geliebten Lotte. Ich ſchlafe nämlich im Gaſthof, indem Schwab, Gäſte erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, ſo gerne er es auch gethan hätte. Das iſt mir nun in einer Hinſicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenſtern meiner Lotte ſtehen und hinaufblicken, wo ſie ſchläft und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenſter hineinſchütten. Freund, ich liebe das Mädchen unausſprechlich; Dir aber ſag' ich ganz leiſe: mir ſcheint, es hat ſich ein anderer Geiſt, als der Dämon des Unglücks, in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine beſſere Exiſtenz ſchaffen.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Mein herzliebſter Mayer!

Ich muß meine Druckbogen corrigiren. Leidiges Geſchäft! es hat mich von Tübingen gleich wieder fortgejagt; es hindert mich, zu Dir zu kommen. Glaube nicht, daß mich was Anderes hier aufhält; die Lotte nicht.

Ich muß abbrechen, ſonſt müßt' ich in abſcheuliche Deklamationen losbrechen. Leb' wohl, mein Mayer, komm herein ſo bald Du kannſt; ſey übrigens verſichert, daß ich bin wie immer durch und durch Dein Niembſch.

Herzlich grüß ich Dir Frau und Kinder.

Mayer fügt in ſeinem Buche S. 73 hieher bei:

„Niembſch klagt in dieſem Brief, ohne Benennung einer Perſon: Man iſt — hineingefahren unter die ſtillen Keime unſerer Liebe, ehe wir uns gegen einander ſelbſt geäußert hätten" u. ſ. w. und zeigt in

mehreren Ausfällen einer gereizten Empfindung, wie leicht verletzlich er war und welchen Sturm oft ein unbedachtes Wort, dergleichen etwa von der in dem Briefe gemeinten Seite gefallen seyn mochte, in ihm erregen konnte.

Ich muß schnell hinüber gehen über einen Auftritt, welcher, der amerikanischen Reise gleichfalls, vielleicht sogar längere Zeit, vorangegangen, der ergreifendste war in meinem langen Verkehr mit dem unglücklichen Freunde. Derselbe fiel vor an einem Samstag zu Stuttgart, in Gegenwart eines dritten Freundes. Die Rede war auf die schon öfters erwähnte Liebe gekommen. Im Tone des Vorwurfs war von dem Dritten das Wort „Liebelei" ausgesprochen und dadurch in ein nach dieser Richtung bis jetzt vorwurfsfreies Herz tief eingeschnitten worden, ohne daß jedoch Niembsch mehr als edle Ruhe entgegensetzte und ohne daß auch andererseits auf dem kränkenden Mißverständnisse nur einen Augenblick beharrt worden wäre. Vielmehr Schlag auf Schlag folgte der Anklage eine bedauernde Erklärung und das Anerbieten, dem Verletzten Genugthuung zu geben, was aber mit tieferer Freundschaft nicht angenommen wurde.

Nicht sowohl der Vorgang selbst hatte etwas Herzergreifendes, als vielmehr die Nähe, in die mir dadurch die Zustände meines Freundes überhaupt gerückt wurden. Mich erfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt, in einem so entscheidenden Augenblick, hindre, sich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber ich sah, die innern Schwankungen *konnten* mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und seinem Glücke trat mir, ohne daß ich um das Warum gefragt hatte, in überwältigender Macht vor die Seele. Kaum waren wir ohne jenen dritten Gegner und Freund, nach gegenseitig wieder gefundener Freundesgesinnung, in dem von den Hausbewohnern, die sich in der Kirche befanden, für uns leer gelassenen Wohnzimmer meiner Schwiegermutter, so lagen wir Beide uns in den Armen und es sind dadurch noch in späterer Zeit die kurzen Denkverse (der feste Bund) entstanden, welche in der zweiten Ausgabe meiner Gedichte S. 268, Nr. 53, zu lesen und in einem spätern Lenau'schen Briefe in Liebe berührt sind."

Von damals berichtet Mayer auf S. 70: „Niembsch hatte in seinem Zimmer (zu Stuttgart im Gasthofe zum König von England) Gedichte, Handschriftliches, die Briefe von mir und andern Freunden frei herumliegen, und ein Stubenmädchen des Gasthofes machte sich diese ihr offenstehende mannigfaltige Leserei auf das Emsigste zu Nutz. Gerade als ich bei dem Freunde übernachtete, war durch diese sich selbstverschaffte Kenntniß das Vertrauen des Mädchens zu ihm so hoch gestiegen, daß sie eine Sammlung eigener handschriftlicher Gedichte brachte, welche von Niembsch mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit aufgenommen wurde und uns durch ihren empfindsamen Schwung, wie die Person selbst, Stoff zur Heiterkeit gab. Es war komisch anzusehen, wie Niembsch, der Dichter, das Mädchen gleich einer Schwester in Apollo behandelte und diese eine solche Anerkennung als etwas sich von selbst Verstehendes aufnahm."

Ein weiteres Beispiel, wie Lenau's Nähe auf Menschen geringeren Standes belebend wirkte, erzählt Emma Niendorf S. 105. „Als er einmal bei Kerner war, Alles vom lyrischen Fieber angesteckt schien und man bei Tische saß, sich die frisch entsproßten Gedichte vorlesend, kam auch ganz zuletzt der ehrliche Hausknecht, welcher aufgewartet, ein grobes Papier in der Hand, schüchtern und kleinlaut. Auch er hatte seinen Vers gemacht: „Auf den neuen Doktorsgaul vor dem alten Chaislein."

Im Mai 1832 machte auch Mayer (s. d. V. S. 77) mit Niembsch einen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen über's Gebirg. Mayer ließ den Freund darauf Acht geben, er werde nicht leicht finden, daß eine Lerche auf einen Baum oder Busch sich niederlasse; sie fliege unmittelbar vom Felde auf und unmittelbar wieder auf dieses zurück. Daraus hatte Niembsch später das Gleichniß: „Theismus und Offenbarung," gebildet. In einem Band Lenau'scher Gedichte, welchen Mayers Sohn besitzt, der auch von der Partie war, steht von Niembsch ein Gedicht eingeschrieben: „Theismus und Offenbarung, Erinnerung an unsern schönen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen im Mai 1832. Geschrieben in Waiblingen am Tage meines Abschiedes."

Oben im Wald, ehe man ins Heimbach herunter steigt, freute sich Niembsch an dem Ausblick auf die blaue Teck. Der Fußweg weiter unten durch die Wiesen war von den Eigenthümern durch gelegte Dornen

ſehr beſchränkt. Niembſch ſchimpfte ſehr über den Geiz der ſchwäbiſchen Bauern, denn daheim im fetten Ungarn hatte er freilich ſolche kleine Sparerei nie geſehen. Abſichtlich trat er die Dornen nieder und lief im ariſtokratiſchen Muthwillen durch das gehegte Gras. Es war ein ſchöner, warmer, blauer Tag.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, den 19. Mai 1832.

Mein lieber Bruder!

Dieß iſt der letzte Brief, den ich Dir vor meiner Abreiſe ſchreibe. In drei Tagen reiſe ich ab. Bald aber ſehen wir uns wieder. Ich habe vorgeſtern im „Schwäbiſchen Merkur“ einen Artikel über Oeſterreich geleſen. Ein neues Geſetz gegen Auswanderer und unbefugte Abſenten. Das hat mir in die Naſe geraucht. Mein öſterreichiſches Bürgerrecht, mein Vaterland möcht' ich nicht verlieren. Ich komme noch nächſten Herbſt zurück. Bis dahin geht es noch; ſo lange gilt mein Paß. Den nächſten Winter, liebes Brüderl, werden wir hübſch fein zuſammenhocken am Ofen und Gugelhupf eſſen von unſerer Reſi Hand, und erzählen, was wir geſehen und gehört. Meinen Schleifer ſeh' ich dann auch wieder; der hat mir wieder einen Brief geſchrieben, wie ihn kein Menſch auf Erden ſchöner ſchreiben kann. Gott erhalt' ihn noch recht lange für uns und die Seinigen. Das war doch einer der beſten Augenblicke Deines Lebens, in welchem Dir's zum erſtenmal einfiel, den Schleifer in Sirning aufzuſuchen. Es geht doch nichts über Oeſterreich und über Euch, liebe Leute!

Ich danke Dir herzlich für Deinen Speckbacher. Das wird ein ganzer Kerl. Der Ton des Gedichts iſt gar gut getroffen, wie ich meine. Die Erzählung meiſterhaft. Ich freue mich ſehr auf's Weitere. Nur eine Bemerkung muß ich mir erlauben. Ich glaube, es würde doch der Simplicität des Gedichts, welche Du allerdings mit vollem Rechte verfolgſt, nichts abbrechen, wenn die Darſtellung etwas reicher wäre in Bildern. Ich will Dir einen Vorſchlag machen. Mir iſt nämlich dieſe Idee beigefallen: Wie wäre es, wenn Du Gleichniſſe aus der Natur nähmeſt,

liebliche und erhabene, wie Du es eben brauchſt, dieſe Gleichniſſe aber wieder in Deiner Tirolerſprache, der treuherzigen, einfachen, ausſprächeſt? Realiſirt müſſen die Naturerſcheinungen ſeyn einerſeits, populariſirt aber andrerſeits. Ich glaube, das hat noch kein Menſch verſucht. Ich bin nicht recht im Stande, Dir meine Gedanken ganz deutlich zu machen. Ich meine ſo: die Auffaſſung der Naturerſcheinung und die Geſtaltung derſelben zum Symbole müßten ganz ideal ſeyn; die Darſtellung dieſes Symbols aber müßte tiroliſch ſeyn. Alſo — genug, Du verſtehſt mich ſchon. Es müßte eine große Wirkung thun. Die ganze Natur zur Landsmännin machen, zur ſchönen Tirolerin, wäre gar nicht übel. Probir' es nur, Teufel, es wird ſich machen!

Meine Gedichte ſind fix und fertig. Sauber gedruckt. Wenn ich nur wüßte, wie ich ſie Euch ſchicken kann. Ich weiß nicht, was die Cenſur ſagen wird. Auf jeden Fall aber wirſt Du ſie durch einen Buchhändler in Wien bekommen können. Ich will Alles verſuchen, Dir und Schleifern ein Exemplar zu ſchicken. An Klemm, Berke, Skulimowski, Antoniewitſch möchte ich auch ſehr gerne ein Andenken ſenden; aber ich weiß noch nicht, wie ich's anfange. Die Gedichte ſind bereits zur Oſtermeſſe abgeſendet. Glücklicherweiſe! Es ſind auch einige Beſtellungen von Auswärtigen eingelaufen. Vielleicht dringen die Dinger doch durch. In Württemberg hab' ich ſchon einigen Namen. Beſonders intereſſiren ſich Uhland, Kerner und Schwab dafür. Jetzt iſt's geſchehen; ich kann ſie nicht mehr zurücknehmen. Aber ich bin ziemlich gleichgültig bei der Sache. Die Leute haben mich hier ſehr gelobt und dadurch abgeſtumpft für allen Beifall; der Tadel würde mir beſſer ſeyn, aber auch nicht viel mehr wirken. Dieſe Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und, ich glaube, ſuchen, ganz gleichgültig gegen dieſelbe zu werden. Ich bin wirklich ſtumpf gegen alles Lob, und ich mache mir aus dem Tadel blutwenig, weil ich die Recenſenten nicht achte; die wiſſen den Teufel von Poeſie. Ich werde froh ſeyn, wenn ich es zur abſoluten Gleichgültigkeit gegen alles Urtheil der Welt werde gebracht haben. Lob ſchläfert ein; Tadel erbittert. Der beſte Freund iſt das poetiſche Gewiſſen. Wir wiſſen recht gut, wo uns der Schuh drückt, beſſer, als es uns irgend ein Recenſent ſagen kann.

Ich ſchicke meiner lieben Reſi mein Porträt. Eine liebe Freundin von mir hat es gemalt. Ihr findet ihren Namen am Rande des Gemäldes, Mariette Hartmann, die Tochter des hieſigen Geheimraths Hartmann, ein ſehr liebes Mädchen. In dieſem Hauſe habe ich auch viel Liebe erfahren. Ich will Dir's ein wenig beſchreiben. Der alte Herr, ein großer, ſtattlicher, ſehr ernſter und eben ſo gutmüthiger Mann. Die Mutter, eine geborne Italiänerin, ſehr lebhafte alte Frau, Fräulein Julie, ungeheuer gebildet, Fräulein Mariette detto; malt allerliebſt. Die dritte iſt Lotte; gutes, liebes Mädchen; ſingt angenehm, beſonders ein ſpaniſches Lied, das über Alles geht, was ich je von Liedern gehört habe. Sie hat mir das Lied aufgeſchrieben. Die vierte Tochter, eigentlich die erſte, als die älteſte, iſt an Hofrath Reinbeck verheirathet. Das iſt eine köſtliche Frau. Du findeſt in meinen Gedichten eines mit der Ueberſchrift: „In das Stammbuch einer Künſtlerin"; das iſt die Reinbeck. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landſchaften (Oelgemälden) behängt, alles iſt ihre Arbeit. Meine Waldkapelle hat ſie auch gemalt in zwei Bildern. Das eine ſtellt die Mondnacht mit dem Narren, das andere den ſchönen Sommerabend mit dem noch geſcheidten Liebhaber vor. Herrliche Bilder! Eine Copie hat mir meine liebe Freundin mit Waſſerfarben gemacht und mitgegeben. Die werdet Ihr auch ſehen. Reinbeck iſt Schriftſteller; Novellen, Dramen ſind von ihm da. Die wohnen nun Alle in Einem Hauſe beiſammen, das ſie ſich, nur für ſich, gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres gibt's nichts als das Zuſammenleben dieſer Menſchen. Alle Schöngeiſter, die nach Stuttgart gekommen, haben ſich in dieſem Hauſe eingefunden. Matthiſſon, Tieck, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder ſind noch intime Hausfreunde. Ich bringe täglich mehrere Stunden zu mit den geiſtreichen Frauenzimmern. Der Hofrath Reinbeck baut vortrefflichen Spargel und hat ſeine Paſſion mit dem Ausſchneiden und Eſſen dieſer Gewächſe. In letzterem Geſchäft bin ich oft ſein treuer Gehilfe. Alſo Leib und Seele verſorgt!

Von meiner andern Lotte bin ich getrennt. Das Mädchen hat die Sache ſehr ernſt genommen; und da ich keine Ausſichten auf Heirathen geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, iſt die Mutter um die Geſundheit des ſehr gefühlvollen Mädchens beſümmert, und hält uns auseinander.

Hilft aber nichts. Wir lieben uns doch und werden es immer thun, obwohl wir nie ein Wort davon geſprochen. Das iſt ein ganz eigenes Verhältniß. Mündlich mehr.

Ich arbeite jetzt an einem Trauerſpiel: Barbara Radziwill. Ich glaube, es wird gehen. Die Arbeit beſchäftigt mich ſehr. Einige Charaktere werden auftreten, verfluchte Kerls vom Kopf bis zur Zehe. An ſtarken Situationen wird's auch nicht fehlen.

Leb' wohl, Bruder und Schweſter! Ich küſſe Euch und Eure lieben Kinder. Dieß iſt doch nicht mein letzter Brief vor meiner Abreiſe. Ich ſchreibe noch einen in Heidelberg. Morgen verlaß ich Stuttgart.

Noch Eins! Deine Briefe an mich adreſſire nach Stuttgart an den Herrn Hauptbuchhalter der k. Staatskaſſe M., der ſendet ſie mir nach.

NB. mit doppeltem Couvert.

Grüße mir meine Schweſtern Mini und Marie herzlich, wie auch meine Freunde. Antoniewitſch ſoll mich in Wien erwarten. Wir wollen nächſten Winter miteinander toll ſeyn.

Liebe Reſi! hier ſchreib' ich Dir noch ein Gedicht auf, das nicht in meiner Sammlung ſteht, aber im Muſenalmanach für's nächſte Jahr erſcheinen wird: „Der Gang zum Eremiten."

Anmerkung: Die Stelle darin:

„Der Sturm iſt laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verſchlafen, ſchnell vom Lager bricht;"

hat den Uhland wie ein elektriſcher Schlag getroffen, daß er zuckte, als ich ſie ihm vorlas.

Dieſes Gedicht hab' ich bereits eine Strecke weiter geführt; es werden drei Geſänge.

Liebe Reſi! Laß Dir's von Deinem Anton vorleſen. Abend muß es ſeyn. Der Toni ſoll auch zuhören. Trinket eine Flaſche Wein dazu und meine Geſundheit und glückliche Reiſe und Wiederkehr in Eure Arme. Gott ſey mit Euch! Euer treuer Bruder N.

Niembſch an Mayer.

Heidelbrg, 9. Juni 1832.

Liebſter Freund!

Geh' öfter auf die Solitude, wenn Du immer ſo ſchöne Gedichte von dort mitbringſt. Dieſe Gedichte ſind wieder ganz grün, ſo recht tief ſaftgrün; haben mir viele Freude gemacht. Ich muß überall eine kleine Freundſchafts-Quarantäne halten; in Weinsberg, jetzt wieder in Heidelberg. Bin ich aber einmal über letzteres hinaus: dann ſoll's, glaub' ich, viel ſchneller gehen; hier ſind meine äußerſten Vorpoſten der Liebe, drüber hinaus ſchon das ungeheure Lager der Gleichgültigkeit; da wollen wir ſchnell durchmachen. Meine Reiſe wird, nun ſie allein gemacht werden muß, um ein Gutes langweiliger werden. Du wünſcheſt, daß nur Rückſicht auf Matuſhinsky's Wohl mich vermocht haben möge, ihn nicht mitzunehmen, und der Wunſch iſt ſo übel nicht, ich wünſch' es beinahe ſelbſt; Du befürchteſt zugleich, daß dieß mißverſtanden werden könnte; ich befürcht' es nicht, mir iſt es vielmehr unermeßlich gleichgültig, was giftige Zungen darüber ſagen; ſie können mir höchſtens auf der Sohle meiner Ferſe herumzüngeln, weiter reicht mir die Brut nicht herauf; ich geb' Dir mein Wort. Ich hab' großen Vorrath von Verachtung bei mir, will ſchon ſehen, daß ich für das Verächtliche, das mir begegnet, damit ausreiche. Doch, auf ein freundlicheres Kapitel zu kommen. In Weinsberg hab' ich wieder einige gute Tage verlebt, die beſten waren meine letzten in Stuttgart. Das iſt Alles vorüber, und es iſt möglich, daß es nie wieder kommt. Ein Menſchenleben iſt leicht zerriſſen. Unſer Körper iſt ein falſcher Freund, er thut lange gut, auf einmal verräth er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel.

Doch da bin ich plötzlich wieder aus dem freundlicheren Kapitel hinaus gerathen. Ich bin nun einmal verſtimmt. Nicht, daß die Leute an meinen Handlungen kritiſiren und herum deuteln, ärgert mich, nein, ſondern daß Du Dir was daraus machſt! Ich weiß wohl, lieber Freund, daß nur Deine Theilnahme an mir Dich hierin beſorgt macht, aber indem Du beſorgt biſt, präſumirſt Du, daß mich das Geſindel kränken könne, und durch Deine Sympathie kränkſt Du meinen Stolz wirklich. Ich habe eine Anzahl herrlicher Freunde, gediegene, kräftige, edle Mannesnaturen,

die mir eine Welt von ſolchen Lappen aufwiegen; und hätt' ich ſie nicht, und ſtünd' ich allein, ich würde mich ebenſowenig kümmern um das Urtheil der ſogenannten Welt. Ich muß aufhören und den Brief ſpäter fortſetzen, ſonſt komm' ich nicht heraus aus dem Gezänke.

Nächſten Dienſtag, d. i. den 12. Juni, reiſ' ich nach Amſterdam. Ich freue mich ſchon auf das Leben in der großen Handelsſtadt, beſonders auf die Matroſen. Ich will dort in den Matroſenkneipen herumſchleichen und einige Studien machen in der Menſchenkenntniß. Mein Trauerſpiel iſt vielleicht fertig, bis ich zurückkomme. Es reift täglich weiter, gleichſam spontc sua in meinem Innern, ſo daß ich mit der Ausführung wenig zu ſchaffen habe; die Verſe gehorchen dann gerne. Welche Freude für mich, wenn ich das Stück im Hartmann'ſchen Hauſe vorleſen werde! Das Urtheil dieſes Auditoriums, wobei freilich mein Mayer nicht fehlen darf, ſoll mich beſtimmen, ob ich die Arbeit dem Publikum vorlege oder nicht.

Sonntags früh. Ich ſchreibe Dir die Fortſetzung meines geſtrigen Briefes beim Klange einer Orgel. Drüben in der katholiſchen Kirche iſt Gottesdienſt; Orgel und Geſang hör' ich deutlich herüber. Einſt hab' ich auch zur Orgel geſungen und gebetet. Die Tage meiner Jugend, wo ſind ſie?! —

Heute regnet es. Der trübe Tag, die Orgel, Du — in der Ferne — Das iſt Alles ſo wehmüthig!

O mein lieber Mayer, ich denke recht innig an Dich. Du liebſter Freund! Dein Bild liegt vor mir auf dem Tiſche, Dein liebes treues Auge blickt mich ſo freundlich an. Bringe unſerer Mariette einen Kuß von mir für meine heutige Morgenfreude. Du ſollteſt jetzt zweimal ſo oft zu Hartmanns gehen, als ſonſt, einmal für Dich, und wieder einmal für mich. Mit der lieben Emilie aber ſollſt Du recht viel ſprechen, beſonders über ihre Malerei; ſeyd doch nicht ſo gleichgültig gegen das herrliche Talent! Es iſt eine Wärme in ihren Bildern, eine innige Kindesliebe zur Natur, wie man ſie ſelten antrifft. Wenn Du zu Schwabs kommſt, grüße ſie mir herzlich. Sie haben mir noch ein Lebewohl nachgeſendet nach Weinsberg. Von Amſterdam aus will ich an ſie ſchreiben. Da fällt mir eben ein, daß ich Dienſtag noch nicht reiſen kann, ich muß hier noch

etwas erwarten, das vielleicht erſt Mittwoch eintrifft, dann aber geht es ſogleich fort.

Geh' doch recht oft zu Hartmanns und Reinbecks. Erheitere auch die gute Julie in ihrer ſtillen tiefen Klage, das herrliche Mädchen. Dem armen Lottchen' wird's zeitlebens nachgehen, daß ſie die Mutter nicht mehr lebend angetroffen hat; tröſte auch ſie. Doch da gibt's eigentlich keinen Troſt; es iſt nur eine kurze Beſchwichtigung des Schmerzes möglich. Was macht denn der alte Herr? der liebe Vater ſo herrlicher Töchter? Er gehört unter die Menſchen, welche ich mir am beſten vergegenwärtigen kann. Ich ſeh' ihn vor mir ſtehen mit ſeinem ſchönen Ernſt und ſeinen wirthlichen Augenbrauen. Wenn Du Zöppritz ſiehſt, grüße ihn freundlich, oder ſollen es Hartmanns thun. Er hat mir einen ſehr wackeren Brief nach Weinsberg geſchrieben. Der Mann hat meine vollſte Achtung. Da hat das Schickſal wieder einmal ein Paar ordentliche Leute zuſammengebracht.' Ich freue mich ſchon, in Heidenheim einmal einzuſprechen bei meinen Freunden. Bis ich aus Amerika zurückkomme, wird überhaupt Manches im Reinen ſeyn. Auch Deine liebe Frau wird den ſauern Tag überſtanden haben. Gott ſtärke ſie darauf. Meinem kleinen Pathen will ich ein Spielzeug aus Amerika mitbringen. Laß ihn doch Max heißen; es wird doch gewiß ein Bube, oder iſt vielmehr ſchon einer.

Lebe wohl, mein Mayer! — grüße mir Frau und Kinder, beſonders mein Minele von Deinem Niembſch.

Schreibe mir Deinen nächſten Brief nach Amſterdam poste restante.

Leb' wohl!

Wenn Du an Uhland ſchreibſt, tauſend Grüße!

Niembſch an Kerner in Weinsberg.

Mannheim, 23. Juni 1832.

O Du mein lieber Kerner!

Wär' ich ſchon wieder zurück aus Amerika und bei Dir, mein Herzensfreund! Ich habe eine große Sehnſucht nach Deinem lieben Hauſe.

[1] Hartmann.

[2] Georg Zöppritz und Mariette Hartmann.

Vielleicht ſitzen wir die nächſten Winterabende beiſammen, und ich erzähle Euch von meinen Irrſalen. Ich bringe Dir und Deinem und meinem lieben Nikele noch einmal den herzlichſten Dank für Eure Liebe und Gaſtfreundſchaft; ich werde ſie in meinem Leben nicht vergeſſen. Unter Anderem! Vergeſſet doch den rothen Wein nicht zu trinken, der noch in Eurem Keller iſt. Denket dabei an mich. Was macht Niewiarowicz? Er ſoll auch ein gutes Glas davon trinken und ein recht herzheiteres Geſicht dazu machen; es werden ihm wohl auch noch beſſere Tage kommen. Grüße mir ihn und alle Deine Lieben herzlich von Deinem Niembſch.

Hier erhältſt Du das Gedicht für meinen Herrn Onkel. Möcht' es ihm doch gefallen!'

Uebermorgen, d. i. Sonntag früh, ſegl' ich nach Amſterdam; den 11. Juli von dort nach Amerika.

Leb' wohl, mein Kerner, hab' mich lieb!

An meinen Matuſhinsky will ich von Amſterdam ſchreiben. Grüße mir ihn recht. Mich freut es, daß Alles gut ihm geht. Der Eſchenmayer iſt halt eine prächtige Perſon! Gelt, Kerner?[2]

Ich küſſe Dich, mein lieber Alter; ewig und total Dein Niembſch.

Niembſch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Auf dem Rheine, 2. Juli 1832.

Die ſchönen Geſtade des Rheins ſchwinden an meinem Kajütenfenſter vorüber, wahre Sinnbilder meiner Freuden bei Ihnen, die mir auch ſo vorüber ſchwanden; auch grüne, ewig grüne Geſtade ſind meiner Erinnerung, die ſich ſo gerne darauf zurück flüchten wird aus den Wellen meines bewegten Lebens.

Die Rheingegenden ſind wirklich allerliebſt. Stille, beſcheidene Schönheit iſt ihr Charakter, wie der einer ſchönen deutſchen Seele, wie der Ihrige. Nie hab' ich ſo ſchöne Dörfer geſehen, ſo viel Ruinen und

[1] „Auf ein Faß zu Oehringen."

[2] Matuſhinsky, welcher nunmehr in Tübingen ſtudierte, um das Doktorat in der Medicin zu erlangen, war dort ſelbſt bei Profeſſor Eſchenmayer ſehr wohl gelitten.

Kapellen, wechselnd mit frischen Wäldern, Weingärten u. s. w. Nur Schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Fleckleín Erde bändigen.

Hatten Sie vergnügte Tage in meinem geliebten Neustädtle?' Mich freuet es recht sehr, daß Sie gerade dieß gewählet haben zu Ihrer Erholung. Ich habe ein paar sehr vergnügte Tage dort zugebracht. Es sind viel Gedanken dort zu holen. Ich fand dort manches Bild, mancher meiner Einfälle muß dort noch herum spucken im Thale; sind Sie nicht davon geneckt worden?

Niembsch an Karl Mayer.

Amsterdam, den 25. Juli 1832.

Lieber Freund!

Tausend Dank für Deine lieben Briefe, Deine wunderschönen Gedichte. Fahre fort zu dichten, es kommt immer besser; und sey nicht schläfrig im Punkt der Herausgabe.

Meine Reise war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr als ich geglaubt hatte. Mit Hülfe meines Schiffmanns kam ich durch. An der holländischen Grenze aber war's am ärgsten. Mein abgelaufener Paß konnte kaum für eine halbe Legitimation über meinen Stand u. s. w. gelten. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Grenzorte, machte Miene, mich zurück zu schicken. Zum Glück traf ich in dem kleinen Neste einen enthusiastischen Musiker in der Person eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele in seinem miserablen holländischen Flecken, schnappte nach mir, wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duetten für Violin' und Klarinett' mit dem Kerl täglich mehrere Stunden durchzuhumpeln; dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung (?) gegeben, wobei Seine Bürgermeisterliche Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige dermaßen entzückt zu seyn beliebten,

' Badeort bei Waiblingen.

daß ſie mir die Paſſage über die Grenze durch die Finger ſahen. Morgen endlich geht es nach Amerika. Ich bin froh aus Holland zu kommen. Mein Schiff wird vielleicht nur vier Wochen in Amerika bleiben und mich gleich wieder mitnehmen. Der Kapitän iſt ein ſehr braver Kerl, mit dem ich freundſchaftlich ſtehe. Leb' wohl mit Deiner lieben Frau und Deinen lieben Kindern. Ich bleibe ewig Dein Niembſch.

Niembſch an Emilie Reinbeck.

Amſterdam, den 25. Juli 1832.

Amſterdam iſt ein wahres Ungeheuer von Stadt mit ſeinen Kanälen, zahlloſen Schiffen, Windmühlen u. ſ. w. Die letzteren allein ſchon könnten mich aus Amſterdam vertreiben. Mir wird übel, wenn ich lang einer Windmühle zuſehe. Es ſieht aus, wie wenn ein beſoffener Kerl ſich aufraffte, mit ausgebreiteten Armen nach Luft ſchnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein ſchändlicher Anblick! — Einen angenehmeren Eindruck hingegen machen die Glockenſpiele an den Thurmuhren, die einen doch ſanft und gelinde mahnen an die verlornen Stunden, und ſie uns gleichſam fortſchmeicheln, während uns der dumpfe langſame Glockenſchlag unſerer gothiſchen Thürme in Deutſchland ſo ſtrafend und bitter in die Seele ſchlägt. Beſonders angenehm iſt dieſes Glockenſpiel bei Nacht. Ich kann es nicht hören ohne den wehmüthigen Wunſch: Möchten doch meine Stunden eben ſo harmoniſch zuſammenklingen wie die Glocken!)

Das hieſige Muſeum hat herrliche Gemälde. Von unſerem Lieblinge Ruisdael ſind zwei Stücke da. Ein Waſſerfall von wunderbarer Schönheit. Auf keinem Bilde hab' ich ſo naſſes Waſſer geſehen; man muß beinahe zurückſpringen, um nicht überſchüttet zu werden. Die ganze Berglandſchaft voll der göttlichen geheimnißvollen Schwermuth dieſes Meiſters!

O Ruisdael!

Ausgezeichnet fand ich einige italieniſche Landſchaften von Nikolaus Berchem. Das Charakteriſtiſche darin ſcheint mir eine gewiſſe phantaſtiſche Bewegung, z. B. auf dem einen Bilde eine Heerde badender Stiere in köſtlicher Gruppirung, beſonders gut der eine Stier, der aus der Fluth aufſpringt und den Kopf muthwillig zwiſchen die Füße wirft. Auf einem

andern Bilde ist der Wind im Gebüsche meisterhaft ausgedrückt, und ein Hirtenknabe, der seine Schafe zusammentreibt. Ein in der Abendsonne glühendes Buschwerk ist ebenfalls herrlich von ihm gemalt. Widerlich kontrastirt gegen diesen Meister Nikolaus Bauer mit einer wallenden See. Speckichter Himmel, dicke Wasser. Der berühmte Haarlem hat mir nicht gefallen; sein Kindermord von Bethlehem ist sehr kalt.

Nur noch ein Wort über eine weinende Magdalena von Correggio. Das wäre mir das liebste Bild in der ganzen Sammlung. O Freundin, könnten Sie doch die schmerzliche Grube über dem linken Auge sehen und diese redenden Thränen!

Dieß sind meine letzten Worte auf lange. Heute noch oder morgen früh reis' ich nach Amerika. Mein Kapitän ist ein vortrefflicher Mann, mit dem ich sehr gut stehe. Die Reise wird angenehm werden.

Zu diesem Briefe wird bemerkt: Wie sehr Niembsch die Kunst liebte, erhellt aus seiner Aeußerung: „Das Menschenwerk geht doch über Alles! Ein Titian — das macht einen unauslöschlichen Eindruck auf mich! Ein Titian ist mir mehr als das schönste Alpenthal." (Niendorf. 216.)

Niembsch an Schurz.

Amsterdam, 25. Juli 1832.

Lieber Bruder!

Morgen reis' ich nach Amerika. Hier send' ich Dir meine alten Pässe zurück mit der Bitte, mir einen neuen auszuwirken auf ein Jahr zu einer Reise nach Frankreich und England.

Ich hätte Dir [illegible]über geschrieben, aber eine sehr langweilige Rheinreise und tausend Geschäfte haben mir jede Correspondenz verleidet.

Ich kann Dir nichts erzählen, denn ich möchte Dir alles erzählen.

Bald komm' ich zurück, und zwar mit demselben Schiffe, das nur acht Wochen in Amerika bleibt.

Was macht Dein Speckbacher? Doch Du kannst mir ja nicht mehr antworten; ich will den wackeren Kerl selber fragen, wenn ich zurück komme.

Entſchuldige meine Kürze, ich habe heute noch Manches zu beſorgen.

Sey ruhig, Bruder, über meine Reiſe, ſie wird angenehm und kurz ausfallen.

Auch Du, meine liebſte, beſte Schweſter, kümmere Dich nicht; wir werden bald unſer Zuſammenſeyn um ſo glücklicher genießen, je länger wir getrennt waren.

An meine Freunde viele herzliche Grüße.

Lebt wohl, Ihr lieben Kinder: Teni, Kati, Leri, Pepi, Reſi! ich bring' Euch was mit aus Amerika.

Meine Berichte ſind längſt gedruckt; Cotta wird ſie aber wahrſcheinlich erſt zur Michaelismeſſe ausgeben. Im Muſenalmanach für's nächſte Jahr findeſt Du einige neue Sachen von mir.

Lebet wohl, meine Lieben! Euer treuer Bruder Niembſch.

Derſelbe an Denſelben.

Amſterdam, 27. Juli 1832.

Ich habe Dir vorgeſtern einen ſehr flüchtigen Brief geſchrieben, weil ich glaubte, den folgenden Morgen abreiſen zu müſſen. Das hat ſich nun um einen Tag verſpätet. Das Schiff, womit ich reiſe, heißt Baron van der Capellen, ein Oſtindienfahrer, der dießmal einen kleinen Abſtecher nach Baltimore macht, wo ich alſo, mit guten Empfehlungsbriefen ausgerüſtet, landen werde. Mein Kapitän Tolen iſt ein ſehr ſolider Kauz, mit dem ſichs angenehm machen wird. Er iſt ſo gefällig, mir von ſeinen eigenen Zimmern eines abzutreten, wo ich alle Bequemlichkeiten habe. Sein Mohr und mein Philipp bedienen uns. Dieſer Philipp nämlich iſt mein Bedienter; ein wahrer Waldteufel, aber kreuzbraver Kerl; er reist mit mir nach Amerika. Ich werde mir dort eine Strecke Landes kaufen von etwa tauſend Morgen, und den Philippum als Pächter darauf ſetzen. Ein gewiſſer Ludwig H., Zimmermeiſter, aus Württemberg, geht auch mit ſammt ſeinen Söhnen und kauft ſich ebenfalls an in Amerika. Dieſer iſt nun der rechtſchaffenſte tüchtigſte Mann, den ich jemals aus derlei Stände kennen gelernt habe; der übernimmt die Oberaufſicht. Der ganze Vertrag wird natürlich vor Gericht ratificirt. In drei bis vier Jahren

hat ſich dann der Werth meines Eigenthums wenigſtens auf das Sechsfache geſteigert. Lächle nicht, Anton, es liegen ſichere Berechnungen vor. Der Ankauf des Landes macht von tauſend Morgen etwa 3000 fl.; in vier Jahren iſt alles kultivirt, und dann kann es, wenn es gut geht, 3000 fl. jährlich tragen. Ich kann mich auf meine Leute ganz verlaſſen, und eine gute Rente in Oeſterreich genießen. Der ſchlimmſte, aber undenkbare Fall wäre, daß ſie mir ein Jahr lang meine Rente nicht ſchickten; dann wär' ich halt gezwungen, nach Amerika zu ſchreiben an ein Handelshaus, dem ich empfohlen bin, oder einen anderen Pächter ſetzen zu laſſen, oder ſelbſt hinzureiſen. Ich ſehe ſchon Deinen Toni durch die amerikaniſchen Wälder mit der Büchſe herumſtreifen, und ſeine großen Augen ſcharf aufreißen, wie er's jetzt ſchon thut, und den Hahn ſpannen und einen Bären niederknallen.

Die Reiſe wird ungefähr ſechs Wochen dauern; drei bis vier Wochen bleib' ich dort, ſo daß ich mit Ende Oktober bei Euch ſeyn kann, oder wenigſtens wieder in Europa. Ich habe einige Hoffnung auf eine Anſtellung. Mündlich mehr hierüber. Meine Berichte ſind bereits ziemlich bekannt und ich habe einen guten Namen. Beſonders Uhland ſtellt ſie hoch, was mich am meiſten freut. Die Stelle eines Doctor legens an der Tübinger Univerſität hätt' ich ſchon bekommen können; ich dürfte nur ein philoſophiſches Doktordiplom nehmen, was eine nackte Formalität iſt und höchſtens 100 fl. koſtet; aber ich mag mich an nichts binden. So viel hab' ich indeſſen auf jeden Fall gewonnen, daß Cotta Alles druckt, was ich ihm gebe, und daß er mir hiezu alle ſeine Blätter: Morgenblatt, Hesperus, politiſche Annalen u. a. ſehr artig eröffnet hat. Verhungern kann ich nicht mehr, aber ein reicher Mann kann ich werden in Amerika.

An Schleier hab' ich ein Lebewohl geſchrieben. Unter anderem: Ein gewiſſer Ritter iſt mir 100 fl. ſchuldig.' Er iſt wahrſcheinlich im L.... Kaffehauſe zu erfragen; und wenn er dort nicht zu erfragen iſt, ſo wird man Dir ſeine Adreſſe in H...e Kaffehaus geben können, wo er gewohnt hat. Er muß aber glauben, ich ſey in Geldnoth, ſonſt gibt er Dir nichts. Von meinem Plane ſage, Du wiſſeſt nichts; ich ſey in

' Es iſt derſelbe, welchem Nembich aus einer Spielverlegenheit half.

Amsterdam, warte auf Gelder ꝛc., er möchte Dir doch die Summe auszahlen. Dann behalte es, bis ich komme oder schreibe. Auch den neuen Paß behalte so lange. Sage dem —: Du habest mit meinen Geldangelegenheiten sonst nichts zu schaffen; wissest also nur, daß ich in Verlegenheit sey. Lüge nur recht, lieber Bruder; es schadet nichts.[1]

Muß Dir wieder einmal ein Gedicht schicken: „Frühlings Tod."

Dieses Gedicht sey mein letzter Gruß aus Europa an Dich, lieber Bruder, und an Dich, Du meine liebste liebste Schwester. Gott sey mit Euch und allen Euern lieben Kindern, ich küsse Euch herzinnig. Euer treuer Bruder Nicolas.

Niembsch an Mayer.

Im Schiff Baron van der Kapellen,
Rhede von Texel, 1. Aug. 1832.

Herzensfreund!

In drei Stunden geht es endlich in die See. Wohl ist das Seeleben ein erhabenes, wie Du sagst. Aber das Leben in einer Seestadt hat für mich wenig Reizendes. Amsterdam hat mir wenig gefallen. Die Häuser sind alle sehr klein (schmal), so daß eine Amsterdamer Straße aussieht wie grobe, geschmacklose Mosaik. Und die Windmühlen! Holland hat sehr schöne Mädchen und sehr schöne Kühe, was übrigens ziemlich auf Eins hinausläuft (in puncto des Witzes). Die Holländer sind strenge Kaufleute, aber gefällig und artig. Doch ich habe keine Zeit, Dir da Reisemerkwürdigkeiten zu schreiben. Ich muß schließen und habe noch was sehr Dringendes Dir zu sagen, nämlich: bleibe so mein Freund, wie Du es bis jetzt gewesen; es wäre mir unerträglich, müßt' ich Dich nach meiner Rückkehr erkaltet finden. Gib das nie zu, lieber Mayer! Ich bleibe Dein Freund, so lange noch was von mir da ist.

Leb' wohl, herzlichen Gruß Deiner Frau, Deinen Kindern.

Leb' wohl, Freund! Dein Niembsch.

---

[1] Der Herr Ritter zahlte, wenn auch freilich nicht sogleich, aber er zahlte doch endlich.

Niembſch an Emilie Reinbeck.

Im Auguſt 1832

Ein kleines Unglück, das unſer Schiff getroffen, hält uns noch im Kanal von Texel zurück; als wir nämlich an einem anderen Schiffe vorbeifuhren, ſtießen wir damit zuſammen, und es brach uns eine Segelſtange. Nun iſt aber der Schaden wieder gut gemacht, und in drei Stunden geht es endlich gewiß in die See. Der Eigenthümer des Schiffes, Herr Weſtermann aus Amſterdam, hat uns bis hieher begleitet, und iſt ſo gefällig, dieſen Brief in die Stadt zurücknehmen und zu beſtellen. Meine Reiſe wird hoffentlich ſehr angenehm werden. Ich habe ein ganz artiges Stübchen in der Kajüte, wo ich ganz und gar iſolirt bin von dem grauſigen Volke der Auswanderer. Da hab' ich Platz genug, um zu leſen und zu ſchreiben, meine brave alte Geige zu ſtreichen, und an Sie und andere liebe Freunde zu denken. Einige Blicke in die See waren mir bereits gegönnt. Ich glaube, ich werde eine leidenſchaftliche Liebe zum Meere faſſen. Ich ſpüre ſchon den Reichthum von poetiſchen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reiſe entgegenſtreuen wird. Aber noch iſt es faſt eine dunkle Ahnung. Oft ſtirbt auch eine ganze Welt davon in meinem Innern ab, ohne daß ſie je wieder geweckt wird. Vielleicht geht mir's da auch ſo. Aber ich hoffe das Beſte.

Das Schiff, womit ich reiſe, wird vielleicht nur ſechs Wochen in Amerika bleiben, dann nach Amſterdam zurückkommen, und ſolchenfalls mich wahrſcheinlich mitbringen. Es iſt aber auch möglich, daß es von Baltimore bald nach Oſtindien abgeht, und — vielleicht mich mitnimmt. Ungeheuer reizend wäre die Reiſe nach Java. Ein kleiner Abſtecher auf den Cap, auf die Inſel St. Helena, ſehr reizend.

Zur Vervollſtändigung des Bildes iſt hier Einiges nachzutragen, deſſen in den Briefen von Lenau ſelbſt zufällig keine Erwähnung geſchah, wenigſtens inſoferne dieſe zu meiner Kenntniß gelangten. Kerner ſchrieb mir am 24. October 1850:

„In meinem Gartenhauſe wohnend, bereitete ſich Niembſch zu ſeiner Reiſe nach Amerika vor, machte Einkäufe von Weißzeug, Stiefeln, Waffen, und freute ſich gar ſehr auf die Urwälder, um dort Opoſſums, ein Thier,

das ſich todt ſtellt, ſobald man ihm auf den Hals kommt, zu fangen. Von hier (Weinsberg) kam er mit mir und dem Polen Matuſhinsky (einem Flüchtling aus Warſchau, dem ich Herberge gab) oft nach Oehringen, wo ich einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann; da war er immer ſehr vergnügt, auch auf Bällen. Mein Schwager beweg ihn, ein Gedicht auf den Keller des Fürſten Hohenlohe-Oehringen zu verfertigen. Es ſteht in ſeiner Sammlung, wurde auf eine Tafel geſchrieben, und hängt an einem Faß des Einganges zu dieſem großen Keller, in dem die Weine auch für einen Ungar herrlich mundeten, und wo wir uns oft ergötzten. Er ſchrieb zu dieſem Gedicht noch einen merkwürdigen Brief an meinen Schwager, den er nur „Herr Onkel“ hieß, welcher Brief mir aber (es iſt mir arg!) verloren ging. Merkwürdig war mir, daß er in dieſem Brief ſchrieb: „er werde auf dem Meere, ſo oft er einen Vogel vom Lande herfliegen ſehe, „„Herr Onkel! Herr Onkel!““ rufen; dann würden ihn die Matroſen für wahnſinnig halten und über Bord werfen.“ So ſpielte er auch ſonſt oft mit dem Wahnſinnigwerden. Einmal ſtellte er ſich auf einer Reiſe von mir nach Stuttgart mit jenem Polen völlig wahnſinnig (aus Scherz), und brachte damit eine fremde Frau, die mit fuhr, ſehr in Schrecken.

Ich bat ihn, als er zur Reiſe nach Amerika Anſtalten machte, inſtändig, nicht dahin zu gehen; allein die Vorſtellungen, die er ſich von den Urwäldern, von dem Ankaufe eines ſolchen Waldes und von der Freiheit in Amerika machte, ließen ihm keine Ruhe, und es hatte traurige Folgen für ihn.

Von meinen Gedichten war ihm immer das liebſte (was ich nicht recht begreife) das, das überſchrieben iſt: „das braune Bübchen.“ Dieß liebte er immer ungemein und ſagte: er wünſche nur, es gemacht zu haben.

Wie locker und leichtbeweglich ſein Nervengeiſt war — was bei den Somnambülen z. B. zum zweiten Geſicht, zum Sichſelbſtſehen, zum Heraustreten aus ſich, die Veranlaſſung gibt, und was auch bei Goethe, und vorzüglich bei Lord Byron der Fall war — beweiſet folgendes Ereigniß. Wir ſaßen einmal nach dem Nachtiſche, er, ich und meine Gattin, als er auf einmal im Geſpräche verſtummte, und als wir auf ihn blickten,

ſaß er ſtarr und leichenblaß auf dem Stuhle; im nächſten andern Zimmer aber, in dem ſich kein Menſch befand, fingen Gläſer und Taſſen, die dort auf Tiſchen ſtanden, auf einmal klingelnde Töne zu geben an, als würde von jemand an ſie geſchlagen. Wir riefen: „Niembſch, was iſt dieß?“ Da fuhr er plötzlich zuſammen und erwachte wie aus magnetiſchem Schlafe, und als wir ihm von jenen Tönen im andern Zimmer während ſeiner Erſtarrung erzählten, ſagte er: „Das iſt mir ſchon öfter begegnet; meine Seele iſt dann wie außer mir.“ — Reinbeck behauptete einmal feſt: Niembſch ſey einmal im Gange ſeines Hauſes auf ihn zugekommen, zu einer Zeit, wo ſich derſelbe gar nicht in Stuttgart befunden habe.“

Dieß von Lenau's Freund, dem Dichter und Arzte Kerner. — Die obenerwähnte Wahnſinnſpielerei berichtet die Wiener allgemeine Zeitung für Theater u. ſ. w. vom 19. März 1851, Z. 66, folgendermaßen ausführlicher:

„Zum Wahnſinn ſchien ſeit je vorherrſchende Neigung in Lenau zu ſeyn. Wir wiſſen, daß er einmal auf einer Reiſe, die er mit einem Freunde in Württemberg machte, als er im Eilwagen mit ihm unangenehmen und langweiligen Menſchen zuſammenkam, dieſelben durch verſtellten Wahnſinn vertrieb. Sein Begleiter mußte ihn, einer heimlich genommenen Verabredung gemäß, für einen Geiſteskranken ausgeben, der ins nächſte Irrenhaus gebracht werden ſolle. Und um die läſtigen Theilnehmer der Geſellſchaft von der Wahrheit dieſer Angabe zu überzeugen, ſoll er — wie der Freund ſpäter, nicht ohne Schauer, erzählt hat — den Verrückten mit einer ſolchen Meiſterſchaft geſpielt haben, daß nicht allein die, von dem frevelhaften Spiel des Dichters nichts ahnenden Reiſegefährten, ſondern auch Lenau's Freund ſelbſt davon bis zum Entſetzen erſchüttert wurde.

Als die unangenehmen Gäſte durch dieß Beginnen wirklich glücklich entfernt worden waren, gab Lenau natürlich ſogleich ſeinen Wahnſinn auf, verſicherte aber auf das befremdliche Erſtaunen ſeines Freundes über die Vollkommenheit, mit welcher er die Geiſteszerrüttung dargeſtellt habe, daß er im Ernſt ſchon oft ſich mit der Befürchtung geängſtiget: er könne einmal den Verſtand verlieren. „Du kennſt die Geſchichte von Phaeton und den durchgehenden Sonnenroſſen!“ ſagte er damals, indem er melancholiſch

lächelnd hinzusetzte: „Wir Dichter sind alle solche phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können!“

Die Thatsache trifft hier mit Kerners vollgültiger Anführung im wesentlichen überein. Dieselbe geschah Ende Mai 1832, als Niembsch und Matuschinsky von Weinsberg nach Stuttgart reisten, jener, um seine Freunde dort noch einmal vor seiner Abfahrt nach Amerika zu sehen, dieser, — nachdem er von Niembsch wegen dessen bereits gesunkener Mittel nach Amerika nicht mehr mitgenommen zu werden vermochte, wie früher beabsichtigt worden war, — nun von Stuttgart weiter nach Tübingen zur Anhörung der ärztlichen Vorlesungen zu gehen.

Ein sehr merkwürdiger Umstand ist auch, daß Kerner am 24. Februar 1832 an Niembsch in Heidelberg schrieb: „Auch sagte man sich dort (in Stuttgart), ein Mädchen von Oehringen, mit dem Du getanzt, sey bald darauf wahnsinnig geworden, und halte sich nun immer für eine Königin von Ungarn.“ Dieser Scherz wird sich nach einem Dutzend von Jahren gar sonderbar verkehrt erfüllen. Tanzen hab' ich Lenau nie gesehen, und so wird er es auch wohl auf den Bällen zu Oehringen nicht gethan haben. Ein solcher Ball mag dagegen die Veranlassung zu Lenau's, um jene Zeit entstandenem schönen Gedichte: „Der Maskenball,“ worin er auch seinen Entschluß, nach Amerika gehen zu wollen, ausspricht, gegeben haben.

Eine ernste Warnung theilte Kerner seinem Freunde in der Hälfte Mai mit. Es hatte nämlich Jenem sein Oberamtmann ein Schreiben lesen lassen, das er von der Regierung erhalten, des Inhalts:

„N. N. in Stuttgart habe an die Regierung das Ansinnen gestellt, eine von ihm zum Behufe der Auswanderung nach Amerika errichtete Actiengesellschaft zu sanctioniren u. s. w. Die Regierung habe sich von N. N. Plan und Actenstücke geben lassen, aber gefunden, daß seine Voraussetzungen falsch seyen und das Ganze gar keine Garantie habe, so daß sie für Pflicht halte, damit nicht Theilnehmer in Schaden gerathen, vor Herrn N. N. und seinen Unternehmungen warnen zu lassen u. s. w.“

Niembsch nahm aber diese Warnung entweder nicht genug zu Herzen, oder er ließ sich zu leicht wieder beruhigen, denn er blieb bei dieser Gesellschaft und reiste mit ihr ab. Allein schon die Verzögerung in der

Abreiſe der Auswanderer machte übles Blut und die Erbitterung wuchs, als Beförderung und Verſorgung nur ſchlecht den gerechten Erwartungen entſprachen. Als der Unternehmer mit ſeinem Bruder endlich Anfangs Juli auf das langſam rheinabwärts ſegelnde Schiff nachkam, brach der Sturm gewaltig gegen ihn los. Bald darauf gelangte durch Kerner die Nachricht nach Stuttgart, einer der Auswanderer habe an ſeine Eltern nach Oehringen geſchrieben: Niembſch hätte ihm die Verwaltung ſeiner Angelegenheiten bei der Schiffsgeſellſchaft übergeben, und wäre ſtatt nach Amerika, nach Oeſterreich abgereiſet. Dieſe Nachricht fand auch Glauben, da man wußte, daß Niembſch bereits Verdruß und Verluſt bei der Geſellſchaft gehabt und ihm die Freude an der Reiſe ſo ziemlich benommen worden ſey; auch mochten ſtaatsbürgerliche Rückſichten auf jenen Entſchluß Einfluß geübt haben. Allein die Sache nahm eine andere Wendung. „Die armen Leute, unter denen viele ohnedieß nur ſchmerzlich vom Vaterlande ſchieden, da zumal die Kinder beim Verlaſſen der geliebten Heimath oft laut jammerten: „Nicht nach Amerika! Nicht nach Amerika!“ erwählten Niembſch, als den weitaus angeſehenſten und gelehrteſten unter ihnen, zum allgemeinen Sachwalter und beſchworen ihn, ihnen Recht und Gerechtigkeit zu verſchaffen. Niembſch errichtete einen altdeutſchen offenen Schöppenſtuhl, wozu er die vertrauenswürdigſten Männer erkieſen ließ, und zog den Beſchuldigten zu ſtandhafter Red' und Antwort. Als alles, wie Rechtens, verhandelt und der Angeklagte ſeiner Vertragsverletzungen klar überwieſen worden war, fällte Niembſch das Urtheil über ihn und ließ ihn in Vollziehung deſſen unter das Verdeck des Schiffes in ſtrenge Haft ſetzen. Später aber, es mochte ſchon in Holland geweſen ſeyn, verklagte der Gerichtete den Richter vor Gericht wegen angemaßter Gewalt und eigenmächtiger Freiheitsbeſchränkung, und es fehlte nicht viel, daß nicht der vorige Richter von der befugten Behörde an des Gerichteten Platz geſetzt worden wäre, wenn nicht allzudeutlich vorgelegen hätte, daß er nur auf guten Grund hin und aus eitel Gerechtigkeitsgefühl alſo geamtet. — So ungefähr lautete, was mir Niembſch im Spätjahre 1833 von dem Staatsbegebniſſe mündlich mittheilte, und was auch mit dem von Auerbach im „Deutſchen Muſeum“ 1. Jahrgang, 1. Heft, S. 53 kurz Erwähnten ziemlich übereintrifft. Ich erkannte darin ganz meinen

entſchiedenen, kühnen, rechtseifrigen Bruder. Schließen wir aber einmal vom Kleinen aufs Große; es erweiterte ſich das ſchmale Schiffsverdeck zu unermeßlichem Lande, das Häuflein geprellter Auswanderer zu einem mächtigen, jedoch niedergedrückten Volk; man erhebe den eigennützigen, gewinnſüchtigen Unternehmer zu irgend einem erbarmungsloſen Zwingherrn — was wird alsdann Lenau, und wie ergeht es ihm ſodann?

Ich meinerſeits glaube, in Bezug auf die im Jahre 1848 allgemein gehörte Frage: was würde jetzt Niembſch thun, wenn er geſund wäre? Daß er ſich damals, wie jedermann, der allgemeinen Begeiſterung hingegeben, ja ſich vielleicht mit an die Spitze der Entzückten geſtellt, aber von dem traurigen Gang der Entwickelung bald enttäuſcht und zurückgeſcheucht worden ſeyn würde. Für keinen Fall hätte es ihn in ſeinem engern, bald darauf von Oeſterreich losgeriſſenen Geburtslande Ungarn auch nur kurze Zeit an eines Koſſuth Seite gelitten, ihn, „deſſen Groll in des Volksverretiers Ruhmgewand verhüllte Schufte empörten, und der das Königthum, verlaſſener Völker Vaterhaus und Hort, den Himmelsgaben reihte.“ (S. Dichteriſcher Nachlaß. Proteſt.)

Niembſch war in ſeiner Zuneigung inſoferne ſehr treu, daß er, wen er einmal herzlich liebte, kaum je mehr zu lieben aufhörte, aber in dem Maße ſeiner Liebe war er etwas veränderlich. So ſchloß er ſich unter den Freunden, die er zu jener Zeit in Schwaben gewann, anfänglich ſehr warm und innig an Schwab und deſſen Gattin, welche ihm ſeine Schweſter zu erſetzen verſprach, ſodann an Lotte, hierauf an Karl Mayer, darnach an Kerner, und endlich an Emilie Reinbeck. In der düſteren Einſamkeit, welcher er ſich zu Heidelberg überließ, war nebſt dem Umgange mit einem ſehr ehrenwerthen jüdiſchen Wechsler, den er ſehr liebte und nie anders als: „Vater Zimmern“ nannte, dann mit deſſen Sohne Adolph und der freundlichen Gattin deſſelben, ferner auch mit Profeſſor Zöpfel und endlich mit zwei Brüdern Eichhorn, guten Violinſpielern, obwohl noch Knaben, die er ſehr liebte, und oft halbe Tage lang um ſich hatte, der Briefwechſel mit Mayer ſeine vorzüglichſte Erheiterung. Um Weihnachten 1831, wo Niembſch einer Gemüthskrankheit ſchon ſehr nahe ſtand, nahm er auf eine Woche ſeine Zuflucht zu Mayer in Waiblingen.

Als ſich Niembſch auf ſeinen großen Weg begab, erfreute er ſeinen

lieben Freund Mayer damit, daß er ihm von Weinsberg ein noch von seinem Vater herrührendes kleines viereckiges Meerschaumköpfchen zur Erinnerung zusandte. Was Niembsch laut seines Briefes an Mayer aus Heidelberg den 9. Juni 1832 etwas verstimmt hatte, mag auch eine Mittheilung Mayers an ihn gewesen seyn, daß die Leute an seiner Abwesenheit bei der Bestattung der Geheimräthin Hartmann Anfangs Mai 1832 (er machte aber bald darauf eigens eine Reise von Weinsberg nach Stuttgart, um der verehrten Familie sein Beileid zu bezeigen), herumzudeuteln sich herausnahmen.

Zwei sehr nennenswerthe Männer strebten damals nach Lenau's Bekanntschaft: der ihm von Schwab am 12. Jänner 1832 als „geistvoller Dichter und seelenvoller Mensch" nach Heidelberg zugeschickte Baron von Sternberg, und der gottvolle Tondichter Mendelssohn-Bartholdy. Dieser suchte bei einer nächtlichen Durchreise durch Heidelberg Lenau auf. Man weckte diesen um elf Uhr Nachts aus dem ersten Schlafe. Vom grellen Lichte beleuchtet, das ein Kellner des „Königs von Portugal" in der Hand hielt, steht ein Mann im schwarzen Frack vor dem Bette. „Ich habe einen Brief von Schwab an Sie," sagte er, „und wollte nicht weiter reisen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich gehe gleich wieder mit dem Eilwagen." Schnell wie er erschienen, verschwand er. Morgens war es wie ein Traum, das bleiche interessante Gesicht. Erst im Jahre 1844 trafen sich Niembsch und Mendelssohn in Frankfurt am Main wieder. Am 15. März 1832 um 6 Uhr Morgens, wo es an Lenau's Thüre schlug und laut „Niembsch!" schrie, war Niemand von seinen Bekannten in Wien oder in Oesterreich gestorben.

Auf welche Anstellung Niembsch einige Hoffnung hegte (s. seinen Brief vom 27. Juli 1832), kann ich mich nicht mehr entsinnen; nur ist mir so dunkel, als wäre einmal auf die Möglichkeit einer Anstellung in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart gedacht worden.

Lieder Lenau's, die auf die edle Lotte sich beziehen, sind: „Mein Stern" und „Ohne Wunsch;" solche aber, die seine Hinreise nach Amerika uns vergegenwärtigen: „Die Rose;" „Am Rhein;" „An mein Vaterland;" „Auf eine holländische Landschaft;" „Der Abschied;" „Die Seejungfrau;" „Meeresstille;" I. 215 und II. 69; „Wanderer und Wind;"

„Der Schmetterling;" dann aus „Faust" „Der Abendgang;" „Die Reise:" „Der Traum;" „Der Sturm."

Vom Trauerspiele: „Barbara Radziwill," dessen Stoff er der Geschichtdichtung Bronikowski's: „Hippolyt Boratynski" entnahm, und das doch bei seiner Abreise nach Amerika schon ziemlich vorgerückt war, ist leider nichts vorhanden. Und nun nach Amerika!

Niembsch an Schurz.[1]

Baltimore, den 16. Oktober 1832.

Lieber, guter Bruder!

Nach einer sehr langen Reise, durch zehn Wochen, bin ich endlich in Amerika angekommen. Ich bin jetzt um ein Gutes reicher, daß ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise ist ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in mir befestigt hat. Das Meer ist mir zu Herzen gegangen. Das sind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dieß atlantische Meer und die österreichischen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweise einen Zögling der letzteren nennen. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich aufs Meer legte, und jedes Leben, jede Bewegung sich von unserm Schiffe zurückgezogen hatte, in dieser tiefen, grenzenlosen Einsamkeit; mit welcher Sehnsucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menschen in der Ferne. Ich möchte fast behaupten, das stille Meer ist größer als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheint. Es hat sich mir aber das Meer auch in seiner Leidenschaft gezeigt. Starke Winde und ungeheure Wellen nahmen das Schiff oft in ihre Mitte und schleuderten sichs verächtlich in die Hände. Das war ein Schwanken, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; doch eben darin mag das Heilsame liegen, das Seereisen für den Charakter des Menschen haben. Wenn ich in meiner Kajüte stand und plötzlich an die Wand geworfen wurde

[1] In Wien angelangt am 1. December.

wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das meinen Stolz aufs bitterste, und je weniger mein äußerer Mensch aufrecht stehen konnte, desto mehr that es der innere. Der Kampf mit den rohen Kräften der Natur ist sehr gut. Einmal hatten wir auch einen mäßigen Sturm, bei dem ich aber sehr gleichgültig war. Der Kapitän zeigte mir mit besorglicher Miene gegen Norden eine tiefe schwarze . . nicht Wolke, sondern Mauer, die senkrecht aus den Fluthen aufzuragen schien. „Das kann einen starken Sturm geben!" war seine Meinung, und alle Segel einzuziehen, sein blitzschneller Befehl. Es war ungefähr 10 Uhr des Nachts. Der Kapitän mußte herzlich lachen, als ich nach einigen Minuten wieder aus der Kajüte kam, im Hemd, das ich über die Unterhosen hinabhängen ließ, und sagte: „Ich habe meinen Sterbekittel bereits angezogen." Die schwarze Mauer rückte heran, fürchterliche Regengüsse stürzten herab, und die Wogen brüllten rasend um das arme Schiff. Was übrigens unsere Lage bedenklicher machte, obwohl der Sturm nicht sehr heftig war, wie der Kapitän sagte, das war die schlechte Beschaffenheit unseres Schiffes. Wir waren bereits in tiefer See, als uns der Schiffszimmermann anvertraute, das Schiff könne keinen kräftigen Sturm aushalten, indem es bedeutend schadhaft sey. In einigen Stunden ging das Unwetter vorüber. Ich werde aber in meinem Leben mit keinem Holländer mehr fahren. Es ist doch eine fatale Empfindung, wenn man sich Abends in seine Hängematte legt und nicht weiß, ob das Schiff in der Nacht auseinander gehen werde und man in den Wellen erwache, gerade auf so lange, um die Todesangst noch recht zu fühlen. Aber auch daran hab' ich mich gewöhnt. In solchen Augenblicken dacht' ich gar lebhaft an Dich und meine liebe Schwester, deren Namenstag heute ist,* und der ich von Herzen Glück wünsche. Ja, liebe, liebe Therese, Gott segne Dich und geb' uns ein frohes Wiedersehen! Von Kindheit an haben wir immer getreu zusammengehalten, wir haben die schöne Zeit der Jugend miteinander verlebt. Du bist mein letztes, liebstes Erbstück meiner Jugendtage, darum, und weil Du so gut bist, liebe ich Dich auch wie meine Jugendträume. Wir zwei kennen wechselseitig die früheste Geschichte unserer Herzen. Deine Freude ergänzt

* Sollte heißen: „gestern war."

die meinige, Dein Schmerz den meinigen. Gott ſegne Dich, liebe Schweſter! Ich will heute Dein Andenken recht feiern in meinem Herzen. Ihr werdet heute gewiß auch viel von mir ſprechen. Gott ſtrafe mich, wenn ich nicht bald wieder bei Euch bin! Ich will nicht länger hier bleiben, als unbedingt nöthig iſt, um ſo weite Reiſe nicht umſonſt gethan zu haben. Ich will Dir bald wieder in Dein liebes Auge ſehen, ich will bald meinen Anton ſehen und ſeinen wackern Speckbacher hören, mit welchem ich, im Vorbeigehen geſagt, in der Geſichtsbildung viel Aehnliches haben ſoll, wie mir ein Tyroler in Bayern von freien Stücken ſagte, ohne daß von Speckbacher die Rede war. Alle die Scenen meiner Seereiſe will ich Euch mündlich mittheilen; jetzt nur Einiges über Amerika.

Den 8. Oktober betrat ich den amerikaniſchen Boden zum erſtenmale. Unſer Schiff lag noch in der Cheſapeakbay, an welcher Baltimore, unſer Landungsplatz. Der Kapitän, ein Paſſagier aus Württemberg und ich fuhren in einem Nachen ans Land. Wegen Untiefe konnten wir nicht bis ans Ufer fahren. Jeder ſetzte ſich auf einen Matroſen, und ich ritt alſo auf einem ſtarken Kerl ans Land. Der Anblick des Ufers war lieblich. Zerſtreute Eichen auf einer Wieſe, weidendes Vieh und ein klafterlanger zerlumpter Amerikaner mit einer abenteuerlichen Marderkappe waren das Erſte, was wir antrafen. Der Kapitän frug die lebendige Klafter (der Menſch war ſo dürr, daß man wirklich nichts als Länge an ihm ſah) nach einem Landhauſe, wo man Lebensmittel kaufen könne. Murmelnd und tabakkauend führte uns die Klafter ungefähr eine halbe Stunde weit zu einem recht hübſchen Haus von Backſteinen. Die zahlreiche Familie des Bewohners empfing uns ziemlich artig. Die Weiber und die Kinder waren ſehr geputzt. Es wunderte mich ſehr der Luxus in dieſem einſamen abgelegenen Bauernhaus; weniger wunderte mich das Auffallende, Prunkende, Geſchmackloſe im Anzuge, beſonders der Kinder. Ich glaube, wenn der Menſch ſich in der Einſamkeit putzt, ſo thut er es ohne Geſchmack. Geſchmack iſt ein Sohn der Geſellſchaft, vielleicht der jüngſtgeborne. Man kredenzte uns ſofort Cider (ich mag den Namen des matten Getränkes nicht mit deutſchen Buchſtaben ſchreiben), Butter und Brod. Letztere waren gut; aber der Cider (ſprich: Seider) reimt ſich auf: „leider.“ Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall. Mag er bei einem

Glaſe Cider ſeine Spottdroſſel beherchen, mit ſeinen Dollars in der Taſche, ich ſetze mich lieber zum Deutſchen und höre bei ſeinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Taſche ärmer iſt. Bruder, dieſe Amerikaner ſind himmelan ſtinkende Krämerſeelen. Todt für alles geiſtige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht, daß ſie bei dieſen Wichten nicht einkehrt. Das ſcheint mir von ernſter tiefer Bedeutung zu ſeyn, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetiſcher Fluch. Eine Niagaraſtimme gehört dazu, um dieſen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhauſe geſchlagen werden. Man darf dieſe Kerle nur im Wirthshauſe ſehen, um ſie auf immer zu haſſen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten 50 Stühle (ſo iſt es da, wo ich wohne); Speiſen, meiſt Fleiſch, bedecken den ganzen Tiſch. Da erſchallt die Freßglocke, und hundert Amerikaner ſtürzen herein, keiner ſieht den andern an, keiner ſpricht ein Wort, jeder ſtürzt auf eine Schüſſel, frißt haſtig hinein, ſpringt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon, Dollars zu verdienen. Ich bleibe noch einige Tage hier, dann reiſ' ich zum Niagara und dann, wenn ich gute Gelegenheit finde, nach Haus. Auf den Katarakt und die Urwälder frei' ich mich ſehr. Das allein wird, hoff' ich, die ganze Reiſe reichlich lohnen. Sey ſo gut, lieber Bruder, mir meinen neuen Paß, wenn Du einen bekommen, wo nicht den alten, nach Stuttgart zu ſchicken unter der Adreſſe des Hofraths und Profeſſors Reinbeck, wohnhaft in der Friedrichgaſſe, 14. Reinbeck iſt mir ein ſehr guter Freund, ſeine Frau aber nebſt meiner Theres das liebſte Weib. Unter den Mädchen ſteht mein Lottchen immer noch oben an, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dieß je geltend machen zu können. Meine Gedichte ſind nun gewiß ſchon in Deinen Händen; Cotta iſt, wie mir Reinbeck bisher geſchrieben, mit dem Abſatz ſehr zufrieden. Neues hab' ich nicht viel gemacht. „Die Marionetten," deren erſten Geſang ich Dir unter der Aufſchrift: „Der Gang zum Eremiten" mitgetheilt, ſind nun in drei Geſängen, ungefähr 500 Verſen, fertig; außerdem einige kleinere Gedichte. Eines der letzteren folgt hier zum Angebinde für meinen lieben Namenstag. Es iſt mir ſchwerlich gelungen, die ſonderbare Sehnſucht nach der Tiefe des Meeres hinein zu legen, wie ich ſie empfunden. Daß es Seejungfrauen gibt, halt' ich

für kein Mährchen. Glaubwürdige Seeleute haben verſichert, ſolche erblickt zu haben. Vide: Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Natur. Atlantica I.[1]

Tauſend Küſſe an alle Eure lieben Kinder! Die Idee, in Amerika Land zu kaufen und durch einen Pächter bearbeiten zu laſſen, hab' ich nicht aufgegeben; es iſt dieß auf jeden Fall eine ſichere Art, ſein Geld anzulegen und ſehr gut zu verzinſen. Viele Grüße an Klemm, Berke ꝛc. Ewig Euer Bruder.

Sey ſo gut, dafür zu ſorgen, daß das Verſorgungsamt erfahre, ich ſey noch unter den Lebendigen, damit mein Rentenſchein nicht etwa erlöſche. Grüße Mina und Marie herzlich. Ich wünſche, daß die eine und die andere bereits verheirathet ſey.

Niembſch wurde zu Baltimore, im etwas unfreundlichen und ſchwarzen Börſen-Gaſthofe (Exchange Hotel), worin er wohnte, von einem auch erſt unlängſt angelangten jungen deutſchen Studenten, einem Kurheſſen, der ein guter Geiger war, dringend beſtürmt, nur alsbald aus dem Bette ſich zu erheben und, die Guitarre um den Hals gehängt, eine große tonkünſtleriſche Rundreiſe mit ihm nach Südamerika, Auſtralien und Oſtindien anzutreten. Niembſch, wiewohl noch im Tecel mit gleichen Weltfahrtsgedanken ſich tragend, war aber doch inzwiſchen durch die harte Täuſchung in Nordamerika ſchon etwas abgekühlt, dann auch durch den garſtigen Scharbock, den er ſich auf der langen Seereiſe durch das ewige Pökelfleiſcheſſen zugezogen, merklich herabgeſtimmt, und endlich däuchte ihn doch ſeine beſcheidene Börſe ſo rieſigen Entwürfen nicht ganz gewachſen, denn, ſich durch die Welt kümmerlich zu klimpern, hätte ihm ſein Stolz als Edelmann und Dichter gar nicht erlaubt; kurz, er blieb dem Verſucher, der ihm die ganze weite Welt zu Füßen legte, taub, und kaufte ſich lieber einen wackern, zutraulichen Schimmel, um in die heiß erſehnten

[1] „Die Seejungfrauen." Die letzte Strophe, welche ſpäterhin beim Drucke wegblieb, lautete:

„Rudert auch im ſtillen Schoße —
Iſt mein ſtilles Sehnen —
Schau die Bruſt, die leuchtende,
Augen ohne Thränen! —"

kühlen Urwälder zu reiten. Auf dem Wege dahin kam er durch Bedford, woselbst er die angenehme Bekanntschaft eines Herrn King machte, der ihn so lieb gewann, daß er ihm „Mitschells Reiseführer durch die vereinigten Staaten" (Mitchell's Travellers Guide through the united States), aus einer Landkarte und einem Städteverzeichnisse bestehend, in dauerhaft schwarz Leder gebunden, freundlich verehrte und eigenhändig mit Bleistift beischrieb, wie noch unverwischt darin zu lesen ist:

Alexander King
de Bedfordia
dedit ad ejus amicum
Dominum Niembsch.

Niembsch hatte zwar schon im Jahre 1828 mit Jen-Ruffinen, Gesandtschaftssekretär der Schweiz, und mit Joseph Fischhof, dem tüchtigen Tonsetzer und Tastenmeister, zu Wien von dem gemeinschaftlichen Freunde Friedrich Witthauer, Herausgeber der Wiener Zeitschrift für Mode, Englisch gelernt, es aber im Sprechen nie weit gebracht — und andererseits verstand sein neuer Freund noch weniger Deutsch; es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich auf lateinischem Boden aufzusuchen, worauf der kaufmännische Amerikaner freilich nicht so fest einhertrat als wie der hochgebildete Sohn Ungarns, wo schon die Knaben Latein sprechen. Aber ob sie sich auch nur schwer verstanden — ihre Herzen fanden sich doch. Vielleicht war auch dieser Alexander King derjenige Amerikaner, welcher, als Niembsch — wie er mir erzählte — einmal einer zahlreichen erlesenen Gesellschaft das alte feurige Rakozilied vorspielte, vorsprang und wie außer sich aufschrie: „Hurrah, Magyar!" Ja, vielleicht war eben dieß der Augenblick, der ihre Hände ineinanderfügte.

Die Reise ging in der Richtung von Pittsburg am Ohio. Auf diesem Wege geschah es wohl, daß ihm einmal — wie Emma Niendorf auf S. 20 erzählt — förmlich übel und krank geworden in einem Spinnhause, wie er so unter allen diesen Rädern und Spindeln sich befand. Lieber als die Nähe der Industrie war ihm die der rohen Natur. Mancher Urwald wurde durchzogen und in manchem Blockhause übernachtet. (Siehe die Gedichte: „Der Urwald" und „Das Blockhaus.") Warum aber war sein Pferd, dessen er in ersterem Gedicht erwähnt, ihm so zugethan? Sah

ja doch in demſelben der gemüthreiche Dichter auch wirklich einen Menſchen, einen theuren Freund, ſeinen geliebten Boloz im fernen Galizien vor ſich! Niembſch ſchrieb es nach ſeiner Zurückkunft aus Amerika im Jahre 1833 dem Freunde ſelbſt: „Ich kaufte mir einen Schimmel, den ich Boloz nannte, weil es ein braves, edles und unternehmendes Thier war. Und wenn ich ſo auf meinem Schimmel ritt, mir einen Magyarenmarſch pfiff, und dem Schimmel ein: „Vorwärts, Boloz!“ rief, wobei ich an Dein edles „Vorwärts!“ in mancher blutigen Schlacht dachte, ſo glotzte mich der amerikaniſche Urwald befremdet an über dieſe fremden Namen und Töne.“ Das im anderen Gedichte erwähnte kalte, gelaſſene und völlig umſtändeloſe Gebaren der Wirthe und Aufwärter mag Niembſch wohl nicht immer ſo ganz behaglich vorgekommen ſeyn. Es iſt ſtets doch etwas läſtig, wenn man auch das geringſte Verlangen auf die Gefahr der Antwort wagen muß: Thu' Dir's nur ſelbſt! Niembſch war auch, weil etwas bequem, fremder Aufmerkſamkeit ſehr bedürftig, überdieß mochte er dieſelbe gern als einen ſeiner geiſtigen Größe gebührenden Zoll betrachten. In dieſer Beziehung berichtet Frankel, S. 93, Niembſch habe erzählt: „es wäre ein prächtiger, wünſchenswerther Moment geweſen, als der Dichter Mickiewic in einer Geſellſchaft die Theetaſſe fallen ließ und die Damen ſich die Scherben ſtreitig machten.“ Auch zu ſeiner Schweſter Thereſe ſagte er einmal: er verdiente in Sammt und Seide zu gehen; das wäre ihm nichts als gebührlich, wogegen aber gerade mancher erbärmliche Lump alles im Ueberfluß genieße. Wäre er reich, ſo würde er große Dienerſchaft halten und glänzende Tafel führen, aber dazu öfter auch Arme laden. Als Niembſch das erſtemal nach Stuttgart kam, wo man Bürgerliche nicht wie in Oeſterreich mit „Herr von,“ ſondern nach ſtrenger Gebühr bloß mit „Herr“ anſpricht, dagegen aber den wirklichen einfachen Edelmann gleich gern: „Herrn Baron“ nennt, ließ auch er ſich dort den „Baron,“ wenn auch wohl anfangs nur lächelnd, gefallen; ſpäter würde es ihn ſogar verletzt haben, hätte ihn Einer nicht ſo genannt. Von Wienern, die ihn in Stuttgart oder Schwaben kennen gelernt, z. B. vom Maler Rahl, wurde er dann auch in Wien ſo betitelt. Ich hielt ſtets im Stillen die Hinnahme einer ſolchen Ueberhebung für eine kleine menſchliche Schwachheit dieſes großen Geiſtes, allein entſchuldigte ſie

zugleich wieder damit, daß ihm sein Adel allein eine Stellung in der Welt sicherte, nachdem ihm hiezu weder ein Amt noch Reichthum behülflich war, der Ruhm als Dichter aber nur bei Gebildeteren Ansehen verschafft. Aber auf den Gipfel gesellschaftlicher Würde wurde Niembsch eben in dem Lande der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit, in Nordamerika, erhoben, indem ihn dort sein Bedienter Philipp Huber in treuherziger Unterwürfigkeit nicht selten sogar „Durchlaucht" hieß.

Zu Pittsburg in Pennsylvanien, wo sich Niembsch wohl längere Zeit aufhielt, fand er einen sehr freundlichen Empfang und liebreiche Behandlung im Hause eines Herrn Bolz, an den er durch Briefe aus Schwaben empfohlen gewesen seyn mochte. Schon der Name des Mannes that Niembsch wohl, denn so hieß auch der Hauptmann, bei dem er als Philosoph im Jahre 1820 zu Wien gewohnt hatte. Er fühlte sich also halb heimisch. In der Gegend von Pittsburg überwinterte wohl auch Niembsch; denn Economy und Lisben, von wo er die nachstehenden Briefe nach Europa schrieb, sind unferne von Pittsburg. Zu erwähnen ist, daß der Hausknecht in dem Wirthshause, worin Niembsch überwinterte, wenn er Morgens mit dem Holz kam, um einzuheizen, dieses durchaus nicht eher that, bis ihm nicht Niembsch ein Stückchen auf der Geige vorgespielt hatte, was diesem zwar Anfangs Spaß machte, aber späterhin manchmal sehr ungelegen war.

Niembsch an Schurz.

Economie in Pennsylvanien, 28. Februar 1833.

Geliebter Bruder!

Von Woche zu Woche wurde meine Reise zurück ins liebe Oesterreich aufgeschoben, nicht durch meinen Willen, sondern durch ein fatales rheumatisches Leiden, das zwar ganz ungefährlich, aber doch lästig genug war, mich in Amerika so lange zurückzuhalten. Ich hätte Euch längst geschrieben, aber ich glaubte immer bald selbst zu kommen, was nun leider erst ungefähr mit Ende Mai geschehen kann. Anfangs April schiff' ich mich ein in New-York, und segle dann glücklich nach Haus. Was mit und in mir vorgegangen ist diese Zeit über, kann ich nur mündlich sagen: es ist dessen zu viel. Ich freue mich rasend auf Dich und meine gar zu

liebe Theres und eure tausend Kinder. Sage doch der lieben Nesi, die Seefahrt hat in einem guten Schiffe, zumal nach Europa zurück, wohin sie viel schneller geht, keine Gefahr.

Der alte Gott Apollo lebt noch.

Du wirst auch viel gedichtet haben? Das wird doch eine Freude seyn, wenn wir uns Abends so vorlesen werden! — Lebt wohl! Baldiges Wiedersehen! Euer ewig treuer Bruder N.

Dieser Brief ist im Bett geschrieben, darum so schön.

Tausend Grüße an meine Schwestern und Freunde.

Niembsch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Lieben, 5. März 1833.

Hier sitz' ich in Lieben, einem Städtchen am Ohio, rauche mein Pfeifchen auf Ihre Gesundheit und beantworte endlich Ihren lieben Brief. — Wie mir Amerika gefällt? — Für's Erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März und ich sitze am Kamine; draußen liegt fußtiefer Schnee und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut. Ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen,[1] um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopfe hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Für's Zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme, und darum doppelt widerlich. Büffon hat Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl um's Herz, oder so weh, daß sie singen müßte.

[1] Der Oesterreicher spricht **wöstlich** statt „reisen" „raisen" mit hellem A. In „raisen" als „leben" klingt das A dunkel.

Sie hat kein Gemüth und keine Phantaſie, und kann darum ihren Geſchöpfen auch nichts dergleichen geben. Es iſt was recht Trauriges, dieſe ausgebrannten Menſchen zu ſehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Beſonders haben die eingewanderten Deutſchen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn ſie einige Jahre hier geweſen, hat ſich alles Feuer, das ſie aus der Heimath herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen ſie ſelbſt. „In Deutſchland war ich ein ganz anderer Kerl — ſagte Einer — da würde ich Jeden hinter die Ohren geſchlagen haben, der mir das geboten hätte" ꝛc. Die ſchlimmſte Frucht der üblen Verhältniſſe in Deutſchland iſt nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menſchen herüber, und den letzten himmliſchen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen ſie hin für ein Stück Brod! Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbarfremde!) Land unerträglich und ſie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald iſt dieſes Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus — hinaus — ſonſt verlier' ich das meinige auch noch. Hier ſind tückiſche Lüfte, ſchleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerika's werden der Luft leiſe die Adern geöffnet, und ſie verblutet ſich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine ſolche Sehnſucht nach Amerika hatte. Doch, ich weiß es. Johannes hat in der Wüſte getauft. Mich zog es auch in die Wüſte, und hier iſt in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht daß ich davon geneſen bin; mein künftiges Leben wird es mir ſagen. In dieſer großen langen Einſamkeit ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewieſen, ſtille Einkehr zu halten in mich ſelber, und manchen heilſamen Entſchluß zu faſſen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung iſt Amerika wirklich ſehr zu empfehlen. Wenn ſo ein langer, einſamer Winter obendrein gewürzt iſt mit einem heftigen rheumatiſchen Leiden und ſchlafloſen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch ſehr verſtockten Weſens ſeyn, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger, als man im Herbſte geweſen.

Nächſten Monat werd' ich mich in New-York einſchiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu ſeyn und einige Tage im Kreiſe meiner Freunde zu leben. Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater,

bei dem es mir immer iſt, als wär' er auch der meinige, ſo innig verehre ich ihn, auf Ihre lieben Schweſtern, die mir auch wie die meinigen vorkommen, ſo lieb' ich ſie, und o! auf meinen Mayer, meinen Reinbeck u. ſ. w. Eilet, ihr Jubeltage! Wenn ich nur nicht erſaufe! Geſchrieben hab' ich indeſſen: „Der Gang zum Eremiten" in drei Geſängen;[1] „Die Heidelberger Ruinen;" „Die Abſchiedsroſe;"[2] „Der Poſtknecht;"[3] „An die Ultraliberalen in Deutſchland;"[4] „Waldestroſt;" „Der Unentbehrliche;" „Primula veris;" „Ahasverus, der ewige Jude" und vier Atlantica,[5] welche ich Ihnen, zu einem Maienkränzchen gewunden, hiemit überſende.

An Reinbeck.

Verzeihen Sie meinen Gedichten, daß ſie ſich ſo breit gemacht haben in meinem Brief und meinen Gruß an Sie auf den äußerſten Rand herabgedrückt.

Amerika iſt das wahre Land des Unterganges, der Weſten der Menſchheit. Das atlantiſche Meer aber iſt der iſolirende Gürtel für den Geiſt und alles höhere Leben. Ich weiß nicht, ob nicht alles, was ich hier niedergeſchrieben, äußerſt geiſtlos iſt und langweilig; ich kann es hier nicht beurtheilen. Ich bitte daher geziemendſt, Alles, was Ihnen abgeſchmackt erſcheint, auf das amerikaniſche Klima zu ſchieben. Bringen Sie Mayers u. ſ. w. meinen herzlichen Gruß. An meinen lieben Freund Kerner, ſo wie an Mayer und Schwab werd' ich vielleicht noch ſchreiben vor meiner Abreiſe; ſollt' es mir nicht mehr möglich ſeyn, indem ſich meine Geſchäfte nun ſehr zuſammendrängen, ſo ſollen meine Freunde mit einem Gruße vorlieb nehmen; dieſer iſt gewiß nicht leer.

Niembſch an Joſeph Klemm in Wien.

Pittsburg am Ohio, 6. März 1833.

Lieber Bruder!

Ich habe in Amerika viel einſam gelebt und viel nachgedacht über meine Freunde, und da hab' ich gefunden, daß Du vor Andern mir

[1] Die Marionetten.
[2] Die Roſe der Erinnerung.
[3] Der Poſtillon.
[4] Der Proteſt (im Nachlaſſe).
[5] Die Seejungfrauen. Meereswogen. Seewogen. An mein Vaterland.

immer ein lieber treuer Freund geweſen, und daß Du eines Gruſſes aus der Ferne wohl werth biſt. Mein Gruß iſt wahrlich eine Stimme aus der Wüſte. Will man einem ſtürmiſchen haltungsloſen Leben entrinnen, und feſteren Wa[illegible] gewinnen auf Erden, ſo muß man vor Allem hinaus in die Wüſte, d. i. in eine wahre Einſamkeit.

Hier lebt der Menſch in einer ſonderbaren kalten Heiterkeit, die ans Unheimliche ſtreift. Größtentheils gewiß iſt dies das Werk der Natur. Die Natur ſelbſt iſt kalt. Die Conformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, Alles iſt gleichförmig und unphantaſtiſch. Kein wahrer Singvogel. Alles iſt nur Gezwitſcher und unmelodiſches Geflüſter. Selbſt der Menſch hat keine Stimme zum Geſang. Ich war häufig in muſikaliſchen Geſellſchaften, wo junge Damen ſich ſingend (?) hören ließen. Ihr Ton war in Wahrheit jenem zu vergleichen, den man hervorbringt, wenn man mit naſſem Finger an dem Rande eines mit Waſſer gefüllten Glaſes herumfährt, ein ſonderbares Geſchrille, das höchſtens dem einer Möve ähnlich kommt. Ich hörte mit vielem Grauſen zu, denn ich vernahm in jeder Note die Reſonanz einer fürchterlichen inneren Hohlheit. Auch blicken dieſe Damen nicht, ſie ſchauen nur; es klaffen nur zwei Kellerfenſter. Ich kann das amerikaniſche ſchöne Geſchlecht nur darum loben, daß es meiner Ruhe niemals gefährlich werden könnte. Auffallend iſt übrigens die hohe Verehrung und die große Galanterie, mit welcher die hieſigen Ehemänner ihren Frauen begegnen. So z. B. gehen die Männer in den Städten auf den Gemüſemarkt, den Korb am Arme tragend, und kaufen hier das Nöthige zuſammen, während die Frauen ſich zu Hauſe ſehr behaglich und ſehr müßig auf eigens dazu eingerichteten Schaukelſtühlen hin und herwiegen. Die Weiber ſind faſt heilig gehalten. Ich habe ſchon in meinem Innern die heimliche und verwegene Frage aufgeworfen, ob der Grund dieſer Erſcheinung nicht etwa demjenigen verwandt ſeyn dürfte, der einige deutſche Gebirgsvölker veranlaßt, ihre Kretinen für heilig zu halten. Ich weiß es nicht. In der großen Bildung der Männer, die freilich auch Galanterie gegen die Weiber gebietet, iſt die Urſache nicht zu finden. Das weiß ich. Die Bildung der Amerikaner iſt bloß eine merkantile, eine techniſche. Hier entfaltet ſich der praktiſche Menſch in ſeiner furchtbarſten Nüchternheit. Doch iſt ſelbſt dieſe Cultur

keine von innen organiſch durchgegangene, ſondern eine von außen gewaltſam und rapid herbeigezogene, bodenloſe, und darum gleichſam mühſelig in der Luft ſchwebend erhaltene. Der Ackerbau iſt noch ganz roh. Darum nenn' ich alle amerikaniſche Induſtrie, allen Handel bodenlos. Der letztere iſt auch bereits ſehr im Verfalle, und wird noch ſehr ſinken, wie mir hieſige geſcheidte Kaufleute verſicherten, weil er ganz auf einem forcirten Kredite beruht, dieſer aber durch die Aufhebung der Spezialbanken — eine Lieblingsidee des bornirten Präſidenten Jackſon — zuſammenfallen muß. Dem unbefangenen Fremden kommt überhaupt das ganze amerikaniſche Weſen gewiſſermaßen forcirt vor. Mit dem Ausdrucke „Bodenloſigkeit" glaub' ich überhaupt den Charakter aller amerikaniſchen Inſtitute bezeichnen zu können, auch der politiſchen. Man meine ja nicht, der Amerikaner liebe ſein Vaterland, oder er habe ein Vaterland. Jeder Einzelne lebt und wirkt in dem republikaniſchen Verbande, weil dadurch und ſo lange dadurch ſein Privatbeſitz geſichert iſt. Was wir Vaterland nennen, iſt hier bloß eine Vermögensaſſekuranz. Der Amerikaner kennt nichts, er ſucht nichts, als Geld; er hat keine Idee; folglich iſt der Staat kein geiſtiges und ſittliches Inſtitut (Vaterland), ſondern nur eine materielle Convention. Daß ſich der Amerikaner für ſeine Republik geſchlagen hat, beweiſt nichts; daß vielleicht die meiſten Amerikaner ſich im Falle eines feindlichen Angriffes aufopfern würden, beweiſt nichts. Der Werth einer Sache kann, wie Du weißt, nicht beurtheilt werden nach dem, was der Menſch dafür thut. Der Menſch rührt oft der heiligſten Sache zu liebe keinen Finger, und läßt ſich für einen Pfifferling todtſchlagen. Wie loſe der Zuſammenhang der amerikaniſchen Freiſtaaten iſt, wie nur auf Materiellem fußend, magſt Du ſchon aus der Erſcheinung der neueſten Tage ermeſſen. Südkarolina will ſich vom Staatenbunde losſagen, weil ihm der Zolltarif unbequem iſt. Vielleicht wirſt Du mir gegenbemerken: „alle Staaten ſeyen bloß durch ſinnliche Motive gehalten." Gut! dann mache aber nicht ſo viel Geſchrei über dieſe oder jene Form eines Staates. Liegt am Ende was daran, ob ein Haufen Unflath rund oder ins Quadrat getreten iſt?

Doch ich will Dich wieder auf mich und meine Lage zurückbringen. Ich ſitze am Kamin, habe die Ausſicht auf beſchneiete Dächer und Berge,

und fühle mich weniger allein, indem ich an meinen lieben Freund ſchreibe. Was mich übrigens ein wenig inkommodirt, iſt ein Loch im Kopfe, das ich mir vorgeſtern bei einem unſanften Schlittenumwurf gefallen habe.... Unbehaglich ſind die amerikaniſchen Straßen, wie ihre Häuſer, ihre Betten, ihr Alles. Meine Bemerkung wird ziemlich richtig ſeyn, daß ungemüthliche Menſchen wenig auf Behaglichkeit halten. Es iſt mir häufig ſo vorgekommen. Ich kenne in Deutſchland einen Gelehrten, deſſen Schriften an einem furchtbaren Mangel der Gemüthlichkeit laboriren. Hätte ich ſie auch nie geleſen, ich würde dieß aus dem bloßen Anblick ſeiner Arbeitsſtube poſtuliren. Du findeſt hier kein Ruhebett, keinen bequemen Schreibtiſch, nie eine gute Feder, das Federmeſſer ſtumpf, die Tinte dick, und — was das Unbehaglichſte iſt — in die Studirſtube mündet die Kinderſtube mit entſetzlichem Geräuſche. Dagegen weiß ich einen Andern, wo Alles recht bequem iſt und vorzüglich ein elaſtiſches Ruhebett die Seele in angenehme elaſtiſche Schwingungen verſetzt, worin vielleicht die Gemüthlichkeit beſteht, während das Gegentheil in einer gewiſſen Sprödigkeit der Seele liegen mag. Die Schriften des Letzteren ſind aber recht gemüthlich. — Doch hab' ich leider noch eine große Strecke ungemüthlicher Straßen zu paſſiren, von hier bis Newyork 400 engliſche Meilen, um mich dort einzuſchiffen nach Europa. Ende Mai oder Anfangs Juni bin ich in Wien, wenn ich Dich dann nur antreffe. Ich muß hinausſeilen aus Amerika. Merkwürdig iſt es, wie die heftigſten Gefühle hier ſo ſchnell erkalten. Die Liebe zum deutſchen Vaterland geht bei den meiſten Eingewanderten ſogar in Haß und Verleumdung über. Ich aber bin auf meiner Hut gegen die vampyriſchen Dämonen, die in dieſen Lüften ſchweben. Ich reiche Dir mein Herz in die Ferne zum warmen Brudergruße. Unwandelbar Dein Niembſch.

An Frau v. N. und ihren Gemahl, wie an meinen guten Mani und meinen Adolph viel herzliche Grüße. Den ewig citirenden, ewig begeiſterten Battaglia nicht zu vergeſſen. Kommſt Du mit einem Neuerkianer zuſammen, mit dem ich gut ſtehe, ſo raune ihm einen Gruß ins Ohr; es muß ſo fernher klingen, als käme der Gruß übers Meer.

Wenn ich nicht erſaufe, baldiges Wiederſehen. Leb' wohl, Bruder!

Einige Tage darauf, am 15. März 1833, schloß Niembsch zu Economy einen Ländereipachtvertrag mit einem gewissen ... ich will ihn nicht mit seinem Namen nennen, sondern nur dessen Anfangsbuchstaben H. hersetzen ... aus Lausen in Württemberg.

Die Hauptpunkte bestanden in Folgendem:

Niembsch übergiebt dem H. nachbezeichnete Ländereien auf die Zeit von acht Jahren vom 1. Jänner 1833 an in Pacht:

a) die in Crawford County gelegenen zwei Viertelsectionen Nr. 2594 und 2595; sodann

b) die eben daselbst gelegene Achtelsection Nr. 2596.

In jedem Pachtjahre sollen 37½ Acres[1] geklart werden, so daß in der ganzen Pachtzeit 300 Aecker geklart, in Frucht gestellt, und eingefenzt werden sollen.

H. erhält, außer einem früheren Geldvorschusse, am 15. März 1833 ein Betriebskapital von 600 Dollars,[2] theils in Vorrem, theils in Geldwerth. Dagegen hat er während der Pachtzeit folgende Gebäude ganz auf seine eigenen Kosten herzustellen.

1) ein 44 Fuß langes, 36 Fuß breites, geblocktes Wohnhaus, zweistöckig, mit Schindeldach;

2) eine Scheuer;

3) die nöthigen Stallungen.

Nach Verlauf der Pachtzeit hätte H. dem Eigenthümer des Landes einen bestimmten Viehstand zu überliefern.

H. hat das Land ganz auf seine Kosten zu bauen und im Jahre 1836 100 Dollars Pachtgeld zu bezahlen, ebenso im Jahre 1837, in den drei letzten Jahrgängen 1838—1840 aber jährlich 200, in Allem also 800 Dollars. Dieses Pachtgeld soll Niembsch jedesmal im Monat December im jeweiligen Orte seines Aufenthaltes erhalten.

Verflössen die acht Pachtjahre, ohne daß das Land verkauft worden wäre, so hätte Niembsch das Recht, den H. mit der Summe von 1200 Dollars vollkommen abzufertigen. Zöge aber Niembsch vor, den fünften Theil seines Landes in naturn anstatt der 1200 Dollars zu übergeben,

[1] Morgen Landes.

[2] Zu ungefähr 2 fl. C.M.

ſo ſtünde es ihm frei, und er könnte das Fünftel des Landes ſelbſt dazu wählen, und dem H. als Eigenthum überlaſſen.

Niembſch unterſchrieb, bereits mit dem Fuß im Steigbügel, und „Vorwärts, Volez!“ hieß es abermal, „dem Niagara zu!“ Sein Begleiter, der neue Pächter, — der vorige biedere Bediente, Philipp Huber, hatte ſich ſchon wo ein Plätzchen in einem Urwalde gefunden oder in einem Steinkohlenbergwerke — brachte den ehrlichen, vom beſchwerlichen Weg ſtark angegriffenen Schimmel kaum mehr nach Hauſe zurück. Wer mochte ihn nun noch, mit der Hand ihm den Hals tätſchelnd, „Freund Volez!“ nennen?

Auf einem Ritte kam Niembſch „an einen Baum,“ morſch und hohl, aber mit einem frohen Bienenſchwarm im Buſen, vorüber, den er beſang. Und weſſen gedachte er dabei? Seines ehrwürdigen Freundes Hartmann in Stuttgart, eines wahrhaft milden und weiſen Mannes.

Niembſch gelangte zum „Niagara,“ den er voll Erſtaunen meilenweit von ferne ſchon rauſchen hörte, aber in der Nähe bei den Stromſchnellen nicht:

„Und ſo mag vergebens lauſchen,
Wer dem Sturze näher geht,
Doch die Zukunft hörte rauſchen
In der Ferne der Prophet.“

Genau ſo ging es Niembſch ſpäter mit unſerer heimiſchen Freiheit. In weiter Ferne hörte er ſie, der Prophet, ſchon rauſchen; aber ſtocktaub war er für ſie, wie laut man ihr auch zujauchzte, als er ihr ganz nahe ſtand.

Auf den Niagara beziehen ſich noch die Gedichte: „Verſchiedene Deutung“ und „Die drei Indianer.“ Den Rothhäuten, dieſen Doppelgängern ſeiner geliebten ungariſchen Zigeuner, ſang er auch noch den „Indianerzug.“

In Newyork gewann Niembſch an Herrn v. Poſt einen ſehr werthen Freund, wie denn überhaupt nordamerikaniſche Handelsherrn Gefälligkeit gegen empfohlene Fremde für beſondere Pflicht zu erachten ſcheinen. Ja ſogar der damalige Vicepräſident der Vereinigten Staaten, der berühmte Martin Buren, war, als er zufällig mit Niembſch auf einem

Dampfer zuſammen traf, unerſucht ſo gütig, ihm ſeinen Einfluß anzubieten, falls er ihm irgendwann und irgendwie ſollte nützlich werden können.

Der Langeneilandſtrand bei Newyork iſt wohl die urſprüngliche Wiege von Lenau's „Sturmesmythe."

Wie Niembſch zu ſpät nach Amerika kam, ſo ging er auch wieder daraus zu früh fort, juſt als der Lenz die Fluren zu ſchmücken begann, ſo daß er dann ſeufzend ſingen mußte:

„Den Lenz und ſeine Nachtigallen
Verſäumt' ich auf der wüſten See.
Der Himmel ſchien ſo mild, ſo helle,
Verloren ging ſein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde ſangen nicht."

(„Herbſt.")

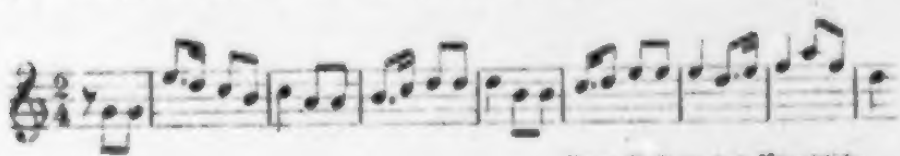
Siehe, ſo brachte das dichteriſch verfluchte, weil nachtigallenloſe Amerika den nach Nachtigallengeſang lechzenden Sänger aus herber Rache denn doch richtig um einen vollen Lenznachtigallengeſang!

Die Ernte dieſer Reiſe war weder geiſtig noch leiblich geſegnet. Mayer (S. d. B. S. 105) hörte ſeinen Freund nur drei Dinge von der amerikaniſchen Natur hervorheben, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht haben: einen faſt erſtorbenen Urwald in den weſtlicheren Gegenden, das Hudſonsthal von Newyork, und den Fall des Niagara. Wenn Niembſch auch dichteriſche Schätze heimbrachte — zu den ſchon genannten kommen auch noch die letzten Scenen in „Fauſt" — ſo waren dieſelben doch nicht ſo zahlreich, als man hätte erwarten ſollen, und ſie blieben weit hinter der Ueberfülle zurück, die er ſich ſelbſt verſprochen hatte. In ſpäteren Jahren ſchimmert das Meer faſt nirgends mehr in ſeinen Gedichten durch. Eine Fahrt auf Dampfſchiffen die Donau hinab, nach Konſtantinopel, dann durchs Inſelmeer und Griechenland zurück nach Trieſt, und von da durch den öden Karſt und die Krainer Wundergrotten und die Alpen nach Wien, würde ihn wohl mehr bereichert haben, ja, auch ſchon nur ein längerer Aufenthalt an ſeinem vaterländiſchen Plattenſee, wo mehr an Urſprünglichkeit und Urkraft zu finden geweſen wäre bei Land,

Menſch und Thier, als in allen jenen Countys zuſammen. Und wo bleiben erſt noch die Karpathen, die Salzburger Keeſer, Tiroler Farmer und Schweizer Gletſcher, und das von fünf Staaten umfaſſte ſchöne „deutſche Meer"?! — Auch in Beziehung auf Baarſchaft war die Reiſe ſchlecht, denn ſie brachte nichts, als Verluſt und Verdruß, ſo daß er zuletzt gar nichts mehr hören wollte von ſeinen ſo golden geträumten Ländereien. Endlich das Schlimmſte war die nachhaltig nachtheilige Einwirkung des Scharbocks und der läſtigen Gicht auf ſeinen Leib. Das waren böſe Geſellen für die Schwarzgallſucht und emſige Vorpländler des heranziehenden grauſen Irrſinns.

Ein Bild von Lenau's Heimreiſe zur See gibt uns ſein Gedicht „Der Schiffsjunge." Ein Schiffsjunge fiel wirklich vor Lenau's Augen vom Maſt ins Meer und ertrank. — Möchten die deutſchen Seefahrer das Andenken Lenau's, der das Weltmeer durchſchiffte und ſo ſchöne Seelieder, und zwar der allererſte, ſang, damit ehren, daß ſie die von ihm erfundenen, im „Schiffsjungen" angeführten Segelnamen, worauf er ſich etwas zu Gute that, annehmen und bewahren!

Niembſch hatte während der Fahrt ſeine Freude an der ruhigen heiteren Wackerkeit der deutſchen „Matſen" auf ſeinem Bremerſchiffe, beſonders hörte er ſie bei ihren Arbeiten gern ſingen aus rauhen, dröhnenden Kehlen. Hatten ſie z. B. einen wuchtvollen Gegenſtand ruckweiſe empor zu ziehen, ſo geſchah es immer unter kurzem, ſich fort und fort wiederholendem Geſange, wobei während der gedehnten Aushaltung des höchſten Tones die Laſt durch einen raſchen derben Riß ſtets um ein gutes Stück höher empor mußte. Das wortloſe Liedchen lautet:

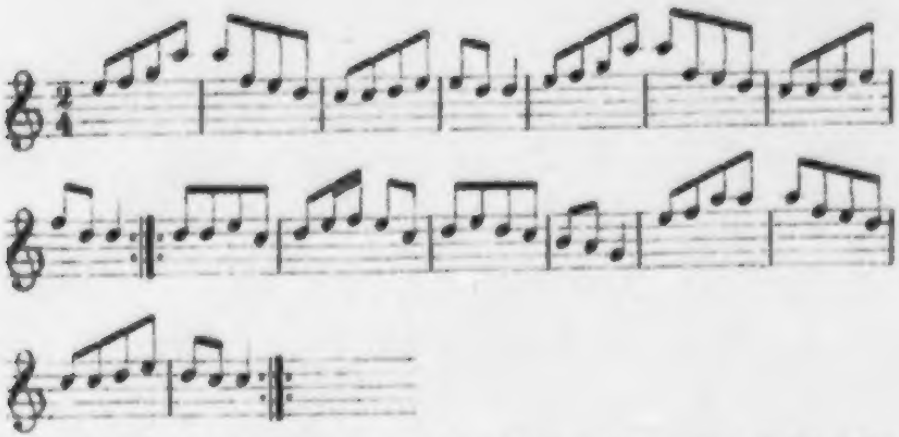


Vom Anfang ins Unendliche.

Erſt tief im Juni 1833 ſprang Niembſch bei Bremen wieder auf europäiſchen Grund und Boden. Von dem wilden, luſtig überſchäumenden Strandjubel der Matſchaft bei Becher, Fiedel und Dirnen hatte Niembſch wohl Gelegenheit, ſich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen.

Görg, Michel, Kurt, Hans, Suschen, Käthe, Lischen, in der Schenke am Meeresstrande, in dem mit „Görg" überschriebenen wüsten Auftritte ...[illegible] Faust, sind wahrscheinlich naturgetreue Abbilder. Aber auch schon in Amsterdam mochte er Matrosenstudien gemacht haben (s. Brief vom 9. Juni 1832). In Bremen hatte Niembsch zwei angenehme Ueberraschungen. Es fiel ihm nämlich Menzels Literaturblatt mit seinem eigenen Namen im Lorbeerkranze in die Hand. Er sah sich sogleich nach seinem ersten Zurücktritte nach Europa als Dichter gefeiert. Dann fand er auch in einem Buchladen die eigentlich durch ihn erschienenen Gedichte seines Freundes Mayer aufliegen. Von Bremen aus schrieb Niembsch an mich und seine an ihm schon ganz verzagende Schwester. Der Brief gelangte uns aber leider nicht zu; wir wüßten sonst vielleicht eben so Anziehendes von seiner Heim- wie von seiner Ausfahrt, und von Bremen als wie von Baltimore. So ist aber nur bekannt, daß ihm die wohlgebildeten runden Arme der Bremerinnen besonders gefielen. Sein Entzücken aber beim Wiedererblicken der Heimathküste schildert uns sein Lied: „Wandel der Sehnsucht." Von Bremen flog Niembsch über Hannover dem geliebten Schwaben zu. In Heidelberg sprach er beim alten Vater Zimmern vor, küßte dessen Sohn Adolph als treuen Freund und verehrte des letzteren anmuthiger Gattin Tasche und Körbchen von den Wilden verfertigt. Er schien allen gealtert; sein Auge, zwar noch immer lieb und treu, hatte am Glanze verloren, sein Gesicht war mit tieferen Furchen umzogen, und nur sein Herz noch unverändert. Justinus Kerner schrieb mir am 24. Oktober 1850: „Als Niembsch von Amerika zurückkam, wo er gleich von Heidelberg nach Weinsberg zu mir eilte, und ich ihn fragte: „Nun, wie ging's?" sagte er: „„Das sind verschweinte, nicht vereinte amerikanische Staaten."" Er sprach sehr ungern von seinem Aufenthalte in Amerika. Derselbe hatte auch wirklich traurige Folgen für ihn. Den steifen amerikanischen Nationalmarsch, wie ihn das Militär spielt, pfiff er einem sehr oft spottend vor.

Dieser lächerlich gespreizte schwegelpfeiferische Marsch haftete so fest im Gedächtnisse Lenau's, daß er sich dessen sogar noch in seiner spätern Geistesverwirrung erinnerte, ja selbst ihn niederzuschreiben vermochte und zwar:



Der launige Kerner verübte, wie bei Lenau's Ab-, ſo auch bei deſſen Heimreiſe aus Amerika, wieder einen Scherz. Schon in der Hälfte des Mai machte er den Stuttgartern zu wiſſen, Niembſch wäre über Holland bei ihm zu Weinsberg rückeingetroffen, aber leider ohne Kreuzer Geld, ohne Hemd, zerfetzt, voll Staub und Schmutz, mit der entſetzlichen Schiffskrankheit behaftet, ja ſogar verſtümmelt, denn eine gefühlvolle Aeffin der amerikaniſchen Urwälder habe ihm aus raſender Liebe die Naſe wurzabgebiſſen. Wie erſchrack er aber, als mit der nächſten Poſt von den beſorgten aufopfernden Freunden Geld, Wäſche, Kleidungsſtücke, Briefe für Niembſch anlangten! Die Geſchichte ging — wie Niendorf auf Seite 132 erwähnt — nicht ohne einige Empfindlichkeit ab. Niembſch eilte bald von Kerner nach Stuttgart, von wo er aber ſobald nicht zu Kerner zurückkam, als er verſprochen hatte; denn es ſchrieb Kerner an Niembſch in Stuttgart bei Hofrath Reinbeck:

Weinsberg, den 6. Juli 1833.

Niembſch!!!
Wo biſt Du??!

* * *

Dein Kerner.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, den 8. Juli 1833.

Meine Lieben!

Ihr werdet doch meinen Brief aus Bremen erhalten haben, worin ich Euch meine glückliche Ankunft mittheilte. Ich bin jetzt in Stuttgart

im Hauſe meines lieben Freundes Reinbeck. Ich war recht heiter bis vor einer Stunde, wo ich beim Abendmahl vernahm, daß meine Emilie krank iſt. Das macht mich ſehr traurig. Sie iſt zwar auf und das Uebel für jetzt nicht ſchmerzlich und gefährlich, kann es aber werden. Ich liebe die Frau unausſprechlich, mir iſt ſehr weh ums Herz. Man beſorgt die Waſſerſucht. O Bruder, kennteſt Du dieſes göttliche Weib, Du würdeſt weinen wie ein Kind bei dieſer Nachricht. Morgen früh geh' ich zum erſtenmal nach Waiblingen, unſern Karl zu ſehen. Meine Freude auf ſein Wiederſehen iſt mir recht getrübt. Die Natur iſt furchtbar. Was Abgründe, was Meerestoben! das iſt nichts; aber Todbetten Heißgeliebter ſind etwas, ſind das Furchtbarſte. Ich träume noch immer ſehr oft vom Todbette meiner Mutter. Dieſe Erinnerung iſt am tiefſten in mein Herz geſchnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlaſſen hatte, mußt' ich mühſam die Trümmer meiner Religion zuſammenraffen. So viel Leiden und ſo lang! Dieſe Todbetten ſind ſchrecklich für mich. Wenn ich nur an keins mehr treten müßte; ich möchte ja lieber gleich ſelber ſterben! O Schleifer! Schleifer! Leb' wohl, mein guter, treuſter Bruder, und Du, Engelsſchweſter! Lebt wohl, Kinder! Euer Niembſch.

Grüße mir meinen Beloz; mich hat es ſehr gefreut, daß er in Wien iſt. Wenn ich ihn nur noch antreffe! Wegen meines Paſſes nächſtens.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, den 9. Juli 1833.

Liebſter Kerner!

Geſtern war ich bei Deinem Herrn Bruder und habe eine köſtliche Stunde mit ihm verplaudert. Er war ſehr angenehm, beſonders durch ſein Gedicht über Deinen deutſchen Dichterwald, das er mir recitirte.[1]

Dieſe Zeilen ſchreib' ich Dir im Zimmer unſeres Aloyſi, der ſie in ſeinen Brief an Dich einſchließen will.

Uebermorgen komm' ich. Lebt wohl. Euer Niembſch.

[1] Dieß Spottlied des General Freiherrn Karl von Kerner iſt in den Reiſeſcenen der Emma von Niendorf S. 273 zu finden.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 12. Juli 1833.

Lieber Bruder!

Ich glaube doch nicht, daß das Uebel unſerer Freundin eine ernſthafte Wendung nehmen werde; ich bin alſo wieder ruhiger. Es wäre denn doch eine ſchreckliche Laune des Schickſals, wenn gerade diejenigen ſterben müßten, die mich lieben.

In zwei Stunden fahren wir, Reinbecks und ich, zu unſerem Karl, der nun zu meiner größten Freude auch der Deinige iſt. Daran haſt Du ſehr wohl gethan, mein Anton, daß Du ſo frei und plötzlich dem Mayer aus Herz gefallen biſt.

Ich lebe hier ſehr gemüthlich, denn ich wohne bei Reinbeck. Die liebe Emilie hat mir mein Zimmer gar ſchön geſchmückt mit den Bildern, welche ſie nach Gedichten von mir gemalt hat. Ueber dem Sofa hangen die zwei Bilder der „Waldkapelle:" über dem Schrank, das ſehr liebliche Bild „Villa" nach meinem Gedichte: „nach Süden" gearbeitet. Ein unausſprechlicher Zauber liegt in dem warmen Colorit; jedes Wölkchen athmet; jedes Blatt pulſirt. Man kann nicht ohne ſüßen Herzſchlag vor ihren Bildern ſtehen.

Eine Verlängerung meines Paſſes[1] wäre mir erwünſcht, nur noch bis Ende Auguſt. Sollte dazu die Einſendung des alten nöthig ſeyn, ſo biſt Du ſo gütig, es mir ſogleich zu ſchreiben, andernfalls aber die nöthigen Schritte zu thun.

Schreibe mir doch, was Dein Speckbacher macht? Ich habe ziemlich viel Neues. Nächſtens kommt im Morgenblatt mein „Ahasver," ein Heidebild.

Meine Gedichte ſind ſehr gut aufgenommen worden; ich glaube eine zweite Auflage wird nicht mehr ferne ſeyn. Haſt Du die Deinigen noch nicht geordnet zur Herausgabe? Da wollen wir gleich dahinter ſeyn, wenn ich komme, falls es noch nicht geſchehen iſt. Reinbeck hat irgendwo eine günſtige Anzeige von Schleifers Gedichten geleſen, worin ein Bedauern ausgeſprochen ſey darüber, daß man dieſen Dichter in

[1] Sie hatte nur bis Ende April 1833 erlangt werden können.

Deutſchland noch wenig kenne. Reinbeck kann mir aber leider das Blatt nicht nennen. Ich werde ihn ſelbſt recenſiren in einem der geleſeneren Blätter. Wie freue ich mich auf Schleifer, den herrlichen Freund! auf meine Oeſterreicher-Alpen, den Schneeberg und Traunſtein, meine zwei alten poetiſchen Schulmeiſter, die mich ſo eigentlich erzogen haben, und auf Dich, mein treuer, lieber Bruder, meine Tertſchi! und auf die junge friſche Menſchenkala Deiner Kinder! Bald habt Ihr ſie ja vollſtändig!

Haſt Du Mayers Gedichte ſchon? Sie waren das Erſte, was mich in Bremen Freundliches begrüßte. Ganz vortrefflich!

Welches Schickſal hat der Corſar [1] von meinem Boloz gehabt? Grüße mir den guten Freund herzlich; er ſoll doch in Wien ſeyn, wenn ich dort ankomme, circa Ende Auguſt. Meinen Freund Prean den Hofconcipiſten grüße mir aufs Beſte. Berke, Herz, Klemm, Skulimovsky, Abbate Bondi, nebſt Manzoni-Minzoni u. ſ. w. Mina, Marie, Deine liebe Mutter, Joſephus, Paulus, Franziskus. [2] Neulich hab' ich im hieſigen Kunſtverein das ſchöne Bild wiedergeſehen, das unſerem Pepi ſo wunderbar ähnelt. Wenn ich meine liebe Reſi in den Bildersaal führte, ſie würde ausrufen: „Jeſus! das is ja mein Pepi!" — Schleifer beſuch' ich auf jeden Fall. Nun lebt wohl, liebe Geſchwiſter, wir ſehen uns bald! Meine Reſi, welche Fülle von Erzählungen und von lange zurückgehaltener Zärtlichkeit hab' ich für Dich! Soll ich reden? ſoll ich küſſen? werd' ich oft Dich fragen müſſen. Ewig Euer treuer Bruder Niembſch. Schöne Grüße von Reinbecks.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, den 4. Auguſt 1833.

Mein theurer Kerner!

Nach einem dreitägigen freudenvollen Aufenthalte bei unſerem lieben Mayer in Waiblingen bin ich nun wieder in Stuttgart, um morgen vielleicht oder bald darauf zum Alexander nach Eßlingen zu wandern. Mein Entſchluß iſt gefaßt; den 15. Auguſt reiſ' ich nach Wien, um mich dort

[1] Ein erzählendes Gedicht.

[2] Drei Brüder von mir.

einige Jahre zu begraben in Studien, die mir sehr nöthig sind, und die ich bei unserem Freunde Sander doch nicht so ruhig und mit solchen Hülfsmitteln machen könnte, wie sie mir die Bibliotheken Wiens bieten. Dieß sind aber noch nicht meine letzten Zeilen an Dich vor meiner Abreise.

Karl und Louis Mayer haben mich gestern von Waiblingen hereinbegleitet. Sehr interessante Gespräche über Malerei, welche Louis mit seinen trefflichen Bemerkungen sehr belebte und lehrreich machte, zogen sich mit uns über den schönen Waldweg nach Rotenberg; aber auf dem Gaisburger Pflastersteig verstummten sie, und wir hörten nur unsern harten Stiefelschlag; es war bereits nach 9 Uhr Abends, als wir endlich müde ankamen und uns an Reinbecks Tisch setzten zu gemüthlichem Schmause.

Heute Abends ist Menzel zu uns eingeladen. Bei Deinem lieben Bruder war ich, wir unterhielten uns lebhaft.

Grüße mir Deine liebe Rikele, Marie, Emma, Theobald, und vergiß nicht, mich Madam Affing und ihrem Fräulein zu empfehlen.

Dein Niembsch.

Um Gotteswillen schicke mir doch sogleich Dein Manuscript, lasse nichts weg von den Polenliedern, auch das Trinklied nicht, und was sonst noch in dem Hefte steht. Antworte! schicke!

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, 13. oder 14. August 1833.

Geliebter Freund!

Herzlichen Dank für die schöne Gabe; es ist dieß ein recht artiges Sümmchen guter Lieder. Ich freue mich schon auf die Herausgabe, an welcher jedoch Kerner schwerlich Theil nehmen wird.

Ich war einige Tage bei Alexander in Serach, wo sich mein Seitenstechen so verschärfte, daß ich eine bedeutende Blutentleerung vornehmen mußte, die doch bis jetzt von bloß mildernder Wirkung geblieben ist. Die heutige Nacht war seit vier Tagen wieder die erste, wo ich schlafen konnte. Vor drei bis vier Tagen werd' ich demnach kaum abreisen können. Laß Du dich aber dadurch ja nicht hindern, Deine Urlaubszeit fröhlich zu

genießen, ſie iſt ohnedieß zum Theil ſchon verſtrichen. Genieße den Reſt. Aber ſehen möcht' ich Dich doch noch auf jeden Fall. Wie machen wir das? Ich erwarte hierüber Deine Entſcheidung, worin aber freilich mein fatales Seitenſtechen auch ein Wort zu ſprechen hat.

Auf unſere Gedichte zurück. Wenn auch Kerner nicht mithalten will, wir geben das Unſrige heraus. Bis zur Oſtermeſſe haben wir hoffentlich Beide ſo viel dazu gethan, daß das Bändchen nicht zu dürftig erſcheinen ſoll. Cotta iſt noch immer nicht hier, es wird nichts übrig bleiben, als von Wien aus mit ihm zu verhandeln. Inzwiſchen aber könnteſt Du Deine noch ungedruckten Gedichte im Morgenblatt erſcheinen laſſen; theils um dem deutſchen ſtumpfhörigen Publikum ein wenig in den Ohren zu liegen; es kann nämlich nicht ſchaden, dem Volk von Zeit zu Zeit ein Wort zu ſagen, damit es wiſſe, daß man noch auf der Welt iſt. Man kann ſich nie einer künſtleriſchen Wirkſamkeit verſichern, wenn man nicht in friſchem Andenken ſich erhält; — theils aber, um das matt ſäuſelnde Morgenblatt durch Deinen friſchen Liederhauch in ein lebendiges Rauſchen zu verſetzen, was ihm Noth thut.

Deinen wackeren Louis werd' ich morgen beſuchen.

Leb' wohl, grüße Deine liebe Frau und Kinder. Dein Niembſch.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, 20. Auguſt 1833.

Geliebter Kerner!

Noch immer bin ich nicht fort. Eine Kur hab' ich brauchen müſſen gegen mein abermals wiedergekehrtes Leiden. Dr. Becher hat Pulver und Thee gegen mich anmarſchiren laſſen. Jetzo iſt es wieder beſſer. Ich hoffe doch bald reiſen zu können. Es iſt mein Aufenthalt im Auslande längſt wieder über meine Paßzeit hinausgelaufen. Das könnte mir eine fatale Geldſtrafe zuziehen, wenn ich mein Ausbleiben nicht rechtfertige. Dazu brauch' ich Dich, lieber Alter. Du kannſt mir mit gutem Gewiſſen ein ärztliches Zeugniß ausſtellen, daß ich ſeit dem Frühjahr mit einer chroniſchen Entzündung behaftet und dadurch am Reiſen verhindert war bis jetzt. Wenn Du ſo gut ſeyn willſt, mir das Zeugniß zu ſchreiben,

ſo bitte ich es auch mit Deinem Siegel zu ſchmücken. Ich wende mich in dieſer Sache an Dich, theils weil Du gerichtlicher Arzt biſt, theils weil Du weißt, daß ich wirklich ſchon ſo lange an dem fatalen Seitenſtechen leide. Aber bald, periculum in mora.

Ich kann es noch immer nicht verſchlucken, daß Du mit Deinen Gedichten ausreißen willſt, aus der projektirten Brüderſchaft mit Mayer und mir. Mayer hat mir ſein Manuſcript bereits übergeben. Bedenke es noch einmal, lieber Kerner; ich will aber nicht zudringlich ſeyn.

Maria in Serrach ſieht vortrefflich aus; ſie ſcheint auch recht vergnügt. Laſſet ihr noch eine Weile ihre Freude.

Was macht meine liebe vortreffliche Freundin, mein Rikele? Ich werde mein Lebtag die Freude nicht vergeſſen, mit der ſie mich von Amerika zurückempfangen hat.

Da ſah ich recht das gediegene Gold ihrer Freundſchaft leuchten.[1]

Grüße mir Emmachen und Theobaldulum.

Leb' wohl, mein Lieber; ich ſchreibe Dir bald wieder. Ewig Dein Niembſch.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, Samſtag 1833 (24. Auguſt).

Mein geliebter Freund!

Ich danke Dir herzlich für das ſo ſchnell und bereitwillig ausgeſtellte Zeugniß. Du haſt mich dadurch wahrſcheinlich einer Geldſtrafe von einigen hundert Gulden entzogen.

Ich verlaſſe Euch jetzt ſchwerer, als da es nach Amerika ging. So bald werd' ich nicht wiederkehren. Aber Du wirſt ſehen, wie ich mich zu meiner Pflicht bekehren will, Dir ein fleißiger Correſpondent zu ſeyn. Ich werde oft an mir vorübergehen laſſen die lange Reihe genußreicher ſchöner Tage, welche mir Deine und Deiner vortrefflichen lieben Frau Freundſchaft bereitet hat; die Abende auf dem Thurme, im Garten, im Schweizerhaus, den Mittag im Bette, wo mir meine liebe Rikele und

[1] Auch von Kerner ſagte er einmal (am 14. Juni 1841): „Er iſt ganz Gold." (Niendorf S. 49.)

Töchterlein Emma zur Seite ſaßen und mit dem Patienten Rahmſtrudel aßen, und ſo viel ſchöne Morgen und behagliche Nächte und andere Tageszeiten. Bleibt Alles unvergeſſen. Behaltet mich nur auch in Eurem Andenken. Ich bin doch einer Eurer beſten Freunde auf dieſer Erde, wenn auch nicht einer der am fleißigſten geſchrieben **haben den**, doch künftig wird's anders.

Hier noch ein melancholiſches Herbſtblatt von mir, iſt aber nichts als vorübergehende Stimmung und längſt widerlegt durch die Strophe:

Süß träumt es ſich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leiſe klopft:
So mag ſich's ruh'n im Todtenſchreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Herbſtentſchluß.

Nun lebe wohl, mein inniggeliebter Freund, lebe wohl, verehrte geliebte Freundin! lebt wohl, liebe Kinder! Gott mit Euch Allen und mit mir, daß ich Euch wiederſehe!!! Ewig Dein Niembſch.

Gern hätt' ich Euch noch einmal geſehen, aber es muß nun einmal geſchieden ſeyn. Ich danke Dir für die Bekanntſchaft des Herrn Will. Alexis und des Herrn v. Raumer. Erſterer iſt ein intereſſanter durchgebildeter Mann von Geiſt, letzterer eine gar freundliche Jünglingsgeſtalt; ich ehre ſeinen Vater ſehr hoch und könnte den Sohn ſehr lieb gewinnen.

Niembſch beſuchte am 16. Auguſt wieder ſeinen Freund Graf Alexander von Württemberg, der damals als Oberſt eines königlichen Reiterregiments in der, einige Stunden von Stuttgart entfernten Stadt Eßlingen in Beſatzung lag, daſelbſt eine ſehr ſchöne zierliche Wohnung beſaß, und unweit davon in Serach eine allerliebſte Beſitzung mit einer in ländlicher Art erbauten reizenden Luſthalle in Verbindung mit einer höchſt geſchmackvollen Gartenanlage. Dorthin lud nun an jenem Tage Graf Alexander auch ſeine Schweſter, die ſchöne, junge Gräfin Marie, gegen welche er ſich ſchon öfter über Lenau, der Dichter über den Dichter, mit Wärme und Begeiſterung ausgeſprochen, und dadurch den lebhaften Wunſch in ihr

erregt hatte, ihn persönlich kennen zu lernen. „Freudig folgten wir — theilt mir gefälligst Fräulein Marie v. Hünersdorff mit, damals Begleiterin der Gräfin Marie — der Einladung. Alles, was wir von dem ausgezeichneten Dichter gehört hatten, einige herrliche Lieder, welche wir bereits von ihm kannten, versetzten uns in die höchste Spannung, und wir befanden uns, wie wir uns dem Ziele unseres heißen Wunsches näherten, in einer wahrhaft feierlichen Stimmung. Der heiterste Himmel begünstigte unsern Ausflug, wir trafen gegen 11 Uhr Morgens in Serach ein, und fanden sämmtliche Bewohner in einer Laube versammelt. Der Graf eilte seiner Schwester, sie freudig und herzlich begrüßend, entgegen. Am Eingange der Laube stand Lenau. Graf Alexander stellte ihn uns auf die liebevollste Weise vor. So wenig imponirend Lenau's Persönlichkeit im ersten Augenblick durch seine etwas gedrückte Haltung erschien, so anziehend und rührend war seine Erscheinung durch die tiefe Seelentrauer, welche sein ganzes Wesen ausdrückte. Den tiefsten Eindruck auf mich machte sein schönes dunkles Auge, in ihm lag eine Welt der schmerzlichsten unergründlichsten Gefühle. Ich hatte von dem Grafen gehört, daß Lenau sich in den letzten Tagen wieder sehr leidend gefühlt, und als ich, dem Drange meines Herzens folgend, bei der ersten Begrüßung einige theilnehmende Worte über seine Gesundheit an ihn richtete, antwortete er mir auf die freundlichste Weise, und der Klang seiner schönen, etwas gedämpften Stimme vollendete den günstigen Eindruck seiner interessanten Persönlichkeit. Unter den Anwesenden befand sich auch Justinus Kerners älteste Tochter, Marie, Lenau's hochbegeisterte Verehrerin, welche einige Wochen beim gräflichen Ehepaar zum Besuche verweilte. Unsere Unterhaltung nahm, obgleich sich nur in den Schranken einer leichten Conversation bewegend, eine sehr anziehende Richtung, und erhielt durch die Art und Weise, wie Lenau sich über jeden Gegenstand ausdrückte, einen eigenen höheren Schwung. Ich war in einem bewegten Leben mit so vielen vielseitig gebildeten Menschen in Berührung gekommen, hatte mich seit einer Reihe von Jahren stets nur in den höheren Kreisen bewegt, ohne je eine eigentliche Befriedigung für Geist und Herz gefunden zu haben. Lenau eröffnete mir eine neue Welt, ein wahres Zauberreich der Gedanken und Gefühle; ich hatte noch nie mit dieser Wahrheit und Tiefe der

Empfindung in ſo ſchöner edler Form, mit ſo viel Feinheit und Grazie, mit der höchſten Einfachheit verbunden, ſprechen gehört. Die Stunden ſchwanden mir wie Minuten, und auch Gräfin Marie empfand den Zauber, den er auf uns alle ausübte, in ſeiner ganzen Macht. Wir verlebten in dem reizenden Serach einen herrlich frohen Tag; dieſes kleine Fleckchen der Erde umfaßte einen Kranz glücklicher Menſchen. Gräfin Marie nannte zum Andenken an die erſte Begrüßung mit dem edlen Lenau in dieſer ländlich ſchönen Umgebung den Tag in Serach ſcherzend: eine Idylle. Mit Sonnenuntergang kehrten wir zu Fuß nach Eßlingen zurück. Ein glücklicher Zufall führte den Dichter an meine Seite. Es entſpann ſich zwiſchen uns eine höchſt anziehende Unterhaltung. Lenau ſprach ſich unter anderem ſehr ſchön über ſeine Reiſe nach Amerika aus. Ich erinnere mich deutlich, daß er die bemerkenswerthen Worte zu mir ſagte: „„Mein Aufenthalt in der neuen Welt hat mich von der Chimäre von Freiheit und Unabhängigkeit, für die ich mit jugendlicher Begeiſterung ſchwärmte, geheilt. Ich habe mich dort überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unſerer eigenen Bruſt, in unſerem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruht.““ In Eßlingen angekommen, ſchieden wir von dem edlen Dichter wie von einem langjährigen treuen Freunde: es bedurfte nur dieſer wenigen Stunden, ſeinen Werth im ganzen Umfange zu erkennen. Wir trennten uns mit der Hoffnung eines baldigen frohen Wiederſehens und kehrten entzückt und bezaubert von den lieblichen Bildern des herrlichen Tages nach Stuttgart zurück. Von jener Zeit begann für Gräfin Marie und mich ein neues Leben. Bei der erſten Wiederholung unſeres Beſuches in Eßlingen eilte Graf Alexander uns mit der freudigen Nachricht entgegen, daß Niembſch, ſeinen dringenden herzlichen Bitten nachgebend, ſich entſchloſſen habe, einige Wochen bei ihm an ſeinem häuslichen Herde zu verweilen. Dieſe Kunde war auch für uns ein wahres Freudenfeſt. Graf Alexander theilte uns einige Stellen aus Lenau's Briefe mit, worin er ſich mit der, ihn ſo ſchön bezeichnenden Herzlichkeit über den Tag in Serach, und die Eindrücke, welche er empfangen, ausſprach. Ueber Gräfin Marie drückte ſich Lenau in folgenden Worten ſehr ſchön und bezeichnend aus: „„In Deiner Schweſter Marie hab' ich Dich in Deiner ganzen Individualität mit allen Vorzügen des Körpers und des

Geiſtes, in Geſtalt eines ſchönen Weibes, wiedergefunden." Es war nach meinem Gefühle ein treffendes Bild, denn man konnte wohl kein ſchöneres Geſchwiſterpaar ſehen. Gräfin Marie, damals in ihrem 17. Jahre ſtehend, war an Jugend, Schönheit, Kraft und Fülle, im lieblichſten Schmelze vereinigt, eine höchſt intereſſante Erſcheinung. Mit dieſen Vorzügen einen lebhaften Geiſt, die höchſte Einfachheit und Natürlichkeit im Umgange verbindend, erſchien ſie dadurch um ſo anziehender und liebenswürdiger. Man hätte glauben ſollen, daß an ihrer Wiege eine holde Fee, den Zauberſtab ſchwingend, ihr die ſchönſten Gaben zum Angebinde verliehen. Lenau's Brief war „ein Spiegel ſeiner Seele;" er hatte, alle Nuancen unſeres Zuſammenſeyns in Serach mit feinfühlendem Herzen auffaſſend, auch meiner freundlich gedacht, und Graf Alexander aufgetragen, mir für meine geiſtreiche Converſation, wie er ſich äußerſt ſchmeichelhaft äußerte, zu danken.

Niembſch blieb nach jenem 16. Auguſt nur noch zehn Tage in Stuttgart. Am 26. ſchrieb er an den dortigen K. Medicinalrath und Hofarzt Dr. Becher:

Geehrteſter Herr Medicinalrath!

Den amerikaniſchen Dämon, der ſich zwiſchen meinen Rippen verſchanzt hatte, ſchlugen Sie in die Flucht mit Ihrem vortrefflichen Pulver und dem Thee übelriechenden Andenkens.* Nehmen Sie gefälligſt meine Gedichte zum Danke für Ihre gütige Bemühung. Die Gedichte ſind größtentheils ſymptomatiſche Ausbrüche einer chroniſchen Krankheit, welche ebenfalls in der regio intercostalis, nämlich in meinem Herzen ihren Sitz hat; ſie qualificiren ſich mithin, wie ich glaube, nicht übel zu einem Zeichen meines Dankes für Ihre freundliche Hülfe.

Mit vieler Hochachtung E. W. ergebenſter v. Niembſch (Lenau).

Am nämlichen Tage verließ Niembſch Stuttgart, anſcheinend um ſogleich nach Mergelſtetten zu eilen, wo er bereits von Emiliens Schweſter

* Wahrſcheinlich Baldrianwurzel.

Mariette Zöppritz, erwartet wurde. Gleichwohl ließ es ihn nicht sobald über Eßlingen hinaus, über welchen Aufenthalt Fräulein v. Hünersdorff freundlichst weiter mittheilt:

„Seitdem Gräfin Marie den edlen Lenau unter dem heimathlichen Dache ihres geliebten Bruders installirt wußte, eilte sie, so oft es ihre damaligen Lebensverhältnisse erlaubten, nach Eßlingen; war doch Niembsch der Zauber, welcher uns Alle in seinen magischen Kreis gezogen! Der herrliche Sommer begünstigte diese heiteren Ausflüge. So oft wir in Eßlingen eintrafen, eilten uns beide Freunde, uns freudig bewillkommend, entgegen. Nachmittags wurden Ausflüge in die nächsten Gegenden unternommen. Eine schöne Fahrt auf dem Neckar, wo Lenau uns durch sein meisterhaftes Spiel auf der Guitarre entzückte, wird mir namentlich unvergeßlich seyn. Jene herrlichen Wiener Ländler, mit so viel Geschmack und solcher Innigkeit vorgetragen, hab' ich nie wieder auf ähnliche Weise gehört. Denken Sie sich dazu den reizendsten Sommertag, die Natur in aller Schönheit und Fülle, welche die abwechselnd romantischen und malerischen Ufer des Neckars entfalteten, um mit uns zu fühlen, daß wir Alle in wahrer Begeisterung schwärmten. Ja, es war eine herrliche Zeit, reich an Poesie und hohem geistigen Genusse. Die Abende vereinigten uns gewöhnlich wieder in Eßlingen in traulichem Zusammensein. Graf Alexander erfreute uns durch seinen ausgezeichneten Vortrag auf dem Flügel; Gräfin Marie besaß eine sehr schöne Stimme, und wenn sie Lenau's inniges Lied: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" mit tiefer Empfindung vortrug, sah ich das seinige in freudigem Strahle erglühen. Ich habe den edlen Lenau während dieses, leider nur so flüchtigen Zusammenlebens stets gleich liebenswürdig und sogar oft recht heiter gesehen; doch sein Lächeln erschien mir immer wie die auf Augenblicke zwischen düsterem Gewölk hervortretende Sonne. Den feinfühlenden Beobachter konnte dieser leichte Schleier, welchen er über seine Seelentrauer geworfen, nicht täuschen, und ein einziger Blick in sein düsteres Auge war genügend zur Ueberzeugung, daß er mehr aus Herzensgüte, aus Liebe zu seinem edlen Gastfreunde sich diesen Zwang in der Gesellschaft anlegte. Als Beweis des eben hier Gesagten führe ich an, daß Lenau während jener für uns so heiteren, so glücklichen Lebensperiode das ergreifend schöne Gedicht:

„Herbſtentſchluß" verfaßte. Ich war von dem Schmerz, der dieſen Trauer, welche ſein Inhalt athmete, ſo erſchüttert, daß ich ihm mit Thränen im Auge ſanfte Vorwürfe darüber machte. Er ſah mich, ohne ein Wort zu erwiedern, wehmüthig lächelnd an. Einige Tage ſpäter übergab er mir ein Album, in das ich ihn gebeten hatte, mir einige Worte freundlichen Andenkens aufzuzeichnen. Ich fand mit tiefer Rührung nachſtehende ſchöne Worte:

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blüthenbogen,
Verwundig ſäuſeln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen in den Büſchen klagen,
Doch keine Roſe je zu Tode rühren,
So ſoll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch Deine reichen Freudenblüthen ſchauern.

Der Quelle dieſer tiefen Seelentrauer nachzuforſchen, war mir in dieſer kurzen Zeit unſeres Zuſammenſeyns nicht vergönnt. Lenau ſelbſt wußte trotz ſeiner gemüthlichen Herzlichkeit, mit einer Würde, ich möchte ſagen Hoheit, jede vertrauliche Annäherung zu entfernen. Lenau liebte in der Regel nicht ſeine Gedichte ſelbſt vorzutragen, allein es freute ihn ſehr, ſie von ſeinen Freunden deklamiren zu hören. Marie Kerner, für des Dichters Werke mit Begeiſterung ſchwärmend, wählte zu ihrem Vortrage gewöhnlich die ergreifendſten Bilder, z. B. die Waldkapelle. Ich erinnere mich, daß ſich uns die Haare ſchon im voraus vor Entſetzen ſträubten, wenn ſie mit ihrer tiefen, männlich klingenden Stimme mit den Worten begann:

Der dunkle Wald umrauſcht den Wieſengrund,
Gar düſter liegt der graue Berg dahinter.

Unter den kleinen Kreis, welchen wir damals bildeten, zähle ich mit Vergnügen den liebenswürdigen, genialen Arthur Schott, als ſchönes Dichtertalent. Er beſorgte zu jener Zeit Graf Alexanders ökonomiſche Angelegenheiten.

Ehe ich von dieſem Gegenſtande einer glücklichen Vergangenheit ſcheide, will ich derſelben durch die Darſtellung von Lenau's ſchönem Verhältniſſe zu ſeinem edlen Freunde, dem Grafen Alexander, das Siegel der

Vollendung ausdrücken. Mit wehmüthiger Freude verweilen meine Gedanken auf diesen beiden höchst interessanten Erscheinungen. Beide in Individualität, Gestalt, Persönlichkeit so unendlich verschieden, und doch zugleich so innig verbunden durch Geist, Gemüth und Poesie. Lenau's Stellung, dem Grafen gegenüber, war so einfach und würdig. Er scheute sich nicht, ihm offen, durchaus ohne Rückhalt, seine Ansichten auszusprechen, und sogar recht oft in Beziehung auf die Richtung, welche Graf Alexander in der Dichtungsform nahm, wenn auch nur scherzend," als Mentor aufzutreten. Ich erinnere mich eines Briefes von Lenau an den Grafen, worin er ihm auf die Mittheilung, daß er, seiner Muse treulos, die Freuden der Jagd, des Fischfangs dem Dichten vorzöge, die launigen Worte schrieb: „Jage — nach Gedanken, fische — nach Empfindungen!" Diese Stelle, von Graf Alexander in Niembschens eigenthümlichem Dialekt vorgetragen, erregte bei uns allgemeine Heiterkeit. Ein allerliebstes Gedicht von Lenau, das ich mir zur Abschrift ausgebeten, was aber leider verloren ging, worin er Graf Alexander sanftmahnend bat, seinen herrlichen Phantasiegebilden eine minder düstere Färbung zu geben, begann mit den Worten:

„Nicht nur schauerliche Bilder,
Die von Blut und Thränen triefen" u. s. w.

Ueber Niembsch als Dichter sprach sich Graf Alexander oft und stets mit begeisterter Wärme aus. Einige Gedichte, welche ihn durch ihre Originalität vorzüglich fesselten, z. B. der Raubschütz, die Heideschenke, die Schilflieder, hör' ich noch im Geiste von ihm recitiren."

Niembsch kommt mir (Schurz) hier in dem mannigfach reizenden Serach vor, wie ein in Armidens Zaubergarten eingebannter Rinaldo, doppelt gebannt hier, wo Armidens fesselnde Schönheit zugleich auch eine innerliche war, aber auch die seligsten Stunden entfliehen, und gerade die am schnellsten. Die Erinnerung allein vermag sie noch einige Zeit festzuhalten, und so sang er nicht lange darnach:

Die Silberglocken am Marienfeste
Versenden ihren reinen hellen Klang
Durch Stadt und Flur und stillen Waldeshang.
Weithin getragen vom sanftbewegten Weste.

Es drang der Ruf zur Ferne hell und rein,
Und seinem Wohlklang jedes Herz entbrannte,
Wenn er, Maria, die Königstochter, nannte,
Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.

(Faust, Maria.)

Wieland an Schulz.

Augsburg, den 22. September 1813.

Geliebter Bruder!

Dieß schreib ich in Augsburg. Es ist also kein Rückfall mehr möglich in die Arme der Freundschaft, die mich so lang in Württemberg festhielten. Morgen reise ich nach Salzburg und von dort ohne Verzug zu unserm lieben Schleifer. Den Traunstein werd' ich freilich umnebelt finden, denn das Wetter ist absolut schlecht; aber das liebe Antlitz des alten Freundes wird mir gewiß klar und heiter entgegenleuchten. Mein Verweilen in Gmunden wird aber kurz seyn, denn je näher ich Dir und meiner Nest komme, desto größer wird meine Eile und Sehnsucht, und ich werde mit beschleunigtem Fall in Eure Arme sinken und ausruhen von dem Strome der Wechselerscheinungen, die mir über Kopf und Herz hinfluteten, so lang ich von Euch war. Meine Reise ist nicht umsonst gethan. Gewiß die prägnantesten Jahre meines Lebens waren die zwei letzten. Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu seyn: das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß mich dieß drückt. Ich wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Musen nicht werth, wenn ich nicht im Stande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freuden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, vergeßlichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen?

Den nächsten Winter, lieber Bruder, wollen wir recht traulich und eng zusammenrücken. Ich freue mich auf Deine neuen Arbeiten. Wir wollen alles durchgehen und zur Herausgabe ordnen, gelt? Es ist doch

heit, daß Du Dein Lied ins deutsche Volk hinaussingst und nicht mehr bloß in Deinen Bart hineinbrummst. Du bist es schon Deiner lieben Resi schuldig, daß sie Deine Werke gedruckt in die Hände bekommt und sich an Deiner Ehre mit manchem freudigen „Sakerlot!“ weiden kann. Ich habe manches neue Gedicht gemacht, habe Dir also auch was mitzutheilen. Einen Ahasver, einige Herbstlieder, ein langes Nachtstück: „Der Gang zum Eremiten“ in drei Gesängen, einen Postillon u. a. m. Diesen Winter will ich ein Trauerspiel schreiben, die bewußte Barbara Radziwill. Einige Scenen sind fertig, und ich glaube — nicht übel. Warum hast Du mir nichts von Deinem Speckbacher geschrieben? Hast ihn vielleicht liegen lassen? Das wäre Schade.

Was meine Gesundheit betrifft — ich bin jetzt wohl und kräftig; ich fühle mich auch geistig aufrecht und unternehmend. Das Klagen hab' ich aufgegeben, aber das Schimpfen und Fluchen nicht, wie Du schon hören wirst. Nach meiner Ankunft aus Amerika war ich sehr geschwächt, und bin ich auch bald darauf an meinem rheumatischen Uebel wieder erkrankt. Meine liebe Emilie hat mich gepflegt, als wäre sie meine Resi. Das ist eine oder vielmehr das sind zwei herrliche Frauen. Wenn diese die Repräsentanten des weiblichen Geschlechts wären, so könnte dieses damit zufrieden seyn. Der gute Reinbeck war auch so freundlich und theilnehmend. Er hat mir seine Novellen als Geschenk für meine Schwester mitgegeben. Von Deinem Karl Mayer hab' ich einen sehr lieben Brief an Dich, den ich Dir durchaus selbst bringen will. Mußt freilich darauf warten, aber Du bist ein gesetzter Mann, dem das nicht schaden wird.

Leb' wohl, lieber Bruder, sammt Resi und Kindern! Ewig Euer Niklas.

Grüße meine Freunde, die Du siehst. Sey so gut, auf der Post nachzufragen, ob keine Briefe poste restante an mich vorliegen, und diesfalls solche nach Gmunden an Schleifer zu schicken.

Derselbe an Denselben.

Gmunden, den 27. September 1833.

Mein geliebter Bruder!

Endlich bin ich wieder in unserm lieben Oesterreich. Ich würde wohl früher gekommen seyn, hätte ich nicht einem Freunde in Württemberg noch

einige Wochen conſecriren müſſen. Die letzte Zeit nämlich hielt ich mich in Eßlingen auf, bei Alexander, Grafen von Württemberg, der eine Landsmännin von mir, eine Gräfin Feſtetics, zur Frau hat. In einer der ſchönſten Gegenden Württembergs, im Hauſe eines ganz fidelen Freundes, im Umgange einer jungen, ſchönen, geiſtreichen Dame, mit allen Bequemlichkeiten eines üppigen Magnatenlebens verſehen, kannſt Du Dir denken, daß es meiner bequemhaftigkeitlichen, faulen Dichterhaut nicht übel behagte. Aber beſſer behagt es mir doch noch in unſerem paradieſiſchen Gmunden, wo Du Deine Seele zurückgelaſſen haſt, die ich auch gleich verſpürte beim Eintritt ins Thal; denn, hatten ſich auch ſeit einigen Tagen Regenwolken gelagert in der Gegend, ſie flogen davon, als ich kam, und überließen mir Berg und See in herrlicher Klarheit. Deine Seele, Bruder, hat die Wolken mir zu Liebe verblaſen. In herrlicher Klarheit ſtrahlte mir auch das liebe Antlitz meines Schleifer entgegen. Er iſt der alte, warme, liebende Freund voll Kraft und Hoheit, und ſo geſund! Wir werden ihn lange behalten.

Hier überſende ich Dir meinen Rentenſchein, denn ich habe gehört, er ſey in Gefahr, zu verfallen. Ich werde mich doch wenigſtens eine Woche hier aufhalten, und ſo könnte es damit zu ſpät werden. Iſt eine Lebensbeſtätigung für mich nöthig, ſo kannſt Du's vielleicht brevi manu mit Herrn Cloß abmachen, einem Beamten in der Verſorgungsanſtalt, der mich gut kennt, und, wie ich glaube, noch immer täglich im Neunerſchen Kaffeehauſe zu treffen ſeyn wird, um zwei Uhr.

Von Karl Mayer bring' ich einen ſehr lieben Brief und ſein Bildniß ſelbſt mit.

Emilie läßt Dich und meine Herzensreſt innigſt grüßen. Gedichte bring' ich genug mit. Schleifer ſagte mir, Du habeſt die Deinigen zur Herausgabe zuſammengeſtellt. Das freut mich ſehr. Höchſt wahrſcheinlich rufen mich literariſche Geſchäfte bald wieder nach Württemberg, indem nächſtens eine zweite Auflage meiner Gedichte nöthig werden dürfte, dann will ich Deine Gedichte zum Drucke bringen, und mit größter Lieb' und Sorgfalt die Correktur davon machen. Sehr erwünſcht wäre mir's, wenn die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung ſie verlegte. Ich hoffe dieß, indem ich Einiges über ſie vermag, und Deine Gedichte ja ſelbſt für ſich das beſte Wort reden werden. Auch

ließe ſich wahrſcheinlich eine zweite vermehrte Auflage von Schleifers Gedichten bei ihr veranſtalten. Ferner bringe ich meiner lieben Neſi mit: einen von einer Indianerin in Amerika aus Hirſchleder genähten und mit Schlangenhaut geſtickten kurioſen Beutel. Endlich bring' ich mit eine gar ſchöne Landſchaft, in Oel gemalt von meiner Freundin Emilie, woran Ihr gewiß große Freude haben werdet. Sie gab mir das Bild zum Andenken.

Endlichſt bringe ich meiner Tertſchi mit: einen unerſchöpflichen Vorrath von Antworten auf ihre unerſchöpflichen Fragen, und für ſie, Dich und Eure Kinder unerſchöpfliche ewige Liebe. Dein Bruder N. Grüße meine Freunde.

Graf Alexander ſoll ſich damals nach Lenau's Abreiſe überall der großen Liebe deſſelben für ſein Haus gerühmt haben, und daß er ihn ganz für ſich gewonnen, und ihn zeitlebens an ſich zu feſſeln gedenke, indem er ihn zum Erzieher ſeiner Kinder erwählt habe, die, wie er hoffe, dieſer poetiſchen Beſtimmung recht zahlreich zuwachſen würden. Wie freundlich und wohlgemeint ſolches auch geweſen ſeyn mag, es konnte nie dazu kommen; Lenau's Selbſtgefühl hätte ſich gegen jede, wenn auch nur ſcheinbar abhängige Lage geſträubt. Auch hätte es ihm ganz und gar an der nöthigen Geduld und Herabſtimmung zum Kindererzieher gefehlt.

Graf Alexander ſchickte wenige Tage nach Niembſchens Abreiſe von Eßlingen ihm einen reitenden Boten nach Heidenheim mit der Nachricht nach, er ſelbſt und ſeine Gattin mit den Kindern wollten in Geſellſchaft der Gräfin Marie und des Fräuleins v. Hünersdorff ſchon am 1. Oktober eine Reiſe nach Wien antreten. Niembſch ſollte ſich nun auch doch ſogleich mit in den Wagen zu ihnen ſetzen. Niembſch war aber bereits von Heidenheim fort. Deßhalb und weil eben damals mehrere längere Beſuche ſich in Eßlingen einfanden, unterblieb die Wienfahrt des Grafen.

Niembſch an Mayer.

Wien, den 17. Oktober 1833.

Mein Herzensfreund!

Richtig war Dein Brief ſchon da, als ich ankam, der erſte Gruß aus meinem lieben Schwaben. Schönen Dank für die ſchönen Gedichte

und für Dein Freundeswort. Wenn Du in der Freundschaft für mich so fortschreitest, wie in der Poesie, so wünsch' ich mir Glück; Du bist der Schönheit überall auf der Fährte und stöberst aus jedem Gebüsch Begeisterung. Die letzte Sendung ist voll großer Schönheiten und nach meiner Meinung die vorzüglichste Partie Deiner gesammten Gedichte. Der einzelne Ausdruck so präcis, die Construction so ganz auf Sinn und Wohlklang gestellt, die Wendung so leicht und wirksam, daß es eine Freude ist. Ich habe einen Aufsatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoesie darzustellen und aus Deinen Gedichten eine Art von Theorie zu entwickeln suche. Diesen Aufsatz will ich den österreichischen Jahrbüchern anbieten. Er kann jedoch nicht früher erscheinen, als die zweite Folge Deiner Gedichte erschienen seyn wird, weil ich diese unmöglich unbesprochen lassen könnte. Sollte es bald zu einer zweiten Auflage meiner Gedichte kommen, so muß ich mich freilich des Vergnügens begeben, an Deiner Seite, Hand in Hand, zu erscheinen. Du hast bereits so viel an neuen Gedichten, daß es bereits ein artiges Bändchen gibt, und Du dieses für sich erscheinen lassen kannst. Ich würde Dir dann empfehlen, zum Formate Duodez zu nehmen, und auf jeder Pagina nur Ein Gedicht drucken zu lassen, was ohnedieß schöner aussieht. Dann wird das Buch ziemlich seitenreich. Das gilt aber nur für den Fall, daß meine Gedichte wieder aufgelegt werden, sonst bin ich noch immer der Meinung und des Wunsches, daß wir uns auch noch vom Buchbinder zusammenbinden lassen; es müßtest denn Du vorziehen, Deine neuen Lieder für sich in einem Bändchen zu geben, worüber ich gewiß nicht empfindlich seyn würde, und es ganz Deiner Entscheidung überlasse. — Die zweite Auflage meiner Gedichte würde ich selbst leiten, und dann unter einem die Correctur Deines zweiten Bändchens und zwar mit der größten Sorgfalt und Liebe führen, wenn Du mir anders dieß Geschäft anvertrauen wolltest. Für den Fall aber, daß mir noch nicht so bald eine zweite Auflage werden sollte, und Du Dich dennoch entschließest, Deine Lieder allein drucken zu lassen, würde ich die meinigen noch liegen lassen; gar so lange kann es doch nicht mehr dauern, daß meine erste Auflage vergriffen wird, denn Gerold allein hat hier bei 40 Exemplare verkauft; auch in Polen soll sie guten Abzug gefunden haben. Doch,

Freund, hab' ich Dich nicht längſt ermüdet mit meiner fatalen Caſuiſtik?

Deinem Wunſche gemäß und meinem eigenen Hange, will ich meine Bemerkungen über Deine neuen Lieder aufzeichnen und Dir überſenden.

Meine Reiſe nach Wien war angenehm. Schuler[1] hab' ich nicht beſucht, weil ich ſpät in der Nacht in München angekommen und am nächſten Morgen früh wieder abgereiſt bin. Bei Schleifer, in dem paradieſiſchen Gmunden, war ich vierzehn Tage. Viel wurde dort von Dir geſprochen und mir an herzlichen Grüßen für Dich mitgegeben. Schleifer hat Deine Gedichte und lieſt ſie mit großer Freude. Auch in Wien ſind ſie bekannt und geliebt.

Meinen Geſchwiſtern hab' ich eine große Freude in Deinem Bilde gebracht. Schurz kann es nicht genug anſehen. Die Liebe, mit der er Dir anhängt, iſt in der That rührend. Vorgeſtern ſpät Abends, als wir zu Bette gingen, ſagte Schurz noch: „Zeige mir noch einmal unſern Mayer!“ Dann machte er eine gute Bemerkung über Deine Augenbrauen, welche, etwas hoch, ihm vorkommen wie geſpannte Bogen, von denen Du das Geſchoß Deiner Blicke abſchießeſt nach allen Schönheiten der Natur.

Ueber meine Rückreiſe nach Württemberg kann ich Dir noch nichts Beſtimmtes ſagen.

Ich bin ganz geſund. Die Leute wundern ſich über mein gutes Ausſehen. Einige ſagten ſogar, ich ſey gewachſen!! Meine Schweſter war ſogar ſo närriſch, es zu glauben. Mag ſeyn, daß ich mich aufrechter halte; wenigſtens in moraliſcher Bedeutung möchte dieß wahr ſeyn. Ich habe viel mehr Gleichmuth und Heiterkeit als vordem; das ſcheint auch auf mein körperliches Befinden wohlthätig zu reagiren. — Was macht mein liebes Pathchen?[2] Du ſchreibſt mir nichts von ihr — und

[1] Ein damals noch junger Dichter aus Zweibrücken. (Näheres bei Mayer S. 116.)

[2] Die im Auguſt 1832 geborene vorletzte Tochter Mayers, Emilie, welche von ihrer Mutter Bruderstochter, Emilie Reinbeck, in ihrem eigenen und ihres eben auf dem Weltmeere nach Amerika ſegelnden Freundes Niembſch Namen über die Taufe gehalten worden war.

die andern „kleinen Bredtenfelchen," wie Günther die Kinder nennt? Deine liebe vortreffliche Frau iſt wohl wieder ganz hergeſtellt? — Meine Schweſter hat nicht weit zu ihrer ſechsten Entbindung. Ihre fünf Kinder ſind ſehr gewachſen. Namentlich die Buben. Der kleinere Pepi iſt ganz in die Natur des größeren, Toni, gewachſen, wie dieſer vor zwei Jahren war; ſo daß ich die Kerle verwechſelte, den Pepi für den Toni hielt. Die Kinder ſind recht eigentlich unſere Lebenszeiger mit ihrem Vorrücken. Abendſchatten und Kinder — je länger ſie werden, deſto tiefer neigt ſich unſere Sonne.' Die hieſigen Literatoren haben mich ſehr ehrend empfangen. Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müſſen, um Werth und Bedeutung zu Hauſe zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oeſterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geſchickt; dort bekommen ſie die ausländiſche Signatur, und wandern dann wieder heim, und Alles wundert ſich über den charmanten Geruch, während ſie früher keinem Teufel ſchmecken wollten.

' „Zeiger."

Zweites Buch.

Oden.

Dritter Abſchnitt.

Wanderjahre. — Erſtes Amt.

Kirmbſch an Kerner.

Wien, am 27. November 1833.

Geliebter Freund!

Der Stephansthurm läßt Dich grüßen; er ſteht, ſeit Du Wien verlaſſen, etwas geneigt gegen die Seite hin wo Württemberg mit ſeinem lieben Weinsberg und ſeinem lieben Kerner liegt, ſo, daß er in ewigem, gleichſam verſteinertem Dankſagungskomplimente für Deinen lieben Beſuch nach Dir hingeneigt iſt. Alſo er läßt Dich ſchön grüßen, dann läßt Dich mein Schwager grüßen, der einige köſtliche Geiſtergeſchichten (eigene Erlebniſſe) für Dich hat. Er wird ſie Dir auch ſchreiben. Ich habe ihm und meiner Schweſter ſo viel von Dir erzählt, daß er gar zu gerne manchmal einen Brief mit Dir wechſeln möchte. Ich meinerſeits bin recht geſund und ſchreibe gegenwärtig einen Fauſt, wo ſich Mephiſtopheles nicht übel macht. Da hab' ich denn endlich einen Kerl gefunden, auf den ich meinen ganzen Höllenſtoff ablagern kann, er iſt bereits damit beladen wie ein Steineſel. Wenn er nur nicht überhaupt ein Eſel iſt. Fauſt iſt zwar von Goethe geſchrieben, aber deßhalb kein Monopol Goethe's, von dem jeder Andere ausgeſchloſſen wäre. Dieſer Fauſt iſt Gemeingut der Menſchheit. Jetzt hab' ich gerade eine Scene im Secirſaal, wo Fauſt mit ſeinem Famulus während ſeiner anatomiſchen Arbeit um Mitternacht allerlei Betrachtungen und Fragen aufſtellt, bis endlich ſein Mephiſtopheles an der Wand herumhuſcht.

Wie geht's bei Dir, beſter Kerner? Was macht meine liebe Freundin, die herzensgute Rikele? Marie? Theobald? Emma? Schreibe mir

bald, ſonſt haſt Du mir gar nicht nach Wien geſchrieben; denn in Kurzem ſteh' ich unter Euch, und leſ' Euch meinen Fauſt vor, wobei ich Geſichter ſchneiden, die Augen verwildern, und meine Stimme verhehlen will, daß Ihr ſchaudern ſollt.

Meine Adreſſe: poste restante.

Meine Wiener ſind die Alten; Panem et circenses! haben die alten Römer geſchrien, daſſelbe ſchreien auch die Wiener, und dieß wird das Geſchrei aller Städter ſeyn und bleiben.

Mein größter Genuß ſind hier die muſikaliſchen Unterhaltungen. Alle Sonntage Concert, Quartett ꝛc. — ſo hat man dergleichen nirgends wie hier. Auch die Oper iſt jetzt brav. Aber meine Schwaben gehen mir doch über Alles.

Leb' wohl, Geliebteſter! Tauſend Grüße den Deinigen. Dein Niembſch.

Niembſch wohnte wieder bei uns im Schwarzſpanierhauſe. Während des Vierteljahres, das er dießmal in Wien verweilte, entſtanden einige neue Gedichte: „Der Polenflüchtling; der Waldgang; Beſtattung; Scheiden.“ Auch begann er ſeinen „Fauſt,“ wovon er den „Beſuch,“ „Die Verſchreibung,“ den „Tanz“ und „Das arme Päſſlein“ fertig brachte. Dagegen ward die arme „Barbara Radziwill“ leider gänzlich bei Seite geſetzt. Warum wohl Niembſch einigemal Dramatiſches begann, aber nie vollendete? Zum Theile verſchafft Aufſchluß, was Tichter Otto Prechtler mir ſchriftlich eröffnete: „Zur Zeit als ich meine erſten dramatiſchen Produkte dem Wiener Hofburgtheater zur Aufführung übergab, und dieſelben auch wirklich über die Bretter der deutſchen Bühne gingen, begegnete mir Lenau, nahm mich zur Seite und ſprach folgende, ihn als Dichter ſehr charakteriſirende, merkwürdige Worte: „„Ich ſehe, lieber Prechtler, daß auch Sie Ihre reine Muſe mit Schminke bemalen, und für die Lampen und das genußſüchtige Publikum aufputzen. Ich wollte, Sie thätens nicht! Geben Sie Ihr Beſtes nicht für die gaffende Menge, für die Bude. Sie können es nicht, ohne Ihre Muſe zu entweihen, wenigſtens entweihen zu laſſen. Thun Sie's nicht; kehren Sie zurück! es iſt mir leid um Ihre gemüthliche Urſprünglichkeit, Ihren edeln Ernſt,

Ihre dichteriſche Weltanſchauung. Folgen Sie mir und laſſen Sie die Komödie! Sie werden Bitterkeit in Ihre Seele aufnehmen müſſen, wenn Sie auch Erfolg haben."

Auch Emanuel Straube meldet eine äußerſt auffallende Aeußerung Lenau's am Ende einer dramatiſchen Erörterung, wobei ſich dieſer zuletzt an die um dieſelben Verſammelten in Renners Kaffeehaus wandte: „Meine Herren, rief er, eine mächtige Revolution in allen Zuſtänden der Geſellſchaft iſt im Zuge. Nichts wird davon verſchont bleiben, auch die Kunſt nicht, am wenigſten die dramatiſche. Glaubt mir, meine Herren, in fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr!" — (Illuſtrirtes Familienbuch des öſterreichiſchen Lloyd, 1. Band, 2. Heft. 1850.)

Auch ein Brief Lenau's vom 12. Juni 1842 enthält Erklärungsgründe dieſer Abwendung von der Bühne. Am Ende war Lenau zu viel Lyriker, um Dramatiker werden zu wollen.

Auch mit den Schauſpielern war Niembſch nicht beſonders zufrieden. Sie haben — meinte er — zu viel Accent, ſie haben einen ſolchen Ueberfluß daran, daß ſie ihn gar nicht unterzubringen wiſſen und auf Alles den Accent legen. Es geht ihnen damit, wie den Katzen mit ihren Jungen, die ſie überall herumſchleppen, und zuletzt doch am unrechten Orte hinlegen. (Nienborf 156.)

Niembſch hatte von Reinbeck einen Brief an Karoline Pichler mitbekommen. Er fühlte ſich aber unaufgelegt, ihn ſelber zu übergeben, und ich mußte es für ihn thun. Da aber doch die dichteriſche Frau Niembſch kennen zu lernen wünſchte, ſo ließ ſie in ſpäterer Zeit durch ihren Freund Frankl ihn nebſt Bauernfeld zu Tiſche bitten. Bei dieſer Gelegenheit äußerte ſich Niembſch eben auch folgenderweiſe über's Theater: „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr. Das iſt nur für jugendliche noch mit großer Phantaſie begabte Völker ein Gottesdienſt, für politiſch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blaſirte, wie es die Franzoſen und Italiener ſind, eine Beluſtigung. Der deutſche Geiſt denkt viel zu viel, als daß er am Handeln ſich erfreuen könnte. Wenn auch Leſſing, Goethe, Schiller Dramen geſchrieben haben, deren einige unſterblich ſeyn werden, ſo ſind das glänzende Ausnahmen, und es wäre beſſer geweſen, Goethe hätte den Wilhelm Tell, wie er wollte, epiſch geſchrieben, und nicht Schillern

überlaſſen, der die Bauern wie äſthetiſch gebildete Herren reden läßt. Uebrigens kann ich mir eher ein ungariſches als ein deutſches Drama denken. Da ſind noch in Geſchichte wie in Gegenwart ſelbſtbeinige Geſtalten, Urkerle, wild, gut, und doch nicht das Blut zu vergießen ſcheu. Ja wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen umgeſtürzten Salon-Theekeſſel als Motiv wählen könnte, da gäbe es freilich noch Dramen genug, wie deren der ſelige Herr v. Kotzebue geſchrieben hat. Die deutſche Nation hat vorerſt eine andere Aufgabe, dieſe aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchſtens, und ſehr leiſe nur, in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchſte nicht darſtellen und ſagen *darf*, iſt eine Komödiantenbude, da ſeh' ich viel lieber dem redlichen Wurſtel im Prater zu, wie er den armen Juden todtſchlägt; der hat doch eine große Intention, eine, wenn auch niederträchtige Leidenſchaft zum Morden."

Damals beging auch Niembſch aus Zerſtreuung und Vergeſſenheit eine ſehr arge Unart gegen die kluge und gute, freundliche und fromme Frau. Beim Kaffee verlief ſich nämlich das Geſpräch auch auf die Frauenſchriftſtellerei. Niembſch, ganz uneingedenk, daß er einer Königin derſelben gegenüber ſaß, entbrüſtete ſich ganz gewaltig über dieſen Unfug, als welcher ihm ſolche erſchien. Man denke ſich die arme Frau und die beiden Freunde dabei! Gleichwohl blieb ſie ihm auch in der Folgezeit mütterlich gewogen, nur aufrichtig bedauernd deſſelben Zerriſſenheit und Finſterniß.

Kerner hatte Niembſch brieflich beſchworen, den jungen Rahl in Wien recht kennen zu lernen, und nicht an ihm ſchnell vorüberzugehen. „Ich habe — ſchloß er — Dich noch nie genöthigt, Waſſer zu trinken. *Trinke dieſen!* Schluck, verſuch! Da iſt noch Naturkraft! Laß Dich aber durch nichts ſcheu machen!" Niembſch lernte Rahl kennen, und Rahl malte ihn für Kerner lebensgroß in Oel. Niembſch trägt „um ſeine wunde Bruſt geſchlagen den Mantel der Melancholie" („mein Stern") und nächtliche Wolken verdüſtern ihm den Himmel. Kerner beſitzt das Bild, wohl das werthvollſte, das von Niembſch vorhanden, noch jetzt.

An ſeinem Namenstage war Niembſch außerordentlich heiter. Wir

feierten ihn Abends bei Faſchingskrapfen, ſeinem Lieblingsgebäck, und gutem Wein, Tokaier wohl ſogar, den er ſelber aus der Stadt heimgebracht; zugleich mit einem ſehr kleinen, witzigen Freunde, deſſen wir ſchon vorne im Jahre 1824 vorläufig Meldung gethan.

Der kleine Mann erging ſich auch wie ein Donnergewitter auf dem Taſtenkaſten, und wiegte ſich dabei mit ſeinem rieſigen Schnurrbart, der das anſcheinende Knäblein zum grimmen Rieſen umſtempelte, wie ein Laſtſchiff auf ſtürmiſcher See ſo gewaltſam hin und her, daß ſich Niembſch und Thereſe halb todt darüber lachten. Bei Letzterer beſchleunigte und erleichterte das unbändige Lachen in der That ihre ſechste Niederkunft, die ſchon am 9. December glücklich erfolgte. Als Niembſch merkte, daß es Ernſt hiemit werden wollte, entwiſchte er flugs zu einem Freunde in die Stadt. Es litt ihn für den Augenblick durchaus nicht mehr in unſerer Wohnung, ſo bang und mitleidweh ward ihm der armen Schweſter halber ums Herz.

Niembſch hatte ſchon im Oktober, nachdem er erſt ein paar Wochen in Wien war, ſeinem Freunde, dem Grafen Alexander, baldige Rückkehr verſprochen. Wahrſcheinlich gab ihm das Bedürfniß, ſeiner ſich erſchöpfenden Börſe durch eine neue Auflage ſeiner Gedichte einen neuen Zufluß zu verſchaffen, dieſen Wunſch ein. Darum leiſtete er wohl auch einer ſchriftlichen Einladung ſeines Freundes Antoniewitſch, ihn auf deſſen Gute in der Bukowina zu beſuchen, und dort wacker zu bechern, zu jagen, zu reiten, zu tanzen, zu herzen und ſcherzen, keine Folge. Am 1. December ſchrieb Niembſch an Emilie, daß er bald in Stuttgart wieder eintreffen würde, und am nämlichen Tage tröſtete mich der alte Schleifer: „Zürne nicht und traure nicht über das Unſtäte an Deinem Schwager; es iſt ein Theil ſeines Geiſtes, eine von den Federn am Fittige des Adlers. Sogar ein Troſt liegt darin; eben dieſe Unruhe wird ihn auch in der Ferne ergreifen und wieder heimführen.“ Endlich am Ausgange des Jahres nahm Niembſch auch wirklich ſchon förmlich Abſchied von ſeinen alten und neuen Freunden, und dennoch blieb er neuerdings faſt noch einen vollen Monat in Wien haften. Und was hielt ihn daſelbſt feſt? Ein Herzensmagnet, wie gewaltiger ihn keiner, weder früher noch ſpäter, mehr angezogen. Ein achtungswürdiger Dichter und Ehrenmann in jeder Beziehung —

wir wollen ihm bei ſeinem Taufnamen Max nennen — war vom Dichter Huber vom Erſcheinen zweier neuer hellglänzender Sterne am deutſchen Dichterhimmel, Pfizer und Lenau, mit dem Beiſatze lebhaft unterhalten worden, daß Letzterer ſo eben in Wien wieder ſichtbar geworden wäre, und Max eilte, dieſen bei ſich einzuführen. Das war für Lenau vielleicht der einflußreichſte Augenblick ſeines ganzen Lebens. Er lernte hier die Frau kennen, der er, als ſie noch Mädchen war, ſchon im Sommer 1820 ſtockend vorübergegangen, und welcher er am Peter und Paulstage 1825 — wiewohl erwartet — auch wieder ferne geblieben war. Sie machte ſogleich großen Eindruck auf ihn, und ſo war er feſtgebannt, und konnte nun allerdings nicht wieder ſo raſch von Wien fort, als er es früher Sinnes geweſen.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, Sonntag, den 9. Februar 1831.

Liebſter Bruder!

Mir geht es hier ſehr gut im Hauſe meines lieben Reinbecks, der ſich täglich mehr als mein wahrer Freund zeigt. Graf Alexander mußte ſeiner Erbſchaft halber nach Mainz[1] und wird etwa dort ſechs Wochen bleiben. Ich bin noch ein paar Tage hier, dann in Weinsberg, Heidelberg; bis Oſtern komme ich wieder nach Stuttgart, und werde dann den Druck meiner Gedichte beginnen. Noch hab' ich mit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung nicht contrahirt; werde Dir, ſobald es geſchehen iſt, die Bedingungen mittheilen. Bis zur Oſtermeſſe iſt nichts zu thun. Alle ſieben Preſſen arbeiten wie beſeſſen. Auch für meine übrigen Commiſſionen muß ich mir Zeit laſſen; die Verleger ſind jetzt alle oſtermeſſenärriſch, möcht' ich ſagen, Cotta ausgenommen, der ſehr viel nobles Weſen zeigt, weßhalb ich auch mit ihm am liebſten zu thun habe.

Liebſte, herzinniggeliebte Reſi! neulich hab' ich bei Mayer, gerade an ſeinem Vermählungstage, in Waiblingen geſpeiſet, welchen Tag zu

[1] Dort war ſein Oheim, der Herzog Ferdinand von Würtemberg, kaiſerlicher Feldmarſchall, als Feſtungsgouverneur verſtorben.

verherrlichen Dein guter Anton ſehr viel beigetragen hat durch ſeinen Erinnerungsbrief an denſelben. Mayer war aufs Angenehmſte überraſcht von dieſer Aufmerkſamkeit. Alſo ich ſpeiste bei Mayer, ſaß neben ſeiner Frau, und zog über Tiſch meine hübſche Uhrkette heraus, ihnen Deine Haare zu zeigen. Da hat nun Mayers Frau überaus zärtlich gethan damit, Deine Haare ſchmeichelnd geſtrichen, und dabei geſagt: „Könnt' ich ihr nur einmal die lieben Härle am Kopfe ſtreicheln!"

Herzgute Frau iſt Rickele.

Alexander hab' ich nur auf wenige Augenblicke geſehen. Seine Frau, ſeine Schweſter und Fräulein v. Hünersdorff haben mir gemeinſchaftlich ein Guitarrenband geſtickt mit drei Kränzen; die Gräfin Helene, Immortellen; Gräfin Marie, Eichenlaub; Hünersdorff, Vielen. Wunderhübſch! — Der gute Alexander hat mich mit einem Carmen ſalutirt.

Mein Fauſt macht weiter. Ich habe eine lange Scene: „Fauſt im Gebirge" geſchrieben. Dann eine zweite: „Fauſt und Mephiſtopheles in einer Reſidenz." Meine bisherige Fauſtarbeit hat hier großes Intereſſe erregt. Baron Sternberg iſt auch hier. Dieſer war von der Wirthshausſcene ganz entzückt. Außer ihm haben noch Schwab, Reinbeck, Paul Pfizer, Mayer das Fragment kennen gelernt. Schwab möchte es gerne für den Muſenalmanach haben. Ich bin hiezu noch nicht entſchloſſen.

Meine Gedichte erſcheinen zwar erſt zur Herbſtmeſſe, der Muſenalmanach aber ſchon im Juli; es wäre daher keine Colliſion zu beſorgen, aber ich trage überhaupt noch Bedenken, das Fragment in ſeiner jetzigen Größe drucken zu laſſen.

Ward Ihr recht vergnügt mit Schleifer und Auersperg? Grüße mir doch die lieben Freunde, die wackeren Männer. Auch bitt' ich Dich, meinen lieben, treuen Klemm, Kaltenbäck, Huber, Dürfeld, den guten Weigel nicht vergeſſend, zu grüßen aufs Schönſte.

Sodann einen feinen Gruß an Marie Adelgeiſt, die ſchöne Wirthstochter, ihre Eltern und Bruder, durch Kaltenbäck oder Huber zu beſtellen.

Braunthals Gedichte, deren Verfaſſer ich herzlich grüße, haben in den Kreiſen, wo ich daraus vorgeleſen, ſehr gefallen, beſonders: der

Menſch und die Blume, Schlafluſt, das geflügelte Roß, an die Fledermaus, an die Ferne, ganz beſonders Salzburg; auch: die Pflanze der Liebe u. a. m.

Deine Gedichte haben große Freude erregt. Ich will einige davon dem Muſenalmanach offeriren.

Marie Zöppritz dankt Dir herzlich für Deinen freundlichen Brief und ſendet, ſo wie das ganze Reinbeck- und Hartmann'ſche Haus, auch Graf Alexander und ſeine Frau, unbekannter Weiſe oder vielmehr bekannt-unbekannter oder unbekannt-bekannter, viele Grüße an Dich und Thereſe.

Seyd herzlich gegrüßt, Du, Schweſter Theres, Marie, und Ihr, liebe Kinder, Bruder Joſeph, Mama, das ganze Haus. Sobald mein Druck fertig iſt, komm' ich zurück, April oder Mai beiläufig.

Leb' wohl, Herzensbruder! Dein Niembſch.

Grüße Prean, den lieben Freund, den verehrten.

Kaltenbäck, jetzt kaiſerlicher Hofarchivar, iſt als Geſchichtforſcher und Schriftſteller ohnehin rühmlich bekannt. Huber, ein hochbegabter Dichter, nun aber ſchon gar lang verſtummt, waltet jetzt gewichtig als öſterreichiſcher Generalconſul in Egypten. Ludwig v. Türfeld, Staatsbeamter, einer der beſten Freunde Lenau's, war ſein Hauptgegner auf dem Billard, worauf Lenau, kühn und klug, ſcharfen Auges und feſter Hand, gar reichlich Lorbeeren erntete, denn er ſpielte bei Neuner Tag für Tag. Türfeld ſtellte einmal ſeiner Schweſter, der Freiin v. Ergelet, Lenau mit den Worten vor: „Hier führ' ich dir meinen Freund Niembſch auf, einen ausgezeichneten Billardſpieler! Auch macht er Gedichte," worüber Niembſch in ein ungeheures Gelächter ausbrach, ſein bekanntes Gelächter, wo ſich der ganze Leib ſchüttelte. An einem jener vielen Abende, wo Niembſch bei Neuner recht verdrießlich und finſter war, ſprach er: „Türfeld, ich möchte doch wieder einmal Beethovens Mondſchein-Sonate hören." Da das Haus des Hofraths Freiherrn v. B. ſchon lange Lenau's Bekanntſchaft machen wollte, ſo ergriff Türfeld die Gelegenheit, ihn dort einzuführen, wo er anfangs, wie nicht ſelten, ſehr trocken und wortkarg war. Die Tochter des Hauſes, Fräulein Sefine, jetzt Gräfin Kh. und Schwägerin Türfelds, eine vorzügliche Beethovenſpielerin, ſetzte ſich gütig an den

Flügel. Niembſch ging ſogleich ins einſame Nebengemach, ſtreckte ſich nach ſeiner Gewohnheit aufs Ruhebett nieder und ließ ſich einige Stunden lang anſpielen. Darauf kam er ganz heiter und verklärt heraus, dankte mit ſehr verbindlichen Worten und begab ſich mit Dürfeld in ein Gaſthaus, wo dieſer ihm noch lang Jagdgeſchichten erzählen mußte. Erſt ſpät ſtand er hochvergnügt mit leuchtenden Augen auf, ergriff Dürfeld an der Hand und rief: „Bruder, das war ein königlicher Abend!“

Ich ſelbſt erinnere mich eines beſonders heiteren Abends, den Lenau in Geſellſchaft von Dürfeld und mir zubrachte. Wir waren in den Seizerhofkeller gegangen, um uns an den Vollblutländlern eines Zitherſpielers und eines Fiedlers, die ſich an beſtimmten Tagen dort hören ließen, zu erquicken. Die Verſammlung war ziemlich zahlreich. Die Ländler gefielen Niembſch ſo ſehr, daß er ſie bald mit Fingerſchnalzern, worauf er ſich im erſtaunlichen Grade verſtand, abſatzweiſe zu begleiten begann. Das weckte raſch den Ehrgeiz eines ſchon ältlichen, aber noch ſehr lebhaften und wohlgelaunten Herrn am Nachbartiſche ganz dicht zur Seite des unſern. Derſelbe, mit kaum minderer Kunſtfertigkeit begabt, hob ebenfalls friſch zu ſchnalzen an, als Niembſch ein Weilchen innehielt. Niembſch ſtutzte freudig darob, zugleich aber entflammte ſich ſein Blick voll heißer Kampfgier. Es war nun eine wahre Seelenweide, wie Einer den Andern ſtets ſteigerte; beide waren zu bewundern, und keiner ſah dabei den andern an, ſie ignorirten ſich anſcheinlich ganz. Zuletzt mußte der alte Flannige Herr noch allerlei Kunſtmittel zu Hülfe nehmen, indem er während des Schnalzens auch noch auf den Schenkel ſich klatſchte oder auf den Ellbogen ſchlug, oder mit dieſen auf dem Tiſche trommelnd ſich begleitete, um nur nicht allzuſehr hinter dem teufelhaften Niembſch zurückzubleiben, der ſeine Finger nicht anders gebrauchte als wäre er ein hexenmeiſteriſcher Trommler mit zehn beſeſſenen, geflügelten, tanztollen Schlägeln. Da auch Fiedler und Klimperer durch die feurigen Begleiter getrieben und begeiſtert ſich fühlten, ſo gabs einen höchſt beluſtigenden Tonwettſtreit im eigentlichſten Sinne der Bedeutung.

Der „gute Weigl“ iſt auch als Dichter bekannt. Joſeph Prean von Salanzen endlich, ein ſehr tüchtiger alter Eiſenhüttenmann, erfahlen

Antliges, leberleidend, und daher auch ein Schlimmſeher und miſstrauiſch, konnte doch wieder einige recht herzlich lieben, unter welchen auch Niembſch. Beide waren ungemein grübelnde Köpfe und achteten ſich darum ſchon gegenſeitig ſehr.

Mein Brief an Marie Zöppritz war eine Dankſagung für Lenau's Bildniß, das ſie gemalt, und er uns im Herbſt überbracht hatte.

Niembſch ließ ſich dießmal wieder einige Wochen bei ſeinem geliebten Kerner wohlgeſchehen. Zum Verſtändniſſe der Annehmlichkeit eines Aufenthalts bei Kerner wird es beitragen, die dortigen Oertlichkeiten kennen zu lernen, wie ſie uns zum Theile Emma von Niendorf in ihren „Reiſeſcenen" durch den Aufſatz: Villeggiatur in Weinsberg (S. 223) ſchildert.

Vor Kerners weinumkränztem Hauſe grünt eine Akazie; um die Thür ſchlingt ſich Rebengewinde. Die Rückwand von Kerners Haus, der Anbau, bildet ein hölzernes Schweizerhaus mit doppelter Gallerie, in Baumgruppen halb verſteckt. In der Mitte der erſten Gallerie hängt ein großes Crucifix, zu dem ſich flüſternde Zweige neigen. Darüber, die ganze Breite des Hauſes einnehmend, ſteht der Spruch: „In der Welt habt ihr Angſt; aber ſeid getroſt, ich habe die Welt überwunden." Das Wohnzimmer der Familie iſt vorn im Hauſe, worin dem Sofa gegenüber Lenau's Bild von Rahl hängt. Kerner nimmt es oft von der Wand und ſtellt es auf das Klavier in den Kreis der Seinigen und ſeiner Gäſte. Der kleine Eſſalon befindet ſich im Schweizerhaus, und ſeine Fenſter, Scheibe an Scheibe längs der Wand, gehen auf die Gallerie. Die Wände desſelben ſind mit Moosfüllhörnern voll friſcher Blumen geſchmückt. Nach dem Nachtmahle läßt der Hausherr manchmal die Lichter wegtragen und ſpielt auf ſeiner Maultrommel ächte Dichterphantaſien. Er iſt ſo ſehr Meiſter darin, daß ein Schüler von ihm, der Tonkünſtler Eulenſtein, Deutſchland durchreiſte, in Paris Aufſehen machte, und von London runde Summen in ſeine Vaterſtadt Heilbronn ſandte. Kerner beginnt leiſe, leiſe; dann wachſend; jetzt ein mächtiger Schlag, der lange nachſchallt, hinſchwindet, verſtummt; endlich aus weiter, weiter Ferne ein ſtiller Hauch, kaum vernehmbar, wie eine Antwort von Jenſeits.

„Ja, ſolche Töne wohl hört klingen
Der Sterbende, der leiſe ſpricht:
„„Ihr Freunde, hört Ihr auch dieß Singen?““ —
Die Freunde aber hören's nicht.
Er ſpricht: „„Es tönt ein Engelsſchwingen!““ —
Und ſtirbt, Verklärung im Geſicht.“ [1]

Weiter rückwärts im Garten ſteht ein uralter Thurm, der einſt zur Befeſtigung der Stadt gehörte. Alte Nuß- und Kaſtanienbäume überſchatten ihn. Von ſeiner Warte genießt man einer weiten Ausſicht. Durch ein Fernrohr erblickt man auf einſamer Höhe Löwenſteins Friedhof und das golden ſchimmernde rieſige Kreuz darin am Grabe der Seherin von Prevorſt. Auf der Zinne des Thurmes grüne Akazien über einem Gezelte. Hier ſtand oft der humoriſtiſche Dichter, eine ſehr anſehnliche Geſtalt, mit dem weißen Hut auf dem Haupte, wie ein Magus, der den Wind beſchwört, oder auch — wie Niembſch erzählte — im feuerrothen Schlafrocke, einen Papierdrachen ſteigen laſſend. Unten in dieſem Thurme ſaß im Bauernkriege nach Zerſtörung der Burg deren unglücklicher Vertheidiger, der Graf von Helfenſtein, gefangen. Kerner hat in dieſem Thurme eine gothiſche Stube eingerichtet, in welche gemalte Scheiben ein träumeriſches Helldunkel ergießen. Hierin ſchrieb Lenau im Winter Februar und März 1834 einen bedeutenden Theil ſeines Fauſt; hätte er wohl einen paſſenderen Ort dazu finden können?

Dicht hinter Kerners Haus iſt ein Eiſenpförtlein mit der goldnen Schrift: „Weg nach der Burg.“ Im anmuthigen Verſtecke von Weinsberg geht der Pfad zur vorigen Veſte: „Die Weibertreue“ hinan, von welcher Bürgers bekanntes Lied ſingt (Die Weiber von Weinsberg). Die Erhaltung ihrer Trümmer verdankt man Kerner, welcher auch im Jahre 1823 mit ſeinem Freunde Pfaff Anlagen um dieſelbe pflanzte. Auf einem Thurme der Veſte hat Kerner Aeolsharfen angebracht, welche furchtbar wild im Wetterſturme brauſen, aber ſchaurigſüß, wie verhaltene Todtenſeufzer, im Mondſchein ſäuſeln. Und nun denke man ſich noch Lenau mit ſeinem Guitarregeliſpel und Zigeunergefiedel, und mit ſeiner düſteren ungeheuren Einbildungskraft und tiefen Schwermuth in dieſe faſt abenteuerliche

[1] Dieſe köſtlichen Zeilen ſind einem Gedicht Kerners entnommen.

Umgebung und in diesem geisterhaften Dunstkreis, und man wird sich kaum eines inneren unheimlichen Schauers erwehren können.

Der verehrte Kerner schrieb mir über den dießmaligen Aufenthalt Lenau's:

„Niembsch hatte die Gewohnheit, am Tische mit der Gabel zu spielen, was meine Frau oft mit Jammer für ihr Tischzeug sah und ihm wehrte. Darauf sagte er: „Warten Sie nur! Ich werde Sie mit Ihrem Tischzeug in meinen Faust bringen." Am andern Tag las er uns die Scene vor, wo Faust bei der Schmiedsfrau mit der Gabel ins Tischtuch stach, und dann Blut herausfloß. Er sagte: „Ihr schwäbischen Frauen könnt eher leiden, daß man euch ins Herz sticht, als in euer Tischzeug."

Die schwäbische Küche, die auch mit der Wienerischen Aehnlichkeit hat, sagte ihm zur Freude meiner Gattin sehr zu, nur konnte man ihm den Kaffee nie stark genug bereiten, was gewiß auf sein Nervensystem nicht günstig wirkte. Auch starke Weine liebte er, doch trank er sie nie gerade unmäßig. Ich sah ihn nie berauscht. Zum Belege obiger Worte wolle in Lenau's Faust S. 86 „Die Schmiede" nachgelesen werden. Hierin kommt „zur Verherrlichung der österreichischen Küche" (s. Brief vom 22. April 1834) auch folgende Stelle vor:

„Der Frauen Herz, voll rätselhaften Zügen,
Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.
Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,
Das gibt den Speisen erst die rechte Weihe!"

Niembsch war so weltklug, seiner Schwester Therese zu versichern, diese Stelle wäre eigens auf sie gemünzt, aber er sagte dieß auch der Schleifer, der Reinbeck, ohne Zweifel auch der Kerner, in deren Haus er sie ja geschrieben, und wohl auch der Mayer, der Uhland, vielleicht zehn Frauen. War dieß etwa eitel nur falsche Schmeichelei? — Gewiß nicht! Er hatte in süßer Erinnerung, mehr, minder, wohl an Alle zugleich dankbar gedacht, als er diese wohlerprobten Verse schmiedete.

Wegen der geliebten Stärke des arabiſchen Bohnenſafts hat es ſeine volle Richtigkeit; er ſchlürfte ihn gewöhnlich giftſcharf. Thereſe hatte oft ihre helle Noth damit. Stand ſolcher nicht ganz zu Geſchmacke, ſo ſchalt er ihn alsbald „Schwachmattikus!“ Meiner alten Mutter Bohnenabſud war wirklich ſchwach und matt! Eben im Jahre 1834, als Niembſch wieder nach Wien zurückkam, ich aber juſt in Steiermark war und Thereſe mit den Kindern auf dem Lande, und er daher ganz allein in unſerer Wohnung ſich befand, ſandte ihm meine, nur um ein Stockwerk höher wohnende Mutter ſolch Südlein gefälligſt zum Frühſtück zu. Hierüber äußerte Niembſch zu ſeiner Schweſter, ſo bald er ſie nur wieder anſichtig ward: „Ein Glas . . .“ — er drückte ſich manchmal höchſt markig und ungebunden aus — „ein Glas Urin wäre mir lieber.“

Kerner ſagt noch ferner: „Ausgelaſſenes Luſtigſeyn wechſelte bei ihm ſehr oft mit tiefer Melancholie. Oft hörte man ihn in ſpäter Nacht in meinem Gartenhauſe“ . . . Es iſt hier noch nachzumelden, daß Kerner ſeinem Wohnhauſe gegenüber jenſeits der Straße auch noch einen Obſt- und Grasgarten beſitzt, in welchem oft des Doktors greiſes Pferd, der Fuchs — ein Veteran, der den ruſſiſchen Feldzug mitgemacht — im traulichen Verein mit der Ziege graſte, und worin auch ein kleines, weinumranktes Häuschen, laut der Jahreszahl über der Thüre, noch aus dem dreißigjährigen Krieg her ſteht. In dieſem Häuschen wohnte Niembſch im Jahre 1832 durch längere Zeit und ſchiffte ſich von da nach Amerika ein. Alſo: „Oft hörte man“ — ſagt Kerner — „in dieſem Gartenhauſe in ſpäter Nacht noch Niembſch, der darin ſeine Herberge zum Schlafen, gleichwie im alten Thurm zum Arbeiten hatte, auf der Violine ungariſche Tänze ſpielen, wozu er in ſchönen Wendungen tanzte, dann aber auch bald wieder dieſem Inſtrumente die herzzerreißendſten, klagevollſten Töne entlocken. Sein Verſtand war aber dabei ſtets ſo hell und klar, ſo mathematiſch, möchte ich ſagen, daß ich, trotz ſeiner ſtarken Phantaſie, nie geglaubt hätte, dieſer Menſch könnte wahnſinnig werden.“

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, Charfreitag (28. März) 1834.

Lieber Bruder!

Vor Allem hab' ich zu melden, daß Du Emilien die größte Freude mit Deinem Briefe und poetiſchen Einſchluß gemacht haſt. Sie dankt Dir herzlich.

Mir geht es recht gut. Ziemlich fleißig war ich bisher. Wenn es ſo fortgeht, ſo macht mein Fauſt bis Herbſt ein Bändchen. Bis jetzt ſind folgende Scenen fertig: Das Einleitungsgedicht: „Der Schmetterling;" Fauſt und ſein Famulus Wagner im anatomiſchen Theater an einer Leiche, ſpäter Mephiſtopheles. Die Verſchreibungsſcene im Walde; die Tanzſcene im Wirthshauſe nebſt niederländiſchem Anhange; eine politiſche Scene (Epiſode): Mephiſtopheles inſtruirt in einem Hofgarten einen Miniſter; eine lange Scene in einer öſterreichiſchen Schmiede. — Dieſe Arbeit hat hier große Senſation erregt. Schwab beſonders iſt ganz furios darüber. Er hat eine aufrichtige herzliche Freude daran. Cotta iſt in Paris.

Schwab iſt erfreut, von Dir Beiträge zum Muſenalmanach zu erhalten. Nächſtens werden dieſe abgeſendet nebſt den meinigen. Ich gebe den „Schmetterling" und die „Warnung im Traume," weil dieſe einmal in Wien nicht gedruckt werden darf. Es wäre doch ſchön, wenn auch mein verehrter Freund Schleifer was im Muſenalmanach hätte. — Wer wird denn in Zukunft die „Veſta" redigiren, da Zedlitz ihre Redaction aufgegeben? Erkundige Dich bei Gelegenheit. — Die Cotta'ſche Buchhandlung hat mit mir noch nicht contrahirt. So viel aber iſt gewiß, daß ſie zur Herbſtmeſſe eine zweite Auflage meiner Gedichte veranſtalten will, und gewiß unter anſtändigen Bedingungen, denn ich gelte große Stücke bei ihr. Das bleibt aber vor der Hand unter uns.

Ich hoffe demnach zum Herbſt mit zwei Bändchen Poeſien in Wien einzumarſchiren. Früher komm' ich nun einmal ſchwerlich weg, weil ich die Correktur jedenfalls ſelbſt machen will. — Das Frühjahr werd' ich wahrſcheinlich in einem Badeorte zubringen, um meine Geſundheit ganz herzuſtellen. Der Mangel an Eßluſt iſt bei mir auffallend, mein vegetatives Leben iſt gedrückt. Dabei wird viel Kraft verzehrt auf heftige Empfindungen und finſtere Dichtung. Ich muß meinem corpusculum

ein wenig aufhelfen. Eine große Freude machen mir die Variationen von Schleſinger aufs Clavier. Ich ſpiele ſchon ſechs davon. Mit Anſtrengung kann man viel zwingen. Wenn ich ſie nur wieder von Deinem Bruder Joſeph hören könnte. Grüße mir den lieben Freund.

Wenn der Druck meiner Gedichte früher beginnen könnte, was allerdings möglich iſt, ſo würden wir uns noch dieſen Sommer wieder ſehen. In ſechs bis acht Wochen iſt viel möglich, beſonders wenn der Verfaſſer den Druckern auf dem Hals ſitzt und beſtändig urgirt. Ich ſehne mich ſehr nach Dir, mein lieber felſenbiederer Bruder, und nach Dir, meine geliebte Schweſter. Seyd überzeugt, daß ich komme, ſo bald möglich.

Unſer Mayer iſt gegenwärtig ſehr unangenehm beſchäftigt mit der Unterſuchung eines Doppelmordes, der ſich in ſeinem Amtsbezirke zugetragen. Der liebe Mayer! Wie er ſo lauter und innig uns ergeben iſt! Im Hartmannſchen Haus iſt jetzt eine große Freude einquartiert. Mariette iſt mit ihrem Kinde, einem ſtattlichen freundlichen Buben, auf zwei Monate bei uns. Der ehrwürdige alte Hartmann lebt ganz auf in ſeinem Enkel. Reinbeck iſt wieder völlig geſund und bei köſtlicher Laune. Emilie hat ein ſehr ſchönes Bild gemalt. Einen Kirchhof zwiſchen hohen Bergen an einem einſamen See im Mondlicht. Nach meiner Beſchreibung des Hallſtädter Kirchhofs hat ſie die Idee concipirt und meiſterhaft ausgeführt. Beſonders ſind ihr die Schneeberge des Hintergrundes gelungen.

Ich kann es noch nicht laſſen, Dir etwas von meinem Fauſt zu ſchicken. Hier haſt Du die Scene im anatomiſchen Theater, welche die erſte von allen ſeyn wird, weil ſie die Idee des ganzen Gedichtes exponirt. Lies ſie meiner Schweſter vor, meinetwegen auch Klemm, wenn er ſie hören mag; dieſer iſt gewiß einer der wärmſten und einſichtsvollſten Freunde meiner Muſe, wie er einer der allernächſten meines Herzens iſt. Dazu mußt Du ihn aber zu Dir laden. Trinket dann meine Geſundheit und vernehmt meinen Teufel! Weiter aber bitt' ich dieſe Scene nicht mitzutheilen. Meinen übrigen Freunden will ich ſie ſelbſt vorleſen. Oder beſuche Klemm in ſeinem Quartier, weil er ſo weit zu Dir hinaus hat, und lies ihm's dort.

Drei Tage ſpäter:

. Dein Brief und der meiner lieben Theres haben mich ſehr erfreut. Wenn ich an Dich und Deine grundehrliche Liebe denke, ſo fühl' ich's erdentlich, wie meine Seele auf Dir, einem ſicheren Boden ruht. Gott ſegne Dich dafür!

Liebe Schweſter, wenn ich an Dich denke, ſo weht mich mein verlorener Frühling an, und es thut mir unbeſchreiblich wohl, daß Dein Gemüth ein ſo reiner Himmel iſt, in welchem ich meinen Sitz habe. Du biſt ſo zu ſagen, meine Heimath.

Geſtern ſchrieb ich und vorgeſtern eine neue Scene Fauſt. Ich will Euch lieber dieſe, als die anatomiſche ſchicken, weil ſie viel milder iſt. Fauſt hat der Schuld ſchon ſo viel gehäuft auf ſein unſtätes Haupt. Dieſe letzte Scene zeigt ihn — nach einem Abenteuer in einer öſterreichiſchen Schmiede, das ihn ſehr angegriffen hat, und nach einem heftigen Ritt durch einen Wald — nunmehr auf dem weiteren Ritt durch denſelben Wald in ruhigerer Stimmung: „Der nächtliche Zug."

Mir iſt eingefallen, ob ich die Redaktion der Veſtalin, im Falle ſie noch nicht vergeben wäre, nicht vielleicht bekäme. Durch Zedlitz ginge das nicht, denn er iſt mit dem Eigenthümer dieſes Taſchenbuches zerfallen. Klemm könnte ſich vielleicht erkundigen, und im guten Falle Schritte thun. Bitt' ihn darum in meinem Namen, aber haltet die Sache ſo ſtill als möglich, um ſich nicht durch Fehlſchritte zu compromittiren. Grüße mir Deine lieben Kinder und meine Freunde. Lebt wohl, liebe Geſchwiſter! Euer Niembſch.

Schreibe bald.

Guſtav Schwab an Anaſtaſius Grün.

Stuttgart, am 14. April 1834.

Daß wir Ihre „fünf Oſtern," denen ich mit Begierde entgegenſehe, nicht haben ſollen, thut mir ſehr weh, und auch Chamiſſo wird es kaum verſchmerzen; er hält Alles auf Sie und auf Lenau, und erwartet von Ihnen die Würzen des Almanachs. Der letzte liebe Freund weilt immer noch in unſerer Mitte und grüßt Sie recht herzlich. Er hat Fauſtſcenen geſchrieben, die köſtlich und wahrhaft bewunderungswürdig ſind.

und nach meiner Ueberzeugung ihm den Ruf des größten Lyrikers und Lyrodramatikers nach Goethe und Uhland in Deutſchland gründen werden. Eine Scene davon enthält der Almanach als Probe.

Niembſch an Graf Alexander von Württemberg in Eßlingen.

Stuttgart, den 15. April 1834.

Theurer Freund!

Ich bin der Frau Gräfin unendlich dankbar für ihre übergroße Freundlichkeit, daß ſie bei Veranſtaltung des Concerts Rückſicht auf mich genommen. Ich küſſe ihr die Hände für dieſe Güte.

Mein Halsübel iſt wieder gehoben, und wenn Du mir übermorgen Mittags den Wagen zu ſchicken bequem finden ſollteſt, ſo bitte ich Dich darum; ich freue mich auf Deinen „Atargull.“ Daß Du keine ſchlafende Schöne ſo leicht ſchildern kannſt, begreife ich. Du biſt zu ungeduldig, ein ſchlafendes Weſen ruhig zu betrachten. Dieſe Art poetiſcher Converſation dünkt Dir zu langweilig. Aber nur dran; es muß doch gelingen! Der epiſche Dichter muß ſich an alles wagen. Hier gilt es freilich die Saiten leiſe anzuſchlagen, und die Schläferin nicht zu wecken, und das leiſe Weſen iſt überhaupt nicht Deine Sache. Probir' es nur. Leb' wohl, geliebter Cäſarowicz! Dein alter treuer Dibitſch.

Schleifer an Schurz.

Ort, am 22. April 1834.

Mein lieber guter Schurz!

Von ganzer Seele und mit jauchzendem: Heil ihm! begleite ich Niembſchens immer kühneren Aufflug. Möge es mir gegönnt ſeyn, noch lange von ihm zu hören, und mich im Abglanz ſeines leuchtenden Sternes zu freuen!

Das Unwohlſeyn, an dem Niembſch kränkelt, iſt nicht unbedeutend, wie mir ſcheint. Sowohl der Stoff,[1] die Wüſte voll Finſterniß, Troſtloſigkeit und Geiſtergrauen, zu dem er ſich gezogen fühlt, als die Leidenſchaftlichkeit, mit der er ſich hingibt, hinreißt, und den Stimmen des

[1] Fauſt.

Unnahbaren horcht, muß auch die kraftvollſten Organe benagen und zerſtören. Ich hoffe, er wird Aerzte finden, mit denen er ſich beſpricht. Wäre er älter, mir gleich an Jahren, ſo würde ich ſagen: Laßt ihn! Eines ſchöneren Todes kann er nicht ſterben. Aber ſelbſt dann möchte ich dieſe Sprache einer herben Stoa gegen den Schwager und die Schweſter des Dichters nicht vernehmen laſſen. Du willſt mein „Grab auf der Haide?“ Da haſt Du's.[1] In meiner Bruſt ſtand es viel ſchöner. Ich ſchicke es gleichzeitig mit dieſem Briefe an Niembſch. Er wird mit dem Ausgange, mit den letzten drei Strophen, nicht zufrieden ſeyn. Ich kann nicht anders. Nehmt mir die zwei Genien, den am Kreuz und den am Anker, ſo weiß ich und begreif' ich nicht, wie ein ehrlicher Mann noch drei Stunden auf dieſer Hundewelt aushalten kann.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 22. April 1834.

Lieber Bruder!

Ich hoffe, Ihr werdet Eurer Beſorgniß um das kranke Reschen bereits frei ſeyn, wenn Ihr dieſen Brief bekommt. Es wäre für mich gar zu traurig, wenn ich Euch nicht vollzählig anträfe bei meiner Zurückkunft nach Wien. Doch in Euren Kindern ſteckt gutes Blut, und die Mutter iſt ſehr beſorgt und aufſichtig. Das kleine Mariechen[2] wird wohl auch ſchon gut ſeyn. Kerner hat einen Mißverſtand mit ſeinem Scherze bei Dir erregt. Es iſt nicht von einer Toni die Rede, ſondern von einem Toni, nämlich: Deinem Sohne, den ich zum Oberförſter gemacht, und mit der kleinen Emma, Kerners Tochter, einem allerliebſten Kinde, vermählt habe. Cotta iſt wieder da von Paris und ich habe ihm Vorſchläge über meine zweite Auflage gethan. Dieſe wird um zehn Bogen ſtärker als die erſte. Ich habe das Honorar auf tauſend Gulden geſtellt. In einigen Tagen wird er ſich darüber entſcheiden. Ich zweifle nicht, daß ich mich mit ihm vereinigen werde, denn es iſt ihm ungemein viel daran gelegen, mich im Verlage zu behalten. Bis zum Herbſt hoff' ich dann

[1] S. Schleiers Gedichtſammlung S. 228.

[2] Marie Pauline.

auch ein zweites Bändchen mit meinem Faust geben zu können. Es sollen hübsche Vignetten dazu gestochen werden.

Mit meiner Gesundheit geht es so so. Ich muß frische Bergluft aufsuchen und baden. Es sitzen noch einige böse Seegeister in meinem Leibe. Das verfluchte Salzfressen! Der Teufel hole das Pökelfleisch!

Da meine Honorare erst im September fällig sind, so bitte ich Dich, mir 250 Gulden zu anticipiren. Ich werde sie Dir im September mit Dank zurückschicken oder wahrscheinlicher bringen. Ich will doch für unvorhergesehene Fälle gedeckt seyn. Sollt' es Dich aber geniren, so werd' ich den Herz um einen Creditbrief auf diese Summe ersuchen. Kannst aber Du das Geld so lang entbehren, so bitte ich Dich, es dem Herz zu übergeben, der es für mich an die hiesige Hofbank zu senden die Güte haben wird.

Was von Deinen Gedichten in den Musenalmanach kommt, weiß ich noch nicht. Dieß hängt von der Wahl Chamisso's ab. Sobald dieser darüber entschieden haben wird, schreib' ich Dir's. Du hast auf keinen Fall von der Censur zu besorgen. Es ist ja Alles ganz unverfänglich. Doch ich will Deinem Wunsche nachkommen. Schleifer soll bald dazu thun, mir etwas zu schicken. Schade, daß Du Deine „Gemsenjäger", die sich in Trilogie vortrefflich ausnehmen, [1] schon anderwärts vergeben hast. Ich habe neuerlich angefangen zu recensiren, und bereits Einiges an die allgemeine Literaturzeitung von Halle abgeschickt. Es ist dieß keine üble Studie; man erhellt und befestigt dabei seine Kunstansichten. Fahre doch fort, Deine Gedichte zu ordnen, damit ich dafür sorgen kann.

Wenn ich die Redaction der Vesta bekäme, wäre mir's sehr angenehm. Ich erhielte gewiß Beiträge von den besten Dichtern Deutschlands und könnte den Almanach vielleicht heben.

Der Druck meiner Gedichte wird hoffentlich binnen acht Tagen beginnen. Versendet werden sie aber erst im September.

Mayer steckt tief in der Untersuchung eines Mordes. Weh ihm, wenn er den Thäter herausbringt! Er müßte in persona der Hinrichtung beiwohnen. Schreckliches Loos für diese sanfte Natur!

[1] S. Gedichte von N. L. Schurz, S. 128—138.

Meine „österreichische Schmiede" kommt im Musenalmanach. Ich habe darin die österreichische Küche verherrlicht. Meine liebe Therese und die Nani Schleifer werden eine Freude daran haben.

Deinem Pepi und Toni danke ich für ihre possierlichen Briefchen. Der „Herrenkel" hat hier viel Spaß gemacht. Man wußte hier gar nicht, daß ein Onkel bei uns in Oesterreich (dem eigentlichen Land der Pietät) ein so geachtetes Wesen ist. Ich zeige den schwäbischen Kindern diese devoten Zeilen an einen Onkel als Muster der Nachahmung.

Danke dem guten Herz in meinem Namen für seine freundschaftliche Verwendung bei Reckert, so wie meinem lieben Klumm.

Grüße Prean, Kaltenbäck, Huber, Braunthal, Skalsky u. s. w., alle Freunde.

Tausend Küsse Deinen Kindern. Lebe wohl, theurer Bruder, Herzensschwester! Grüße auch Mina und Marie schönstens, Deine liebe Mutter und den wackeren Bruder Josephus. So eben erhalte ich eine Einladung, heute den Abendthee bei Baron Cotta zu schlürfen. Da hör' ich schon was Neues. Euer Bruder Niklas.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 7 Mai 1834.

Geliebter Bruder!

Ich danke Dir herzlich für Deine bereitwillige Güte. Die 250 Gulden Conv.-Münze habe ich erhalten, und hoffe sie Dir bis August zurückstellen zu können. Die Cotta'sche Buchhandlung hat meinen ihr projektirten Vertrag unterschrieben. Die zweite Auflage meiner Gedichte, mit deren Druck bereits begonnen ist, wird 1200 Exemplare stark. Mein Manuscript wird ungefähr 30 Bogen ausmachen; Druck und Papier wie bei der ersten Auflage; Honorar 1000 Gulden; Freiexemplare 36; neuer Vertrag im Falle einer dritten Auflage. Cotta hat sich sehr artig gegen mich benommen; ich habe gern mit ihm zu thun. An jenem Abend, den ich mit ihm zubrachte (Thegesellschaft), fand ich eine glänzende Versammlung hiesigen Adels, und mußte nolens volens eine Scene aus meinem Faust vorlesen, wobei ich einen tüchtigen Erfolg hatte. Niemand aus der Gesellschaft,

Schwab ausgenommen, kannte noch etwas von meinem Zauberer; sie waren wirklich, so zu sagen, perplex. Seitdem spukt mein Faust und Mephistopheles in der Stadt herum; es frappirt die gutmüthigen Schwaben die echte schwarze Teufelsader, die sich durch diese Arbeit zieht. Ich bin aber sehr mißtrauisch gegen diesen Effect. Wer weiß, ob er recht künstlerisch ist; vielleicht ist er bloß psychologisch. Einige neue Lyrica, als: Atlantica, Niagara, ein paar Cretica, sind die einzige Ausbeute meiner letzten Zeit. Am Faust will ich fortmachen, wenn ich wieder ganz frisch bin. Ich hoffe das Beste von einem Aufenthalte in dem Schwarzwälderbad Rippoldsau. Ich werde dort den Brunnen trinken. Mein Uebelbefinden gründet sich bloß in einer Trägheit des Unterleibs, wogegen jenes Bad trefflich wirken soll. Die entfernte Ursache mag allerdings in Gemüthsbewegungen liegen, welche ich darum so viel möglich mäßigen will. Bedenklich ist aber mein Zustand gewiß nicht. Wenn ich restaurirt bin, und meine Gedichte gedruckt sind, komm' ich heim. Vier bis sechs Wochen seyen meinem geliebten Schleifer gewidmet, dessen Gedicht hab' ich bereits nach Berlin expedirt. Schwab fand viel Gefallen daran. Auch mir gefiel es sehr; der Dichter hat dem Traumsee etwas von seinem geheimnißvollen Wogenschlage abgelernt; es ist ein gar süßer ahnungsvoller Tonfall in diesem Liede. Schleifer ist ein tüchtiger Poet.

Dem Herz einen Gruß und Dank für seine Freundlichkeit. Einen neuen Almanach auf eigene Rechnung herauszugeben, ließe sich wohl in Oesterreich schwerlich machen. Leichter ging es bei der bereits beliebten Firma.

In einer Recension für die allgemeine Literaturzeitung habe ich eine Bestimmung versucht: was eigentlich Naturpoesie seyn müsse. Wenn die Recension abgedruckt ist, will ich sie Dir senden.

Graf Alexander ist der Alte. Er hat ein paar erdentliche Sachen gemacht, Gedichte nämlich. — Von Schwab und Pfizer schöne Grüße.

Ich freue mich in den Schwarzwald. Da will ich manchen Becher Gesundbrunnen nicht nur auf meine, sondern auch auf die Gesundheit meines treuen Engels Anton und meiner Therese trinken. Liebes Schwesterl; sey unbesorgt; mit mir stehet es noch nicht so schlecht. Ich soll noch manchen unbändigen Band Poesie in die Welt schicken, bevor ich aus

der Welt gehe. Deine lieben Kinder alle gesund zu wissen, ist mir sehr beruhigend. Meinem lieben Pepi aber danke ich für sein Briefchen. Seine Artigkeit gegen seinen „Herronkel" macht hier einige Sensation bei den Müttern, die sich bereits vernehmen, ihre Kinder zu ähnlicher Artigkeit gegen die, hier zu Lande allzu vernachlässigten Onkels zu dressiren. Oesterreich wird noch ein wahres Musterland für Deutschland. Sogar einige pädagogische Lichtstrahlen gehen schon von dort aus.

Wir haben hier herrliches Frühlingswetter. Im hiesigen Schloßgarten sind viele Nachtigallen; ich belausche sie täglich. O, der Frühling! — Zieht Ihr nicht aufs Land? — Apropos! Sey so gut, lieber Bruder, meinen Freund Kaltenbäck zu erinnern, er möchte doch den bewußten Correspondenten für das hiesige Kunstblatt drängen, bald etwas einzusenden. Grüße auch meinen wackeren Huber, dann alle die Freunde von Reuner und mir.

Wie geht es dem guten Klemm?

Noch einmal meinen innigen Dank für Deine gütige, prompte und herzliche Hülfe. Euch und Eure Kinder und Schwester Marie und Mina umarmend, Euer getreuer Bruder und Onkel.

Die herzlichsten Grüße von Reinbecks und Mayer, der jetzt mit seinem Criminalfall fertig ist, und, Gott sey Dank, nichts herausgebracht hat.

Niagara.

Vale!

Ich bin um Mittheilung obiger von Lenau gelieferten Beurtheilung angegangen worden. Er hatte aber seines Versprechens, mir dieselbe nach dem Abdrucke senden zu wollen, wohl vergessen, und ich besaß sie daher auch nicht, und kannte sie sogar nicht einmal. In seinen mir gelassenen Schriften befand sich nun doch eine Beurtheilung von Gedichten, die aber durchaus nicht näher bezeichnet waren. Die Naturpoesie ist darin nur im Vorübergehen erwähnt, gleichwohl konnte diese Beurtheilung die fragliche in die Haller „Literaturzeitung" gesandte seyn. Ich ließ mir diese also aus der kaiserlichen Hofbibliothek zur Durchsicht geben, und entdeckte im zweiten Bande von Mai bis August 1834, S. 294 unter: „Schöne Literatur"

eine Beurtheilung der zu Leipzig bei Friedrich Fleischer aufgelegten Gedichte: „Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil.“ Obwohl dieser Aufsatz gar nicht unterzeichnet ist, so sah ich doch gleich, daß er von keinem Andern seyn konnte, welchem die abgedruckte Beurtheilung und die von dessen eigener Hand geschriebene in meinem Besitze — stellenweise vollkommen gleichlautend — offenbar eines und desselben Vaters Zwillingskinder sind, und weil auch die von Lenau in obigem Briefe als versucht angegebene Bestimmung darin klar ausgesprochen ist. Ich füge diese daraus hier bei.

„Der Verfasser dieser Gedichte gehört wenigstens seinem poetischen Charakter nach offenbar einer ältern Aera unserer Literatur. Das beweisen diejenigen seiner Lieder am augenfälligsten, in welchen er sich als Naturdichter zeigt; dieß beweist auch die auffallende Erscheinung, daß ihm die Ironie, das Charakteristische unserer Zeit, völlig fremd geblieben ist. Die Naturpoesie unserer Dichter des vorigen Jahrhunderts besteht wohl größtentheils darin, daß sie entweder eine Reihe von Naturerscheinungen aufzählen, welche weder durch Empfindung noch durch Situation in jenen lebendigen Verband gebracht sind, oder sie ziehen eine Parallele zwischen irgend einer Erscheinung aus der Natur. Aber weder jene sterile Enumeration, noch dieser bloß verständige Parallelismus dürfte, streng genommen, künstlerische Darstellung zu nennen seyn. Die wahre Naturpoesie muß unsers Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Conflikt bringen und aus diesem Conflikt ein drittes Organisch-lebendiges resultiren lassen, welches ein Symbol darstelle jener höheren geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind. Diese Gestaltung der Naturpoesie scheint unserer Zeit verbehalten, und auf eine merkwürdige Weise mit der charakteristischen Ironie der neuesten Poesie überhaupt zusammenzuhängen. Scheint es doch, als ob gerade die ironische Auffassung des Menschenlebens und ihre schmerzliche Nichtbefriedigung das Herz des Dichters näher zur Natur drängt, um in einem innigeren Verkehre mit derselben die ideale Befriedigung zu suchen, welche in der einseitigen Dissonanz der Ironie nimmer zu finden ist.

Als belegendes Beispiel jener sterilen Enumeration führen wir an das Gedicht: Frühlingslied S. 16. Hier werden eine Menge freundlicher Naturerscheinungen, je vier und vier in jeder Strophe, aufgezählt, und

nach jedem Doppelpaar wird geſagt, daß alles recht ſchön ſey. Durch eine ſolche Aufzählung wird die Natur für den Leſer getödtet, und das vermeintliche Poem iſt nichts, als ein wohlgemeintes Inventar über die Verlaſſenſchaft der Verblichenen. Das Gedicht: Die Thränen, S. 53 iſt ein Beiſpiel jener Naturpoeſie, die ſich in bloßen Verſtandesparalleien bewegte. Die vom Sonnenbrand durchglühte Erde findet Linderung und Erquickung im wohlthätigen Regen; das von Schmerzen durchglühte Menſchenherz findet die ſeinige in den wohlthätigen Thränen."

Niembſch an Mayer.

Stuttgart. Donnerſtag den 15. Mai 1834.

Amicissime!

Ich würde ſchon heute zu Dir kommen, wenn ich nicht morgen zu Deiner lieben Schweſter, der köſtlichen Frau Köſtlin, Regierungsräthin, geladen wäre; wir werden auf der Silberburg Thee trinken zu Abend, und ich hoffe auch Wein. Da wäre mir's denn ein gar gefundener Handel, wenn Du auch dabei wäreſt, bei mir oder Deiner Schwiegermutter übernachteteſt, und übermorgen zeitig früh, etwa um 7 oder 8 Uhr, nach Waiblingen führeſt. Schulern, dem trefflichen Mann des Bades, ſey ſo gut zu ſagen, ich komme übermorgen nach Neuſtädtle, bleibe jedoch nur acht Tage dort, er ſolle alſo in ſeinen Beſtellungen ſich nicht geniren laſſen.

Mir iſt jetzt viel wohler, als in den Tagen der Bruthitze; wenn ſie nur nicht wiederkommen. Schwab reiſt Freitag früh in die Schweiz, vielleicht gibt Dir der Wunſch, ihn noch zu ſehen, einen Stoß herein nach Stuttgart; Schwab wird — aber, Freund, ich bin ein Narr, ſo eben fällt mir ein, daß Schwab morgen ſchon abreiſt. Komm aber doch herein, wenn es ſeyn kann.

Der Druck meiner Gedichte hat begonnen. Cotta wurde geſtern ſchon zurückerwartet aus Frankfurt; ich weiß aber nicht, ob er ſchon da. Ich will nächſtens mit ihm ſprechen über Deine Sache.

Schurz läßt Dich herzlich grüßen.

Leb' wohl, Du und Deine liebe Frau, und was ſie geboren hat.

Dein Niembſch.

Eben auch auf der Silberburg feierte, faſt 20 Jahre ſpäter (den 5. September 1853), der „köſtlichen Frau Köſtlin“ Sohn, Auguſt, ſeine Hochzeit mit Lenau's Nichte, Maria Thereſia Schurz, wobei es, nach des Dichters früherem Wunſche, gleichfalls nicht an Wein, zumal nicht an Champagner gebrach. Niembſch war im Neuſtädtler Bade mit Liebe an ſeinem „Fauſt“ geſchäftig; namentlich hat er die Partie „Maria“ und „der Maler“ daſelbſt ausgearbeitet. Bald wurde er aber von ſeinem Freunde, Graf Alexander von Württemberg, unterbrochen, der mit Familie und Gefolge nach Neuſtädtle kam, und ſich ſogar von Eßlingen herüber auf der Achſe einen anſehnlichen Nachen zuführen ließ, um die Neuſtädtler Muſe zu Waſſerfahrten auf der Rems benützen zu können.

Niembſch an Mayer in Waiblingen.

Samſtag. (Neuſtädtle, den 24. Mai 1834.)

Liebſter!

Meine gräflichen Freunde haben ſich entſchloſſen, morgen den Geburtstag ihres Knäbleins hier zu feiern, und zwar mit Trompeten und Pauken. Ich werde darum heute noch nicht abfahren, und bitte Dich, das Fuhrwerk, wenn es ſchon beſtellt iſt, abzuſagen.

Ich komme heute noch zu Dir. Wenn Du Deine Piſte machen willſt, ſo komm heute nach Tiſch einen 2½ Uhr. Dein Niembſch.

Mayer an ſeine Frau in Heidenheim.

Waiblingen, den 27. Mai 1834.

Geſtern Morgen iſt Niembſch gleichzeitig mit Alexander von Neuſtadt abgereiſt. Es ward ihm leid, daß er durch die geräuſchvolle Gegenwart dieſer gräflichen Gäſte im Dichten und im ruhigeren Umgange mit mir unterbrochen wurde, und er verließ Neuſtadt, weil er vorausſah, daß er daſelbſt doch nicht würde arbeiten können. Treulich eilte er jeden Abend, öfters auch des Tages zweimal, zu mir herüber, um mich einen Augenblick zu ſprechen, wobei es denn auch an meiner Begleitung nicht fehlte. Aber die ruhigere Geſprächsentwicklung, die den Umgang mit Niembſch oft ſo anziehend und belehrend macht, war uns doch ganz abgeſchnitten.

Samstag Nachmittag machte auch ich Alexanders meine Aufwartung, und hatte Mühe, ihren sehr freundlichen Einladungen schon zum Abendessen, besonders aber zur Geburtstagsfeier ihres Kindes, die letzten Sonntag stattfand, und wozu die Eßlinger Trompetermusik herbeschieden war, zu entgehen. Ich entschuldigte mich und ging mit Jettle und ihrer Freundin Pauline aufs Eßlinger Jägerhaus, den ganzen Tag zum großen Vergnügen der beiden Mädchen ein schönes, freies Waldleben führend, bis wir endlich, auf dem langen Waldrücken hinziehend, erst hinter Rommelshausen wieder in das Thal hinabstiegen. In Waiblingen machten wir uns gleich auf den Weg zu dem Feuerwerk, das Alexander an jenem Abend auf den steilen Weinbergen, gegenüber von Neustättle, und zum Theile, dem Feuerwerk jenseits des Flusses entsprechend, auch in der Nähe des Badhauses abbrennen ließ. Halb Waiblingen war bei dieser durch Trompetermusik verherrlichten Lustbarkeit versammelt; wir kamen aber nur noch zum Ende der Freude, kurz, ehe Niembsch einsteigen wollte, mich noch einmal zu besuchen. Er, Jettle, Maler F., der bei mir zu Nacht speiste, fuhren dann in der schönen Nacht in Alexanders Wagen noch hieher, wo aber Niembsch nur noch einen Augenblick verweilen konnte. So hatte die Freude seines Hierseyns ein Ende.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, Ende Mai 1834.

Lieber Freund!

Mit dem Drucke Deiner Gedichte wird bald begonnen werden. Eine neue Novelle von Sternberg, auf deren unverzüglichen Druck der Verfasser dringt, hat die Presse in Beschlag genommen, welche sonst Deine Gedichte in die Arme genommen hätte. Bis zur Herbstmesse werden die Letzteren doch noch immer erscheinen können, wenn auch erst in ein paar Wochen damit begonnen wird. Sonntag reise ich nach Baden und von dort ein wenig im Schwarzwald herum.

Ich habe gute Nachrichten von Euch, daß Ihr Alle recht vergnügt seyd mit Eurer Braut, was mich recht sehr erfreut.[1]

[1] Marie Kerner war Braut des Dr. Rothammer in Heidenheim.

Auch Alexanders ſind wohl und vergnügt und voll der Liebe zu Dir.

Meine Gedichte ſind in vier Wochen wahrſcheinlich fertig. Reinhold iſt ſo gütig, in meiner Abweſenheit die Correktur zu beſorgen.

Lebe wohl, grüße die Deinigen. Dein Niembſch.

Mayer an ſeine Frau in Heidenheim.

Nachlingen, 4. Juni 1834.

Am Samſtag kam Vormittags auf eine Viertelſtunde der treue Niembſch angefahren, um auf einige Tage Abſchied zu nehmen. Er fuhr am Sonntag mit Sternberg nach Baden-Baden, hatte aber im Sinne, heute wieder in Stuttgart einzutreffen.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 28. Juni 1834.

Liebſter Bruder!

Meine Geſchäfte ſind hier nun beendet. Der Druck meiner Gedichte iſt fertig. Die zweite Auflage wird eleganter gemacht als die erſte. Von meinem Fauſt iſt nichts dabei. Ich will zuwarten, bis ſich das Gedicht, wo nicht ganz ſchließt, doch wenigſtens in einer gegliederten Scenenfolge abrundet, und dann unter dem beſcheidenen Titel: „Fauſtiſche Bilder“ es erſcheinen laſſen. Neulich war ich mit Mayer bei Uhland in Tübingen. Er war wieder ganz Poet; die leidige Politik iſt wenigſtens bis zum nächſten Landtag abgeſchüttelt. Er war auch ganz Freund, und ich hatte ihn nie ſo liebenswürdig getroffen. Es iſt ein ſchöner Zug in ſeinem Charakter, dieſe wahrhaftige Freude an den poetiſchen Beſtrebungen eines Andern. Das Urtheil eines ſolchen Mannes wiegt Bibliotheken von Recenſionen auf. Ich las ihm einige Fauſtiana vor; und zwar die nächtliche Scene im Walde mit der Johannisprocеſſion las ich ihm, ohne es zu wiſſen, gerade in der Johannisnacht. Er hatte große Freude daran. Von ſeinen Gedichten wird jetzt ſchon die achte Auflage gedruckt. Am Johannistage machten wir, nämlich Uhland ſammt Frau, Mayer und

ich einen Ausflug nach Rukermau, einem hübſchen Badeorte. Auf dem Wege wurde ſehr viel über Poeſie verhandelt, bis in die kleinſten praktiſchen Details.' Uhland ſpricht ſehr gründlich und iſt gewandt im Denken, und ſcharf im Auffaſſen fremder Anſichten. Schwab äußerte einmal gegen mich ſein Verwundern, daß Uhland mit ſo viel Poeſie ſo viel Schärfe des Urtheils vereinige; mich wundert das gar nicht. Ohne ſcharfes Urtheil kann man bei der glücklichſten poetiſchen Fähigkeit nichts ſchreiben, das da fertig iſt, für und fertig, und überall klappt. Mayer ſprach weniger, der Beſcheidene ſchien mehr ſeine Freude darin zu finden, daß er die Freunde hörte und genoß.

Meine Gedichte werden erſt zur Herbſtmeſſe verſendet werden. Meine Freiexemplare bekomme ich übrigens nächſtens. Man hat mir mein Honorar entrichtet, und ich werde Dir meine Schuld bald mit herzlichem Danke abtragen. Mayer hat mir einen recht lieben Brief von Dir mitgetheilt. Die kleinen Gedichte ſind zum Theile recht gelungen. Mayer hat mir den Brief zu ſchnell wieder entriſſen, als daß ich Dir eine genauere Kritik darüber geben könnte. Im Allgemeinen muß ich Dir aber bemerken, daß ich dieſe Art kleiner Gedichte nicht billige. Ich habe Mayer öfter mein Bedenken geäußert. Weit entfernt, das wirklich Schöne, das in Mayers Liedern und in den Deinigen vorkommt, zu verkennen, kann ich mit der fatalen Kürze nicht einverſtanden ſeyn, die den Leſer gerade da, wo ſich ein poetiſches Gefühl in ihm anſpinnen will, im Stiche läßt. Es liegt eine gewiſſe Neckerei darin, ein kindiſches Verſteckenſpielen. Ferner tadle ich dieſes Hinausgehen in den Wald, dieſes Herumſpioniren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetiſchen Anhaltspunkt biete, gleichſam eine Meſſe gebe, wo ihr beizukommen iſt. Bei dieſer Manier (ſo muß ich allerdings dieſes Verfahren nennen) lebt der Dichter gar zu ſehr in der Außenwelt; er lauert beſtändig auf Naturerſcheinungen, an welchen er am Ende bloß herumdeutelt. Ich meine, der Dichter ſoll ſeine Gebilde im Innern und

' Se gab Neumbich die Klugheitsregel: Wenn man ſich zu einem etwas gezwungenen Reime veranlaßt ſehe, ſo ſey es räthlich, das auffallende Reimwort voranszugehen, und das gewöhnliche folgen zu laſſen, damit es nicht ſcheine, man habe zu dem letzteren das Andere erſt mühſam herbeizwingen müſſen. (S. Mayer S. 161.).

aus seinem Innern hervorschaffen, und die äußere Natur soll ihm nur aus der Erinnerung, die im Augenblicke der dichterischen Thätigkeit freilich zur fruchtbaren Anschauung werden muß, gewisse Mittel suppeditiren. Kürzer: die angewandte und zum Symbol gewordene Naturerscheinung soll nie Zweck, sondern nur Mittel seyn zur Darstellung einer poetischen Idee.

Ich weiß recht gut, daß ich gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin, allein ich glaube, diese Ansicht ist richtig. Mündlich mehr darüber. Meine Rückreise nach Wien hängt von meinem Magen ab. Es geht besser damit, und wenn es so fortgeht, werd' ich binnen vier Wochen von hier abreisen; wo nicht, muß ich nach Rippoldsau ins Bad. Es wäre schön, Herzensbruder, wenn wir uns bei Schleifer träfen! Gibt's keine Staubferien?

Rockert hat mir geschrieben, und im Allgemeinen bloß seine Nichtungeneigtheit, mir den Almanach zu übergeben, auf eine nicht unlangweilige Art geäußert. Ich kann dieses Herumfabeln nicht leiden. Es scheint übrigens ein guter Mann zu seyn; er wolle, heißt es in seinem Briefe, im Herbst die Sache mit mir mündlich besprechen. Gut!

Gestern las ich in der eleganten Zeitung einen sonderbaren Aufsatz über unsere neuesten Dichter. Man streicht mich sehr heraus. Schau doch das Blatt zu kriegen (Juniheft der Zeitung für die elegante Welt). Der Recensent thut mir die Ehre an, mich einen kriegerischen M.....[1] Lies selber!

Liebste Tertschi, wie geht's? Bald sehen wir uns wieder! Und Ihr, lieben Kinder, und meine verliebte Schwester Maria, ich grüß' Euch Alle herzlich!

Leb' wohl, Bruder! Dein Niembsch.

Deine Frau Mutter und Bruder Joseph, so wie den ganzen Renner grüß' ich schönstens. Vogels Gedicht[2] liegt noch bei Schwab fürs Morgenblatt.

[1] Matthisson.

[2] „Die Kirche von Falster."

Niembſch an Friederike Mayer.

Stuttgart, 3. Auguſt 1834.

Liebe Freundin!

Beiliegendes Kettchen ſende ich meinem lieben Pathchen Emilie zum Angedenken; mir iſt leid, daß ich's ihr nicht ſelbſt umhängen kann; thun Sie es und ſagen Sie dabei, daß es von ihrem Gedi kommt.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, mit Ihren Kindern, die ich alle herzlich grüße. Ich komme doch bald wieder nach Württemberg.

Behalten Sie mich in freundlichem Andenken. Mayer ſeh' ich vielleicht in München, worauf ich mich ſehr freue.

Adieu. Ihr Freund Niembſch.

In Eile. In einer Stunde fahre ich ab.

Niembſch an Kerner.

Eßlingen, den 4. Auguſt 1834.

Lieber Kerner!

Ich überſende Dir die Aushängbogen Deiner Gedichte, ſoweit ich ſolche corrigirt habe. Meine Heimreiſe machte mirs unmöglich, das Ganze zu beſorgen. Beim proſaiſchen Theil wäre ohnehin meine Hülfe nicht nöthig, vielmehr unerlaubt geweſen, da Du ja ſelbſt ſagſt im Vorwort zu den Reiſeſchatten, ſie ſollen unverändert die alten bleiben. Meine Aenderungen, die Du hier und dort in den Gedichten treffen wirſt, ſind, glaub' ich, von der Art, daß Du ſie, aufmerkſam gemacht, ebenſo vorgenommen haben würdeſt, und ſo hab' ich denn im Vertrauen auf Deine ſtillſchweigende Einwilligung und Deine ausdrückliche Vollmacht an mancher Stelle nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen geändert. Sollte ich aber manchmal Deinen Sinn nicht getroffen haben, ſo würde ich das ſehr bedauern und bitte Dich für ſolche Fälle um Vergebung. Die preſſanten Drucker geſtatteten mir nicht die Zeit, um Dich zu fragen, ob Du mit meinen Aenderungen einverſtanden ſeweſt. Eine der auffallenderen Umgeſtaltungen dürfte Dir erſcheinen pag. 71: „Sängers Troſt"; ſie iſt aber ſchlechterdings durch die Grammatik geboten. Früher hieß es:

Weilt an ihm kein Wanderer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf ſeiner Reiſe
Doch der Mond auf ihn.

Auf ihn concevirt nicht in genere mit dem Grabe, wovon Strophe eins die Rede iſt. Das Grab iſt generis neutrius, darum müßte das Pronomen der zweiten Strophe nicht heißen auf ihn, welches ja das Masculinum iſt, ſondern auf es. Das geht aber nicht, folglich hab' ich verſuchen müſſen, es mit einem andern Reim zu geben. Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle meine Aenderungen eben ſo rechtfertigen wollte; ich kann mich hier nur auf meinen guten Willen berufen und meine freundlichſte Sorgfalt, womit ich das Geſchäft beſorgt. Bei einem mündlichen Geſpräche will ich Dir einmal, wenn Du es wünſcheſt, genauere Rechenſchaft geben. Trotz meiner Aufmerkſamkeit ſind einige Druckfehler, aber unbedeutende, ſtehen geblieben, weil der Setzer manchmal verſäumte, einen von mir bezeichneten Druckfehler zu berichtigen, was übrigens auch meiner Gedichtſammlung begegnet iſt, woraus Du erſehen kannſt, daß ich die Deinige nicht mit geringerer Sorgfalt corrigirte.

Meine Gedichte ſind fertig; man will ſie aber erſt zum Herbſt erſcheinen laſſen. Bis dahin müſſen auch die Freiexemplare zurückgehalten werden. Ich habe indeſſen dafür geſorgt, daß Dir ein ſolches in meiner Abweſenheit ſeiner Zeit zugeſtellt werde.

Mittwoch reiſe ich von hier nach Hauſe. Es war mir unmöglich, Dich noch einmal zu beſuchen.

Ich danke Dir und Deiner Frau noch einmal herzlichſt für alles Liebe und Gute, das ich bei Euch genoſſen, Deiner Tochter Marie wünſch' ich eine glückliche Ehe und hoffe ſie auch.

Lebe wohl, lieber Kerner, und glücklich in und mit den Deinigen. Dein Freund Niembſch.

Niembſch verließ Stuttgart am 6. Auguſt in Geſellſchaft Reinbecks und Emiliens, die ihm bis in das oberöſterreichiſche Salzkammergut das Geleite geben wollten. Dieſe Reiſe wurde von Reinbeck ſelbſt in ſeinen

„Reiseplaudereien", 1. Band S. 215 u. f. w., ausführlich erzählt, woraus nachstehendes entnommen wird.

Am 10. trafen sie in München, wo sie im goldenen Kreuz wohnten, zufällig auf der Gasse mit Uhland, dessen Frau und Karl Mayer zusammen, die so eben sehr befriedigt von den bayerischen Seen zurückgekehrt waren. Schon am nächsten Tag Mittags reisten diese nach Schwaben, jene aber nach Oesterreich ab.

Am 13. August, seinem Geburtstag, war Niembsch mit seinen Freunden Nachmittags in Plain, einem stattlichen Stift mit Wallfahrtskirche nächst Salzburg, bei Milch und Brod vergnügt. Beim Besuche der vom Fürstenbrunnen durchtrauschten Felsenschlucht am 15. Nachmittags lagerte sich Niembsch auf feuchtes Moos, was für ihn später von üblen Folgen gewesen zu seyn scheint.

Am 17. August Abends gelangten die Freunde nach Gmunden, und denselben Abend noch fuhren sie auf dem See nach Schloß Ort, wo Schleifer sie mit Herzlichkeit empfing.

Am 19. ward der Landachsch besucht. Oben forderte Hani, die bekannte Jägermaid, Niembsch, den Vielgereisten, zu Erzählungen auf. Er fragte sie, ob sie wohl wisse, daß auf den Felsen dort ein Berggeist hause? Sie gab dieß als bekannt zu. „Und dennoch glaubst du," fuhr Niembsch fort, „wenn die Felsen verhüllt sind, das seyen Nebel? Da irrst du dich aber sehr!" — Sie wurde sichtbar gespannt. — „Wisse, daß der See des Berggeists Waschzuber ist, worin er seine Hemden und Hosen wäscht, die hängt er dann auf den Felsen zum Trocknen umher, und das haltet ihr blind für Nebel." Sie aber schüttelte das Haupt und bat ihn um Erzählungen von den Städten und Menschen, die er weithinaus gesehen habe.

Abends bei der Heimkunft nach Gmunden ins Gasthaus zum goldenen Schiff gab Niembsch dem Mädchen ein Seidentuch und ihrem Bruder eine Weste und auch für Vater und Mutter Geschenke mit.

Am 21. wurde die Reise nach Hallstatt fortgesetzt, wo der Kirchhof wieder zweimal, in der Dämmerung und im Mondlicht, betreten ward. Gleich bei der Thür fiel ihnen — wie Niendorf S. 162 erwähnt — ein Grab in die Augen, auf dem ganz symmetrisch geordnet drei Todtenköpfe

lagen, die im Mondglanze noch blendender und greller erſchienen, was den drei befreundeten Wanderern, im Einklange mit der ganzen nächtlichen Scene und Stimmung, doch einen recht ſeltſamen Eindruck erregte ...

Am 22. Abends ſtiegen ſie im Zickzack viele Felſenſtufen empor, an geräumigen Raſten vorüber, auf deren mittelſten Kaiſer Max der Zweite im Jahre 1546 geruht, zum Häuschen des Bergmeiſters empor, das außerhalb eine erhabene ſchöne Ausſicht zeigt, und innerhalb ein ſauber gearbeitetes Nachbild des Inneren des Salzbergs. Niembſch bekam heftiges Seitenſtechen, ein Uebel, das er aus Amerika heimgebracht, und das vielleicht durch das neuliche längere Lagern auf dem feuchten Mooſe in der Fürſtenbrunnenſchlucht wieder erweckt worden war. Erſt ſpät unter zunehmenden Schmerzen des Dichters gelangte man wieder in die Tiefe.

Am 23. erhob ſich über ein Kreuz auf einem Felſenblocke am Wege zum Waſſerfall ein künſtleriſcher Streit. Niembſch tadelte ſolches an dieſem Orte, als der Kunſt und Naturanſchauung fremd und ſtörend, und als nicht von allgemeiner Bedeutung, ſondern blos conventionell. Die andern Zwei ſträubten ſich aber dagegen, ein Symbol nicht in die Landſchaft aufzunehmen, das ihr eine keineswegs unäſthetiſche Weihe verleihe, wenn auch von einer chriſtlichen Landſchaft nicht die Rede ſeyn könne. Es hatte ſie hier in der Mitte der Zerſtörung das Bild der Verſöhnung beſonders ergriffen.

Am 24. ward auf einem Einſpänner durch eine wilde Schlucht ins felsumſchloſſene Wieſenthal, die Gosau, gefahren.

Am 25. konnte Niembſch abermal wegen Seitenſchmerzen nicht zum unteren Goſauſee mit. Er benützte ſeine Einſamkeit dazu, den Wirth, deſſen 23jährige Tochter in der vorigen Nacht zum zweitenmale Mutter geworden war, zur Einwilligung in ihre Ehe mit ihrem Geliebten zu bereden. Es gelang aber ihm nicht. Der Burſch war dem Vater zu leichtſinnig, um ihm ſeine Tochter und ihr Vermögen zu vertrauen.

Nun tauſchten aber Niembſch und Reinbeck die Rollen; jener verlor ſein Seitenſtechen, und dieſer bekam Zahnſchmerzen, und dann ſogar die Gicht, und mußte daher am 27. zu Ischl im Poſthauſe das Haus hüten. Auf ſein inſtändiges Bitten las ihm Niembſch ſeinen Fauſt vor. Hierüber

ſchreibt Reinbeck: „Lenau's Vorleſen übt einen eigenen Zauber; es iſt eine ächte, reine Recitation ohne allen declamatoriſchen Pathos, in ſehr ſonoren tiefen Tönen, ſonder große Abwechslung und doch tief eindringend. Jedesmal, bevor er beginnt, macht er eine längere Pauſe, den Blick auf das, was er vorleſen will, geheftet, ſo daß der Zuhörer ſich zur Aufmerkſamkeit ſammelt; ein Gebrauch, der ſehr zu empfehlen. Wie Tieck, ſtört es ihn, wenn die weiblichen Zuhörer ſich mit Arbeiten beſchäftigen, während er lieſt. Uebrigens kann nichts verſchiedener ſeyn, als Beider Vorleſen, und doch iſt jedes meiſterhaft; in Lenau's mehr Eigenthümlichkeit." — Hier werde beigefügt, was Mayer in ſeinem Buche S. 168 anführt: „Lenau liebte, daß der Hörer ſeiner Gedichte ſich ganz in ſie verſenkte. Als er einmal ſein Gedicht: „Die Thräne" vor Uhland vorlas, nahm er dieſem faſt die Bemerkung etwas übel: er ſey begierig geweſen, was auf das Wort „Oefnung" in der vorletzten Strophe für ein Reim kommen werde, und er ſey dann durch die Worte: „ſeines Auges Höhlung" angenehm überraſcht worden. Uhland, meinte er, ſollte bei dem Eindruck des Ganzen keine Aufmerkſamkeit auf einen ſolchen Nebenpunkt gehabt haben." —

Am 28. wurde von Iſchl nach Salzburg gefahren, und am 30. zu guterletzt nach Gelling, wo aber der unpaſſe Reinbeck abermals nicht wagen durfte, ſeine Gefährten zum dreifachen Sturze des Hirzbache zu begleiten. Bei der Rückkunft fand Niembſch im Gaſthauſe zu Gelling einen Reiſenden, in deſſen Wagen er einen guten Platz bekam. Die Deichſeln der Kutſchen wieſen nach entgegengeſetzten Richtungen hin. Es ward kurz geſchieden: die Reinbecks eilten nach Schwaben zurück, Niembſch nach Steiermark.

Niembſch an Emilie.

Neuberg in Steiermark, 6. September 1834.

Meine Reiſe bis hieher ging auf kleinen Poſtkarren ſehr raſch. Die Gegend iſt ſchön. Auf dem Wege von Gelling nach Werfen liegen etwas abſeits die Oefen. Mein Reiſegefährte nannte ſie nur zufällig, und auf mein Bedauern, ſie nicht geſehen zu haben, machte er mir die angenehme

Entdeckung, daß sie ganz in der Nähe seyen und erbot sich sehr artig, mich dahin zu führen. So Wildes hatt' ich noch nie gesehen. Eine enge Schlucht, oder vielmehr ein Riß, klafft durch die Felsen hinunter, wie eine tiefe, finstere, ewige Wunde. Unten in schwindelnder Tiefe braust die Salzach. Der beträchtliche Fluß drängt sich hier so eng zusammen, daß er zu überschreiten wäre. Dadurch wird er sehr tief und ungestüm, wie wenn sich ein ganzes Leben zusammendrängt in eine tiefe heftige Leidenschaft. Ungeheure Felsen liegen umher als einzelne Ausbrüche, in denen sich ein grellender Geist Luft macht, und so starr und stumm sie auch daliegen, man spürt, wenn man sie betrachtet, noch etwas von der Erschütterung, mit welcher sie einst geschleudert wurden. In dieser Schlucht möchte ich eine Hütte bauen. Gegen diese Zerrissenheit ist das wildeste Lied Byrons ein Gesang der Seligen.

Niembsch kam Freitag den 5. September 1834 Abends bei mir in Neuberg an, wo ich beim kaiserlichen Eisenwerke schon seit einigen Wochen in amtlicher Sendung anwesend war. Ich hatte ihn erwartet, da ich von seiner Abreise aus Schwaben schon durch Mayer benachrichtiget worden war. Ich fand ihn heiter und wohlaussehend, wozu die schöne Reise durch ganz Obersteyermark, und vielleicht auch das erste Vergnügen des Wiedersehens einiges beitrug. Er blieb nur bis zum 11. dort; die Sehnsucht nach seiner Schwester und vielleicht auch noch nach sonst Jemand ließ ihn nicht länger rasten; Sonntag den 7. ward ein fröhliches Fest vor einigen hölzernen Hütten im Scheiterboden, in der Nähe „des todten Weibes" gefeiert. Diese herrliche, von der grünen Mürz durchbrauste Felsengasse, worin aus einer Höhle mitten in der Wand ein Bach stürzt, ergriff auch Niembsch gewaltig.

Die Beamten alle des Eisenwerkes und der Staatsherrschaft mit ihren holden Frauen und Töchtern tafelten im Freien, und es ward viel gelacht und getanzt. Hier sah Niembsch zum erstenmal den Steyrertanz, den er späterhin so meisterhaft besang.

Der damalige Kassier des Werkes, ein feiner kluger alter Herr, war ein leidenschaftlicher und durchtriebener Vogelfänger, daher für Niembsch ein wahrer Fund. Aus des Ersteren Gesprächen entsproß Lenau's „Lied

vom armen Finken." — Ueber Tags hatt' ich beim Eisenwerke zu thun, und so blieb Niembsch viel allein, und wurde mitunter wieder recht traurig; dann lag er am liebsten unferne des Gasthauses zunächst am Schloß auf dem Berge unter düsteren Fichten, dem einsamen schwermüthigen Rufe eines dort sich aufhaltenden Gimpels lauschend. Sein Gedicht „Einsamkeit" erinnert mich lebhaft an jene Stelle. Nach einer Zurückkunft von dort war es, daß er mir einmal die noch immer brennende Wunde, die ihm Bertha geschlagen, klagte. Ein Brief Mayers an mich, bezüglich kleiner Lieder, worin er Lenau's etwas zu hartes Urtheil sehr geschickt anfecht, aber zugleich äußerte, daß er dadurch in der Freude seines Dichtens gestört worden wäre, fiel Lenau sehr schwer aufs Herz; doch ich tröstete: „Nur Geduld; er wird schon wieder singen! Ein echter Vogel verlernt das nicht so leicht!"

Am 11. September gelangte Niembsch nach Wien, von wo er mir am 22. nach Neuberg schrieb:

Liebster Bruder!

Hier übersende ich Dir einen Brief von unsrem lieben Mayer. Die Gedichte darin waren mir ein wahrer Augentrost. Du hattest doch Recht: es wird wieder kommen. Ein wahrer Dichter läßt sich nie das Maul stopfen.

Zu einer Gemsenjagd soll ich? Das wäre freilich köstlich! Ich leide aber seit gestern an einem kleinen katarrhalischen Fieber; darum kann ich auf Deine freundliche und lockende Einladung keine bestimmte Antwort geben. Ich schwanke etwas in den Knochen. Bin ich bis Donnerstag[1] wieder gut, so will ich kommen. Der Neuberger soll nur so gut seyn, im Neunerschen Kaffeehaus (erster Stock) anzufragen; wäre es aber nichts mit dem, so kam' ich auf dem Eilwagen. Aber wie gesagt, früher muß ich wieder aufrecht seyn.

Den Musenalmanach werd' ich Dir sammt meinen Gedichten nächstens schicken oder selbst bringen. Unsere Therese hat ihren ferneren Aufenthalt auf dem Lande[2] von dem Umstande abhängig gemacht: ob ich nach Steiermark gehe oder nicht? Ja, so bleibt sie; nein, so zieht sie herein.

[1] Den 25.

[2] Zu Heiligenstatt.

Deine Kinder hab' ich recht vergnügt gefunden. Der Toni ein tüchtiger, stämmiger Kerl, und recht gescheidt. Deine Mutter ist sehr freundlich für mich besorgt, und sucht mir die Abwesenheit meiner lieben Therese, die mir freilich sehr abgeht, weniger fühlbar zu machen. Niemm ist bereits hereingezogen.

Mittwoch[1] hab' ich in Penzing bei Max gespeist. Er und sie sind mir sehr zugethan. Recht gute, feine Menschen. Sonntag darauf[2] hab' ich mit ihnen eine Partie nach Nußdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachtessen auf dem Balken; Heimfahrt um zwölf Uhr. Das war nicht übel. Aber lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft Alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft Alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —

Lebe wohl, lieber Bruder! Dein Niembsch.

Mayers Brief hat Therese geöffnet.

Nicht so bald hat Lenau sein trauriges Ende so klar vorausgeahnt; nein! voraus gekannt und voraus genannt; ein wahrer Vorausverkündiger, als wie in diesem hoch merkwürdigen Briefe. Um dieselbe Zeit ein Jahrzehent darnach ging sein furchtbar Wort in Erfüllung. Was er hier aussprach: „Es ist doch Alles nichts!" hallt furchtbar sein letztes Gedicht zurück, aus dem rollenden Eilwagen zwischen Zerneding und München in der Nacht des 18. September 1844. (S. Dichterischer Nachlaß S. 198. „Eitel nichts!") „Eitel nichts!" Dieser Gedanke war gleichsam Lenau selbst; er blieb ihm sogar im Wahnsinn treu, denn er sprach ihn uns noch im Wahnsinn aus.

Als meine Mutter damals Niembsch durch ihre Magd täglich das Frühstück bringen ließ, gefiel er sich manchmal darin, diese durch starre Blicke und Gesichtsverzerrungen in die Flucht zu jagen. — „Jesus, Maria und Joseph, Mama," rief sie dann, „der Herr v. Niembsch ist ja gerade wie verrückt! Was er für Gesichter schneidet und wie wild er schaut!"

[1] Den 17.
[2] Den 21.

— Ja, male Du nur den Teufel an die Wand, und er kömmt über kurz oder lang leibhaftig! — Dieß und der Brief beleuchten ſich einander gar grauſig und grell.

Niembſch traf denn doch wieder zu rechter Zeit in Neuberg ein. Am 29. September 1834, Montag und Michelstag, ſtanden er und ich einige Stunden von Neuberg in der Burg (die Felſen der Veitſchalm haben dort das Anſehen von verfallenen lückigen Ringmauern) auf Gemſen. Es regnete furchtbar, wir glaubten uns in Vater Oſſians ſtürmiſchem Morven, allein wir hatten waſſerdichte ſteiriſche Lodenmäntel, einem Meßkleid ähnlich, nur Bruſt und Rücken bedeckend, zu beiden Seiten aber offen, umgeworfen, und waren mit Bundſchuhen angethan, und achteten daher des Unwetters nur gering.

Ein Rudel von ſechs Stück Gemſen kam endlich die Klippen heruntergetanzt, auf rollendem Schutte, von uns durch eine tiefe Kluft getrennt. Sie blieben, uns feſt gegenüber, einige Augenblicke ſtehen, und ſpähten und lauſchten. Niembſch legte raſch an und ſchoß. Im Nu waren ſie alle, aber auch nicht eine Einzige blieb zurück, um die Felſenecke hinum. Hatte nun Niembſch auch gefehlt, ſo hatte er doch auf Gemſen geſchoſſen, und auch bloß das ſchon iſt eine Freude.' In Münzſteg ließen wir uns dann ein tüchtiges Jägermahl von Knödeln und Selchfleiſch baß ſchmecken. Man hatte vier oder fünf Gemſen erlegt, deren hübſcheſtes Krückleinpaar Niembſch zum Andenken verehrt ward. Er ließ ſich davon Meſſer und Gabel heften. Das Meſſer iſt zur Stunde noch vorhanden. Auf der Heimfahrt von Münzſteg nach Neuberg wäre uns bald ein großes Unglück begegnet. Wir hatten ſehr ſchwächliche Pferde. Als wir an eine ziemlich ſteile, langgeſtreckte Anhöhe gelangten, mußte der Kutſcher dieſelben ſehr antreiben, damit ſie den Wagen (worin nebſt uns noch ein kaiſerlicher Eiſenwerksbeamter, Wilhelm v. Leitner, ſaß, ein Bruder des ausgezeichneten, aber allzubeſcheidenen und daher viel zu wenig bekannten

[1] Als Guſtav Schwab (am 29. September 1844) der Gemſen gedachte, welche er auf dem Watzmann erblickt, entgegnete Lenau mit unbeſchreiblich treuherzigem Vergnügen, indem er dem Freunde innig zunickte: „Das freut mich, daß Du lebendige Gemſen geſehen haſt. Jeder Dichter ſollte in ſeinem Leben einmal eine Gemſe ſehen." (Niendorf S. 216.)

ſteyeriſchen Dichters, Gottfried, Ritter v. Leitner) — hinterſchleppen ſich bemühten. Durch dieſes hitzige Antreiben gingen unſere Pferde raſcher als die ſtärkeren, ruhigeren Pferde des Vorderwagens; wir erreichten dieſen, und ſollten nun unſere Gäulchen nicht mit der Deichſelſtange in denſelben hineinſtoßen, ſo mußten ſie plötzlich zu ziehen ablaſſen. Die Wucht des Wagens zerrte ſie aber da ſogleich zurück, wobei dieſer weichend in eine ſchiefe Richtung gerieth, ſich neigte und ſtürzte, glücklicherweiſe noch auf den Rand der Straße und nicht in die mehrklaftrige nur mit zweifelhaften Schranken verſperrte Tiefe daneben. Als wir lagen, ſah ich nur Leitner, aber Lenau nicht. Ich dachte, er läge unterm Wagen oder wohl gar im Abgrund. Außer mir vor Beſorgniß um ihn und vor Wuth über den dummen Knecht, flucht' ich laut wie ein Heide. Siehe, da trat Lenau — gerade ſo wie abbildlich in ſeinem Frühlingsalmanach für 1835 der den Fauſt noch im Sturz erfaſſende Jäger Mephiſtopheles um die Felſenecke tritt, zu mir hervor an der Bergſeite des Wegs, während er früher auf der Abgrundſeite geſeſſen hatte, ſtumm, aber ebenfalls beſorgten Blicks, ob ich nicht etwa aus eigenem Beſchädigungsſchmerze fluchte. Noch heute bewundere ich die Geiſtesgegenwart, Raſchheit und Behendigkeit, womit Niembſch mir ganz unbemerkt während des nur kurzen Sinkens des Wagens aus denſelben hinaus und hinter ihn geſprungen war. Merkwürdig aber iſt, daß Niembſch genau an demſelben Tage, juſt zehn Jahre darnach, nämlich am Michaelstag 1844, wirklich in einen Abgrund fiel, in den ſchauerlichen des Wahnſinns.

Niembſch an Emilie.

Wien, am 5. Oktober 1831.

Geſtern kam ich aus Steyermark, wohin ich zu einer Gemſenjagd gereiſt war, hieher zurück, und traf Ihren lieben Brief an, und eile ihn zu beantworten. Den Ausflug nach Steyermark unternahm ich, um mich einem gewiſſen ſchwermüthigen Dahinbrüten zu entreißen, das nicht gut iſt, und meinen Körper, worin es gegründet zu ſeyn ſcheint, noch mehr herabbringen würde, wenn es andauerte. Die Zerſtreuung der Jagd, das mühſame Bergklettern, das Ankämpfen gegen vieles Ungemach, indem

ich drei Stunden lang dem Regen, dem Wind und beißender Kälte ausgesetzt, auf meinem Stande den Gemsen auflauern mußte, die heftig erwachte Jagdluſt, die mir das alles leicht erträglich machte; dieß zuſammengenommen war wohl im Stande, mich auf kurze Zeit meinem fatalen Unmuth zu entreißen. Aber kaum war ich zur Rückreiſe in den Wagen geſtiegen, ſo war ich auch ſchon wieder in den alten Trübſinn zurückgefallen, und zwar ſo tief, daß ich in gänzlicher Abweſenheit der Seele in dem Poſtwagen der erſten Station mein Sacktuch, in jenem der zweiten meine Lieblingspfeife, und in einem dritten Wagen mein Fauſtiſches Manuſcript vergaß. Wahrſcheinlich iſt alles verloren und meinen Teufel hat nun der Teufel geholt.

Meine metaphyſiſchen Studien werden fortgetrieben. Wenn ich nur geſund wäre an Leib und Seele! Es muß etwas in mir gebrochen und geriſſen ſeyn, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es iſt nicht fade Phantaſterei, es iſt Krankheit. Ich will Sie nicht damit bekümmern; aber ſagen muß ich es, weil Sie um meinen Zuſtand wiſſen ſollen. Kann die Zeit mein Leiden nicht heilen, ſo wird es vielleicht abſtumpfen, wie abgeſtorbene Glieder aufhören zu ſchmerzen. Dann iſt es auch gut. Vielleicht iſt aber das Ganze nicht ſo ſchlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einſt mit dieſer verſchwindend.

Frankl erzählt: „Als ich Niembſch nach einem Ausfluge zu einer Gemſenjagd wieder im ſilbernen Kaffeehaus mit der Frage willkommen hieß: „Nun wie iſt's gegangen, Niembſch?" antwortete er, indem er den Billardſtock mit Kreide beſtrich, improviſirend:

„O Einſamkeit, wie trink' ich gerne
Aus Deiner friſchen Waldzyſterne!"

Niembſch war auf dieſer Gemsjagdreiſe durch die, ſo eben von einem furchtbaren Brande verheerte, geſchichtlich hochmerkwürdige, „allezeit getreue" Wiener-Neuſtadt gekommen. Er ſchilderte die Brandleiche in einem Briefe an Emilie. Ewig Schade, daß dieſer ſich nimmer auffinden läßt!

Schurz an Niembſch in Wien.

Neuberg, den 13. Oktober 1834.

Rinnhofer hat mir am 10. von Schottwien geſchrieben, daß er ſo glücklich war, die drei Stück Bücher in Verwahrung zu bringen, und ich ſicher darauf rechnen könne, dieſelben würden künftigen Montag Vormittag (alſo heute) um „zirgo" 9 Uhr an ihrem Beſtimmungsorte eintreffen, wovon er auch den Herrn v. Niembſch unter Einem Anzeige zu machen ſo frei geweſen wäre. Von der Tabakspfeife ſey bisher nichts in Vorſchein gekommen; Rinnhofer aber hoffe, er werde ſie doch auch noch an das Tageslicht bringen.

Gott ſey Dank! Du haſt alſo nun wieder Deine theuren Bücher, und bis zum Empfange dieſer Zeilen hat ſie Dein leuchtender Blick vielleicht ſchon wiederholt durchflogen, und jeden Vers wie einen wiedergefundenen Sohn zärtlich betrachtet. Wie mich dieſes an ſich ſelbſt ſchon freut, ſo freut es mich auch noch darum, daß ich nun hoffen darf, Dich noch in Wien bei unſerer Reſi anzutreffen.

Niembſch hatte nämlich Knall und Fall nach Stuttgart reiſen wollen, um dort den Fauſt wieder zuſammenzuſtellen und herauszugeben, damit er einem allfälligen Mißbrauche der verlorenen Handſchrift durch den Finder derſelben zuvorkomme.

Niembſch an Emilie.

Wien, 21. Oktober 1834.

Meine Geſundheit iſt nicht gehörig, aber doch leidlich; das beſte Mittel iſt, daß ich meine heftigen Gemüthsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgeſucht werde, in Gedichte entlade. Ich will dieſen Winter recht arbeiten. Bleibe ich dieſen Winter hier, ſo erwartet mich ein herrlicher Genuß. Sämmtliche Beethoven'ſchen kleinern Compoſitionen werden hier den Winter über gegeben werden. Da laſſ' ich keine Note aus; da will ich mein Herz recht durchſtrömen laſſen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt wie kein Geiſt auf Erden, ſelbſt den großen Britten nicht ausgenommen. Doch es iſt immer noch möglich, daß ich

bald nach Stuttgart komme. Die Harmonie in Ihrem Hause, das vergnügte, ſich ſelbſt genügende Zuſammenleben mit meinen befreundeten Herzen iſt auch Muſik, und zwar eine ſehr ſchöne.

Emilie Reinbeck an Mayer.

Stuttgart, 24. Oktober 1834.

Ich habe noch aus einem beſonderen Grund Dich zu ſprechen gewünſcht, und nehme nur ungern meine Zuflucht zur Feder, doch liegt mir die Sache zu nahe, um ſie unberührt gegen Dich laſſen zu wollen. Niembſch ſchrieb mir nämlich aus Neuberg im September Folgendes:

„Schurz zeigte mir einen Brief von meinem Freunde Mayer, worin er ſich ſehr empfindlich äußert über meine kritiſchen Bemerkungen, ſeine Poeſie betreffend. — Er hat mich mißverſtanden. Was aus meiner Freundſchaft gekommen, wird in jenem Brief meiner Freundſchaft gerade zum Vorwurf gemacht. Mayers Poeſie hat keinen wärmeren Freund als mich. Das thut mir ſehr leid und hat mich ganz verſtimmt. Ich werde künftig vorſichtiger ſeyn in meinen Urtheilen. Das wahrhaft Schöne in Mayers Liedern nicht verkennend, es vielmehr lebhaft fühlend, habe ich nur bedauert, daß es, oft in kleinen Splittern hingeworfen, nicht zu ganzen, geſchloſſenen Gedichten geſtaltet werden. Die wenigſten Leſer haben Liebe und Geſchick genug, das oft gar zu flüchtig Angedeutete aufzufaſſen und in ihrem Innern weiterbildend zu ergänzen. Ich hielt es für meine Pflicht, meinem Freund einen Wink zu geben über einen Uebelſtand, der ſonſt vielleicht dereinſt härter und verletzender in öffentlicher Kritik zur Sprache gebracht werden dürfte. Ich liebe Mayers Muſe um ihrer Kindlichkeit willen; daß ſie ſich aber von einem wohlgemeinten Freundeswort ſo einſchüchtern läßt, iſt nicht recht. Wie geſagt, ich werde vorſichtiger ſeyn gegen den lieben allzuempfindlichen Freund. Es macht mir wirklich Kummer." —

Du ſiehſt daraus, mein lieber Karl, wie tief ihm Deine Verſtimmung, als deren Urſache er ſich betrachten muß, zu Herzen geht, und wie redlich er es mit ſeiner Aeußerung gemeint hat. Da Du ihn nun liebſt, wie er es ſo ſehr verdient, ſo wirſt Du ihm auch die Beruhigung gewähren,

daß dieſe Verſtimmung nicht nachhaltig geweſen ſey, und der Freund Deiner Muſe Dir dieſe nicht entfremden konnte. Niembſchs Geſundheit ängſtigt mich ſehr, und der ſchwermüthige Charakter ſeiner Briefe macht es mir zur Pflicht, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zur Erheiterung ſeines hypochondriſchen Gemüthes beizutragen. Dazu wünſche ich vor allen Dingen, ihm eine erfreuliche Kunde von Deiner neu erwachten poetiſchen Stimmung geben zu dürfen, und dieſen Wunſch nun an Dein Herz legend, hoffe ich mit Zuverſicht auf ſeine Erfüllung.

Niembſch ließ ſich Ende Oktober eine Geldanweiſung von zweihundert Gulden Reichswährung aus Stuttgart kommen. Er ſcheint alſo in Verlegenheit geweſen zu ſeyn, um ſo mehr, da er auch mir meinen Vorſchuß nicht zurückerſtattet hatte, wie es früher ſeine Abſicht war, ſondern mich um unbeſtimmte Geſtundung erſuchte, die ſelbſtverſtändlich ihm gänzlich anheimgeſtellt wurde. Nichts lähmender für den Flug eines hochſtrebenden Geiſtes, als niedere, bleiſchwere Sorgen der Erhaltung! Dieſer leidige Umſtand ſteigerte wohl noch die dem Leib entſtammende Schwermuth Lenau's während dieſes düſtern Zeitlaufes. Eine arge Einwirkung, die ſich zehn Jahre ſpäter noch viel deutlicher bemerkbar machte.

Niembſch entſchloß ſich, nachdem er noch einige Weile geſchwankt, plötzlich zur Abreiſe nach Stuttgart. Kaum nahm er ſich noch Muſe, mehreren Freunden und Dichtern bei ſeinem Freunde Löwenthal, der mitten in der Stadt wohnte, eine Abſchiedsvorleſung aus Fauſt zu geben. Unter den Anweſenden befanden ſich, ſoviel ich mich entſinne, von Dichtern: Grillparzer, Hammer, Zedlitz, Seidl und Frankl. Die Wirkung war eine mächtige, insbeſondere nannte Grillparzer ſpäter bei Nennung Lenau den deutſchen „Dante.“ — Am 19. November fuhr er davon.

Niembſch an Löwenthal in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1834.

Außerhalb Schwaben möcht' ich meinen Fauſt außer anderen Gründen, auch aus dem nicht drucken laſſen, weil Fauſt ein geborner Schwabe iſt. Auch iſt ſein Charakter ein wahrhaft ſchwäbiſcher. Dieſer Fauſt

zur Schwärmerei, dieſer redliche Ernſt in Verfolgung einer überhirnigen abenteuerlichen Idee, dieſes leichtgläubige Sichprellenlaſſen vom Teufel ſcheinen mir ächte Züge des ſchwäbiſchen Nationalweſens, und ich möchte Fauſts Verſchreibung einen erhabenen Schwabenſtreich nennen.

Man wundert ſich hier über mein aufgeheitertes Weſen, und wie man ſagt, mein gutes Ausſehen. Das erſtere und darum mittelbar auch das letztere, dank' ich Euch, Ihr lieben Freunde! Ihr habt mir, wie einem eingeſchlagenen Bilde, das lange an einer melancholiſchen verlaſſenen Kloſterwand gehangen, einen friſchen heiteren Firniß gegeben, ſo daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längſt für immer verloſchen wähnte.

Klumbſch an Schurz in Wien.

Stuttgart, den 8. December 1834.

Geliebter Bruder!

Je ſpäter ich dießmal ſchreibe, deſto früher werde ich ſelbſt kommen, d. h. ich reiſe den 20. d. M. präcis von hier ab, und bin am Chriſtabend bei Euch, Ihr Geliebten! Was mich zu ſo ſchneller Heimreiſe beſtimmt, iſt ein neues literariſches Unternehmen, das ich hier mit der Brodhag'ſchen Buchhandlung contrahirt habe; dieſe forderte mich auf, einen „Frühlingsalmanach," der im Mai erſcheinen ſoll, zu redigiren. Die Bedingungen des Vertrages ſind anſtändig. Außer dem Honorar für meine Beiträge erhalte ich 500 fl. rhein. für die Redaktion. Ich laſſe den ganzen erſten Theil meines Fauſt in dieſem Almanach erſcheinen. Es ſind drei neue Scenen hinzugekommen, deren eine die erſte des Gedichtes ſeyn wird, gleich nach dem prologiſirenden „Schmetterling."[1] Eine zweite Scene wird zwiſchen „die Verſchreibung" und den „Tanz" eingeſchaltet.[2] Die dritte[3] kommt gegen das Ende. Jetzt rundet ſich das Ganze ab zu meiner Zufriedenheit. Außerdem will ich Beiträge von Uhland, Kerner, Rückert, Mayer, Schurz, Pfizer, Grillparzer, Auersperg, Zedlitz u. a. requiriren.

Indem nun die Beiträge öſterreichiſcher Dichter früher cenſirt werden

[1] Alſo „der Morgengang."

[2] Der Jugendfreund.

[3] Aber welche? Etwa „der See"?

müſſen, ſo will ich nach Wien eilen, dafür zu ſorgen. Dieſer Almanach ſoll auch für künftige Jahre erſcheinen. Ich habe große Freude daran. Ein braver hieſiger Künſtler wird ein Fauſtiſches Bild dazu ſtechen. Reinbecks und Hartmanns ſind ſehr vergnügt über meine Gegenwart, auch geſund bis auf den armen Reinbeck, der das Podagra hat. Mayer hab' ich geſtern geſprochen; er wartet mit Sehnſucht auf einen Brief von Dir. Er iſt heiter und wie' immer ſehr liebenswürdig.

Chamiſſo iſt bedeutend krank; wir ſind in Gefahr, ihn aus unſerem Kreiſe zu verlieren. Zu Uhland mache ich morgen einen Ausflug; auch Kerner werd' ich noch beſuchen vor meiner Abreiſe.

Graf Alexander iſt noch immer in der Schweiz. Das iſt recht närriſch.[1] Ich werd' ihn dießmal vielleicht gar nicht ſehen. Die Reiſe von Wien hieher hat mich ſehr erfriſcht und geſtärkt. Ich habe jetzt den trefflichſten Appetit, und das Arbeiten geht flink von der Hand. Ich habe doch ſchon an vierhundert Verſe gemacht ſeit ich hier bin. Von Zeit zu Zeit muß ich wohl immer eine Reiſe thun, damit mein Blut durcheinander geſchüttelt werde. Ich freue mich ſehr auf Euch. Liebe Tertſchi, dießmal halt' ich Dir Wort mit Trompeten und Pauken. Wäre übrigens auch der Almanach nicht ausgebrochen, den 10. Januar hatt' ich feſt vor, in Wien zu ſeyn. Iſt Auersperg in Wien, ſo grüße den Freund, den Herrlichen, und ſag' ihm, er ſoll mir was Rechtes geben für meinen Maivogel, daß es kein Maikäfer wird; ich laſſe ihn dringend bitten. Die übrigen Herren werd' ich ſelbſt erſuchen.

Dein Tonerl bekommt ſeine Uhr; er ſoll ſich nur recht darauf freuen. Sehr beunruhigend iſt, daß Zöppritz die Nachricht gebracht hat, bei ſeiner Abreiſe von Wien ſeyen fünf Deiner Kinder krank geweſen. Ich hoffe, es iſt nicht bedeutend, aber das iſt doch möglich. Ich kann keine Antwort mehr von Dir erhalten; ſchreibe alſo nicht.

Grüße meine Freunde.

Leb' wohl, Bruder, Schweſter, mit allen Kindern! Ich küſſe Euch herzlich. Dein Bruder Niklas.

[1] Er war mit allen den Seinigen ſchon Anfangs September vor der in Stuttgart herrſchenden Cholera dahin entflohen.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 12. December 1834.

Niembſch iſt zu Reinbecks gekommen und meinetwegen auch zu Cotta. Er wird zu mir nicht kommen, was ganz natürlich iſt — da ich für ihn ſchlechte Anziehung bin. Ich habe nichts, gar nichts; ich glaube an Teufel und Geſpenſter — und er dichtet ſie nur und glaubt daher nicht an ſie — wie Keiner an ſeine eigenen Schöpfungen glaubt; das hab' ich an Tieck ſehr ſchön erlebt. — Meine Gedichte hab' ich dem Niembſch noch nicht gegeben; weil ſie für ihn zu erbärmlich ſind, ſandte ich ſie ihm nicht nach Wien. Ich ſchrieb ihm nach Wien; ob er den Brief noch erhalten, weiß ich nicht; und nun laſſ' ich alles andere Schreiben Niembſchs wegen ſeyn. Gott ſey mit ihm und dem Ende ſeines Lebens, vor welchem Keiner glücklich zu nennen iſt!

Niembſch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 14. December 1834.

Liebe Freundin!

Ich danke Ihnen für Ihr Briefchen. Dem Herrn Profeſſor aber weiß ich wenig Dank dafür, daß er geſucht hat, Ihnen die Blumenmalerei zu verleiden. Von Ihnen wundert es mich, daß Sie eine Kunſt ſo leicht aufgeben wollen, mit welcher Sie jahrelangen und ſo beglückten Umgang gepflogen. Theure Freundin, glauben Sie nur nicht, unſere Kunſttheorie ſtehe auf ſo hohem Grad der Ausbildung, daß ein Profeſſor derſelben mit untrüglicher Zuverſicht behaupten könnte: „Bis hierher und nicht weiter!“ Das ſind Arroganzen, und nun freut es mich erſt, daß ich in einer neuen Scene meines Fauſt den arroganten Profeſſoren eins verſetzt habe. Graf Isenburg, Fauſts Jugendfreund und Schulkamerad, ſagt von Fauſt:

Wie er den alten Profeſſoren,
Den eingeſchrumpften Weisheitsherren,
Des Volksverſtandes Burg verließ,
Leicht hauchend in die Lüfte blies.

Mögen die alten Griechen nur den menſchlichen Körper für ſchön, und einen würdigen Vorwurf der bildenden Künſte gehalten haben, mögen

ſie die Malerkunſt auf die, oft nur zu langweiligen Idealköpfe beſchränkt, und einen Porträtmaler, der es mit unregelmäßigen, oft nur allzu liebenswürdigen Geſichtern zu thun hat, mit dem Ehrentitel eines Rhyperographen (Kothmalers) belegt haben; — was geht das uns an? Wir wiſſen recht gut, daß auch ein Thier, eine Landſchaft, ein einzelner Baum, eine Blume ſchön ſeyn kann. Und wenn es in unſeren Tagen Profeſſoren gibt, die dem antiken Unſinn huldigen, was kümmert das uns? Laſſen Sie ſich Ihren „Kunſtzweig nicht entgöttern," wie Sie mir ſchreiben. Freilich iſt die Idee des Schönen in einem Hiſtorienbilde leichter zu erfaſſen, als in einer Landſchaft; in dieſer leichter, als in einem Blumenbild; ſolche Auffaſſung muß um ſo ſchwieriger werden, je weiter ſich der künſtleriſche Eindruck vom Gebiete der klaren Vorſtellungen entfernt; je tiefer er ſich in die Regien der Ahnungen verliert. Hört aber die Idee des Schönen auf, eine ſolche zu ſeyn, wenn ſie bloß geahnt wird? Und iſt ein Gebilde kein Kunſtwerk, weil es uns dieſe Idee nur ahnen läßt? Soll nicht vielmehr die Kunſt die Idee des Schönen auf die ganze Scala unſerer Vorſtellungen von der dunkelſten hinauf bis zur klarſten, wirken laſſen, und ſo den ganzen Menſchen durchdringen? Pfui der ſtumpfen Naturen, die von einer Blume nicht ergriffen werden können! Der Ochs denkt ſich beim Anblick einer Blume allerdings nichts, als daß er ſie freſſen könne; aber die Blume blüht nicht nur für das Geſchlecht der Rinder.

Die Blumenmalerei iſt nach meiner Anſicht ein Zweig der Portraitmalerei. Jedes menſchliche Antlitz hat wohl ſein eigenes Ideal; es erſcheint im gewöhnlichen Zuſtande unter dieſem Ideal; Krankheiten der Seele und des Leibes haben es unter ſein Ideal herabgedrückt; aber glückliche Momente edler Empfindungen oder der Begeiſterung können das Menſchenantlitz in ſein eigenes Ideal gleichſam hineinheben. Was den Portraitmaler zum Künſtler macht, iſt, daß er das Ideal eines Geſichtes erkenne und im Bilde feſthalte. Mir ſcheint, mit der Blumenmalerei verhält es ſich auf ähnliche Weiſe. Die von der Natur gegebene Blume ſteht meiſtens unter ihrem Ideal, ſie kann aber dazu erhoben werden durch eine gewiſſe Veränderung ihrer Stellung, der Lage ihrer Blätter u. ſ. w. Das aber macht dieſe Malerei zur Kunſt. Wie ſchön haben

Sie in Ihren Arbeiten Blumen idealiſirt! O, werden Sie den Blumen nicht untreu! Das Schickſal dieſer ſchnell vergänglichen Schöne bezeichnet ein altes Sprüchwort eben ſo treffend als rührend: „Heute vorm Buſen, morgen vorm Beſen.“ Fahren Sie fort, manche ſchöne Blumengeſtalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine ſchöne Blume iſt ein ſchönes Individuum, das uns begrüßt, blüht, ſchwindet und nie wiederkommt. Es iſt werth, daß auf ſeiner ſinnigen Geſtalt ein ſinniges Auge verweile, eine geweihte Hand ſie nachbilde und erhalte. Wollten Sie aber auch die einzelnen Blumen nicht als Individuen beachten und lieben, wohlan! betrachten Sie dieſelben als freundliche Grüße des Frühlings, als Grüße, die ihm recht von Herzen gehn. Bewahren wir nicht die Herzensgrüße, die uns ein lieber Freund geſchrieben, für künftige Tage, wenn dieſer Freund nicht mehr ſeyn wird?

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einer ſo langen Correctionsepiſtel heimgeſucht; ich bin zu ſehr Freund von Ihnen und Ihren Bildern, als daß ich das hätte unterlaſſen können. Zudem handelt es ſich hier auch um meinen eigenen Vortheil. Sie haben mir ein Bild verſprochen, und darauf beſteh' ich mit aller Hartnäckigkeit; von Zurückgabe Ihres Wortes kann gar nicht die Rede ſeyn. Nur auf die Gefahr, in meinen Augen wortbrüchig zu erſcheinen, mögen Sie mir das Geſchenk zurückhalten.

Ich laſſe mich durch kein Profeſſorengefaſel aus meinem Rechte verdrängen.

Ich bedaure die Störungen Ihrer Geſundheit von Herzen. Das iſt jetzt wohl ſchon vorüber. Daß Ihre lieben Kinder meiner gedenken, freut mich ſehr; grüßen Sie mir die liebe kleine Unruhe.

Ich wünſche Ihnen recht fröhliche Feiertage; ich werde dieſe in Stuttgart zubringen bei meinen lieben treuen Freunden Reinbecks und Hartmanns! Adieu! Auf baldiges Wiederſehen! Ihr Freund Niembſch.

Am 6. December Abends hab' ich angeſtoßen auf das Wohl meiner Freunde in Wien!

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, vor Weihnachten 1834.

Lieber Freund!

Das iſt recht ſchön, daß der Wunſch, meinen Almanach zu unterſtützen, bei Dir eine poetiſche Thätigkeit angeregt hat. Gerbe mir ja die Bärenhaut recht breit aus, ich freue mich ſehr darauf.

Auch ich bin jetzt totus quantus[1] occupatus multis officiis et negotiis, weil ich aber zugleich totus quantus amicus bin, ſo kann ich nicht unterlaſſen, Dir einige Zeilen als ein signum amicitiae meae perdurantis zu ſchicken.

Das lyriſche Gedicht mußt Du aber ſelbſt machen, nicht ich, wie Du ſcherzweiſe mir ſchreibſt, man würde ja den Vogel, den ungariſchen Raben Niklas, gleich an ſeinen ſchwarzen Federn erkennen, man würde ihn ſogar ſchon von weitem riechen, denn ſeine ſchwarzen Federn ſind jetzt durch ſeinen häufigen Durchflug durch die Hölle etwas verſengt, und haben einen ganz brenzlichen Geruch.

Sey ſo gut, Freund, auf das beiliegende Blatt irgend etwas aus Deinen Gedichten zu ſchreiben, mit Deiner Namensunterſchrift und Zeit und Ort der Geburt; es gehört für einen meiner Freunde, der Handſchriften berühmter Leute ſammelt. Schicke mirs aber ſogleich, ich bin ja auf dem Sprunge, abzureiſen. Dienſtag reiſ' ich nämlich Viennam, ubi amicum tuum auditurus sum concionantem, et totum quantum occupatum etc.

Die Sache macht mir viel Spaß. Wenn ich verdrießlich bin, darf ich nur an dieſe Geſchichte denken; und ich muß lachen. Es iſt ganz excellent. Uebrigens wie geſagt: altissimum silentium meum, et in altero mundo per omnia saecula saeculorum. Amen.

Wie geſagt: totus quantus amicus tuus Nicolaus Niembsch Hungarus. Nota bene: nobilis. Ha! ha!

Grüße Deine Frau und Kinder. Vergnügte Feiertage!

Der obere leere Schild auf dem Stammbuchblatt bleibt leer, da

[1] Unter dem „totus quantus" verſtand Niembſch eine ſehr bekannte hohe geiſtliche Perſon, die von Kerner hatte Predigten ſchreiben laſſen.

wird Dein Name hineinlithographirt. Habe die Güte, Deine Verse ꝛc. in den großen Mittelraum des Blatts zu schreiben. Vale et fave.

Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 17. Januar 1835.

Verehrungswürdigster Freund!

Unser schreibunseliger Niembsch überläßt es mir, Ihnen Nachricht von dem zu geben, was ihn abgehalten hat, das seiner lieben Schwester eingesetzte Wort zu erfüllen. Ich wünschte nur, er hätte dieß schon früher gethan; da wollte er aber jeden Tag selbst schreiben, ja, ich weiß, daß er sogar einen Brief vor längerer Zeit geschrieben hat, dessen Absendung er nur, weil er noch immer etwas, seinen Inhalt betreffend, abwarten wollte, von einem Tag zum andern verschob. Wie er für alles, was seinen Versäumnissen etwa zur Last gelegt werden könnte, etwas, das wenigstens wie ein Trost aussieht, aufzufinden weiß, so meint er denn auch, es sey ganz gut, daß die Nachricht von seiner Krankheit Ihnen jetzt erst zukomme, da Sie zugleich die Gewißheit seiner völligen Genesung erhielten und um so gewisser beruhigt seyn würden. Die Sache verhält sich aber in der That so, daß er am 2. Januar mit dem Eilwagen von hier nach Wien in die Arme seiner Lieben abgehen wollte. Wir wollten in der Neujahrsnacht wie gewöhnlich im engeren Familienkreise bei meinem lieben Schwiegervater den Jahreswechsel feiern, als gegen Abend unser lieber Miklosch über heftiges Seitenstechen klagte, welches ihm den Athem benähme. Wir drangen darauf, daß er sich zu Bette legen solle, und sandten sogleich zu unserem Arzte und einem Chirurgen. Glücklicherweise waren beide gleich zur Hand, und der Arzt verordnete, wie wirs vermuthet hatten, einen Aderlaß, nach welchem es sich zeigte, daß eine Entzündung bereits eingetreten war. Bald fühlte er Erleichterung, mußte aber einige Tage im Bette zubringen, wo ihn meine Frau schwesterlich verpflegte und ihn zur vorgeschriebenen Medicin anhielt. Die Krankheit war gehoben, allein es blieb eine Schwäche zurück, welche die größte Vorsicht und Schonung nothwendig machte. So war unsere Neujahrsfreude sehr gestört, doch waren wir noch froh darüber, daß dieser unerwartete Anfall

unſerem Freunde nicht auf der Reiſe zugeſtoßen war. Daß bei ſolchen Umſtänden ans Reiſen nicht gedacht werden konnte, und auch die ungünſtige Jahreszeit nach der Beſtimmung des Arztes nicht ſo bald daran denken ließ, wird der brüderlichen und ſchweſterlichen Beſorgniß wohl einleuchten. Niembſch hat ſich des abgelaufenen Paſſes wegen ein ärztliches Zeugniß ausſtellen laſſen. Zu unſerer Freude iſt er gegenwärtig wieder wohl und munter.

Jetzt rückt aber der Druck ſeines Frühlingsalmanachs heran, bei welchem er im Anfange wenigſtens gern anweſend ſeyn möchte und auch wohl nothwendig ſeyn muß. Dieſer Almanach wird Epoche machen.

Unſer lieber Dichter war ſehr fleißig und hat ſeinen herrlichen Fauſt bis zu einem Wendepunkt ſeiner Schickſale gebracht, ſo daß nun das Fertige als ein kleines Ganze erſcheinen kann. Und dabei hat er den erſten Geſang einer höchſt originellen ungariſchen Romanze unvergleichlich ſchön vollendet.' In ihm iſt der deutſchen Dichtkunſt ein Stern erſter Größe aufgegangen, und als ſolcher wird er bereits ziemlich allgemein anerkannt.

So viel zur Beruhigung des ſchweſterlichen Herzens, dem ein ſchweſterliches Herz in meiner Frau die heilige Verſicherung gibt, daß dem Bruder nichts an weiblicher Sorgfalt und Pflege abgehen ſoll.

Wie lange wir unſern lieben Niembſch noch bei uns ſehen werden, iſt ſehr ungewiß, doch hoffen wir, daß er eine etwas günſtigere Jahreszeit abwarten und nicht die ganze Reiſe mit dem Eilwagen, als zu anſtrengend, machen werde.

Meine Frau empfiehlt ſich ganz beſonders Ihrer verehrten Gattin, und ich wahrlich nicht weniger. Mit Liebe und Achtung Ihr ergebenſter Reinbeck.

Alſo auch dieſer trübſinnige Zeitraum endete für Niembſch mit Entzündung und Aderlaß, nur aber glücklicheren Ausgangs als jener um zehn Jahre ſpäter. Von dieſer Herzentzündung her fand ſich bei Eröffnung von Lenau's Leiche am 23. Auguſt 1850 ein blumenkohlartiger derber Auswuchs von ½ Zoll Durchmeſſer am Herzen.

' „Miſchka an der Marosch."

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, um die Mitte Jänner 1835.

Liebster Kerner!

Hast Du Dich in die Angelegenheit des Totus quantus so verbissen, daß Du darüber den Bärenhäuter ganz vergissest? Man kann ja Prediger und Bärenhäuter zugleich seyn, wie hundert Beispiele, besonders in meinem christkatholischen Vaterlande, beweisen. Schicke mir doch Deinen Beitrag. Meine Krankheit hält mich noch einige Zeit hier auf, oder vielmehr die Folgen meiner Krankheit. Ich sitze noch nicht fest in den Knochen, schlottre noch ein wenig in den Gelenken. Da ist nun Muse und Gelegenheit, die Almanachsmannscripte zu durchgehen; schicke, Bruder, schicke. Vor allem aber schreibe. Rückert hat mir einen Beitrag von vier Bogen versprochen, was mich sehr freut. Ich habe längst gewünscht, mit diesem Dichter in Berührung zu kommen, der wohl einer der größten ist.

Leb' wohl, liebster Kerner, schicke mir die Abschrift des Bärenhäuters sogleich und grüße mir die Deinigen von dem Deinigen.

Niembsch an Mayer.

Dienstag früh. (Stuttgart, den 20. Jänner 1835.)

Lieber Mayer!

Ich danke Dir für die Sendung. Da sind kostbare Sachen drunter. Mein Almanach fängt an zu jubeln. Ganz ausgezeichnet finde ich: „An einem schönen Morgen; Kind und Greis; Die Hand voll Laubs; Winterlied; Auf die Bitte einer Leidenden; In der Kirche; Das Sprechen der Wahrheit Nr. 1; Während des Läutens; Die drei Burgen; Frommer Wunsch; Die Schifferin."

Die übrigen von mir in Beschlag genommenen sind auch gut und brav. Damit will ich aber nicht sagen, daß die dem Musenalmanach überlassenen geringen Werth hätten.

Freitag reise ich endlich ab. Donnerstag hoff' ich Dich noch in Waiblingen zu sehen. Kerner war gestern hier und hat mir seinen Bärenhäuter, eine excellente Humoreske, vorgelesen. Er ist eigens gekommen,

mich nochmals zu ſehen, was mich herzlich freut. Jetzt hab' ich bereits dreizehn Bogen für meinen Almanach und brauche deren nur noch ſieben, weil ich das Ganze auf zwanzig Bogen ſtelle. Deine Lieder will ich gleich auf meinen Fauſt folgen laſſen. Die freie friſche Waldluft und meiſt heitre, immer aber fromme Weltanſicht, die ſich darin ausſpricht, werden dem Leſer wohlthun, wenn er aus den hölliſchen Caſematten meines Fauſt heraustritt. Ich habe Deine Lieder geſtern bei uns vorgeleſen; ſie haben ſehr gefallen. Du haſt mir meinen Almanach damit glücklich eminirt. Was ich von Dir aufnehme, wird ungefähr zwei Druckbogen ausmachen, paßt alſo ganz in meinen Plan, nur größere epiſche, dramatiſche oder lyriſche Gedichte in größeren Reihen aufzunehmen. Kerners Bärenhäuter wird drei Bogen betragen und auf Deine Lieder folgen. Der Druck beginnt im Jänner. Wenn nur Uhland was gäbe; ihm zu Liebe würde ich ſchon eine Ausnahme machen und einen Beitrag kleinen Volumens aufnehmen. Pfizer iſt noch im Rückſtand.

Lebe wohl, grüße Frau und Kinder herzlich von Deinem Niembſch.

Ebenſo.

Stuttgart, den 21. Januar 1835.

Liebſter Mayer!

Morgen, Donnerſtag, iſt der Geburtstag unſerer Emilie, und den will man natürlich zu Hauſe zubringen. Reinbeck, neuerdings von Podagraſtichen heimgeſucht, macht zwar ſeine Ausgänge ins Gymnaſium, kann aber doch einen größeren Ausflug nicht wagen, wenigſtens dieſe Woche noch nicht, die nächſte Woche aber wird Deine liebe Frau wahrſcheinlich ſchon entbunden, iſt alſo zu ſpät.

Bei ſo bewandten Umſtänden bleibt nichts übrig, als daß ich Freitag allein zu Euch komme, worauf ich mich von Herzen freue.

Euch Alle grüßend. Dein Niembſch.

* Desgleichen.

Den 2. Februar 1825.

Mein treuer Mayer!

Herzlichen Dank für die neuen Sendungen. Du nimmst Dich meines Almanachs, für mich zu großer Freude, sehr freundlich an. Aber ich kann mich nicht einlassen in ein Tauschgeschäft in Betreff der Gedichte: „Die Schneeglöckchen;" „Bitte um das Wort;" „Der Vogel im Winter;" „Der letzte Schnee;" „An einem Grabe." Diese (Deine vorletzte Sendung) möchte ich gerne behalten ohne Ersatz.

Deine letzten Lieder sind zum Theile sehr schön. Das gilt von: „Die drei Sterbenden" besonders. „An einem Denkmal" ist trefflich. Auch: „Treue;" „Das Judenschloß" und „Die Feldhühner" erbitt' ich mir. „Zukunft" rathe ich, die zwei letzten Verse wegzulassen; auch dieß und „Die Zerrgrimasse" bitte ich mir zu lassen. Nur „Nachts im Felde" ist dem Musenalmanach gegönnt. Hast Du mir heute wieder ein paar schöne Lieder geschickt, Du Guter? Gestern auf dem Heimwege wurde viel von Dir gesprochen. Mir wird sehr heimlich und heimisch zu Muthe, wenn ich von Dir spreche oder an Dich denke. Du bist doch der Kern meiner Freundschaften, guter Mayer!

Das Manuscript send' ich Dir heute zurück. Ich komme noch auf jeden Fall zu Euch, Euch und den kleinen Ankömmling zu sehen. Ich muß schließen. Lebt wohl. Deine Nickele soll mich selbst noch sehen „festgeweint"[1]. Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 13. Februar 1825.

Liebe Freundin!

Ein Redakteur ist ein geplagter Mensch, zumal, wenn er in drei Monaten einen Almanach herstellen soll. Viele und sehr verdrießliche Arbeiten haben mich dermaßen verstimmt, daß ich von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde abwarten wollte, die mir heiter und freundlich genug wäre, um einer Freundin, wie Sie, einen angenehmen Brief zu schreiben, einen

[1] Bezieht sich auf Mayers Gedicht: „Der feste Bund."

Brief wenigſtens, worin ſich nichts von Redaktionsärger einmiſche; allein umſonſt. Ich bin nun einmal verdrießlich und konnte lange warten, bis jene freundliche Stunde käme, und mein langes Schweigen könnte Sie am Ende mehr verdrießen als mein ungeſchlachter Brief. Liebe Freundin, warum erwähnten Sie in Ihrem Briefe gar nicht des meinigen? Haben Sie ihn nicht erhalten? Haben Sie meine guten oder wenigſtens gutgemeinten Lehren über Blumenmalerei verſchmäht? Sehen Sie, theure Sophie, da haben Sie es ſchon mit dem ärgerlichen Taſchenbüchler zu thun. O, wenn nur der leidige Almanach ſchon fertig wäre, der übrigens leidlich wird. Wie freue ich mich darauf, dieſes Produkt des ärgerlichen Fleißes und fleißigen Aergers in Ihre Hände zu legen! Ihr Urtheil zu vernehmen, und, wie ich hoffe, Ihre Zufriedenheit. Sie haben nämlich ſo viel geſunden und feinen Geſchmack in äſthetiſchen Dingen, daß man alle unſere kritiſchen Journale vollauf damit verſehen könnte, denen es auf jämmerliche Art daran gebricht. Das iſt ein heilloſes Volk. Das deutſche Volk aber iſt zu bedauern, das ſich in zwanzig Blättern Jahr aus Jahr ein muß kritiſchen Unverſtand und gemeine Gehäſſigkeitsklätſcherei verkauen laſſen. Warum hat nicht jeder Redakteur eines kritiſchen Blattes eine Frau, wie Sie? Das wäre aber nicht genug, er müßte zugleich unter dem Pantoffel ſtehen, oder vielmehr liegen. Das ſoll aber nicht geſchmeichelt ſeyn. Ich bin ſelten, am allerwenigſten jetzt zum Schmeicheln aufgelegt. Vom Faſching hab' ich noch gar nichts genoſſen. Wenn ich nur einmal einen Ball bei Ihrer Mutter ſehen könnte, und mich durch luſtige junge Leute in gute Laune hineintanzen laſſen! Ich bin weniger ſchwermüthig, als ärgerlich und bärbeißig.

Liebe Freundin, ich danke Ihnen herzlich für Ihre geſtickten Blumen, und hoffe noch immer auf die gemalten.

Meine hieſigen Geſchäfte dauern noch vier Wochen. Ich muß die Correctur ſelbſt beſorgen, weil die Manuſcripte zum Theil undeutlich geſchrieben ſind, der Druck bereits im Gange iſt, und ich mich nicht leicht auf einen Andern verlaſſen kann. Ich hoffe alſo noch immer, Ihr trauliches Zimmer in der Stadt gehörig einräuchern zu können, dann wollen wir recht vergnügt zuſammenſitzen und plaudern; dann will ich wieder nicht eher nach Hauſe gehen, als bis Max ſein Schnitzel gegeſſen, Sie

Ihre zwölf bis vierzehn Pflaumen verzehrt, und ich zwölf bis vierzehn Cigarren verdampft habe.

Meine Gesundheit ist doch noch nicht ganz hergestellt, sie wackelt noch ein wenig; in Wien wird sich das Alles wieder machen. Hier leb' ich sehr einsam. Ich bin fast den ganzen Tag allein auf meinem Zimmer, lese, redigire, corrigire, rauche, ärgere mich, und dichte gar nichts. Die paar Faustscenen und eine ungarische Romanze sind mein Umundauf. Seit sechs Wochen hab' ich keine Zeile gedichtet. Nach Eßlingen komme ich sehr selten.

Soll ich noch einmal von meinem Taschenbuche anfangen? Es wird Sie doch interessiren, was Ihren Freund beschäftigt. Also dieses Taschenbuch wird aus folgenden Stücken bestehen. Eine Liedergruppe von Karl Mayer, das Schönste, was er bisher gedichtet hat. Eine dramatische Posse von Justinus Kerner: „der Bärenhäuter im Salzbade;" eine Satyre auf Kerners Geisterglauben, ganz originell und lustig. Eine Reihe ausgezeichnet schöner Gedichte von Rückert. Endlich mein Faust. Es kommt auch ein Titelkupfer dazu, vorstellend die Waldscene, wo Faust auf Andringen des Teufels die Bibel ins Feuer wirft.* Eine sehr hübsche Zeichnung von Fellner, einem geistvollen jungen Künstler. Und diesen Almanach soll ich durch fünf Jahre fortführen laut Vertrag, wenn ich lebe, und nicht früher meine Seele in den großen Frühlingsalmanach einrücken muß, den unser Herrgott redigirt. Wenn wir Freunde dann nur hübsch in ein Kapitel zusammenkommen. Aber wer weiß, wie die Blätter dieses gewaltigen Herrgottsfrühlingstaschenbuches im Universum herumflattern werden! Doch wir sehen uns auf alle Fälle noch früher, das Nähere hierüber zu verabreden. Grüßen Sie Ihr Elternhaus von mir aufs Schönste, wie Ihre lieben Kinder, und seyen Sie aufs allerschönste gegrüßt von Ihrem Niembsch.

* Das wirklich gelieferte Titelkupfer zeigt Mephisto, wie er den von einem Felsen herabstürzenden Faust rettet.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 22. Februar 1831.

Geliebter Bruder!

Mir geht es jetzt wieder ganz gut. Gestern war ich bei unserem Mayer in Waiblingen, und half ihm ein Kind, ein Mägdlein, Auguste Louise, über die Taufe heben. Da wurde auch von Dir gesprochen, und Deine Gegenwart gewünscht. Man kann aber nie alles Liebe beisammen haben. Mit meinem Almanach geht es schnell vorwärts. Kerner, Mayer, Pfizer, Rückert und ich füllen ihn aus. Rückert hat mir herrliche Lieder geschickt, so viel, daß ich die Hälfte für den nächsten Jahrgang aufsparen kann, wozu er mich auch in einem sehr freundlichen Briefe ermächtiget hat. Er muß ein sehr lieber Mann sein, und wir sind bereits Freunde geworden. Der Almanach wird nach meiner Meinung ganz vorzüglich. Pfizer gab eine poetische Erzählung, vielleicht sein bisherig bestes Gedicht: „Salomes Nächte." Mayers Lieder sind ebenfalls ausgezeichnet. Kerners „Bärenhäuter im Salzbade," eine dramatische Humoreske, ist ganz excellent. Ich habe den ersten Jahrgang geflissentlich mit bekannten Dichtern gefüllt, um dadurch dem Unternehmen gleich den Eingang zu sichern, weil das Publikum am Namen klebt. Für künftige Jahrgänge kann ich dem bereits accreditirten Almanach mehr Freiheit lassen, immer aber werde ich mich auf wenige Mitarbeiter beschränken, um den Schein einer rivalisirenden Concurrenz mit dem Musenalmanach zu vermeiden. Sende mir bald etwas für den Musenalmanach; ich will bis dahin meinen Beitrag zurückhalten, der wahrscheinlich in der ungarischen Romanze „Mischka" bestehen wird. Schleifers Gedichte sind schön, besonders: „der Wittwer." Ich gebe sie dem Musenalmanach. Graf Alexander ist aus der Schweiz zurück; der alte gute Freund. Er möchte gar zu gern in meinen Almanach, aber das geht nicht. Meine Geschäfte hier können noch vier bis fünf Wochen dauern, dann komm' ich aber ungesäumt nach Wien.

In Frankfurt hat sich ein neues Blatt etablirt: „der Phönix," worin die Kritik, wo möglich, noch schärfer und indiscreter auftritt als irgendwo. Neulich kam darin ein sehr bitterer Ausfall auf die „schwäbische Dichterschule," besonders auf Mayer gemünzt, vor. Unter Anderem heißt es: „Diese Lyrik ist so beschränkt auf ihre kleinen Berge und Thäler, so

einheimſch ruhig und glückſelig, daß ſie keinen Schmerz in der Welt kennt, als vielleicht den, von einem Spaziergange kein neues Gleichniß mitzubringen. Dieſe Dichter ſind mit der Welt verſöhnt, ſie intereſſiren nur in Beziehung auf ihren beliebigen Gegenſtand, den man doch auch nur gelten läßt, weil wir keine Vandalen ſeyn wollen, welche unempfindlich bleiben, wenn von Nachtigallen und Maikäfern die Rede iſt" u. ſ. w. Rückert ſagt in einem Gedicht (es kommt in meinem Almanach):

„Wer ſich unter die Dichter miſcht,
Den freſſen die Recenſenten;
Hört ihr's, wie Boeben, die Schlange, zischt,
Und Perſall ſchnattern die Enten?
Ich hüte mich auch nicht aufgericht,
Hört' ich irgend fürſtliche Renten."

Wir leben hier ſehr ſtill, aber vergnügt. Wenn ich nur mehr Muſik zu hören bekäme! Dieſe lange Abſtinenz von Beetheven thut mir weh. Gar ſelten hör' ich ein Stück aus einer ſeiner göttlichen Senaten.

Kerner iſt vergnügt. Seine kleine Emma macht zu Teneris Ehr ein Band. Ich ziehe dieſe täglich auf, um ſie zu reguliren; heute iſt ſie mir etwas vorausgegangen.

Liebſte Tertſchi, ſey nur wieder gut auf Deinen ſündhaften Bruder! Ich freue mich ſehr auf Dich.

Den nächſten Frühling wollen wir die Blüthen zuſammen ſehen, und uns an Maikäfern und Nachtigallen freuen. Tornbach wäre nicht übel.

Deine Ausſicht, lieber Bruder, Rechnungsrath zu werden, freut mich herzlich. Ich ſollte es vielleicht jetzt ſchon auf Deine Adreſſe ſchreiben.

Schwab iſt wieder recht freundlich gegen mich. Den Paul Pfizer hab' ich oft geſehn; er hat eine Neigung zu mir, wie ich zu ihm. Guſtav war abwechſelnd in Tübingen. Uhland hab' ich auch beſucht; er iſt ein warmer Freund. Hartmann war geſtern auch Pathe; er hielt das Kind. Es war ein ſchöner Anblick: der würdige Greis, in ſtattlichem ſchwarzem Anzug, mit zwei Ordensſternen, hielt den kleinen Ankömmling liebevoll in den Armen, und blickte ganz herzlich und ſegnend auf das Kind herab. Die Mutter war ſehr gerührt, auch der überaus glückliche Vater, den man immer mehr lieben muß. Dann wurde ein tüchtiger Taufſchmaus

gehalten, wobei es luſtig herging. Mayers Verwandte waren groſſentheils da, ſein Bruder, ſeine Schweſtern, Schwäger, Vettern, Neffen, Nichten, Schwiegermutter, Vater ꝛc. ꝛc. Der gute Neckarwein ſtrömte. Wäreſt Du doch mit Tertſchi da geweſen!

Grüße meine Freunde, Deine Mutter zum ſchönſten. Euer treuer Bruder und Onkel. Reinbecks grüßen Euch herzlich, wie Mayers.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, vielleicht am 8. März 1835.

Lieber Freund!

Ich habe mich plötzlich entſchloſſen, nach Wien zu reiſen. Der Tod des Kaiſers — requiescat in pace et lux perpetua luceat ei — hat mich hauptſächlich dazu beſtimmt. Uebrigens iſts auch mit meinem Frühlingsalmanach ſchief worden; das Kupfer wird nimmer fertig und ſo erſcheint er im Spätjahr 1836.

Ich danke Dir für's Tabelbuch, womit ich meine kleinen Schurze gewiß ſehr erfreue. Du hätteſt nur Deinen Namen einſchreiben ſollen mit einem Gruße an die lieben Bredtenſelchen.

Leb' wohl, Herzensfreund. Ewig Dein Niembſch.

Grüße Frau und Kinder ſchönſtens.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, den 19. März 1835.

Liebſter Kerner!

Vor Allem meinen herzlichen Dank an Deine Emma für die allerliebſte Kette. Das wird ein recht feſtlicher Augenblick werden für den Tom, wenn ich ihm das ſchöne Geſchenk überreiche. Dazu die verſchlungenen Hände in Geld, das iſt prächtig! Ich bin ſchon recht begierig, was mir der Tom als Gegengeſchenk an die Emma mitgeben wird, wenn ich von Wien abreiſe nach Schwaben. Man kann wahrhaftig gar nicht wiſſen, was noch aus dieſer Geſchichte wird. Ja — ja — das iſt eine kuriöſe Geſchichte.

Mit Deinen betrübten Betrachtungen ist's nichts, lieber Alter. Ich bin und bleibe unwandelbar Dein Alter. Nächste Weinlese komme ich wahrscheinlich zu Dir und bringe Wiener Raketen mit, die auf der Weibertreue steigen sollen, daß Salzer' einen Schnalzer macht. Morgen Abend reise ich nach Wien. Den Tantum quantum werde ich suchen zu hören und darüber referiren. Uebrigens altissimum silentium von meiner Seite. Der Almanach wird den 15. April wahrscheinlich ausgegeben werden können. Dein Bärenhäuter ist klassisch. Lebe wohl, mein lieber Freund, ich grüße Dich herzlich mit den Deinigen. Dein Niembsch.

Der Bärenhäuter ist abgedruckt, er hat 4½ Bogen gegeben, also einen vollständigen Gaul.

Leb' wohl, Brüderl!

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, 20. März 1835.

Liebster Mayer!

In aller Eile noch einen herzlichen Gruß an Dich und die Deinen. Hier sind die Nachhängebogen.

Leb' wohl, lieber Freund! heute Abend reise ich. Dein Alter, Niembsch.

Freitag Nachmittag

Die Berliner Jungens geben zu Ostern heraus einen: „Norddeutschen Frühlingsalmanach." Das wird lustig.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. März 1835.

Ihre etwas unwirschen Zeilen zeugen von einer Verstimmung, die mir leid thut, jetzt aber wahrscheinlich vorüber ist. Gleich Ihre ersten Worte sind ziemlich spitz, wo Sie mir meinen Kunstbrief, meine kunstkennerische Weisheit aufmutzen, indem Sie versichern, daß der Brief, wenn gleich von Ihnen nicht beantwortet und berücksichtigt, doch von Ihren

' Ein Chemiker, dem die Heimsberger Feuerwerke übertragen waren.

Schweſtern und Andern gehörig bewundert werden ſey. — Liebe Freundin, ich habe mir auf dieſe Zeilen nichts eingebildet, und bin dabei nicht auf kunſtkenneriſche Windbeutelei oder Bewunderung ausgegangen. Die freundliche Mahnung ſollte Ihnen blos ein Zeichen ſeyn meiner warmen Theilnahme und meiner Hochſchätzung Ihres ſchönen Talentes und wo möglich eine Ermuthigung für meine eingeſchüchterte Freundin. Ich bedaure meine unzeitige Intervention, und werde mich künftig hüten vor ähnlichen Zurückweiſungen. Dieſer kleine Zwiſt zwiſchen uns beſtätigt meine Maxime vollkommen: „Wenn man verſtimmt iſt, ſoll man an keinen Freund ſchreiben, denn da thut man ihm gewiß weh.“ Ich hätte ſelbſt nicht davon abweichen ſollen. Mündliche Aeußerungen einer üblen Laune gehen vorüber, und man kann ſich an Ort und Stelle überzeugen, daß es nur üble Laune ſey; aber ſo ein Brief bleibt einem vor den Augen liegen, und zankt fort und fort, während die liebe Schreiberin vielleicht längſt wieder freundlich und verſöhnt iſt. Heute haben wir ſeit lange wieder einen ſchönen Tag. Das böſe Wetter hatte mich ein wenig angegriffen. Meine Geſundheit iſt gar nicht verläßlich, ſie wackelt bei jeder ſtärkeren Anſtrengung von außen oder von innen. Wenn nur der Frühling ſchon da wäre! So ſchlimm iſt es mit mir noch nicht, daß ich mich zu keinem Wunſche mehr erheben könnte. Meine Heimreiſe werde ich auf jeden Fall noch dieſen Monat antreten.

Ihre Shakeſpeariſchen Leſungen gefallen mir ſehr.

Nach Eßlingen komme ich äußerſt ſelten, und von der Gräfin Marie hab' ich nichts geſchrieben, weil ich ſie noch nicht geſprochen habe.

Mich freut es, daß Ihre Kinder ſich meiner erinnern. Seyen Sie heiter, liebe Freundin, und reißen Sie ſich, wenn es noch nicht geſchehen iſt, für immer aus dieſer fatalen Stimmung. Sie ſind ſo würdig, glücklich zu ſeyn, und an den äußeren Bedingungen hat es Ihnen Gott auch nicht fehlen laſſen. Mag ſeh ſie nur daraus lachen aus dem letzten Schlupfwinkel übler Laune.

Mein Almanach wird friſch gedruckt, bis Oſtern erſcheint er.

Ich freue mich ſehr, Sie bald wieder zu ſehen. Empfehlen Sie mich Ihren Eltern, Schweſtern, zum ſchönſten. Schonen Sie Ihre Geſundheit.

Leben Sie wohl. Herzlich Ihr Niembſch.

Uhland an Schurz.

Stuttgart, 11. März 1835.

Glück auf zum Rechnungsrath! Das hat also gegolten! Ich hatte doch eine richtige Ahnung, als mirs war, als fällt' ich den Rechnungsrath auf die Adresse setzen. Das war doch wieder einmal eine rechte ungetrübte Freude!

Ich bin gesund und ganz Taschenbuch. Bis Ostern kommt das Zeug heraus. Es wird sich machen. Mich freuen meine Neuberger[1] um so mehr, als der Kernersche Bärenhäuter für die Steyrer besonders taugt; es kommen da prächtige Knopfgeschichten vor; auch ein Schneider aus Gratz. Da wird der alte Vogelfänger lachen. Das Gedicht Kerners gehört unter die seltsamen Produkte der Phantasie, wobei die allermeisten Leser nicht wissen, ob es dumm oder gescheidt ist. Sie stutzen, staunen, lachen, und werden ganz confus. Es ist ein köstliches Gedicht. Ich warte nur noch den völligen Abdruck meines Faust und des Bärenhäuters ab, was noch zehn Tage dauern kann; dann unverweilt zu Euch, meine Geliebten!

Mein Verleger wollte den Almanach verschieben; aber er muß jetzt heraus. Die Sache darf nicht auskühlen.

Meine schwäbischen Freunde sind alle gesund und guter Dinge. Alexander, der Freundschaftsbrauser, ist wieder der Alte. Seine ruhigere Stimmung war nur ein Ansammeln des Brennstoffes, ein verschwiegenes Laden seiner Freundschaftsbüchse! Tolle Haut! — Daß Reinbeck auf und ab *schillern* müsse, ist ein guter Witz, dessen Trefflichkeit ich am besten einsehe, der ich mitten in dem Schillerdenkmalrumor drin sitze. Es kommt viel Geist ein.

Das Album wird aber sehr langweilig, weil fast jeder Einsender glaubt, er müsse darin Schiller sein Compliment machen. Ich weiß auch nicht, was ich sagen soll. Einen allgemeinen Satz oder dergleichen.

Ich freue mich höchst auf Euch, meine liebe Tertsche!

[1] Das wackere Neuberg mit seinen baar Häusern hatte seine Frauenzimmeralmanache von jenen verlangt.

Kirmbsch an Emilie in Stuttgart.

Salzburg, den 27. März 1835.

Mein Reisen geht langsam, aber es geht glücklich. Bis Ulm oder zunächst Geißlingen stieß mir nichts auf, als ein paar Entwürfe zu lyrischen Gedichten. In Geißlingen war ich allein, und spielte mir einen Beethovenmarsch und recapitulirte die schöne, so schnell verflogene Zeit meines letzten beglückten Aufenthaltes bei Ihnen. Mein Abwechseln zwischen Stuttgart und Wien hat durch das einmalige Abschiednehmen etwas Drückendes. Künftig will ich länger an einem dieser Orte bleiben, ehe ich zum andern hinüberrolle, aber den Anfang dann mit Stuttgart machen. Vielleicht treff' ich noch saure Beeren an Ihren Weinstöcken, wenn ich wiederkehre, aber gewiß keine sauren Gesichter über das Zufrüh.

In Ulm fand ich bei Niederten eine herzliche Aufnahme. Montag[1] fuhr ich auf dem Eilwagen nach München, wo ich Dienstag früh 5 Uhr ankam. Den Vormittag auszufüllen, ging ich in die Gallerie. Abends war Concert im Odeonsaal, gegeben vom ersten Geiger des belgischen Königs, Herrn Artot. War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen groß und herrlich, und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so mußte er dennoch die Kränkung erfahren, daß der größere Theil des Publikums noch während seiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgniß des Publikums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt seyn sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein! An diesem Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, daß er mir in der Seele wohlthat; aber nur Einen. Von diesem Augenblicke klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer; es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreise dieser Rohen und Kalten, und wie ein Ausweinen in den Armen seines Gottes. Artot soll leben! Er ist ein wahrer Künstler; ein unächter hätte, beleidigt, schlechter gespielt; Artot spielte besser. Mittwoch mußte ich noch in

[1] Den 23.

München bleiben, weil keine Gelegenheit zu finden war. Ich besuchte nochmals die Gallerie, speiste dann in unserem Kreuz, wo ich auch wohnte, in großer Tischgesellschaft; sprach übrigens den ganzen Tag über beinahe nichts. Abends macht' ich einen Spaziergang im Hofgarten, denselben, den wir zusammen gemacht. Da war ich in meinem Gemüthe recht ruhig, heiter und voll gesegneter Gedanken. Das waren aber keine poetischen Gedanken, sondern von jenen festen, starken, klaren, charaktervesten, für welche ich dem Himmel, wenn sie mir manchmal zu Theil werden, mehr danke, als für die glücklichsten poetischen Einfälle. Ja, diese Stunde war gesegnet! Vielleicht kann ich noch einmal froh werden auf dieser Erde, und dann auch meinen Freunden eine freudige Erscheinung seyn. Vielleicht! — Gestern fand ich einen Wagen, und sitze nun in Salzburg. Auch unsere Berge sind ganz traurig. Alles überschneit. Ja, die Zeit, die Zeit! Sie ist freilich ein Strom, aber keiner, der in seinen Ufern an uns vorüberzieht, sondern ein wierlicher, überschwemmender, der heranschwillt, uns immer näher kommt, immer mehr und mehr von dem Grund und Boden unserer Freuden, Wünsche und Hoffnungen in seine Fluthen begräbt. Wohl uns, wenn wir noch höhere Punkte unseres Lebensgebietes übrig haben, worauf wir uns zurückflüchten können. Endlich aber werden wir doch selbst weggespült. Wenn dann nur, was sich liebt, auf dem höchsten, letzten Felsen beisammenstünde und auf einmal fortginge! Uebermorgen den 29. reise ich mit einem Landkutscher nach Wien. Der Eilwagen geht erst Dienstag ab, den 31. Den 2. April komme ich in Wien an.

Schreb an Anastasius Grün.

Stuttgart, 15. April 1835.

Ich würde längst nach Ihrer Existenz mit einem Briefchen gefragt haben, wenn mir nicht unser Niembsch (der jetzt wieder in Wien ist) gesagt hätte, daß Sie höchst wahrscheinlich in Italien seyen. Glück zu der Erinnerung an diese herrliche Reise, die ich mir für mich selbst gerne noch verspiegle! Gustav Pfizer erzählt gar zu einladend von all den Herrlichkeiten, und jetzt hat Ihr Brief, und besonders Ihre köstlichen

Gerichte, neue Sehnsucht erweckt. Die so schöne Gabe hat dem Almanach recht Noth gethan, besonders da Niembsch seine Hauptkraft einem Frühlingsalmanach zuwendet, zu welchem er sich unerwartet hat bestimmen lassen.

Aus der Zeit dieses Aufenthaltes Lenau's in Stuttgart ist ein Bildniß von ihm vorhanden. Seine Freundin Emilie selbst hat ihn gemalt. Gleich nach seiner Abreise schrieb sie ihm, am 30. März 1835: „Wenn der Thee bei uns eben ist, wird Ihr Bild bei uns aufgestellt, und die Stimmenmehrheit hat nun entschieden, daß es im Wohnzimmer seine feste Stelle haben soll, weil es da jedem Einzelnen am nächsten sey, und unserem engen Kreis nie fehle. Steinkopfs Arkanum hat sich vortrefflich daran bewährt. Eine leichte Patur über das Ganze hat so viel Harmonie und Lebensfrische hineingebracht, daß es der Natur dadurch bedeutend näher gerückt ist. Ich habe eine kindische Freude daran, und könnte mir auf das Gelingen dieser, gewiß recht schwierigen Aufgabe, etwas einbilden, wenn ich nicht lebhaft empfände, daß ich einer höheren Einwirkung mehr dabei zu danken habe, als meinem bischen Talent." Sodann wieder am 5. Mai: „Ihr Bild wird viel bewundert, und ich immer ein bischen mit, was mir in dieser Verbindung auch ganz angenehm ist. Sagen Sie unserer lieben Therese, wenn gleich ich mich nie werde davon trennen können, so lange ich lebe, so soll es doch gewiß ihr gehören zu einer Zeit, von der mein lieber Freund mich nicht gern reden hört, und die ich deßhalb auch nicht näher bezeichnen will." Als diese erst nach dem Tode Lenau's eingesehenen gütigen Zeilen auch nach Stuttgart mitgetheilt wurden, mit der Bitte für Therese, wo möglich in den Besitz des ihr so theuren Vermächtnisses gesetzt zu werden, konnte leider derselben nicht mehr entsprochen werden, da der nach seiner Gemahlin verschiedene Hofrath Reinbeck in seinem letzten Willen ausdrücklich bestimmt hatte, daß das werthe Bildniß für ewige Zeiten in der Hartmann'schen Familie zu verbleiben habe. Es ist nur billig, daß das Abbild denjenigen Kreis nie verlasse, worin sich das Urbild stets so heimisch gefühlt hat. Im April 1835 bewies sich Niembsch seinen Freunden nach allen Seiten hin gefällig, für seinen Freund Reinbeck in Stuttgart, den Hauptstifter des Schillerdenkmals, bewarb er sich in Wien um Beiträge hiezu; worunter

besonders der des Erzherzogs Karl durch die gefällige Verwendung eines hochachtbaren Mannes sehr erfreulich ausfiel; auch besuchte Niembsch auf Reinbecks Antrieb die edle Karoline Pichler zu seinem eignen Vergnügen; den Wiener Dichtern Frankl und Bauernfeld dagegen vermittelte er das Erscheinen des epischen Gedichtes Colombo und des Schauspiels Helene bei Brodhag in Stuttgart. So wußte er seine beiden Hauptaufenthalte Wien und Stuttgart in stets freundlichere Berührung zu bringen.

Um diese Zeit herrschte ein besonders warmer Verkehr zwischen ihm und dem eben wieder einmal in Wien befindlichen Dichtergrafen Auersperg; ja sie bildeten sich mitunter sogar einen gemeinschaftlichen Lebensplan, zu dessen besserer Verwirklichung Niembsch wohl selbst gern an dem Arme seines Freundes eine holde Gräfin aus Württemberg sich träumte, bis er erfuhr, daß diese bereits gewählt. Und von jener Lebensvereinigung kam nicht einmal so viel in Erfüllung, daß Niembsch, wie oft auch eingeladen, auch nur kurze Zeit auf dem gräflichen Schlosse zu Thurnamhart in Krain, mit dem Besitzer wettsingend, gewandelt hätte.

Niembsch zog sich Anfangs Mai in die Einsamkeit nach Hütteldorf zurück, ganz am oberen Ende des Ortes, rechts, in ein schönes einzeln stehendes schloßartiges Gebäude, mit großem Garten, der sich rückwärts in einen Bergwald verläuft, in welchem er den am 8. Mai erfolgten Tod einer jungen edlen Freundin und tüchtigen Beethovenspielerin, trauernd sang:

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier in Waldesdämmern
Einsam gerührt an Deinen Tod.

(An Lanise.)

Hier in Hütteldorf dichtete er auch dann noch sein Schmauchlied: „Mein Türkenkopf" in einer begeisternden Rauchwolke hochedlen Knasters, der ihm von seiner Freundin Emilie geopfert worden war.

Ende Juni hatte Niembsch die Freude, einen Jugendfreund, den Arzt Keiller aus Ungarn, wieder zu umarmen, was dieser in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 2, folgenderart seinem Pußta-Reisegefährten Kompert erzählt: „Ich hatte Lenau seit Jahren nicht gesehen, da

führte mich ein Zufall wieder nach Wien. Ich mußte ihn sehen, und hören Sie zu — gleich mein Geständniß: ich dachte mehr an Lenau's Dichterruhm, als an den früheren Studien- und Stubengenossen; ich stellte mir ihn stolz und abstoßend vor; dennoch wollt' ich es versuchen. Im silbernen Kaffeehaus, wußte ich, war er jeden Abend zu treffen.' Ich ging hin. Lenau spielte eben Billard. Von dem Tischchen aus, auf welchem gewöhnlich die Kreide zum Bestreichen der Billardstäbe liegt, sah ich in das Spiel und auf Lenau. Einmal kam er zufällig mir nahe, um die Kreide zu ergreifen; da blickte er mich erst starr an, und mit dem Ausruf: „„Keiller, bist Du's wirklich?““ ließ er Stock und Kreide fallen, und fiel mir herzlich um den Hals. Das war Niembsch, der alte unveränderte Strehlenau! Er ließ nun das Spiel; wir saßen zusammen und sprachen von alten Zeiten und Studien. Ich mußte ihm die kleinsten Bezüge aus meinem jetzigen Leben erzählen; sie schienen ihn, wahrhaftig unverdient, in hohem Grade zu interessiren. „„Was meinst Du, Keiller, — rief er einmal flammenden Auges — wenn ich zu Deinen Slovaken ginge? und kranke Leiber kurirte! Vielleicht nähme dann Vieles in meinem Leben eine andere Gestalt an!““ Diese Worte klingen mir noch im Gedächtniß. Ich habe Lenau nie wieder gesehen."

Sonntag den 28. Juni wanderten Niembsch und ich nach Heiligenkreuz, einem mehrhundertjährigen Kloster im Wienerwalde, eine kleine Tagreise von Wien.

Oberhalb Gießhübel, von wo über eine endlose, dörferübersäte, fruchtbare Fläche das Auge hinfliegt, vertieften wir uns in einsame Wälder. Als wir eine tiefe, stille, grüne, dichtbeschattete Waldthalbucht, mit einigen, mehr malerisch, als furchtbar herausragenden Felsen, unter uns liegen sahen, im Hintergrunde von fernen Gebirgen überblaut, sprach Niembsch: „Sieh' da, die schwäbische Alb!" — Dann wandelten wir zwei Stunden lang immer eben auf dem Gebirgsrücken dahin, zwischen Buchen und Tannen, Eichen und jungem Maißholze, von Nachtigallengesang und Finkenschlag und dem einfältigen harmlosen Liede hundert anderer Vögel begleitet, und wir sprachen von nahen und fernen Freunden

' Er hatte sich just damals von Hütteldorf nach Wien begeben, um sich auf eine Zugreise vorzubereiten.

und von der göttlichen Kunst, und Niembsch meinte: unsere Kunst wäre eben noch zu sehr Kunst, zu sehr absichtlich und zweckbeflissen; sie sollte mehr Natur und kindlicher seyn.

Nachmittags erblickten wir in der Ferne den Edelstein des untern Oesterreichs, den grauen ehrwürdigen Schneeberg; hinter Dornbach vor Heiligenkreuz betraten wir das lieblichste Wiesenthälchen, das ich mein Lebtage sah. Niembsch, auch ganz entzückt davon, wollte Aehnliches gesehen haben bei Tübingen, und er erinnerte sich lebhaft Uhlands, Mayers und Schwabs. Auf beiden Seiten stiegen reiche Buchen- und auch ein überaus hübsches Ahornwäldchen bis fast an unsere Zehen herunter, und ein lautlos Wässerchen floß neben uns, von Vergißmeinnicht umbordet, deren Niembsch für seine Schwester pflückte. In Heiligenkreuz rief Niembsch ein paarmal aus: „Wenn Kerner bei uns doch wäre! der würde aufjauchzen: „Das ist zu lieb!“ Denn es wimmelte vor dem Heiligenkreuzkloster von heiligen Pilgern, Wallfahrern nach dem Gnadenorte Mariazell in Stevermark, in den abenteuerlichsten Aufzügen und Gruppen um einen alterthümlichen Brunnen gelagert; oft schallten die Willkommsglocken, wenn ein neuer Schwarm laut singend und betend anschwamm, und überall war es lebendig und abfenderlich.

Um acht Uhr des andern Morgens schieden wir in Regengewölk: Niembsch und sein Hund süd-, ich ostwärts.

Niembsch an Schurz in Wien.

Neuberg in Oberstevermark, den 10. Juli 1835.

Meine Reise bis her war sehr angenehm. Ich nahm den Weg von Kaumberg über Ramsau nach Rohr. Von Rohr über Schwarza, den Oberhof, die Saurüsselbrücke (eine herrliche Felsenschlucht, von der Raß durchströmt, ähnlich dem Gutensteinerpasse mit einer Längenbrücke; ich verweilte einen Tag dort), über den Raßwald in die Nähe der „kahlen Mauer,“ wo überaus herrliche Felsenberge zu schauen; dann über die Raß, einen ziemlich hohen waldbeschatteten Berg, nach Neuberg. Von hier aus hab' ich mit Bruder Paul und dem Kaplan die Schneealpe bestiegen, welche diese infoferne verdient, als es sehenswerth ist, wie die Aeplerei

ins Größere, gleichsam kolonienmäßig betrieben, sich ausnimmt. Aber die Aussicht ist ordinär, das Vieh schlecht, die Schwaigerinnen meist schmutzig und garstig. Wir waren sehr lustig auf diesem Ausflug. Gestern machten wir mit Hampe einen andern zum „todten Weib." Morgen zieh' ich weiter, und zwar über Mürzsteg, Niederalpel, auf den Weichselboden, bestrige den Hochschwab. Was dann? weiß ich selbst noch nicht. Bis Ende Juli komm' ich nach Wien. Meine Gesundheit ist trefflich. Mein Feldmann ist sehr brav. Besonders hat er sich auf der Schneealpe ausgezeichnet durch fleißiges Suchen. Leb' wohl, geliebter Bruder! geliebte Schwester! sammt Euren Kindern. Euer Niembsch.

Mit dem Dichten sieht es übel aus. Alle Geistesthätigkeit ist auf dieser Reise eine mehr empfangende, als gestaltende. So mag es wohl auch seine Früchte tragen. Hampe hat mich überaus freundlich aufgenommen und herzlich und herrlich bewirthet. Bruder Paul ist sehr vergnügt und ein angenehmer tüchtiger Mann. Der Kaplan ist ein ganz fideler Kauz. Er hat auf die Schneealpe Dein Gedicht „Das todte Weib" mitgenommen, worein er ganz verliebt ist. Ich hab' es in der Sennhütte deklamirt mit großem Beifall. Auch ein Herr v. Pebal war mit oben. Meiner lieben Resi hab' ich von der Schneealpe ein hübsches Blümlein aufbewahrt. Adieu, lieber Bruder! ich freue mich auf unser Wiedersehen. Auf dem Heimweg bist Du wohl recht durchnäßt worden! Der zweitägige Regen hat mich in einem scheußlichen Torfwirthshause zu Meierling festgehalten.

Eine solche später gereifte Frucht dieser einsamen Aufwanderung Lenau's im Gebirg war wohl sein frommes und inniges Gedichtlein: „Weib und Kind." Es war, glaub' ich, auf der langgestreckten stillen Hochstraße zwischen der Ramsau und Rohr, mit dem Hinabblicke in ernste Thäler, wo ihm das Weib mit dem Kind und dem „Kaiberl" begegnete.

Virwdſch an Anaſtaſius Grün.

Neuberg, den 10. Juli 1835.

Innig geliebter Freund!

Endlich bin ich auf meiner Fußreiſe hier angekommen, endlich beantworte ich Euren Brief, der mir eine Erquickung und Freude gebracht hat, wie ſie mir ſelten und immer ſeltener zu Theil werden. Fahrt fort, mein Freund zu ſeyn; Ihr ſollt mich auch unwandelbar finden in meiner Liebe. Ihr habt keinen, der Euch ſo kennt, ſo liebt wie ich. Die wenigen Stunden unſers letzten Zuſammenſeyns haben uns um ein Gutes näher zuſammengerückt, und bereits ſpürte ich etwas von der Heilkraft wahrer Freundſchaft, wenn wir uns ungeſtört angehören konnten. Was würde erſt ein längeres Zuſammenleben wirken! Doch muß ich mir dieſes immer noch verſagen und etwa vom nächſten Winter hoffen.

Alles, was ich hier über Herzog Otto* auftreiben konnte, beſteht in einer Abſchrift der Privilegien, welche dieſer Fürſt dem von ihm geſtifteten Ciſterzienſer-Convente ertheilt hat. Monasterium gloriosae Virginis Mariae in Novo Monte.

In der Gruft des Stiftes Neuberg liegen die vermoderten Gebeine von Herzog Otto, von ſeiner erſten Gemahlin Eliſabeth, ſeiner zweiten Anna, und ſeiner beiden Söhne Leopold und Friedrich in ſchlichten Särgen von Sandſtein. Lange war, wie man mir erzählte, die Begräbnißſtätte vergeſſen und verborgen geblieben und hatte die Kapelle über der Gruft zum Holzgewölbe gedient; erſt vor ungefähr fünfzehn Jahren ward die Gruft entdeckt und vom vorigen Kaiſer eine Gedächtnißmeſſe geſtiftet, und in der Kapelle ein Marmorgrabſtein mit folgenden Inſchriften veranlaßt:

Otto Dux Aust. St. Car. etc. Alb. Rom. Imp. Fil. Nov. Mont. Fund. ob. 26. Feb. 1339.

Prima Conj. Elisabetha. Duc. Bav. inf. Fil. ob. 25. Mart. 1330. Secunda Conj. Anna Fil. Reg. Boh. Soror Carol IV. Imp. ob. 8. Dec. 1338. Fridericus Fil. ex serenissima Domina Elisabetha. ob. 16. Dec. 1344. Leopoldus Fil. ex serenis. Domina Anna. ob. 17. Aug. 1344.

* Derſelbe ſpielt in Anaſtaſius Grüns „Pfaffen vom Kahlenberge" eine große Rolle.

Was die Pfaffen verleiten mochte, die Gruft zu verheimlichen (es wurde jedem ein Eid abgenommen, das Geheimniß zu bewahren), war, wie man vermuthet, verbrecherische Ausplünderung der Leichen, denn diese wurden ohne allen Schmuck in ihren Särgen gefunden. Herzog Otto war nach der Länge seiner Gebeine ein sehr langer Mann von wenigstens 6′ 6″, nach den vorhandenen beiden Bildnissen war er ein schöner Mann. Langes schwarzes Haar, schwarze Augen voll Contemplation, edle feingekrümmte Nase, um den Mund ein Zug eleganten Spottes und des Bewußtseyns auch geistiger Ueberlegenheit. Auf beiden Bildern erscheint sein Haupt mit Rosen bekränzt; doch ist der Ausdruck seines Gesichts nicht der einer durchgängigen Fröhlichkeit, vielmehr bezeugten Aug' und Stirne, daß der Mann, wenn er allein war, sehr ernste Stunden haben mochte.

Morgen, mein geliebter Freund, pilgere ich weiter in die Berge. Meine Wallfahrt gilt der Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Ich wollte Euch gerne Alles schreiben können, was mir auf meinen Bergwegen durch Kopf und Herz gefahren. Nach acht Tagen reise ich nach Wien zurück. Schicket mir bald was für den Almanach, damit ich das Manuscript zusammenstellen kann. Einige faustische Scenen habe ich bereits weiter gemacht. Ich freue mich schon recht auf Euren Beitrag. Lebt wohl, lieber würdiger Freund, und seyd glücklich auf Eurem Terglou. Der Herbstwind soll uns, mein' ich, wohl zusammenblasen. Ich umarme Euch mit vollem Herzen. Euer Niembsch.

Niembsch an Max in Penzing bei Wien.

Neuberg, 11. Juli 1835.

Bisher war meine Reise sehr angenehm, abgerechnet zwei ewiglange Regentage, welche ich in einem jämmerlichen Dorfwirthshäuslein, in der gemeinsamen Schenkstube, inmitten saufender und dampfender Bauern, schreiender Kinder und anderer Widerlichkeiten, hinwarten mußte. Erst am zweiten Abend, alle Rettungsmittel aufbietend, war ich so glücklich, beim Förster eine Geige zu erwischen, und suchte dann durch allerlei heftige Passagen dem heillosen Scharivari um mich herum einigermaßen zu steuern. Das Bauern- und Kinderpack fest, stritt, schrie und stank durch

einander, daß mir alles wirbelte. Endlich am dritten Morgen bei reinem Himmel entlief ich der unreinen Stube. Herrlich war der Gang durch regenerfrischte Bergwiesen und Wälder. Der Genius (oder Dämon?) meiner Reisen schien es auf diesen Effect angelegt zu haben. Mir war unaussprechlich wohl zu Muth. Auch mein Feldmann war, obschon ohne seine Penzinger Fidel, fidel. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie der Kerl über alle Hecken und Zäune springt. Nur manchmal scheinen ihm Erinnerungen auch an die Penzinger Leckerbissen durch den Kopf zu fahren, wenn er mich plötzlich mit aller Wehmuth eines gekränkten Magens anblickt.

In den Bergen Unterösterreichs ist es jetzt sehr unsicher; allenthalben würzte man mir meine einsame Fußreise mit Erzählungen von Raub und Mord, an Wanderern verübt. In Steiermark ist dergleichen nicht vorgekommen. Heute Abend pilgre ich weiter. Meine Wallfahrt gilt der Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Von hier geh' ich auf den Hochschwab. Die Neuberger Schneealpe habe ich bereits bestiegen. Auf diesem über fünftausend Fuß hohen Berge wird die Sennerwirthschaft ins Größere getrieben; siebenundzwanzig Hütten mit eben so vielen Schwaigerinnen sind auf der außerordentlich ausgedehnten Gipfelfläche zerstreut. Der Anblick dieser Colonie ist hübsch. Nur Schade, daß das Vieh so schlecht ist, und daß die Sennerinnen nicht poetisch sind. Garstig und unrein sind sie für den Dichter völlig unbrauchbar, ganz und gar nicht zu besingen; so unflätig, daß auch auf dem ganzen Leib einer solchen Schwaigerin nicht ein sauberes Fleckchen zu finden ist, wo man einen Vers appliciren könnte. Meine Gesundheit ist vortrefflich; mit dem Dichten geht es aber mit nichten. Eine Menge Entwürfe fahren mir auf, und doch kommt es zu keiner Ausführung. Die Gedanken rollen mir gleich wieder ab, wie das Steingeröll zu meinen Füßen. So groß auch meine Genüsse sind auf dieser Reise — manches vermisse ich. Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen, und Penzing kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen. Du siehst, daß ich meine Rothpfennige von Courtoisie noch nicht eingebüßt habe unter den Bauern und Felsen.

Niembsch an Schurz.

Neuberg, den 12. Juli 1835.

Ein plötzlich eingefallener Regen hielt mich gestern noch hier. So eben sagte mir Freund Hampe, unser Freund Prean werde in acht Tagen hier eintreffen und einige Tage bleiben. Ich habe mich entschlossen, auf anderem Wege wieder nach Neuberg zurück, und von da nach Wien zu reisen. Einige Tage mit meinem lieben Freund Prean in den hiesigen Gebirgen herumzustreichen, wäre mir sehr angenehm. Meine Kleider sind bereits jetzt erbärmlich zugerichtet; vollends vom Hochschwab werde ich in einem desperaten Aufzug wieder erscheinen. Sey so gut, lieber Schurz, mir folgende Stücke aus meiner Garderobe herauszusuchen:

Den blauen Frack;

Ein Paar Sommerhosen; wählst Du von den nankingenen, so bitte ich welche ohne Strupfen, weil mir die mit solchen zu kurz wären;

Ein Gilet und die beste Cravate.

Wenn Prean wirklich kommt, so könnte er vielleicht die Güte haben, das „Pöckerl" mitzunehmen; wo nicht, könnte es Reinhofer bringen. Ich werde etwa in zehn Tagen wieder hier seyn, dann noch ein paar Tage bleiben, und sodann zu den Meinigen kutschiren. Ginge es mit dem Dichten, so würde ich wohl noch länger reisen; aber der Almanach!

An Max hab' ich geschrieben; Du brauchst Dich also nicht mit Benachrichtigung zu belästigen.

Adieu, lieber Bruder! Küsse mir die Resi statt meiner. Hier ein Blümlein der Schneealpe! Ich küsse auch Deine Kinder. Dein Niembsch.

Niembsch bestieg wirklich den Hochschwab. Wäre er nur nicht so bald darauf nach Wien zurückgekehrt — wir hätten uns wohl einer eben so köstlichen Beschreibung dieser Besteigung zu erfreuen, wie jener des Traunsteins am 9. Juli 1831. Die Besteigung war, wie ich noch im Allgemeinen weiß, ungemein angenehm. Niembsch hatte in der Hütte des Waldhüters in der „Höll" am Fuße des Berges eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, und von dort, wenn ich nicht irre, in Gesellschaft des hübschen Hütertöchterleins, den schwäbischen Riesen, den höchsten, worauf er je seine Sohle gesetzt, rüstig und freudig erklommen.

Auf ſeiner Rückkehr nach Neuberg dürfte Niembſch mit ſeinen Freunden v. Prean und Hampe ſchon in dem Eiſengußwerke nächſt Mariazell zuſammengetroffen ſeyn, woſelbſt er durch ſein wunderbares Lippenpfeifen Hampe in vielleicht nicht viel minder achtungsvolles, faſt heiliges Erſtaunen verſetzte, als wie früher durch ſeine eindrucksmächtigen Gedichte. Lenau war auch in dieſer ſonſt verachteten, weil gemeinen Kunſt — Lenau. Uebrigens zeigt auch dieſe ſchöne Ausfahrt wieder die große Beweglichkeit der Entſchlüſſe Lenau's. Er kehrte weit vor der Hälfte des anfänglich beabſichtigten Weges (er hatte bis ins erhaben ſchöne Pinzgau wollen, wo die Maler nur kniend zu malen wagen) wieder um. Die Wirklichkeit konnte ſeinem ewig voraneilenden unſtäten Geiſte nie raſch genug nachkommen, und er verlor dann die Luſt der vollen Ausführung, wozu überhaupt ruhigere, geſetztere, wenn auch ſelbſt beſchränktere Seelen geeigneter ſcheinen. Er gelangte glücklich nach Hüttelsdorf zurück, von wo er nachher wieder zu den Schwarzſpaniern zog. Vielleicht war auch ſein herrlicher „Steyrertanz" eine ſpäter gereifte Frucht dieſes Ausflugs.

Niembſch an Mayer.

Wien, 15. Auguſt 1835.

Empfange meinen Jugendfreund und Schulkameraden, Friedrich Klevle, dermalen Oberamtmann, freundlich. Er iſt ſehr brav und liebenswerth. Empfiehl ihn auch Deinem Bruder in Waſſeralfingen, wo er die Eiſenwerke zu ſehen wünſcht. Im September hoff' ich Dir zu danken für alles Liebe, was Du ihm erzeigt haben wirſt.

Deinen letzten Brief hab' ich mit großer Freude geleſen. Deine wahre, edle Freundſchaft dauert, und ich kann ſie nicht todtſchweigen, ich Sünder. Auch die meinige dauert und wächst, wenn auch im Stillen. Du dankſt mir für den Almanach; ich habe Dir zu danken, daß Du ihn unterſtützt. Der Almanach freut mich nicht mehr. Man hat ihn, und namentlich meinen Fauſt, angeſpieen. Das kann mich nicht beirren in meinem Streben als Dichter; aber es vergällt mir die Luſt, den Leuten was vorzuſetzen. Deine Bemerkungen über den Fauſt haben mich ſehr erfreut.

Das Gedicht iſt in wenigen Tagen fertig. Fauſts Tod iſt bereits erfolgt. Ich bin begierig auf Dein Urtheil über die Finalwendung des Gedichts. Stünden Vorreden vor Gedichten nicht ſo gar übel, ſo möcht' ich dem Fauſt wohl ein einleitendes Wort der Verſtändigung voranſchicken; z. B. daß bei dieſem Gegenſtande eine abgeſchloſſene, durchaus gegliederte Fabel gar nicht an ihrer Stelle wäre; daß ich nur einzelne, zum Theil abgeriſſene Züge aus ſeinen äußern Erlebniſſen hingeſtellt habe, zwiſchen welchen hindurch die Perſpektive in einen großen Hintergrund offen geblieben iſt; daß die einzelnen Facta aus ſeinem Leben mehr exemplicativ, und gleichſam als Repräſentanten von mehreren ähnlichen hingeſtellt ſeyen, denn als definitive Erzählung. Bei dieſem Stoffe kommt Alles auf pſychologiſche und metaphyſiſche Einheit an; die hiſtoriſche würde nur ſchaden, weil ſie zu begrenzend wäre u. ſ. w.

Deine Idee einer Satyre über die Ergebniſſe philoſophiſcher Syſteme iſt gut; aber für den Umfang meines Gedichtes würde ſo etwas nicht paſſen. Wäre die Satyre kurz, ſo wäre ſie zu dunkel; wäre ſie lang, ſo wäre ſie zu lang. Ueberdieß könnte man mir's als eitles Auskramen meiner philoſophiſchen Eruditien mißdeuten.

Deine Gedichte ſind allerliebſt. Abendſchwere iſt wahrhaft ſchön. Wenn der Almanach wieder erſcheint, ſo bitte ich Dich weiter um einen beträchtlichen Beitrag.

Wenn Brodhag Schaden hat, was bei der Ungunſt der Recenſionen möglich iſt, ſo ſteh' ich ab vom Vertrage, und geb' eine Sache auf, die mich ohnedieß nicht mehr freut.

Was macht unſer Uhland? Grüße ihn von mir, wenn Du ſchreibſt. Ich freue mich wieder recht auf Euch, meine lieben Freunde!

Leb' wohl! Bruckmanns Tod thut mir leid.[1] Er war ein guter Mann. Grüße Deine liebe Frau und Kinder, in specie meine Pathchen. Von ganzem Herzen Dein Niembſch.

[1] Stadtſchultheiß Bruckmann in Heilbronn war ein Schwager Mayers und guter Bekannter Lenau's geweſen.

Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.

Stuttgart, 22. Auguſt 1835.

Werther Herr v. Niembſch!

In höflicher Antwort auf Ihre werthen Zeilen vom 8. d. können wir Ihnen aufrichtig geſtehen, daß wir keinen Augenblick wegen dem Frühlingsalmanach in Angſt waren, und ſind weit entfernt, denſelben eingehen zu laſſen, indem wir nicht gewohnt ſind, unſere Unternehmungen durch bezahlte Kritiken beſtimmen zu laſſen.

Sobald Sie uns mit Manuſcript zum zweiten Jahrgange dieſes Almanachs erfreuen, eben ſo geſchwind können wir mit dem Druck beginnen, und wenn derſelbe unter Ihrer perſönlichen Leitung ſtattfinden könnte, wäre uns um ſo angenehmer. Was die Anticipation Ihres Honorars betrifft, ſtehen wir Ihnen gerne zu Dienſten.

Mit wahrer Achtung und Freundſchaft zeichnet Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.

Niembſch hatte ſeine Wiederhinausreiſe nach Schwaben auf Anfang Septembers feſtgeſetzt, nun aber, da er ſich durch die freundliche Gefälligkeit der Brodhag'ſchen Buchhandlung für längere Zeit einer für einen Dichter zumal ſehr läſtigen Sorge enthoben ſah, verſchob er jene auf unbeſtimmte Zeit. Die leidigen Geldſorgen waren für kein empfindliches Gemüth, wie das Lenau's, und ſie vermehrten ſeine natürliche Mißſtimmung oft ungemein. Um ſich ihrer möglichſt zu entſchlagen, und auch um eine entſchiedenere Stellung in der Geſellſchaft zu gewinnen, bereitete er ſich damals ernſtlich für die äſthetiſche Profeſſur an der thereſianiſchen Ritterakademie in Wien vor, die ihm vielleicht nur darum nicht wirklich zu Theil ward, weil er es unter ſeiner Würde hielt, ſich um dieſelbe auf dem allgemein vorgeſchriebenen Wege zu bewerben. Sie ſollte ihm angeboten werden, und zu ſo etwas war man damals noch ſehr wenig geneigt. Ueberhaupt hat der große Staat Oeſterreich nie das Geringſte für ſeinen größten Dichter gethan, widrigenfalls dieſer wohl nie das traurige Ende genommen hätte, das er leider nahm.

Niembſch war zu dieſer Zeit ſo wenig zum Dichten aufgelegt, daß

er ſeinem Freunde Reinbeck, der ihn immer dringender um einen Beitrag zum Schilleralbum anging, als einen ſolchen aus dem alten Büchlein: „Der Teutſchen ſcharffſinnige kluge Sprüche“ in zwei Teil zuſammengetragen durch Julium Wilhelm Zinkgräfen; Amſteldam bei Ludwig Elzevieren Anno 1653 die im erſten Theile Seite 152 vorkommende Stelle ausſchrieb:

„Wer ſtirbt, ehe er ſtirbt,
Der ſtirbt nicht, wenn er ſtirbt.“

Späterhin ließ ſich Niembſch durch Reinbeck doch bewegen, ein eigenes Gut hiefür abzugeben, und zwar „Gutenberg.“

Jenes Sprüchlein aber hatte Niembſch, dem Ahnungsvollen, nicht umſonſt ſo gefallen, denn dieſe Reime, welche „Johann der Aeltere, Graff zu Naſſau, deß Printzen von Vranien Bruder, Stiffter der Schul Herborn“ in ſeinem 71. Jahre in ſeinem Gemache an die Wand geſchrieben, ſind — freilich anders, als urſprünglich gemeint — an Niembſch ja ſelbſt ſpäter buchſtäblich in Erfüllung gegangen: „Er war todt, ſechs Jahre lang, bevor er ſtarb, und nun geſtorben, lebt er ewig.“

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, (ohne Tagangabe, wohl wahrſcheinlich): den 23. November 1836.

Lieber Bruder, liebe Schweſter!

Ich bin ganz gut angekommen, und habe meine Angelegenheiten bereits ſo weit betrieben, daß der Druck meines Fauſt bei Cotta in wenigen Tagen begonnen wird. Bei Reinbeck und Hartmann hab' ich Alles geſund getroffen, nur Julie iſt noch nicht ganz geneſen von einer fieberhaften Bruſtkrankheit. Geſtern hatten wir ein großes Diner bei Cotta. Reinbeck, Hauff (Redacteur des Morgenblattes), Grüneiſen, Menzel, Pfizer und ich waren dabei. Es ging ſehr lebhaft zu. Es gab einen hitzigen Streit über Goethe's Briefwechſel mit Bettina. Ich brachte durch einige Behauptungen Alles in Aufruhr und Durcheinander; dabei wurde gezecht, daß der Bediente heute einen ſteifen Arm haben muß von lauter Einſchenken. Cotta machte den Wirth auf die liebenswürdigſte Weiſe. Auch

ſeine Frau war ſehr angenehm. Ich ſaß neben ihr, und mußte von Zeit zu Zeit meine lauten Declamationen und Demonſtrationen unterbrechen mit ſanften Tönen, die ich an meine freundliche Nachbarin zu richten durch den Anſtand gezwungen war.

Karl Mayer hat mich bereits beſucht. Er iſt ſehr heiter. Uhland wird jeden Tag erwartet; die Ständeverſammlung ſoll am 27. d. eröffnet werden. Der Streit zwiſchen Menzel und Gutzkow hat hier viel Senſation erregt. Ich habe nun die Streitſchriften alle durchleſen, welche hin und her gewechſelt wurden. Menzel hat für eine gute Sache die gleiche Verwegenheit aufgeboten wie Gutzkow für eine ſchlechte. Es iſt natürlich, daß des Publikums Beifall ſich dem erſteren zuwendet.

Das Geſchenk an die Emma Kerner[1] und das an Mayers Kinder[2] werd' ich perſönlich abgeben. Emilie hat große Freude an Deinem Ring, liebe Thereſe.

Schicke mir Dein Manuſcript ſo bald als möglich. Ich werde nicht lange hier bleiben, ſo wohl ich mich auch fühle im Hauſe meiner treuen liebevollen Freunde.

Sage Bauernfeld, für die Aufführung ſeines Stückes ſey hier wenig Hoffnung. Grüße meine Freunde. Lebt wohl, Ihr Lieben, mit Euren Kindern! Ich umarme Euch Alle. Euer Niembſch.

Der Bruder von Kerners Frau, mein „Herr Onkel" Ehemann, iſt leider geſtorben. Ein guter Mann!

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 26. November 1835.

Wenn ich meinen abſcheulichen Schnupfen in Wien hätte, ſo würde ich Sie doch beſuchen, auf die Gefahr hin, Ihnen durch mein Raſaliren, vulgo Schneſeln, unangenehm zu werden. Mein Kopf iſt ſo ſehr eingenommen, daß ich dieſen Brief unter Thränen ſchreibe, und meine Feder

[1] Ein ſilbernes Nähzeug.

[2] Ein Bilderheft, den Wiener Straßenausruf darſtellend, wodurch, wie Mayer S. 21 erwähnt, ſeinen Kindern, mit der Hülfe von Niembſch, die Wiener Mundart dreißig genug, ganz geläufig wurde.

ſogar ſchnefeln muß; aber Sie werden gewiß entſchuldigen. Das iſt ſchon eine Impertinenz, daß ich Sie gleich Anfangs mit meinem Schnupfen beſchäftige.

Ich bin noch immer nicht fertig mit activen und paſſiven Beſuchen. Noch hab' ich Graf Alexander nicht geſehen, noch auch die Gräfin Helene. Bei meiner nächſten Zuſammenkunft mit Ihrer Erlaucht will ich mir die Freiheit nehmen, derſelben mein Gedicht, das in Caſtelli's Almanach ſteht, vorzuleſen.'

Die Gräfin Marie hat als Gegengabe für einen meiner Freunde, welchen ich ihr zugedacht, mir eine ihrer Freundinnen zugedacht. Iſt das nicht luſtig?

Ueber meine Rückreiſe nach Wien will ich dießmal ſo lange nichts Beſtimmtes ſagen, als ſie nicht unabänderlich beſtimmt iſt. Nur ſo viel iſt vorderhand gewiß, daß ich reiſe, ſobald ich meinen Fauſt in der Taſche habe. Doch wäre es möglich, daß ich dann nicht unmittelbar nach Wien, ſondern, gewiſſer dringender Geſchäfte wegen, die aber höchſtens vier Wochen wegnehmen, vorerſt nach Heidelberg abgehe. Grüßen Sie mir Ihre lieben Kinder und ſich ſelbſt herzlich von Ihrem Niembſch.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 9. December 1835.

Max hat Recht, indem er Ihr trübes Schreiben tadelt. Soll ich Ihnen alles aufzählen, was Sie berechtigen kann, ja verpflichten muß, ſich am Leben zu freuen? Ich thu' es nicht, weil ich überhaupt nicht gern lebe, hier aber um ſo weniger gern, als ich Ihnen lieber eine kleine Strafpredigt halten möchte. Nur Eines halte ich Ihnen entgegen: Ihre hohe ſittliche Würde, deren Bewußtſeyn Ihnen ein ewiger Quell ſtiller Freuden ſeyn muß, wie ſie andern, die das Glück Ihres Umgangs genießen, und namentlich mir, eine Quelle der Freude iſt, und eines der erheiterndſten Momente meines Lebens. Ich denke nie ohne inniges Behagen an Ihren ſtillen feſten Wandel. Seyen Sie heiter, wenden Sie

' Dieß Gedicht hat Niembſch nicht in ſeine Sammlung aufgenommen. Fraufl gibt es auf S. 91: „An die mediſirenden Damen."

ſich nicht feindſelig ab von ſich ſelbſt! Daß Sie Ihre Welt in Ihren Kindern finden, iſt ſchön, und ich habe das immer ſo hoch geachtet an Ihnen; aber laſſen Sie ſich die übrige Welt nicht allzufern rücken und hören Sie nicht auf, dieſe Welt zu lieben, denn Sie erziehen ja Ihre Kinder für dieſe Welt. Und ſomit iſt meine Predigt zu Ende; möge es auch Ihr Trübſinn ſeyn und Ihr verwünſchter Zahnſchmerz!

Neulich war ich bei Graf Alexander. Er iſt mir der alte liebe Freund; betrübend aber war mir der Anblick ſeiner herabgekommenen Geſundheit. Er ſaß eben mit Helenen zu Tiſche, als ich ankam. Ich ſetzte mich dazu, und während ich aß, erzählten mir Beide Geſchichten ganz ausführlich; dann ſtanden wir auf und gingen zum Kaffee in das Zimmer Helenens, und die Geſchichten hatten noch kein Ende und dauerten, bis ich mich wieder in den Wagen ſetzte und nach Stuttgart zurückfuhr. Nur eine kleine Unterbrechung hatte ſtattgefunden, ſo lange mir Alexander einige ſeiner Geiſteskinder vorlas und mir ſeine leiblichen Kinder zeigte, die beide allerliebſt ſind, beſonders das kleine Mädchen, die Wilma. Der Eberhard iſt ungemein kräftig und wird einmal ein tüchtiger Württemberger.

Mit meiner Heidelberger Reiſe wollte ich Sie nicht ärgern; ſie unterbleibt übrigens. Meine Jagdfreuden ſind in den Brunnen gefallen; Alexander, mit dem ich jagen wollte, darf wegen Kränklichkeit nicht hinaus, und mein Freund Ehemann in Oehringen, mit dem ich jagen wollte, iſt geſtorben.

Sobald mein Fauſt gedruckt iſt, reiſe ich nach Wien. Wir warten, wie geſagt, auf das Papier; kommt dieſes in einigen Tagen nicht an, ſo laſſ' ich auf das vorräthige ſchlechtere drucken.

Fräulein v. Bauer iſt die alte Liebenswürdige. Neulich ſpielt' ich ihr eine Beethoven'ſche Sonate als begleitende Violine. Ich mußte lächeln, als mich dieſe gewandte Hofdame frug: „In welcher Gemüthsſtimmung haben Sie den letzten Sommer verlebt?“ Ich durchſchaute die kleine Diplomatik und antwortete: „„Ich habe den letzten Sommer in großer Gemüthsruhe verlebt.““ Sie dachte an jene lange Geſchichte, die ich neulich in Eßlingen mit dem Diner hinunterſchluckte. Das iſt aber ja ſchon wieder ein Trätſchchen! Dießmal entſchuldigt mich kein Schnupfen.

Alexander ſoll zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit reiſen. Er trug mir eine gemeinſame Fahrt ins mittägliche Frankreich an. Das wäre nicht ſo übel; ich habe aber doch keine Luſt dazu. Mit dem Dichten gehts gar nicht. Geſtern Abend war ich gräßlich verſtimmt. Meine Hypochondrie regt ſich wieder; ich muß bald reiſen. Hinter dem Eilwagen wird dieſer Hund zurückbleiben, und ſtellt er ſich in Wien wieder ein, ſo muß ihn Roſalie in die Flucht lachen. Graſſirt in Wien das Nervenfieber, ſo haben wir hier das Schleimfieber. Man ſieht da überall in den Gaſſen der ungeſunden Stadt die Herren Doctoren in ihren ſonderbaren Einſpännern. Ich bin jetzt ſehr geſund; alle krankhafte Dispoſition hat ſich in meinem Schnupfen entladen. Leben Sie wohl, liebe Freundin, herzlich gegrüßt mit Ihren Kindern von Ihrem Niembſch.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, am heil. Chriſtabend 1835.

Lieber Freund!

Vielen Dank für Deinen Beitrag; er gibt zwölf Blätter. Einige davon ſind ſo ſchön, daß man ſie demjenigen, der ſie nicht ſo ſchön findet, an die Stirne nageln ſollte.

Grüße mir Deine liebe Frau und Dein ganzes heutiges Chriſtkindelspublikum. Den Brief an Hauff hab' ich abgeſchickt mit Bezeichnung der von mir gewählten Gedichte.

Leb' wohl, ich bleibe noch vor der Hand hier, und auch ſehr nach der Hand, d. h. ewig, Dein Niembſch.

Schwab an Anaſtaſius Grün (damals in Wien).

Stuttgart, den 29. Januar 1836.

Unſer lieber Niembſch ſetzt ſich heute in den Eilwagen, um in einem Zug und Flug dem Geburtstage einer geliebten Schweſter[1] zuzueilen.

Ob der Almanach[2] erſcheint, iſt noch problematiſch; ſie wollen den

[1] Thereſens; am 5. Hornung.

[2] Der „Muſenalmanach."

Papſt des verrufenen „jungen Deutſchlands“ in effigie voranſtellen; da wird ein großer Theil der von dieſem geſchmähten ſüddeutſchen Dichter ſich zurückziehen. Aber, lieber Freund, ſetzen Sie einſtweilen voraus, daß er erſcheine, und enterben Sie uns nicht. Nicht wahr?

Lenau kommt als ein lebendiger Brief zu Ihnen, und ſoll Ihnen unter Anderem auch von unſerm Abſcheu vor der „jeune Allemagne“ erzählen.

Als Niembſch in Wien anlangte, traf ihn eine erſchütternde Nachricht. Sein Jugendfreund, Fritz Kleyle, war unvermuthet geſtorben. Niembſch lieh ſpäter ſeinem Schmerze in dem Gedichte: „An eine Wittwe,“ Worte. „Das war,“ antwortete ihm am 11. Februar Emilie auf dieſe traurige Mittheilung, „die Unruhe, welche Sie dießmal ſo bald aus unſerer Mitte trieb, und was mich ſo namenlos ängſtigte? Eine Ahnung von dem Schmerz und dem Kummer, der Sie erwartete!“ —

Niembſch an Emilie.

Wien, den 22. Februar 1836.

Meine Geſundheit iſt gut, und die Erſchütterungen meiner Stimmung beruhigen ſich im Dichten, das mir jetzt beſonders von Statten geht, als hätte mein Erhaltungstrieb ängſtlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunſt gegriffen. Da ich zu Hauſe eſſe, was erſt um drei Uhr geſchieht, ſo geh' ich gewöhnlich erſt um vier Uhr aus, und zwar ins Kaffeehaus,[1] ſpäter folgt manchmal noch ein Beſuch, Concert oder Theater.

Ich habe halb und halb im Sinne, nächſtens wieder einmal nach Ungarn zu reiſen. Ein kleiner Ausflug nach Preßburg, wo der Landtag noch beiſammen iſt, wäre keine üble Zerſtreuung. Auch iſt dort, eben wegen des zahlreich verſammelten Adels, jetzt gewiß ein Zuſammenfluß der beſten Zigeuner. Es [illegible] mich an, die langentbehrten heimathlichen Jugendeindrücke wieder einmal aufzufriſchen.

[1] Niembſch hatte es dießmal ungemein bequem, er durfte nur drei Treppen niederſteigen; denn er hatte in demſelben Hauſe, wo das Kaffeehaus ſich befand, bei ſeinem Freunde Wengel ein Zimmer ſich genommen. Im nächſten Winter wohnte er aber wieder im Schwarzſpanierhauſe.

Dichter Frankl erzählt auf Seite 58: er habe einmal Niembſch aufgefordert, ſich in den ungariſchen Landtag wählen zu laſſen, wenn er ſich dazu erſt noch zuvor den Schnurrbart mit Speck ſpitzig zugewichst haben würde. Niembſch lachte herzlich über den Einfall, erwiederte aber nach einer Pauſe ganz ernſthaft: „Dazu tauge ich nicht. Erſtens bin ich der ungariſchen Sprache nicht ſo mächtig, um Reden halten zu können; zweitens verſtehe ich vom ungariſchen Rechte nichts, und vor erſtens und zweitens: Ich paſſe nicht mit meiner Bildung zu meinen Landsleuten. Ich rühme mich nicht deſſen als eines Vorzuges, vielmehr möcht' ich ſo urwüchſig, ſo feurig und ſo naiv, ſo huſarentapfer und ſo gutherzig ſeyn, wie ſie!" Frankl ſchließt Seite 59: „Der faſt mythiſche Dichter Klingsor und der Mythen dichtende Lenau,[1] die beide donauaufwärts nach den deutſchen Landen wanderten, und in Sängerkämpfen ſich Lorbeeren erwarben, ſind die wunderbarſten Dichtergeſtalten der Magyaren, wenn auch beide nicht in der ſüßen und kräftigen Sprache der Magyaren geſchrieben haben."

Lenau ſelbſt nannte ſich einen ſtreng öſterreichiſchen Dichter." —

Ob der kleine Ausflug nach Preßburg wirklich erfolgte, iſt nicht mehr erinnerlich. Wenn aber auch, ſo war er gewiß nur ganz klein.

Niembſch an Emilie.

Wien, den 14. März 1836.

Mein Leben iſt jetzt ganz kunſtbewegt. Faſt kein Tag vergeht, der mir nicht irgend einen herrlichen muſikaliſchen Genuß bringt. So hört' ich heute Abends den Vorſänger der hieſigen Synagoge, Sulzer, der ſehr wahrſcheinlich die ſchönſte Stimme in Deutſchland hat. Die von Schmidt[2] komponirten Schilflieder waren mir ſehr willkommen für dieſen herrlichen Sänger. Dann hab' ich neulich von den ſogenannten „verrückten" Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philiſter gar „Teufelsquartett." Wenn das der Teufel gemacht, ſo bin ich ſein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir faſt das Herz geſprungen wäre. Kennen Sie nicht jene ſüße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit

[1] Siehe vor Allem die herrliche „Eulenmuhe" im „Sturm" des Faust.

[2] Hofſchauſpieler in Stuttgart.

jedem ſolchem Tonſtück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O es iſt ein köſtliches Gefühl, wie einem ſo das Leben verklingt!

Ich habe zwei größere epiſche Gedichte in der Arbeit: „Huß und Hutten.“ Bis zum Herbſt müſſen ſie fertig ſeyn, wenn meine Geſundheit ausreicht.

Schwab an Grün.

Stuttgart, 19. März 1836.

Die Correctur des Frühlingsalmanachs beſorgte Guſtav Pfizer für unſern Niembſch, und hat daher mit Vergnügen auch Ihre Beiträge corrigirt. Ich erwarte den ganzen Almanach, von dem ich noch gar nichts kenne, mit hoher Neugierde. Von unſerem Muſenalmanach bin ich für dieſen Jahrgang definitiv zurückgetreten, da Heine's Bild, in dem Augenblicke, wo er meinen geliebten Freund und Meiſter Uhland mit dem ſchnödeſten Neide verunglimpft, an der Spitze ſtehen wird, und Lenau, Pfizer, Menzel, Mayer, Juſtinus Kerner und Grüneiſen ihre Beiträge auf das Beſtimmteſte verweigert haben. Der Entſchluß koſtete mich viel, aber bei dem ganz innigen Verhältniſſe in welchem ich zu Uhland ſtehe, konnte ich nicht anders handeln. Reimer und Chamiſſo proteſtiren gegen meine Anſicht, die ich auch niemand aufdringen will; namentlich bitte ich Sie, keine Rückſicht darauf zu nehmen. Sie haben hier nicht dieſelbe Verpflichtung wie wir Schwaben, und es befremdet mich daher nicht, daß Hirzel Reimer mir ſchreibt, daß Sie auch meiner Anfangs geäußerten Anſicht ſeyen, daß die Aufnahme von Heine's Bild ein Beweis von Unparteilichkeit von unſerer Seite ſey. Es wäre mir höchſt leid, wenn Chamiſſo, der mir einen ſehr traurigen Brief, welcher mich in der Seele rührte, geſchrieben hat, noch mehr Kummer von der Sache hätte, und auch Reimer möcht' ich um's Leben nicht kränken und ihm niemand debauchiren. Die Schwaben, und namentlich Lenau, beſtimmten vielmehr mich, als ich ſie.

Schurz an Schleifer in Ort.

Wien, 25. März 1836.

. . . Niembſch iſt ſeit etwa ſechs Wochen wieder hier, auch Auersperg iſt ſeit ein paar Monaten hier, und bleibt noch bis Oſtern. Er iſt

ordentlich verliebt in Niembſch. Dieſer dürfte ein Mädchen ſeyn, ſo könnte es nicht ärger zugehen. Sie ſind den größten Theil des Tages beiſammen.

Und gleichwohl trat noch im April ganz plötzlich und unvermuthet eine leichte Trübung zwiſchen Lenau und Grün ein, der die Verſöhnung nur durch den Zufall von Grün's Abreiſe nicht ſogleich auf dem Fuße folgte, worüber dieſer am 26. December 1850, als er mich durch Ueberſendung eines Briefes Lenau's an ihn vom 5. December 1836 erfreute, folgendes beizufügen ſo freundlich war: „Der Brief bezieht ſich auf die einzige, zwiſchen uns ſtattgehabte kleine Differenz, deren freundliche Löſung mir eine dringende, unabweisliche Herzensangelegenheit geworden war. Den Anlaß dazu gaben ein paar bei einer geringfügigen Gelegenheit mir entſchlüpfte, unbeſonnene, gleich geringfügige Worte, die aber — im Angeſichte des edlen Todten kann ich es ſagen — nicht durch irgend eine meinerſeits damit verbundene Böswilligkeit, ſondern nur durch die, mir erſt damals im ganzen Umfange erkennbar gewordene, in ſeiner überaus zarten Gefühlsweiſe gegründete, ungewöhnliche Reizbarkeit ſeinerſeits einige Bedeutung haben konnten. Wie die vorübergehende Disharmonie durch ihn die edelſte Löſung fand, geht aus dem Briefe ſelbſt hervor.“ — Ich werde dieſen zu ſeiner Zeit mit Vergnügen einreihen. Uebrigens erwähne ich zur Hintanhaltung eines etwaigen Mißverſtändniſſes, daß Lenau's anklagendes Gedicht „An einen Jugendfreund“ nicht etwa auf Auersperg in Folge des vorliegenden Falles bezogen werden dürfe, indem dieſer ſich erſt im April 1836 ereignete, während jenes Gedicht bereits in der zweiten Auflage vom Jahre 1834 zu finden iſt. Weder ich, noch ſonſt vielleicht irgend wer weiß, wem dieß galt.

Von der ſehr leidenden, und daher auch leicht verletzbaren Stimmung Lenau's zu jener Zeit gibt das damals entſtandene, ebenſo ſchöne als ſchmerzvolle Gedicht an ſeine verſtorbene Mutter „Der Seelenkranke“ das ſprechendſte Zeugniß. Aber das Geſchick, indem es uns mit der Rechten eine Wunde ſchlägt, reichet uns oft zugleich mit der Linken einen heilenden Balſam. Für den nur vermeintlich verlorenen Freund gewann Niembſch ſogleich wirklich einen andern, wie er uns bald ſelbſt erzählen ſoll, abgeſehen

davon, daß eben auch Graf Alexander für längere Zeit nach Wien kam, und Niembsch häufig besuchte. Inzwischen schreibe aber noch:

Chamisso an Freiligrath.

Berlin, den 28. April 1836

Lieber Freiligrath!

Da es sich darum handelt, dem deutschen Liede eine Freistatt zu erhalten, woran auch Sie, wie wir Alle, Ihre Lust hatten, so werden Sie, falls Sie noch einlenken können, Ihren Beistand dem nicht versagen, der heuer das lecke Schiff zu steuern übernehmen muß.' Das Neckische ist, daß die Noth um Raum, welche gewöhnlich eintritt, sich in die umgekehrte verwandelt hat.

. . . . Lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer, hochbegabter Dichter (Lenau) nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist, und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet.

Adelbert v. Chamisso.

Auch schon in einem Briefe vom 8. Juni 1834 an Braunfels in Koblenz hatte Chamisso gerügt: „Das Weib am Grabe," ein sehr hübsches Gedicht; aber der Verfasser (J. Kerner) ist noch nicht Meister der Form. Das Uebergreifen einer Terzine in die andere ist unzulässig. Er studire den Dante, und nicht Lenau, der, einer unserer ersten Meistersänger, diese Form nicht kennt. (S. Adelbert v. Chamisso's Werke, VI. S. 281 und 279.)

Niembsch an Emilie.

Wien, den 29. April 1836.

„Endlich ein Brief!" — Schädliche Potenzen schlagen sich immer auf den schwächsten Theil des Menschen; und bei mir ist die Schreiblust, wenn nicht meine schwächste, doch gewiß nicht meine stärkste Seite; darum

' Der Rücktritt Schwabs von der Redaktion des Musenalmanachs hatte mehrere Dichter zur Zurückforderung ihrer Beiträge veranlaßt.

haben ſich denn auch die Hemmniſſe meiner letzten Zeit auf dieſe Partie geſchlagen. Dieſe ſchädliche Potenz, dieſer Hemmſchuh, heißt Martenſen, ein Theolog aus Kopenhagen, der mir Zeit, Herz und Gedanken geſtohlen hat. Ich habe nie einen ſo ſpeculativen Kopf gefunden, kaum Einen Menſchen, deſſen ganzes Leben, ſo unverrückbar auf's Ideale gerichtet, mit der kindlichſten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine ſo ſieghafte Gedankenmacht vereinigt. Ein Geſpräch mit ihm iſt ein wahres Vernunftbad. Nun aber bin ich ſeit einigen Wochen täglich vier bis acht Stunden in dieſem Bade geſeſſen. Zu leſen hab' ich auch einen Wuſt hiſtoriſcher Vorwerke für meine große Aufgabe. Meine poetiſche Aufgabe iſt eine große epiſche Trilogie: „Huß, Savonarola und Hutten.“ Ich mache den Anfang mit dem zweiten. Martenſen hat eine meiſterhafte Abhandlung über meinen Fauſt geſchrieben, die er in einer eigenen Broſchüre erſcheinen laſſen will.

Niembſch an Dr. Johannes Martenſen zu Pario.

Penzing, den 14. Juni 1836.

Theurer Freund!

Ich habe nun zwei Briefe von Ihnen erhalten, aber noch immer keinen von Cotta. Unbegreiflich iſt mir ſein Stillſchweigen, aber noch unbegreiflicher die Zumuthung, welche von der Cotta'ſchen Buchhandlung an Sie gemacht wurde: Ihre Fauſtkritik äſthetiſch zu ergänzen. Das verſtehe ich nicht. Als ob das nicht eines und daſſelbe wäre. Ueber das Gedicht als ſolches haben Sie genug geſagt; es hätte vielleicht nur noch etwas über das Charakteriſtiſche des Dichters geſagt werden können, wie ich Ihnen bereits mündlich bemerkt habe. Der Aufſatz muß aber auf jeden Fall gedruckt werden.

Was Sie mir über Ihre Bearbeitung der Myſtik geſchrieben, hat mich ſehr begierig gemacht nach Ihrem perſönlichen Umgange. Trauriges Surrogat der Briefſchreiberei! Wenn meine Schweſter ſpazieren fahren will, ſo kann ſie nicht alle ihre Kinder mitnehmen, weil dieſe nicht Platz finden in dem kleinen Wagen, einige bleiben immer zu Haus, vielleicht gerade die beſten, und blicken dem Wagen traurig nach, wenn er davon

rollt. Wie es meiner Schweſter mit ihren Kindern, geht es mir mit meinen Gedanken, die gern alle fort möchten zu Ihnen, mein lieber Freund!

Was Sie ſagen von der poſitiven Religion als einer abſoluten Vorausſetzung, und von der Begründung alles Lebensorganismus durch dieſe Vorausſetzung finde ich vortrefflich. Allerdings iſt es ſo. Die poſitive Religion ſetzt das Abſolute, und das Setzen des Abſoluten iſt nothwendig ein Vorausſetzen, denn würde das Abſolute nachgeſetzt, ſo wäre es ja ein bedingtes. Die größte Schwierigkeit finde auch ich in der Nachweiſung, wie alles Leben nur durch die poſitive Religion organiſirt ſey. Das hängt, glaub' ich, genau zuſammen mit der Lehre über das Böſe in der Welt. Vielleicht ließe ſich alles Böſe darſtellen als eine Afterorganiſation des Lebens, als eine Rebellion einzelner Lebensorgane, die ihres Verhältniſſes zum heiligen Leben des Ganzen, ihrer demüthigen Verpflichtung vergeſſend, ſich ſelbſt zum Centralen machen möchten, und andere Nebenorgane ſich unterwerfend, dieſe und ſich ſelbſt am Ende zerſtören, dem Tode zueilen, weil alles Leben nichts Anderes iſt, als eben ein freudiges Unterordnen und Conſpiriren der einzelnen Organe zum großen Werke des Geiſtes. Die phyſiſche Pathogenie in Ihrer Lehre von den Afterorganiſationen iſt hier vielleicht zu gebrauchen, freilich nur als ein Talglicht. Ich freue mich außerordentlich auf Ihr Werk über die Myſtik.

Mein Savonarola wächst. Sechs Romanzen ſind bereits fertig. Wenn es mir ferner gelingt, wie bis jetzt, den eigenthümlichen Duft religiöſer Anſchauung zuſammenzuhalten, daß er mir nirgends verfliegt, ſo hoffe ich damit eine Arbeit zu Stande zu bringen, die Ihrer Theilnahme nicht unwerth ſeyn dürfte. Sie umſchweben mich oft als unſichtbarer Cenſor beim Arbeiten, indem ich mich frage: „Wird das Martenſen approbiren?“ Jener ſetzt freilich einen religiös organiſirten Geruch voraus, und der Leſer wie Sie gibt es wenig; doch das kann meinen Eifer nicht ſchwächen. Lorenzo von Medicis hatte gar keinen Geruch — ein für mich ſehr brauchbarer Zug — und doch blühten Roſen in ſeinem Garten. Als er auf dem Sterbebette liegt, und Savonarola ihn von ſeinen Sünden abſolviren ſoll, hält ihm dieſer eine Roſe und das Evangelium vor's Geſicht und ſpricht: „Wie der Duft dieſer Blume ungeſpürt in Deiner Bruſt

ein- und ausgeathmet wird, ſo iſt es Dir ergangen mit dem Dufte dieſer heiligen Blätter."

Lorenzo's Apologet, der armſelige Roscoe, hat mir mit ſeiner Notiz von der Geruchloſigkeit ſeines Helden einen guten Dienſt gethan.

Vielleicht werde ich bis zum Spätherbſt doch fertig mit dieſem Gedicht. Eine Schwierigkeit eigner Art finde ich in der Nothwendigkeit, das Leben der römiſchen und das der evangeliſchen Kirche in Hauptumriſſen darzuſtellen, und dabei überall poetiſch zu bleiben. Die Nothwendigkeit iſt hier ſo groß wie meine Noth. Ich erwarte mit jeder Stunde den rettenden Gedanken, der mir da heraushilft. Von dem dringenden Bedürfniß einer Kirchenreform war Savonarola durchdrungen; er muß ſich darüber ausſprechen. Aber wie? wo? gegen wen? Predigend kann ich ihn nicht einführen; das geſtattet die epiſche Form meines Gedichtes nicht. Ich bin da auf eine dramatiſche Ader geſtoßen, und weiß noch nicht, wo ich ihr den epiſchen Ausfluß ſchaffen werde.

Grüßen Sie mir unſern lieben Freund Bornemann herzlich. Er wird Ihnen, dem armen Juden in Babel, das Pariſer Leben gewiß von einer plauſibſten Seite darzuſtellen wiſſen, denn er iſt einer von den liebenswürdigen Juriſten, die eben ſo billig ſind als gerecht. Max ſammt Frau, Kaltenbäck und die übrigen Brüder im Kaffee grüßen Sie ſchönſtens.

Leben Sie wohl, mein lieber Martenſen, greifen Sie nicht falſch auf Ihrer Geige, und ſuchen Sie auch hier den rechten Ton, wie Sie ihn oft getroffen und geweckt haben in meinem Herzen. Ihr Niembſch.

Ein Seitenſtück zu dieſen beiden edlen Dänen: Martenſen und Bornemann, war ein ehrenhaftes Schwedenpaar: Hagberg und Böttiger, welches jenen noch um einige Zeit vorangegangen war. Es thut gar wohl, einen theuren Landsmann, daheim hoch verehrt, auch ſelbſt von nur raſch Vorüberziehenden ferner Lande innig liebgewonnen zu ſehen, und laut loben zu hören.

So ſtelle ich denn auch noch hieher, ſchon ihrer Halbbruderſchaft halber, zum dermaligen Biſchof in Seeland, Martenſen, den Hochlehrer in Lund, Hagberg, als gleich warmen Lenau-Verehrer.

Der Letztere antwortete mir auf meine bittende Aufforderung zu Beiträgen für Lenau's Lebensgeschichte dermaßen:

Lund, am 23. Jänner 1851.

Hochverehrter Herr!

Ihr hochgeschätzter Brief, datirt: Wien, den 15. December 1850, kam in meine Hände erst am 12. Jänner d. J.

Ich bekam ihn von Upsala her, wovon ich seit einigen Jahren nach der Universität Lund gegangen bin.

Der unvergeßliche Lenau war eine der interessantesten und liebenswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je gekannt habe.

Ich werde mich stets mit Stolz erinnern, daß er mich unter die Anzahl seiner Freunde gezählt hat. Die durch die öffentlichen Blätter mir mitgetheilte Nachricht von seiner unglücklichen Krankheit und Tod machte mir tiefen Schmerz.

Vor einigen Tagen wurden mir diese schmerzlichen Gefühle erneuert, als ich im „Album österreichischer Dichter" Ihre Lebenszeichnung Lenau's las. Lenau's Freunde und Verwandte in Wien glaubten wohl kaum, daß einer seiner Freunde hier im fernen Norden ihnen damals, so nahe gerückt war.

Zur Lebensgeschichte Lenau's kann ich wenig beitragen. Unser Umgang war innig, aber dauerte leider nur kurze Zeit. Lenau's tiefe Phantasie und tief fühlendes edles Herz bildeten ein liebevolles Ganzes, das eine sehr magische Wirkung auf einen Jeden, der in seine Nähe kam, ausübte. Niemals werde ich die herrlichen Stunden vergessen, als ich, mit ihm in den wunderschönen Gegenden Wiens lustwandelnd, schwedische Volkslieder übersetzte, oder Sagen aus meiner Heimath erzählte. Sein edles Auge funkelte, sein ganzes Wesen war Begeisterung, als er mir mit Sagen aus dem schönen Ungarn vergeltete.

Im Anfange von November 1835 schied ich von ihm in Wien. Im Jänner 1836 sah ich ihn wieder in Stuttgart. Er schenkte mir ein Exemplar von Faust, und schrieb mir ein freundliches Wort auf dem ersten Blatte des Buches. Ich ging damals nach Paris. „Sie sollen ohne Zweifel sein freundliches Herz wieder kennen, wenn ich Ihnen erzähle, daß der Verewigte mir das Anerbieten gab, mit ihm eine längere

Reise durch Deutschland zu machen, und endlich in Wien bei ihm zu überwintern. Mein Reiseplan verstattete es nicht; ich sah zum letztenmale einen der edelsten Söhne Deutschlands.

Meinen liebevollen Gruß der herrlichen Kaiserstadt, wo ich die angenehmsten Stunden meiner Jugend verlebt habe! Grüßen Sie mir gefälligst den Herrn v. Frankl; erzählen Sie ihm, daß ich seit einigen Jahren als Professor der Aesthetik in Lund angestellt bin, daß ich verheirathet bin und Vater vier lieber Kinder. Mit Hochachtung habe ich die Ehre zu zeichnen Ihren ergebensten Diener Karl August Hagberg.

Der oben genannte Frankl aber berichtet auf Seite 45, hieher gehörig, folcherart:

„Eine Eigenthümlichkeit seines Wesens, wie sie sich mannigfach in seinen (Lenau's) Schriften ausprägt, war es, das Dämonische zu lieben und in seinen Schauern zu schwelgen. Schuberts „Ansichten von der Schattenseite der Natur," dessen „Geschichte der Seele" neben den mystischen Schriften der Gnostiker, der Kirchenväter, wurden seine Lieblingslecture und blieben nicht ohne wichtigsten schädlichen Einfluß auf ihn. Er ließ sich gerne Geister- und Gespenstergeschichten erzählen; vor allen gefielen ihm die lustigen; sie konnten ihn in die heiterste Stimmung versetzen; zur Bearbeitung wählte er aber nur jene, die, tiefen Ernstes voll, ein schauerlich Erhabenes an sich trugen.

Es war im Winter des Jahres 1835.

Wir begrüßten im silbernen Kaffeehause zwei schwedische Dichter, die auf der Reise nach Italien Wien kennen lernen wollten. Der Eine, Böttiger, hatte für ein episches Gedicht: „Gustav Adolph," den Preis errungen, der Andere, Hagberg, den Aristophanes ins Schwedische übersetzt; er sprach ziemlich fertig deutsch, und bekundete dieß auch durch ein kleines Gedicht: „An Wien," das in Kaltenbäcks „Archiv für Geschichte und Literatur" abgedruckt wurde. Lenau forderte ihn auf, uns schauerliche Geschichten aus dem Norden zu erzählen.

In Lenau's Gedichten sind „der traurige Mönch" und „Anna" nach Erzählungen Hagbergs.

Lenau äußerte, daß es ihm als ein Kennzeichen eines Poeten erscheine,

wenn er Mythen und Legenden erfindet, die so tiefsinnig oder naiv oder gewaltig sind, als hätte sie ein Volk, dieser größte aller Poeten, erfunden."

Mariensee an Niembsch

Wien, den 24. Juni 1836.

Ihren Brief, mein wertheſter Freund, habe ich erhalten, und sehe, wie ich schon wissen konnte, daß Sie ganz einverstanden sind. Es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn Sie, lieber Freund, mir einen Wink gegeben hätten, wie ich mich rücksichtlich der Cotta'schen Buchhandlung zu verhalten habe.

Ich hab' ihr noch nicht geantwortet.

Wenn ich antworte, weiß ich nichts anderes zu schreiben, als daß sie entweder den Aufsatz so, wie er vorliegt, drucken, oder Ihnen das Manuscript zurückschicken muß, welches Sie, besonders in dem Falle, wenn es nicht gedruckt werden sollte, als eine Erinnerung behalten werden. Soll ich ihr diese Alternative vorlegen? — Ich möchte es nicht gerne thun, ehe ich hierüber Ihre bestimmte Meinung erfahren habe. Haben Sie noch keinen Brief erhalten? Oder haben Sie wieder an sie geschrieben? Ich wünschte gerne, sobald wie möglich, Nachricht zu erhalten. Sehr lieb sollte es mir seyn, wenn der Aufsatz in irgend einer Buchhandlung erscheinen könnte,* denn ich bin noch immer rücksichtlich seines Inhaltes mit mir selbst einverstanden, und kann nicht zweifeln, daß er in Deutschland wenigstens einigen Anklang finden muß. Ich muß aber Ihnen, theuren Freund, die Sorge für dieses verstoßene, in der Fremde herumirrende Kind ganz überlassen, da es mir in der Ferne fast gänzlich unmöglich ist, etwas für es zu thun.

Wie lieb ist mir nicht gewesen, wieder etwas von Ihrem geistigen Leben zu vernehmen! Daß Sie mit Ihrem Savonarola so weit vorgerückt sind, freut mich höchlich. Sie sind da auf eine Schwierigkeit gestoßen: wie, wo, gegen wen soll Savonarola das dringende Bedürfniß einer Kirchenreformation aussprechen? Sie suchen hiefür die epische Form, da Sie die dramatische nicht brauchen dürfen. Ich kenne nicht die Oekonomie Ihres Gedichtes, und weiß also nicht, ob das, was ich sagen werde, in

* Das geschah wirklich in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

den Zusammenhang hineinpaßt; aber es scheint mir doch, daß es hier eine Aushülfe gibt, die wenigstens ganz mit dem Charakter Savonarola's und dem Geiste des Mittelalters paßt, vielleicht wohl gar davon gefordert wird. Natürlich werden sich in Ihrem Gedichte Stellen finden, wo Savonarola sich über den Unglauben seiner Zeit, den Verfall seiner Kirche u. s. w. gelegentlich ausspricht; wenn es aber die Aufgabe ist, seine Idee der Reformation darzustellen, seine Vorstellung von jenem besseren Zustande der Kirche, den noch die Zukunft verbirgt, im Gegensatze gegen die schlechte Gegenwart; so scheint mir dieß nirgends besser an seiner Stelle zu seyn, als im Momente der Contemplation. Das Pro ist also hier im Geiste und der Geist der Kirche, oder der Geist Gottes wird hier in seinem Geiste offenbar. Die Contemplation Savonarola's ist nicht, wie die germanische, eine abstract-ideelle, sondern wie die der romanischen Völker eine poetisch-concrete, und der Symbolismus ist daher hier am rechten Orte.

Hieraus folgt aber für das Wie, daß die Form weder dramatisch, noch lyrisch seyn kann, sondern nothwendig episch oder lyrisch-episch. Es ist hier einerseits das lyrische Moment des contemplirenden Subjects, andererseits das epische der Objectivität, die ganze Reihe der symbolischen Visionen, die vom Dichter eingeführt werden muß, welche die großen Umrisse der Zukunft dem frommen Schauer im Spiegelbilde darstellen. Der Typus dieser Symbolik, welche natürlich mannigfach modificirt werden kann und muß, ist in der Apokalypse gegeben. Hierdurch scheint mir auch das gewonnen zu seyn, daß das Gedicht sich über die Prosa der Wirklichkeit im reinen Aether der Idee hält, und z. B. der Gedanke des Protestantismus und Romanismus, wie diese Gegensätze sich später entfalteten, gänzlich abgehalten wird, wie denn auch der Gedanke der Reformation, wie diese wirklich zu Stande kam, gar nicht in Savonarola's Seele seyn konnte. Da er aber doch die Farben, worein er seine Hoffnung kleidet, aus der Wirklichkeit nehmen muß, so kann er sie nicht anderswo entlehnen, als daher, wovon alle reformatorischen Geister sie genommen haben, vom reinen Bilde des Erlösers, der die Religion selbst ist, und namentlich vom Zustande der apostolischen Gemeine, diesem paradiesischen Zustande der Kirche, als sie noch in ungetrübter Reinheit und

Unschuld, unbefleckt von der Welt, als eine reine geistige Maria auf Erden erschien. Dieses Ideal als Erinnerung und Sehnsucht, im Gegensatze gegen die tiefe Verweltlichung, diese Gegensätze dargestellt in lebendigen, individuellen, aber zugleich speculativ-symbolischen Gestalten, welche sich dem in der Contemplation ganz versunkenen Gemüth als rein geistige Objectivität darstellen, würden, meines Erachtens, die Aufgabe befriedigend lösen. Die Poesie bleibt hier in ihrem eigenen Aether, die Prosa der Wirklichkeit und der zeitlichen Gegensätze wird ausgeschlossen von der Contemplation, wo nur die Idee der Religion gegenwärtig ist, und wo tausend Jahre wie ein Tag sind, und die epische Form scheint sich hier von selbst zu ergeben.

Ich weiß nun nicht, mein werther Freund, ob Sie dieses brauchen können, oder ob Sie schon selbst eine befriedigendere und für den Totalzusammenhang Ihres Gedichtes mehr passende Lösung gefunden haben. Theilen Sie mir aber doch hierüber Ihre Ansicht mit, und sagen Sie mir, inwiefern Sie mit mir einig sind. Ich sehne mich ganz außerordentlich nach Ihrem Savonarola; ich sehne mich darnach, den reinen Reflex der poetischen Contemplation und contemplativen Poesie einzuathmen. (In parenthesi bemerke ich, daß der Zug von Lorenzo von Medici köstlich ist und unfehlbar eine tiefe Wirkung hervorbringen muß.)

Was mein Pariser Leben betrifft, so befinde ich mich nicht so schlecht, wie ich erwartet hatte. Ich habe hier einige Landsleute gefunden, mit welchen ich recht angenehm lebe. Die Bibliothek, welche ich fast täglich besuche, ist vortrefflich, und ich arbeite immerfort in der Mystik, und hoffe diesen Winter in meiner Heimath eine Partie über den Tauler zu Stande zu bringen. Jetzt aber arbeite ich in den französischen Mystikern, denn ich wünschte gerne, wie Sie wissen, den Begriff der Mystik in seinen Hauptmomenten darzustellen. Meine Geige spiel' ich fleißig und denke dabei oft an Sie. Ich habe mir jetzt einige Studien von Kreutzer angeschafft und wünsche nur, daß ich Sie mit Ihnen durchgehen könnte. Uebrigens glaube ich doch, daß ich dem Ton etwas mehr auf die Spur gekommen bin.

Ich bleibe hier von Ihnen noch einen Monat; wenigstens ist das der festgesetzte Terminus. Wenn ich darum hoffen soll, in Paris noch einen

Brief von Ihnen zu erhalten, bitte ich Sie, lieber Freund, mir gleich nach Empfang dieſes Briefes zu ſchreiben, worauf ich gleich antworten werde, und das Nähere über meine Reiſe (welche wahrſcheinlich über Belgien und den Rhein nach Hauſe geht), wie über unſere fernere Correſpondenz, welche wir nothwendig fortſetzen müſſen, mittheilen. Grüßen Sie Max und ſeine liebenswürdige Frau, wie alle Freunde im Neunerischen Kaffee. Schade, mein Freund, daß wir nicht mehr da nach Tiſche unſere Pfeife rauchen können! Damals gab es noch manche gute Stunde! Ich gäbe Vieles, wenn ich künftigen Winter in Wien zubringen könnte! Dann aber ſitze ich im fernen Norden! Leben Sie wohl, mein Freund! Bernemann grüßt Sie ſchönſtens. Ihr H. Martenſen.

Niembſch hatte ſich für dieß Jahr eine Sommerwohnung zu Penzing im gräflich Chriſtalnigg'ſchen Hauſe genommen. Da Thereſe mit den Kindern ohnehin den Sommer immer auf dem Lande zu verleben pflegte, ſo hatten wir uns im Mai 1836 im Dorfe Kirling bei Kloſterneuburg, drei Gehſtunden von Wien, ein hübſches Haus um ein ſehr Billiges gekauft. Die Spaziergänge bei Kirling gehören zu den ſchönſten unter den bekanntlich ſchönen um Wien. Dort brachte nun auch Niembſch manchen angenehmen Tag zu. Auch war er dieſen Sommer wieder einmal, vom 23. bis 28. Juli, in ſeinen geliebten Alpen. Ueber den Beginn einer Reiſe nach Schwaben aber findet ſich folgendes Bruchſtück:

Salzburg . . . .

Liebe Freundin! So eben hier angekommen, beeile ich mich, Ihnen einige Zeilen Nachricht von mir zu geben. Die Reiſe war bis jetzt ſehr glücklich. In der Nähe von Purkersdorf vermißte ich meinen Nachtſack. Das war der erſte Anſtoß. Wir ſchickten einen Expreßboten zurück, der das Vergeſſene in drei Stunden brachte. Ich war im Zweifel, ob der Sack ſammt dem Savonarola vergeſſen oder gar verloren ſey. Im letzten Falle wäre mein ganzes Gedicht verloren geweſen. Aus dem Gedächtniſſe hätte ich es nicht wieder herſtellen können. Unſer zweites Abenteuer war ein Unglück am Wagen. Eines der Räder ſperrte ſich plötzlich . . . .

Niembſch an Sophie zu Penzing in ihres Vaters Landhauſe.

Ulm, den 18. September 1823.

Dieſe Zeilen ſchreibe ich Ihnen in der größten Verſtimmung und ſtörendſten Umgebung. Ich ſitze im Wirthshauſe zum ſchwarzen Ochſen, das Zimmer iſt voll von württembergiſchen Officieren, die meinen verwundeten Freund zu unterhalten ſuchen. Geſtern Abend hier angekommen, fuhren wir heute Morgen bei widerlichſtem Regenwetter in eine einſame Kneipe vor der Stadt, wo die bewußte Sache abgethan wurde. Das Nähere wird Ihnen mein nächſter Brief ſagen. Gefährlich iſt die Wunde nicht, ſie müßte es denn durch ihre Folgen werden, die bei dem etwas üblen Säftezuſtand meines Freundes unberechenbar ſind. Ich wollte mich nicht von ihm trennen, doch er drang inomich, morgen nach Stuttgart zu reiſen, und den Druck ſeiner Gedichte zu beendigen, woran ihm ſehr viel gelegen iſt. In acht bis zehn Tagen kann Alexander nach der beſtimmten Ausſage des Arztes mir nach Stuttgart folgen. Ein anderer Grund, warum mich Alexander nach Stuttgart nöthigt, iſt die Beruhigung ſeiner höchſt beſtürzten Schweſter, der es zu großem Troſte gereichen wird, mit einem Augenzeugen der fatalen Geſchichte zu ſprechen.

Meine Geſundheit erfuhr die wohlthätigſte Wirkung von der beinahe ununterbrochenen Bewegung in freier Luft.

Aber die Lage meines Freundes macht mich traurig. Er hat unſere gemeinſame Reiſe auf die liebenswürdigſte Weiſe benützt, mir jeden Augenblick und bei jeder kleinſten Gelegenheit ſeine herzliche Zuneigung zu zeigen.

Heut über acht Tage iſt Ihr Geburtstag, liebe Freundin. Nehmen Sie unter den guten Wünſchen, wozu Alle gezwungen ſind, die das Glück haben, Sie zu kennen, auch die meinigen. Feiern Sie den Tag Ihrer Geburt, das iſt mein Wunſch und meine dringende Bitte, feiern Sie ihn mit dem unverbrüchlichen Gelübde, daß Sie ernſtlich und redlich wirken wollen zur Wiederherſtellung Ihrer theuern Geſundheit. Sie ſind viel zu beſcheiden, um zu wiſſen, was Sie Ihren Eltern, Max, Ihren Geſchwiſtern und Kindern ſind und Ihren Freunden. Darum iſt es nöthig, Sie manchmal daran zu erinnern. An Geiſt und Gemüth ſind Sie den Ihrigen eine liebe, erfreuliche, erhebende Erſcheinung, und es thut Jedem

wohl, auf eine ſolche hinzublicken. Ich aber verſichere Ihnen insbeſondere, daß mich kein Menſch auf Erden ſo verſteht, wie Sie, und daß Ihr Tod keinen Menſchen ſchmerzlicher treffen könnte als mich.

Meinem Freunde Max werde ich nächſtens ſchreiben.

Die Officiere ſind noch da und die Poſt geht ab. Grüßen Sie mir alle die Ihrigen, und beherzigen Sie meine Bitte.

Max ſoll ſo gut ſeyn, mir zu ſchreiben und entſchuldigen, daß ich ihm die Initiative zumuthe; ihn ſtört keine Soldateska.

Schöne Grüße an L..., Ch..., Sch.. und A.. Ihr Freund Niembſch.

Der verheißene Brief mit dem Näheren der Sache blieb aus, da Niembſch ohnedieß ſchon wieder Ende des Herbſtmonds zu Penzing eintraf und mündlich berichten konnte. Merkwürdig bleibt die Wirkung des Anblickes kühnen Muthes auf einen kühnen Mann. Wie innig auch Niembſch ſeinen Freund Alexander liebte, ſo konnte er ſich trotz der daraus entſpringenden hohen Gefährdung für dieſen denn doch nicht erwehren, über das höchſt entſchloſſene ungeſchlachte Eindringen von Alexanders Gegner auf denſelben (ſie kämpften mit dem Säbel) Bewunderung, ja ſogar namhafte Freude zu empfinden. Der damaligen Reiſe Lenau's nach Stuttgart erwähnt Fräulein v. Hünersdorff folgenderweiſe in ihrer gütigen Mittheilung vom December 1850 an mich:

„Ich erinnere mich noch eines ſehr ernſten Momentes des Wiederſehens mit Lenau nach einem unvermeidlichen Duell, bei dem er Graf Alexander als Zeuge gedient, als er Gräfin Marie die beruhigende Kunde über das Befinden ihres geliebten Bruders brachte. Es war ein feierlicher Augenblick, welcher uns durch den Rückblick auf eine ſchönere Vergangenheit im Vergleiche mit der Gegenwart und ihren möglichen ſchmerzlichen Folgen um ſo ernſter ſtimmte. Lenau entfaltete bei dieſer Unterredung eine ſo ſchöne edle Wärme, ſprach ſeine Gefühle für den theuern Freund mit ſo ergreifender Beredſamkeit aus, daß wir uns erhoben und begeiſtert fühlten. Es war eine ernſte ſchöne Stunde; ſie hatte uns mehr als alles Vorangegangene das herrliche Gemüth des treuen Freundes und Dichters enthüllt."

Niembsch wird übrigens dieser kurze Besuch in Stuttgart auch gut zur Begütigung seiner durch seine Schreibunseligkeit verletzten edlen Freundin Emilie und der werthen Ihrigen zu Statten gekommen seyn. Die wackere Frau hatte nämlich ihr Wort vom 11. Mai gehalten: „Lassen Sie sich zum Schreiben mahnen! Ihr Gewissen ist in diesem Punkt etwas stumpf geworden, und wenn ich die Wirkung meines guten Beispiels verloren sehe, muß ich doch endlich müde werden, es immer wieder geben zu wollen."

Nun aber schrieb sie ihm wieder am 16. Oktober, daß der durchreisende frühere Minister v. Wangenheim, bei ihrem Vater Hartmann abgestiegen, sehr bedauert habe, ihn nicht mehr zu finden; auch dankt sie ihm für die Mittheilung eines schönen Planes für ein Carroussel, das bei Hof, unter persönlicher Theilnahme des Königs, geritten werden sollte.

Niembsch an Graf Anton Alexander von Auersperg.[1]

Wien, den 5. December 1829.

Mein lieber guter Auersperg!

Eure warme ausdauernde Zuneigung, die sich nicht irre machen ließ, und mein starres Herz nicht aufgab, hat mich überwunden. Ich bin Euch wieder der Alte und bedaure nur, daß ich's Euch nicht ins Gesicht sagen und blicken kann. Wenn Ihr nach Wien kommt, trefft Ihr mich vielleicht nicht mehr, denn ich reise im März wahrscheinlich nach Stuttgart. Auch mir wären die Wölfe und Kroaten lieber als die Inquirenten auf dem Petersplatze. Hol's der Teufel!

Auf Eure Beiträge für den Frühlingsalmanach freue ich mich sehr. Laßt sie nur recht anschwellen! Mein Savonarola wächst; ich hoffe, bis Frühling ist er fertig. Das unvermeidliche Dogmatisiren in vierfüßigen doppeltgereimten Jamben ist eine schwere Arbeit; doch geht es leidlich.

Die „Blätter der Liebe" hab' ich nochmals durchgesehen und Euch meine kritischen Unmaßgeblichkeiten ins Buch gekritzelt. Wann erscheinen Eure Gedichte? . .

[1] Zu Thurn am Hart in Krain, an der Grenze von Croatien.

B... gibt einen österreichischen Musenalmanach heraus. Er hat mich entsetzlich zum Beitritt geschraubt, indem er behauptete, wenn ich nicht beitrete, werde auch Grillparzer, Bauernfeld und Andere nicht beitreten, und an meiner Weigerung müsse das ganze Unternehmen scheitern. Er will, wie er mir sagte, sich nicht als Herausgeber nennen. Da er auf diese Weise ganz in den Hintergrund treten und nur die Rolle eines literarischen Depositärs oder Colporteurs spielen will, ließ ich mich bewegen, ihm einen kleinen Beitrag zu geben, um nicht den gehässigen Schein auf mich zu ziehen, als hätte ich ein vaterländisches Institut hintertrieben.

Lebt wohl, lieber Auersperg! seyd fleißig und vergnügt, und im Herzen und in einigen Zeilen eingedenk Eures treuergebenen Freundes Niembsch.

Ueber die „Inquirenten am Peterésplatze" diene zur Erläuterung, was Frankl in seinem Buche S. 57 niederlegte:

„Was galten Oesterreichs Gelehrte und Künstler? Wenn sie gegen den Willen und ohne Unterstützung des Staates sich dennoch Ruhm erwarben und das Vaterland vor aller Welt verklärten, lud dieses sie — vor die Polizei, wenn sie es wagten, ihre Schriften ohne Censurbewilligung drucken zu lassen.

Herr „Nikolaus Niembsch von Strehlenau" wurde denn ebenfalls vor die Polizei gefordert und gefragt, ob er identisch mit Nikolaus Lenau sey? Als er dieß bejahte und ihm vorgehalten wurde, wie er denn gegen das bestehende Censurgesetz habe handeln können, berief er sich auf seine ungarische Heimath, wo kein gleiches Gesetz verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, und forderte vor seine Landesrichter gestellt zu werden. Man begnügte sich, dieß zu Protokoll zu nehmen."

Fast gleichzeitig war auch „Anton Graf Auersperg" ob seiner „Anastasius-Grünschaft" zur Rede gestellt worden. Daher ihre gegenseitigen unmuthigen Ergießungen. Die auch nach Weinsberg an Kerner gelangte Nachricht, „man werde wohl Niembsch wegen Preßvergehen in Wien einsperren," erfüllte jenen mit großer Freude, „denn daraus würden die

herrlichſten Poeſien, die je dieſer reichbegabte Genius producirte, entſpringen." (Kerner S. 40.)

Niembſch, der unverbeſſerliche Briefſchuldenmacher, hatte nach ſeiner Zurückkunft aus Schwaben dieſe nur ganz kurz dahin gemeldet (Ende September), ſeitdem aber gar nicht mehr geſchrieben. Da kam ihm eine würdig ernſte Mahnung von Emilie aus Stuttgart vom 8. December, worauf Niembſch raſch ein heiteres Briefchen ohne Datum ablaufen ließ, worin er, anſtatt ſein Unrecht reumüthig zu bekennen, vielmehr ſelbſt Vorwürfe über jenſeitiges langes Stillſchweigen erhob.

Niembſch hatte ſich auch in früheren Jahren immer, wenn er eben in Wien war, am heiligen Abend bei uns eingefunden, um ſich an der anfänglich ganz ſtaunensſtarren verblendeten Freude der Kinder über die ſchöne Beſcherung, welche — wie ſie ſelig meinen — von kleinen Englein, unter Voranflug des heil. Chriſtkindleins, unmittelbar aus dem Himmel herabgebracht wird, nach Herzensluſt zu weiden. Es war eben im Jahre 1836, wo er ſelbſt anfing, vielleicht als Stellvertreter einer ſehr werthen Freundin, ſeine Hand ins Spiel zu miſchen. So erſchien durch ihn z. B. dießmal ein vollſtändiger kleiner Kochſparherd von Eiſen nebſt Geſchirren, worauf ſogleich meine älteſte, ſchon elfjährige gar liebe und liebliche Tochter Kathi ihren übrigen fünf Geſchwiſtern ein förmliches, gutgenießbares kleines Mahl herſtellte. Ach, und es war ihr erſtes und letztes wahrhaftes „heiliges Abendmahl," das ſie gemeinſchaftlich genoſſen! Am nächſten heiligen Abend fehlte bereits die liebliche Wirthin.

Auch Niembſch ſelbſt ging zu Weihnachten nie ganz leer aus. Er pflückte vom vollen prangenden Chriſtbaum im Hauſe von Sophiens Eltern manche erfreuliche Frucht.

Niembſch an Kerner.

Wien, den 23. Januar 1837.

Lieber Freund!

Du, der Du einen ſo feſten Glauben haſt, daß ich mit allem Aufwande meiner Zweifel und Einwürfe Deine Ueberzeugung vom Hereinragen

einer Geisterwelt in dieses elende Leben nicht im mindesten erschüttern konnte, Du, sage ich, mußt so fest glauben an meine Freundschaft, daß ich mit allem meinem Schweigen Dich daran nicht irrmachen konnte. Es ist gewiß so, gelt Alter? So eben sagte ich unserm guten Alexander (dem ich gegenüber sitze, indem er im Bette rasirt wird), ich hätte ein großes Heimweh nach Dir, und sehnte mich, wieder einmal eine Zeit in Weinsberg zu leben. Alexander hat das nämliche Heimweh und den nämlichen Wunsch. Vielleicht im Frühjahr fallen wir bei Dir ein. Ich habe Dir gar viel zu sagen. Den alten Dämon, das pantheistische ..... habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur Herberg umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die Du auch liebst und hegst, und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du schon, daß ich einen Savonarola dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in Deinem Thurm beim magischen Lichte der farbigen Fensterscheiben dieß Gedicht vorzulesen. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter in seinem schönen Geiste mehr, als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Welt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dieß nicht so zu sagen eine verkörperte Farbe, und gleicht so eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers? O Freund, Du bist ein sehr guter Mensch, denn in meinen besten Stunden liebe ich Dich am meisten, da geht mir erst Dein Bild recht auf; Du bist einer von den Wenigen, nach denen ich mich umsehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr ist und kein Haß, sondern nur Wahrheit und Liebe! Ich wollte, ich hätte Dich jetzt da.

Was machen Deine Kinder? Deine Frau? Grüße Alle von mir, bald hoffe ich Euch zu sehen.

Leb' wohl und schreibe bald Deinem Niembsch.

Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung an Niembſch.

Stuttgart, den 3. Februar 1837.

P. P. Mit dieſen paar Zeilen erſuchen wir Sie dringend, uns doch umgehend Text zum Frühlingsalmanach einzuſenden, indem ſonſt Herr Fellner nicht mehr im Stande iſt, die Zeichnung fertig zu machen. Zu ausführlicher Zeichnung iſt es bereits wieder zu ſpät, und wir werden uns mit Umriſſen eben begnügen müſſen. Ohne Mehreres haben wir die Ehre, mit wahrer Achtung zu zeichnen: Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.

Niembſch hatte ſeiner Freundin Emilie zu Stuttgart einen ausgeſtopften Eisvogel als Bürgen ſeines eigenen alljährlichen Einrückens ins Winterquartier allbort geſtellt, gleichwohl blieb er dießmal den ganzen Winter über in Wien, und arbeitete fleißig an ſeinem Savonarola fort, den er auch glücklich fertig brachte. Seine Erholung war Nachmittags ein Beſuch bei Renner und Abends bei ſeinem Freunde Max. Sonntag aber für Sonntag fand ſich ſein Freund, Graf Alexander, bei ihm ſelbſt im Schwarzſpanierhauſe ein, und verkoſte ein paar trauliche Vormittagsſtündchen mit ihm, bis jener Ende März mit ſeiner Familie nach Schwaben heimkehrte.

Philipp Huber an Ihro Hochwohlgeboren Freiherrn v. Niembſch, einen gebornen Strehlenauer, in Wien in Oeſterreich.

Wheeling, den 16. April 1837 in Nordamerika in Stadt Hartſchienen (Virginia) im Kanne Ohio.

Jetzt will ich meinen dritten Brief an Sie ſchreiben, da ich Ihnen den erſten Brief geſchickt habe im Jahre 1835 den 1. Jänner, und keine Nachricht bekommen; den zweiten Brief habe ich abgeſchickt im Jahre 1836, den 12. Februar, und keine Nachricht bekommen; darum ich vor wirklich denke, daß mir dieſe Briefe abgefangen worden, da ich keine Nachricht bekommen von Ihnen; oder es iſt meine Adreſſe nicht gut. Da ich aber dreimal nach Pittsburg gegangen bin, um die gewiſſe Adreſſe zu bekommen an Sie, da bin ich bei dem Herrn Volz geweſen, der hat mir geſagt, daß mein Herr v. Niembſch wieder geſund Europa erlangt habe; da war ich froh.

Der H. iſt durchgegangen vor 2½ Jahren. Er hat wollen den Groſſen ſpielen; da hat er gekauft ½ Acre Land zu 25 Thaler, ½ Meile von Ihrem Land; da hat er ein Kaufhaus darauf gebaut, das hat gekoſtet 300 Thaler; dann hat er Kaufmannswaaren auf Kredit genommen; hat ſeinen Sohn, den Krämer, in den Laden geſtellt; der hat gekauft und verkauft und das Geld eingeſteckt; ſein Vater aber Bürgſchaft gegeben für die Waaren, wie wenn Ihr Land ſein Eigenthum geweſen wäre.

Späterhin hat der alte H. ein Kaufhaus gekauft für 800 Thaler, acht Meilen davon. Dann hat der Krämer den guten Schimmel verhandelt für einen andern; den andern hat er ſogleich todtgeritten. Ich bin froh, daß er den guten Schimmel nicht mehr hat; er hätte ihn auch todtgemacht; ſo lebt er aber noch. Das war gethan mit Ihrem Gelde, zum Schein, wie wenn Sie es Alles kauften, wie wenn Sie es großbauen wollten. Es iſt nicht ſo. Ein Schindeldach nur darauf, ein ſchlechter Stubenboden, dann oben ſogleich das Schindeldach. Die Scheune iſt eine Viertelmeile davon, ſie iſt zu bauen bloß angefangen, lang 60 Fuß, breit 25 Fuß, hoch einen Stock, hüben und drüben Frucht aufzubewahren, und in der Mitte zu dreſchen; da iſt der Dreſchboden gelegt; an deſſen einer Seite iſt aufgeblockt und ein Dach darauf; die andere Seite iſt nicht höher als drei Fuß vom Boden. Der alte H. und der Chriſtian H. haben Alles verkauft, was ſie konnten; Ochſen und Kühe und all Ihr Vieh und Pflüge und Wagen; — nun ſie haben Alles verkauft!

Der Ludwig H. hat Verdruß mit ſeinem Vater gehabt; ſogleich ein Jahr nach Ihrem Landankauf hat er geheirathet. Er hat ſich eine Hütte auf Ihr Land gebaut, auf unbeſtimmt. Er arbeitet dort in der Nachbarſchaft im Taglohn. Ich hab' ihn gefragt, warum er nicht auf des Herrn v. Niembſch Land arbeiten thät? Er gibt mir zur Antwort: „Was ſoll ich hier arbeiten? Ich habe keinen Contract, und mein Vater hat die Schriften mit ſich.“ („Und mein Vater hat die Schriften weggeſtohlen wie das Andre!“ Das war ſeine Abſicht.) Geklartes Land iſt darauf 30 Acre. An den andern 20 Acres iſt das Holz abgehauen, zu Stücken zu 12 Fuß lang, und nicht zuſammengebeugt, und nicht verbrannt.

Wenn es verbrannt wäre und aufgeſäubert, ſo wäre es viel mehr werth; es thäte beſſer gucken. Ihr Land liegt in einem guten Klima.

Ringe um Ihr Land wird der Acker verkauft um 10, zu 15 und 18 Thaler. Die Zaunstecken oder die Fenzen sind auch zerrissen; sie könnten auch Reparation brauchen. Es guckt so ziemlich, wie wenn es keinen Herrn hätte. Befehlen Sie mir, sie zu flicken und das Holz aufzubrennen, so will ich es thun; Ihr Land ist es immer werth. Ich will Ihnen bemerken, daß Ihr Land fünf Jahre nach Ihrem Ankauf taxirt oder geschätzt wird. Da hab' ich den Prediger Schuh gesprochen, der sagt mir: wenn der Tax nicht bezahlt wird, so wird einem Jeden sein Eigenthum verkauft; wird er aber bezahlt von Jahr zu Jahr, dann kann man Keinem sein Eigenthum verkaufen. Für Ihr Land ist zu bezahlen nächstes Jahr 1838. Für Ihr ganzes Land ist 10 oder 16 Thaler für ein Jahr. Von Jahr zu Jahr mehr. Befehlen Sie mir, daß ich auf Ihr Land ziehen soll, so will ich es befolgen. Oder wollten Sie es verkaufen? Sie bekommen einen guten Preis dafür. Oder befehlen Sie mir, daß ich Tax bezahlen soll auf Ihren Namen, da ich hörte, daß sich so Viele freuen, daß sie Ihr Land bekommen um den Taxpreis? Diese haben gedenkt, es wird Niemand mehr darnach fragen. Ich wollte, Sie könnten selber wieder 'rein; ich möchte mündlich mit Ihnen sprechen, das wäre mir das Liebste. Jetzt will ich auch nach Ihrer Gesundheit fragen, wie Sie sich befinden? Ich wollte wünschen, ich wäre in Europa bei Ihnen, und könnte Sie selber sprechen!

Jetzt will ich auch berichten, was ich arbeite. Ich arbeite im Sommer als Steinmaurer, und im Winter als Kohlengräber. Da bin ich im Bergwerk darin. Da liegt auch schon ein Mancher begraben. Die Arbeit ist härter als in Deutschland auf Strafe. Nun, ich bin gesund und wohl. Ich verdiene den Tag 1¼ Thaler, davon hab' ich zu bezahlen für Kost die Woche 2¼ Thaler. Da fliegt mir auch ein mancher Kohlen- oder Steinbrocken, oder Erzbrocken an mein Hirn oder an meine Knochen; das ist hart und gefährlich. Seit der Zeit, daß Sie hier waren, hat Alles um die Hälfte aufgeschlagen; es hat Alles einen guten Werth. Ich habe mir viele Mühe gegeben, den H. aufzufinden; er ist nach Canada; er darf nicht mehr nach Amerika, weil er den Schlechten gemacht hat. Ich bleibe Ihr unterthänigster Diener Philipp Huber, und wünsche, daß Sie mein Schreiben bei guter Gesundheit bekommen.

Da Sie mir befohlen bei Ihrer Abreiſe, mit meiner eigenen Hand zu ſchreiben, das befolg ich.

Chamiſſo an Freiligrath.

Berlin, den 4. Mai 1837.

Lieber Freiligrath!

Ich habe zur Zeit viel zu leiden, und Mühe, die Ohren ſteif zu halten.

Sie kündigten mir baldige Einſendung Ihrer Beiträge zum deutſchen Muſenalmanach an, ich ſehe denſelben entgegen, aber auch in den Sendungen von Schwab aus Leipzig finden ſie ſich nicht vor. Helfen Sie ein Inſtitut aufrecht halten, das, wie ich ſelbſt, alt und wacklig zu werden ſcheint. Lenau zürnt und — ein noch unerhörter Fall — Schwab, der redigiren und abſchließen ſoll, ſcheint um Manuſcript bekümmert zu ſeyn. Es wird ihm doch am Ende über den Kopf wachſen. Ich meinerſeits habe eher gewehrt als zuſammengetrieben. Die Muſe iſt von mir gewichen, der Muſenalmanach wird ſo gut als gar nichts von mir bringen — ein paar unbedeutende Machwerke, bloß um den guten Willen zu beweiſen. Lieber Freiligrath, meinen herzlichſten Händedruck! Ad. v. Chamiſſo. (S. Chamiſſo's Werke IV. 285).

Schwab an Grün in Wien.

Stuttgart, den 6. Mai 1837.

Was die Muſenalmanachs-Plamage betrifft, ſo leſen Sie ein Gedicht vom 4. Jänner im Morgenblatt. Daß Heine nichts beigeſteuert, erfuhr ich nicht ohne eine kleine Schadenfreude. Grüßen Sie mir unſern Niembſch aufs Herzlichſte, und ſagen ſie ihm, ich ſey durſtig nach ſeinem Savonarola. Sie und er werden den Almanach hoffentlich nicht im Stiche laſſen.

Derſelbe an Denſelben.

Stuttgart, den 22. Mai 1837.

Spenden Sie doch gewiß ein längeres Gedicht für den Almanach, der tüchtiger Beihülfe dießmal ſehr nöthig hat. Daß Niembſch, den ich

mit Verlangen erwarte, ſich erweichen läſſt, hat mich mit Freude erfüllt. Ich darf es ſagen, das Gegentheil hätte mich ſehr gekränkt. Ich ſelbſt habe bis jetzt nur ganz Weniges für den Almanach.

Im April war Niembſch, der immer bequemer und gebunluſtiger wurde, aus dem Schwarzſpanierhauſe der Alſervorſtadt in die Stadt hineingezogen, in die Nähe von Reuners Kaffeehaus, ich glaube in das Gaſthaus zur Stadt Frankfurt, Spiegelgaſſe Nr. 1086, worin er überhaupt gern ſpeiſte. Kurz darauf erkrankte meine älteſte zwölfjährige Tochter Kathi am Nervenfieber und ſtarb nach 23tägigem Leiden am 19. Mai 1837.

Niembſch, kein Freund ſonſt von allmälig ſterben Sehen, hatte ſie täglich beſucht. Als er am Tage ihres ſchon erfolgten Hintrittes kam, fragte er in der Küche die alte Magd, wie es Kathi gehe?.. Sie ſchwieg. Da ſtürzte er in das dritte Zimmer, wo ſeine liebe Nichte — wir waren eben Alle bei meiner greiſen Mutter oben — ſchon einſam aufgebahrt lag. Er warf ſich über ſie hin mit vorgeſchlagenen Händen, ſo heftig weinend und ſchluchzend, wie die Alte in ihrem langen Leben noch keinen Mann je hatte weinen ſehen, ja gar nicht gedacht hätte, daß einer weinen könnte

Niembſch zog hierauf für ein paar Wochen nach Penzing, ganz in die Nähe ſeiner Freundin, nämlich in das kleine Nebengebäude zu ihres Vaters Hauſe in der Schmidgaſſe. Einige Tage vor ſeiner Abreiſe nach Stuttgart, am 20. Juni, brachte er bei ſeiner troſtloſen Schweſter in Kirling zu, wohin ſie ſich, um den allzulebhaften Erinnerungen in Wien zu entgehen, ſogleich nach der Tochter Tod geflüchtet. Aber nimmt man nicht überallhin Herz und Hirn mit? Ihr Gram — ſie war durch lange Zeit wie verloren — blieb nicht in Wien zurück.

Eines wunderſchönen Juniabends ſaß ſie mit Niembſch im Garten in der oberen Laube zwiſchen blühenden Roſen. Sie ſah im Geiſte ihre Todte ausgeſchloſſen von Sonnenlicht und Roſenduft, und zerfloß darüber in Thränen. Da tröſtete Niemſch ſehr beredt, wie viel ſchöner dieſelbe es doch jetzt wohl noch haben würde, was er höchſt dichteriſch ausmalte.

Bei ſeinem zärtlichen Abſchiede von Kirling gab ihm Thereſe, welche wußte, daß er eben damals nicht ganz gut verſorgt war, einige Hemden

von mir mit, nebſt einem von ihr geſtrickten Beutelchen, worein ſie ohne ſein Wiſſen etliche Dukaten geſteckt. Als er die ſpäter gewahr ward, ſprach er ſich äußerſt gerührt gegen ſeinen Freund Niemm in Wien aus: wie ſehr ihn doch ſeine Schweſter liebte!

Niembſch an Therese und Schurz.

Stuttgart, 8. Juli 1837.

Liebe Schweſter, lieber Bruder!

Im Drange der Zubereitungen zu meiner Abreiſe war es mir unmöglich, Euch noch einmal zu ſehen. Meine Reiſe war eine ſehr unangenehme, durch Zahnſchmerz, geſchwollenes Geſicht, Mundſperre, ſchlechtes Wetter und ſchlechte Geſellſchaft verdorbene. Deſto angenehmer und freundlicher war mein Empfang und iſt mein Aufenthalt in Stuttgart.

Meine Geſchäfte haben noch nicht angefangen; die Zeit meiner Heimreiſe kann ich noch nicht beſtimmen. Wahrſcheinlich bleibt es beim erſten Vorſatz. Ich möchte noch einen Theil der guten Jahreszeit im Gebirg zubringen.

Sey ſo heiter, als es Deinem wunden Herzen möglich iſt, geliebte Schweſter! Ich denke ſehr oft an Dich mit meiner gewohnten innigen Liebe! Lebt wohl! Tauſend Grüße Deinen Kindern!

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 9. Juli 1837.

Theure Freundin!

Heute vor vierzehn Tagen bin ich hier angekommen. Mein Empfang war ſehr freundlich und freudig. Mein Leben bis jetzt war ſtille Zurückgezogenheit, Umgang mit meinen Hauswirthen, Leſen, Schreiben, Denken und Rauchen. Das Uebrige, als Spazieren, Eſſen u. dgl. gehört nicht unter die Seelenfunctionen, darum geſchweige ich es. Nur zuweilen fährt mir ein Beſuch zwiſchen herum, den ich empfange oder gebe. Meine Zeit, welche bis jetzt noch keine typographiſche ſeyn konnte, benutzte ich theils noch an meinem Savonarola, indem ich glücklicher Weiſe einige der Felſen

ſprengte, welche hiſteriſch hereinragen in den Strom meiner Poeſie, und welche ich Ihnen einmal ausführlich geſchildert habe; theils füllte ich ſie aus mit einigen Studien für den Huſt. Jetzt geht es wieder gut mit meiner Geſundheit, und ich kann es mit dem Preßbengel ſchon wieder aufnehmen. Morgen erwarte ich den erſten Angriff. Meine Gedichte und der Savonarola werden hoffentlich zugleich gedruckt werden. Die Gedichte gebe ich in unvermehrter dritter Auflage mit meinem Bildniſſe; Savonarola für ſich allein in einem Bande. Meine neueren Lyrica behalte ich noch zurück, bis ſie zu einem Bande werden angewachſen ſeyn. So ſchien es Cotta am beſten, und mir iſt es auch recht.

Sehr hat es mich gefreut, liebe Sophie, Sie und die lieben Kinder noch zu ſehen an der Schmidgaſſe. Das war die letzte Herzſtärkung vor den vielen Leiden und Beſchwerden, die mich gleich darauf in Empfang nahmen und bis hieher begleiteten. Dieſe Reiſe war die niederträchtigſte meiner ganzen Wandergeſchichte. Wenn es nicht doch wieder ein Eilwagen wäre, der mich zu Euch zurückbringen wird, ſo würde ich ſagen: mir ekelt vor jedem Eilwagen, und ein Poſtknecht iſt mir ein Scheuſal und Entſetzen.

Max ſchrieb mir, daß Sie trotz Ihrer Mattigkeit Ihr Hausweſen ſo eifrig betreiben und ſich ſelbſt ganz darüber vergeſſen, wie ich es auch ſonſt öfter an Ihnen bemerkt habe. Schonen Sie ſich doch, ich bitte Sie dringend.

Die Gräfin Helene hab' ich noch nicht geſehen, indem ich nicht nach Eßlingen kam. Auch die Marie nicht, indem ich noch weniger ins Theater ging. Kerner werd' ich noch ſehen, Uhland ſchwerlich. Schwab iſt halskrank. Mein Savonarola hat ihn, ſo zu ſagen, freudig empört. Außer ihm und meinen Hausgenoſſen kennt hier noch Niemand dieß Gedicht. Leben Sie wohl, liebe Sophie, grüßen Sie mir Ihre Kinder und Natalie.'

Fräulein v. Hünerdorff erwähnt, daß ſie am 18. Juli 1837 in Begleitung der Gräfin Marie auf einer kleinen Reiſe nach Kirchberg mit ihren beiden Brüdern, Graf Wilhelm und Alexander, wirklich Lenau nebſt

' Frau Klenke's Nachlaß.

einem ruſſiſchen Dichter, deſſen Namens ſie ſich nicht erinnert, bei Juſtinus Kerner traf. Als ſie, Lenau die Hand zum Abſchiede reichend, in ſein dunkles, an jenem Tage ſo auffallend düſteres Auge blickte, ergriff ſie ein unbeſchreibliches Gefühl der Wehmuth.

Sie ſah Lenau nicht wieder, da ſie, durch ihre fortdauernd ſchwankende Geſundheit gezwungen ward, ihren Abſchied zu nehmen, und ſich in das ſtille Privatleben zurückzuziehen.

Niembſch an Max.

Stuttgart, 6. Auguſt 1837.

Mein Leben iſt Correktur und Studium einiger Huſſitenfolianten zu meinem neuen Gedichte. Dieſes tragiſche Epos rollt ſich bereits ziemlich klar auf vor meinen Augen. Der Stoff iſt groß und reich; die Aufgabe: die pathologiſche Seite der Reformation poetiſch darzuſtellen, während ich es beim Savonarola gleichſam mit der phyſiologiſchen zu thun hatte, iſt höchſt anziehend, und ich werde hier wieder einmal die wilden Geiſter in mir zu Worte kommen laſſen, welche dem Girolamo gegenüber ſo lange kuſchen mußten. Es ſoll den armen Teufeln wieder einmal wohl werden; vor Ziska brauchen ſie ſich nicht zu geniren, er iſt vielmehr ganz der rechte Mann für dieſes Volk.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart (Ende Auguſt oder Anfangs September 1837).

Liebe Sophie!

Ich habe Ihnen noch einige Fragen zu beantworten, was mich bewegt, Ihnen dießmal noch zu ſchreiben, da ich es ſchon unterlaſſen wollte, indem ich aus Ihrem Briefe zu erſehen glaube, daß Sie ſehr wenig Luſt haben, mit mir zu correſpondiren.

1) Meine neuen Gedichte werden den älteren nicht angedruckt, weil ich ſie nächſtes Jahr, mit noch neueren in Verbindung, herausgeben werde als zweiten Band.

2) Uhland war in Straßburg, als ich Ihnen meinen letzten Brief

ſchrieb, eines alten Manuſcriptes wegen. Ich werde ihn ſchwerlich ſehen, weil mir meine Geſchäfte eine Reiſe nach Tübingen nicht geſtatten.

Auch von meinem Leben, das mir die Tage in ziemlich gleichen Fäden abſpinnt, iſt nicht viel zu erzählen.

3) Ihrem lieben Ernſt gönn' ich ſeine Tölpeljahre von Herzen.

Daß Arthur anfängt, eigenwillig zu werden, iſt hübſch von ihm; Wille und Eigenwille ſind ſynonym. Wer keinen eigenen Willen hat, der hat gar keinen; und wer einen Willen bekommen ſoll, bei dem muß er ſich bald zeigen. Alſo gratulire ich. Der lieben Zee will ich ihr „Kuſſerl" zurückgeben. Somit hab' ich ein wenig gepredigt und Ihre drei Punkte erledigt.

Ich werde ſo glücklich ſeyn, Ihnen meinen Savonarola zu Füßen zu legen, wobei ich ein recht frommes Madonnengeſicht zu machen bitte, damit ſich der heilige Mann die demüthige Stellung gerne gefallen laſſe. Das wird Ihnen ein Leichtes ſeyn. Solches aber ſoll geſchehen an Ihrem Geburtstage,[1] den wir recht vergnügt zuſammen feiern wollen. Ihr Freund Niembſch.

Niembſch an Mar.

6. September 1837.

Wer da glaubt, das Corrigiren ſey eine Luſt, den ſollen die Götter ſtrafen. Nein, es iſt eine heilloſe, geiſtloſe, erbärmliche Ruſelei, und es hat mich in eine totale Verſtimmung gebracht, in der mir Alles verleidet war, und mir mein ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, mein Schickſal wie ein beſoffener Setzer, und ich ſelbſt in meinem verdrießlichen, unraſirten, vernachläſſigten Zuſtande wie ein ſchmutziger Bürſtenabzug.

Niembſch an Emilie.

Wien, 30. October 1837.

Ich bin geſund. Seit meiner Ankunft in Wien[2] hab' ich mehre kleine Gedichte geſchrieben, mein größeres aber noch nicht angefangen.

[1] 25. September.

[2] Am 19. September. Bis Anfangs Oktober verweilte er dann wieder zu Penzing in der Schmidgaſſe.

Ich habe noch immer den langen und tiefen Athem nicht holen können, wie er zu größeren Arbeiten nöthig ist. Es liegt mir auf der Bruſt. Von Zeit zu Zeit kommen mir Verdüſterungen der Seele, und verlegen mir eine freiere Reſpiration.

In dieſem Briefe iſt ohne Zweifel auch enthalten, was Emilie auszugsweiſe (unterm 10. November 1837) an Mayer mittheilte, der nach S. 177 ſeiner Schrift einmal, von einer Urlaubsreiſe zurückkehrend, verſäumt hatte, Niembſch zu Stuttgart im Vorübergange zu beſuchen.

Lieber Karl!

Vor ein paar Tagen erhielten wir endlich Nachricht von unſerem Niembſch, und da ich weiß, wie Du nach einer verſöhnenden Antwort von ihm verlangſt, will ich nicht warten, bis Du wieder zu uns kommſt, ſondern Dir gleich wörtlich mittheilen, was er darüber ſchreibt. „Mayer hat mir geſchrieben. Ich werde ihm antworten, ſobald ich Muße finde zu einem gründlichen Briefe, ſo gründlich wie meine Verſöhnung mit dem guten lieben Landſtreicher.

Wenn ich ihn nicht ſo lieb hätte, ſo wär's mir gleichgültig geweſen, er mochte an meiner Wohnung noch ſo luſtig vorbeiterniſtern, und mir meinetwegen noch zum Schabernack ein Fenſter einwerfen. Aber er hatte mich durch ſeine gewohnte Zärtlichkeit in früheren Zeiten verwöhnt, und das Deficit that mir weh. Ich bin ihm der Alte, ſagen Sie ihm das vorläufig nebſt einem herzlichen Gruß."

Niembſch hatte ſeiner Schweſter an ihrem Namenstage, den 15. Oktober, in Erinnerung an jene Dukaten, die ſie ihm im Frühjahre geſpendet, ein reichliches Gegengeſchenk gemacht mit einem Hundertguldenzettel, den ſie alles Widerſtrebens ungeachtet annehmen mußte.

Er blieb bis Ende des Monats bei ihr in Kirling, worauf er dann ein Zimmer in der Stadt, im rechten Eckhauſe der Johannisgaſſe, gegen die Kärnthnerſtraße Z. 969 im zweiten Stocke bei ſeinem Freunde Max bezog.

Er war damals oft ſehr traurig, auch ziemlich ſchlaflos. Das Licht

in ſeinem Zimmer brannte meiſt tief in die Nacht hinein. Er löſchte überhaupt nicht gern das Licht vor dem Einſchlafen aus, ſondern liebte, bei noch brennender Kerze vom Schlummer allmählig ſich beſchleichen zu laſſen.

Bei einem Luſtwandel durch das reizende Kirlingerthal in jenem Herbſte blieb er ſtehen und beklagte gegen ſeine Schweſter, daß doch der Landmann jedes Fleckchen Boden gleichſam mit Schweiß düngen müſſe, und nicht einmal alle Früchte, die Gott ihm ſchenke, ſein nennen dürfe, auch dabei noch ſo ſchwere Steuern und Abgaben zu tragen habe.

Ein Menſch — ſagte er auch damals — brächte es nur ſodann zur höchſten Vollkommenheit in ſeinen Arbeiten, wenn dieſe mit ſeinen Anlagen und Neigungen völlig übereinſtimmten.

Hierauf hätte man bei der Erziehung, Ausbildung und Beſtimmung der Kinder ganz vorzüglich zu ſehen.

Niembſch trank ſaure Milch für ſein Leben gern. Er bildete ſich ein, die aus dem Hauſe wäre denn doch nicht ſo gut (ſeine Schweſter hielt zu Kirling zwei Kühe) als die aus andern Häuſern gekaufte. Einmal mußte ihm Thereſe gleichwohl, doch ohne es ihm zu ſagen, Hausmilch geben, da anderwärts juſt gar keine mehr zu bekommen war. Und gerade dießmal ſchmeckte ſie ihm ganz ausgezeichnet; er hätte noch gar nie eine beſſere genoſſen; ſie ſollte ihm doch immer nur von dieſer geben! Die Kluge verrieth ſich mit keinem Worte, und bediente ihn fürderhin zu ſeiner beſondern Zufriedenheit ausſchließlich nur mit Hausmilch.

Das Haus, das Niembſch durch ſeine öftere Gegenwart weihte, liegt unter Zahl 58 im oberen Theile von Kirling, dort wo der kleine Bach aus dem vertieften Fahrwege im Dorfe ſich ſeitwärts biegt. Es iſt ein vor hundert Jahren von einem reichen Müller erbautes, ſchönes, feſtes, geräumiges Haus, aus deſſen erſtem Stockwerke man ebenſöhlig in den von Erde aufgedankten, vornezu abgemauerten Garten tritt.

Wir überließen es im Jahr 1840 dem kaiſerlichen Waldamte, und es iſt nun des dortigen Förſters Sitz.

Baader an Niembſch.

München, den 8. November 1817.

Hochwerther Freund!

Aus meinem Schriftchen iſt eine Schrift geworden, in welcher nicht nur eine, ſondern ein halb Dutzend der dickſten philoſophiſchen Wanzentapeten niedergeriſſen ſind, und es iſt erfreulich, zu ſehen, wie die durch jene verborgen gehaltenen Myſterien in ihrem eigenen Licht uns an- und einleuchten, und wie man nicht einmal braucht die Thranlampe vor den Tapeten ihnen auszulöſchen, weil in jenem Licht dieſes Lampenlicht von ſelber zur Farke verwird.

In Betreff des Drucks bitte ich folgendes anzuordnen:

1) Die Anmerkungen werden wie im Manuſcript hinter den Text mit gleich großen Lettern als dieſer gedruckt;

2) Der Vorſpruch (II.) kömmt hinter den Titel auf ein eigen Blatt;

3) Auf dem Titelblatt wünſchte ich, lithographirt, folgende Vignette: Auf einer flachen Wieſe inmitten ein Quaderfelſen, auf ſelbem ein hohes Kreuz, rechts eine Gans mit ausgebreiteten Flügeln und zum Kreuz empergehaltenem offenen Schnabel, links eine andere Gans mit vorgehaltenem Kopf, beißen wollend. Im Vorgrund mehrere Gänſe weidend; unten die Worte: „Das Kreuz ſteht dem Gänſeverſtand zu hoch.“

Dieſer Gedanke von Kreuz und Gänſen gehört Goethen, welcher in ein Album, jedoch zum Spott des Kreuzes, eine ähnliche Zeichnung machte.

4) Zur Supracorrectur erbitte ich mir mit Diligence zween Exemplaire zugeſchickt.

5) Obſchon das Manuſcript viermal ſtärker iſt, bedinge ich nur 60 fl. C. M. und 30 Exemplaire Honorar.

Ich freue mich zum Voraus auf die Conceptionen, in welchen E. H. W. die eine und andere Idee uns plaſtiſch darſtellen werden.

Hochachtung und Ergebenheit. Baader.

Niembſch war mit Franz Baader ſehr gut. Einmal beſuchte der Dichter den Theoſophen auch wieder wie gewöhnlich auf der Rückreiſe in München und ſchrieb dann von Wien aus nach Stuttgart: Es ſey doch

ein herrlicher Menſch; er habe ſich wieder recht an Baader gefreut. Dieſer habe ihm ein Wort mit auf den Weg gegeben, das er wie einen ſchönen grünen Strauß auf ſeinen Hut geſteckt und woran er ſich ſein ganzes Leben lang erfriſchen wolle:

„Die Geſcheidten werden immer geſcheidter und die Dummen immer dummer!“ (Niendorf 280.)

Als Baader in ſpätem Alter geheirathet hatte, und bald darauf geſtorben war, ſagte Niembſch, der ihn einen der größten Männer der Zeit und den vielleicht begeiſterſten Philoſophen nannte:

„Wenn man einmal Theoſoph iſt, ſo ſoll man ſich fern von der Materie halten, denn die rächt ſich immer.“ (Ebendaſ. 45.)

Später (22. Juli 1842) äußerte er: „Daß ich mit meinem Baader nicht mehr ſprechen kann, geht mir ab. Er ſagte einmal zu mir: „„Gott hängt an einem dünnen Faden.““ (Ebendaſ. 127.)

Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung an Niembſch in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1837.

Euer Hochwohlgeboren! haben wir auf Ihr Verehrliches vom 21. zu erwiedern die Ehre, daß wir uns, den Frühlingsalmanach fortzuſetzen, nicht entſchließen können, da wir uns überzeugt haben, daß dieſes Unternehmen keine Theilnahme, auch nicht die geringſte, gefunden hat, denn wir verlieren unſer ganzes Kapital, welches wir darauf verwendeten. Wenn wir dadurch abgeſchreckt, uns nicht mehr, ſelbſt zu den ſehr vortheilhaften Bedingungen, welche Sie uns machen, zu Fortſetzung dieſes Unternehmens entſchließen können, werden Sie es uns nicht übel deuten.

Inzwiſchen haben wir die Ehre, mit vollkommenſter Hochachtung zu ſeyn Euer Hochwohlgeboren gehorſamſte Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.

Niembſch an Emilie.

Wien, den 16. Januar 1838.

Ich bereite mich zu künftigen Arbeiten vor. Den ganzen Vormittag pflege ich auf der Hofbibliothek zuzubringen, beſchäftigt mit dem Studium des Spaniſchen und Provencaliſchen.

Der Huß nämlich, und die Huſſiten haben ſich bei näherer Bekanntſchaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein gröſseres Gericht. Ein Romanzenkranz, etwa im Umfange der Clara Hebert, wird wohl Alles ſeyn, was ich aus dieſem Stoffe herausſchlage. Bearbeiten will ich ihn auf jeden Fall, weil ich doch meine Studien nicht umſonſt gemacht haben, und die Idee nicht verſchweigen will, die mir über den Huſſitenkrieg entſtanden iſt. Dieſe iſt neu, und wie ich glaube, der Schlüſſel zu dieſem Ereigniſſe. So wichtig es auch an ſich iſt, ſo ſtellt es doch dem Dichter die Schwierigkeit entgegen, daſs bei dem Mangel an hervorſtechenden und groſsen Charakteren und bei der ewigen Monotonie des Kriegsgeſchreies das Gedicht nicht lang werden könnte, ohne zugleich langweilig zu werden.

Dagegen hab' ich einen andern Stoff gefunden, woran ich wenigſtens zwei Jahre werde zu ſchaffen haben: Die Kreuzzüge gegen die Albigenſer. Hier find' ich alles, was ich brauche.

Bei der Erlernung des Spaniſchen und Provencaliſchen auf der Wiener Hofbibliothek mag wohl Lenau von ſeinem Freunde Ferdinand Wolf, Cuſtos alldort, dem berühmten Aufſchürfer ſpaniſcher edler Schätze, gefällig unterſtützt und geleitet worden ſeyn. Letzterer eröffnete mir am 1. December 1850:

„Natürlich war bei meinem Verkehr mit Lenau er der reiche Spender, ich nur der dankbare Empfänger; doch darf ich mir ſchmeicheln, ihm die erſte Anregung zu den „Albigenſern" gegeben zu haben; denn er wollte früher — wie Ihnen bekannt — dieſelbe Idee in einer Trilogie: „Zizka, Huß und Hutten" bearbeiten, und ich machte ihn aufmerkſam, daſs ſie durch die Unterlage der Geſchichte der Albigenſer ſich vielleicht noch wirkſamer herausſtellen dürfte, was er mit ſeinem gewöhnlichen Feuereifer ergriff, worauf er ſich mit den Quellen dieſer Geſchichte bekannter machte, und ſie zu ſeinen hochpoetiſchen, meiſterhaften Bildern verarbeitete, die er uns (Münch, Karajan und mir) gleich nach Entſtehung einzeln mittheilte, und die den Hauptgegenſtand unſeres Geſpräches an unſeren winterlichen Donnerſtagsverſammlungsabenden, wechſelweiſe bei Karajan und mir, ausmachten. Zu gleicher Zeit beſchäftigten ihn auch Skuhrs mythologiſche Unterſuchungen, und Sie werden Spuren davon in den Albigenſern finden.

— Wir legten ihm ſpäter auch die Bearbeitung des Don Juan ans Herz, und machten ihn mit den ſpaniſchen Originaltraditionen und Komödien bekannt, wovon ihm beſonders die Bearbeitung von Tolez (Tirso de Molina) zuſagte. Auch war er ein großer Freund und Kenner der Volkspoeſie, und er hatte große Freude an den franzöſiſchen, bretoniſchen und ſpaniſchen Volksgeſängen, die ich ihm mittheilte."

Hieher gehörig bemerkt auch Frankl S. 99:

„Nach dem Savonarola ging Lenau mit dem Gedanken einer epiſchen Trilogie um, deren Helden Huß, Zizka, Hutten ſeyn ſollten. Der Gedanke, die franzöſiſche Revolution als Stoff eines epiſchen Gedichtes zu wählen, beſchäftigte ihn faſt gleichzeitig.

Die Motive, die ihn von dieſen Stoffen abwendeten, ſind mir nicht erinnerlich. Er ſchrieb die Albigenſer. Als ein Freund die ſeltſame Eigenthümlichkeit des Gedichtes hervorhob, daß es keinen Helden habe, erwiederte Lenau:

„Der Held dieſes Gedichtes iſt der Zweifel." (Wanderer vom 19. April 1851, S. 184.)

Hier möge denn auch unter Einem Einiges von dem eingeſchaltet werden, was Frankl in Bezug auf Savonarola beibringt (S. 55).

„Es muß hier um ſo mehr von der Aufnahme des Savonarola in Wien geſprochen werden, weil kein gedrucktes Zeugniß in Oeſterreich, wo des Dichters Werke nicht einmal dem Titel nach in Journalen genannt werden durften, darüber vorliegt. Die Einen freuten ſich der Wendniß im Gemüthe des Dichters; er hatte ſich vom Pantheismus abgewendet, nun ſogar gegen ihn gepredigt, wobei es ihm freilich unwillkürlich paſſirte, daß, während er das Heidenthum unterliegend darſtellen wollte, er es faſt ſieghaft erſcheinen machte. Andere jedoch erſchracken gar ſehr über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behauſungen des Prieſterthums warf. Beide Parteien aber bäumten ſich gegen die Zornblitze, die des Dichters Geiſt auf den Thron des Königthums ſchleuderte, und gegen die elementariſch gewaltige Rede für die Republik. Während ſo denjenigen, die an des Dichters Chriſtenthum ſich erbauten, die Freude getrübet wurde, ſöhnte ein freilich ungläubiger Theil der Leſer ſich mit ihm wieder aus, der den romantiſch kühnen Dichter des „Fauſt" und des „Raubſchütz" wieder zu erkennen glaubte."

Im Vorfrühling 1838 trug ſich der Auftritt zu, den der unbeugſame Niembſch mit der damaligen todesängſtlichen Bücherwehme hatte, und welchen wieder Frankl (S. 60) folgender Art erzählt:

„Als Peſth im Jahre 1838 durch Ueberſchwemmung ungeheuer gelitten hatte, und Friedrich Witthauer ein Album, zu dem die edelſten dichteriſchen Kräfte Oeſterreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau daſſelbe mit einem herrlichen Prologe, und theilte mehrere ſeiner ſchönſten Gedichte für ſeine unglücklichen Landsleute in demſelben mit: „Der gute Geſell," „Die drei Zigeuner" u. ſ. w.

Der Prolog ſollte von der Cenſur eine kleine Abänderung erleiden, die ſich der Dichter nicht gefallen laſſen wollte. Er ging zum Cenſurbeamten, und gerieth da, wie er oft und ſelbſt bei unbegreiflich kleinen Anläſſen konnte, in einen Berſerkerzorn. Guſtav Schwab nannte dieß die wilde Huſarenlaune in ihm. Der Beamte ſuchte zu beſchwichtigen, bat höflichſt um Mäßigung. In ſolcher Weiſe hatte vielleicht kein öſterreichiſcher Schriftſteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky geſprochen, und die beanſtändete Stelle, an ſich nicht gefährlich, blieb unverletzt. Man wartete im ſilbernen Kaffeehauſe, um zu hören, was die hochlöbliche Cenſur mit Lenau geſprochen. Er kam ganz zornroth an, die angebetene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab und ſetzte ſich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: „Nu, Niembſch, was iſts?" ſchrie er faſt: „Nichts iſts! Nichts wird geſtrichen! Man muß ſich von dem Geſindel nicht auf die Leier ſch .... laſſen!" In demſelben Momente, als ſchäme er ſich ſeines heftigen Ausdruckes, fing er herzlich zu lachen an, worauf Alle Chorus machten."

Die Haderſtelle war meines Wiſſens:

„Fort iſt die Stadt, die blühend ſich geregt, ...
„Als eine leere Tafel blieb das Land."

Die engbrüſtige Behörde mochte ſich der Beſorgniß überlaſſen haben, die proſaiſche Welt könnte die dichteriſche Uebertreibung wirklich wörtlich glauben, und vor Entſetzen erſtarren. Uebrigens wurde dieß Gedicht ſogar auch ganz unverſtümmelt bei einem zum Beſten der Peſther abgehaltenen

Wort- und Tonfeſt im Saale der Wiener Hochſchule vom Hofſchauſpieler Ludwig Löwe vorgetragen.

Klembſch an Mahlmann.

Wien, den 17. April 1838.

Verehrter Herr!

Als mir das Morgenblatt zuerſt einige Ihrer Gedichte zugeführt hatte, war ich überraſcht und erfreut von der gediegenen Bildung und der poetiſchen Einfachheit derſelben. Das iſt ein Dichter — dacht' ich mir — der ohne praktiſche Erhitzung und profane Schweißtropfen auf dem Angeſichte die Schattengänge einer heiligen Abgeſchiedenheit wandelt. Auf die erfreulichſte Weiſe wurden mir dieſe Gedanken beſtärkt und erweitert durch die Sammlung Ihrer Gedichte, für welche ich Ihnen meinen beſten Dank erſtatte. Ihre Muſe zeigt mir die Wärme eines lebendig pochenden Herzens und die künſtleriſche Kühle einer klar und tief ſinnenden Stirne in ſchöner Vereinigung.

Zu meinem Wohlgefallen an ſolcher poetiſchen Erſcheinung geſellte ſich meine Freude über jenen Zug von Wahlverwandtſchaft zwiſchen uns, den Ihr Brief mir ausſprach, nachdem ihn mein Herz bereits empfunden hatte.

Sie werden Anerkennung finden; freilich nicht jenen gellenden ſinnlichen Ruhm, wie er heutzutage an ſinnliche Verirrungen der Kunſt herumgereicht wird, denn nur Gleichgeſinnte werden Sie erfaſſen; ſolcher Naturen Sache iſt es aber nicht, ins panegyriſche Hifthorn zu ſtoßen, und den Geſchmack des Publikums mit bellenden Hunden zu hetzen und zu erjagen. Die wahre Meinung wächſet und gedeiht inmitten unſerer kritiſchen Turbulenz ſicher und unſtörbar, und jedes echte Streben ſteht unter ihrem Schutze und mag getroſt abwarten, daß die Meute vorüber brauſe. Dieſes Vertrauen finde ich auch in Ihren Gedichten ausgeſprochen. Expectemus, amice! dum defluat amnis, qui labitur, sed non labetur, in omne volubilis aevum. Gott läßt den wahren Geſchmack nicht untergehen, denn dieſer iſt das Senſorium der Geſchichte, und in höchſter Beziehung das Organ, womit wir ihn ſelbſt erfaſſen. Dieſer

Geſchmack wird weder unter den Hufſchlag der Politik, noch unter die Räder der Dampfmaſchine gerathen.

Wenn ich wieder einmal nach Stuttgart reiſe, und es mir dann irgend möglich wird, ſo ſoll mir dieß die Erfüllung eines theuren Wunſches werden, Sie perſönlich kennen zu lernen.

Auf Ihr ſchönes an mich gerichtetes Gedicht werden Sie in einer neuen Sammlung meiner Gedichte, welche hoffentlich zur nächſten Herbſtmeſſe erſcheinen wird, eine Antwort finden.

Mit inniger Verehrung, Lenau.

Meine Adreſſe kann ich wegen Unbeſtimmtheit meines nächſten Aufenthaltes nicht angeben. Wollen Sie mich mit einem Briefe erfreuen, ſo belieben Sie ſolchen an Herrn Hofrath Reinbeck in Stuttgart zu adreſſiren.

Jene Gedichtantwort Lenau's weiß ich nicht zu bezeichnen. Ob ſie wohl erfolgte?

Niembſch an Johannes Martenſen in Kopenhagen.

Wien, 24. April 1838.

Theurer Freund!

Daß Sie zufällig erfahren mußten, mein Savonarola ſey Ihnen gewidmet, darin liegt für mich ein gewiſſer Vorwurf; allein ich glaubte mich durch die Aufrichtigkeit meiner Intention und durch Ihre Nachſicht mit meiner bekannten Läſſigkeit im Briefſchreiben von der üblichen Form unmittelbarer Zuſendung dispenſirt. Auch verging mir der letzte Winter unter ſo manchen tief eingreifenden Stimmungen des Gemüthes, welche mich nicht zu einem heitern Worte kommen ließen, wie ich es Ihnen gerne geſchrieben hätte. Die in meinem Savonarola ausgeſprochene Weltanſicht hat mich noch nicht genug gehoben, geſtählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geiſtig und ſittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düſtern Affektes iſt mir die Sache Gottes ſelbſt als eine unſichere, ja faſt als eine res derelicta erſchienen, quae patet diabolo occupanti. Wohl fühle ich das

Ungezieferde ſolcher Gedanken, doch meine allzu lebhafte Senſibilität läßt aus ihrem kochenden Keſſel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe ſteigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein friſcher Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht.

Mein Gedicht hat Ihren Beifall und ſomit die Sanktion vor mir ſelbſt erhalten, wenn es auch den Geruchloſen und Ruchloſen nicht gefällt. Noch ſitzen Spineza und Goethe in ihren Buden und beherrſchen den Markt der Literatur. Bei dieſen profanen Gedankenkrämern findet der Schwarm frecher Conſumenten noch immer allerlei zierlich und nett, blank und bequem gearbeitetes Geräthe für die Sinnlichkeit. Unſere Männer des Heils, die ſtürmenden Welt- und Himmelsreformatoren, flüchten vor jeder Stimme der Wahrheit und des Ernſtes ins Fleiſch, als ihr verwesliches Aſyl, oder vielmehr ihr dick unfleiſchtes Ohr hört den Ruf gar nicht durch den pantheiſtiſchen Wulſt hindurch.

Ihre Auffaſſung meiner Arbeit macht mir große Freude. Wenn ich für jedes meiner Werke nur Einen Beurtheiler habe, wie Sie, ſo bin ich aufgemuntert und belohnt.

Es iſt ein Glück für den Dichter, wenn er in einem tief verwandten Leſer ſeine ſpeculative Ergänzung findet; ein zwiefaches Glück, wenn er dieſen Leſer kennt und ſeinen Freund nennt. Auch mir ſind die Stunden unſeres Zuſammenſeyns unvergeßlich, und die Erneuerung der allzu ſchnell entſchwundenen iſt ein Gegenſtand meiner lebhafteſten Wünſche; doch mehr als aller Reiz eines perſönlichen Umganges gilt mir das Verhältniß zwiſchen uns, daß ich Sie als ein ſtets gegenwärtiges geiſtiges Complement meines Dichtens betrachte und liebe.

Geſtern ſprach ich mit Wolf von Ihnen, der Sie ſchönſtens grüßen und bitten läßt, ihm, womöglich, eine Abſchrift der auf beiliegendem Zettel genannten Schrift zu beſorgen. Unter Anderem ſprachen wir auch von einer kritiſchen Zeitſchrift, welche ein Verein Gleichgeſinnter herausgeben ſollte, um der immer lauter werdenden Meſſiade des Fleiſches zu oppugnuren; wie wünſchenswerth ein ſolches Inſtitut wäre, wenn ſich die innern und äußern Mittel dazu finden ließen. Wenn Sie nur in Deutſchland lebten!

Noch hab' ich Ihnen zu danken für das treffliche Geſchenk: Ihre

Abhandlung über die Autonomie des Bewußtſeyns. Wenn Sie wünſchen, über meinen Savonarola mit mir mündlich zu diskutiren, ſo muß ich noch viel mehr wünſchen, über Ihre Diſſertation Ihr lebendiges Wort zu hören, und mich in die weiten Gedankenperſpectiven hinausführen zu laſſen, die ſich hier und dort in Ihrer gediegenen Schrift eröffnen, als Seitengänge in manches unbetretene Gebiet, zu mancher friſchen und tiefen Quelle des Forſchens. Ich wage es nicht, dieſe meiner Ueberzeugung nach wichtige Schrift mit einigen hingeworfenen Bemerkungen zu beurtheilen, und behalte mir vor, darüber in Kopenhagen mit Ihnen zu ſprechen, was noch geſchehen muß. Gegenwärtig beſchäftigt mich ein größeres epiſches Gedicht: „Die Albigenſer.“

Die Kreuzzüge gegen die Ketzer unter Innocenz III. ſind als das größte Trauerſpiel der Kirche einer poetiſchen Bearbeitung würdig. Den Huß habe ich vor der Hand zurückgelegt. Bei näherer Bekanntſchaft mit dieſem Stoffe fand ich, daß er für ein umfangreiches Gedicht nicht zureicht. Huſſens Charakter erſchien mir aus deſſen eigenen Schriften nicht tief genug, um ein Epos zu centraliſiren, und die Begebenheiten des Huſſitenkrieges wegen des monotonen Schlachtgetöſes reichen auch nicht aus. Ich glaube zwar den ſpekulativen Schlüſſel des Huſſitenkrieges gefunden zu haben, eine Idee, welche als organiſirendes Princip für ein kleines epiſches Gedicht gelten möchte; allein darüber muß ich erſt mit Ihnen conferiren. Da drückt mich wieder die Unzulänglichkeit brieflicher Mittheilung ſchwer. Ich habe überhaupt nie an einen bedeutenden Menſchen einen Brief geſchrieben, ohne Unwillen über die erbärmliche Dürftigkeit ſolchen Vehikels, und indem ich ſchrieb, beſtärkte ſich meine Unluſt am Schreiben. Die Freunde grüßen Sie. Leben Sie wohl und eingedenk Ihres treuen Freundes Niembſch.

Martenſen begleitete den vorſtehenden Brief Lenau's an ihn, dann deſſen früheren vom 14. Juni 1836 — die beiden einzigen, die er von mehreren ſo eben auffinden konnte — bei deren gefälliger Ueberſendung an mich mit nachfolgenden Zeilen:

Kopenhagen, 3. Oktober 1850.

. . . . Faſt gleichzeitig mit meiner Ankunft in Wien erſchien Lenau's

Faust, durch dessen Lesung ich mich von einem hochbegabten, zartkräftigen, eben so poetisch wie tief religiösen Geiste angezogen fühlte. Nicht weniger aber wurde ich angezogen von seiner edlen, eben so hochherzigen, wie liebevollen Persönlichkeit, von der Wahrheit seines Wesens, von dem tiefen gemüthreichen Lebensernste, der sich in seinem Gespräche in so schöner, oft in ächt humoristischer Weise offenbarte. Während meines dortigen Aufenthaltes schrieb ich einen Aufsatz über seinen Faust, der beim Dichter die freundlichste Aufnahme fand, und den ich später in dänischer Bearbeitung herausgegeben habe. Die Stunden unseres Zusammenlebens zähle ich zu meinen schönsten und besten Erinnerungen. Unsere Gespräche bewegten sich gewöhnlich in religiös-philosophischer Richtung über Pantheismus und Persönlichkeit Gottes und des Menschen — über Spinoza, Hegel und Baader, auf welchen Letzteren, den ich in München persönlich kennen gelernt hatte, ich ihn zuerst aufmerksam machte — über Mittelalter, Mystik und Reformation — über die geistige Desorganisation und Negativität des gegenwärtigen Zeitalters, und über die Nothwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt unseres Geschlechts durch das Christenthum u. s. w. Es ist mir jetzt unmöglich, den Inhalt seiner Gespräche auf getreue Weise zu reproduciren; der Eindruck aber ist bei mir nicht unfruchtbar geblieben.

Es war seine Ueberzeugung, daß nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Kunst hinarbeiten müsse auf eine Umgestaltung des geistigen Bewußtseyns der Zeit. Deßwegen opponirte er sehr bestimmt gegen den ästhetischen Formalismus, den künstlerischen Indifferentismus, der sich nicht um den religiös-sittlichen Wahrheitsgehalt, sondern nur um die sogenannte schöne Form bekümmerte. Der wahre Dichter müsse, wie die wahren Propheten, dem unwahren zeitlichen Bewußtseyn der Menschen ein wahres Ewigkeitsbewußtseyn entgegensetzen, müsse wahre Gesichte verkünden, müsse richtende und freimachende Worte hineinsprechen in seine Zeit. Daß er dieß nicht meinte im Sinne des trockenen Lehrgedichts oder trockenen Moralisirens brauche ich nicht zu sagen; er hat genugsam bewiesen, daß er verstand, die strengsten ästhetischen Forderungen zu vereinigen mit den Forderungen der höhern Idee. Er hat es namentlich bewiesen in seinem Savonarola, durch dessen Zueignung er mir einen eben so ehrenvollen wie unerwarteten Erweis seiner Freundschaft schenkte.

Daß unſere Correſpondenz in Stockung gerieth und erloſch, hatte, ſo viel mir bewußt, nur ſeine Urſache in dem von ihm ſelbſt ſo oft beklagten traurigen „Surrogate" der Briefſchreiberei, das zuletzt in geiſtigen Dingen nicht einmal als Surrogat tauglich iſt. Je größere Zeitferne von dem perſönlichen Zuſammenleben der Correſpondirenden, deſto mehr entwickeln ſich verſchiedene Gedankenreihen, Erlebniſſe und Stimmungen, deren vertraute Bekanntſchaft die nothwendige Bedingung iſt für eine Correſpondenz, die ſich auf rein geiſtige und innere Intereſſen bezieht, und ein perſönliches Wiederſehen und mündliche Mittheilung wird die nothwendige Bedingung für eine lebendige und fruchtbare Fortſetzung der brieflichen Unterhaltung. Ein ſolches Wiederſehen wurde uns nicht, obgleich Renan den Vorſatz hatte, mich in Kopenhagen zu beſuchen. Mit großer Theilnahme bin ich aber ſeinen literariſchen Productionen gefolgt, muß aber geſtehen, daß ſeine Albigenſer auf mich durchaus keinen wohlthuenden Eindruck machten. Allerdings mußte ich auch hier dieſelbe herrliche Dichtergabe, denſelben Adel des Genius bewundern, den ich in ſeinem Fauſt und Savonarola bewundere und liebe. Die Lebensanſicht des Dichters war aber nicht mehr dieſelbe, ja war eine entgegengeſetzte geworden. Die Lebensideale, die dem Dichter des Fauſt und Savonarola vorſchwebten, ſchienen mir jetzt von ihm ſelbſt aufgegeben worden zu ſeyn, und er ſchien mir jetzt die Wahrheit und das Ideal zu ſuchen auf einem ganz entgegengeſetzten Wege, der mit dem Wege der Negativität große Verwandtſchaft hat, und mir ſeinem innerſten Geiſte fremd ſchien. Ich geſtehe frei, daß, wenn ich nachgedacht habe über ſeine letzten traurigen Lebensſchickſale, ich nicht umhin gekonnt habe, dieſe Umwälzung ſeiner Denkweiſe, dieſe Aenderung der höchſten Lebensanſicht als *mitwirkende* Urſache zu betrachten. Ich bitte aber dieſes nur als eine ſubjective Aeußerung zu nehmen, nur als pſychologiſche Frage an den Lebensbeſchreiber Renan's, eine vielleicht nicht zu beantwortende Frage; denn wohl weiß ich, daß ſolche traurige Schickſale, wie die letzten unſeres Freundes, nicht nur hinweiſen auf die tiefſten Geheimniſſe unſeres geiſtigen und ſeeliſchen Lebens, ſondern auch auf die Geheimniſſe unſeres dunklen Körperlebens hienieden. So viel aber ſcheint mir gewiß zu ſeyn, daß er fortwährend Befriedigung ſuchte in einer höhern Lebensanſicht, die er nicht fand, oder *wenn* er ſie fand, doch nicht feſtzuhalten vermochte

Wir hoffen zuverſichtlich, daß er jetzt die wahre Befreiung und das wahre Schauen gefunden hat in Gott! Friede ſey mit ſeinem Geiſte und mit ſeiner edlen Seele! Denjenigen, die ihn gekannt haben, wird ſein Bild theuer und unvergeßlich ſeyn, ſeine Geſänge aber werden noch lange, in weiteſter Ferne, Herzen erquicken, erheben und erfreuen! Hochachtungsvoll H. Martenſen, Profeſſor an der Univerſität in Kopenhagen.

Daß eine mächtige Umwälzung in der Denkweiſe Lenau's und eine Aenderung ſeiner höchſten Lebensanſicht zwiſchen jener Zeit, wo ihn Martenſen kennen lernte, bis zur Vollendung ſeiner Albigenſer ſtattgefunden habe, iſt offenbar. Dieß erſcheint um ſo auffallender, wenn man die beiden Helden ſeiner epiſchen Gedichte „Savonarola" und „die Albigenſer" ins Auge faßt; dort ein gottentflammter glaubensvoller Prieſter; und hier, wie Lenau ſelbſt ausſpricht, der Zweifel (ſ. Frankl S. 75; auch ſeinen eigenen Brief an Marggraff vom 1. November 1839).

Aber lange ſchon vor der im Jahre 1842 erfolgten Vollendung der Albigenſer begann dieſe Umwälzung; ſie war nicht eine plötzliche, durch irgend ein furchtbar erſchütterndes Ereigniß herbeigeführte, ſie war eine allmählige durch Grübelei, ein langſames Zurückſinken in die oft troſtloſen trüben Stunden früherer Jahre noch vor Anhub ſeiner Wanderungen im Jahre 1831. Schrieb er doch ſelbſt ſchon wieder am 24. April 1838 an Martenſen: „Die in meinem Savonarola ausgeſprochene Weltanſicht hat mich noch nicht gehoben, geſtählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geiſtig und ſittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düſteren Affects iſt mir die Sache Gottes ſelbſt als eine unſichere erſchienen. Meine allzulebhafte Senſibilität läßt aus ihrem kochenden Keſſel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe ſteigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein friſcher Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht."

Seine Senſibilität war ihm aber ſchon angeboren, ein Erbſtück von ſeiner lebhaften unglücklichen Mutter her. Die böſen Nebel um ſein Haupt würden ſich leichter gehoben haben, wenn der Hauch eines religiös-philoſophiſchen Freundes, wie Martenſen, deſſen Geſpräch ihm ein „wahres Vernunftbad" war (ſ. ſeinen Brief vom 29. April 1836), ſie ihm ſanft

weggeathmet hätte. Je größer seine geistige frohe Erregung bei Martensen, je größer auch dann der Nachlaß in seiner traurigen Einsamkeit ohne diesen.

An seinem thränenwerthen Endschicksal trägt — wie ich glaube — nicht ein Einzelnes Schuld; Leib, Herz, Kopf, Innen- und Außenwelt halfen daran durch sein ganzes Leben hindurch emsig bauen; ja ich erachte, schon vor seiner Geburt begann, wie ich ehrlich darlegte, sein Unglück. Ich kann nichts Anderes und Besseres thun, als Alles zu sagen, wie ich es eben weiß, und den offensten Einblick in Lenau's Leben zu gewähren; das allein kann uns sein Unglück erklären. Die wichtigsten Behelfe werden aber vor Allem immer seine eigenen Aeußerungen bleiben, daher ich auch alle seine Briefe, so weit sie mir zugänglich waren, unverkümmert beibringe. Hierunter werden aber die entscheidendsten wieder jene zahlreichen seyn, die er im Jahre des Unheils 1844, unmittelbar vor Ausbruch, ja sogar noch nach Ausbruch seiner entsetzlichen Krankheit schrieb. Sagte ja doch selbst einmal Niembsch (s. Brief vom 19. Juli 1840): „Meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben."

Am 21. Mai 1838 verließ Niembsch wieder Wien, um nach Stuttgart zu gehen.

Niembsch an Sophie in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838.

Liebe Sophie!

Mein erster Brief von Stuttgart wird ziemlich um die versprochene Zeit eintreffen, doch etwas kürzer ausfallen und minder interessant, als ich ihn gerne machte, wenn mir besser zu Leibe wäre. Auch das vorigemal meines Hierseyns begann ich mit einer Krankengeschichte. Das ist nun schon typisch geworden; aber der andere Typus, nämlich, daß ich so selten schrieb, soll dießmal abgeändert werden. Sie sollen nicht mehr zu klagen finden über mich in dieser Beziehung. Briefe, wie sie eben gelingen wollen, heitere, verdrießliche, kunstkennerische, abgeschmackte, werden

diesmal versprochenermaßen geschrieben und müssen von Ihnen eben hingenommen werden und beantwortet. Letzteres kann ich zwar nicht zur Bedingung meiner Briefe machen, denn ich habe Ihnen diese unbedingt versprochen mit jedem zehnten Tage; aber bitten muß ich Sie darum. Sie kennen mein Leben in seiner traurigen, mir jede Zukunft verdüsternden Vergangenheit; Sie kennen dessen gegenwärtige Verhältnisse genug, um zu ermessen, wie unaussprechlich theuer mir der Umgang der theilnehmenden, liebevollen, mir so tief verwandten Frau geworden ist, die seit einer Reihe von Jahren über manche kummervolle Stunde hinweggeholfen hat mit der Macht ihres Herzens und ihres Geistes. Was mir auch der Himmel an innern Begünstigungen zu Theil werden ließ, nach meinen äußeren Geschicken bin ich doch schlechterdings ein Unglücklicher zu nennen. Sie aber haben sich mildernd und versöhnend meinem Leben angeschlossen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie sie nur von den edelsten Naturen ausgehen können, und deren dankbare Anerkennung Sie in meinem Gesichte lesen konnten, als ich zitternd an Ihrem Krankenlager stand.

Darum ist mir's eine schwere Entbehrung, Ihren Umgang zu missen, und das dürftigste Surrogat davon, jedes Brieflein wird mir Freude bringen.

Ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich ohne Sie keinen Savonarola geschrieben hätte, und ich wiederhole es. Zu diesen geistigen Verbindlichkeiten kommen aber auch noch physische in Rechnung. Ich hätte ohne Sie den letzten Winter viel weniger gut gegessen, liebe Sophie. Sie waren mir auch eine sehr sorgfältige Hauswirthin und Ihre Freundschaft ist bei mir als Speis' und Trank in Fleisch und Blut übergegangen. Ich bin prosaisch genug, einzugestehen, daß dieses meine Anhänglichkeit noch vermehrt hat. Leben Sie wohl, grüßen und küssen Sie mir Ihre lieben Kinder.

Niembsch an Max in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838.[1]

Vielleicht ist die Zeit der Oratorien überhaupt vorbei, vorbei die Zeit, wo die Kunst unmittelbar und direkt sich zum Himmel aufschwang.

[1] Nach einer Aufführung des Paulus von Mendelssohn, die er nicht zu Ende hören mochte. Niembsch fand zwar Paulus schön, aber zu wenig Feuer und Kraft. Kein Paulus! (Niendorf S. 19.)

Wir müſſen vielleicht erſt durch die Leidenſchaft hindurchgetrieben und von Affecten verwundet werden, eh' wir um einen Balſam beim Himmel anfragen. Dieſen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchſte in der neueren Kunſt zu verehren haben, wie ich meine.

Chamiſſo an Freiligrath.

Berlin, 28. Mai 1838.

Lieber Freiligrath!

Ob Sie gleich meine letzten Briefe unbeantwortet gelaſſen haben, iſt doch kein Zweifel in mir aufgekommen, Sie könnten ſie mißdeutet und die Freundſchaft verkannt haben. Auch verbürgen mir Ihre Freunde, daß Ihre Geſinnung gegen mich ſich nicht verändert hat.

Ich gebe Ihnen heute einen neuen Beweis meines Zutrauens, indem ich Ihre Freundſchaft in Anſpruch nehme.

Schenken Sie mir eine Nacht und zwar ungeſäumt, beuteln Sie Ihr Pult aus, ſchreiben Sie, was Sie von Gedichten haben, die Sie für den Druck beſtimmen, ab, Fragmente Ihres größeren Gedichtes („dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe" — „Sein Tomahawk iſt würdig Eurer Speere" ſind Verſe, die man auswendig behält, wenn man ſie einmal gehört hat) alles, was Sie können, alles was Sie haben, und ſchicken Sie es mir umgehend für den deutſchen Muſenalmanach.

Kein Brief braucht dabei zu liegen, allenfalls die Bemerkung, ob Sie hoffen, noch nachträglich bald Einiges hinzufügen zu können. Ueber Productivität läßt ſich nicht gebieten, das weiß ich.

Durch den Rücktritt von Rückert, durch die Saumſeligkeit mehrerer Dichter, und das gänzliche Ausbleiben vieler ſonſt gern aufgenommener Gäſte, wird das Beſtehen des Muſenalmanachs gefährdet, und dennoch möchte es hart ſeyn, ihn ſofort ausſterben zu laſſen, nachdem die Verleger, die meine Freunde ſind, ihn angekündigt, und das dazu gehörige Bild bereits fertig haben.

Der Druck ſollte anfangen; wir haben beiläufig erſt für 160 Seiten Manuſcript, gutes, eine ſchlechte Reſerve nicht gerechnet.

Schwab, Sie oder Anaſtaſius Grün ſollten anfangen; alle drei ſind

noch im Rückstande. — Auf Grün und Schwab war fest gerechnet. — Mein Beitrag beträgt zwei Bogen. — Das ist der Stand unserer Papiere.

In der Noth habe ich mich an Sie, lieber Freiligrath, gewandt, verzeihen Sie die Eile und Flüchtigkeit dieser Zeilen, und drücken Sie die Hand, die ich Ihnen, der alte Invalide, dem jugendlichen Cumpan, freundschaftlichst reiche. Adelbert v. Chamisso.

Ich habe mich an diesen Musenalmanach gewöhnt, mit dem ich, nach einem tiefen Witz unserer lieben Sprache, meine liebe Noth habe. Wenn Rückert, Sie und Lenau sich zurückziehen, muß die Bude geschlossen werden.'

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 4. Juni 1838.

Theure Freundin!

Um zwei Tage später als an Max, schreibe ich Gegenwärtiges an Sie. Ich bitte diesen Brief nur als ein Interimszettlein zu betrachten, welches in unserer Briefzeitrechnung gar nicht zählen soll. Morgen oder übermorgen muß ich in Angelegenheit unseres Trauerspieles ohnedieß an Max schreiben, dann will ich auch ausführlich an Sie schreiben, liebe Sophie. Die Aufführbarkeit eines Stückes ist eine schwierige Sache, wobei es tausenderlei zu bedenken gibt. Alexander, Moritz und ich haben mehrere Berathungen gehalten darüber, deren Resultat ich, wie gesagt, morgen oder übermorgen schreiben will. Die Aufführung steht unwiderruflich fest, doch sind einige unwesentliche Abänderungen durch die Rücksichten der Darstellbarkeit geboten. Das Stück könnte unser eigenes seyn, und wir könnten uns desselben nicht eifriger annehmen. Dieß sagte heute Morgen Alexander zu uns, und ich bin so selbstherausputzend, daß ich es wieder sage.

Wie geht es denn, mein liebes gutes Sophert, mit Ihrer theuern Gesundheit? den Reiseplanen? den vortrefflichen Kindern? den Briefen, die Sie mir schreiben werden, und, ich hoffe, zum Theile schon geschrieben haben? Ich freue mich sehr auf Nachrichten von Euch; mich freut es,

' Sie wird's, wie bekannt.

daß ich Euch so lieb habe, und mein Leben so an Eures geheftet. Dadurch hat mein Leben eine gewisse wohlthätige Positivität und wenigstens den Anstrich einer gewissen Heimathlichkeit bekommen, deren Mangel ich früher oft gar so bitter empfand. Betrachten Sie diese Heimathlichkeit meines Lebens als Ihr viertes Kind, theure Freundin!

Mein stilles Leben in Stuttgart muß mir dazu dienen, poetische Entwürfe auszudenken, meine Zukunft auszubrüten, indem ich die Fundamente meiner poetischen Arbeiten tiefer zu graben suche. Es muß noch viel, sehr viel geschehen. Alles Bisherige sind nur Vorfragmente, wenn ich mit meiner Kraft da hinausdringen kann, wo mir ein Lichtlein winkt. Kann ich es nicht, so hab' ich das Große wenigstens gedacht, wenigstens geträumt. Ich muß schließen, denn der Schluß der Post ist nah, das Posthaus aber fern von meiner Wohnung. Tausend freundliche dankbare Grüße an Ihre lieben Eltern und Geschwister.

Auf Wiederschreiben! Lebt wohl!

Derselbe an Dieselbe.

Stuttgart, 6. Juni 1838.

Liebe Sophie!

Daß ich Sie überschätze, ist nicht wahr; wohl aber ist es klar, daß Sie mich überschätzen mit den großen Prädikaten in Ihrem lieben Briefe. Doch ich nehme das hin. Auch harmlose Täuschungen sind mir willkommen, wenn sie mich Ihnen werther machen. Schönen Dank also dafür und für die sorgfältige Etatistik. Noch durfte mir die Melancholie nicht über dem Kopfe zusammenschlagen, denn ich brauche denselben zu allerlei nützlichen Dingen; manchmal aber greift sie schon ein wenig herauf, das läßt sie sich nicht nehmen; ich habe das launige Ding zu sehr verwöhnt. Es fehlt mir nicht an angenehmen Zerstreuungen. Ich war einmal bei Madame Heinrich, Claviervirtuosin, und ließ mir von Chopin und Beethoven vorspielen. Dann besuchte ich Fräulein Zumsteeg, welche einige meiner Schillieder in Musik gesetzt hat, und ließ mir diese vorsingen. Die Compositionen ist ausgezeichnet. Gestern war Paul Pfizer zwei Stunden lang bei mir, und erfreute mich mit geistvollem Gespräche.

Wenn ich dann allein in meinem Kämmerlein ſitze, werden manchmal Denkprobleme vorgenommen, z. B. die Frage: Warum balſamirten die Aegypter ihre Leichen zu Mumien? — Bekanntlich erklärt man dieſes durch den ägyptiſchen Glauben, daß die Seele ſo lange in der Nähe ihres Leibes hafte, als der Typus derſelben erhalten bleibe; allein mich dünkt, dieſe Erklärung iſt nur eine exoteriſche, d. h. äußerliche, für die uneingeweihte Menge berechnete; die innerliche eſſentielle Erklärung ſolcher Inſtitutionen war als ein Geheimniß nur den Eingeweihten zugänglich und iſt gewöhnlich verloren gegangen. Ich habe darüber einen Gedanken, der nicht übel iſt, und es ſollte mich freuen, wenn ich ihn zuerſt gefaßt hätte in einer poetiſchen Divination. Wie, wenn die Aegypter bei ihrem Glauben an eine Seelenwanderung in der Entſtehung von Leicheninſecten eine Gefahr für die Seele erblickt hätten, ſie möchte in ſolches Geſchmeiß hineinfahren? Wollten ſie nicht durch das Einbalſamiren des Leichnams der Seele den Rückweg in niedere Thiergeſtalten abſchneiden? die Seele dadurch vorwärts und aufwärts bugſiren? Doch welche äußerſte Verirrung meines Geſchmacks, eine ſchöne junge Frau mit Mumien und Grabwürmern zu unterhalten — Sehen Sie, liebe Sophie, das iſt ſchon einer der kurioſen Briefe, womit ich Ihnen in meinem letzten gedroht habe. Das iſt ärger als ein kunſtkenneriſcher, blumenmalereibeſprechender. Holen Sie Athem von dieſem fürchterlichen Worte und machen Sie ſich gefaßt, noch eine andere, nicht minder kurioſe Paſſage zu ertragen.

Geſtern klagte Emilie über ihre Kinderloſigkeit und über ihr ganzes Daſeyn als ein darum verlornes.

Ich tröſtete ſo gut ich konnte die arme Frau, indem ich ihr entgegenhielt, daß die Mutterſchaft allerdings höchſt wünſchenswerth ſey, aber nicht unerläßlich. Wenn das Weib auch nur in ſich ſelbſt, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen Weiblichkeit darſtellt, ſo iſt ihr Daſeyn kein verlornes. Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten, ſondern als Weſen, die auch um ihrer ſelbſt willen leben. Dann wären ja unſere Nachkommen auch nur ſolche Kanäle und bloße Mittel für fernere Mittel u. ſ. f. in infinitum. Wer aber wäre denn Zweck? Niemand Perſönliches, die Gattung, ein Abſtractum. Unſinn! .. Und doch muß ich mir eingeſtehen,

daß eine gewiße Kanalwirthſchaft nicht nur in der Körperwelt, ſondern ſogar in der geiſtigen ſich nicht läugnen läßt. Wie oft wurde ſchon der einzelne Menſch zum Organ und Träger einer Idee auserwählt, und nachdem er ſeine Sendung erfüllt hatte, fallen gelaſſen, fallen gelaſſen nicht bloß in äußeres Unglück, was als Martyrthum mit der Miſſion noch immer in Einklang zu bringen wäre, ſondern auch in inneres Unglück: Zuſammenbruch der Geſinnung, wie die Form verworfen wird, wenn der Kern heraus iſt. Traurige Colportage! Aber die Geſchichte weiß davon zu erzählen und die tägliche Erfahrung. Da haben Sie wieder Ihren Melancholiker, liebe Sophie, der, die Leute tröſten wollend, ſelbſt auf weit troſtloſere Dinge kommt, als jene ſind, woran ſeine Troſtbedürftigen laboriren.

Es iſt herzerfreuend für mich, daß Sie auf Ihre unberechenbar theure Geſundheit nun endlich doch einmal eine aufrichtige Sorgfalt verwenden wollen.

Laſſen Sie ja nicht mehr davon ab. Von ganzem Herzen wünſche ich Ihnen das beſte Wetter in Ihre Seele, wie ich es Ihnen an den Ischler Himmel wünſche.

Es iſt für mich ſchon eine gute Vorbedeutung, daß Ihnen Ihre Wohnung in Ischl ſo zu Wunſche ſteht. Sie freuen ſich darum ſchon dahin, und jede Freude iſt geſund. Möchte doch das Salzbad ahnen, mit welchen Wünſchen wir Sie dahinreiſen ſehen und ſeine ganze Heilkraft zuſammennehmen! Ich hoffe das Beſte. Was meine Eßluſt betrifft, um welche Sie anfragen, ſo iſt es damit nicht ſo übel. Mir ſchmeckt es gut, wenn ich gleich nicht viel eſſe.

Wir haben hier ſehr veränderliches Wetter, viel Gewitter. Nie hab' ich ſo viele Nachtigallen beiſammen gehört wie dießmal im hieſigen Schloßgarten. Zu Hunderten ſingen ſie aus allen Büſchen; ich lauſche ihnen oft und laſſe mich vom ſtrömenden Wohlklang in weitere Träumereien entführen. Die Nachtigall iſt ein profundes Geſchöpf, ein ſingendes Myſterium. Leider aber wird dieſe Frühlingsmyſtik nun bald vorüber ſeyn. Im Sommer iſt dann die Luft wieder miſtdick in Stuttgart; ich aber werde ſie dann mit der Ischler Gebirgsluft vertauſchen.

Alle der Arthur denkt an mich, das liebe Bürſchlein. Ich küſſe ihn

auf beide Vollbacken; auch die flatternde Zoe küſſe ich und den gewichtigen ſchnurgeraden Ernſt. Bringen Sie mich Ihren Eltern in Erinnerung. Daß Ihr Vater in einem Briefe meiner ausdrücklich gedachte, freut mich ſehr. An Ihre Schweſtern, Schwägerin und Brüder meine ausgeſuchteſten Grüße. Ich habe, wie Fritzen, den ich ſchon früher näher kannte, auch Karl ſehr liebgewonnen bei meinem letzten Zuſammenſeyn mit ihm. Er iſt ein ſehr wahrer, klarer, willenskräftiger Menſch von bedeutenden Geiſtesgaben. Ich hab' ihn auch wärmer gefunden, als er gewöhnlich dafürgehalten wird, als ich ſelbſt ihn früher geglaubt hatte. Er gibt eben ſein Herz nicht jedem Eiel hin, daß er ſeine Hände daran lege und ſich wärme, wie an einem Wirthshausofen. Und da hat er recht, zumal in ſeiner praktiſchen Poſition, wo Cordialitäten leicht mißbraucht werden von Beſtialitäten.

Zum Schluß noch ein kleines Gedicht: „Einem Greis." Grüßen Sie mir die Ch...ſchen aufs Schönſte, die mir ſo freundlich geſinnten. Nun leben Sie wohl, theure Sophie, ſeyen Sie unverdroſſen und ehrlich in der Pflege Ihrer Geſundheit! Ihr Niembſch.

Ebenfalls. Nach Iſchl.

Stuttgart, den 21. Juni 1838.

Liebe Sofie!

„Guten Abend" mit dem hellen A war Ihnen einmal ein Zeichen meiner fremden Stimmung; Sofie mit dem f, ſtatt ph, iſt heute mir ſelbſt ein Zeichen meiner argen Verdrießlichkeit.

Der Teufel hole meine Nerven, vielmehr, er hat ſie ſchon geholt, und ſpannt ſie manchmal über ſeine Geige und ſpielt mir gräßliche Weiſen darauf.

Die Luft verdickt ſich hier ſchon wieder ſo ſommerlich ſchwül, ſo matt und platt, daß ich nächſtens aufbrechen werde. Noch hab' ich nicht darüber entſchieden, ob ich den gewohnten, von mir ſchon gar ſo oft abgeleierten Weg über München machen werde, oder einen neuen übern Bodenſee und Tyrol.

Mir ſchwindelt, wenn ich an die Unruhe denke, mit der Sie vor

Ihrer Abreiſe herumgeflattert ſeyn mögen, wie eine Schwalbe vor einem Gewitter. Gottlob, jetzt ſind Sie doch ſchon in Iſchl und ich erwarte die Nachricht von Ihrer glücklichen Reiſe mit Ungeduld. Ich bitte mir ſogleich nach Empfang meines Briefes zu ſchreiben, damit Ihr Brief mich noch hier treffe.

Die Geſchichte von Zoe, wie ſie an mein Bild ſtieß, und was ſie dabei ſagte, iſt allerliebſt.[1] Und der liebe Arthur! Ich hoffe, er wird in den wenigen Monaten ſeines Alpenlebens aus ſeiner Schönheit nicht hinausgedeihen, ſondern noch mehr in ſie hinein, ſo daß Ammerling ſeine Freude haben wird an dem friſchen und verſchönernden Anhauch der Gebirgsluft in den lieben Zügen dieſes Kindes.[2]

Mein Geſchäft mit Cotta iſt noch nicht zu Stande, weil er ſchon wieder verreist war. Doch in dieſen Tagen kommt alles ins Reine. Ihre Gedichte bringe ich mit. Einiges Neue hab' ich hinzugedichtet: „Thränenpflege," „An Natalie,"[3] die das Grab meines Jugendfreundes Beſuchende, einen zweiten Theil meines Geiers,[4] eine kleine Tyrolerromanze.[5] Von den polemiſchen Gedichten ſind vier im Morgenblatt erſchienen, nämlich: „Die Poeſie und ihre Störer;" dann Competenz,[6] wo die lahmen Krüppelwichte vorkommen, und noch zwei kleinere. Mit meiner Geſundheit ſtehts gut. Sie werden in dieſem Briefe eine gewiſſe Haſt bemerkt haben. Ich mußte eilen, um ihn noch heute auf die Poſt zu bringen. Dieſe halbe Stunde war die einzige Zeit, welche ich heute meinen Beſuchen, aktiven und paſſiven, abgewinnen konnte zu einem Briefe an Sie, theure Sophie. Leben Sie wohl. Ich verwende in dieſem Augenblicke meine ganze Seele darauf, Ihren Aufenthalt in Iſchl zu ſegnen. Seyen Sie recht vergnügt! Ihr Niembſch.

[1] Sie hatte um Vergebung für ihre Unachtſamkeit gebeten.

[2] Sein Geſicht gleicht im Bilde von Ammerling ganz einer friſchfarbigen ſaftigen Pfirſche.

[3] Jetzt „An eine Wittwe."

[4] „Auf einen ausgebälgten Geier."

[5] „Biſion."

[6] In den ſpäteren Auflagen weggelaſſen.

Niembſch hatte in ſeinem Zimmer zu Wien bei ſeinem Freunde Max auf einem Hängekaſten einen ausgebälgten Geier ſtehen und neben dieſem einen Todtenſchädel. Jenen ſang er alſo an:

„Du todter Geier ſiehſt noch immer wild und edel,
„Und neben dich geſtellt hab' ich den bleichen Schädel.
„Ich laſſe dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
„Als könnteſt du gepreßt das Fleiſch von ſeinen Wangen."

Unſerne dieſes ſchauerlichen Paares thronte auf einem Schubladkaſten einſam des düſter erhabenen „Beethovens Büſte" auch von Niembſch gefeiert.[1] Der dieſelbe ſpendende Freund war der Dichter Guſtav Ritter v. Frank. Solche Umgebung aber war ganz der Gemüthsſtimmung Lenau's angemeſſen. Ein Fremder hätte aus ihr ſchon errathen können: „Da mag Lenau wohnen!" Auch war das Zimmer, mit nur Einem Fenſter in einen kleinen Hofraum ſehend, etwas lichtarm, und verdüſterte dadurch noch mehr ſeinen Inhalt.

Nicht lange nach Abſendung des obigen Briefes machte Niembſch in Geſellſchaft der Reinbecks einen Ausflug zu Guſtav Schwab nach Gomaringen bei Tübingen, wohin ſich dieſer zur Gewinnung freierer Muße als Pfarrer hatte verſetzen laſſen. Niembſch hörte ihn daſelbſt Sonntags den 8. Juli predigen.

Nachdem Niembſch endlich mit ſeinen Geſchäften in Stuttgart bezüglich der dritten Auflage ſeiner „Gedichte" in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung und mit der Herausgabe ſeiner „neueren Gedichte" bei Hallberger völlig fertig geworden, eilte er am 13. Juli zu ſeiner verehrten Freundin nach Iſchl hinweg.

Nun laſſe ſich aber wieder einmal unſer alter Freund, Johann Gabriel Seidl, vernehmen! Derſelbe erzählt uns in den Sonntagsblättern von 1848 (S. 55): „Im Winter des Jahres 1838 erhielt ich von dem Leipziger Buchhändler G. Wigand die Aufforderung, für ſein Prachtwerk: „Das maleriſche und romantiſche Deutſchland" die Sectien: „Tyrol und Steiermark" zu übernehmen, mit dem Bemerken, daß Nikolaus Lenau

[1] „Es iſt außerordentlich viel Streben in dieſem Kopfe," ſagte Niembſch am 7. Juni 1840, „Nase, Kinn, Haare, Alles aufwärts." (Niendorf Seite 25.)

einen Cyklus Romanzen zu Tyrol liefern werde. Auf meine zuſagende Antwort erwiederte mir Wigand unterm 10. April 1838: „Mit Herrn Niembſch von Strehlenau habe ich über den zu gebenden Romanzencyklus für Tyrol — in Stuttgart, wo ich ihn traf — geſprochen, und er war es beſonders, der mich auf Sie, als den Kundigſten für die fragliche Abtheilung unſeres Werkes, aufmerkſam machte. Sie wollen ihm demnach nach Wien, wo er jetzt lebt, ſchreiben und ſich über das zu Gebende beſprechen.“ Mit welcher innigen Freude machte ich mich daran, dem alten Freunde, den ich eben vor zehn Jahren in die Oeffentlichkeit einzuführen ſo glücklich war, nun als fertigem Poeten wieder die Hand zu bieten und ihn zur Theilnahme an einem Werke aufzufordern, worin ich mein ganzes Inneres abſpiegeln zu können hoffte. Mein Brief mochte ihn in Wien verfehlt haben; die Antwort blieb lange aus. Erſt im Juli kam mir ein Brief von Ludwig Mayer in Stuttgart, dem Bruder des trefflichen Lyrikers Karl Mayer, einem wackern Landſchafter, welcher, vom Buchhändler G. Wigand beauftragt, 60 Anſichten aus Tyrol und Steiermark für den Stahlſtich zu zeichnen, vor ſeiner Abreiſe nach Innsbruck ſich über das Nähere mit mir ins Einvernehmen ſetzen wollte, und ſich auf Niembſch berief, um nicht als ein ganz Unbekannter vor mir zu erſcheinen. Ein Briefchen des letzteren lag als Einſchluß bei, ein Briefchen ſo innig, ſo ſeelenvoll, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen.“

Stuttgart, den 6. Juli 1838.

Lieber Freund!

Meiſter Niklas, wie Sie mich einſt gerne nannten, hat nicht vergeſſen, weder die Tornbacher Wieſe, noch den „Reuner,“ wo er mit Ihnen vor ſo viel Jahren ſo vergnügt zuſammen war. Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten alten Klänge nicht verſchlingen, im Gegentheile war gerade dort mein Herz feinhörender als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erſt dort wieder vernehmbar, ſo daß es meinem Herzen erging, wie jenen Halbtauben, die in einer klappernden Mühle oder in einem raſſelnden Wagen die leiſeſte Rede hören, während ſie nichts davon vernehmen, wenn ſonſt alles ſtill iſt. Ich habe Ihrer oft gedacht und möchte wohl wieder mit Ihnen ſeyn, bevor der eine oder andere von uns fort muß. Sie

haben in Ihrem Briefe, deſſen ſpäte Beantwortung ich mir zu verzeihen bitte, mich aufgefordert, Ihnen meine Tyrolerromanzen behufs einer Inſertion in Ihren Muſenalmanach zu überſenden.

Leider hab' ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die iſt ſo ausgefallen, daß Sie dieſelbe Ihrer Muſa nicht würden einreihen können.

Sollte mir noch etwas Unverfängliches gelingen, ſo werde ich mit dem größten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leiſten.

Ueberbringer dieſes Schreibens, Herr Mayer, iſt ein tüchtiger Künſtler und ſehr achtenswerther Mann; zwei Eigenſchaften, die Ihnen nur genannt zu werden brauchen, um den Mann ohne alles weitere Gerede Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen. Sie haben recht, mein theurer Jugendfreund, daß unſere Lebenswege und ſomit auch unſere Anſichten auseinander gelaufen ſind; darum aber, daß wir nicht an einer Stange ziehen und nicht aus einem Rohre ſchießen, ſoll für unſere wechſelſeitige Neigung nichts verloren ſeyn; kommt doch jeder von uns an ſeiner Stange weiter, und thut doch jeder von uns zuweilen einen guten Schuß aus ſeinem Rohr. Alſo herzlichen Handſchlag und ſchönſten Dank, daß Sie Ihren alten Freund nicht vergeſſen haben. Niembſch.

So ſehr dieſes Schreiben — fährt Seidl fort — durch die Wärme ſeines Inhalts mich erquickte, ſo leid that es mir, in der Hoffnung gemeinſchaftlichen Bemühens zu gleichem Zwecke mich getäuſcht zu ſehen; die halbe Luſt an der Arbeit war mir dadurch genommen.

Niembſch verweilte nur etwas über einen Monat in Iſchl, der ihm, wie unangenehm auch äußerlich, denn es beginnt der Scherz: „An den Iſchler Himmel im Sommer 1838," mit dem Fluche:

Himmel! ſeit vierzehn Tagen unabläſſig
Biſt du ſo gehäſſig und regenmäſſig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

doch auch andererſeits wieder innerlich viel Sonnenſchein geſpendet haben mag, wie des Liedes Ende verräth:

Hätte Ischl nur dich und seine Seelen,
Hätt' ich mit einem Fluch mich längst empfohlen;
Doch selbst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Dennoch vermochte ihn auch sogar dieser glücklichere andere Himmel nicht ganz und gar vor „traurigen Anwehungen" zu schützen, wie nachstehende Zeilen bezeugen:

Niembsch an Max in Wien.

Ischl, den 21. Juli 1838.

Gestern packte mich wieder einmal meine Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als wenn ich sage: plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag Dich gar nicht belästigen mit Aufzählung aller der schwarzsichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Gmunden, den 16. August 1838.

Liebe Sophie!

Ich fange an, dieses Gmunden zu scheuen. Das vorigemal traf ich Schleifers Frau krank, dießmal gar nicht mehr. Vor acht Tagen hat man sie begraben. Sie können sich denken, liebe Sophie, daß Schleifer wünschte, mich wenigstens einen Tag hier zu behalten, und daß ich dem Trauernden, dem Freunde, diesen Tag nicht versagen mochte. Er ist 68 Jahre alt, und, kommt ich wieder einmal nach Gmunden, vielleicht todt.

Man ist nicht in der Stimmung, betrübende Todesnachrichten mit philosophischer Fassung zu empfangen, wenn man sich eben von geliebten Freunden getrennt hat. Jedes solche Trennen und Scheiden, sey es auch nur auf kurze Zeit, hat eine traurige Miene, und diese Miene verfinstert sich gar sehr, wenn wir dabei gemahnet werden, wie leicht und schnell wir dahin fahren. Das Leben erscheint mir nie brutaler, als wenn

es mich nöthigt, um äußerer Umstände willen den Umgang mit innig befreundeten Herzen zu verlassen, und meine vielleicht knapp gezählten Tage allein zu verzetteln.

Meine Fahrt über den Traunsee war sehr rasch. Die drei Kerle arbeiteten aus allen Kräften, mich aus Eurem Anblicke hinwegzurudern.

Der See ward immer stiller; der Traunstein glühte auf einige Minuten auf, wie eine große steinerne Rose; das glatte Wasser spiegelte das schöne Bild in voller Klarheit; die beiden Ufer schienen sich im Wasser entgegenkommen zu wollen; dann erhob sich ein Windhauch, und der See hatte wieder Alles vergessen. Ich aber hatte und werde nichts vergessen von den schönen Tagen, welche ich bei Euch verlebt.

Ich danke Ihnen und der liebenswürdigen Johanna von ganzem Herzen dafür. Mit dem Dichten will es nicht gehen. Meine Hußaren sind auf und davon, und kommen vielleicht nie wieder.' Heute aß ich bei Schleifer zu Mittag. Seine Kinder in schwarzen Kleidern machten mich traurig. Wir saßen um den kleinen runden Tisch nahe zusammen, gleichsam um die Lücke an demselben zu verdecken. Morgen reise ich nach Linz und weiter. Johannens Brief hab' ich hier auf die Post gegeben.

Meinem Freund Max kann ich von hier aus nicht mehr schreiben, weil Schleifer meine Anwesenheit für sich in Anspruch nimmt. Leben Sie wohl, theure Sophie! Ich grüße Johanna und Ihre Kinder herzlich, wie auch die lieben Angekommenen. Ihr Niembsch.

Niembsch an Max in Ischl.

Wien, den 20. August 1838.

Die Natur hat auch ihr Decorum, ein heiliges Decorum. Der Mensch wagt es nicht leicht, Angesichts des Erhabenen kleinliche Gedanken auszukramen, wenn er überhaupt nicht bereits außer der Natur steht.

' Die Hußarenlieder hat Niembsch zu Ischl an den regnerischen Morgen, im Bette liegend, gemacht.

Niembſch an Sophie.

Wien, den 23. Auguſt 1838.

Liebe Sophie!

Sie haben recht, daß ich das ruhige Aſyl verlaſſen habe, um mich in eine Welt des Streites und Aergers zu begeben. Man will mich in meiner eigenen Galle weich machen, und zu einer knetbaren Maſſe maceriren.

Man wird aber nicht erreichen, was man will. Meinen größten Streit führe ich mit mir ſelbſt, indem ich der Galle den Fluß nicht geſtatte. Mein Savonarola hat mir die Meute an die Ferſen gezogen. Kränkender bitterer Welthaß hat ſich bereits vor 300 Jahren an dieſen Namen geheftet; untrennbar und unverſöhnlich haftet er noch an demſelben. Indem ich ihn auf meine Leier nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen geringen Theil ſeines Verhängniſſes auf mein Leben, und wahrlich, der Held müßte ſich ſeines Sängers ſchämen, wenn ſich dieſer dabei ungeberdig anſtellte. Was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichts, als die letzte ſcharfe Feile, welche mein Geſchick daran legt.

Es iſt ſeltſam und ſieht einer Fügung nicht unähnlich, daß gerade in der Zeit, wo in der Heimath die Verfolgung gegen mich losbricht, mir vom Auslande her Zeichen der höchſten Liebe und Anerkennung kommen. — In den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik fand ich am erſten Tage meines Hierſeyns eine Recenſion meines Savonarola von dem ausgezeichneten Lange in Duisburg, worin dieſem Buche nicht bloß eine poetiſche, ſondern — ſo zu ſagen — auch eine welthiſtoriſche Bedeutung beigelegt wird, worin mein Gedicht als ein Gericht gegen den verſtockten Abſolutismus meines Vaterlandes und als Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geiſtigen Lebens aufgefaßt wird, in welcher es gewachſen. Das iſt die höchſte Ehre, die mir jemals zu Theil werden konnte. Freilich wird ſich das Organ ſolchen Gerichtes gefallen laſſen müſſen, daß es vom Gerichteten hinwiederum gerichtet wird; doch der letztere ſetzt damit nur das Geſchäft des erſteren fort, indem er ſich ſelbſt richtet.

Was mir die Trennung von Ihnen und der lieben Johanna erleichterte, und mir möglich machte, gerade vor der Ankunft der Unſrigen abzureiſen, war mein heimlicher Verſatz, noch einmal nach Ischl zu kommen, und mit geſchäftfreier Seele noch einige Wochen mit Euch zu verleben. Ob mir dieſes Glück werden wird, weiß ich noch nicht; doch können Sie von meiner treuen Freundſchaft erwarten, daß ich daran arbeite. Dann will ich mir aber auch den lieben Umgang und die ſchöne Natur durchaus nicht verkümmern laſſen durch Gedanken an das, was mich erwartet, wenn ich wieder nach Wien zurückkomme.

Mich freut Ihre Luſt zum Landſchaftzeichnen. Verzagen Sie nicht an Ihrer Fähigkeit; wer ſo ſchön Blumen malt, wird auch an Landſchaften nicht ſcheitern; wer die Augen ſo ſchön malt, wird auch die Glieder zeichnen können.

Unternehmen Sie es kühn, liebe Sophie! Meine Huſaren ſind fort und kommen nicht wieder; trara!

Das Ischlerliedchen klingt mir auch noch immer nach, wie das ganze gute Leben in Ischl. Seit geſtern regnet es hier. Ich bin beſorgt, ob Ihrem lieben Vater nicht ſeine Gebirgswanderungen vereitelt werden. Er empfing mich in ſeinem Bureau mit ſo herzlicher Liebe, daß es mir weh that, nicht gleich mit ihm fortreiſen zu können. Wie manches intereſſante Thema könnten wir zuſammen recht ungeſtört mit gründlicher Muße durchſprechen auf den Bergen! Vielleicht würden uns unſere friſchen Gedanken umflattern wie luſtig ſingende Alpenlerchen. Der Menſch verſäumt viel.

Uhland hat ſich hier bei dem Erzherzog,* wie man ſagt, etwas zu ſchüchtern benommen. Das thut mir leid. Vielleicht wurde er gleich in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns durch allzuviel huldigenden Andrang verſtimmt, und konnte ſich dann wegen der Zähigkeit ſeines Charakters nicht mehr freundlich und offen ſtimmen. Es gibt Leute, die, mit einem bedeutenden Manne zuſammentreffend, ihn ſogleich auf Geiſt und Witz probiren, und mit allerlei Schlagworten auf den Buſch klopfen, ob nicht ein Haſerl herausſpringt, ein geiſtreiches Phraſerl? Das iſt läſtig und

* Er ſpeiſete beim Erzherzog Karl.

verſtimmend, und Ihr fandet vielleicht Uhland, als Ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen. — Ich habe dieſe Stelle an den Hofrath und Max gerichtet, und an die wenigen Wiener, welche ſich ein Urtheil über Uhland erlauben dürfen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schönſte Grüße an die Ihrigen. Der Frau Hofräthin, oder beſſer, meiner lieben guten Freundin insbeſondere meinen Kuß auf die Hand, welche ſie mir ſo freundlich aus dem Eiſenbahnſtellwagen herausreichte. Freut Euch! Denkt an mich! — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Niembſch war ſeiner uncenſirten Schriften wegen abermals vor die Polizei citirt, jedoch, wie das erſtemal, artig behandelt worden, und wurde auch fortan trotz angedrohter Geldſtrafe unbehelligt gelaſſen.

Niembſch an Emilie.

Wien, 11. September 1838.

Meine Albigenſer beſchäftigen mich aufs Lebhafteſte. Das wird ein tüchtiges Gedicht werden mit Gottes Hülfe. Der Stoff ſpielt mir in alle Regionen meines Herzens hinein.

Mein Muth iſt groß, meine Kraft nicht ſchlecht, und mein Körper iſt geſund; und aus allem dem hoff' ich, daß Gott auf dieſe Arbeit mit heldem Auge herab ſieht.

Niembſch an Max in Iſchl.

Wien im September 1838.

Ich denke jetzt viel an meine Albigenſer. Fünfzehn Geſänge hab' ich mir bereits entworfen. Gott gebe mir Kraft zu ſeinem Gedichte! Es wird umfangreich werden, wenn ichs durchbringe. Der Stoff iſt gewaltig, eine der größten, geiſtigſten und blutigſten Stellen der Geſchichte rollt ſich mir auf. Ich habe große Hoffnungen. Wenn nur mein Körper aushält, ſo denk' ich ein tüchtiges Werk zu ſchaffen. Seit einigen Tagen

bin ich aber ſehr abgeſchlagen und iſt mir, als wäre mir alle Kraft aus den Knochen geſtohlen.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Wien, im September 1838. (vielleicht Freitag den 21.)

Ich antworte dießmal etwas ſpät und Sie werden meinen Brief durch L . . . . auch etwas ſpäter erhalten, als es durch die Poſt geſchehen könnte; doch ſollen die, die ſo gerne mich ſelbſt gebracht hätten, wenigſtens einen Brief von mir bringen. Geſtern war ich in Penzing und heut' und morgen geh' ich wieder nach Penzing, und wahrſcheinlich auch übermorgen als Sonntag. Alles iſt dort wohl und vergnügt.[1]

Auch ich bin ſo ziemlich beides, und werde ſuchen, mich dabei zu erhalten.

Daß Sie juſt an Ihrem Geburtstage verreiſen, iſt mir nicht recht. Da werden Sie Abends ankommen und im Nußdorfer Dampfſchiffsgedränge und Weiterfahren nach Penzing wird überall keine rechte Zeit und Muße ſeyn, daß ich Ihnen ſagen könnte, wie heilig mir dieſer Tag ſey. Das Feſt des Wiederſehens und das Feſt Ihres Geburtstages wird mir da zuſammengeſchlagen werden in eine konfuſe unruhige Freude, und ich hätte gerne beides einzeln gefeiert. Die Feiertage meines Lebens ſind mir ohnedieß ſpärlich zugezählt, und dieſes wird für mich ohnedieß immer proteſtantiſcher.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Eliſabeth an Lenau in Wien.

Berlin, den 21. Oktober 1838.

Wenn ich das Lob bedenke, und die Stimmen der Tauſende, die es Ihnen zurufen, möchte ich wohl die Augen niederſchlagen, daß ich es wage, mit dieſen armen Worten vor Sie hinzutreten; aber nennen Sie

[1] Sophiens Eltern waren alſo ſchon wieder von Iſchl in ihr Landhaus, nach Penzing zurückgekehrt.

es immerhin unerlaubte Dreiſtigkeit, ja auch Anmaßung, das fühle ich ja ſelbſt; aber zürnen, ich weiß es wohl, Sie werden mir es nicht.

Ihnen kann es zwar gleich gelten, ob die ſchwache, unbedeutende Mädchenſtimme in Ihre Anerkennung mitklingt; aber glauben Sie mir, ich bin unbeſchreiblich ſelig, daß ſie es kann, und der Laut, mit dem ich in den Preis und Jubel einſtimme, heißt: Dank. Früher, als ich erſt kaum dem Kinde entwachſen war, da war ſo Vieles in meinem Innern, was ich nicht deuten konnte, ja noch viel, viel mehr, von dem ich nichts wußte, nichts ahnte (jetzt iſt mirs, als wäre ich damals in einem Garten voll Blumen geweſen, die alle noch in der Knospe geſchlummert hätten). Da las ich aber Ihre Lieder, und nach und nach, wie der Sonnenſtrahl allmählig die ſchöneren Keime hervorlockt, ging mir eine neue Erkenntniß auf, ein neuer Himmel, eine neue Poeſie.

Ich las wieder und wieder, und mit der ganzen Gluth und Innigkeit meiner Seele ſog ich jenen Himmelsthau ein. Die Lieder fühlte ich mir ſo verwandt, ja, mir war's manchmal, als erkennte ich durch die herrliche Form meine eigenen Gedanken wieder. Was immer noch ſchlummernd lag, Sie haben es geweckt; nun, ich weiß es wohl, kann ich tiefer fühlen, mehr verſtehen, inniger lieben, beſſer weinen. Ihre Lieder kann ich alle auswendig, und faſt ſage ich ſie mit gleicher Inbrunſt und Andacht her, wie mein Gebet. Das Buch hat auch ſeinen Platz neben meiner Bibel und dem Geſangbuche. Zufällig ſah ich Ihr Bild, und ſtundenlang ſtand ich davor und konnte mich nicht ſatt ſehen. Wußte ich doch nun Ihr Antlitz mit dem ſchönen Dichterauge, und nun ſteht es mir auch feſt und unverwandt im Sinn. Meine Malereien kleideten ſich unbewußt und unvermerkt in Ihre Züge, daß mir oft meine Geſpielinnen zuriefen: „Du zeichneſt ja ſchon wieder Lenau!“ Jetzt habe ich das Bild, was ich zuerſt von Ihnen ſah, eigen; es hängt über meinem Schreibtiſche, und wie damals, ſeh' ich es noch oft ſtarr und unverwandt an. Wohl hätte ich nun können glücklich ſeyn in dieſem überreichen Doppelbeſitzthum, aber das nie genügſame Herz forderte noch mehr, und auch dieß haben Sie gewährt.

O Lenau! (laſſen Sie mir dieſen Namen für Sie, in ihm ſind Sie ja ganz mein!) als ich Ihre Schriftzüge erblickte und das Blatt in der

Hand hielt, was Sie mit der Ihrigen berührt hatten, da gingen mir im Vollgenuß meiner Seligkeit die Augen über, und — faſt ſchäme ich mich, es zu geſtehen — ich habe es zu tauſendmal an mein Herz und an meine Lippen gedrückt. — Und ſo nehmen Sie ihn denn hin, meinen heißen innigen Dank. Worte ſind zu arm, ihn auszuſprechen. Vergeben Sie nur mein Ungeſtüm und das Ueberſchreiten der Grenze mädchenhafter Schüchternheit; aber nun, mit ſolcher Reliquie in den Händen, konnte ich nicht mehr ſchweigen; das volle Herz mußte überfließen. Drum noch einmal: ich danke Ihnen, danke Ihnen mit der ganzen Fülle und Kraft und Innigkeit meiner Seele! Eliſabeth.

Die Huldigung dieſes ſinnigen und tief innigen Mädchens — irre ich nicht, ſo war es eine junge preußiſche Gräfin — erſcheint mir nicht als eine einzelweſige, ſondern als eine allgemeine des ſchönen gefühlvollen Geſchlechtes für den herz- und ſchmerzvollen Dichter.

Tauſende ihrer Schweſtern — ich fürchte nicht, mich einer Uebertreibung ſchuldig zu machen — dachten und empfanden wie ſie, nur waren ſie minder kühn, es ihm zu ſagen. Ich trage mich mit dem Glauben, daß kein deutſcher Dichter, nicht Schiller, nicht Hölty und auch nicht der wohllautreiche warme Bürger, vielleicht nur allein der alte berühmte Meiſterſänger Heinrich Frauenlob, welchen vor einem halben Jahrtauſend zu Mainz die dankbaren Frauen auf ihren zarten Schultern zu Grabe trugen, ſolche unbeſchränkte feſſelnde Gewalt über das weibliche Herz ausübte, wie Lenau.

Was der Liebe zu ihm den Weg bereitete und ſie auf den Gipfel brachte, das war das edle Mitleid. Ein ächtes reines Frauenherz vermag keinen Unglücklichen zu ſchauen, ohne ſich ihm zuzuneigen; wie denn erſt dann, wenn dieſer ſo ſchön, ſo wahr, ſo bezaubernd ſein Unglück ſingt.

Lenau ſah Eliſabeth nie. Eine gewiſſenhafte Scheu vor leichtſinnigem argen Spiel mit Menſchenheil ſcheint ihn davon abgehalten zu haben, und zu feſterem Bunde hatte es ihm, wie er wähnte, ſchon vor Jahren an der nöthigen Herzensfreudigkeit gefehlt. (S. 17. Februar 1832.)

Wo du nun aber auch weilſt, weiche zärtliche Seele, ſtarre nur immer hinauf zu ſeinem Bilde, und weine Dich aus um ihn! Du beſitzeſt ihn denn doch im Geiſte noch jetzt! . .

Schleifer an Schurz.

Gmunden, am 19. December 1838.

Lieber Schurz!

..... Unlängſt erhielt ich von einer jungen, ſehr achtungswerthen Frau in Linz einen Brief, in dem ſie mir vier Gedichte von Niembſch abgeſchrieben mittheilt, und mit der höchſten Begeiſterung über den letzten Band ſeiner Gedichte in ſchwärmeriſchem Lobe ſich ergießt. Warum darf man ſo was nicht drucken laſſen?! — Niembſch kennt ſie perſönlich, dieſe Frau.

Es war die gefühlvolle und gebildete Gemahlin des oberöſterreichiſchen Dichters Kaltenbrunner. Niembſch achtete ſie ſehr. Ihr frühzeitiger Tod veranlaßte ſein Gedicht: „Das Kind geboren, die Mutter todt.“ Schleifer konnte nicht ahnen, daß einſt der gerühmten Pauline Nachfolgerin ſeine eigene ältere Tochter Thereſe, als nunmehrige zweite Gattin Kaltenbrunners, werden würde.

Bayerische Staats-

Berichtigungen.

Seite	28	Zeile	17	von oben lies:	meinen Schwestern eben so statt: meiner Schwester ebenso
„	29	„	6	„ „	clauculum statt: clauculum
„	29	„	15	„ „	Nina, statt: Mina
„	35	„	21	„ „	Rapport kriegen statt: Rapport bringen
„	37	„	5	von unten „	Schwesterln statt: Schwesterle
„	39	„	8	„ „	Jenke, statt: Jenke
„	47	„	10	von oben „	Bescherung, statt: Besserung
„	47	„	13	„ „	Vattignies, statt: Battignies
„	47	„	9	von unten „	Jänner statt: Mai
„	48	„	7	„ „	selbe statt: selber
„	48	„	4	„ „	durch Ihren Tod statt: durch Tod
„	51	„	16	von oben „	Verina statt: Verinna
„	52	„	1	„ „	was um mich statt: was nur auch
„	54	„	14	„ „	Reiche statt: Striche
„	54	„	17	„ „	Eiszapfen statt: Eistropfen
„	57	„	6	„ „	Schulfreizeit statt: Schulfreiheit
„	58	„	7	von unten „	seiner statt: seine
„	61	„	17	„ „	verändert statt: verlängert
„	61	„	8	„ „	erhaltende statt: erhebende
„	66	„	14	von oben „	„Ha, statt: „Ja,
„	68	„	2	„ „	Niederer, statt: Niedener,
„	69	„	3	von unten „	düstere statt: äußere
„	74	„	9	von oben „	verweilte, statt: zubrachte.
„	74	„	12	„ „	Begünstigten statt: erklärten Verehrer
„	76	„	7	von unten „	Rötz, statt: Rätz,
„	77	„	12	von oben „	nachstand statt: nahe stand
„	79	„	11	„ „	Ungar statt: Ungarn
„	80	„	15	„ „	Fichtenwaldungen statt: Lichtenwaldungen
„	80	„	13	von unten „	wo es eben statt: was eben
„	82	„	6	von oben „	führte uns auf die sogenannte alte Wieden, statt: führt' uns auf die sogenannten alten Wieden,
„	82	„	24	„ „	Gallizinberge statt: Galizienberge
„	86	„	2	„ „	alten statt: allen
„	86	„	13	von unten „	Verse Fausts, wo er von statt: Werke Fausts, wo er bei
„	86	„	2	„ „	in dem statt: indem
„	89	„	1	von oben „	losen, statt: lesen,
„	89	„	16	von unten „	Prosa, statt: Person,
„	89	„	15	„ „	Poesei' statt: Poesie'
„	90	„	5	von oben „	Baumschlage statt: Baumplatze
„	90	„	9	„ „	Stirenstein, statt: Nirenstein
„	90	„	8	von unten „	pressen, statt: greifen,
„	90	„	9	„ „	langen statt: langem
„	102	„	11	von oben „	Scheune statt: Scheuer
„	110	„	3	von unten „	Gelbsucht' statt: Gallsucht'
„	115	„	13	„ „	ich sehe, statt: ich hoffe,
„	116	„	10	von oben „	bullas aureas, statt: bullae aureae
„	117	„	16	„ „	Maralm; Griesbeils statt: Waralm; Greisbeils
„	120	„	1	von unten „	erwehren, statt: verwehren,
„	122	„	3	„ „	sein Glück statt: ein Glück
„	124	„	11	von oben „	vorm 22 August statt: vor August
„	124	„	7	von unten „	innigen Freundin statt: einigen Freundin,
„	125	„	11	von oben „	gerasset statt: gestrasset
„	126	„	12	„ „	könnte, statt: konnte

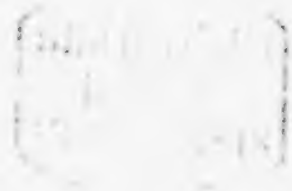
Seite 126 Zeile 6 von unten lies: malt statt: macht
„ 132 „ 13 „ „ „ ist wo ein Bruchstück statt: ist mein Bruchstück
„ 132 „ 15 „ „ „ heute statt: heuer
„ 138 „ 7 „ „ „ melancholischeste statt: melancholische
„ 143 „ 7 von oben „ mein statt: ein
„ 144 „ 15 „ „ „ Momente, statt: Monate,
„ 146 „ 10 „ „ „ animae statt: animo
„ 149 „ 3 von unten „ Kerners statt: Körners
„ 150 „ 7 „ „ „ von Chamisso, statt: an Chamisso,
„ 159 „ 10 von oben „ als immanente Kunst, und Kunst ist nichts als transiente Religion
„ 159 „ 6 von unten „ von schönen, stillen Gemeinden statt: schönsten Gemeinden
„ 161 „ 6 von oben „ lies meine statt: bis meine
„ 161 „ 7 „ „ „ herumschweifen, statt: herumschweiften
„ 163 „ 1 von unten „ vermindert? statt: verändert?
„ 164 „ 15 von oben „ geh. paradiesisch statt: gerimparadiesisch
„ 166 „ 8 „ „ „ daran statt: davon
„ 169 „ 13 „ „ „ treulich statt: traulich
„ 170 „ 6 von unten „ Malutschinski statt: Malutschinski oder Malutschinski
„ 170 „ 16 „ „ „ Glückliche Reise! statt: Glücklicherweise!
„ 180 „ 1 „ „ „ redlich statt: endlich
„ 190 „ 2 von oben „ 1. August 1852 statt: Im August 1852
„ 192 „ 10 „ „ „ um von Stuttgart statt: nun von Stuttgart
„ 194 „ 10 „ „ „ gestellt haben, statt: gestellt
„ 204 „ 7 von unten „ wirklich statt: wörtlich
„ 209 „ 1 von oben „ vorvergangene, statt: durchgegangene
„ 209 „ 4 von unten „ Neuerlaner statt: Neuerlaner
„ 213 „ 2 von oben „ Berner statt: Barmer
„ 214 „ 3 „ „ „ seines Haus, statt: jenes Haus
„ 228 „ 18 „ „ „ Welten, statt: Wiesen
„ 229 „ 9 „ „ „ schreib statt: schrieb
„ 242 „ 12 von unten „ Düsternis statt: Finsternis
„ 243 „ 7 von oben „ Rocken statt: Kuffen
„ 249 „ 5 „ „ „ wie statt: ein
„ 250 „ 11 von unten „ Weinbergen statt: Weinsberg
„ 255 „ 12 „ „ „ Geizerei! statt: Gäßerei!
„ 257 „ 20 von oben „ in der Trilogie statt: in Trilogie
„ 260 „ 22 „ „ „ (Nun folgt das Gedicht: Niagara.) statt: Niagara
„ 260 „ 3 von unten „ Der Naturpoesie statt: Die Naturpoesie
„ 261 „ 4 von oben „ nachdem statt: welchem
„ 261 „ 16 „ „ „ in einen statt: in jenen
„ 266 „ 20 „ „ „ kann ich doch mit statt: kann ich mit
„ 267 „ 7 „ „ „ daß ich selbst gar statt: daß ich gar
„ 269 „ 5 „ „ „ Grabe, statt: Graben,
„ 272 „ 21 „ „ „ Schwarzbachs statt: Horzbachs
„ 275 „ 14 von unten „ schrecklich statt: furchtbar
„ 276 „ 11, 16 von unten lies: Bürsting statt: Bunsing
„ 277 „ 1 von oben lies: hinanzuschleppen statt: hinzuschleppen
„ 277 „ 10, 12 von oben lies: Niembsch statt: Lenau
„ 284 „ 4 von unten lies: Burgverließ statt: Burg verließ
„ 285 „ 2 von oben „ unliebenswürdigen statt: liebenswürdigen
„ 296 „ 12 „ „ „ mich euch statt: mich auch
„ 307 „ 10 „ „ gehört die Linie weg
„ 310 „ 9 von unten lies: fahren mit statt: fahren mit
„ 311 „ 17 von oben „ „Pinkerl" — Kinnbeker statt: „Pickerl" — Weinbeker
„ 315 „ 5 „ „ „ Anno 1651 statt: Nr. 1651
„ 317 „ 12 von unten „ Liebe Freundin! Man hat recht, statt: Man hat Recht
„ 320 „ 6 „ „ „ Es zieht mich statt: Es geht mich

Liebe gute Schwester!

Mir ist sehr leid, daß dir meine Abreise so viel Kummer macht
ich sehe, daß du mir eine Schwester bist, wie wenige sind, so wie
du mir überhaupt ein Weib bist, wie es wenige gibt auf
Erden. Mit schwerem Herzen verlasse ich dich, du meine
liebe, gute [illegible]. Ich komme gewiß bald zurück. Ich ver=
spreche dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde,
daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange
du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte,
ging es mir auch noch so schlecht, so lange du sie mir
durch deine Liebe verschönst. Ich umarme dich mit aller
Liebe die du verdienst. Gott segne dich und die Deinigen!

Dein Bruder.

Lenau's Leben.



Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Zweiter Band.

2

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

Lenau

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Inhalt.

Seite

Vierter Abschnitt. Wanderjahre. Zweites Zürich 1

Drittes Buch.

Hinab!

Fünfter Abschnitt. Das „vierschrötige" Jahr 139

Sechster Abschnitt. Die Leidensjahre 272

Bayerische Staatsbibliothek München

Vierter Abſchnitt.

Wanderjahre. — Zweites Fünf.

Niembſch an Emilie.

Wien, etwa den 15. Jänner 1839.

Einige lyriſche Gedichte und vier Geſänge von meinen Albigenſern ſind Alles, was ich ſeit einem halben Jahre meinen körperlichen und geiſtigen Verſtimmungen abgerungen habe. Eine ſehr gründliche, geiſtvolle und rühmliche Recenſion meines Savonarola und geſammten Dichterſtrebens findet ſich im 27. Hefte der Bonner Zeitſchrift für Philoſophie und katholiſche Theologie.

Auch die erſte Hälfte des Jahres 1839 ging Niembſch — er wohnte fortwährend bei ſeinem Freunde Max — ziemlich ſtill vorüber; erſt als Sophie um die Mitte Juni nach Iſchl gereiſet war, ward es wieder lauter, ja überaus ſtürmiſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Wien, den 25. Juni 1839.

Liebe Sophie!

Als ich noch ein Knabe war, ward ich immer traurig, wenn ich im Wald ein leeres Vogelneſt[1] gefunden, der ausgeflogenen Vögelein gedenkend und nach ihnen verlangend; und jetzt, da ich ein Mann bin, ergeht es mir nicht anders, wenn ich, etwa nach der Uhr zu ſehen, zuweilen in

[1] Hiemit verwandt iſt auch „das Vogelneſt" in den Albigenſern.

Ihr Zimmer trete. Die Freunde fahren auseinander und rücken wieder zusammen, um abermals sich zu trennen, bis die Stunde schlägt, da sie vielleicht nicht mehr zusammenkommen. Fast sollte man dem verstorbenen Professor Daub beistimmen, der den Raum für ein Gemächte des Teufels hielt. Noch am Tage Ihrer Abreise fuhr ich nach Kirling. Ich fand meine Schwester in großer Verstimmung und Niedergeschlagenheit, und ward von ihr mit einem Strom von Klagen empfangen. Dem kleinsten Mädchen droht Blindheit; das ist freilich viel für eine Mutter.

Ich werde das Kirlingerthal, der Schmerzen und Klagen mancher Art halber,[1] aufgeben müssen, um mein Gedicht zu beendigen; es soll zugleich mit den Trauben reif werden. Trotz der schlimmen und guten Störungen der letzten Tage, als da waren eine Entzündung meiner Schwester, ein Besuch von Welf, Münch und Karajan in Kirling, ist es mir doch gelungen, unterdessen ein paar hundert Verse weiter zu machen, und wenn es so fortgeht, werden meine Albigenser mit den Trauben, zumal mit den Kirlinger Trauben, wohl Schritt halten können. Die Krankheit Theresens ist gehoben. Ich ging mit meinen drei genannten Sonntagsgästen[2] nach Klosterneuburg zum Essen, und von dort Abends in die Stadt.

Die Tischgespräche in Klosterneuburg waren eben nicht die heitersten, einige Späße Karajans abgerechnet, wie z. B., daß er mir eine Knödelsuppe empfahl, indem er sagte: „Diese vortreffliche Leberknödelsuppe zu verachten, das thun Sie mir nicht an, Verfasser des Savonarola!“ — Ich verachtete sie dennoch.

Münch theilte mir auf die unbefangenste und zutraulichste Weise mit, daß er einen von mir in einem früheren Gespräche hingeworfenen Gedanken zu einem Sonette verarbeiten wolle. Ich hatte nämlich geäußert: „Der Teufel ist doch eigentlich kein reales Wesen; der Kampf Gottes mit ihm ist nur ein scheinbarer, und die Weltgeschichte gleichsam eine Schachpartie, die Gott mit sich selber spielt, die Züge seines imaginären Gegners

[1] Therese war auch ihrer letzten Niederkunft sehr nahe; in der nämlichen Stunde vielleicht, als Riembsch diesen Brief schrieb, ward ihr eine zweite Katbi, ein Ersatz für die verstorbene erste geschenkt.

[2] Also Sonntags den 23.

ſo ſtellend, daß derſelbe, aller ſeiner fingirten Vortheile ungeachtet, am Ende matt werden muß und die Partie von Gott gewonnen iſt. Münch beichtete mir ſeine kleine Dieberei ſo liebenswürdig offenherzig, daß ich mich vielmehr darüber freute, als daß ich den zufälligen Einfall reclamiren mochte, deſſen ich mich ſonſt vielleicht nie wieder erinnert hätte. Münch iſt ein recht lieber, treuherziger Menſch. — Wolf verfiel plötzlich in Traurigkeit und ſagte: er werde manchmal von dem ſchrecklichen Gedanken eines verpfuſchten Lebens ergriffen. Das fand bei mir gehörigen Anklang; ich weiß auch davon zu erzählen. Allerdings iſt dieſer Gedanke ſchrecklich, und er wird zur Verzweiflung, wenn man ſich nicht mit dem andern Gedanken hilft: Rette, was aus dem Schiffbruche noch zu retten iſt. Wer ſich ſolches nicht ſelbſt zuruft, oder wohl gar nicht weiß, daß er ein Schiffbrüchiger, und ſein ganzes Elend verſchläft, dem mag es begegnen, daß er als Leiche ans Ufer geworfen wird, und zwar als totale Leiche.

Unſer Hereingang an dem kühlenden Ufer der Donau war recht angenehm, und ich benützte ihn dazu, Münch zu bereden, daß er Philoſophie ſtudire. Es gelang mir, ihn zu überzeugen von der mißlichen und gedrückten Stellung eines Dichters, der, in ſeiner Zeit gar nicht philoſophiſch orientirt, ihren höchſten Fragen, um ſich nicht zu compromittiren, aus dem Wege gehen muß, nur dort eine Stimme hat, wo das Vergängliche verhandelt wird; im hohen Rathe aber, wo der Menſchheit Ewiges berathen wird, verſtummen muß. Er bat mich angelegentlich um einige philoſophiſche Bücher.

Geſtern beſuchte mich Graf Ch . . . und lud mich nach Penzing zu Mittag.

Ich ſpeiſte mit Fräulein Karoline und Graf H . . ., dem dramatiſchen Dichter. Karoline ſang vor Tiſche unter H . . s Begleitung den „Wanderer" und das „Grethchen" von Schubert hinreißend ſchön. Es rollt wirklich tragiſches Blut in den Adern dieſes Weibes. Sie ließ in ihrem Geſang ein ſingendes Gewitter von Leidenſchaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerathe; ich kämpfte und rang gegen die Macht ihrer Töne, weil ich vor Fremden nicht ſo gerührt erſcheinen mag; umſonſt, ich war ganz erſchüttert und konnte es nicht verhalten.

Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib und ich trat ins Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte sehen sollen, daß es ein Stärkerer war als ich und sie, der durch ihr Herz gegangen und meines, und vor dem wir Beide gleichgebeugt dastanden, als es wieder stiller war. Wir setzten uns zu Tische. Karoline war sehr freundlich und gesprächig. „Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbarn aus," sagte sie, und so ward ich denn ihr Nachbar. Doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben, und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende verzehrende Würdigung, noch den Tischgesprächen meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Theilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem Essen gings ans Kegelschieben. Karoline glänzte auch hier als Primadonna; sie warf fünf bis sieben Kegel mit robustem Schube.

Abends fuhr ich sammt H . . . mit ihr in die Stadt zurück. Um neun Uhr ging ich zu Ihren Eltern und traf Alle freundlich und heiter. Somit, liebe Sophie, haben Sie die Chronik meines dermaligen Lebens. Wie glücklich wäre ich, könnte ich bei den schönen Spaziergängen, die Sie mit der liebenswürdigen Rosalie machen, der Dritte seyn, oder der Vierte oder Fünfte!

Wie hab' ich Sie hergewünscht, als ich die schönen Lieder hörte! — Sie schreiben in Ihrem Briefe an Max von der entzückenden Abendbeleuchtung in Ischl. Ich erinnerte mich lebhaft an den schönen Zimitzweg, und wie oft wir ihn gewandelt. Das röthliche Licht auf jenen Bergen, während wir über die duftenden Wiesen schlenderten, war wohl die schönste Abendbeleuchtung auch meines eigenen Lebens. Leben Sie wohl, liebe Sophie! hüten Sie Ihre Gesundheit und vergessen Sie nie, wie viele Herzen dafür besorgt sind.

Tausend Grüße an die liebe gute Rosalie und die Kinder. Ihr Niembsch.

Welche überraschende Aehnlichkeit mit jenem Septembertage 1831 zu Stuttgart, als Lotte Adelaide so bezaubernd sang, daß Niembsch, um

ſeine Bewegung zu verbergen, mit Thränen ins harte Eiſen biß. Seines Herzens Mauern ſanken ſchönem Geſange, wie Jerichos Mauern Joſuas Trompeten. Bezeichnend iſt es, daß die kühne Karoline zum ſchüchternen Lottchen mit zitternden Händen zuſammenſinken mußte, um des ſtolzen Mannes und Dichters widerſpänſtiges Herz zu gewinnen. Aber behutſam! Wie ſich des Weibes Schüchternheit verlöre, würde ſich ſogleich des Mannes Stolz wieder emporrichten!

Niembſch an Sophie.

Wien, den 5. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ihr Brief hat mich ſehr erfreut und faſt überredet, daß mein Leben wirklich ſo ſchön zu denken ſey, wie Ihr Herz es gedenket hat. Die letzte Woche war für mich eine Zeit ſtürmiſcher Bewegung. Karoline iſt ein wunderbares Weib. Nur am Sarge meiner Mutter hab' ich ſo geſchluchzt wie jenen Abend, als ich die herrliche Künſtlerin in Beliſario gehört hatte. Da war es nicht das beſtimmte Stück, die beſtimmte Rolle, deren Tragik mich angegriffen hätte. Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenſchaftlichen Klagen, in ihrem Aufſchrei der Verzweiflung das ganze tragiſche Schickſal der Menſchheit rufen, die ganze Welt des Glücks auseinanderbrechen und das Herz der Menſchheit zerreißen. Mich ergriff ein namenloſer ungeheurer Schmerz, von dem ich noch ein heimliches Zittern durch mein innerſtes Leben ſpüre.

Da war es zu hören, daß es dem Schickſal Ernſt iſt mit ſeinem Leide, daß dieß nicht ein wohlgemeinter Rathſchluß unſerer Herzenserziehung iſt. Ich war viel mit Karoline zuſammen; ſie fühlte ſich mir verwandt, wie eine Wetterwolke der andern. Nach der Vorſtellung des Beliſario ging ich, wie öfter, zu ihr, und ſagte ihr, daß ſie die größte tragiſche Wirkung auf mich gemacht habe, worüber ſie erfreut war, und mir einige Tage ſpäter ſagte, meine Ergriffenheit in genannter Oper ſey ihr größter Triumph, den ſie in Wien erlebt, ſo ſehr ſie auch erfreut ſey über den Beifallsſturm in ihrer letzten Vorſtellung. Geſtern iſt ſie nach Dresden abgereiſt. Ich freue mich ihrer Freundſchaft, denn ſie iſt, was ich ihr

auch ſagte, eine der höchſten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben. Im Umgange iſt ſie gewöhnlich lebhaft und heiter, oft kindiſch und tändelnd, wobei ſichtbar ihre Seele ausruht von den großen Erſchütterungen, und die Natur wohlthätig wieder das Leben ins Gleichgewicht zu bringen ſucht. Dann aber bricht zuweilen plötzlich die ernſte Stimme ihrer Seele hervor, und was ſie, wie z. B. über das Tragiſche und ihre Auffaſſung deſſelben geſagt, zeigte mir auch ihre Gedanken auf einer ſeltenen Höhe. Sie iſt in den einſamſten und wildeſten Gegenden der Leidenſchaft heimiſch und kennt das Angeſicht des Schmerzes in allen ſeinen Zügen. Ich wünſchte, daß ſie, wie ſie ſich vorgenommen, in einigen Jahren ſich dem deutſchen Schauſpiele zuwendete; da wäre es eine Freude, ein Trauerſpiel eigens für ſie zu ſchreiben.

Liebe Sophie! was ſind das für traurige Worte in Ihrem Briefe? Sie wünſchen, daß Ihre Geſundheit eine entſcheidende Wendung nehme, ſo oder ſo? Freut Sie das Leben nicht mehr mit uns? Wiſſen Sie nicht mehr, was Sie ſind und was Sie uns gelten? — Sie verſtehen es ſo gut, mir mein Leben ſchön zu deuten und mir heilkräftige Worte ins Herz zu flößen, wenn Sie mich verſtimmt ſehen, und haben für ſich ſelbſt, Ihren hohen Werth und Beruf, kein Auge? Nicht ſo unmuthig, liebe Sophie! Sie machen mich ſehr traurig dadurch. Eine Stelle Ihres Briefes iſt mir dunkel. Sie ſagen, ich werde bald fühlen, wie ſehr mein Leben ein gelungenes ſey. Wie meinen Sie das? Ich bin keiner von den glücklichen Dichtern, die ihrer ſelbſt und ihrer Werke froh werden wie Goethe. Meine Schriften beſitze ich nicht, und mich ſelbſt verſchenke ich auch gerne. Man hat meine Arbeiten zuweilen plaſtiſch genannt. Daran iſt wenigſtens ſo viel wahr, daß ich wie ein plaſtiſcher Künſtler zu Werke gehe und mich ſelbſt zerſchlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu laſſen. Vielleicht iſt die Eigenſchaft meiner Poeſie, daß ſie ein Selbſtopfer iſt, das Beſte daran. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht ſo gleichmäßig und regelrecht abläuft, wie die Tropfen einer Waſſeruhr. Ohne das Gefolge der Trauer iſt mir das Göttliche im Leben nie erſchienen. In Ihnen hat es mir ſeit fünf Jahren ſtill geleuchtet, mich wohlthätig erwärmt; aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden, und Ihre unſichere Geſundheit ängſtigt mich

fort und fort. In Karolinen hat es mir ein heiliges Gewitter in die Seele geſchlagen, aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage.

Mit meiner Geſundheit geht es leidlich; doch hat ſich in letzter Nacht mein Zahnſchmerz wieder eingeſtellt. Thereſe iſt geſund. Ich hab' ihr Ihren Gruß, den ſie gewiß herzlich erwiedern wird, wegen des kalten Wetters noch nicht überbringen können. Schreiben Sie mir recht bald. Schöne Grüße an die ſchöne Roſalie und Ihre Kinder! Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Wien, den 11. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerſchmettert. Ich bin nicht im Stande, Ihnen jetzt ausführlich zu ſchreiben. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie ſieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu verſöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerſchüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es iſt an Ihnen, Menſchlichkeit zu üben an meinem zerriſſenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Sie hat mir geſchrieben. Verſtoße ich ſie, ſo mache ich ſie elend und mich zugleich, denn ſie iſt werth, daß ich ſie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, ſo geben Sie mir den Tod; ſind Sie unglücklich, ſo will ich ſterben. Der Knoten iſt geſchürzt. Ich wollte, ich wäre ſchon todt! Gruß an Roſalie. Dein Niembſch.

Deßgleichen.

Wien, den 12. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich werde das Mögliche thun, nach Iſchl zu kommen.

Wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen ſprechen könnte! Sie waren mir immer das nächſte Herz auf Erden, Sie kennen mich und meine tiefſte Geſchichte, Sie ſind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturm aufblicke. Heute iſt es ruhiger in mir, denn geſtern. Ich war die letzten

Tage der wirklich krank. Es muß sich mir ein Ausweg finden, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Verlaßen Sie mich nur jetzt nicht! Schreiben Sie mir sogleich! Ich grüße die liebe Rosalie herzlich! Ihr Niemtsch.

Ebenso.

Wien, den 16. Juli 1809.

Liebe Sophie!

Ich reise noch diese Woche nach Ischl.

Was ich geantwortet, werde ich Ihnen mündlich sagen. Ich will das Gesetz meines Lebens und mein ganzes Schicksal von Ihrem Herzen empfangen, dessen Größe und Heiligkeit mir nie erschienen ist, wie in Ihrem letzten Briefe.

Es liegt ein Gebirg von Kummer und Traurigkeit auf meiner Brust. Der Ausweg, den Sie mir nannten, geht durch meine Todesprovinz. Ich habe Karolinen nicht verschwiegen, daß Sie meine höchste, entscheidende Rücksicht sind.

Sie wußte ja bereits durch die Gräfin, wie theuer Sie mir sind.

Diesen Brief schreib' ich im Zimmer Schwinds, der in der Nähe der Post wohnt. Ich mußte nach Empfang des Ihrigen zu Herz gehen, und es blieb mir nicht Zeit, mich noch vor Abgang der Post nach Hause zu begeben. Es ist schon spät. Schonen Sie Ihre Gesundheit, wenn ich Ihnen lieb bin, denn sie ist mir Lebensbedingung. Lieben Sie Ihr Leben, wenn Ihnen das meinige was werth ist. Gott sey mit Ihnen, liebes, theures, herrliches Herz!

Morgen schreib' ich wieder und mehr.

Die Papiere bring' ich mit. Ihr Niemtsch.

Ebenfalls.

Wien, den 17. Juli 1809.

Liebe Sophie!

Wenn ich bei Nacht erwache, und das geschieht oft, so greift meine Seele gleich nach Ihrem Schmerze, wie die Mutter nach ihrem Kinde.

Ich ſehne mich nach Ischl. Mit dem nächſten Eilwagen reiſe ich ab. Ich will heute noch auf die Poſt gehen und einen Platz beſtellen. Es gibt kein Wort für meinen Zuſtand. Gott erhalte mir Ihr Herz, wenn er will, daß ich ihm dienen ſoll. Er hat Euch beide gemacht und mich, alle drei aus Einem Stücke. Iſt ihm eines zu viel, ſo nehme er mich zurück. Ich habe ſehr viel mit Ihnen zu ſprechen, ſehr viel, liebe Sophie! Ich will, wie immer, mein Herz vor Ihnen aufſchließen, ſo weit es aufgeht. Das thut mir ſelbſt noth zu meiner Beruhigung, und wenn ich einem Zuſtande entrinnen werden ſoll, der mich in die Länge tödten müßte. Mein treuer Jugendfreund, der Schlaf, der beſte Arzt meiner früheren Leiden, iſt hin. Kaum drei bis vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nimmt wieder ſeinen Hammer zur Hand, und arbeitet fort den ganzen Tag. Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? O liebe Roſalie, wie dank' ich Dir, daß Du bei Deiner Schweſter biſt! Freut Ihr Euch denn auf mich?

Ich will ſchließen, denn was ich auch ſchreiben mag, ich kann es mündlich viel beſſer ſagen. Das Geſchriebene hat keinen Ton, am wenigſten den Ton, der die jetzige Erſchütterung meines Herzens geben könnte.

Auf Wiederſehen, liebe Sophie! Ihr Kleiſt.

Ebenfalls.

Wien, 19. Juli 1836.

Liebe Sophie!

Leider bin ich mit den Vorbereitungen zu meiner Reiſe nicht fertig geworden, ſo daß ich erſt nächſten Montag, den 22., mit dem Dampfſchiffe abfahren werde, und folglich Mittwoch Abends in Ischl eintreffen. Wäre nicht Baron Münch den ganzen Morgen bei mir geweſen, ſo erhielten Sie einen ausführlicheren Brief von mir. So aber muß ich eilen. Ich habe noch vieles zu beſorgen. Die Schneider brauchen Zeit meine herabgekommene Kleidung ein wenig präſentable zu machen. Max hat Münch bei mir getroffen. Geſtern war ich in Perling und habe meine neugeborne Nichte zum erſtenmal geſehen. Mutter und Kind ſind geſund. Die erſtere war gekränkt über mein ſpätes Erſcheinen; doch war ich die

letzte Zeit auſser Stand, mich um irgendwen zu bekümmern. Das Kind iſt recht hübſch, doch iſt an ſeiner Kleinheit und Schwächlichkeit recht deutlich zu erkennen, daß es unter Kummer und Leid ausgetragen worden.

Ich reiſe mit dem Dampfſchiff, weil es nur einige Stunden länger dauert, und ich mich bei meiner gegenwärtigen körperlichen Abſpannung der ſtaubigen Hitze im Eilwagen nicht ausſetzen mag.

Könnten Sie mir nicht nach Ebenſee entgegenkommen? Wenn Sie wiſſen, um welche Stunde das Dampfſchiff von Gmunden dahin abgeht, ſo können Sie die Stunde bemeſſen, da wir uns treffen. Leben Sie wohl, liebes Sophert! Grüßen Sie die gute Roſalie tauſendmal! Ihr Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Iſchl, den 28. Juli 1839.

Seit vier Tagen bin ich wieder zwiſchen den Bergen Gottes. Wird's Dir auch ſo gut werden? Die Luft iſt herrlich; mir iſt, als hätte man mir Leben in alle Adern gegoſſen. Es wird auch meinen Albigenſern wohl werden in dieſen Wäldern, wo ich mir das ſchönſte Holz zu Scheiterhaufen ausſuchen kann. Was bis jetzt fertig werden, iſt nicht übel gerathen; Du wirſt Deine Freude daran haben, treuer Bruder! Wie geht's meiner lieben Reſi und den Kindern, beſonders der Pauline?[1]

Wenn Du Briefe für mich haſt oder bekommſt, ſo beliebe ſie mir poste restante nach Iſchl zu ſchicken; bis zu Deiner Abreiſe kann das geſchehen, denn ich bleibe bis 15. Auguſt hier. In Steyermark beſuch' ich Dich wahrſcheinlich; Du ſollſt dann zwiſchen den Eiſenhämmern auch meine Verſe pochen hören; wenn nur jeder ein rechtes Herzpochen iſt.

Meine Reiſe auf dem Dampfſchiff ging trefflich. Alles ſehr bequem; nur das Schlafen mit wildfremden Leuten in gemeinſamer Kajüte nicht, wo Alles durcheinander auf den Polſterſitzen herumlag, und der Zufall mir den —ſchen Geſandten zu Füßen warf, einen koloſſalen Bengel.

[1] Sie war augenkrank.

Teufel hinein! daß gerade
Zu meinen Füßen
Die ſchnarchende Ambaſſade
Hat ſauſen müſſen!

Seine Frau war viel ſchöner als er, aber die lag fernab; indeſſen, vielleicht ſchnarchte ſie auch. Dann gabs noch ein Halbdutzend Preußenjünglinge auf dem Schiffe, rechte Sandkerle; trocken, fein, flüchtig und ſich an Alles anſetzend wie Flugſand. Die Donaugegenden ſind außerordentlich; ſie würden die geprieſenen Rheingegenden, wenn dieſe nebenher liefen, ohne Zweifel weit hinter ſich zurücklaſſen. Man ſiehts den Bergſchleifern in unſerem Lande wohl an, daß hier der Haß mit nervigerer Hand die Steine gefügt und gethürmt. Dazu die düſtere Waldumſchattung; das iſt prachtvoll. Auch den Traunſee überfuhr ich auf einem Dampfſchiff. Durch das ſchnelle Vorbeifahren beſtändig verſchoben, läßt ſich keins der herrlichen Bilder vom Auge feſthalten. Schleifer kennt' ich nicht beſuchen, weil ich ſpät angekommen war, und von der Abfahrt des Dampfſchiffes gedrängt, ſo daß ich nicht einmal ordentlich eſſen konnte, und die eine der beiden vortrefflichen Forellen im Stiche laſſen mußte. Iſchl iſt vollgewienert. Witthauer iſt da. Frau v. Pereira, Brenners u. A.

Leb' wohl, liebſter Bruder. Dein Niembſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Linz, den 22. Auguſt 1839.

Vorgeſtern Abends um neun Uhr iſt ſie nicht mit dem Eiſenbahnwagen,[1] ſondern mit Extrapoſt hier angekommen, als ich eben ſoupirte. Ihr Wagen hielt vor dem Hauſe, ich eilte hinaus und wir begrüßten uns. Sie war ſehr ermüdet von der dreitägigen ununterbrochenen Fahrt; auch Freundin Clara, welche zu meiner Ueberraſchung den Hund, den ich ganz vergeſſen hatte, an einer Schnur höchſt gravitätiſch ins Zimmer führte. Der Abend verging mit Soupiren der Damen und unter allerlei munteren Geſprächen. Wir ſaßen zu vier zu Tiſche: Karoline, Clara,

[1] Auf der Budweiſer Pferdeeiſenbahn.

die Stubenkatze und ich. Da konnten mithin keine Schicksalsworte gewechselt werden. Erst gestern Abends kam es zu solchen. Karoline stellte Alles meiner Entscheidung anheim. Ich erklärte ihr, daß ich, so lange sie der Oeffentlichkeit angehöre, und so lange ich meine eigenen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß ich einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalte bringen könnte, daß ich so lange an eine Verbindung nur als künftig denken könne. Meinen Willen durchaus ehrend, nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Fügsamkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern vertragsmäßiger Conventionalstrafen verbunden seyn würde, wogegen die Erfüllung derselben eine Vermögensvermehrung von 50,000 Gulden zurücklegen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst. Die Partie nach Gmunden und weiter konnte bis jetzt wegen Regenwetters nicht unternommen werden. Vielleicht geschieht es, wenn der Himmel heiter wird. Clara hat keine große Sehnsucht nach den Gebirgen, wird sich aber der ihr aufgedrungenen Naturschönheit nicht entziehen können. Gestern aber waren wir im Theater und hörten das Nachtlager, musikalische Schneuzer von Conradin Kreuzer, unter dessen selbsteigener Leitung und Mitwirkung seiner debütirenden Tochter.

Wie geht es, liebe Sophie? Die unvergeßlichen Tage in Ischl stehen mir recht lebendig vor der Seele. Ich hoffe bald wieder dort zu seyn. Schöne Tage! Ich bin um so manchen Blick in Ihre liebe herrliche Seele und um die Freundschaft unserer Rosalie reicher geworden. Sprecht Ihr viel von mir? Haben Sie sich in meinem wunderlichen Wesen zurecht gefunden? Erscheint es Ihnen so, daß Sie sich von mir nicht abwenden mögen? O, wenn ich einen Genius habe, der sich meiner liebsten Angelegenheiten annimmt, so umschwebe er Sie, und lasse mein Bild in Ihrer Seele nicht untergehen oder sich entstellen! Derselbe, der mir in jenem Traum und Gedicht zurief: „Guten Abend, Freund und gute Reise!“[1]

Ich freue mich sehr nach Gmunden, wo ich Briefe von Ihnen vorzufinden hoffe.

[1] S. „Die Albigenser.“ Nachtgesang II

Iſt Trutſchi ſchon aufgeſtanden?

Die liebe Zoe ſoll auch, wenn ſie geſund iſt, mit mir Mariage ſpielen; ich bringe neue Karten mit.

Eine Beſchreibung vieler Details meines hieſigen Lebens erhalten Sie nächſtens. Eines der hübſcheſten war, daß Kareline beim erſten Eintritt ins Zimmer mir die beiden Kränze, welche ſie am letzten Abend in Dresden, den einen von Tieck, den andern von der Schröder empfangen hatte, kniend zu Füßen legte. Sie iſt nicht ganz wohl. Ein ziehender Schmerz in der Gegend des Herzens, der zuweilen nachläßt, aber ſeit längerer Zeit nie völlig weicht, iſt ein etwas beſorglicher Zuſtand und läßt bei den ungeheuren Anſtrengungen, denen Kareline bald wieder entgegengeht, Schlimmeres befürchten. Ich bin geſund, und freue mich noch der guten Nachwirkung Ihrer trefflichen Bewirthung.

Leben Sie wohl, liebſtes Sopherl. Tauſend Grüße der ſchönen Roſalie. Ich küſſe die Kinder. Auf Wiederſehen Ihr Niembſch.

Auf den eben berührten Beſuch im Theater zu Linz nimmt jenes Bezug, was von Berthold Auerbach in ſeinem Aufſatze: „Der letzte Sommer Lenau's“ im deutſchen Muſeum von Robert Prutz, erſter Jahrgang erſtes Heft S. 58 erwähnt wird:

„Lenau erzählte, wie er einſt drauf und dran war, ſich mit einer berühmten Künſtlerin zu verbinden, die ihn aber beſonders durch die Forderung des kleinen Dienſtes verſcheucht habe. In einer Theaterloge zu V.[1] hieß es beſtändig: Niembſch, hänge meinen Hut auf, lege meine Mantille zurecht! Niembſch, reiche mein Perſpektiv, beſtelle Eis und dergleichen mehr.“

Wenn man ſich aus Niembſchens Brief vom 25. Juni 1839 erinnert, daß Kareline nur durch zitternde Hände den aufwallenden Zorn des ſtolzen Mannes über das ſieghafte Weib zu dämpfen vermochte, ſo iſt es allerdings begreiflich, wie derlei kleine Forderungen, die ſonſt als Zeichen von Gunſt geſtellt und daher auch freudig gewährt zu werden pflegen, dennoch Niembſch verletzen und erbittern konnten. So können oft Kleinigkeiten nach Umſtänden und Perſonen unerwartet wichtig und

[1] Venedig? Niembſch war aber nie in Italien. Es ſollte wohl heißen: zu V.

entſcheidend werden, und eine der gehofften gerade entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Hallſtatt, den 28. Auguſt 1839.

Liebe Sophie!

In Eile einige Zeilen durch Dr. P. Karoline hat mich zu einem Ausfluge im Salzkammergut eingeladen, und wir ſind jetzt in Hallſtatt vom Regen feſtgehalten. Morgen, wenn es etwas erträglich iſt, gehen wir weiter. Krummnußbaum werd' ich nicht beſuchen. Vielleicht ſpäter allein. Den 2. oder 3. bin ich wieder in Iſchl. Gott ſey mit Euch! Herzliche Grüße! Ihr Niembſch.

Vom Aufenthalte in Hallſtatt iſt bekannt, daß Niembſch und Karoline während eines Ganges durch das ſteinige zum Strubbach führende Thal von den ihrer Verbindung ſich entgegenſtellenden Hinderniſſen ſprachen. Da rief plötzlich Karoline im Eifer der Verhandlung: „Sieh her, mein Freund! ſo ſteig' ich über alle dieſe Hinderniſſe hinweg!“ — Und vor ihres Freundes erſtaunten Augen ſtieg ſie raſch, und eben ſo glücklich als kühn, über einen mächtigen rauhen Steinhaufen, der dicht am Wege lag, ohne weiteres hinweg.

Auf dem bergumſchloſſenen See wurde bei Mondbeleuchtung gefahren, und ſie ſang ſicilianiſche Fiſcherlieder. Damals nahmen ſich aber auch Beide ſehr warm des Wiener Dichters Ferdinand Sauter an, der ſich durch den Sturz von einem Felſen bei Hallſtatt den Fuß gebrochen hatte.

Am 3. September traf Niembſch richtig wieder in Iſchl ein.

Niembſch an Schurz in Wien.

Iſchl, den 28. September 1839.

Geliebteſter Bruder!

Späten, aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünſche zu meinem Geburtstage! Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau

— und noch immer ledig! Was glaubſt Du, ſollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedl zuruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!"?

Willſt nicht Du ſo gut ſeyn und ſolchen Ruf an mich ergehen laſſen? Zu Dingen, welche Glück brauchen, ſoll man ſich immer auffordern laſſen: Rognius lude! Man gewinnt im Spiel, wenn Einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! iſt, wenn darer kopulirt werden ſoll, wohl auch ſo eine Art Spieltiſch. Unbegreiflich leichtſinnig heirathen die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entſchloſſenheit, womit ſie das Schauerliche beginnen. Alſo, Bruder! überleg' Dir's und ſage mir im Oktober, wo ich Dich ſehen werde, was Du denkſt. Der Gegenſtand meiner kühnen Schickſalshypotheſe iſt — die fleißige Briefſtellerin.

Meine Albigenſer rücken vor. Ich wollte auf drei Monate nach Stuttgart, um ſie dort zu beendigen und in Druck zu geben, erhielt aber nichts, was einem Paſſe ähnlich ſieht. Leeres Bedauern und Entſchuldigungen des Herrn Staatskanzleihofraths v. *..... war Alles, was auf mein Geſuch erfolgte.

Meine Geſundheit iſt vortrefflich; meine Liebe zu Dir, der lieben Tertſchi und den Kindern die alte. Dein treuer Bruder Niemtſch.

Niemtſch fuhr am 2. Oktober mit Sophie, ihrer Schweſter Roſalie und den Kindern von Iſchl wieder nach Wien ab.

Mein mündlicher Rath war keineswegs gegen eine Heirath Niemtſchens mit Karoline, vorausgeſetzt, daß er nach genauerer Bekanntſchaft ſollte hoffen dürfen, mit ihr menſchenmöglich glücklich zu werden. Ich hütete mich jedoch auch, ihm dazu ſcharf zuzureden, weil dieß zu Heirathen einmal überhaupt nichts taugt, und weil mir auch ſeine Schauerſcheu dießmal davor ſchon einigermaßen, als auf bereits eingetretene Ernüchterung hinweiſend, bedenklich erſchien. Uebrigens ſtimmte ich ihm unverhohlen darin bei, daß ſeine äußere Lage vor der Hand zur Gründung eines nicht zu armen und ſchmalen Herdes, woran er nicht bloß Nebenſitzer würde ſeyn

wollen, noch unzulänglich wäre; wie nicht minder auch bezüglich des Rücktrittes Karolinens von der Bühne, weil ich in meinem Herzen überzeugt war, daß die seine kunstriesige Gemahlin umlärmenden Lobfeierungen, wie schmeichelhaft auch einerseits — gegenüber jenen stilleren Huldigungen, wie sie auch dem größten lyrischen und epischen Dichter nur zu Theile zu werden pflegen — ihm bei seinem großen Ehrgeize bald würden ärgerlich werden müssen; endlich hielt ich auch Niembsch sehr geneigt zu böser, bei solchem Ansturm der Bewunderer seiner Gattin leicht aufflackernder Eifersucht. Eine gefährliche Klippe für Karolinens Glück an Lenau's Seite wäre wohl auch noch ihre, von ihm so bewunderte Darstellungsgabe, gegenüber seiner eingefleischten Zweifelsucht, geworden. Seinem Freunde Evers sagte er wirklich einmal in späterer Zeit: „Eben weil sie eine große Schauspielerin war, und je mehr ich es erkannte, um so furchtsamer wurde ich vor einer Verbindung mit ihr. Ich wußte nicht mehr, was ächt, was falsch an ihr sey."

Niembsch an Hermann Marggraff in Berlin.

Wien, den 1. November 1839.

Man hat mich hier und dort des Mysticismus bezüchtigt. Unverständiges gehässiges Unrecht! Daß in meinem „Savonarola" mancher mystische Passus mit unterlauft, ist dem Helden, nicht dem Verfasser des Gedichtes beizumessen. Mystik hatte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Speculation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr, wie der Sophia Achameth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels. Auch habe ich den „Savonarola" nicht geschrieben, um eine antihegel'sche Christelegie in Jamben zu geben. Wenn ich mir ingenium zutrauen darf, so war der Ausfall des prophetischen „Savonarola" gegen die Hegelschule nichts weiter als ein pruritus ingenii. Die muthwilligen Strophen haben mir viel Verdruß gemacht; doch ich bereue sie nicht.

Gegenwärtig arbeite ich an einem epischen Gedichte: „Die Albigenser"

— contra pontificem — wie sich von selbst versteht. Der Held des Gedichts ist der Zweifel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber eben das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen.

Durchaus ungegründet ist die umlaufende Meinung von einem innigeren Verhältnisse zwischen Menzel und mir, als wäre ich dessen versificirender Schildknappe. Ich habe alle meine Schriften ohne Rath, ja ohne Wissen des Dr. Menzel concipirt und ausgeführt. (S. Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 7 vom 9. Februar 1854, S. 125.)

Niembsch an Emilie.

Wien, den 5. December 1839.

Meine Gesundheit ist leidlich bis auf gewisse Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren, und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann ist mir zuweilen, als hielte der Teufel seine Jagd in dem Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes Halleh des Schwarzen. Ohne Scherz; es ist oft zum Verzweifeln.

Das Londoner Foreign Monthly Review hat eine ausführliche Besprechung meiner Gedichte und des Faust.

In der Neujahrsnacht 1839—1840 sang Lenau:

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Lust; nur laß nicht liegen mir die Leiden!

und weiter:

Fahr' hin, unheilvolles Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen Andre dir ein Lieblein Dankes stimmen!

Wahrlich, die Gefahr war in diesem Jahre sehr groß, größer noch als im Winter 1831—1832 nach der Entsagung auf Lotte. Ohne die Reise nach Ischl und ohne Sophiens sowohl als Karolinens beschwichtigende Gegenwart und edel verzichtendes Benehmen wäre das Unheil von 1844 wohl schon damals ausgebrochen. Sollte Niembsch und sein späteres Unglück verstanden werden, und wer wünschte wohl solches nicht? so durfte

ich dieſe Auftritte nicht verſchleiern und noch minder ganz verſchweigen. Zwar las ich freilich irgendwo: „Herzensneigungen der Dichter gehören nicht für die Oeffentlichkeit; ſie ſpiegeln ſich nur in ihren Liedern uns ab.“ Solcher Anſicht bin ich aber nicht; der dunkle Einzelne im Schooße des großen Haufens behalte ſein enges Herz nur immerhin ganz für ſich; nicht jedoch ſo der öffentliche Mann, der allen Blicken offen und frei ſteht. Und ſelbſt der mag es zum Theile noch thun, wenn nicht zugleich ſein Herz zur Hauptſache weſentlich mitgehört. Dieß iſt aber, wie bei keinem Andern in dieſem Grade, beim lyriſchen Dichter, der ſich ſelbſt ſingt, der Fall. Was da geſungen wird, mag auch geſagt werden. Wie denn erſt bei Niembſch, dem anerkannt größten lyriſchen Dichter der vor allen andern Völkern lyriſchen Deutſchen! Ich gab daher ohne Bedenken, was ich darüber hatte, und zugleich ohne Beſorgniß, die beiden noch lebenden, aber ungenannten Mitſchauſpielerinnen dadurch zu beleidigen oder zu kränken; denn meines Bedünkens bringt es keine Schmach, ſondern eher Ehre, von einem Geiſte und Manne wie Niembſch ſo geliebt worden zu ſeyn, und zwar nach Geſtalt und Lage der Sache mit ſo vollem Rechte und Grunde.

Viele Erheiterung gewährte Niembſch während des Vorwinters 1840 die Anweſenheit ſeines Freundes, des Grafen Alexander von Württemberg, zu Wien, der ihn fleißig in der Johannisgaſſe beſuchte.

Niembſch begleitete dieſen dafür am 15. Hornung 1840 in einer Bewerbungsangelegenheit deſſelben nach Stuttgart, das er aber bereits am 2. März, wo er noch der Trauung ſeiner Freundin Lotte Hartmann mit Regierungsrath Weiſſer beiwohnte, wieder verließ, daher ſeine Abweſenheit von Wien dießmal nur eine dreiwöchentliche war.

Niembſch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 23. Februar 1840 (Sonntag).

Liebe, theure Sophie!

Beſchwerlich war unſere Reiſe durch ſchlechte Wege, große Kälte und einen etwas unbequemen Wagen. Die erſte Nacht raſteten wir in Mölk. Alexander ließ ſein Bett answärmen; das meinige glich einem großen

Eisumschlag über den ganzen Körper, und erst der vortreffliche Caravanenthee zum Frühstück konnte mich wieder ein wenig warm machen. Den zweiten Tag ging es bis Wels. In St.... erlebte ich einen wehmüthigen Spaß. Die dortige, in den Grafen Alexander verliebte Postmeisterin, nach welcher von diesem gleich gefragt wurde, lag eben krank darnieder. Doch kaum hatte sie seine Ankunft vernommen, als sie, aus dem Bette gesprungen, mit einer zierlichen Haube auf dem Kopfe, zum Fenster herausguckte, und mit Alexander, der unterdessen mit aller Eile seine Pelz- und Schlafhaube abgethan, und dafür eine blaue, goldverzierte Prachtmütze aufgesetzt hatte, eine zärtlich kokettirende Conversation hielt. Bald fuhren wir weiter. Alexander sank in seine Schlafhaube, die Postmeisterin wahrscheinlich eben so schnell in ihre Federdecken zurück, und ich dachte noch eine Weile der Scene nach, wie da gleichsam zwei Krankheiten in eitler Gefallsucht einander die Kur machten. Hinter Strengberg, als wir den sehr kothigen Weg bergan fuhren, hörten wir plötzlich eine gewaltige Stimme unserm Postillon zudonnern: „Viehkerl, verfluchter! kannst Du nicht wo anders fahren, als wo die Leute gehen?" Die Prätension, daß die Extrapost einem Fußgänger ausweichen solle, war originell und interessirte mich für den Celtianen. Es war ein schmutziger, einen Knotenstock zornig schwingender, schwarzhaariger, blasser Handwerksbursche mit aufgestülpten Beinkleidern, auf deren Grundfarbe, dem Straßenkothe, sich spärliche blaue Flecken zeigten. Wir ließen den kothpatschenden Propheten einer demokratischen Zukunft hinter uns, hörten ihn aber noch lange hadern und fluchen. Ein prächtiger Kerl! In Wels hing das Bildniß Judas, des Apostels, zwischen unsern Betten: doch der Mann Gottes machte sie nicht warm; eine Portion Wärme, und hätte sie mir der Teufel aus der Hölle gebracht, wäre wir lieber gewesen. Montag fuhren wir bis Neumarkt. Zwischen letzterem Orte und Frankenmarkt ward Alexander in Wirkung zu häufig genossenen schlechten Bieres von einer heftigen Kolik befallen.

Auf der Station wärmte ich dem Leidenden, während sein Jäger mit Auspacken der Nachtrequisiten beschäftigt war, am eisernen Ofen Umschlagetücher und verbrannte ihm beim Auflegen derselben einigemal den Leib, indem ich dachte: je wärmer, deste besser! Dann suchte ich das äußere

Verbrennen durch ein innerliches ins Gleichgewicht zu bringen, und nö thigte meinem Kranken einige Taſſen ſiedendheißen Thees in ſeine Geweide. Nach einigen Stunden war er geheilt.

Dienſtag war große Kälte eingetreten. Zu Waſſerburg in Bayern wurde übernachtet. Mittwoch fuhren wir ſpät in die Nacht bis Augsburg. Die Kälte war ſo grimmig, daß wir befürchteten, der auf dem Kutſchbocke ſitzende, von Zeit zu Zeit einnickende Jäger könnte erfrieren, wie im vorigen Winter in derſelben Gegend die Kammerjungfer einer engliſchen Herrſchaft auf dem Bock erfroren iſt.

Mit dem Aberglauben hat es doch manchmal ſeine Richtigkeit. An dieſem Tage war uns ein mit Schweinen vollbefrachteter Leiterwagen zum großen Schrecken meines Freundes begegnet; die ominoſen Schweine bedeuteten aber die Perſonalnachrichten der „Allgemeinen Zeitung," welche wir in Augsburg antreffen ſollten, deren eine meinem Freunde zugrunzte, daß die gehoffte Oberſtenſtelle bereits ein Anderer habe. Die Säue lagen auch ſo gereiht im Wagen, wie jene Zeilen auf dem Papiere. Das war eine ſchlimme Neuigkeit!

Donnerſtag hielten wir unſere Nachtruhe in Göppingen, und Freitag Abends ſind wir hier angekommen. Gerne, liebe Sophie, hätte ich Ihnen von München aus einige Zeilen zugeſchickt, doch haben wir uns dort nicht länger als zum Pferdewechſeln aufgehalten, und gar nicht aus dem Wagen begeben.

Wir werden uns wohl ſehr bald wieder nach Wien aufmachen. Leider iſt Cotta verreiſt und wird erſt in vierzehn Tagen zurückkehren. Ueber den Gang meiner Geſchäfte erhalten Sie in meinem nächſten Briefe Nachricht. Mein Befinden iſt von der Reiſe etwas mitgenommen. Meinem Freunde Max ſchreibe ich nächſtens.

Das freundliche und herzliche Begegnen Ihres Vaters beim Abſchiede hat meinem Leben, in welchem durch mein Zerwürfniß mit dieſem von mir ſo hoch verehrten Manne ein Riß entſtanden war, eine unendlich wohlthuende Beruhigung gegeben. Grüßen Sie ihn, ſo wie Ihre verehrte Mutter und lieben Schweſtern, von mir auf das Allerherzlichſte. Sagen Sie auch Ihren lieben Kindern, daß ich ihrer oft gedenke.

Die Freude im Reinbeck-Hartmannſchen Hauſe war groß, als ich

plötzlich und ganz unerwartet eintrat. Auch ich war sehr erfreut, Alle, und namentlich die beiden alten Herren, so gesund und aufrecht zu finden. Alexander hat seine Wohnung in einem hiesigen Gasthofe genommen.

Besonders hab' ich Ihnen, liebe Sophie, für Ihren vortrefflichen Teppich zu danken. Derselbe hat mich treulich geschützt gegen den abscheulichen Frost, und wenn es auch geschmacklos ist, Ihre Freundschaft mit einer Wollendecke zusammenzustellen, so sage ich doch: diese hat meine Füße vor dem Froste, wie jene oft mein Herz vor dem Erkalten gegen die Welt und mein eigenes Leben bewahrt. Eine so abscheuliche Kälte ist auch geschmacklos, und natürlich ist es, daß ich, indem ich Ihnen für etwas danke, was meinem Leibe frommt, dabei der verwandten Wohlthat gedenke, die meiner Seele widerfahren ist. Leben Sie wohl, theure Sophie! Viel schöne Grüße an Max. Niembsch.

Den versprochenen weitern Brief brachte Niembsch auf den Lippen mit; und leider nicht das gesprochene, das geschriebene Wort nur beharrt.

Philipp Huber an seinen lieben Herrn Nikolaus von Niembsch, genannt Strelnauer.

Wheeling, den 24. Jänner 1840.

Ich, Ihr unterthänigster Diener, Philipp Huber, ersuche Sie bei guter Gesundheit, und wünsche Ihnen unterthänigst ein glückseliges neues Jahr zum Gruß. Ich war zwei Monate hart krank, jetzt bin ich wieder gesund. Da ich Ihren Brief erhalten habe das letzte Frühjahr 1839, haben Sie mich gefragt um eine balde Antwort; ich habe aber auf diese bisher noch keine von Ihnen erhalten. Die Taxen habe ich bezahlt für 1838 und 1839, erstes Jahr 6 Thaler und 72 Sint,[1] das zweite Jahr 12 Thaler und 80 Sint; ich habe die Quittungen dafür vom Assis.[2] Die Ansicht von Ihrem Landbesitz guckt sehr schlecht. Ich habe dem eingedrungenen Mann gesagt: „Der Eigenthümer befiehlt mir, Ihr sollt von seinem Eigenthum abziehen." Er sagt: „Ich will mich nicht streitig stellen,

[1] Cents.

[2] Office, Amt.

aber ich gehe nicht hinweg, bevor nicht der Eigenthümer oder Sie mir eine Vollmacht weisen, die von der Beamtung oder von der Kort ' versiegelt ist." Sie muß mit Ihrem Namen unterschrieben seyn: Nikolaus von Niembsch. Wenn Sie mir das schicken, so hab' ich ihn gleich hinweg; ich weise ihn selbst weg. Will er nicht, so schicke ich ihm einen Polizeibeamten, der sagt ihm, daß er in Zeit von zehn Tagen hinweg ziehen soll. Will er nicht, so kommt ein höherer Polizeibeamter, der wirft ihn raus. Sollte er aber gutwillig gehen, so braucht man das nicht. Er ist ein Amerikaner-Deutscher, die man beim Recht packen muß, man darf nicht weichlich kommen zu ihnen. Ich habe gehört, daß Dem sein Weib und Lui H. sein Weib die nächsten Freunde sind; ich denke selbst, daß dieser Kerl ein H.-Spizelant ist, um auszuforschen, was jetzt und die ganze Zeit her passirt. Ich würde bald Ihr Land in guten Stand stellen; Ihr Bedienter Philipp Huber thut, was er versprochen hat. Es sollte einmal heißen, daß ich auch etwas erobert hätte für meinen Herrn. Seit ich geheirathet bin, hab' ich mir einige Hundert Thaler erspart. So lang ich ledig war, hab' ich, wenn ich mir Geld verdient, es wieder verreist. Nun aber geheirathet, wünsche ich auf Ihr Land zu ziehen, bis Sie selber kommen. Jetzt hätten Sie mehr Vergnügen hier, ich könnte Ihnen mehr Bescheid geben, und zur Sommerszeit ist es auch schöner hier; Sie waren just im Winter hier. Ich bitte Sie unterthänigst um eine kalte Antwort; ich wünsche dieß Frühjahr auf Ihren Besitz zu ziehen auf Befehl. Ich, Ihr unterthäniger Diener, Philipp Huber.

Adresse: Philipp Huber, Wheeling, Va., ' North-America.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, 27. Mai 1840.

Liebe Sophie!

In gräßlicher Eile halte ich mein Wort und schreibe von München. So eben sind wir angekommen, so eben fahren wir weiter. Bisher ging es, kleine Widerwärtigkeiten des Himmels und der Erde, und deren die

' Court (Gericht

' Virginia

irdisch sind, abgerechnet, ganz leidlich. Tausend schöne Grüße an den lieben Max und alle die Ihrigen. Niembsch.

Gleichfalls.

Stuttgart, 30. Mai 1840.

Liebe Sophie!

Müde von der gestern beendigten Reise, sitze ich hier auf meinem Divan, vor mir stehen schöne frische Blumen und ich rieche sie nicht; ich rauche eine feine Cigarre und rieche sie nicht; schmecke sie wenig; in meinem Kopfe ist ein Sausen und der Gedanke: „Wäre ich doch auf der Donau gereist!“ denn im schlechtverwahrten Wagen Alexanders am zerbrochenen Fenster sitzend, und eine ganze Nacht hindurch von Wind und Regen bestrichen, hab' ich einen tüchtigen Husten und Schnupfen abbekommen, womit ich wohl eine Woche lang mich werde schleppen müssen.

Sobald ich wieder fahrbar bin, soll es mein Nächstes seyn, den armen unglücklichen Justinus Kerner zu besuchen. Er ist in größter Gefahr staarblind zu werden. Seine ohnehin geschwächten Augen wurden es durch das anhaltende heftige Weinen um den verstorbenen Bruder noch mehr, und in einem Grade, daß die Bildung eines grauen Staars bereits eingetreten ist und totales Erblinden bevorsteht. Schauerliche Ironie! Dafür, daß Kerner niemals ein Genügen auf Erden fand und stets darüber weg mit geisterseherischem Auge in eine andere Welt hinaustrachtete, dafür, so scheint es, will die reale Sinnenwelt, eifersüchtig und rächend, sich seinen Blicken für immer entziehen. Der beiden Welten, Mensch, darfst du nur Eine schauen! Diese Nachricht hat mich sehr erschreckt. Wenn ich mich des Spazierganges erinnere, den ich mit Ihnen und Ihren lieben fröhlichen Kindern an jenem herrlichen Frühlingsabende auf dem Gartenberg bei Hietzing gemacht, und wenn ich dabei gedenke, wie die Erde an mancher Stelle und zu mancher Stunde so schön ist, so erfüllt mich die Vorstellung, daß der gute liebe Kerner blind werden soll, mit großer Traurigkeit.

Meine Geschäfte hier will ich sogleich in Gang bringen. Noch habe ich Cotta nicht gesprochen; doch Reinbeck sagte mir, daß nicht nur von

meinem Fauſt, auch von Savonarola eine neue Auflage zu machen ſey. Wenn Sie, liebe Sophie, Zeit finden, dieſe beiden Bücher nochmals zu leſen, ſo bitte ich Sie darum und zugleich um einen ausführlichen Brief, worin Sie mir Alles angeben, was Sie in den beiden Gedichten anders wünſchen. Verſagen Sie mir das nicht. Ich verlange durchaus keine Gründe für Ihre Bemerkungen; der Ausſpruch Ihres feinen und ſichern Gefühls, des von mir ſchon oft als Leitſtern erprobten, genügt mir. Das dürfen Sie mir nicht verſagen. Weiſen Sie dießmal Ihre Beſcheidenheit zurecht, und ſeyen Sie überzeugt, daß meine Bitte nicht ein Compliment für Sie ſeyn ſoll, ſondern aus meinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe entſprungen iſt. Kein Tadel wird mich verletzen; ſeyn Sie ganz offen! Ich bitte Sie ſehr, liebe Sophie!

Den Druck meiner Bücher werde ich hier nicht abwarten. Es kommt mir ſo viel zuſammen, daß ich mit der Wiederauflage meiner neuern Gedichte vielleicht bis zum Verſchluß des letzten Exemplars der erſten Auflage werde warten müſſen. Ueber meine Reiſe werd' ich Einiges an Max ſchreiben. Grüßen Sie mir die Mutter, deren elaſtiſche Uhrſchnur mir ſehr bequem iſt, herzlich. Sie möchte doch nach Gaſtein kommen, und mir dort eine oder mehrere Taſſen Kaffee einſchenken. Sagen Sie meiner verehrten Freundin, daß ich ihrer Güte gegen mich dankbar gedenke. Auch Ihre lieben Schweſtern und Kinder grüße ich ſchönſtens.

Leben Sie wohl, liebe Sophie. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wohl könnte jetzt ſchon eine Antwort auf meinen Münchner Brief gekommen ſeyn, doch ſcheint derſelbe einer ſolchen nicht werth befunden worden zu ſeyn, ſeiner Flüchtigkeit und Kürze wegen. Ich muß mich alſo gedulden, bis meinem zweiten Brief, den ich hier vor acht Tagen an Sie geſchrieben, ein beſſeres Schickſal widerfährt. Unterdeſſen will ich fortfahren, Sie von meinem Leben zu benachrichtigen.

Dem dießmaligen Aufenthalte in Stuttgart verdanke ich einige

interessante Bekanntschaften. Eine Gräfin P... aus München und ihre Cousine Fräulein Agnes v. G. So eben wollte ich Ihnen eine genaue Beschreibung dieser Damen und der Gesellschaften, in denen ich sie getroffen, niederschreiben, allein ich merke, daß mich der unbeantwortete Brief doch zu sehr ärgert, als daß ich für Ihre Unterhaltung sorgen möchte, während Sie sogar versäumt haben, mich über Ihr und der Ihrigen Befinden mit ein paar Zeilen zu beruhigen. Also vor der Hand nichts weiter, als daß ich mich wieder wohl befinde, übermorgen mit Graf Alexander zu Kerner fahre und dann, von Weinsberg zurückgekehrt, meine Geschäfte beginnen werde, deren Beendigung ich übrigens hier nicht abwarten werde. Mein Sinn steht nach Baden. Dort ist bessere Luft; hier rückt einem schon wieder die lästige Sommerschwüle auf die Brust, daß man nie Luft bekommt zu einem ordentlichen Athemzuge oder Fluch.

Aber auch in Baden werde ich nicht lange bleiben, sondern in unsere Alpen hineinziehen. Vielleicht daß ich dann im Spätherbst wieder nach Stuttgart und von da nach Paris reise. Eine Cigarre im Mund und einen Plan im Kopfe muß ich fast immer haben. Oft ist der letztere mit der ersteren schon ausgeraucht. Neulich waren wir in Serach bei Alexander. Dort steht eine große Schaar von Blumen in voller Blüthe, aber .... Leben Sie wohl, liebe Freundin. Beste Grüße an Freund Max, Ihre Eltern und Kinder und Schwestern. Niembsch.

Ebendaſelbſt.

Stuttgart, 13. Juni 1840.

Gestern Abends bei meiner Ankunft von Weinsberg wurde mir der sehnlich erwartete Brief überreicht. Meine Hauswirthe nebst einigen Fremden waren eben im Garten am Thee; ich mußte mich beigesellen und las die guten Nachrichten mit einer Freude, die durch das Tassengeklirr und Redegeräusch um mich herum sich nicht stören ließ. O diese leidige Entfernung! Könnte ich nur die Erde umstülpen und so mir alles nahe bringen, was zu meinem Leben gehört, wovon mein Herz eigentlich lebt!

Auf meinen unglücklichen Freund Kerner hat meine Anweſenheit über alle Erwartung und wunderbar erheiternd gewirkt; denn ein Wunder iſt es mir, daß ich im Stande bin, eine Sorge zu lichten und einen Gram zu mildern. Für Kerners Augen hat man leider das Schlimmſte zu fürchten; das rechte iſt bereits grau überzogen und nur noch für einen ſchwachen Schimmer empfänglich; das linke hat auch ſchon eine leichte Trübung und iſt äußerſt matt. Er entließ mich mit ſchwerem Herzen und nur gegen das Verſprechen, daß ich wiederkomme, und ich ließ ihm laſſen zum Pfande meinen Mantel zurück. Ich hole den Mantel ab, wenn ich nicht, wie Elias, in den Himmel fahre. Nun noch Einiges über mein hieſiges Treiben oder Getriebenwerden. Ich konnte mich einigen größeren Geſellſchaften nicht entziehen, wobei ich, wie Sie bereits wiſſen werden, die Gräfin Fernanda P..., ein Fräulein von etwa 28 Jahren, kennen lernte. Sie iſt ſehr gebildet, ihr ganzes Weſen hat das Gepräge des hohen Adels, der für mich dadurch genießbar wurde, daß ihr Herz nicht davon ausgeſchloſſen iſt, wie dieß bei einer gewiſſen anderen Gräfin der peinliche Fall iſt. Zugleich lernte ich Fernanda's um einige Jahre jüngere Couſine, Agnes v. G., kennen.

Sie iſt ſehr liebenswürdig, beſonders durch ihren ganz eigenthümlichen ſehr ſchönen Geſang. Ein weiblicher Schönſtein.[1] Die dritte im Bunde iſt Agneſens Schweſter, Frau v. S..., von der Sie unter dem Namen Nienderf „Die Villeggiatur bei Kerner in Weinsberg" geleſen; eine äußerſt gutmüthige Frau. Mit dieſen und andern Damen habe ich einige Abende zugebracht. Unter den letzteren befand ſich auch Gräfin Marie. Sie trat mir mit dem alten Wohlwollen und lebhafter Freude über unſer Wiederſehen entgegen.

Sie fragen um meine Eßluſt? Die iſt ſchlecht. — Das Wetter? Das iſt gut. Des Lokomotivs gedenk' ich freilich. Ich habe überhaupt Heimweh.

Ueberwinden Sie die letzte Scheu und recenſiren Sie mich. Von Beethoven, dem Meere, dem Hochzeitag und Ihnen habe ich ja das Beſte und Meiſte gelernt oder vielmehr durch Euch vier von Gott. Es iſt kein

[1] Ihr gilt Lenau's Gedicht: „An Agnes", das er ihr am 6. Juni 1840 in ihr Stammbüchlein geſchrieben. Baron Schönſtein in Wien ſang ausgezeichnet.

Hochmuth, wenn Sie daran glauben. Wenn ich einſt meine geſammelten Schriften herausgebe, widme ich ſie Ihnen. Darf ich?'

Der Karoline hab' ich einmal geſchrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Dem lieben Arthur werde ich keinen eigentlichen Pinſcher, aber doch etwas mitbringen, was man, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, füglich auch ſo nennen könnte. Ich grüße den Vortrefflichen, wie auch Zoe und Ernſt, aufs allerſchönſte. Auch Ihre Eltern und Schweſtern ebenſo. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Wenn meine Briefe Ihnen Freude machen, ſo will ich in meiner unerhörten Pünktlichkeit fortmachen. Hüten Sie Ihre theure Geſundheit. Gott küſſe Sie! Niembſch.

Zu ſeinem damaligen Treiben hätte Niembſch auch noch eben zählen können, daß er eine Weile mit großer Geduld Chiromantie ſtudirte, die im Buche enthaltenen Nachbildungen von Händen fleißig nachzeichnete und ſich alle Regeln geläufig machte, dabei aber ſtaunte über ihr Eintreffen. So betrachtete er z. B. ſtillſchweigend die Linien in der Hand von Graf Alexander, und fand darin alle ſeine Geſchicke vorausgezeichnet und beſtätigt.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 20. Juni 1840.

Was Ihr letzter Brief nur von meinen intereſſanten neuen Freunden zu erzählen weiß und von der Entbehrlichkeit, in welche dadurch meine älteren Freunde zurückſinken ſollen, das iſt eitel Fabelei. Ich bin zu alt geworden, als daß mein Leben noch einen neuen Kern anſetzen möchte, und diejenigen meiner Freunde, die ſich bei mir ſo leicht verdrängbar erachten, mögen wiſſen, daß gerade eine Verbindung mit ihnen zur innerſten und gediegenſten Subſtanz meines Lebens gehört, die ſich nicht von mir abſtreifen läßt durch die nächſte beſte leichte Berührung mit neuen Bekanntſchaften.

Ich habe Ihrer freundlichen Sorgfalt gemäß wieder einige Tage am

dem Lande, und zwar bei Alexander in Serach, zugebracht. Wir waren in köſtlicher Ruhe und bei herrlichſtem Wetter allein.

Unter Ruhe verſtehe ich aber hier nur die Entfernung von aller Geſellſchaft, denn im Uebrigen war ich in beſtändiger Bewegung, und bin ſo zu ſagen, außer dem Eſſen und Scheibenſchießen, gar nicht vom Pferde gekommen, das Schlafen natürlich mit eingerechnet. Alexander hat ein Pferd, das mir beſonders angenehm iſt und mich ſogar zum paſſionirten Reiter machen könnte. Die Gräfin ſah ich ſehr ſelten. Geſtern wollten wir im Walde etwas ſchießen, doch dieſes etwas „was" nicht zu ſehen.

Meine Hausfreunde haben mich mit der alten Herzlichkeit aufgenommen. Es wundert mich, daß ich Ihnen das nicht früher geſchrieben habe. Meine Geſundheit iſt recht gut und die Leute rühmen mein Ausſehen, obgleich mein Stuttgarter Friſeur mich wieder ſchändlich zugeſchnitten hat. Alexander iſt ſo eben bei mir eingetreten und hindert mich am Verlaufe dieſes Briefes; ich muß ſchließen, um bald wieder und mehr zu ſchreiben. Auch Maxen würde ich, hätte ich nicht Beſuch bekommen, einige Zeilen ſchreiben. Schon iſts fünf Uhr und die Poſtzeit auf der Neige. Tauſend Schönes! Alexander trägt mir viele Grüße an Sie und Freund Max auf. Ihr Niembſch.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, 21. Juni 1840.

Mein innigſt geliebter Freund!

Alexander ſagte, es ſey leicht möglich, daß er mich nach Weinsberg bringe, und bat mich, meine Reiſe deßhalb aufzuſchieben; auch wollen wir das Buchdruckerfeſt mit anſehen, und kommen daher erſt morgen über acht Tage, d. i. Montag, zu Dir.

Daß die wenigen mit Dir verlebten Tage mir ſehr glückliche waren, und daß ich mich nach einer Wiederholung ſolchen Glückes von Herzen ſehne, iſt alles, was ich Dir zu ſchreiben habe. Das übrige geht beſſer durch den Mund als durch die Feder.

Die Stunde meiner Ankunft in Heilbronn iſt noch nicht gewiß, weil

es auch die Gelegenheit nicht iſt, mit der ich komme; ob Alexander, Eilwagen oder Hauderer mich bringt, das muß erſt reif werden.

Das Wahrſcheinlichſte iſt bis jetzt ein Hauderer. Ich umarme Dich. Schönſte Grüße Deiner lieben Frau, Deinen vortrefflichen Kindern.

Immer und recht Dein Niembſch.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 27. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wie freundlich und erfreuend, daß Sie mir den Eingang Ihres Briefes mit einer Blume ſchmücken, und das theure Blatt noch werthvoller machen. So ſchön wächst in ganz Schwaben keine Roſe, wie die gemalte da. Dafür ſetze Ihnen der Himmel ſeine ſchönſten Freudenblumen ins Herz! Die Entfernung, liebe Freundin, iſt ein gar zu unbehülfliches Ding, oder macht wenigſtens mich dazu; denn oft iſt mir nicht anders, als müßten Sie alles, was, mich betreffend, um mich vorgeht, ſchon von ſelbſt wiſſen, bis Ihre Briefe mich erinnern, daß ich es Ihnen erſt zu ſchreiben habe. Die hieſigen Drucker und Buchhändler waren Alle bisher wie beſeſſen über das bevorſtehende Buchdruckerfeſt, ſo daß ſie vor lauter Jubel über den erfundenen Druck dieſen ſelbſt vergaßen. Dadurch wurde meine Angelegenheit verzögert. Auch mußte die Rückkunft der Cotta'ſchen Geſchäftsführer von der Leipziger Meſſe und mit ihnen das Reſultat des Verſchluſſes meiner Schriften abgewartet werden, ehe man über die Nothwendigkeit einer neuen Auflage im Gewiſſen ſeyn konnte. Das Feſt iſt vorüber, Cotta's Leute ſind da mit der Nachricht, daß mein Fauſt bis auf einige Exemplare vergriffen ſey. Nachtheilig iſt es für die Verbreitung meiner Schriften, daß die Cotta'ſche Buchhandlung mir nun ſchon zum zweiten male mit der neuen Auflage ſo lange gezögert hat, bis die alte mit Rumpf und Stumpf hinaus war. Mein Fauſt fehlt ſeit einiger Zeit im Buchhandel. Dem ſoll aber für's Künftige vorgebaut werden. Von meinem Savonarola iſt ein verhältnißmäßig geringer, doch für dieſes Jahr noch ausreichender Vorrath übrig. Die neueren Gedichte ſollen zur Herbſtmeſſe wieder aufgelegt werden. Unterdeſſen hab' ich mich in Serach herumgetrieben.

Ein paar köſtliche Ritte mit Alexander waren mein Hauptvergnügen. Da ging es einmal am Johannis-Vorabend bei wunderſchöner Beleuchtung durch herrliche Wälder im flüchtigſten Trabe fort, ganz fauſtiſch. Die feſtlich beleuchteten, vorüberſchwindenden Bäume waren eine ſchöne Frühlingsproceſſion, und eben auch zu Johannis.

Ich habe zu viel Zeit hier müßig verpaſſen müſſen, als daß ich nach Baden reiſen möchte. Zudem wird, der getäuſchten Savonarola-Hoffnung wegen, meine klingende Ernte um ein Bedeutendes geringer ausfallen, wodurch der Reiſeteufel in etwas gebannt iſt.

Nach unſerem Oberöſterreich aber ziehen mich gewiſſe ſteinerne Leute, nämlich die Hochberge, ſo gewaltig, daß ich bald aufbrechen, und mir Correkturen dahin nachſchicken laſſen werde.

Sie fragen um die Geſellſchaften, in welchen ich alle die intereſſanten Damen geſehen habe? Solches iſt geſchehen bei Reinbeck, bei Madame H..., bei Weiſſer, S., in Serach. Eine dieſer Damen hab' ich nachträglich noch zu nennen, das Hoffräulein der Gräfin Marie, v. B., ein ſehr hübſches und artiges Mädchen. Sie hat etwas Birkenartiges. Die B. und Agnes ſind wieder fort. Von allen dieſen Schönheiten iſt jedoch in dem bewußten „Strohmagazin" auch nicht ein Halm entzündet worden; weit eher dürften die überaus trefflichen Cigarren, die ich hier rauche, dieſem Magazin gefährlich werden, auch meinen Kopf leichter betäuben, als das mir von Ihnen aufgemutzte „Rauchfäßlein," das viel weniger narkotiſch iſt, und würde es auch von den ſchönſten und ariſtokratiſchſten Händen geſchwungen. Der von Karoline mit mir beſprochene Trauerſpielſtoff iſt Ihnen längſt bekannt, und jene Mittheilung durchaus kein Grund, daß Sie mir Ihre verſprochene Recenſion vorenthalten; ſuchen Sie aber einen ſolchen, ſo will ich mich beſcheiden. Ich gedenke den 12. Juli von hier abzureiſen; bitte daher, mir Ihren nächſten Brief poste restante nach Ischl zu adreſſiren. Dort bleibe ich einige Tage und werde ſodann nach meinem geliebten Auſſee und vielleicht weiter ins Steieriſche gehen. Könnt' ich nur das treffliche Reitpferd von Serach mitnehmen!

Meine Geſundheit iſt leidlich; der Appetit will erſt in unſern Bergen geholt werden. Das Stuttgarter Klima iſt abſcheulich; ich liege in dieſem Thal wie auf einer Bratpfanne. Ich habe Alles gethan, was mir leidlich

frommen ſollte, auch das Baden nicht vergeſſen. Doch die Luft iſt gar zu laz und erbärmlich. Ich grüße Ihre ganze Familie herzlich. Leben Sie wohl, innigſt verehrte Sophie! Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 5. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Wieder hab' ich meinem armen Freund Kerner auf ſein dringendes Verlangen einige Tage geſchenkt, und zwar in Geſellſchaft Reinbecks und Emiliens. Abermals neue Bekanntſchaften wurden gemacht und hiemit Fäden aufgenommen, die ich jedoch bald wieder fallen laſſe, denn nicht allzuviel Fäden kann man in der Hand behalten, wenn das Gewebe des Lebens nett, klar und unverdrießlich ablaufen ſoll. Dießmal will ich Sie mit Beſchreibung meiner Damennovitäten nicht unterhalten oder langweilen; wohl aber ein paar Worte von einem ſehr intereſſanten Ausfluge nach Wimpfen machen. Dieß iſt ein Städtchen und Badeort im Großherzogthum Heſſen. Höchſt anmuthig nimmt ſich der Ort aus am linken Bergufer des Neckars; mit Gartenanlagen, gothiſchen Kirchen, Römerthürmen und einigen Reſten weiland prächtiger Imperatorenbehauſungen. Die Ausſicht ins flache Land hinab iſt ganz herrlich. Mir das Liebſte, und was mich wahrhaft ergriffen, war die uralte Katholikenkirche im Thale. Es war eben die ſchönſte Abendbeleuchtung im letzten Ausglühen, als ich in den Kreuzgang des Kloſters trat. Beiliegendes Epheublatt hab' ich für Sie dort genommen zum Andenken der ſchönen halben Stunde, die ich in dem ſtillen Kloſtergemäuer zugebracht. Dieſes ſchließt den Kirchhof ſo traulich ein, das friſchgemähte Gras laz ſo ſchmiegſam und duftend über den hingemähten Menſchen einer alten und beſſern Zeit, und ſo hell und fromm ſchien die untergehende Sonne herein, daß ich wunderbar bewegt, und von den höchſten Stimmungen, worin ich meinen Savonarola gedichtet, wieder ergriffen wurde. Das herrliche gottdurchdrungene Mittelalter umſchlang mich mit ſeinen Armen, und reichte mir einen Trunk Frieden aus ſeinem tiefen Brunnen herauf. O wären Sie dageweſen! Sie verſtehen dieſe Lichter, dieſe lieblichen Schwärmereien des Todes.

Nehmen Sie wenigstens das Blättchen und legen Sie es in meinen Savonarola.

Gestern Abends sind wir zurückgekommen. Meine Geschäfte sind jetzt im lebhaftesten Gange und bald beendigt. Das Resultat erfahren Sie durch meinen nächsten Brief. Cotta war heute bei mir und von großer Freundlichkeit. Eben so war Hallberger bei mir und von großer Unzufriedenheit, als er hörte, daß ich im Laufe des nächsten Jahres meine beiden Gedichtsammlungen in der Cotta'schen Buchhandlung vereint wolle erscheinen lassen. Diese beabsichtigt eine Sammlung deutscher Lyriker in elegantester Taschenausgabe, bestehend aus den Gedichten Schillers, Goethe's, Uhlands, Herders, Platens und meiner Wenigkeit. Doch da bin ich ja bereits im Zuge, Ihnen das Geschäftsresultat mitzutheilen, wenigstens wie ich es wünsche und betreibe. Unterdessen sollen meine „Neueren Gedichte" in Octave bei Hallberger in zweiter Auflage kommen.

Mit dem Druck des Faust wird nächstens begonnen werden. Am 12. d. will ich abreisen. Daß Sie mir nicht nur die erbetenen Recensionen versagen, sondern auch die Dedication so unfreundlich abweisen, ist eben auch beides wieder auf dem bewußten rauhen Fleckl gewachsen.

Mit Kerners Augen geht es leider um nichts besser, vielmehr scheint die Verdunkelung derselben, zwar langsam, doch unaufhaltsam, fortzuschreiten.

Auf das schöne Arthursbild freue ich mich sehr. Fahren Sie fort, liebe Sophie, mir fleißig zu schreiben. Auch die schönen Initialblumen lassen Sie nicht abkommen. Jede Zeile von Ihnen ist mir eine große Lebensfreude, denn auch aus Ihren Distel- und Stachelbriefen ersehe ich, daß ich Ihre Freundschaft, mein bestes Hab' und Gut auf Erden, nicht verloren habe. Tausend Grüße dem lieben Max und allen Ihrigen.

Von Karoline hab' ich kein Lebenszeichen, und sie mithin von mir auch nur ein einziges erhalten. Niembsch.

Von Lenau's dießmaligem Aufenthalte bei Kerner erzählt Emma Niendorf:

„Damals saßen auch einmal noch Alle bei Tische in voller Gemüthlichkeit, da ging die Thüre auf und zwei junge, hübsche, schwarzäugige Männer traten herein; der Eine stellt sich als Graf Crivelli vor, der

Andere murmelt etwas von einem Herrn von Starkenſtein. Emilie erkannte ihn ſogleich als Prinz Jerome von Montfort, konnte aber ihre Entdeckung den Uebrigen nicht einflüſtern. Beide ſprachen geläufig deutſch. Man kam auf italieniſche Poeſie und Philoſophie. Niembſch, dem es überhaupt nicht behagte, daß die fremden jungen Leute mit gar ſo viel Sicherheit auftraten, und ſo keck weg über Dichtkunſt u. ſ. w. abſprachen, äußerte, weil er nicht wußte, wen er vor ſich hatte, von italieniſcher Philoſophie könne überhaupt gar nicht die Rede ſeyn; ſie haben keine, weil die Italiener Flachköpfe ſind, und eben ſo die Franzoſen und dergleichen mehr. Beide wurden roth. Reinbeck wollte auch mit einſtimmen; aber ſeine Gattin fand Gelegenheit, ihn mit dem Arme anzuſtoßen. Später war man höflich, ging zuſammen auf die Burg und dann entfernten ſich die jungen Herren. Sie kehrten nach Schweigern zurück, wo ſie vom Schloſſe des Grafen Neipperg den nachbarlichen Ausflug in das Dichterhaus unternommen hatten. (Niendorf S. 31.)

Bei der Wanderung im Kreuzgange zu Wimpfen entdeckte Emilie an den reichen Skulpturen der ſchlankgewölbten Bogen, verborgen im Schmuckwerke, auch ein kleines ſteinernes Vogelneſt, auf welchem der alte Vogel ſaß — nur leider mit abgeſchlagenem Kopfe — und blieb gefeſſelt vor ſolchem holdſeligen kindlichen Spiele der alten Kunſt ſtehen. Dieß Vogelneſtlein nun, das jene ihren Reiſegefährten wies, finden wir in den Albigenſern wieder (Niendorf 39). Ebenſo kam Lenau die Idee in ſeinen Albigenſern: „Schreckliche Zeiten, wenn ſogar Tauben mit Menſchenblut gefärbt ſind!“ durch ein weißes Täublein unter Emiliens Tauben, an deſſen Fittig ein Blutstropfen ſichtbar war (Niendorf 287).

Niembſch an Max.

Ischl, 15. Juli 1840.

Wundre Dich nicht, mich ſchon hier zu ſehen. Mir lag Alles daran, mit Karoline noch zuſammenzutreffen. Da ich ohne alle unmittelbare Nachrichten von ihr geblieben war, wie lange, und ob überhaupt ſie in Ischl verweile, beſorgte ich ſchon, ſie möchte nach Italien gezogen ſeyn, oder doch bald dahin verſchwinden, und es möchte mir dadurch vereitelt

ſeyn, wornach ich ſeit meiner Abreiſe von Wien mit wahrer Leidenſchaftlichkeit verlangte: die Zurücknahme aller meiner an Karoline gerichteten Briefe. In Wien wollte ſich nie die rechte Stunde dazu finden, und mußte ich bei ihrer damals noch bedeutenden Gemüthsbewegung befürchten, daß ſie mir die Auslieferung meiner documentirten Narrheiten verweigere. Du haſt recht, Freund: „Nur nichts Schriftliches!“

Mein Brief aus Stuttgart an Karoline blieb unbeantwortet, und ich ſchloß daraus, es ſey nunmehr ruhiges Wetter bei ihr eingetreten und die Zeit gekommen zu einem Angriff auf ihre Brieftaſche. Da war nicht mehr zu ſäumen. Ich ließ in Stuttgart Alles im Stich und machte mich auf und davon. Den 13. Abends bin ich nach ſchnellſter Reiſe hier eingetroffen, und den 14. Morgens hatte ich alle meine Briefe in der Taſche. Wohl mochte ſich eine ſo natürliche wie verzeihliche Eitelkeit gegen den Verluſt ſo werther Trophäen ſträuben; doch hatte ich einen ſcharfen Anlauf genommen, und ich war feſt entſchloſſen, das Zimmer ohne meine Papiere nicht zu verlaſſen. Ich hatte ſie gleich vornherein bei ihrer ganzen weiblichen Würde, Delikateſſe und Ehre aufgefordert, mir zu willfahren; da war kein Entrinnen. Natürlich gab ich ihr dagegen ihre Briefe zurück, die ſie verbrennen zu wollen erklärte. Jetzt erſt iſt der dumme Streich maustodt geſchlagen, und mir iſt unbeſchreiblich wohl zu Muth darüber. Uebrigens benahm ſich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundſchaft, die ich ihr aufrichtig zuſicherte.

Ich finde hier nur beizuſetzen, daß Niembſch ſpäter ſeinem Freunde Evers geſtand: er habe gezittert vor Freude beim Anblicke ſeiner Briefe. Als er wieder in deren Beſitz war, ſo ſoll er — wie ich anderwärts erfuhr — dieſelben in ſeinem Zimmer bei Nacht durchleſen, und dabei über ſeine daraus hervorleuchtende hohe Aufregung in immer höhere Aufregung gerathend, und ſeinen eigenen Augen kaum mehr trauend, oftmal ingrimmig mit flacher Hand vor die Stirne ſich geſchlagen und laut ausgerufen haben: „O du Eſel, du!“ — Nach einiger Zeit verbrannte er ſie. Ewig Schade darum!

Ich weiß von Jemand, der ſie kannte, und wie niemand Anderer ſie zu würdigen verſtand, daß ſie zu dem Allerſchönſten gehörten, was

nur jemals geſchrieben worden ſeyn mochte; zumal waren zahlreich dichteriſche Bilder darin, wie ſie ſelbſt einem Lenau, dem „Gedanken-Bildhauer“ nur in höchſter Entzückung vor die Seele treten konnten. Dieſe Briefe wünſchte Niembſch um ſo mehr zurück, als er erfahren hatte, daß einer derſelben bei Tieck in Dresden vorgeleſen worden war. Nach jenem Auftritte ſpeiſten noch Beide zuſammen, und ſpazierten dann in einen Wald, der früher ihr Lieblingsgang war. Dieſer Abſchied geſtaltete ſich noch ganz ſentimental; die Sängerin grub in einen Baumſtamm ihren Namen und dazu: geboren den 24. Juni 1839 (das war der Tag, wo ſie Niembſch zum erſtenmale ſah) und geſtorben den 14. Juli 1840 (der Tag, wo ſie ſich trennten). Sie lebte alſo nur etwas über ein Jahr.

Ich weiß ferner (berichtet Niendorf S. 121) von dem Portrait, das ſie ihm geſchenkt. Es iſt kein ſchönes Geſicht, verſicherte Jemand, der es geſehen. Sie war ſchon vierzig Jahre alt. Oben hatte ſie darüber geſchrieben: „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ und unten heimlich in den ganz dunklen Grund: „Karoline von Strehlenau, geb. ...“ Sie ließ ſich malen wie die Maria im Fauſt; auf den finſtern Gewitterhimmel, hinten das wilde Meer; und da ſticht denn die Geſtalt gar ſchön ab.

Auſſee, 19. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Ihren Brief hab' ich auf dem Kupferſchmiedſchlöſſel im Angeſichte unſerer grauen Berge und des Dachſteins geleſen, und ich ließ Ihren Namen rings herum ſchauen, und von der herrlichen Alpenluft anwehen. Nur auf wenige Minuten waren die grauen Berge ſichtbar, und ſonderbar war es, daß ſie ſich im nämlichen Augenblick wieder verhüllten, als ich Ihren Brief einſteckte. Das ſchlechte Wetter hat nur ſpärliche helle Zwiſchenräume. Regen und Regen! Bis jetzt haben Sie wenig verſäumt; doch kommen Sie mit Max und Roſalie für beſſere Zeit! Bedenken Sie die Flüchtigkeit des Lebens, und wie bald Eines von uns dort liegen kann, wo ihm alle Berge verſinken, und ſich der Himmel für immer verfinſtert. Kommen Sie!

In Iſchl iſt es ſo ſchön, doch kann ich dießmal dort nicht ſo recht heimiſch werden. Meine Wohnung iſt ſehr angenehm. Ich ſehe von

meinem Fenſter auf die Zimitz, das Kattergebirg und den Dachſtein. Meine Wirthin iſt eine gute, brave alte Frau. Ich werde nicht lange in Auſſee bleiben, denn ich bin hier weniger einſam und ungeſtört als in Iſchl. Zudem kommt in dieſen Tagen der Erzherzog Johann her, und da gibt es Triumphpforten und Huldigungen und Feſtſchießen und hundert andere Antipathien für mich.

Baron F. iſt viel um mich. Ein durchaus origineller Mann, doch zu ſehr Lachen erregend, als daß ich hier in die Stimmung kommen könnte, die ich zu einigen Abänderungen in meinem Fauſt brauche. Gleichwohl hab' ich in Auſſee bereits eine ganze neue Scene gedichtet, die zur Vermittlung und zum Verſtändniß der Kataſtrophe weſentlich helfen wird.

Nachträglich ſoll ich Ihnen meine Damenneuigkeiten beſchreiben? Meinetwegen. Die Eine, Fräulein L. v. W., Tochter des Hofmarſchalls, ein nettes, lebhaftes, freundliches und ſehr gebildetes Mädchen. Ich lernte ſie in Heilbronn kennen im Hauſe des Banquiers v. R., dem ich einen Beſuch ſchuldete, weil er mit Frau und Tochter mich voriges Jahr, während ich in Iſchl war, in Wien aufgeſucht hatte. Dieſe Frau und Tochter aber ſind beide ſehr artige Damen, letztere überdieß recht hübſch. Beſonders Merkwürdiges weiß ich nicht von ihr, noch von den Andern zu berichten.

Mein Antrag der Dedication war nicht im Scherz gemeint. Dieſe Ehre iſt doch zu erheblich, als daß ich ſie Jemanden im Spaß anbieten möchte; denn meine ſämmtlichen Schriften ſind, da ich für Thaten keinen Raum finde, mein ſämmtliches Leben, und ich hätte auf meine Anfrage eine ernſtere, ich möchte ſagen eine feierlichere Entgegnung von Ihnen erwartet; ſo aber antworten Sie, als wären meine Bände — Nüſſe.

Den Tag vor meiner Abreiſe von Iſchl hab' ich bei W...s geſpeiſt. Sie waren ſehr herzlich gegen mich. Eine Flaſche trefflichen Gebirgsweins ſtand und Frau W. ſaß mir zur Rechten, Thereſe zur Linken, Marie gegenüber. Wir aßen Fiſche und Wildprät nebſt andern guten Gerichten.

Ihre Anfangsblumen freuen mich freilich, liebe Sophie. Der Poſtexpediter trug mir lebhafte Grüße an Fräulein v. R. auf. Ich aber grüße Roſalien ebenfalls, und laſſe ſie bitten, ſie möchte Sie und Max bereden, daß Ihr Alle nach Iſchl kommt. An Trauerſpiele kann ich vorerſt nicht denken. Die Schuſterfamilie will ich beſuchen.

Eure projectirten Landpartien ſind gegen das, was Ihr hier haben könntet, wahre Schandpartien.

Auſſee bleibt mir das Schönſte. Geſtern that ich allein einen Spaziergang, den ich nie vergeſſen werde. Es iſt zehn Uhr Abends und ſtarker Regen rauſcht mir in die Ohren. Leben Sie wohl, liebe Freundin! Schreiben Sie bald wieder, und ob Ihr kommen wollt. Niembſch.

Damals vielleicht hat ſich zugetragen, was Frankl im „Wanderer" vom 19. April 1851, Z. 181, meldet:

Niembſch wohnte in dem Gaſthauſe „zu den Hackeln." Er verlangte ſtatt der ihm unangenehmen Unſchlittkerzen zwei Wachskerzen auf den Tiſch. Die Wirthsleute waren gar ſehr in Verlegenheit und entſchuldigten ſich, keine zu beſitzen; auch ſeyen keine in Auſſee zu haben.

Die fromme Wirthin kam, bis ins Herz erſchrocken, zu ihrem Manne, und erzählte ihm, der fremde Herr habe ſie ganz zornig mit den Worten angeſchrieen: „Ich kann den Geruch Eurer Unſchlittkerzen nicht vertragen; zum Teufel! gibt's denn bei den Pfaffen hier keine Wachskerzen? Ich werde mir ſelbſt welche aus der Kirche holen!"

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 21. Juli 1840.

Mein treuer Freund!

Das Urtheil des britiſchen Recenſenten über unſern Niembſch iſt nur gerecht, und ich habe es mit ſtolzer Freude geleſen.

Es konnte übrigens nur in England, der Heimath des gottloſen Byron, oder allenfalls noch in Frankreich, dem Vaterlande Victor Hugo's, eine Recenſion ans Licht treten, die ganz allein mit dem Genie des Dichters ſich beſchäftiget, ohne über die beklagenswerthe Richtung der Gedichte zu trauern. Wie ſonderbar! Wenn ich jetzt zu Niembſch ſpräche: „Freund! kehre Dich aufwärts und vertraue!" Wenn ich, ihn beſchwörend, all mein Herzblut dafür vergöße, es würde vergebens ſeyn. Wenn mir aber von dem Sterne aus, wo ich nun bald, ſehr bald mein Zelt aufſchlagen werde,

ein Wort an ihn zu richten vergönnt wäre, das hätte Kraft, das fiele auf guten Boden. Und doch kann auch dort für ihn mein Herz nicht wärmer, nicht treuer ſchlagen, mein Glaube und mein Vertrauen nicht feſter ſeyn.

Hier hat man übrigens von ihm nichts geſehen oder gehört.

Niembſch an Sophie in Wien.

Ischl, den 2. Auguſt 1840.

Liebe Sophie!

Ihr Schreiben vom 24. Juli habe ich hier erhalten, und es kann nun doch wieder Red' und Antwort in ordentlicher Abwechslung zwiſchen uns geſchehen.

Die lebendige Gebirgsluft Ischls bewährt ſich an mir auch dieſen Sommer aufs Wohlthätigſte. So ſehr auch Münch mir jedes Aendern an meinem „Fauſt" mißrathen hat, indem ich, nach Jahren nothwendig ein Anderer geworden, die alte Stimmung mit dem alten Ton nicht mehr würde finden können, und ſomit Gefahr liefe, nur Fremdartiges und Einheitswidriges in mein Gedicht hineinzuarbeiten; ich habe mich dennoch daran gemacht und, wie ich glaube, mit gutem Glück. Manches allzu Skizzenhafte und nur Angedeutete iſt weiter ausgeführt, mancher Uebergang geebnet und viele zerſtreute Lichter ſind in die rechten Brennpunkte geſammelt worden, wodurch das Gedicht an Zuſammenhang und Motivhaftigkeit bedeutend gewonnen hat. Mein Geiſt iſt hier in beſtändigem Produciren, und der von herrlicher Gebirgsluft ſtets lebendig angefachte Körper läßt jenen nicht im Stiche.

Es geht gut. Mephiſtopheles hat einige tiefere Evolutionen des Böſen gemacht, und beſonders iſt „Fauſts" Stellung zum Chriſtenthum ſchärfer gezeichnet.

Sie fragen, wann ich in Heilbronn geweſen ſey? Einigemal mit Kerner hab' ich das von Weinsberg nur eine halbe Stunde entfernte Städtchen beſucht.

Ich wohne hier in der ſogenannten Kleinkammer, dem erſten Hauſe links, wenn man auf der Salzburger Straße hereinkommt, faſt gegenüber

dem ehemals von Kriehuber bewohnten. Dicht unter meinem Fenster führt der Pfad zur Ischler Brücke hinab. Sollte diese Beschreibung nicht genügen, so will ich eine Zeichnung für Sie wagen; genügt sie aber, so bitte ich, mir solche Prostitutionen zu erlassen. Meine Wirthin ist eine alte Wittwe, Frau Köstler.

Allerdings, liebe Freundin, liegt das Erscheinen meiner sämmtlichen Werke vielleicht noch ferne, und ich hätte darum besser davon geschwiegen, als daß ich mir durch vorzeitiges Gerede abermals einen Beweis zuzog, wie wenig Sie an mich glauben. So lange dieß der Fall ist, will ich meine Zukunft und Alles, was darauf Bezug hat, auf sich beruhen lassen und schweigen. Meine Gesinnung gegen Sie wird sich niemals ändern; das sey das Einzige, womit ich meine Zukunft noch berühre.

Daß Ihr nicht nach Ischl kommt, muß ich beklagen. Schade, Schade! Nareline ist gestern nach Italien abgereist. Sie hat ihre Briefe an mich bereits verbrannt. Es ist nicht so leicht, mich zu beglücken, daß jeder beliebige Rest jenes aufgehobenen Verhältnisses dieß im Stande wäre.

Die übersetzte englische Recension der Allgemeinen Zeitung hat dahin gehört. Nachdem dort von der Anerkennung die Rede gewesen, welche Freiligrath in England gefunden, mußte ein Gleiches auch in Betreff meiner Schriften geschehen, wenn das deutsche Publikum über die Geltung deutscher Dichter in England richtig und der Wahrheit gemäß unterrichtet werden sollte. Es ist mir dadurch nur ein gutes Recht geworden. Die Uebersetzung ist im Ganzen gut. Auch hier hat der Artikel Aufsehen gemacht; was mich aber eher ärgert als freut, denn nur das Unerwartete macht Aufsehen. Ihr Name hat sich im Angesicht der hohen Freunde, der Gumsberge, schön ausgenommen; noch viel schöner würden Sie selbst sich ausnehmen. Die W.... schen sind sehr gut gegen mich. Sie schreiben schon an der Antwort an Max. Gestern gab Madame P. ein Concert im hiesigen Theater, wobei Nareline vor ihrer Abreise noch sang. Es fiel gut aus. Neue Bekanntschaften: Frau v. P..., das Idol Witthauers; Frau v. T..., Fräulein P. und L., Dr. Z. Erneuerte Bekanntschaften: Baron W. und Frau v. J., von der ich eine Geschichte erzählen werde.

Ich grüße Alle von Herzen. Daß ich sie ausdrücklich nicht grüßen

ließ, war ja eben ein eindrückliches Grüßenlaſſen. Leben Sie wohl, un gläubige Freundin! Niembſch.

Jakob Huber an Niembſch.

Wheeling, 2. Auguſt 1840.

Jetzt will ich Sie berichten, daß ich den Brief, ſo Sie den 26. März 1840 geſchrieben, den 26. Juni erhalten habe, nach meines Bruders Philipp Tod. Er iſt geſtorben den 3. Juni 1840. Sie ſchreiben in dieſem Brief, daß unſer Bruder Philipp den eingedrungenen Mann vertreiben ſell; aber das iſt zu ſpät, weil unſer Bruder Philipp geſtorben iſt. Jetzt bitten wir Sie, ich Jakob Huber und Friedrich Huber und des Philipp Frau, was wir thun ſollen? Der Friedrich Huber iſt verheirathet, und ich Jakob Huber bin Gottlob noch ledig. Auf die Vollmacht, die Sie dem Philipp geſchickt, haben wir zwei Brüder keine Erlaubniß. Ich wünſchte, Sie kämen ſelbſt; dann könnten Sie machen, was Ihnen beliebt. Nun will ich Sie berichten, was unſer Bruder Philipp für einen Tod gehabt hat. Er iſt friſch und geſund an die Arbeit gegangen, und er arbeitete in der Kohlpinge bis nach halb neun Uhr; da fällt ein Stein auf ihn und ſchlägt ihm den linken Fuß ab, und das wäre noch das Aergſte nicht, aber ſein ganzer unterer Körper iſt ihm verſchlagen und ganz blau, und da lebte er in großen Schmerzen von halb neun Uhr bis Nachmittag 2 Uhr, und da gab er ſeinen Geiſt auf unter vielen Thränen ſeiner Frau, ſeines Sohnes und ſeiner zwei Brüder, Jakob Huber und Friedrich Huber und vieler anderer Menſchen in Wheeling. Jetzt will ich mein Schreiben ſchließen mit vielen Grüßen. Sein getreueſter Bruder, Jakob Huber und ich werde*beſorgt ſeyn für Ihr Land, wie mein Bruder Philipp.

Alſo erlitt der brave Philipp wirklich den bitteren Tod, welchen er ſchon laut ſeines Briefes vom 16. April 1837 ihm in Ausſicht ſtehen ſah; und zwar in demſelben Monate, worin Niembſchens Vollmacht für ihn in Amerika anlangte, den Eindringling in die Ländereien ſeines früheren geliebten Herrn daraus zu vertreiben, und ſich ſelbſt als Pächter darauf

niederzulaſſen. Kam der Brief Niembſchens nur einige Wochen früher, ſo verließ Philipp die böſe Koblenzinge heil und friſch, kein mörderiſcher Stein hätte ihn getroffen, er lebte wohl noch, vielleicht jetzt wohlhabender Herr des Beſitzthums Niembſchens, nachdem er ſolches durch redlichen Fleiß auf einen namhaften Werth gehoben.

Hätte Lenau im Jahre 1844 bereits eine hübſche Rente von ſeinen Ländereien gezogen, wer weiß, wie damals Alles anders gekommen wäre, wenn er mindere Sorgen um ſeine Zukunft, die ihn vorzüglich mit in den Abgrund ſtürzen halfen, hätte hegen dürfen.

Es ſollte nun einmal nicht ſo ſeyn. Lenau fühlte den ſchweren Stein, den das Schickſal auf ſeinen geliebten treuen Diener warf, ihn ſelbſt treffen. Der Wurf, dünkt' ihm, galt ihm. Von dieſem Augenblick wollte er von Amerika — ſchon früher darauf erbittert wegen der Enttäuſchung, die ihm daſelbſt geworden, wegen der Kränklichkeit, die er ſich dort geholt, und wegen des ewigen Verdruſſes, den ihm ſeine verwaiſten Ländereien als Pachtzins abwarfen — ſchon vollends nichts mehr wiſſen, ſelbſt Sophie durfte davon kaum reden, ja er wollte ihr einmal, um nur der Quälerei auf immer und ewig los zu werden, ſein ganzes Beſitzthum dort mit Gewalt ſchenken, wie ſie ſich auch dagegen wehrte. Er entrichtete nun auch keine Taxen mehr, und die Folge davon blieb nicht aus.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 18. Auguſt 1840.

Liebe Sophie!

Ihr letztes ſchwindſüchtiges Briefchen hab' ich hier erhalten. Gleich am Kopf deſſelben fehlt die gewohnte Blume, die Sie wahrſcheinlich dießmal nur darum weggelaſſen haben, um meinen beglückwünſchten Geburtstag in keinerlei Weiſe mit Blumen in Verbindung zu ſetzen. Ich danke Ihnen für dieſe ſinnig ſchweigende Anſpielung auf mein ödes Leben; wie für die Erinnerung an den Tag, wo es ſeinen Anfang genommen.

Hier habe ich viel zu thun. Eben wird mein Fauſt gedruckt, deſſen Caſtigirung ich in Iſchl beendigt habe, worüber dort größere Partien unterlaſſen werden mußten. Der Umgang mit Ihren Orchideen mag

auch nicht um vieles luſtiger ſeyn, als der meinige mit den Wienern in Ischl; mir kämen dabei gewiß Schnarchideen. Die Geſchichte mit der J. wird mündlich folgen; iſt übrigens nicht viel daran.

Ich bleibe vier Wochen hier und kehre dann nach Wien zurück über Ischl, wo ich noch ein paar ſchöne Tage einſchieben will.

Leben Sie wohl! Mir iſt etwas flau und verdrießlich zu Muthe. Die hieſige Luft hat mich bereits zur Medicinflaſche gebracht. Gaſtriſche Störungen. Gruß an Max und die Ihrigen Alle. Max antwort' ich bald. Niembſch.

Am 18. Auguſt 1840 kam zwiſchen Niembſch und der Hallberger'ſchen Buchhandlung zu Stuttgart ein Vertrag zu Stande, gemäß deſſen dieſelbe das Verlagsrecht der im Jahre 1838 bei ihr erſchienenen „neueren Gedichte Lenau's" noch bis 1. Jänner 1844 behielt, weſſenungeachtet ſolche vom Herbſtmond 1841 an auch bei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in was immer für einem Formate in Druck gelegt werden durften, jedoch in der Art, daß dieſe Buchhandlung dieſelben nicht abgeſondert für ſich, ſondern nur als zweiten Band der Gedichte von Nikolaus Lenau, in Verbindung mit dem erſten Bande, verkaufen oder abſetzen konnte.

Niembſch an Max in Wien.

Stuttgart, 30. Auguſt 1840.

Neulich ſpielte mir mein übler Humor einen verdammten Streich. Cotta hatte mich zu Mittag geladen. Zur anberaumten Stunde, Schlag zwei Uhr, erſchien ich in ſchwarzem Frack, mit neuen Pariſer Handſchuhen (unterwegs angekauften) aufs Eleganteſte und Feierlichſte herausgeputzt. Er und ſeine Tochter empfingen mich huldfreundlichſt. Da machte ich mit ihm einen Gang durch ſeine lange und prachtvolle Zimmerflucht und im Speiſeſaale, weh mir! erblickte ich den Tiſch mit zahlreichen Gedecken für mancherlei Gäſte. Zum erſtenmal in meinem Leben befiel mich plötzlich eine wahre Menſchenſcheu und mit einer Indiſpoſition mich entſchuldigend, lief ich auf und davon. Reinbeck empfing mich zu Hauſe mit überraſchten und bedenklichen Blicken, wie man etwa einen Närriſch-

gewordenen aufehen mag. Ich hoffe zu Gunſten meiner Muſe, daß ſolche Anfälle bei mir nicht ſich wiederholen. Cotta iſt freundlich genug, nur den Streich nicht nachzutragen.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 7. September 1840.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen hab' ich Ihre Fragen zu beantworten.

Ich bin von Ischl am 10. Auguſt abgereiſt. Den Entſchluß dazu hatte mir die Nothwendigkeit diktirt, mit meinen beiden Verlegern jene Uebereinkunft zu treffen, deren Inhalt ich Maxen in meinem letzten Schreiben mittheilte. Es ſetzte mit Herrn Hallberger ſo weitläuftige Erörterungen, daß ich auf ſchriftlichem Wege vor einem halben Jahre nicht damit ins Reine gekommen wäre; ſo aber ſind die „neueren Gedichte" bereits gedruckt.

Als ich mit Frau v. S. ſprach, war ich noch nicht entſchieden, ob ich nach Stuttgart oder Wien reiſen würde. Auch äuſſerte ich mich meines Erinnerns gegen dieſelbe nicht beſtimmt, ſondern nur die Reiſe nach Wien als die wahrſcheinlichere bezeichnend, weil ſie mir die liebere geweſen wäre, und ich meinen Geburtstag gern mit Euch zugebracht hätte. Unterdeſſen wartete ich immer vergebens auf einen Brief von Hallberger. Der Brief kam aber nicht, und beim Heranrücken der Herbſtmeſſe war keine Zeit zu verlieren. Darum bin ich hieher gereiſt. Daß über meine Reiſe der geordnete Gang unſers Briefwechſels etwas geſtört wurde, habe ich am meiſten zu bedauern, dem Ihre Briefe ſo theuer ſind.

Ich habe am Drucke meiner beiden Bücher mit ſo raſtloſem Eifer gearbeitet, daß ich nicht einmal nach Serach gekommen bin, und dort das Pferd ſtehen und die Haſen laufen ließ. Mein Fauſt iſt fertig und ich werde ſo glücklich ſeyn, Ihnen ein Exemplar an Ihrem Geburtstage perſönlich zu überreichen. Die Beendigung der Gedichte aber werd' ich hier nicht mehr abwarten, ſondern ſo bald ſie nur geſetzt und revidirt ſind, Stuttgart verlaſſen.

Mein Befinden iſt, ſeitdem es hier kühler geworden, beſſer. Große

Freude macht mir das Einstudiren steierischer Ländler, die ich von Aussee mitgenommen.

Ich lebe jetzt ziemlich einsam. Mein menschenscheulicher Parexysmus bei Cotta hat nicht weiter Gelegenheit gefunden, sich zu wiederholen. Schönen Dank für die schöne Rose, liebe Sophie. Sie etwas macht einen gar wohlthuenden Eindruck auf mich, wie ein ganzer Frühlingsgarten. Die vier dürren Blätter am Stiele, das eine davon noch nicht völlig dürr, gemahnen mich an meine vier Lebensdecennien, deren letztes noch nicht voll ist, aber bald seyn wird. Darüber steht der grüne blühende Segen Ihrer Freundschaft sehr tröstlich und erheiternd.

Neues fällt hier wenig vor.

Den Tag meiner Abreise von hier kann ich noch nicht wissen. Ich bitte es so zu machen, daß mir der Postreiter in Ischl bei meiner Ankunft einen Brief von Ihnen überreichen kann. Dort hab' ich noch einen Theil meiner Bagage, muß also hin. Leben Sie wohl!

Ich grüße alle die Ihrigen herzlich. Auf frohes Wiedersehen.

Niembsch.

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 25. September 1840.

Mein liebster Freund!

Ungemein hat es mich erfreut, unsern Niembsch so frischkräftig, so heiter und frohgelaunt zu sehen. Nimmer hätte man glauben sollen, daß das der Vater jener Gedichte sey, bei deren Lesung ich in den Haaren ein Rauschen spüre, als ob sie mir zu Berge stünden. . . .

Niembsch an Emilie.

Wien, den 16. December 1840.

Mit meinen poetischen Produktionen geht es spärlich. Man fühlt sich oft matt und niedergeschlagen, wenn das elektrische Fluidum in der Luft verstimmt ist, und so fühlen jetzt gewiß alle Dichter, daß das poetische Fluidum in unserer Zeit verdorben ist. Ich fühle die schlechte

Geſtewitterung deutlich, und oft will mich's gemahnen, als hätt' ich auf Erden nichts mehr zu thun.

Ebenſo.

Wien, den 15. Januer 1841.

Ich hatte wieder ſchlechte Tage. Häufiges Uebelbefinden und namentlich der böſe Hypochonder! Gedichtet wird wieder fleißig, gezeigt noch fleißiger. Meine Paſſion darin iſt hier ſchon berüchtigt. Sogar einen Lehrer hab' ich mir genommen. Der vortreffliche Mann heißt Karl Greß, und iſt ſo recht nach meinem Herzen, ein vollkommenes Geigengeſicht und ſein rechter Arm gleichſam ſelbſt ein Violbogen. Großer Beethovenſpieler. Ein falſcher Ton erſcheint ihm als ein großes Unglück. Meine Geige grüßt Sie mit ihrem ſchönſten, weichſten Tone.

In einem Beethoven'ſchen Geigenſtücke muß man mit entſetzlichem Sprunge einen Ton in höchſter Höhe haſchen. Wehe dem Ohre, wenn's mißlingt! Als Greß dieß Niembſch verſpielte, ſprach er zu ihm: „Seh'n's, Herr v. Niembſch! Wenn man das ſpielt, ſollte gleich ein Abgrund neben einem ſeyn, um ſich hineinzuſtürzen, wenn man falſch greift!" Niembſch gefiel dieſe Vorſtellung ungemein, und er ſprang den Halsbrechſprung wohl hundertmal. — Später wieder ſchrieb Niembſch ohne Zeitangabe:

„Ich ſpiele jetzt wieder fleißig die Violine, und wenn es mit meinen Fortſchritten darin ſo fortgeht, wie bisher, ſo könnte mit der Zeit noch wahr werden, was im Morgenblatte: „Vollegatur in Weinsberg" von mir gerühmt wird, daß ich die Geige mächtig phantaſtiſch ſpiele."

Niembſch an Emilie.

Wien, den 13. März 1841.

Der Gang unſeres Briefwechſels hat durch meine Krankheit eine Unterbrechung erlitten, die mir ſelbſt ſchmerzlich iſt, wie Ihnen, meine treue, geliebte Freundin. Der abſcheuliche Winter mit ſeiner Ausgeburt, der Grippe, hat mich ordentlich gepackt. Ich bin ſeit vier Wochen nicht mehr der Alte. Ich mußte mehrere Tage das Bett hüten, mit einem

tüchtigen Fieber behaftet, von welchem meine Umgebung ſchon beſorgte, es würde in einen bedenklichen Charakter ausſchlagen. Jetzt iſt es damit vorüber, doch bin ich noch immer ſehr abgemattet, habe Schnupfen, ab und zu auch Halsſchmerzen, ein moleſtirtes Kinnladengelenk und dergleichen kleinere Miſeren. Dazu kommen noch hypochondriſche Anfälle und ganz garſtige, ſtockfinſtere Gedanken, wie denn der Teufel ein ganz gemeiner Kerl iſt ohne alle Großmuth, und gerade mit dem leidenden Menſchen am liebſten anbindet und ihn mit ſeinen Anhetzereien plagt.

Den Winter über hatte Niembſch zwei Zimmer bei einem Schweſtermanne Sophiens, Freiherrn v. S., mit dem er auch ſehr befreundet war, in der Stadt im Hauſe „zum kleinen Greifen," hinterhalb des Gaſthofes „zum Erzherzog Karl," in der Kärnthner Straße, N. 968, und zwar im zweiten Stockwerke, innegehabt. Zu dieſer Zeit machte er zwei anziehende Bekanntſchaften, wovon die eine ein dichteriſcher und die andere ein tonkünſtleriſcher Jüngling war. Jener berichtet in den „Grenzboten" von 1843, 3. Br., S. 185 u. w.:

„Von der Verſchloſſenheit und Schroffheit in Lenau's Umgang, von denen man mir ſo viel erzählt hatte, fand ich keine Spur; im Gegentheil war er damals, wie oft noch in der Zukunft, voll Humor und heiterer Laune. Ich werde es nie vergeſſen, wie er einſt im Gaſthauſe an der offenen Tafel zwiſchen preußiſcher und öſterreichiſcher Politik mit wahrhaft Börne'ſchem Witze die Parallele zog, und das Porträt des Kaiſers Franz, von Ammerling gemalt, ſchilderte. Ihm war das faltenreiche Geſicht ein Buch, daraus er die komiſchſten Geſchichten mit den erſchrecklichſten Pointen verlas. Die Hofräthe und hohen Beamten, welche in der Nähe ſaßen und ein unfreiwilliges Auditorium bildeten, entſetzten ſich über ihr eigenes Lachen, das ſie nicht unterdrücken konnten. Doch war ſein Witz nur immer die Schale des tiefſten Ernſtes.

Wenn man in Deutſchland Freiheitslieder nennt, hört man Namen wie: Herwegh, Prutz, Hoffmannsleben ꝛc., aber Lenau, bei dem das Wort Freiheit am ſeltenſten vorkommt, mag doch wohl unſer größter Freiheitsdichter ſeyn. Er beſingt keine Tagesereigniſſe, er ſchreibt keine Abhandlungen in Verſen, auch ſind wenige ſeiner Lieder dazu geeignet, bei Zweckeſſen abgeſungen zu werden; aber er iſt ein freier und unabhängiger Geiſt,

der für die innere Freiheit, für die Rechte der Natur gegen alle Gräuel der Weltgeſchichte kämpft und Blut und Leben auf dem Kampfplatze läßt. Das ſieht man wohl ſeinen Polenliedern, ſeinen Albigenſern an. Dieſe Freiheitslieder berauſchen nicht, machen nicht ſchwindeln und reißen nicht hin; aber haſt Du ſie geleſen, biſt Du zu jedem Märtyrthum bereit, wie Leonidas, die Cevennenſtreiter, Huß und Hutten; fühlſt Du Dich Eins mit dem Geiſte Gottes, der durch die Weltgeſchichte geht, und Du biſt erſtarkt durch das Bewußtſeyn, daß Du Eins biſt mit dem großen All und ein Glied in der großen Kette.

In unſerer Zeit, wo Jeder entweder ſich ſelbſt in den Strudel ſtürzt oder willenlos mitfortgeriſſen wird, wo Keiner, der Augen hat zu ſehen und Ohren hat zu hören, von der Zeit unberührt bleiben kann: da gibt es wenige, die ſich in der Wirrniß und im Gedränge von jedem Makel rein halten können, und die Geſtalten ſind ſelten geworden, zu denen die Nation wie zu unbefleckten Heiligen vertrauensvoll aufblickt. In ihrem Bedürfniſſe nach Liebe und Vertrauen muß ſie bei Manchem Manches vergeſſen, um in ihren Illuſionen nicht geſtört zu werden. Renan iſt einer der wenigen, die rein und makellos daſtehen, vor denen die Parteien mit Ehrfurcht zurücktreten, und welchen ſie kein Blättchen aus dem Kranze zu rauben wagten. Er iſt noch eine von den ſchönen Dichtergeſtalten, die ſelbſt wie ein Gedicht durch das Leben gehen. Auch in ſeinem perſönlichen Umgange hatte man die ſchöne Genugthuung, ganz denſelben Renan zu ſehen, den man in den tiefmelancholiſchen Herbſtliedern lieben gelernt, und denſelben Renan, der im Kampf ein erſchütternder Skeptiker, im Savonarola und den Albigenſern ein zürnender gottbegeiſterter Redner iſt... Renan liebte ſein Wien und vertheidigte es immer gegen die Anſchuldigungen, als ob in ſeinem Schooße keine edle Frucht gedeihen, als ob ſich aus ſeinem Boden kein edler Geiſt erheben könnte, ja er behauptete immer, daß die Oeſterreicher mit zu jenen deutſchen Stämmen gehörten, die für das Schöne und Edle am empfänglichſten ſind."

Dieß die eine der anziehenden neuen Bekanntſchaften Renan's, der Dichter Moriz Hartmann; und nun die andere: der Tondichter und Meiſter, Karl Evers. Dieſer erfreute mich am 2. Hornung 1851 mit

folgender schriftlichen „Erinnerung an Lenau“: „Es war im Winter 1840 bis 1841, als ich nach Wien kam und Lenau kennen lernte. Ich wurde durch einen Brief der Frau v. Reinbeck bei ihm eingeführt, und obgleich ich um die Hälfte Jahre jünger war als er, so entspann sich doch eine so innige Freundschaft zwischen uns, daß er mir nach einigen Monaten das trauliche Du antrug. Ich verehrte und liebte Lenau so sehr, daß unter seinen Freunden nur die Frau v. Reinbeck meine Rivalin in dieser Beziehung seyn konnte. Lenau war empfänglich für wahre anhängliche Freundschaft, weßhalb er mir auch meine Zuneigung zu ihm durch Violine und Freundschaft vergalt. Lenau liebte, wie bekannt, Musik mit aller Leidenschaft und spielte damals sehr viel Violine. Sein Spiel war wild, unregelmäßig, oft aber ergreifend und im höchsten Grade genial. Er war schüchtern und spielte fast nie mit Fremden, mit mir jedoch sehr oft. Sein Liebling war die sogenannte Kreuzerische Sonate in A dur von Beethoven. Die Variationen darin spielte er bisweilen sehr schön. Die Akkorde im Anfange wurden ihm sehr schwer; er übte aber manchen Tag acht Stunden Violine mit solcher Leidenschaft, daß es ihm in der Gesundheit Schaden brachte, und ich ihn oft davon abhielt. Endlich gingen die Akkorde so ziemlich, jedoch beim letzten Satze der Sonate, welcher sehr feurig ist, ging er gewöhnlich mit seiner Phantasie durch; er hörte dann nicht mehr auf mich im Fortepiano, überstürzte sich, beachtete gar keine Pausen mehr, arbeitete zugleich mit den Füßen immerfort, kaum daß ich ihm im Tempo folgen konnte, bis er, im Angesichte die hellen Schweißtropfen, erschöpft innehielt. Er sah wohl seinen Fehler ein, aber umsonst; er war nicht zu bändigen, wenn er ins Feuer kam. Die steyerischen und auch oberösterreichischen Ländler spielte er ganz ausgezeichnet. Ich schrieb mehrere seiner Lieblingsstücke, welche er vom Volke gelernt hatte, und nur nach dem Gehör nachspielte, in Noten auf. Es ist merkwürdig, daß er bei dieser Musik sich niemals im Tempo übereilte, sondern mit einer ruhigen Heiterkeit auf und nieder im Zimmer tanzte.

Auch wenn er saß, so tanzten seine Füße. Selbst bei ungarischen Melodien blieb er im gehörigen Takte, obgleich sein Gesicht finsterer wurde. Nur bei Beethoven verließ ihn alle Besinnung. Sein Urtheil über Musik war aber sehr einseitig. Für ihn war nur Einer, nämlich Beethoven,

alle andern verachtete er; ja es ging so weit, daß er Mozart förmlich ins Lächerliche zog. Eines Nachmittags tranken wir in seinem Zimmer Kaffee, jeder von uns rauchte eine Cigarre, er lag in Hemdärmeln auf dem Bett, ich auf dem Kanapee; es entspann sich ein Streit über Musik, namentlich über Mozart und Beethoven, welcher damit schloß, daß er behauptete: „Letzterer sey der Chimborasso und Ersterer der Bobzer bei Stuttgart“ (ein kleiner Berg). Ueber diesen Vergleich lachte er herzlich obendrein, so daß ich zornig davonlief. Sein gutes Herz zeigte sich aber, denn als wir zwei Stunden später zusammenkamen, bot er alle seine Freundlichkeit auf, mich wieder zu versöhnen, was ihm auch leicht gelang.

Er war nicht unempfänglich für delikate Speisen. Ich erinnere mich, daß er mich mit einer sehr wichtigen Miene im Gesichte in ein kleines Gasthaus[1] zu Mittag führte, wo man einen vortrefflichen gemischten Salat, Rebhuhn am Spieß gebraten (seine Lieblingsspeise) und einen herrlichen alten Weidlinger erhielt (von Weinen trank er in Oesterreich niemals einen andern); die übrigen Speisen und Getränke waren jedoch unter der Mittelmäßigkeit in diesem Gasthause; also ein Beweis, daß er die Speisen, welche er genießen wollte, sogar in gewissen Restaurationen aufsuchte. Auch Cigarren konnten nicht gut genug seyn, und er zahlte den höchsten Preis, wenn sie nur ächt und ausgezeichnet waren. Sehr oft ließ er sich aber schlechte Waare anpreisen und glaubte den Leuten aufs Wort. Bei solcher Gelegenheit erlebt' ich mit ihm eine komische Scene auf einer Reise von Wien nach Stuttgart. Wir fuhren per Dampfschiff nach Regensburg. Da Niembsch sehr gerne bequem und mit größtem Zeitaufwand reiste, so blieben wir dort einen Tag und eine Nacht. Kaum angekommen in „den drei Helmen“ ging er sehr vergnügt aus, in der festen Ueberzeugung, dort ausgezeichnete Cigarren zu finden, und hieß mich auf seine Rückkehr warten, er wolle gleich wieder kommen. Jedoch einen halben Tag blieb er fort und trat dann ermüdet ins Zimmer, hinter ihm her ein Knabe, beladen mit Cigarrenkisten, alle mögliche Sorten. Er versicherte mit Wichtigkeit, er würde viele Tausend davon mitnehmen nach Stuttgart. Als ich nun mein Urtheil abgeben sollte und wir lange

[1] Beim Pfauen in der Kärnthnerstraße zu Wien.

hin und her kosteten, sagte ich ihm, daß gar nichts daran sey und in Stuttgart viel bessere und wohlfeilere zu haben wären. Wie leicht er sich oft etwas einreden ließ, eben so geschwind konnte man ihn auch wieder davon abbringen. Er wurde sehr böse auf den Cigarrenhändler, indem es sich nun herausstellte, daß er schon eine Kiste mit tausend Stück gekauft und bezahlt hatte. Wie gewöhnlich bei solcher Gelegenheit mußte ich auch hier helfen, ging mit dem Buben zum Kaufmann und erhielt mit Mühe und mit Verlust von einigen Gulden das Geld wieder, worüber sich aber Lenau sehr freute. Wie ich schon erwähnte, war er kein Freund vom eiligen Reisen. Sogar in Linz wurde schon ein Tag Rasttag gehalten, die Geige herausgenommen und Ländler gespielt.

Bei einem solchen Aufenthalte war er immer sehr lustig und gesprächig, während der Reise aber wortkarg. Auf der Fahrt von Linz nach Regensburg frug ihn eine Dame, ob ich sein Sohn sey? (Damals sollen wir uns ähnlich gesehen haben.) Er wurde darüber im Ernst melancholisch und frug mich später, ob er denn wirklich schon so alt aussehe? Bagage hatte er gewöhnlich übermäßig mit; ich zählte 25 Stück; meine vier Stück abgerechnet, hatte Lenau also 21 Pieces mit, worunter zwei Koffer mit Büchern (obgleich er nur acht Wochen in Stuttgart bleiben wollte), eine Menge kleiner Kästen, Necessaires, Stöcke, Schirme, kurz, woran er gewöhnt war, das mußte auch mit auf die Reise.

In Regensburg erklärte er, nicht mit dem Eilwagen, sondern mit einem „Hauderer" weiter zu reisen; „da streckt man sich bequem aus, raucht Cigarren, schaut in die Wolken und läßt sich so angenehm weiter schleifen." Dieß waren seine Worte. Da man uns aber in Stuttgart schon lange erwartete, so überredete ich ihn, es bis Augsburg per Eilwagen zu versuchen. Er war während dieser Fahrt sehr verdrießlich und sagte, dort angekommen, bestimmt, er fahre nicht weiter, sondern wolle wieder zwei Tage rasten und dann „haudern." Mir ging aber die Geduld aus und ich ließ mich weiter einschreiben. Da man dort aber einige Stunden warten muß, so begleitete ich ihn mit seinen 21 Stück Gepäck ins Gasthaus, wo man um 1 Uhr zu Mittag aß. Es war aber erst 12 Uhr, Lenau hungrig, und als er noch auf der Flur des Hauses war, bestellte er sich schon ein Essen auf sein Zimmer, worauf aber die Frau

Wirthin nicht höflich antwortete und ihm bedeutete: um 1 Uhr wäre table d'hôte, früher könne er jetzt nichts erhalten. Diese Antwort und die Manier derselben erschreckte den gutmüthigen Lenau so, daß er mich bat, augenblicklich auf die Post zu gehen und einen Platz für ihn nach Stuttgart zu nehmen, und eine Viertelstunde später kam er wieder mit allen seinen Sachen auf die Post zurück.

Es war ein Glück, daß ich damals so eilte, denn zwei Tage nach seiner Ankunft in Stuttgart bekam er das Scharlachfieber.

Lenau glaubte wohl nicht selbst an alles, was er so schön in religiöser Beziehung gedichtet hat; denn als wir eines Nachmittags recht viel über diesen Punkt gesprochen hatten, machte ich die Bemerkung gegen ihn, daß er aber in seinen Werken ganz anders denke und fühle, namentlich im „ewigen Juden," „Savonarola," in den „Albigensern." Er sah mich lange an, lächelte und sagte: „Lieber Evers, du hast recht!" ging zum Fenster, trommelte an die Scheiben und sagte: „Es ist halt nichts."[1]

Von Lenau's Gedichten wurden einige von mehreren Componisten in Musik gesetzt, jedoch meistens nicht glücklich. Zu meiner großen Freude gefiel ihm meine Composition seiner Gedichte, von denen er die Bitte: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" fast täglich auf der Geige spielte, so wie auch die „Schilflieder." Ich setzte noch in Musik: An *; „O wärst du mein!" „Einsamkeit;" „Traurige Wege;" „Herbstklage;" „Holder Lenz, du bist dahin!" „An die Entfernte;" „Vision;" „die Thränen;" „Lied eines Schmiedes;" „An den Wind."

Der anziehenden und getreuen Mittheilung des gefälligen Evers sey bloß beizufügen erlaubt: Daß Lenau in mancher finstern Stunde an Gott und der Seele Fortdauer verzagte, bezeugen leider allerdings manche Stellen seiner Gedichte; dagegen aber auch andere wieder noch weit deutlicher, daß alle seine unselige „schwarze Galle" (Melancholie) ihm gleichwohl jene nie ganz aus dem Herzen, worin sie unausrottbar wurzelten, fortzuschwemmen vermochte. Sein edles Leben endlich spricht solches noch

[1] Mit diesen Worten schloß Lenau auch seine Sage: „Der Raubschütz."

viel lauter aus, als dieß jemals Worte, gedruckte und ungedruckte, im Stande seyn könnten.

Uebrigens hatte Niembsch im Laufe der Zeit auch noch mit andern jungen Männern, besonders mit jungen Dichtern, denen er sehr freundlich entgegenzukommen pflegte, Umgang gehabt. Ein Näheres hierüber, so wie einige gelegentliche Aeußerungen Lenau's über ältere Sangesgenossen, gibt Frankls Buch S. 78—89 und 67—72.

Niembsch an Sophie.

Linz, 6. April 1841.

Liebe Sophie!

Ich habe die Freude am Reisen, so wie manche andere, völlig verlernt; auch das bequemste, und wenn es durch die schönsten Gegenden geht, hat für mich sein Lästiges und Absurdes. So bin ich denn mürrisch und verstimmt gestern Abends hier angekommen und bewohne dasselbe Zimmer im Adler an der Donau, welches Sie mit Ihren Schwestern innehatten.

Kaum angekommen, wurden wir von B. empfangen, und Evers mußte nolens volens heute Vormittag der Gemahlin desselben etwas vorspielen. B. wurde mir dießmal etwas lästig, denn mir kommt vor, als seyen seine Aufmerksamkeiten mehr ein Wunsch, mit celebren Leuten in Linz zu paradiren, als wahrhafte Neigung.

Wir tragen solche Bekanntschaften, die unser Leben nichts angehen, gleichsam als todte Massen mit fort, und früher oder später wird sie unser Leben, wenn es anders ein fließendes, bewegtes ist, hinauswerfen, wie der Wasserstrom die Leichen, womit er sich eine Strecke weit schleppen mußte. Darum wird man je älter, je ausschließender und unduldsamer. Das Todte muß hinaus ohne Complimente.

Morgen früh reisen wir weiter nach Regensburg. Die Dampfschiffe des Königs von Bayern sollen fast seinen Versen gleichen.

Zum Glück wird Abends gelandet. Auf dem Dampfschiffe „Sophia" traf ich mit Betti H.. zusammen. Sie erneuerte die alte Bekanntschaft und theilte mit mir die Langeweile und eine Pomeranze.

Die liebſte Figur unter den Reiſenden war mir ein italieniſcher Matroſe. Ein antiker, echt römiſcher Kopf, mit der reinſt erhaltenen römiſchen Derbheit und uſurpirenden Inſolenz. Die Augen nicht größer, als nöthig, um in die Welt zu ſchauen und ſich die Leute darin zu ſuchen. Ein ganz kräftiger, von hundert Stürmen hart gehämmerter Kerl, neben dem ſich ein öſterreichiſches, aus Eitelkeit, Wahn und Arroganz zuſammengeblaſenes Officierle kläglich genug ausnahm, daß es trotz ſeiner Widerlichkeit nicht ohne Mitleid betrachtet werden konnte.

Dann war ein Bauer an Bord, der beſtändig durch das Gitter auf die Maſchine hinunterſpähte und herumſchlich, wie die lauernde Dummheit. Die Kajüte ſtack auch voll Dummheit, theils ſchwatzender, theils ſchnarchender; der Teufel hole das Reiſen! Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie Max und die Kinder ſchönſtens. Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 13. April 1841.

Liebe Sophie!

Vorgeſtern Abends bin ich, und zwar in einem ſchlechten Zuſtande, hier angekommen. Das übelſte Wetter traf mit der Erbärmlichkeit der Kajüte zuſammen, um mir einen beträchtlichen Schmerz im Rückgrat anzuhängen.

Den erſten Tag fuhren wir bis Fitzhofen,[1] oder wie das Neſt heißt; dort ward übernachtet. Um vier Uhr früh ging's weiter bei großer Kälte und einem garſtigen Schneeſturm.

Ich legte mich in der ſogenannten Kajüte auf die Bank und ſchlief, während Wind und Waſſer auf mich hereinſpülten und hinter meinem Rücken und in demſelben ein hübſches Rheuma zuſammenbrachten. In Regensburg ſchlich ich bereits gekrümmten Leibes umher, und die Fahrt von da nach Augsburg im Eilwagen die Nacht durch war eine wahre Folterfahrt. In Augsburg wurde ausgeruht von zehn Uhr Vor- bis vier Uhr Nachmittags, dann beſtieg ich einen neuen Folterkaſten und kam nach einer Nacht und einem Tage voll Schmerzen und Verwünſchungen in

[1] Pilsbofen.

Stuttgart an. Geſtern raſtete ich total. Die Ruhe und ein Zugpflaſter haben ſo weit gewirkt, daß ich heute, obſchon mit Beſchwerde, ausgehen konnte.

Der erſte Weg war zu Hallberger.

Es iſt mir gelungen, ihn etwas mürbe zu machen. Er wird wohl abſtehen von ſeinem Projekt. Von ihm ging ich zu Cotta. Der war, wie gewöhnlich, ganz Artigkeit und Gefälligkeit. Im Herbſte wird die Taſchenausgabe meiner ſämmtlichen Lyrereien in zwei eleganten Bändchen mit zwei Stahlſtichen erſcheinen. Das Weitere der Bedingungen wird nächſtens abgemacht werden. Nun will ich mit Energie an meine Albigenſer dran. Vielleicht bring' ich ſie fertig bis zu meiner Abreiſe, die unwiderruflich feſtgeſetzt iſt auf den 20. Juni.

Mein verblichenes Latein wird mit Luſt und Liebe wieder aufgefriſcht. In Regensburg kaufte ich von einem Antiquar in ſeiner Straßenbude ein paar Bücher von großer Brauchbarkeit. Mein Aufenthalt in Ischl ſoll nicht nur für mich ein angenehmer, ſondern auch für Sie und Ernſt ein nützlicher werden. Ich will mir wenigſtens meinen Kaffee und meine Erdbeeren mit Schulmeiſterei redlich verdienen.

Reinbecks und Hartmanns hab' ich Alle vergnügt und geſund angetroffen. Auch Mariette mit ihren Kindern. Als ich vor Alexanders Haus vorbeifuhr, ward ich von einem ſeiner Bedienten erblickt, und der treue Freund fand ſich bald nach meiner Ankunft bei mir ein. Er iſt durch ſeine Waſſerkur wunderbar hergeſtellt. Außer ihm ſah ich noch Pfizer, den ich zu mir bitten ließ, nämlich den Guſtav. Evers iſt eine gute, liebe Haut. Ich werde hier viel arbeiten.

Alexander und Evers haben bereits meine beſtimmte Erklärung, daß ich Vormittags nie einen Beſuch annehmen werde; ich aber werde weder Vor-, noch Nachmittags mich viel damit abgeben. Die Albigenſer, die Römer und die Geige brauchen viel Zeit, und meine Hausgenoſſen wollen auch etwas von mir haben. Doch einige Gänge ſind freilich unerläßlich. Uhland iſt hier und Schwab wird erwartet. Mit Kerners Augen geht's immer ſchlechter. Ich werde ihn bald beſuchen, wie Mayer in Waiblingen.

Noch immer bin ich etwas kreuzlahm. Das Reiſen wird Einem je läſtiger, je näher man der großen Reiſe rückt.

Bei Euch wird es jetzt ſchon lebhaft hergehen. Die Theatervorſtellung ſollte doch durch den Trutſch als Mönch beſchloſſen werden. Ich laſſe dem lieben Buben ſagen, daß ich von meiner Bagage nichts verloren habe, und ihm für ſeinen herzigen Abſchied etwas Schönes mitbringen werde. An Freund Max werde ich ſchreiben, ſobald ich mit Moritz geſprochen. Ich will ſeiner Angelegenheit mit Eifer gedenken. Grüßen Sie auch Zoe und Ernſt und ſchreiben Sie recht bald. Ihr Niembſch.

Gleichfalls.

Stuttgart, den 20. April 1841.

Liebe Sophie!

Dießmal ſchreib' ich Ihnen im Bette. Mein Unſtern hat es bei einem Rückenſchmerz nicht bewenden laſſen, ſondern mit malitiöſer Ausführlichkeit eine Halsentzündung hinzugefügt, an der ich ſeit vier Tagen zu leiden habe; heute aber noch einen Scharlach darauf geſetzt. Hoffentlich wird der niederträchtige Cyklus, wenigſtens fürs Erſte, damit geſchloſſen ſeyn. Beim Aufſtehen ſah ich heute meinen Hals ſo roth, wie öſterreichiſche Generalshoſen, und fand die Röthe auch über Bruſt, Schultern und Unterleib verbreitet. Die Eruptien iſt eine raſche, allgemeine, und ſie läßt nach der Ausſage meines Arztes, des Medicinalrathes Becher, einen leichten und günſtigen Verlauf erwarten. Daß meine Krankheit ungeſelliger Natur, und mir hoffentlich alle Beſuche vom Leibe halten wird, das iſt wohl noch das Beſte daran; ihr Schlimmſtes iſt, daß ſie mich um den Frühling verkürzt. Fieber ſtellt ſich des Abends bereits ſeit einigen Tagen ein, wurde aber von mir, indem ich es lediglich für ein Attribut der Halsentzündung nahm, wenig beachtet. Nun hat es freilich eine ernſtere Bedeutung. So ein Menſchenkörper iſt eben eine gar unruhige, unſichere Wohnung. Sehr traurig wäre mir's, wenn ſie mir fern von Ihnen, liebe Sophie, gekündigt würde.

Außer Cotta, Hallberger und Alexander habe ich hier noch Niemand beſucht, meines fibelzugerichteten Leichnams wegen. Mir iſt die Geſelligkeit zum Greuel geworden, und ich habe auf das Beſtimmteſte erklärt, daß ich gar keine Geſellſchaft beſuchen werde; und daß ich Wort halten werde,

ſchwöre ich bei meinem Scharlach, und ſo wahr ich deſſen glückliches Ende und Sie in Iſchl wiederzuſehen wünſche.

Die Donauzimmer im Adler zu Linz hab' ich ausdrücklich verlangt. Ich war dort am beſten beherbergt während der ganzen Reiſe, nur daß mir das Dampfſchiff, zum Rückzug verſuchend, den ganzen Tag vor Augen lag. Ja, wir haben uns recht zuſammengelebt, und daß mir Ihre Kinder, wie Sie ſchreiben, noch immer gute Nacht wünſchen, als wäre ich da, hat mich wehmüthig ergriffen. Auch mein Freund Max, obgleich ihm unſer Abendeſſen manchmal zu ſtill dünkte, wird mich zur gewohnten Stunde gewiß auch ein wenig vermiſſen.

Nun iſt Euer Polterabend und Jetti's Hochzeit auch vorüber. Wenn ſie Glück hat, wird ſie glücklich ſeyn; die inneren Bedingungen einer guten Zukunft ſind auf beiden Seiten der jungen Ehe vorhanden. Gott ſegne ſie!

Daß Ihre Brüder in der Nähe wieder für Sie erwarmen, freut mich. Sind auch beide jetzt mit ihrem Glück viel zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie der Liebe viel Raum geben könnten, ſo wird doch beiden einſt gewiß die Erkenntniß werden, daß es ohne die Grundlage der Liebe kein wahres Glück gibt, und daß von aller Gunſt des Geſchickes, die ſie erfahren haben, eine Schweſter wie Sie, die ſeltenſte iſt.

Während ich dieſes ſchrieb, hat ſich der Ausſchlag auch über die Hände gezogen, und er reicht mir beinahe bis an die Feder. Im Zimmer iſt's recht warm, daß ich die Hände wohl ausſtrecken kann. Das gutmüthige dicke Stubenmädle heizt wacker ein, und wenn ich klingle, ſpringt ſie „tapfer" (ſchwäbiſch für „ſchnell") zu. Meine freundlichen, theilnahmsvollen Hauswirthe werden es an ſorgfältiger Pflege eben ſo wenig fehlen laſſen, als ich an Gehorſam. Höchſt fatal wäre mir's, Mariettens Kinder anzuſtecken; das könnte zur Vervollſtändigung des obigen Cyklus noch fehlen.

An den Albigenſern hoff' ich weiter zu arbeiten, auch während der Krankheit. Dieſer Tage hab' ich einen angefangenen Geſang beendigt, den Commineges. Die Latinität wird aber jedenfalls mein Lager theilen.

Leben Sie wohl, theuerſte Sophie! Mein Zuſtand iſt ganz unbeſorglich. Grüßen Sie Max und die Kinder herzlich. Ihr Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 22. April (eingelangt erſt am 5. Mai) 1841.

Lieber Bruder!

Hat mich der Himmel oder die Hölle damit heimgeſucht? ich weiß es nicht; ich habe den Scharlach. Plötzlich iſt dieſer Feuerteufel hervorgebrochen mit einer Vehemenz, daß ich ſchon am erſten Tage ganz und gar bedeckt war. Heute iſt's der dritte Tag, daß ich liege. Aber eben die Raſchheit und Allgemeinheit der Eruptien ſind Bürgſchaft für einen guten Verlauf der Krankheit. Meine Haut iſt rüſtig aufgetreten und ſcheint den ganzen Handel allein ausfechten zu wollen. Kopf und Bruſt ſind frei, das Fieber iſt gering. Ihr könnt ganz ohne Sorgen ſeyn. Der Doctor rühmt die Productivität meiner Haut und das energiſche Verhalten meiner Natur überhaupt. Ich glaube nicht, daß ich die Krankheit durch Anſteckung überkommen habe, indem man hier vom Scharlachfieber gegenwärtig keinen Fall hat, außer den meinigen. Wahrſcheinlich hat ſich die Krankheit in meinem geſchwächten, von der Grippe noch immer nicht freigelaſſenen Körper durch die Beſchwerden der Reiſe, Kälte, Wind, Schneegeſtöber und Regen, Mangel an Schlaf und Eilwagenermüdung von ſelbſt erzeugt: generatione aequivoca. Hoffentlich ſtoßt die Natur alles Kranke in dieſem Proceß heraus, wenigſtens das phyſiſch Kranke, und ich werde dann um ſo geſunder ſeyn und mit einer nagelneuen feinen Epidermis (Oberhaut) und einer heitern Seele unſere geliebten Berge in Oberöſterreich beſuchen. — Ich bitte dich, den eingeſchloſſenen Brief ſogleich zu befördern; verſäume es nicht.

Hallberger hat mir vor einigen Tagen zwölf Freiexemplare Deiner Gedichte in hübſchem Umſchlage für Dich überſchickt. Schreibe mir umgehend, was ich damit beginnen ſolle.

Reinbecks laſſen Dich und Thereſen beſtens grüßen. Mayer hab' ich noch nicht geſehen. Kerner leidet an einem zunehmenden Augenübel; er geht leider der Blindheit entgegen. Alexander iſt durch eine heroiſche Waſſerkur gründlich hergeſtellt und wandelt als ein Wunder für Alle, die ihn früher kannten, und als ein ſchreiender Triumph für alle Hydropathen wieder ganz rüſtig umher.

Ich umarme Dich und meine geliebte Schweſter Thereſe ſammt Euern Kindern herzlich. Dein treuer Bruder Niembſch.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 22. April 1841.

Geſtern beſuchte mich noch der Geheimrath Schelling, einer der beſten Aerzte hierorts und fand Alles vortrefflich, doch müſſe ich vier bis fünf Wochen das Zimmer hüten. Schlechte Frühlingstage! Schurz ſoll Ihnen meinen an ihn geſchriebenen Brief mittheilen, wenn Sie über meine Krankheit was Weiteres zu erfahren wünſchen. Leben Sie wohl, theuerſte Freundin! Grüßen Sie Max und Kinder. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

23. April.

Liebe Sophie!

Schonung meiner Augen iſt mir zwar auf's Strengſte geboten, indem ſie angegriffen ſind, und man befürchtet, es könnte ſich etwas auf dieſes Organ werfen; doch ich kann Sie, theuerſte Freundin, nicht ohne Nachricht laſſen. Der Verlauf meiner Krankheit iſt fortwährend ſo günſtig wie möglich. Das Fieber hat heute ſchon ganz aufgehört; das Exanthem beginnt bereits ſeinen Rückzug. Ich habe heute Nacht gut geſchlafen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und ſchreiben Sie mir recht bald. Mit Grüßen an Max und Eure lieben Kinder. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 25. April 1841.

Liebe Sophie!

Sie verweiſen es meinem erſten Briefe von hier, daß er eine Krankengeſchichte enthalte, und beinahe erſchrocken muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich jenem unangenehmen Briefe, Ihre Theilnahme vielleicht

überladend, eine Reihe anderer habe folgen laſſen, welche ebenfalls Krankengeſchichte enthalten. Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich nicht an meine Freunde als ein Geſunder ſchreiben. Freilich gibt das eine gar langweilige Lectüre, mit einem Sand'ſchen Roman verglichen; doch will ich Sie lieber langweilen, als bekümmern, gar nicht ſchreibend. Meine Briefe enthalten Ihnen überhaupt zu viel Geſchichte, namentlich von Freunden, die für Sie keine ſind. Etwas ſcharf ſondern Sie Ihre Intereſſen von den meinigen und deuten mir an, daß Ihrer Theilnahme auch hierin zu viel zugemuthet werde. Der Tag, an dem Sie ſich folcherweiſe gegen mich geäußert, war nun gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den ſympathiſchen; immerhin aber hätte Ihnen die nöthige Unverdroſſenheit zu der Bemerkung erübrigen ſollen, daß es dem fernen Freunde nicht wohlthun könne, ſehen zu müſſen, wie ſeine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden. Was die Geſchichte mit dem Philelegen betrifft, ſo bedaure ich, daß Sie etwas unzart darauf hingewieſen ſind, ihn nunmehr bloß als ein Lexikon zu benützen, ſo wie ich nicht weniger bedaure, daß Sie auf ſothane Benützung ſich nicht früher ſchon von ſelbſt beſchränkt haben. Ihr erſter Brief war am fraglichen Dienſtag noch nicht angekommen. — Schönen Dank für die Blumenblätter. Ich ſchicke Ihnen dafür ein Maiblümchen, das durch zwei Tage mich erfreute und freundlich den ganzen Frühling bei mir vertrat.

Ich grüße Max, Kinder und Schweſtern, die ſo freundlich waren, mich grüßen zu laſſen. Ihr Niembſch.

Meine Krankheit verläuft ordentlich.

Ebenſo.

Stuttgart, 28. April 1841.

Liebe Sophie!

Heute iſt's der neunte Tag, daß ich liege, und daß ich die Krankheit habe, nach meines Arztes Behauptung, wenigſtens der elfte. Nunmehr iſt die Periode der Abſchuppung eingetreten, und ich habe Hoffnung, wenn das Wetter ſo ſchön bleibt, binnen vier bis fünf Tagen wenigſtens

dem Bette zu entrinnen, wenn ich auch dem Zimmer noch einige Wochen lang verfallen bin. Unglückſelige Reiſe! Hätte ich ſie nur ſpäter unternommen, vielleicht daß ich dann nicht erkrankt wäre! Höchſt ſtörend bin ich den beiden hausgenöſſiſchen Familien und ihrem glücklichen Zuſammenleben dazwiſchen gefahren. Der zweite Stock iſt vom erſten ganz abgeſchloſſen; man kommt nicht zuſammen der Kinder Mariettens wegen, die bis jetzt zu meiner Beruhigung geſund geblieben. Ueberhaupt hat man in Stuttgart großen Reſpekt vor dem Scharlachfieber. Alexander, Evers, Pfizer und Andere ſind für mich verſchollene Leute. Da ich wieder leſen und ſchreiben darf, bin ich vollkommen damit einverſtanden. Wenn Sie wüßten, liebe Sophie, welche Freude mich belebt, wenn mir ein Brief von Ihnen gebracht wird, würden Sie mir oft, und nie ein unfreundliches Wort ſchreiben. Leider hab' ich in den neun Tagen meines Krankenlagers nur Einen Brief, und zwar einen ſolchen erhalten, daß er mich noch immer wurmt. Ja, ſo ein unfreundliches Wort von Ihnen bleibt mir lange in der Seele ſitzen, und nagt darin fort, als ein böſer Wurm, den ich nicht zerdrücken kann. Vorgeſtern hab' ich ein Lied gedichtet von zwölf Strophen. Es wurde juſt um Mitternacht fertig, als das Glockenerz zwölfmal erklang.' Die Albigenſer beſchäftigen mich angelegentlich. Ich habe drei Geſängen einen Schluß gegeben. Bald werden ſie zum Druck reif ſeyn. Wegen zu befürchtender Monotonie dürfen ſie keine zu groſſe Ausdehnung erhalten. Ich muß dieſe Arbeit ſo bald als möglich abſchütteln, um mit friſcher Kraft und Luſt an eine neue zu gehen. Ich habe mir aus der hieſigen Bibliothek den Gregorius Turonenſis bringen laſſen, und will darin nach Stoffen ſuchen. Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Lebt wohl, mein Freund Max, und Ihr, liebe Kinder! Euer Niembſch.

Stuttgart, 1. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Daß Sie ſo beſorgt und geängſtigt ſind, iſt mir tauſendmal herber als meine Krankheit ſelbſt. Wir werden uns in Ischl wiederſehen. Noch

' S. „Einklang" im dichteriſchen Nachlaſſe

halten die Bande, die mich an dieſes Leben knüpfen. Meine Natur ſcheint ſogar durch dieſe Krankheit, als durch einen kräftigen Ausſtoßungs- und Reinigungsakt Anſtalten zu einem geſicherten und recht arbeitsfähigen Wohlſeyn treffen zu wollen. Allerdings iſt der Scharlach eine tückiſche Krankheit, und mir iſt der Tämen des Verderbens, der neben der heilkräftigen Macht in meinem Körper lauert, keineswegs unſpürbar und unbewacht. Als ich neulich das Lied dichtete, regte ſich jener deutlich, und ich enthalte mich jeder Arbeit, ſeitdem ich wahrgenommen, wie ſchon ein lebhafter Gedanke im Stande iſt, meinem Pulsſchlag ein ſchnelleres Tempo zu geben. Eine große Mattigkeit und Niedergeſchlagenheit iſt gegenwärtig meine Klage. Die Abſchälung geht ziemlich raſch von Statten. Kopf und Bruſt ſind immer frei geblieben. Mein Ausſehen iſt, beſonders Dank meinem unbeſchränkten Bartwuchs, nach der Ausſage Reinbecks, ſchauderhaft.

Der Verluſt eines ſo ſchönen Frühlings iſt zu bedauern. In hieſiger Gegend gibt es ſchon blühende Kaſtanien, grüne Weinberge und viele Nachtigallen; aber ſeltſam genug, noch keine Schwalbe. Sollte der April die Natur ſo gelockt und gekirrt haben, um ſie an einen rauhen Mai zu verrathen? Herzlichſten Dank auch Dir, mein getreuer Max, für Deine beſorgte Theilnahme! Am dritten Tage meines Krankſeyns ſchrieb ich an Schurz; er wird aber meinen Brief erſt am 5. Mai erhalten. Durch ein Verſehen unſerer Magd wurde das Schreiben unfrankirt in den Briefkaſten geworfen, und erſt vorgeſtern zufällig von Jemand, der meine Schrift erkannte, unter dem Gitter erblickt, wo die nicht expedirbaren Briefe ausgeſtellt werden.

Schurz wird Euch den kleinen Einſchluß an Sophie wohl überbringen. Lebt wohl! Grüßet die lieben Kinder, Schweſtern und Eltern herzlich. Euer dankbarer Niembſch.

Eine Bitte: W., der unbarmherzige Agent der barmherzigen Schweſtern[1] hat mir hieher geſchrieben.[2] Möchte doch Max ihm die paar Worte ſagen, ſchreiben oder ſagen laſſen: „Ich bedaure ſehr, daß ich

[1] In Wien.

[2] Wohl wegen eines dichteriſchen Beitrages für eine Feier zum Beſten jener Schweſtern.

mein Verſprechen nicht habe einlöſen können. Im Winter die Grippe, ſodann meine Abreiſe und jetzt der Scharlach ſind gewiß ein ganzes Bündel voll bündiger Entſchuldigungen! W. ſey billig und verzeihe! . . ."

Stuttgart, 3. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Geſtern ſind die Schwalben, das erſte Gewitter und ein Brief von Ihnen gekommen. Es war ein ſchöner erquickender Tag für die Natur und mich. Mir geht es heute ganz gut. Ihre freundlichen Vorſchriften will ich auf das Gewiſſenhafteſte befolgen, und ſogar um eine Woche länger im Zimmer bleiben, als es der Arzt für nöthig erklären wird. Den Mai will ich gern noch daran geben, damit mich der Juni um ſo ſicherer gerüſtet finde. Mein Arzt, ein denkender, erfahrener, behandelt mich ganz vernünftig, Reinbecks pflegen mich mit größter Sorgfalt, und ich ſelbſt ſchone mich mit nicht geringerer, die Krankheit hat den gutartigſten Verlauf genommen, — was wäre da noch zu beſorgen? — (Unberufen!!!!) Die Fabrikation einer neuen Oberhaut geht recht eifrig von Statten, und ich hoffe das neue Gewand dann eine ziemliche Zeit lang zu tragen. Die Natur wird ſich doch nicht umſonſt damit geplagt haben wollen?!

Meine Augen waren bloß angegriffen und geröthet, nicht eigentlich krank und entzündet. Das iſt auch völlig wieder gut. Die große Erregbarkeit zu fieberhaften Wallungen hat ſich ebenfalls verloren; mein Puls iſt wie in geſunden Tagen, doch meide ich Alles, was dahin führen könnte.

Sie hatten zwei Tage keinen Brief von mir, bis Sie jenen gereizten und biſſigen erhielten; doch ich habe für jeden dieſer Tage an Sie geſchrieben, nur die Briefe nicht abgeſchickt, weil ſie mir zu rauh waren. Der dritte war es zwar auch mitunter, aber doch ſchon viel geſchmeidiger und gehaltener. Ich war in der That gekränkt und aufgebracht.

Könnte mich ein unfreundliches Wort von Ihnen nicht ſo verletzen, ſo könnte auch ein freundliches mich nicht ſo beglücken.

Das iſt die Schlüſſelgewalt, die Sie über mein Herz haben.

Wo in Ischl hat denn Sandmann die Wohnung für Euch genommen? Mich freut es wohl, daß der gute Waldmeister dafür gesorgt hat, und ich will dafür eine Aufschrift auf sein Haus machen, wie er sie wünscht.

Nächstens werd' ich Ihnen ein neues Kind schicken.

Schönste Grüße an Vater, Mutter, Schwestern und Schwäger. Den guten S., meinen angenehmen Stubengesellen von Penzing, möchte ich gerne wiedersehen, sowie seine Kinder, das herzige Mathildchen. Grüßen und küssen Sie mir Ihren Liebling, die kleine Metze, und erschrecken Sie nicht an diesem Namen, denn Metze ist auch die altdeutsche Abkürzungsform für Mechtild oder Mathilde.

Das Diminutiv Mazzela ist nicht übel.

Mich freut's, daß das gute Minerl in der Heimath wieder aufblüht.

S. soll eben nach Wien transferirt werden. Leb' wohl, lieber Max, Ernst, Zoe und Trutschi!

Gott umgebe Sie immer und überall, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

In Ischl ließ Einer auch einmal einen Bergquell fassen, und wollte den Brunnen „den Rothschildsbrunnen" taufen und plagte Niembsch um eine Inschrift. Dieser hatte keine Lust. Endlich einmal zu Wien, in der „Stadt Frankfurt," wo ihn der Ischler wieder quälte, äußerte er gegen ihn, er wolle ihm einen Vers sagen, wenn er ihn benützen möge:

„Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt gerannen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbrunnen."

(Niendorf, S. 213.)

Stuttgart, 4. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Heute befinde ich mich um ein Unbegreifliches besser; ich fühle die Wiederkehr meiner Kraft und Heiterkeit. Das machen die Schwalben und Consorten. Der Arzt hat mir erlaubt, einige Stunden außer Bett zu bleiben.

Der Appetit ist vortrefflich, der Schlaf so gut, daß sich Arthur dessen

nicht zu ſchämen hätte. Das Rauchen ſchmeckt herrlich, ſo daß ich die Wolken bis an die Decke blaſe mit orientaliſchem Behagen. Aber beſorgen Sie nicht, theuerſte Freundin, daß ich mich durch mein Wohlgefühl auch nur zur kleinſten Unbeſonnenheit verleiten laſſe. Ich füge mich der zum Theil wirklich ekelhaften Scharlachdisciplin mit der pünktlichſten Unterwürfigkeit. Schon habe ich mich zum kompleten Bärenhäuter herangebildet. Meine Wäſcherin muß verhungern und ich habe ſo unreine Hände wie der ärgſte Gaſſenbub. Ich ſtecke recht tief im Geneſungsſchmutze, auf den manche Aerzte, wie z. B. der große Ludwig, großes Gewicht legen. Und vollends der Bart! Ich bin ein wahres Scheuſal. Meine Hausgenoſſen ſahen den Scandal allmälig heranreifen und gewöhnten ſich kleinweiſe an das Greuliche; ſonſt könnten ſie mich ohne Entſetzen nicht anſchauen. Das Stubenmädle vermeidet ſorgfältig mich anzublicken, denn die müßte wenigſtens in ein reſpectwidriges Lachen ausbrechen. — Sie werden nun ſchon wieder einige Briefe von mir erhalten haben. Ich laſſ' es nicht daran fehlen; auch in Zukunft. Sie haben mich von Ihrer Theilnahme ſo überführt, daß ich jetzt ganz keck mit meinen Krankengeſchichten herausrücke. Und bin ich einmal geſund, ſo werden Sie auch das oft genug zu hören bekommen.

Die Beſucher halten ſich noch immer ferne. Graf Alexander ſchreibt mir zuweilen. Ich antworte ſparſam, indem ich beſorge, daß ihm meine Zettel anſteckungsverdächtig ſind, und er wer weiß welche Räucherungsproceduren damit vornimmt, bevor er ſie berührt. Ein großartiger Hafen fuß in dieſem Punkte! Die Wittwe des berühmten Theologen ..... auf der Durchreiſe wünſchte mich kennen zu lernen, und hätte meine Krankheit gar nicht geſcheut. Doch ich will daraus nicht folgern, daß weibliche Neugier ſtärker ſey als männliche Freundſchaft. Ich danke für die Ehre.

Es bleibt bei der Unwiderruflichkeit des 20. Juni. Jetzt kann ich ſchon ſprechen, denn ich fühle mich bereits dampfſchiff- und eilwagenfeſt.

Tauſend Grüße an Max und die Kinder! Ihr Niembſch.

Stuttgart, 6. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Dieſen Brief ſchreib' ich Ihnen mit gewaſchenen Händen und gewaſchenem Kopfe. Der letztere iſt es nur figürlich, und zwar durch Ihren Brief, für welchen ich Ihnen nicht genug danken kann. Er iſt heilſam, o heilſam!

Mir geht es fortwährend vortrefflich. Das Wetter iſt ſchön und ſo warm, daß man mit dem ſchlimmſten Willen ſich gar nicht verkühlen könnte. Meine Geſellſchaft beſchränkt ſich faſt allein auf Reinbeck und Emilie. Ein guter Zeitvertreib hat ſich mir im Damenſpiel geboten. Ein koloſſales Spielbrett wird auf mein Bett gelegt, und abwechſelnd wird von mir bald dem guten Reinbeck, bald Emilien eine Niederlage beigebracht. Reinbeck, der als Schachſpieler nicht unbedeutend zu ſeyn behauptet, fühlt als ſolcher ſeinen Stolz gekränkt, daß er im gemeinen Damenſpiel nicht aufkommen kann, und Emilie bricht oft in Klagen aus über ihre Vernirthheit, wie ſie es nennt. Das unterhält mich. Des Abends wird mir zuweilen Muſik gebracht von muſikaliſchen barmherzigen Schweſtern. Wenn das Clavierzimmer offen ſteht, ſo kann ich durch meine etwas geöffnete Thüre, vor der mich eine ſpaniſche Wand ſchützt, jeden Ton hören. Dieſe unſichtbar hörbaren Spenderinnen ſind: Fräulein Leibnitz, Zumſteeg, Evers und Madame Heinrich. Die Leiſtungen an Clavier und Geſang waren bis jetzt ſehr dankenswerth. Die Evers, welche ich noch nicht kenne, hat eine ſehr friſche und gute Jugendſtimme, und, ſo viel ich aus dem Vortrage einiger Lieder entnehme, auch gute Methode. Beſonders angeſprochen hat mich mein von Evers in Muſik geſetztes Gedicht: „Ach wärſt Du mein, es wär' ein ſchönes Leben!“ [1]

Heute ſagte mir der Arzt, daß wir dieſe und noch die folgende Woche wichtig nehmen müßten, ſodann aber ein kleiner Ausflug mir ſchon geſtattet ſeyn werde. Dann ſind vier Wochen vorüber. Ich will übrigens gerne noch freiwillig einige Tage zulegen, um alle Möglichkeit einer nachzügelnden Kränklichkeit abzuſchneiden. So etwas würde mich als ein wahres Unglück treffen.

Noch einmal Dank für den letzten Brief. Ich habe jedes Wort

[1] „An *.“ Es iſt an Sophie ſelbſt gerichtet.

Ihrer ſchönen, mir ſo befreundeten Seele in die Schatzkammer lieber Erinnerungen niedergelegt, deren ich von Ihnen viele bewahre und bewahren werde mit meinem letzten Gedanken.

(Nun folgt im Briefe Lenau's Gedicht: „Am Sarge eines Schwermüthigen, der ſich ſelbſt den Tod gegeben.“)

Wenn ich nur ſchon wüßte, wie es Ihnen gefällt, liebe Sophie! Mir iſt dieſes Gedicht ſo recht warm und ſtetig aus der Bruſt gequellen, wie ſchon lange keines mehr. Es iſt Ihnen geweiht. Leben Sie wohl! Bin ich auch manchmal unartig, ſo glauben Sie mir doch: ich ſtelle Sie hoch, oder vielmehr: ich erkenne es freudig, wie hoch Sie Gott geſtellt hat. Grüßen Sie Freund Max und Kinder.

Unwandelbar Ihr Niembſch.

Es iſt das eben bezeichnete Lied eine Erinnerung Lenau's an den hochachtbaren Dichter Johann Mayrhofer in Wien, deſſen ſinnvolle Lieder durch die Tonſetzung ſeines Freundes Schubert eine größere Verbreitung erlangten, und der ſich am 5. Hornung 1836 aus Schwermuth freiwillig den Tod gegeben hatte. Oder war dieß Lied zugleich ein geahnter Vorlaut der eigenen furchtbaren Oktobertage des Jahres 1844? Faſt ſollte man es glauben dürfen, nachdem, als er es dichtete — Zeuge ſeines Briefes vom 1. Mai 1841 — der Dämon des Verderbens deutlich in ihm ſich regte.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 9. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Gar nicht recht iſt es mir, daß Sie Ihre Briefe an mich nicht mit der vollſten Zuverſicht ſchreiben, mir damit große Freude zu machen, denn ich befürchte von dieſem Mangel an Selbſtvertrauen ein Seltnerwerden Ihrer Briefe, der immer mit Sehnſucht erwarteten, mit größter Freude empfangenen. Darum ſoll es mir lieb ſeyn, wenn Sie, ſo lange ich hier bin, immer noch ein Reſtchen Beſorgniß über meine Geſundheit und damit den Wunſch behalten, häufige Nachricht von mir zu bekommen.

Dann ſchreiben Sie ſelbſt auch fleißig. Mir geht es immer gut und beſſer, doch mit der Häutung zu langſam. Warum nimmt die Natur nicht ein paar Geſellen auf, um ſchneller damit fertig zu werden? Oft befällt mich eine Ungeduld, daß ich zum Fenſter hinausſpringen möchte. Mir iſt mein Zimmer ſchon unerträglich geworden. Zum Glück darf ich doch wieder etwas meine Geige ſtreichen.

Im Gregorius Turonensis, deſſen Geſchichte der Franken ich mit Intereſſe durchleſe, hab' ich noch keinen Stoff gefunden, vielleicht ſtoß' ich aber noch auf einen ſolchen. Im dritten Buche traf ich die Anekdote, woraus Grillparzer ſein „Weh dem, der lügt" gemacht hat. Es iſt mir unbegreiflich, wie ihn dieß ſchale Zeug zu einer größeren Arbeit erhitzen konnte.

Heute erhielt ich folgende Stegreifverſe von Kerner:

Berlin, wie verſtändig, wie weiſe biſt du!
Ich ſteh' vor dem Thore und höre dir zu.
Heraus fährt ein Windhauch und hebt mich empor,
Ich friere, ich falle nach Wien vor ein Thor.
Drauß ſtrömt es wie Sonne und wärmt mir die Bruſt,
Wie wird mir's gemüthlich! O Wien, meine Luſt!
Wie möcht' ich dich preiſen, wie ſingen allwärts:
Berlin ein Gehirn iſt, doch Wien iſt ein Herz!

Die Gräfin Helene hat das Schleimfieber. Die Reinbecks haben den Ausſchlag ſchon gehabt und pflegen mich treu und ohne Scheu.

Geſtern Abend ſpielten die Zumſteeg und L. mir ein Beethoven'ſches Quintett vierhändig. Sodann ſpielte die L. den Trauermarſch, den ich ſo ſehr liebe. Plötzlich aber brach er ab, und ich wußte nicht warum, und ärgerte mich, bis Emilie herüberkam und mir erzählte, die L. ſey mit einemmal vor Trema ohnmächtig geworden, kalt wie eine Leiche und habe müſſen gelabt werden; ich aber habe lachen müſſen. Doch was hilft das alles? Ich wollt', es wäre Reiſenszeit und alles ſchon vorüber. Mit meiner Kinderkrankheit muß ich auch etwas von der Kindernatur abbekommen haben, denn ich freue mich in der That wie ein Kind nach Iſchl. Der Kutſcher, der mich da hineinfahren wird, ſoll ein herrliches Trinkgeld haben. Wäre es mit meiner Krankheit ſchief gegangen, ſo könnt' ich

jetzt ſchon draußen liegen, wo man kein Poſthorn mehr ſchallen hört und die Ungeduld im Herzen ausgeſchlagen hat. Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie mir die Unſern herzlich. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 12. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine völlige Geneſung iſt das Einzige, was ich hier abwarten werde. Ueber meine Gedichte iſt noch nicht contrahirt worden, da Cotta abweſend war und es wahrſcheinlich noch iſt; doch hat er mir vor ſeiner Abreiſe Vollmacht gegeben, in ſeiner Officin drucken zu laſſen, was und wann ich wolle. Ich kann mir die Correctur meiner Gedichte nach Iſchl ſchicken laſſen oder auch ganz erſparen. Die Albigenſer will ich, ſo lang ich noch hier bin, druckbar machen, gut oder übel, gleichviel; ich ſtreife ſie mit meiner alten Haut ab für immer!

Der Doktor hat mir erlaubt, heute mein Zimmer zu verlaſſen und eine Stunde in den Gemächern meiner Hauswirthe herumzuwandeln, allein ich thu's nicht. Ich wage nicht das Geringſte, denn mir liegt alles daran, bald ganz hinauszukommen. Was iſt daran gewonnen, das Zimmer zu wechſeln, wenn ich das Land nicht wechſeln kann?

Sie fragen nach meiner Koſt und Eſſluſt. Ich darf alles eſſen und es ſchmeckt auch. Die Schweſtern Emiliens wechſeln mit ihr ab, mir was Gutes zu kochen. Die Kräfte ſind wieder da und mit ihnen wächst meine Ungeduld. Das Arbeiten greift mich nicht mehr an, freut mich aber nicht, ſelbſt Muſik, ſelbſt Beethoven nicht. Ich bin mißmuthig, das können Sie ſchon aus meiner Schreibart ſehen. Es ſind lauter Hackſätze. Fahren Sie nur recht oft nach Weinhaus und bleiben dort viel im Garten, liebe Sophie! Die Angegriffenheit Ihrer Bruſt hat mich ſehr erſchreckt. Wenn Sie die Reiſe nach Iſchl vorbereiten, ſo beſchwöre ich Sie, es gelaſſen und langſam zu thun.

Mein erlauchter Haſenfuß hat ſich noch immer nicht blicken laſſen. Der wird ſich wundern und ſehr getäuſcht finden, wenn er glaubt, ich werde nach meiner Geneſung noch zu haben ſeyn. Die Gelegenheit zu ſchwatzen mit mir iſt ihm für dießmal unwiederbringlich verloren. Kaum

geneſen, bin ich auch dageweſen. Ich laſſe mir für meine Reiſe einen tüchtigen Mantel machen, und will, ſobald es ſich thun läßt, in kleinen Stationen ohne Anſtrengung fortwandern. Vierzehn Tage von heut werd' ich noch im Hauſe bleiben müſſen, dann gewöhn' ich mich allmählig an die Luft und ſehe mich nach einem Hauderer um. Ja, nach einem Hauderer; dießmal will ich bequem reiſen. Im Juni ſehen wir uns. Mir iſt mein hieſiger Aufenthalt dießmal ſo ganz verleidet, daß ich gern mit jedem geſunden Handwerksburſchen tauſchen und zu Fuß davonlaufen möchte. Nun ich aber ein armer, reconvalescirender Teufel bin, muß ich ſchon mit einem Hauderer anbinden. Da fahr' ich den erſten Tag bis Ulm, den zweiten nach Augsburg, dann München, Waſſerburg, Salzburg, Iſchl. Oder: 1) nach Ulm; 2) und 3) bis Regensburg zu Waſſer; 4) nach Linz; 5) nach Iſchl. Auch ich hoffe in der erſten Juniwoche flügg zu ſeyn. In fünf oder ſechs Tagen bin ich ſchon wieder gut Freund mit der Luft, wenn ich einmal ausgehen kann. Schreiben Sie mir fleißig, ich bitte Sie herzlich. Sie erhalten in dieſem Monat noch ſechs Briefe von mir.

Nehmen Sie Ihre bisherigen lateiniſchen Aufgaben alle mit nach Iſchl, damit ich beiläufig ſehen kann, auf welcher Stufe Sie ſtehen. Ernſt hat wohl dieſelben Penſa. Nur langſam einpacken und ſich ſchön dabei helfen laſſen! hören Sie? Nichts Schweres heben, den häuslichen Eifer bezähmen und nicht zum Räumfieber ſteigen laſſen! Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie Max und die Ihrigen alle. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 14. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sie ſind nicht wohl. O, werden Sie nicht krank, ſorgen Sie dafür, werden Sie nicht krank! Lieber würde ich meine Muſe todt daliegen ſehen, als Sie in Lebensgefahr. Daß ich ſelbſt lieber in Freuden mich begraben ließe, um Sie zu erhalten, verſteht ſich von ſelbſt, viel weniger ſagen! Sie, theure Freundin, haben — was an meinem Talente das Beſte iſt — Sie haben mein Herz gebildet; dafür gibt es keinen würdigen Dank, als den ich ſo eben ausgeſprochen. Soll ein Baum kräftig und

ſicher zum Himmel gedeihen, ſo muß er feſt und beharrlich im Boden wurzeln. Ich ſtehe und wachſe in Ihrer Freundſchaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimiſch und wohlgeborgenen Wurzel. Einſt ſcheide ich von dieſer Welt mit dem freudigen Bekenntniſſe, daß Sie, theure Frau, es waren, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Haſſes geſtillt, die — an Geiſt und Herz mächtig wie wenige Ihres Geſchlechtes — in einem höhern Lebenskreiſe das für mich gethan, was jene längſt modernde andere theure Frau ſo gerne gethan hätte. O, liebe Sophie, beruhigen Sie mich doch bald mit beſſerer Nachricht! So ſehr bin ich von dieſem Gedanken eingenommen, daß ich keinen andern für Sie haben und ſchreiben kann, wenn es nicht der iſt, den Sie gerne vernehmen: daß es immer beſſer geht.

Leben Sie wohl mit herzlichen Grüßen an Max, die Eltern und Ihre Kinder. Ihr Niembſch.

Schonen Sie ſich beim Einpacken und bei allen Reiſerüſtungen; hören Sie!!! Ich bitte Sie!!! Nicht zu viel Abſchiedsbeſuche auf einmal; nur Alles langſam, langſam mit Würde und Anſtand! Es ſchickt ſich ja nicht einmal, ſo herumzufahren! Hören Sie!!!

Stuttgart, den 16. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sehr freut es mich, daß Ihnen mein Lied gefällt. Das iſt gut, das muntert auf. Ihre Lobſprüche ſind Hafer für meinen Pegaſus, der beſte, der für ihn gewachſen iſt. Kann gar nicht ſchaden, wenn Sie zuweilen davon aufſchütten. Sie können mein Siegel ſchon wieder ohne alle Sorglichkeit brechen, liebe Sophie! Meine Briefe ſagen Ihnen alle, daß ich ſeit dieſer Krankheit geſunder bin, als lang vorher. Geſtern war Dr. Schelling bei mir, unter allen mir bekannten Aerzten mir der liebſte. Als er ſo neben mir daſaß, und ich ihn mit großem Wohlgefallen betrachtete, mußte ich mir denken: wäreſt du doch in Wien für meine liebe Sophie!

Dieſes Mannes Geſicht iſt eine ſo überaus einnehmende Miſchung von Weisheit und Kindlichkeit, wie ich noch nie geſehen. Ich ſtellte mancherlei Fragen an ihn, die angelegenſte unter andern: ob ich bald reiſen

dürfe? Der Herrliche antwortete mir, daß ich nach vier oder fünf Ausgängen sofort mich ohne Gefahr auf die Reise begeben könne; nur keine Nachtfahrten!

Das stimmt ja trefflich mit meinem Hauderer zusammen. Seyen Sie nur nicht traurig, liebe Sophie; ich will es an „recht vielen guten, freundlichen Worten, die Sie brauchen," so lang ich lebe, nicht fehlen lassen. Sie spenden dafür zuweilen von Ihrem köstlichen Haber; nicht wahr?!

Im Herbst nach Wien.

Noch ist mein Stübchen still und keineswegs zu einer Rauch- und Schwatzstube geworden, wenigstens das Letztere nicht. So wohlgethan hat mir die Einsamkeit meiner Krankheit, daß ich wünschen muß, ich hätte für die meisten Besucher immerdar so etwas abschreckend Unnahbares.

Die Welt wird nicht auf mich hereinbrechen, sondern ich werde sobald als möglich von hier hinausbrechen. Noch diesen Monat muß ich mich hüten, dann bin ich frei und flügg. Mein großer grauer Ischler Regenmantel ist bereits in der Mache.

Ich war nicht sehr matt als ich aufstand, und bin es jetzt gar nicht mehr. Der Appetit ist vortrefflich; viele hundert Spargeln waren sein Opfer. Der liebe Arthur, daß er nach mir gefragt hat! Ich grüße ihn schön dafür. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie! — Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 18. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine angenehme Gewohnheit, abwechselnd den einen Tag einen Brief zu bekommen, den andern einen zu schreiben, hat, was das Bekommen betrifft, schon wieder einen Stoß erlitten. Nur in der sichern Erwartung, daß sich der heutige Abend besser bei mir einstellen wird, schreibe ich Ihnen schon wieder.

Ich schreibe dießmal gar zu gerne. Der Briefknopf scheint mir eben erst in der letzten Krankheit aufgegangen zu seyn; doch ist er es nur gegen Sie, liebe Sophie!

Ich bin jetzt über die Albigenser her. Der Wille ist lebhaft, und das ist schon sehr viel. Zwei Gesänge, von den ersten, und gerade die fatalsten, habe ich umgearbeitet, und in einen Gesang umgesungen. Jetzt klingt es; doch behält der Stoff allzeit eine gewisse Widerhaarigkeit, und meine Muse, die ärmste, muß schon gegen den Stachel lecken. Das kann ihr aber nur nützen, indem es ihr die Zunge stärkt. Mir geht es recht gut, liebe Sophie, und nach Ihrem Briefe glaube ich mit Freuden das Nämliche von Ihnen. Doch wiederhole ich meine Bitte um Schonung Ihrer Gesundheit, namentlich bei den Reisevorbereitungen auf das dringendste. Wenn man sich nicht gehütet hat, Andern so lieb und theuer zu werden wie Sie, so hat man sich dadurch die Verpflichtung zugezogen, auch Andern zu liebe auf sich selbst Acht zu haben. Also gelassen, gelassen!

Das Wetter hier ist fortwährend herrlich. Man hat schon Heuernte gemacht.

Meine Gesundheit bessert sich fühlends mit jedem Tage. Schon kann ich mit großer Anstrengung arbeiten ohne allen Nachtheil. Hauderer, sey mir gegrüßt, sey mir geküßt!

Mein Freund Max soll mir doch auch einmal antworten. Daß Karl Groß bei Ihnen war, freut mich sehr; ich werde ihm nächstens schreiben. Bringen Sie doch dem Brautpaare L. C. meine Glückwünsche, und meinem lieben Nachbarn, wie allen den Seinigen, meinen lieben Gruß. Gott sey um Sie, wie er in Ihnen ist, liebe, gute, einzige Sophie!

Grüßen Sie meine Freunde. Niembsch.

Stuttgart, den 20. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Wer weiß, ob dieser Brief noch in Wien antrifft. Daß Sie der Hochzeit entwischen werden, ist natürlich. Die Verwandten des Bräutigams sind Ihnen zu unnatürlich. So ein Aristokratenweibel, das sich Ihnen, liebe Sophie, entgegenspreizt, muß Einem Herzweh machen.

Wann wird die Welt vom Adel genesen? — Alte Klage, alte Frage!

Mir geht es halt noch immer sehr gut. Sie werden an meinem Appetit eine Freude haben. Ich lasse vorläufig die Kathi grüßen, um mich

bei ihr gut anzuſchreiben. Bei uns iſt das Wetter gar nicht rauh; geſtern Nacht um ein Uhr wies mein Thermometer 20 Grad.

Meine Abſchuppung iſt beinahe vorüber, nur an den Händen bin ich noch ein Zerriſſener.

Max, dem ich nächſtens wieder ſchreiben werde, macht mir einen ſchmeichelhaften, zugleich komiſchen Vorſchlag. Ich ſoll N—s Hofmeiſter ſeyn, d. h. mein Honorar in Gaſtein an meinen Zögling verlieren. Die erſte Frage: „Wo ſind die Karten?“ Die zweite: „Wo ſind die Würfel?“ Die dritte: „Iſt Niemand da, dem man die beiden alten Kindsköpfe zur Aufſicht geben kann?“ Ich freue mich jetzt viel zu ſehr nach Iſchl, als daß ich einem anderweitigen Reiſeplan auch nur ſcherzweiſe Raum geben könnte. Wenn dieſer Brief noch in Wien erbrochen wird, ſo laſſen Sie meine ernſtliche Bitte nicht verloren ſeyn: ſchonen Sie ſich vor und auf der Reiſe ſorgfältigſt!

So hat der arme Arthur ſchon wieder einen Unfall gehabt? Er ſoll, was er tanzen gelernt hat, fleißig üben, um ſeinen Füßlein, die ein etwas ſchweres Corpusculum zu tragen haben, mehr Feſtigkeit und Sicherheit zu geben, der liebe herzige Spitzbub. Meine Zoe bekommt ein ſchönes Tüchel, das ich ihr an meinem erſten Sonntag in Iſchl umhängen werde. Auf das Roſerl freue ich mich ſehr; das bekommt auch ein Tüchel.

Geſtern hat ſich hier ein junger, talentvoller Maler, Namens B., mit Kohlen erſtickt. Auf ſeinem Tiſche lag ein Brief an Auguſt Wilhelm Schlegel, deſſen natürlicher Sohn er war. Beſonders glücklich ſoll er Bettelbuben gemacht haben im Geſchmacke Murillo's.

Ich werde nicht lange auf mich warten laſſen. Die Albigenſer müſſen gut thun. Das himmliſche Iſchl ſoll mich zu einer neuen Arbeit ermuntern.

Leben Sie wohl, liebe Sophie; leb' wohl, Max; lebt wohl, Kinder! Ihr Niembſch.

Stuttgart, den 23. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Mißlich iſt es, an Jemand zu ſchreiben, von dem man nicht weiß, wo er iſt. Fixire ich Sie in Wien, ſo ſchnellen Sie mir nach Iſchl

hinüber; und rede ich Sie hier an, ſo entweichen Sie nach Wien zurück. Ich ſtelle mich mit meinen Fragen, Wünſchen und Grüßen alſo zwiſchen Wien und Iſchl auf, und laſſe Sie vorüberfahren. Wie geht es, liebe Freundin? Warum ſchreiben Sie ſo ſelten? Warum hat ſich Ihre Schreibluſt bereits zu einem viertägigen Fieber herabgeſtimmt? Das ſind ſo Fragen, die ich der Ferne, der unzureichenden Beſtie übergebe, ohne eine Antwort zu bekommen, die ich doch auf der Stelle haben möchte. Den Raum hat der Teufel erfunden, ſagt Karl Taub, und o wie hat Karl Taub recht! Die Zeit hat der Teufel zwar auch erfunden, doch die iſt ſchon beſſer, weil flüſſig und ſich ſelbſt auffreſſend. Heut iſts die fünfte Woche vorbei, daß ich ſo verflucht erröthen mußte, daß ich leicht hätte erbleichen können, wenn ich anders fern von Ihnen ſterben dürfte. Das aber darf nicht geſchehen, und ich werde Ihnen einſt in meiner letzten Stunde gewiß ſehr überzeugende Worte von der Unſterblichkeit ſagen, und von unſerem Wiederſehen im väterlichen Hauſe.

Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Niembſch.

Stuttgart, den 26. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Ich ſitze ganz ſtolz an meinem Schreibtiſche. So gut iſt es mir zum erſtenmal geworden, daß ich drei Briefe von Ihnen zugleich zu beantworten habe. Dank, Dank, liebe Sophie, für die ſchönen beglückenden Blätter! Nun will ich aber auch gewiſſenhaft und genau Alles ſagen, was Sie wiſſen wollen. Dr. Schelling hab' ich allerdings erſt während meiner Krankheit in ſeiner vollen Liebenswürdigkeit kennen gelernt. Mein Ordinarius war Dr. Becher, auch ein geſchickter Arzt, der mich ſchon früher behandelt hatte. Cotta iſt ſeit einem Tage von Tottenhauſen zurück. Er hat im voraus allen Bedingungen zugeſtimmt, welche ich ihm in Betreff meiner Albigenſer machen würde. An dieſen habe ich die Tage unabläſſig gearbeitet, und ſie bis auf weniges ganz wieder abgeſchrieben, und dabei hier und dort Verbeſſerungen angebracht. Alles werd' ich thun, um das Manuſcript hier laſſen zu können. Sie haben recht; dieſe Albigenſer ſind ein wahrer Hemmſchuh. Beim Abſchreiben hab' ich die Arbeit genau

geprüft und gefunden, daß der Stoff ſelbſt durchaus fragmentariſcher Natur iſt, und ſich nicht anders als in einzelnen Schilderungen poetiſch bearbeiten läßt. Mehrere von meinen Geſängen ſind' ich gut, und zwar ſo gut, daß die ſchwächeren ſchon mitlaufen können. Ueberhaupt will ich an meinem Motto feſthalten: „Sie ſollen's freſſen!“ Es wird doch zur Zeit in Deutſchland nichts Beſſeres gemacht. Die Taſchenausgabe meiner Gedichte wird bis zur Herbſtmeſſe gedruckt und die Correctur von mir in Iſchl gemacht werden.

Sie reiſen morgen ab? Reiſen Sie glücklich. Mir iſt bange. Zöppritz hat vor einigen Tagen eine Fracht Wolle in der Donau verloren; das Schiff ſcheiterte bei Linz. Der Unfall des Dampfſchiffes Sophia kommt noch dazu, um mich zu beunruhigen.

Könnt' ich Sie doch in Linz erwarten! Gott gebe Ihnen und den lieben Kindern und der Schweſter ſeine verläßlichſten Schutzgeiſter bei. Ich bete zu den Wellen und zu den Felſen.

Auf ausdrückliches Verlangen meines Arztes und aufgemuntert durch das wärmſte Wetter bin ich bereits vor acht Tagen im Garten geweſen, und zeither auch ſchon einigemal in der Stadt herum. Ich ſchreibe Ihnen das erſt heute, weil ich der Nachricht gleich die beruhigende Verſicherung beigeben wollte, daß mir die Ausgänge vollkommen gut bekommen ſind. Ich bin freigeſprochen. Nun reiſe ich auch bald. Den Tag zeige ich in meinem nächſten Briefe an.

Ich hoffe am 15. Juni bei Ihnen zu ſeyn. Ja, der Trutſchi iſt ein ſehr liebes Kind, und ich will ihn noch beſonders an mein Herz ziehen, und, wenn ichs im Stande bin, ihm auch noch nützlich werden. Sie haben recht, die Zahnlücke iſt traurig. Ein Wetterſemmer ſoll das werden in unſerem ſchönen Iſchl. Ich freue mich unbeſchreiblich darauf. Wir wollen wandeln, liebe Sophie, auf- und abwandeln. Der liebe Ernſtl ſoll mir ſchön überſetzen, und Sie, theure Schülerin, ſollen mir recht tief in die lateiniſche Grammatik ſchauen. Sie werden ſolche noch ſehr anziehend finden. Der dumme Schneider hat mir mit meinem Mantel eine Confuſion gemacht, und bringt ihn mir erſt dieſer Tage. Dann hab' ich nur noch mit Cotta über das Indiſche zu verhandeln, um ſofort dem Himmliſchen zuzureiſen. Grüßen Sie Liebroſerl und Kinderlein. Ihr Niembſch.

Stuttgart, den 1. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Leider kann ich wegen der rauhen Witterung und meiner abermaligen Zahngeſchwulſt den Tag meiner Abreiſe heute noch nicht beſtimmen, zweifle aber nicht, daß ich bis 15. d. M. in Iſchl ſeyn werde. Indem ich dieſes ſchreibe, ſeyd Ihr, meine Lieben, wohl ſchon an Ort und Stelle, und Sie werden mir mein Kämmerlein vielleicht ſchon gewählt haben. Ich bin ſehr mißmuthig über dieſe Möglichkeit einer Verzögerung, doch glaube ich nicht, daß die ganze rheumatiſche Geſchichte mehr als drei Tage verderben wird. Einſtweilen bin ich aber höchſt verdrießlich. Cotta, der Schuß, war kaum hier angekommen, als er auch ſchon wieder nach ſeinem Landgute Hipfelhof abfuhr. Wenn ich ihn nicht habhaft werden kann, ſo fahre ich auch ſo davon. Die Hauptſache iſt doch ſchon im Allgemeinen feſtgeſetzt: die Gedichte (Taſchenformat) werden gedruckt, ſobald ich ſie hergebe. Hallberger fügt ſich, alſo bin ich quaſi im Reinen; ich ſage mirs wenigſtens ſelbſt vor, um nur fort zu können. Meine Ungeduld iſt die ärgſte Krankheit. Bis 15. muß ich bei Euch ſeyn. Lebt wohl. Ihr Niembſch.

Stuttgart, den 4. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Schelling erklärte heute, daß bei der großen Empfindlichkeit meiner neuen Haut, die ſich bereits durch eine Zahngeſchwulſt ausgeſprochen hat, und bei der etwas rauhen Witterung — vor acht Tagen ſchlechterdings ans Reiſen nicht zu denken ſey. Das iſt das Letzte, was ich mir gefallen laſſe, dann aber verſteh' ich keinen Spaß mehr und reiſe.

Alſo am 12. d. M. reiſe ich ab.

Sie haben aus einem meiner Briefe herausgeleſen, daß ich eine Luſt nach Gaſtein hätte, trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, daß ich nicht einmal im Scherz einen andern Reiſeplan als den nach Iſchl faſſen könnte. So ſehr freue und ſehne ich mich nach Iſchl, daß ich einen andern Weg, der von dort noch weiter führt, nicht einmal zu einer kleineren Spazierfahrt einſchlagen mag, und weder nach Weinsberg fahre, noch

nach Waiblingen, ja nicht einmal zu bewegen bin, Alexander einmal nach Serach zu begleiten. Geſtern hab' ich mir den böſen Zahn, weil er mich am Reiten hätte hindern können, ausziehen laſſen; kurz, ich lebe ganz in dem Gedanken bald bei Euch zu ſeyn, und muß nun ſehen, daß Sie, liebes Sophert, mich verkennen! Ich bin auch verdrießlich, verdrießlich wie Sie, und wohl noch etwas mehr.

Gott ſey mit Ihnen! Der lieben Roſalie wünſch' ich herzlichſt die wohlthätigſte Wirkung der Gebirgsluft auf ihr theures ſchönes Leben. Tauſend Grüße an die Kinder. Erholen Sie ſich und freuen ſich lieber auf unſer Wiederſehen, als daß Sie mir grollen. Leben Sie wohl, theuerſte, liebſte Freundin! Ihr Niembſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Stuttgart, den 8. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Samſtag den 12. reiſe ich ab. Noch hab' ich zwar rheumatiſches Leiden, einen Schmerz im Hüftgelenke, wogegen ich einen ausgedehnten Zugpflaſterfleck applicirte, doch am feſtgeſetzten Tage ſetze ich mich, wenn es auch bis dahin mit meinen Leiden nicht abgethan ſeyn ſollte, ſammt Schmerz und Pflaſter in den Wagen, und fahre zu Ihnen. Dieſe letzten Tage ſind für meine hieſigen Freunde die verlorenſten von allen, denn meine Ungeduld wächst mit jeder Stunde. Wahrſcheinlich reiſe ich zu Lande des abſcheulichen Wetters wegen. Nach meiner Berechnung treffe ich am 16. in Iſchl ein.

Eine wunderſame Ungeduld hat ſich meiner bemächtigt, ſo daß ich durchaus nichts arbeiten, thun und denken kann. Keine Ruhe als im Grabe. Das Alter wird mich nicht kühlen, denn ich fühle vielmehr mit dem Zunehmen deſſelben eine immer höhere Steigerung meines heftigen Gemüths. Geſtern und heut hat mich M. beſucht, und mir von Ihrem guten und Roſaliens üblem Ausſehen erzählt. Ich hoffe von Iſchl das Beſte für das gute, liebe Mädchen. Auch ich werde der Erholung bedürfen. Die Krankheit hat mir doch zugeſetzt, erſt jetzt ſpüre ich's. Von einem ordentlichen Briefe kann nicht mehr die Rede ſeyn. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Niembſch beſuchte am 14. Juni 1841 auf ſeiner Durchreiſe in München Emma Niendorf und ihre Schweſter, Agneſe v. G., wie erſtere in ihrem Buche S. 43 umſtändlich mittheilte. Es beluſtigte ihn, daß die bayeriſche Zofe, als ſie ihm die Corridorthüre öffnete, beim erſten Blicke rief: „Ja, Sie ſind gewiß der Herr v. Lenau, auf den die gnädig' Frau und die gnädig' Fräulein ſchon ſo lang' warten!“ — Niembſch blieb zu Tiſche bei ihnen. Er verſäumte nicht, mit großem Ergötzen von einem Traume Emiliens zu erzählen, voll prächtigen Humors; ſie habe unſern Dichter geſehen in den Armen eines rieſenhaften alten Weibes. Alpenblumen trug ſie an der Bruſt. Ihre grauen Locken rollten ſich herab; ſie blieb aber ganz kalt bei ſeinen Liebkoſungen, und da kam heraus, daß es — die Madame Steyermark ſey!

Niembſch bezeichnete eine gewiſſe mediſche Allerweltsbildung mit dem ſchlagenden Ausdrucke „Milleſleurs-Bildung.“ — Zu Emilie, wenn er unwillkommenen Widerſpruch erfuhr, pflegte er immer zu ſagen: „O Sie proteſtantiſcher Sauerampfer!!“

Heute klagte Emma Niendorf, daß ihr von klein auf überall das Schreckensecho lähmend entgegen dröhnte: „Nur nicht exaltirt!“ und daß man überhaupt in dieſem Klima ſo Vieles: „Exaltation“ nennt.

„„Da heißen ſie mich überſpannt,““ verſetzte Niembſch — „„ich bin es nicht; ſie ſind ſchlaff.““ — Er fügte lachend hinzu: „Schweine und Biere ſind die Hauptmomente, auf die man hier überall ſtößt. Ich war einmal um fünf Uhr Morgens mit dem Eilwagen angekommen. Da fragte mich Einer um acht Uhr in der Frühe: „„Wann ſind Sie angekommen?““ — „Heute um fünf.“ — „„Wie ſchmeckt Ihnen unſer Bier?““ —

Emma erinnerte ihn an ein kleines Abenteuer auf einer ſeiner letzten Reiſen nach Stuttgart. Auf dem Eilwagen ſaß er neben einer Dame. Sie hatte ſeinen Namen gehört. Nach ſeiner Gewohnheit wünſchte er zu rauchen; aber ihm fehlt das Stückchen Flor, das er beim Anzünden der Pfeife mit Raffinement des Schmauchers obenauf zu legen pflegt. Da nimmt die Dame ihre Tüllhaube vom Kopfe, reißt ſie in Trümmer und opfert ſie dem Liebling der Götter.

Von einer lyriſchen Sängerin ward muthwillig behauptet, ſie brauche

wegen ihrer Gedichte zwei Liebhaber, einen glücklichen und einen unglücklichen. Ueber eine vornehme Ausländerin, die ſich durch reine klaſſiſche Körperformen, aber auch durch frivole Gemüthsart auszeichnet, und deßhalb jetzt, da die Blüthe gewichen, faſt unſchön erſcheinen mag, äußerte er: „Eben dieſe Regelmäßigkeit iſt ſo häßlich an ihr, wie ein Schweinſtall, der im gothiſchen Style erbaut.“

Nach Tiſche kam Graf H. Auch an ihm bewährte ſich wieder die Magie von Lenau's Weſen. Im Herzen getroffen von ſeiner Geiſtesvornehmheit, blickte der ſchöne Jüngling zu ihm auf, die brauſende Studentennatur, und war liebenswürdiger, artiger mit ihm, als mit der reizendſten Fürſtin bei Hofe. Joſephine Lang, welche Lenanlieder komponirt hat, eilte gleichfalls auf einen Wink herbei und ſang abwechſelnd mit Agneſe. Beſonders ergriff ihn der von dieſer geſungene Vers aus ſeinem Gedichte: „Scheideblick.“

„Scheiden muſst' ich ohne Wiederkehr.“

Später ſang man das „zerriſſene Herz“ von Maltitz. „Ich muß den Text gegen Sie vertheidigen,“ erwiederte Lenau auf eine leichte Kritik von Emma. „Es hat wirklich einen tiefen Sinn: „Nimm, was Götter nur verſtehen, nimm ein ganz zerriſſenes Herz!““ Das iſt, wie Leſſing ſagt: „Wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, hat keinen,“ ſo auch: „Wem über gewiſſe Dinge das Herz nicht zerreißt, hat keines.“

Abends brachte ihn Graf H. und Emma zu Wagen mit einem Umwege durch den engliſchen Garten an ſein Hotel: „Die Traube.“

Niembſch an Max in Wien.

Ischl, den 14. Juni 1841.

Mit meinen vertrakten Albigenſern bin ich halt immer noch nicht fertig. Nie mehr will ich eine Arbeit unternehmen, bei welchem der terminus ad quem nicht vorhinein klar.

Niembſch an Emilie.

Iſchl, den 19. Juni 1841.

Iſchl hat mich mit gutem Wetter begrüßt, und bereits fühle ich das Wohlthätige der Gebirgsluft an der Zunahme meiner Kräfte und an der Wiederkehr der Luſt zum Arbeiten. Das erſte Abendroth auf den Höhen, die erſte Alpenſtimme einer Jodlerin haben mich mit dem alten, nie zu ſchwächenden Zauber ergriffen. Auch liegt auf allen Hügeln die duftende Mahd der Alpenkräuter und würzt mir jeden Athemzug. Ein ſchönes Land! Ich habe geſtern mit meinen Seelenbädern begonnen, und werde ſie fleißig fortgebrauchen.

Gleichfalls.

Iſchl, den 7. Juli 1841.

Mein Fuß iſt noch immer eine Qual und Hemmniß in allen meinen Unternehmungen zu Berge. Ich habe anhaltend gebadet, und doch will der tieniſtende Schmerz nicht weichen. Meine Stimmung iſt auch nicht die beſte. Das Arbeiten geht bis jetzt nur ſo atemiſtlich vorwärts; in einen rechten Zug bin ich noch nicht gekommen. — Mein Fuß verſtimmt mich, indem ich glaube, ein rechtes Gichtleiden hat bei mir ſeinen Anfang gemacht.

Ein ſolches Leiden, vielfach in ſeinen quälenden Erſcheinungen und unüberſehbar in ſeinem Verlaufe, iſt eine ſchwere Laſt für's Leben.

Niembſch an Karl Evers in Wiesbaden.

Iſchl, den 18. Juli 1841.

Mein vielgeliebter Evers!

Vergib, daß ich Dir Dein liebes Schreiben erſt heute beantworte. Ich war auf einem Ausfluge nach Steiermark abweſend von hier, und dann von unaufſchieblichen Correcturgeſchäften ſo eingenommen, daß ich in der That zu entſchuldigen bin. Daß übrigens Dein Andenken durch alle Eindrücke einer großen Natur und durch alle Arbeiten nicht verdunkelt werden konnte, magſt Du mir auf mein ehrliches Wort glauben! Oft

gedenk ich Deiner und mit aller Neigung, die mein Herz Deiner tüchtigen Persönlichkeit und Deiner edlen Freundschaft schuldig ist. Ich lebe hier ziemlich vergnügt; zur vollen Freudigkeit fehlt die volle Gesundheit.

Noch immer ist der fatale Schmerz meiner linken Hüfte nicht gewichen, er trotzt allen Bädern und wird mich wahrscheinlich veranlassen, von Ischl fort und nach Aussee bei Gastein zu ziehen, um dort die Quelle zu trinken, die als besonders heilkräftig gegen gichtische Leiden gerühmt wird. Wenn ich wüßte, daß es bei meinen gegenwärtigen Leiden ein Bewenden hätte, so läge mir nicht so viel daran; doch hat mir wahrscheinlich die Gicht ihren Schmerzenssamen ins Hüftgelenk gestreut, damit er von dort aus nach und nach die sämmtlichen Aestlein und Zweiglein meiner Nerven als böse Schmarotzerpflanze umranke und mich allmählig aufreibe.

Wie geht es Dir, mein lieber Evers? Ich habe auf Deinen Arzt in Wiesbaden viel Vertrauen und hoffe von den Bädern das Beste für Dein räthselhaftes Leiden. Am Ende steckts bei Dir auch blos in den Nerven, während die Stuttgarter Aerzte nur immer von organischen Entartungen sprachen. Schreibe mir doch recht bald, damit unsere Correspondenz in einen ordentlichen Gang kommt, vor Allem aber, damit ich über Deinen Zustand beruhigt werde.

Nach Allem, was ich aus Wien vernommen, war der Erfolg Deiner Schwester zwar kein schlagender, doch ein sehr ehrenwerther und scheint die Theilnahme für die junge Künstlerin mit dem öfteren Auftreten derselben noch immer zu steigen. Es würde mich sehr freuen, wenn sie nach Ischl käme, wo ich sie trotz meines schlechten Beines herum geleiten würde.

Ueber meine Reisepläne für den Herbst kann ich vorerst noch nichts Bestimmtes mittheilen; das Alles hängt von meiner Hüfte ab. Die Nachrichten von Reinbecks waren bisher etwas beunruhigend. Der alte Herr klagt über häufige Wiederkehr seiner Kolikbeschwerden, was immer bei seinem hohen unsicheren Alter leider sehr bedrohlich scheint.

Die Geige wird wacker gestrichen. Es geht, wie ich glaube, mit jedem Tage vorwärts. Die Eingangsakkorde der großen Sonate bring' ich bereits völlig rein heraus. Wenn ich nun schon wieder mit Dir spielen,

rauchen, plaudern und Kaffee trinken könnte! Lebe wohl und schreibe bald. Ich umarme Dich herzlich. Dein treuer Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Ischl, 18. Juli 1841.

Mein geliebter Bruder!

Die Briefe kommen selten, aber von Herzen. Ich sitze wieder in den schönen Bergen; sitze, denn ich habe ein krankes Bein. Da hat sich so ein Dämon von Gicht in das linke Hüftgelenk geworfen, und behauptet seinen Platz, allen Bädern zum Trotz.

Wenns nicht bald besser wird, verlasse ich Ischl und wandere nach Fusch bei Gastein, und trinke dort täglich zwanzig Seidel von dem gichtbesiegenden Quell.

Deine Gedichte sind schön gedruckt. Ich habe ein Exemplar an Emilie und eins an Karl Mayer abgegeben, zehn Exemplare für Dich mitgenommen. Schleifer hab' ich noch nicht gesehen, da ich von München über Salzburg reiste. Soll ich ihm nicht auch ein Exemplar schicken? Doch das versteht sich von selbst, ich hätte es bereits thun sollen.

Von meinen Gedichten, den sämmtlichen, wird gegenwärtig bei Cotta eine sehr elegante Taschenausgabe gedruckt. Moritz Schwind liefert zwei Zeichnungen zu verzierenden Stahlstichen.

So bald sich mir eine Gelegenheit bietet, schicke ich Dir Deine Gedichte. Nun werden sich bald die Recensenten regen. Der Eindruck des ganzen Buches kann nach meiner Ueberzeugung nur auf die Bosheit ein ungünstiger seyn; doch da die Bosheit und die Dummheit durch unsere deutschen kritischen Journale, wenige ausgenommen, treulich Hand in Hand gehen, so magst Du Dich, theurer Freund, immerhin mit einer harpunendichten Panzerhaut überziehen.

Grüße mir meine innigst geliebte Schwester Therese. Wie lebt sie? wo lebt sie? Schreibe mir recht bald hieher, denn ich ziehe wahrscheinlich nach Fusch. Wenn Du nur einmal mit Weib und Kind, mit Sack und Pack in unsere Gebirge kämest! Es ist lange her, daß wir eine schöne

Gegend zuſammen geſehen haben. Neuberg war die letzte. Haſt Du keine Staubferienreiſe vor?

Leb' wohl, geliebter Bruder! Ich umarme Dich und Thereſen und eure Kinder herzlich. Dein treuer Niembſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Lend, 30. Juli 1841.

Liebe Sophie!

Geſtern ſind wir nach einer hübſchen Fahrt zur Gosauſchmiede und einem Eierſpeisfrühſtück daſelbſt, ſodann nach Auf- und Abkletterung der Zwieſelalpe, wo die Ausſicht überaus herrlich war, und endlich nach einer Fahrt durch das hübſche Annaberg und Martinsthal, Abends neun Uhr in Hüttau angekommen. Die Ausſicht von der Zwieſelalpe machte für mich den Tag aus, doch mußte ich dieſen Genuß mit Schmerzen an meinem linken Bein erkaufen, alles Uebrige war leidlicher Beſchaffenheit, und nicht erheblich genug, als daß ich es ſchriftlich recapituliren möchte. Heute plätſcherte uns beim Erwachen ſo ein rechter Gebirgsregen entgegen. Wir fuhren aber deſſen ungeachtet weiter, und langten zu Mittag hier an. Nach Tiſch wollten E. und Ernſtl einen Spaziergang zur Klamm machen; ich wollte allein ſeyn und blieb zu Hauſe. Morgen früh ſetzen wir den Weg nach Auſch fort. Ich bin recht froh, daß ich den Ernſt mithabe. Er iſt ein lieber guter Junge. Wenn ich nur ſchon Auſch geſehen hätte und wieder bei Ihnen und der lieben Roſalie wäre!

Das Wetter ſcheint dieſen Abend beſſer zu werden. N. wird heute hier erwartet, und ihm will ich dieſen Brief mitgeben.

Die Gebirge von Auſch ſollen durch ſtarken Schnee unerſteiglich geworden ſeyn. Mit fünf Tagen wird alſo die Reiſe beſchloſſen ſeyn können. Meine Laune iſt übel zugerichtet. Leben Sie wohl, theure Sophie! Herzlich grüße ich mein liebes Roſerl und die Kinder. Ihr Niembſch.

Die Rückkunft nach Iſchl erfolgte am 5. Auguſt 1841

Niembſch an Emilie.

Iſchl, 27. Auguſt 1841.

Meine Alpenwanderungen ſind nunmehr geſchloſſen. Der Ausflug nach dem Pinzgau, und namentlich nach dem herrlichen Thal von Fuſch war ein ſehr lohnender. Schönen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag. Er hat mir das vierzigſte Jahr eröffnet. Wenn Rückert recht hat, daß mit vierzig Jahren die Höh' erklommen ſey, ſo bin ich mit meiner Culmination nicht zufrieden, und ich trete meine Reiſe nach Thal verdroſſen und traurig an. Ich war eben nicht fleißig genug und der Abend überraſcht mich mitten unter meinen Wünſchen, Entwürfen und Halbheiten. Sey es drum! Es herrſcht in der Natur wie in der Menſchengeſchichte keine rechte Wirthſchaft; wird vieles vergeudet und weggeworfen. Mein Gichtleiden hat ſich merklich gebeſſert; doch der böſe Funke, nur unter Aſche ſchlummernd, bricht von Zeit zu Zeit wieder hervor. Noch immer, trotz aller Gebirgsluft, trag' ich die Nachübel meines Scharlachs in mir herum. Das gröſte davon iſt eine totale Verſtimmung, ein Unmuth, vor dem Gott jeden Chriſten und Heiden bewahre. In Stuttgart ſogar, während meiner Krankheit, war meine Seelenſtimmung eine frohere.

Einen ſprechenden Beweis dieſer heilloſen Stimmung lieferte Niembſch damit, daß er am 6. September plötzlich von Iſchl wienwärts nach Gmunden davon fuhr, woſelbſt er aber, den haſtigen Fluchtverſuch bereuend und aufgebend, ſtracks wieder um- und am 7. nach Iſchl zurückkehrte. Der kleine Trutſchi ſah vom Fenſter herab in der Gaſſe ihn anlangen, und rief freudig den Andern im Zimmer zu: „Der Niembſch, der Niembſch kommt!“ Die Andern glaubten es aber dem Kinde nicht, und beeilten ſich nicht ans Fenſter zu ſpringen. Als ſie darauf doch hinzutraten, war Niembſch ſchon vorüber, und der Knabe behielt Unrecht; allein bald erhärtete der einlaufende nachſtehende Brief dennoch die Wahrheit ſeiner Worte:

Iſchl, den 7. September 1841.

Staunende Freundin!

Liebe Sophie!

Wenn den beiden verehrlichen Anböcksbäuſern, dem groſen wie dem kleinen, ſchon mein Abreiſen närriſch vorkam, ſo wird ihnen meine

ſchleunige Umkehr und namentlich das Motiv dazu, vollends toll erſcheinen. In vermeintlicher Flucht vor dem Sklavenjubel bin ich eigentlich von dem Regen in die Traufe gerathen, denn in Ebenſee wüthete die Huldigung auf das Empörendſte. Der viele Aerger, den ich dort, und ſchlechter Hirſchbraten, den ich in Gmunden geſchluckt, haben mir die Nacht verdorben, und allerlei böſe Träume verurſacht. Mir träumte, ich wäre, in Wien angekommen, vom Nervenfieber befallen worden, und das träumte mir mit einer ſo warnenden überzeugenden Lebhaftigkeit, daß ich in meinem Aberglauben mich zur ſchleunigen Rückkehr um ſo eher entſchloß, als ich überdieß mein Manuſcript in Ischl vergeſſen, eigentlich in den unrechten Koffer gepackt hatte, ferner noch ein fremdes wunderſchönes Hemd, deſſen Reſtitution an den vielleicht bald abreiſenden Eigenthümer mir am Herzen liegt, in meiner Bagage fand, und endlich noch den Schlüſſel zur Kürſchneripelunke in meiner Rocktaſche entdeckte.

Ich bin alſo wieder da, ſchreibe aber erſt dieſen Brief, weil ich lieber über meine Schrift, als über meine, trotz aller ihrer Abſonderlichkeit von mir ſehr in Ehren gehaltene Perſon, die erſte Friſche des Auslachens ergehen laſſen will. Iſt einige Beruhigung der löblichen Zwerchfelle eingetreten, ſo bitte ich mir hievon einen gütigſten Wink zu geben, damit ich den Reſt des Spottes, des verhallenden, über mich ergehen laſſe, wenn Sie nicht vielleicht meine Gemeinſchaft ſcheuen, als eines Menſchen, cui non est unum sinciput. Niembſch.

Niembſch wurde gleichwohl mit ſchallendem Gelächter empfangen, in welches er ſelbſt herzlich einſtimmte.

Niembſch an Emilie.

Ischl, 24. September 1841.

Mit mir und meiner Stimmung geht es um nichts beſſer. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlornes, Verſäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angebornen Hange zum Mißmuth nicht immer tiefer hineingerathen ſollte. Gegenwärtig bin ich allein, meine ganze Geſellſchaft iſt fortgezogen. Mit meinem Fuße geht es wohl beſſer, doch iſt mir

ich glaube von meiner Krankheit — eine ganz fatale Nervenreizbarkeit zurückgeblieben. Schon eine Spazierfahrt macht mir eine ſchlafloſe Nacht. Vielleicht ſind es auch die Soolenbäder, die ich hier gebrauche, und die auf manche Naturen ungemein aufregend wirken ſollen. Kurz, dießmal bin ich mit Iſchl nicht zufrieden.

Uiembſch an Evers in Stuttgart.

Iſchl, 24. September 1841.

Du warſt in der Schweiz und hoffentlich guter Dinge, während ich in Iſchl ſaß und an meinem alten ſtets wachſenden Unmuth nagte. Mein Körper iſt eine pure Niederträchtigkeit; Alles iſt ſtörend, aufregend, und was weiß ich, für dieſen Lumpen. Kaum daß er Kraft genug aufbringt, um den Fiedelbogen nicht fallen zu laſſen: an ein tüchtiges Arbeiten iſt bei mir nicht mehr zu denken. Alles ſteckt und wird bitter, wie die ſtockenden Bitterkeiten meiner Leber.

Sey nicht unwirſch, lieber Alter, daß ich mich ſo lange nicht gerührt und Dir nicht geſchrieben habe; Alleinſeyn thut mir oft ſo noth, daß ich nicht einmal an einen theuern Freund ſchreiben mag.

Iſchl hat mich dießmal auch nicht friſch gemacht; Partien konnte ich dießmal nur ſehr wenige mitmachen, weil mich das Fahren angreift. Brüderchen, ich habe ſchon den Erdgeruch in der Naſe; mir ſcheint, ſie ſchaufeln mich bald hinunter.

Du kannſt die Größe meines Mißvergnügens aus der Antwort ermeſſen, die ich hier gewöhnlich meinen Freunden gab, wenn ſie mich zu einer Luſtfahrt einluden: „Laſſet mich aus mit dieſen Gebirgsfeſeleien!“ — Das ſcheint denn doch ſchon ſo ziemlich das letzte Loch meiner Pfeiferei zu ſeyn. Dazu kamen noch die allerfluchwürdigſten Cigarren, die jemals die Finger eines Schurken gedreht haben, kaiſerliche Cigarren, duftend wie angebrannte Weichſelzöpfe.

Mein Fuß iſt beſſer, aber meine Nerven ſind deſto ſchlechter. Ich glaube mich mit den hieſigen Soolenbädern ruinirt zu haben; auf die unbedeutendſte Anſtrengung bin ich caput: mein Schlaf iſt ein ſcheues Reh;

mein Appetit launiſch wie meine Seele. Leb' wohl! Freund! Grüße deine Mutter und Schweſter ſchönſtens. Dein getreuer Niembſch.

So bald ich kann, komm' ich.

Niembſch kehrte bald darauf nach Wien zurück, wo ihm der Winter ſo ſtill und ſachte vorüberſchlich, daß eben nichts davon zu vermelden ſteht, als nur, daß er Anfangs am Mehlmarkt im Caſino, jetzt Hotel Munſch Z. 1045 im zweiten Stocke, gegenüber der Kapuzinerkirche, ſehr prächtig; die zwei letzten Monate jedoch am Franziskanerplatze 911, der Franziskanerkirche gegenüber, aber mit den Fenſtern in die Weihburggaſſe, im vierten Stocke, ſehr anſpruchslos wohnte.

Er hatte keine bleibende Stätte auf Erden. Moritz Hartmann, der Dichter, bemerkt von Niembſch: „Er führte in Wien ein Nomadenleben und wohnte bald hier, bald dort, bald in einer einfachen bürgerlichen Stube, bald in einem glänzenden Gemache. Er ſagte es ſelbſt, daß er nach einer abgemachten Lebensperiode oder nach Vollendung eines Werkes es nicht mehr in derſelben Stube aushalten könnte."

So lange noch die ſchönen Tage währten, bis in den November hinein, machte er mit ſeinen gelehrten Freunden Karajan und Wolf kleine Ausgänge in die Umgegend. So z. B. am 4. November, einem Donnerſtag, gingen ſie um zwei Uhr Nachmittags von der Hofbibliothek aus zum Mittagmahle in eine ſehr beſcheidene aber gute Kneipe in der Nähe des Schönbrunner Gartens, und bei einbrechender Dunkelheit unter heißen Geſprächen wieder gemüthlich heim. Der immer mehr ſich vereinſamende Niembſch bedurfte freundlicher Anſprache.

Niembſch bereitete ſich ſchon Anfangs April 1842 vor, zur Herausgabe ſeiner endlich, endlich einmal fertig gewordenen Albigenſer nach Stuttgart abzugehen. Darnach wollte er einige Monate in Paris zubringen, wozu ihn ein Freund, Profeſſor Remee Seligmann, mit Einführungsſchreiben ausſtattete. Aber er kam nach Paris gar nicht und nach Stuttgart erſt gegen Ende Mai.

Niembſch an Sophie in Wien.

Linz, 17. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Ein paar Worte nur, in Eile, denn B. ante portas, und wir ſind ziemlich ſpät angekommen, da ſchlechten Wetters wegen das Schiff einige Stunden anlegen mußte. Schlecht war auch die Koſt, das Lager, und überhaupt ſchlecht die Geſellſchaft. Ich bin müde von allem, beſonders von der Wehmuth unſerer Trennung. Lebt wohl! Ich grüße Max und die Kinder von ganzem Herzen. Bald mehr von München aus. Ihr Niembſch.

Von der dießmaligen Durchreiſe Lenau's durch Salzburg ward uns durch Emma Niendorf (S. 52) Folgendes aufbewahrt:

Er zog ein Meſſer hervor: „Das iſt vortrefflich, das hab' ich in Salzburg gekauft. Ich ging ganz früh in den Laden. Da fand ich einen jungen Menſchen, den Geſellen, und auch ein Mädchen, ein gar nettes hübſches Ding; beide ſprachen zuſammen, und ſie gefiel mir ſo gut, daß, als ſie hinausgegangen war, ich zum Geſellen ſagte: „„Die iſt gar hübſch, Ihr würdet gut zuſammenpaſſen, Ihr ſolltet ein Liebespaar abgeben.““ — „„Iſt ſchon geſchehen!““ erwiederte er ſo herzvergnügt, daß mich's gar ſehr freute. Es war des Meiſters Tochter. Der Geſelle war mit ihr verſprochen.“ Wenn Niembſch ſagt: „Das freut mich!“ — fügt Emma bei — ſtrahlt es auf in ſeinem Auge, daß man alles vom Himmel herunterholen möchte, nur damit jener ſich freue.

Wie einfach erzählt er, wie packt er nur mit ein paar Worten, ſtellt alles leibhaftig vor uns hin, ſeinen Vortrag mit den Blicken vervollſtändigend.

Niembſch an Sophie.

München, 22. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Kaum hatt' ich in Linz das Briefchen an Sie geſchrieben, ſo kamen auch ſchon B. und H., um den Abend mit mir zuzubringen. Den Morgen

darauf fuhr ich mit der Eisenbahn bis Lambach, und von dort in Gesellschaft von lauter Bräuern und Wirthen, geplagt von ununterbrochenen Biergesprächen, nach Salzburg. Hatten mich die Bierleute schon gelangweilt und geärgert genug, so thaten es auf dem Wege von Salzburg nach München zwei schweizerische Thierärzte noch weit mehr. Wir fuhren zu dritt mit einem Salzburger Landkutscher. Diese Schweizer waren gute Kerle, aber fürchterlich; ihr Sprechen war entsetzlich. Haben Sie es nie gehört, dieses Heraufwürgen und Herausröcheln von Rachenlauten, das vielmehr ein unartikulirtes Erbrechen, denn ein Sprechen zu nennen ist? Kurz, die Kette unangenehmer Eindrücke riß nicht ab bis München.

(Bei der Kürze meines hiesigen Aufenthaltes hab' ich mich auf das Besehen von zwei Kirchen beschränkt. Die Ludwigskirche ist in ihren Bauverhältnissen sehr schön, doch der Ton der inneren Verzierungen schien mir ein zu lustiger, und namentlich mißfiel mir das Altarblatt, mit dem jüngsten Gerichte von Cornelius. Ein unerträgliches Figurengewimmel, alles mit lichtfarbenen breiten Gewändern, wogegen die Köpfe, die meist blonden, kaum irgend abstechen und gleichsam in der Garderobe versinken, erschien mir das Ganze fast wie ein himmlischer Tandelmarkt. Das Bild ist häßlich, was auch die Bewunderer Cornelius zu seinem Lobe posaunen mögen.)

Dagegen gefiel mir die Allerheiligenkapelle durchaus. Ein herrliches Werk in allen Beziehungen.

Von Bekannten hab' ich hier Niemand gesehen, als meinen alten Traubenwirth, Gymnäsiasten und dessen Hausknecht. Heute Nachmittag reise ich auf der Eisenbahn nach Augsburg, und die Nacht auf dem Eilwagen weiter nach Stuttgart, wo ich morgen bis sechs Uhr Abends eintreffe. Ich wollt', ich wäre schon wieder daheim! Leben Sie wohl, liebes Sophert; bald schreib' ich wieder. Grüße an Max und alle die Ihrigen. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 28. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Also bin ich wieder in Stuttgart, schier hundert Meilen von Euch entfernt, und dießmal noch in einer Angelegenheit, die mich in ihren

Folgen der Heimath vielleicht entfremden wird. Das ist die Rücksicht, die mich in Beendigung meiner letzten Arbeit und im Betriebe ihrer Veröffentlichung so lau und fast schüchtern seyn ließ; nur die Hoffnung, daß der an die Wand gemalte Teufel dießmal doch nicht kommen werde, gibt mir noch Stimmung und nöthigen Eifer zu meinem Geschäfte. Ich habe die Wünsche meines Lebens in einen engen Raum zusammengeschlossen. Einem Volke, das auf ganz andere Dinge als Poesie zu horchen hat, mit meinen Liedern im Ohr zu liegen, erscheint mir mehr und mehr als chimärisches Treiben, und könnte mich für einen großen Verlust im Leben nicht entschädigen. Mit meiner Gesundheit bin ich zufrieden. Reinbecks und Hartmanns sind über mein Hierseyn sehr erfreut. Graf Alexander sitzt auf Serach mit zweien seiner Kinder, die übrigen mit der Mutter sind in Florenz geblieben. Ihn hab' ich noch nicht gesehen. Evers ist wieder hier. Ueber meine weiteren Sommerplane hab' ich noch nichts bestimmt. Ich danke Ihnen, liebe Sophie, für Ihre Bemühungen zum Geigenmacher Schmid. Er soll den alten schlechten Scherben von Geige haben, jedoch ohne Bogen. Tausend Grüß an Freund Max und die Kinder. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 5. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Kaum kann ich aus dem Gedränge von Visiten herausathmen, mit dem ich heute zu kämpfen hatte. Die Klinke meiner Thür ist den ganzen lieben Tag nicht kalt geworden von einer Hand nach der andern. Ich soll Ihnen schreiben, wie es mit meinen Stimmungen und Planen steht? Meine Stimmungen sind ein beständiges Streben, wieder zu einer tüchtigen Arbeit zu kommen. Es ist mir wenigstens gelungen, zwei größere Arbeiten zugleich zu beginnen und in jeder sind bereits einige hundert Verse gemacht worden. Mit dem Druck ist begonnen worden.

Baron Münch ist hier, doch nur auf einige Tage.

Gesellschaften besuche ich keine, Einladungen zu Tische acceptire ich keine. Der Strom der Visiten wird mit dem heutigen Schwall wohl

abgelaufen ſeyn und dann hindert mich nichts mehr am rüſtigen Fortſchreiten in meinen Arbeiten. Daß Sie nach dem Gebrauche von Karlsbad nicht nach Baden[1] ziehen werden, iſt Schade. Sie werden doch nicht in der Stadt bleiben? Leben Sie wohl, liebe Sophie! An Max, dem ich mit Nächſtem ſchreiben werde, viel Schönes, auch den Kindern und dem Hauſe Ihrer Eltern. Ich muß ſchließen. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 12. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Unerträgliche Hitze! ſchlechteſter Humor! Wieder einmal der bekannte freſſende Unmuth, nagend an Leib und Seele. Als mir geſtern bei Tiſch die Aeußerung entfuhr, daß mirs ekle vor allem um und um, wohin ich nur ſchauen möge, frug mich Reinbeck mit freundlichem Entſetzen: ob er denn auch zu den Gegenſtänden meines Ekels gehöre? Hypochondrie und Gemüthsleiden.

Sie fragen nach den Trauerſpielſtoffen? So wie ſie vorliegen, ſind es keine ſolchen; die Hauptſache müßte erſt hineinerfunden werden. Wann reiſen Sie nach Karlsbad? Wann kommen Sie wieder zurück? Und wo werden Sie dann wohnen? An ein dolce far niente[2] iſt jetzt bei mir nicht zu denken. Hätte ich auch ſonſt nichts zu thun, als meine Laſt von Unmuth zu tragen, es wäre genug; ich werde aber auch noch anderes gedrückt. Sonderbar, wie wenig Freude ich daran habe! Cotta verſpricht mir glänzende Erfolge; die Buchhändler warten mit Begierde auf mein neues Buch, wie Cotta mir ſagte; doch mich kann nichts locken und reizen mehr in der Welt; iſt's halt nichts!

Mein Zimmer iſt gegenwärtig ein Backofen zu nennen; läßt die Hitze nicht nach, ſo verlaſſe ich es.

Mit der dramatiſchen Poeſie iſt's auch nichts. Unſere jetzige Poeſie iſt ihrem innerſten Weſen nach eine lyriſche; alles Andere iſt ein Gerede

[1] Bei Wien.

[2] Seitdem Wieland ſo ſchrieb, anſtatt „dolce non far niente," fehlen alle andern Deutſchen es ihm glücklich nach.

von außen her, wenn auch Zuhörer genug ſich einfinden. Hat denn die dramatiſche Poeſie auch Organe in unſerer Zeit? Schwebt ſie nicht, wie ein Geſpenſt, mit bloßem Scheinleib über unſere Bretter? Wen es freut, der mag ſeine laternam magicam immerhin anzünden! Ich habe den Gedanken wieder auf lange hinausgeſchoben. Halms neueſtes Stück hat nur ſo viel Wirkſames, als es Lyriſches hat.

Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie!

Wenn ich mich noch auf irgend was freuen kann, ſo iſt's auf unſer Wiederſehen.

Grüße den lieben Kindern. Niembſch.

Wie Nienderf S. 59 erwähnt, wurde damals „Königin Hedwig von Polen" als Stoff für ein Trauerſpiel ins Auge gefaßt, aber bald bei Seite gelegt.

Uebrigens habe Niembſch öfter davon geſprochen, wie er ſich in ſpätern Jahren, wenn die Seele aufgehört habe zu blühen, in philoſophiſche Arbeiten zu concentriren gedächte und vielleicht für das Alter geſchichtliche Werke vorbehalten wollte. Er ſeufzte damals einmal: „Unſere Zeit iſt nichts für Poeſie, nur Politik gilt. Was bin ich? Ich bin ein Stein, der auf einer öden Heide liegt."

Stuttgart, den 16. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Ich danke Ihnen für den kleinen und liebenswürdigen Brummer; hör' ich doch aus dem zänkiſchen Geräuſch den wohlklingenden Sinn heraus, daß Ihnen meine Briefe werth ſind. Reiſen Sie glücklich, liebe Sophie; möge die Natur ihre beſten Heilkräfte für Ihr theures Leben aufbieten. Es iſt noch niemand von innigeren Wünſchen nach Karlsbad begleitet worden, als die meinigen ſind, die ich für Sie der Natur ans Herz legen möchte. Oeffnen Sie Ihr Ohr den Aerzten, Ihr Herz der Heiterkeit und Ihr ganzes Leben den wohlthätigen Einflüſſen des Himmels und der Erde. Amen, Amen, liebe, herrliche, ſeltene Frau!

Ich lebe hier ein ſehr ſtilles, eintöniges Leben. Meine Geſchäfte,

mit deren Abſchluß ich bei Cotta zufrieden ſeyn kann, indem mir der Großmüthige ſogar freiwillig mehr anbot, als ich verlangt hatte, rücken zwar nicht ſehr raſch, aber ſtetig weiter. In drei bis vier Wochen hoffe ich damit fertig zu ſeyn. Hinſichtlich meiner weitern Reiſeplane wird Max wohl Recht behalten, daß ſolche nicht weit über Stuttgart hinaus reichen dürften. Mit der Geſundheit geht es, der großen Hitze ungeachtet, bis jetzt ganz gut.

Zur Neuigkeit melde ich Ihnen die bevorſtehende Verheirathung der Gräfin Marie an Herrn v. Taubenheim. Er hat ſieben Jahre um ſie gedient.

Sagen Sie Max, es wäre ſchön, wenn ich ſeine myſtiſchen Worte von einem baldigen Wiederſehen recht verſtanden hätte, und ich mit ihm eine Rundreiſe zu meinen Freunden in Schwaben thun könnte. Sein Briefſtein aber, sine die et consule, sine „Salve!“ und „Vale!“ war ſo kurz und dunkel, daß ich mich auch irren könnte. Leben Sie wohl, liebe Sophie, auf ein glückliches Wiederſehen! Grüße an die Ihrigen. Ihr Niembſch.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, Juni 1842.

Geliebter Freund!

Ich kann meine eben unter der Preſſe befindlichen Albigenſer, an denen ich hier und dort noch immer ein wenig zu feilen finde, und meine Gedanken jetzt ganz kleben habe, nicht verlaſſen, auch nicht auf einen Tag, ſo lieb es mir wäre, Uhland mit Dir zu beſuchen. Doch dieß geb' ich darum für ein ſpäteres mal nicht auf. Bringe dem theuren Manne meine herzlichſten Grüße. Vor meiner Abreiſe aus Württemberg ſeh' ich ihn gewiß. Schurz küßt Dich brüderlich. Dein Niembſch.

Grüße an Deine Lieben.

Niembſch und Mayer waren übrigens (laut des Letzteren Buch S. 182) ſchon am 7. Juni 1842 im Garten des Neuſtädter Bades beiſammen, wo ſie mit den Hartmann'ſchen bei einem Mittagsmahle die ſilberne Hochzeit

Reinbecks mit ſeiner zweiten Gattin Emilie feierten, der das gleiche Feſt früher mit ſeiner erſten Gattin auch ſchon begangen hatte.

Es war ein Zeichen gutmüthigen Humors, daß Niembſch ſpäterhin bei Ueberreichung eines eleganten Exemplars ſeiner Albigenſer zu Mayer ſagte: „Dir hab' ich das Buch einbinden laſſen, weil Du ſo viele Kinder haſt."

Niembſch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 28. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen muß ich Sie in Karlsbad begrüßen und bitten um eine gewiſſenhafte genaue Erfüllung Ihres Verſprechens, ſich die Kur recht angelegen ſeyn zu laſſen. Sie ſind ja unter Anderem auch eine gute Wirthin, und ſollen daher ſchon aus ökonomiſchen Gründen dahin trachten, daß die Badekoſten nicht vergeblich aufgewendet werden. Ich ſetze, wie Sie ſehen, Alles in Bewegung, und rücke gegen Ihre bekannte Sorgloſigkeit (in Beziehung auf Ihre Geſundheit) ſelbſt mit ſolchen Gründen zu Felde, die mir ſonſt nicht leicht in den Sinn kommen.

Mit dem Arbeiten geht es ſo einigermaßen. Die Albigenſer nehmen noch immer hier und dort meine Feile in Anſpruch; doch iſt außerdem noch einiges Andere entſtanden. In drei Wochen hoffe ich hier fertig zu ſeyn; dann beſuch' ich noch Uhland und Kerner, und dann — hier liegt ein Schleier auch für mich ſelbſt. So weit ich aber den Lauf der Welt und den meinigen kenne, glaube ich ſagen zu können, daß hinter dem Schleier was Himmliſches ſteckt.

Münch hat hier wohlgefallen. — Ich ſpiele täglich auf meiner Alten, und es geht mit meinem Spiele auch immer etwas vorwärts. Heute war ich von einem ausgezeichneten Virtuoſen Namens Keller beſucht, und keck genug, ihm eine halbe Stunde lang vorzufiedeln. Mein Spiel machte zu meiner Verwunderung Eindruck auf ihn und er brach aus in die Exclamation: Herr Jeſus, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie die Geige zum Fach genommen hätten! Wie viel Ton! Ja, etwas Großartiges! — Das freut mich mehr, als wenn meine Albigenſer gefallen.

— Dermaleinſt werd' ich doch noch ein Beethoven'ſches Quartett gut ſpielen, etwa in einem Jahre.

Otto Prechtler iſt hier mit dem Componiſten Fuchs aus Wien. Die Oeſterreicher Poeten kommen gerne nach Stuttgart, weil ſie ſeit meinem Erfolge glauben, daß hier die Lorbeern für ſie wachſen.

Von meinen Albigenſern werden Sie freilich auch ein Exemplar bekommen, denn ich bin es ja gewohnt, mich Ihnen mit allen meinen Arten und Unarten zu geben. Auf einer mittleren Stufe der Achtung und Neigung gibt man ſich in gewählter Toilette des Körpers und der Seele; auf der höchſten aber in jedem Aufzuge. Grüßen Sie mir die liebe Roſalie und Ihre Kinder. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 6. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ich bin in dieſem Augenblick nicht im Stande, Ihnen auf Ihren letzten Brief zu antworten, wie ich es gerne möchte. Meine Geſchäfte umſummen mich wie ein Mückenſchwarm. Mit den Albigenſern geht es nun raſch vorwärts.

Ich habe noch Vieles daran zu beſſern gefunden; erſt wenn es Ernſt wird und meine Worte in die Welt hinaus müſſen, pfleg' ich ſie ſcharf und ganz genau zu muſtern, wobei mir dießmal vieles auffiel, was anders werden mußte.

Ihr theurer Brief iſt mir in meine gegenwärtige Lebensdürre wie ein ſüßer Frühlingsregen hereingekommen und hat mich wahrhaft erquickt und mehr als das.

Meine Reiſepläne werde ich nächſtens eröffnen.

Meine Briefe ſollen Ihnen nicht zum Maße meines Herzens dienen. Ein Blatt, und vielleicht das ſchlechteſte aus einem ganzen immergrünen Walde, iſt ein jeder Brief, den Sie von mir erhalten; auch der beſte und willkommenſte iſt nicht mehr.

Ich lebe hier einſam, obgleich Wangenheim und ſeine Tochter im Hauſe ſind. — Faſt den ganzen Tag bin ich arbeitend auf meinem Zimmer, ſelbſt die Geige wird verkürzt. Ich ſchreibe Ihnen noch in dieſer

Woche mit mehr Ruhe. Gott laſſe Ihnen Karlsbad gedeihen! Das iſt mein Wunſch vor jedem andern. — Leben Sie wohl, liebes Sepherl! Ihr Niembſch.

Niembſch an Ferdinand Wolf in Wien.

Stuttgart, 11. Juli 1842.

Verehrteſter Freund!

Ich erlaube mir, Ihnen den Ueberbringer dieſer Zeilen, Herrn Dr. Scherer aus Stuttgart, als einen talentvollen Literaten, der zu ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten unſere Hofbibliothek zu benützen wünſcht, auf das Angelegentlichſte zu empfehlen.

Münch iſt hier geweſen und hat um ſo günſtigere Eindrücke zurückgelaſſen, als alle die irrigen Vorſtellungen von diplomatiſcher Gemeſſenheit und ariſtokratiſcher Vornehmigkeit, mit welchen man ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft entgegengeſehen hatte, in ſeinem offenen und biederen Weſen eine angenehme Widerlegung fanden.

Ich lebe hier in häuslich freundſchaftlicher Einfriedigung ſtill und arbeitſam meine Tage hinunter, nur zuweilen von Hitze, Druckfehlern und einer Gattung großer, ſchwarzer ſiestaſtörender Fliegen geplagt, die mich wie fliegende Baßgeigen umlärmen, und mir ſchier wie Nachkommen jener ſummenden Schwärmer auf den provenzaliſchen Schlachtfeldern erſcheinen. Wenn nur nicht von dorther mir auch noch Horniſſe kommen! — Das Buch iſt beinahe fertig. Der nächſte Winter wird, wie ich hoffe, uns wieder in traulichen Abendſtunden beiſammen finden; die vergangenen ſind mir unvergeßlich.

Grüßen Sie mir gefälligſt unſern edlen Freund Karajan recht herzlich und behalten Sie mein Andenken, wie das Ihrige als ein theures und lebendiges in meiner Seele beſteht.

Ueber meine weitern Reiſen habe ich noch nichts beſchloſſen. Ihr treuer Freund und Verehrer Niembſch.

Niembsch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 13. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ihre verdrießlichen Zeilen habe ich gestern erhalten, und sie wurden von mir, da ich mich in der nämlichen Stimmung befinde, als liebe Verwandte ans Herz gedrückt. Ach, liebe Sophie, was soll ich Ihnen denn von meinen Lebensverhältnissen erzählen? Ich besuche fast niemand als etwa Schwab und Pfizer; ich erlebe kaum etwas. Außer meinen altgewohnten freundlichen Hausgenossen gesellten sich seit einigen Tagen noch Wangenheim und seine Tochter, eine Hofdame der Herzogin von Coburg, zu meinem Umgang. Wangenheim ist sehr gesprächig und mittheilend, seine Tochter ein artiges gutes Mädchen. Er hat mir von Rückert erzählt und von dessen dramatischen Arbeiten, auch suchte er mich selbst zu solchen Productionen zu überreden. Ich aber war die ganze Zeit her ausschließend und höchst eifrig mit meinen Albigensern beschäftigt, von denen ich bereits die letzte Revision auf meinem Tische habe. Da die einzelnen Gesänge dieser Dichtung in langen Zwischenräumen und in den verschiedensten Stimmungen entstanden sind, so blieb manches darin unvollständig, abgerissen, unklar, und erst als ich die gedruckte Correctur vor Augen hatte, stieß ich auf die größten Uebelstände, und ich mußte mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft oft bis ein oder zwei in der Nacht arbeiten, um sehr disparate Dinge in einen Zusammenhang, dergleichen ein Buch doch immer haben muß, gleichsam einzurammeln. Davon wird aber die Welt hoffentlich nichts merken, denn, unter uns gesagt, mir steht ein ziemliches Maß von Kunst zu Gebote; meine Abänderungen sind gutgeheilte Beinbrüche. — Trotz der afrikanischen Hitze blieb ich doch so gesund, daß ich bei meiner Arbeit energisch fortmachen konnte. Paris schlag' ich in den Wind, Rügen in den Wind. Im August sehen wir uns wieder. Ich habe auch zählen gelernt. Brauchen Sie das Bad redlich, thun Sie es, liebe Sophie! Morgen besuch' ich Uhland in Tübingen, dann Kerner, Alexander und Karl Mayer. Ich werde ziemlich gleichzeitig mit Ihnen in Wien eintreffen. Grüßen Sie mir Ihre Mutter, Rosalie und die Kinder schönstens, und seyen Sie allerschönstens gegrüßt von Ihrem Niembsch.

Bayerische

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 23. Juli 1842.

Herzgeliebter Bruder!

Reinbeck las mir neulich in Gegenwart des ganzen Hauſes und des Miniſters v. Wangenheim zu meiner nicht geringen theils Proſtitution, theils Freude, Deinen Brief vor, in welchem Du den lieben alten Freund mir als Exekution auf den Hals ſchickſt. Die guten Nachrichten von Dir und den Deinigen fielen wie ein wohlthätiger Regen auf mein dürres und verſtocktes Herz; es begann ordentlich darin zu keimen, zu ſproſſen und zu ſingen, doch leider noch immer nicht für des Kaltenbrunner Album. Grüße mir denſelben ſchönſtens und ſtelle ihm vor, daß ich mirs ein [illegible] allemal zur Norm gemacht habe, mit poetiſchen Kleinigkeiten nicht mehr in Almanachen aufzutreten und die Kritiker darüber zu provociren. Die Recenſenten, wie ſie ſo ſind, haben ihre Herzensfreude daran, wenn ſie einmal Anlaß finden, ihr Meſſerlein gegen mich zu wetzen, wenn ich ihnen ein paar wehrloſe Liedlein preisgebe; um ſo mehr iſt dieß der Fall, als Almanache gewöhnlich gerade den armſeligſten unter den armſeligen ſogenannten Kritikern zur Beurtheilung zugewieſen werden. Ich habe immer gehofft, es würde mir Stimmung zu einem größeren Alpengedicht kommen, das ich dann gerne ins Album geliefert hätte; doch meine Albigenſer haben meine ganze Kraft und Beſinnung für ſich vindicirt, um ihnen noch die letzte Rundung zu geben, deren ſie nach der Gelegenheit des Stoffes und meines Talentes fähig waren. Entſchuldige mich, wie Du irgend kannſt.

Grüße mir die liebſte Tertſchi ſammt den Kindern auf das Abſonderlichalleronkelhafteſte. Dir aber zu Deiner nahen guten Ausſicht meinen herzlichſten Glückwunſch! Du haſt ſie redlich verdient.[1]

Vale, fave! In vierzehn Tagen ſind die Albigenſer fertig. Jacta est alea.

Dein Dich umarmender Bruder Niembſch.

Reinbecks grüßen herzlich und bezeugen ihre Mitfreude an der Beſſerung der lieben Lori.

[1] In eben der Stunde, als ich dieſen Brief erhielt, den 18. Juli 1842 um 11 Uhr, gelangte auch meine Ernennung zum Vice-Hofbuchhalter im Münz- und Bergweſen vom Kaiſer herunter.

Niembſch an Sophie.

Niemsberg, den 5. Auguſt 1842.

Cotta iſt von Stuttgart abgereist und hinterließ mir einen Brief, worin er mich beſchwor, ſeine Zurückkunft abzuwarten, indem er noch Vieles mit mir zu beſprechen habe. Das hat mich bisher feſtgehalten. Morgen kommt Cotta zurück, dann reiſe ich nach Wien. Ihr letzter Brief war mürriſch und verleidete mir alles Schreiben. Es iſt auch nichts an dieſer Briefſindelei! Lebt wohl! Niembſch.

Hier ſey Einiges aus Emma Niendorfs Buch S. 103—149 eingereiht:

Kerner ſchrieb an dieſelbe am 12. Juni 1842 ſchon: „Niembſch iſt ein proſaiſcher Geſell, daß er in Stuttgart ſitzen bleiben kann, und ich halte auf ſeine Poeſie nichts mehr. Sag' es ihm!“

Emilie meldete am 10. Juli an Emma, welche bereits Anfangs Juli zu Kerner gereiſet war: „Die Albigenſer werden im Laufe dieſer Woche die Preſſe verlaſſen. Sie haben ihren Dichter bis jetzt ſo ausſchließlich und anhaltend beſchäftigt, daß er ſonſt zu nichts kam, am wenigſten zum Briefſchreiben. Kerner ſoll es ihm verzeihen, ich hab' ihn oft genug gemahnt, nun wird er aber gewiß bald kommen.“

Am 16. Juli fuhr Niembſch nach Tübingen zu Uhland, der ihn dringend eingeladen hatte, da er eine große Reiſe nach dem Norden antreten wollte.

Am 20. Juli Abends endlich kam Niembſch zu Kerner. Dieſer hatte ſchon Morgens erzählt, daß er, was ihm ſelten geſchieht, von Feuer geträumt, und dieß bedeutet in der Symbolik des innern Dichters — Vergnügen. Wie ſie ſo daſaßen, Aug' in Auge, Juſtinus zu Lenau gebeugt, das war eine Freude zu ſchauen. „Er iſt die Ananas,“ ſagte Kerner. „Das Sanfte und die Wildheit in ſeinem Geſichte, wie die Ananas!“

Nach Tiſche ſprach man vom Rauchen. „Ich vermöchte keine Zeile zu ſchreiben ohne meine Pfeife im Munde, erklärte Niembſch. Nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es concentrirt. Man glaubt nicht, wie viel gerade auf innerliche Naturen, die ſich ins Seelenleben vertiefen, Aeußerlichkeiten Einfluß haben, weit mehr als bei den Durch-

chnittsmenſchen. Wenn ich meiner Kappe einen andern Ruck gebe, wenn ich meine Cigarre friſch anzünde, ſo wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz andern Ideengang. Man glaubt nicht, wie man von äußeren Dingen abhängt, und immer mit Gewinn: es erfriſcht."

Gelegentlich erwähnte er ein Gedicht, das er einmal gemacht: „Der Teufel an einen Ariſtokraten," und ſagte ein paar kräftige Verſe davon her, hinzufügend: „Tiefer Ariſtokratismus, das iſt die eingefleiſchte Verwirrtheit. Auch in einem tieferen Sinne, ſpeculativ philoſophiſch: „Die Menſchennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu faſſen und ſtellte alſo als Erweiterung des Menſchen, als Vervielfältigung, den Adel hin; als höchſte Idee den Fürſten, weil ſie ſich nicht ſo hoch, nicht zur eignen Beſtimmung, nicht zu Gott aufſchwingen konnte."

Nach ſolchen Tiſchgeſprächen gingen ſie noch hinaus in die warme, feuchte Nacht. Wie ſie ſo den engen Hohlweg durch die Reben nach der Burg hinſchritten, ſah Kerner Niembſch an, der bleich im Dunkel ſchimmerte: „Dein Geſicht glänzt wie Moſes."

Am 21. Juli verbrachte man den Nachmittag und einen Theil vom Abend wieder auf der Burg bei den Aeolsharfen. Niembſch ſtimmte ſie vorher lange und mit Geduld; gleich einer Mutter mit ihrem Kinde ging er damit um; und nachher — ſeine Augen verklärten ſich vor Rührung bei ihren Tönen. Er lächelte dankbar, nickte mit dem Haupte.

Noch niemals hatte er dieſe Harfen ſo ſchön gehört. Er, Kerner und Emma ſaßen ſtumm da; es war wie ein Gottesdienſt oben. Einmal ſagte Lenau: „das gäbe ein Requiem."

Abends ſetzte ſich unten Lenau in den Lehnſtuhl bei der Ofenecke und hub an gar ungewohnt traulich zu plaudern: „Wien iſt mir ſehr lieb und bequem, wie ein ausgetretener Stiefel. Die Philiſterei an einem kleinen Orte halt' ich nicht aus. Sie iſt gewiß dem Dichter noch verderblicher wie die Deſpotie. Dieſe reizt ihn auf, jene mergelt ihn aus.

Ich habe etwas Pudelhaftes in meiner Natur; wen ich einmal liebe, zu dem treibt mich's immer wieder; den muß ich immer wieder ſehen — das iſt die ſtärkſte Feſſel! Das hab' ich gefunden: über alle Natur, über alle Kunſt geht Menſchenwert, das warme, lebendige — und Menſchenherz!

Daher begreif' ich auch den Weltumſegler nicht, der Jahre lang von den Seinen fortleben kann. Bei den Aeolsharfen, da ergriff mich's ſo, da glaubt' ich an ein Wiederſehen."

Später ſprach er: „Die Albigenſer ſind das Kühnſte, das Großartigſte, was ich gemacht habe. Es ſind Fresken."

Am 22. Juli um 10 Uhr Morgens holte die Equipage von Baron H. Niembſch, Kerner, Rickele und Emma nach E. ab. Als dort von ländlichem Aufenthalte die Rede war, äußerte Niembſch: „Nichts Landleben für den Dichter! Er bedarf Reibungen, Conflikte!"

Darnach: „Ein Talent iſt ein Glück. Man ſollte nur lernen laſſen, wozu der Trieb treibt. Unſere elektiſche Bildung taugt nichts. Von Allem ein Biſſen, und wenn man fortgeht, iſt der Magen verdorben und öde."

Auch: „Es iſt etwas Herrliches, Kinder zu unterrichten. Vorigen Sommer in Ischl war es meine liebſte Erholung, einem kleinen Knaben lateiniſchen Unterricht zu geben. Wo Kinder ſind, machen ſie's eben lebendig, und wenn ſie die größten Dummheiten ſagten."

Später wurde der ſtattlich gewölbte Schloßkeller, ſo reich gefüllt mit Schätzen der Nachbarhöhen, zu Ehren der Gäſte illuminirt. Wie hübſch phantaſtiſch war es da unten! Man pilgerte von Faß zu Faß, koſtete von jedem. Niembſch war ganz vergnügt.

Vom Keller ging es durch Hof und Garten in den Pavillon, aus dem man die Ruine von Burg Löwenſtein überſchaut, zu deren Füßen am einſamen Hange der Friedhof ſich hinſchmiegt, wo die Seherin von Prevorſt ſchläft unter ihrem geldglitzernden Male. Oben im Kabinet ſchrieb Niembſch in das Album der Dame, welche ihm die Feder in die Hand gegeben hatte:

„Auf ſolchem Gang durch einen reichen Keller,
Da ſchlägt der Puls des Herzens tiefer, ſchneller.
Auf ſolchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten."

Abends daheim folgte Lenau's Auge der mit Bewirthung beſchäftigten Tochter des Hauſes, Emma. „Die ſchlanke Geſtalt der lieblichen Braut!" ſagte er. „Ich ſeh' eine Braut ſo gern. Das iſt eine Zukunft. Ein ganzes Menſchenleben in der Knoſpe, zum Aufbrechen bereit. Und wenn man ſo ein Kind hat aufwachſen ſehen!" Nach einer Weile ſetzte er hinzu:

„Ich könnte auch Kinder haben, aber die, die ich geliebt, hab' ich nicht heirathen können."

Am 23. Juli Morgens verließ Niembsch Weinsberg. Kerner geleitete ihn nach Heilbronn. Abends war das kleine Schweizerhaus sehr voll, lauter Professoren von dort mit ihren Frauen, darunter auch David Strauß und seine Braut, Agnes Schebest. Kerner theilte mir (Schurz) im Jahre 1850 mit: „Als Niembsch den Savonarola schrieb, vermied er die Bekanntschaft Davids Strauß, Verfassers des Lebens Jesu, der in hiesiger Nähe (in Heilbronn) wohnte. Als er aber die Albigenser schrieb, wünschte er ihn kennen zu lernen; aber dann wollte ihn Strauß, durch den Savonarola empfindlich gemacht, nicht mehr kennen lernen, und so waren sie nicht zusammenzubringen."

Am 2. August klagte Emilie zu Stuttgart in einem Briefe an Emma in Weinsberg: „Niembsch ist seit seiner Rückkehr von Weinsberg immer unwohl; scheint sich in E. den Magen recht gründlich verdorben zu haben, und hat mir in den letzten Tagen ernstliche Sorgen gemacht. Heute geht es ihm zwar wieder etwas besser, doch traut er sich noch nicht zu reisen. Baron Cotta, der ihn gern noch sprechen wollte vor seiner Abreise und inzwischen immer abwesend war, kommt Samstag oder Sonntag (6. oder 7.) hier an, und so lange wird Niembsch noch in unserem Hause verweilen. Kerner schrieb gestern an Julie und äußerte sich in seinem Briefe sehr unzufrieden über eine Stelle in den Albigensern, die er offenbar nicht in ihrem ganzen Zusammenhange las, und sie deßhalb als eine individuelle Glaubensansicht von Niembsch annahm, da sie doch nur eine Albigensische war, von Almerich von Bene aufgestellt. Wir wollten Niembsch den Brief nicht zeigen, und das Mißverständniß gar nicht zur Sprache bringen; allein er sah die befreundete Handschrift, griff ohne anzufragen darnach, las, und fühlte sich, wie ich voraus befürchtete, sehr verletzt dadurch, daß Kerner ihn so mißkennend unter die muthwilligen Zerstörer des Christenthums rechnet."

Nun litt es Niembsch nicht länger in Stuttgart. Als Emma am 4. August nach Sonnenuntergang in die Wohnstube Kerners trat, da

ſtand Niembſch. Ein Berliner Doktor begleitete ihn. Während er im Schweizerzimmer ſoupirte, ſaßen ſie um ihn her.

Er war von der beſten Laune. „Ich kenne einen Dichter in Wien,“ ſagte er; „wenn ich den frage: „Was machen die Muſen?“ ſo antwortet er immer: „Ich lieg' ihnen nicht am Buſen!“

Man kam auf Uhland zu reden und auf ſein neues Buch über das mittelalterliche Volkslied, aus dem er neulich Lenau in Tübingen vorlas, zu deſſen Bewunderung. „Uhland hat ſich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter,“ ſprach er. „So ein Buch iſt für unſere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo Alles Abſtraction, iſt dieß Beſchäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es iſt wieder Naturboden. Es iſt das Schwerſte, Alles ſo umfaſſend und prächtig einfach hinzuſtellen, wie er; man ſieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und dieſe Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Graſe, weiß er die leiſeſte Spur zu finden.“

Die Unterhaltung ſchlüpfte zu den Hegelianern über. „Es iſt etwas Großartiges in dieſer Negation,“ erklärte Niembſch. „Es iſt der Nord, der die Luft reinigt. Mir bleibt aber eine Philoſophie verdächtig, die für die Naturkunde nichts iſt, und auch nichts für die Poeſie, alſo nach gar keiner Seite etwas. Wenn ein Hegelianer eine Nachtigall im Gebüſche ſieht, die ihren Kropf aufbläht, dann hält er ſie für ein Paragraphenzeichen. Ich habe einen geiſtvollen Hegelianer geſprochen, welcher äußerte: „„Wenn man Alles weg thut, ſo bleibt in der Welt doch noch ein irrationeller Reſt, der nicht zu tilgen iſt.““

Lenau ſchlief wieder in dem Gartenhauſe, worin er auch früher das Gedicht „Zuflucht“ mit dem Beginne:

„Armes Wild im Waldesgrunde“

gemacht, das im II. Bändchen S. 137 vorkommt, und mit dem genau ſo betitelten des I. Bändchens S. 215 nicht zu verwechſeln iſt. Urſprünglich war es „An einen jungen Freund“ überſchrieben, und Theobald Kerner gewidmet, welcher damals noch Gymnaſiaſt war. Es ſollte dieſem gleichſam eine Mitgabe auf die Univerſität, in das bewegte Leben hinaus ſeyn, und zugleich eine Huldigung für die Hausfrau, ein Denkmal für zwei Mütter, für die von Lenau und für das Rickele.“

Am 5. August las Kerner aus seines Jugendfreundes Joseph Stoll Gedichten vor; unter andern auch ein Stilleben „Des Müllers Wiederkehr," mit Zeilen endend, welche Niembsch als Refrain aufgriff, der fast durch den ganzen Tag nachtönte:

„Zweimal ist kein Traum zu träumen,
Noch Gebrochnes ganz zu keimen."

Man schlenderte auf die Burg. Die ganze Natur schmachtet vor Dürre. Das Laub fällt von den Aesten. Lenau blieb vor einem der vertrockneten Gebüsche stehen, die sich eben unter Trümmern ausbreiten. „Da seht," sagte er, indem er die welken todten Blätter mit seinem Stocke berührte, daß sie raschelten, „da seht, und dann heißt es, die Natur sey liebevoll und schonend! Nein, sie ist grausam, sie hat kein Mitleid. Die Natur ist erbarmungslos!" rief er mit einer kalten, verwünschvollen Schärfe, welche in die Seele schnitt. Es entstand eine Pause der Trostlosigkeit.

Bei Tische erfuhr der Berliner Neckerei, weil er Sympathie zeigte für einen entsprungenen und wieder gefangenen Räuber. „In dem Menschen," äußerte Lenau, „streiten sich zwei Gefühle: das moralische und die Freude an Abenteuern, das poetische Interesse. So empfinde ich unwillkürlich immer nebenbei eine Regung von Bedauern, wenn ich höre, daß eine große Feuersbrunst gelöscht ist."

Es entspann sich mit dem Berliner ein Streit über Preußen und den Süden von Deutschland. Jener behauptete, der Geist gehe von dort aus, wogegen die Anderen einwandten, daß man gerade aus unsern Gegenden die Hauptelemente solcher Macht, die Intelligenzen, die Talente berufen. „Norddeutschland, das von uns empfängt, ist die Frau, Süddeutschland der Mann," sagte Niembsch. „Die Buchbindersfrau aus Balingen, mit der wir gestern reisten," setzte er hinzu, gegen seinen Gefährten gewendet, „die so eine Liebe zur Poesie schlicht und einfach darlegte (sie recitirte uns unter Anderem „Eginhart und Emma" von Langbein), und die Frau v. P. in Wien, die einen Salon macht und alle literarischen Notabilitäten einladet, an wahrer Liebe und wahrem Bedürfnisse der Poesie steht sie der armen Buchbindersfrau nach. Berlin ist die Frau v. P., und wir sind die Buchbindersfrau. Schöpferisches Interesse ist in uns mehr. Der Oesterreicher wirft in seinem Leichtsinne

etwas hin, in welchem dann doch der Berliner ſelbſt wieder viel ideales Streben erkennen muß. Sie möchten eine Eierſchale zum Luftballon aufblaſen. Das geiſtige Intereſſe iſt größer in Berlin; im Süden überwiegt die Production. Wir wollen den Berliner zu den Slaven rechnen. Das unterſcheidet ihn, daß er immer eine arrière pensée behält. Der Germane ſchüttet ſein Herz bis auf den letzten Neigetropfen aus." „Behalten Sie denn gar nichts mehr zurück?" fragte der preußiſche Doktor. Da machte Niembſch ein ſehr ſchlaues Geſicht: „Ich komme hier nicht in Betracht; ich bin ein Magyare."

Kerner ſtand bald nachher auf, kehrte aber gleich aus ſeinem Schreibſtüblein mit einem Papierſtreifen zurück, auf welchem noch naß die Zeilen zu leſen:

Berlin und Wien.

Kein Körper kann beſtehn mit einem Kopf allein,
Es leget Gott in ihn auch ſtets ein Herz hinein.
Dem deutſchen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

Nach Tiſch ſagte Lenau ſehr gemüthlich zu Juſtinus: „Man ſollte Dir eine Anſtellung geben, daß Du ſo herum reiſen könnteſt oder treiben, was Du wollteſt, z. B. ein Geiſterconſul." Die Beiden waren ſo treu und zärtlich zuſammen, daß es einem wohl that, wie eine ſchöne tiefe Melodie. Niembſch lehnte ſein Haupt an Kerner. „Wer weiß," ſprach jener, „was es für ein Schickſalstraum iſt, daß ich noch einmal hab' zu Dir müſſen! Ich kann nicht los von Dir. Er hat mich verhext." Jetzt war's, als wollte ſich ein farbenglänzender Friedensbogen über jenem Mißverſtändniſſe. Juſtinus ſagte voll Liebe zum Freunde: „Mein erſtes Gericht ſoll an Dich ſeyn, und an mein Glas von Dir!' Er ſchnitt Niembſch, ohne daß der es merkte, mit einer großen Papierſcheere ein Löckchen ab, und ging triumphirend heimlich damit fort.

In der Nacht ſpielte Kerner noch einen Abſchied auf der Maultrommel, dann fuhren Alle davon.

' Wenige Tage darnach war es fertig. Es heißt: „Mein Kryſtallglas, an Nikolaus Lenau," und iſt auch bei Niendorf S. 143 zu leſen. In der Miniaturausgabe der Kerner'ſchen Gedichte von 1847 ſteht es S. 322.

Die Mißlaune, welche aus Lenau's Briefe eben vom 5. Auguſt an Sophie grellt, verließ ihn auch auf dem Wege nach Wien nicht. Emilie ſchrieb an Emma am 27. Auguſt: „Niembſch kam auf ſeiner Heimreiſe in der übelſten Stimmung zu uns nach Heidenheim, blieb kaum einen Tag, und gerade den Morgen vor ſeinem Geburtstag, den wir ſo gern mit ihm gefeiert hätten (zugleich mit der Geneſung des geliebten Vaters), reiste er ab. Er war mißmuthig, ſchroff und kalt. Dennoch bat ich für ihn um Vergebung, ſuchte ihn möglichſt zu entſchuldigen, ſchrieb ihm aber doch offen und redlich über ſein Unrecht, und fand auch in dem Brief, den ich von ihm (in Stuttgart bei der Zurückkunft) antraf, ſein Eingeſtändniß deſſelben.

Indeß muß ich Dir geſtehen, meine theure Emma, daß mich oft eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandelt, die ſo groß daſtehen vor der Welt. So iſt es gewiß aber nicht Stabilität, wenn mein Herz mehr an dem alten Niembſch, als an dem fortgeſchrittenen Lenau hängt, an dem urſprünglichen Quell ſeiner Poeſien, dem klaren gebirgshellen, mehr, als an dem namhaften Strom, in den ſchon ſo viel fremde Bäche eingemündet haben. Es iſt dieß Gleichniß auch weniger auf ſeine Dichtungen, als auf den Dichter ſelbſt zu beziehen, auf ſein Herz, das ſich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet.“

Niembſch an Emilie.

Wien, 21. November 1842.

Mein Miſchka[1] iſt fertig und freut ſich ſchon, Ihnen vorgeſtellt zu werden. Sein Wuchs iſt zu groß ausgefallen, als daß ich ihn in einem Briefe unterbringen könnte, daher ich mit der Mittheilung ſchon noch warten muß. Sein Umfang beträgt nämlich an 300 Verſe. Was mich an dieſer Dichtung freut, iſt, daß ſie ganz im Tone meiner ältern ungariſchen Lieder gehalten, jugendlich friſche Naturmittel, ungealterte und durch meine ſpekulativen Bocksſprünge ungeſchwächte Originalität an der Stirne trägt. Faſt noch mehr aber freut mich daran, daß mir die Veranlaſſung dazu durch eines Ihrer ſchönen Bilder geworden iſt.

[1] „Miſchka an der Mareſch.“

Niembſch hatte ſich dießmal in der großen Schulerſtraße, 861, im zweiten Stock, im Durchhauſe aus der Grünangergaſſe in die Wollzeile, eingewohnt. Sein Aufenthalt durch den Winter von 1842 auf 1843 iſt wieder eine kleine Wüſte für uns. Seine von den herrlichſten Blumen umblühten friſchen Quellen: ſeine Briefe — waren wieder verſiegt. Es iſt faſt, als ob er immer eine Art Winterſchlaf gemacht hätte. Er beſuchte, wie ſonſt, wieder täglich Neuner, Sophiens Haus und manchmal das ihrer Eltern, und uns in der Vorſtadt, dieß aber nur ſelten, denn er war ſchon äußerſt bequem geworden; das Theater nie, aber öfters Concerte. Uebrigens wurde er immer mürriſcher und leutſcheuer. Von Begebenheiten ſind zwei zu melden: der nach mehrjährigem und unſäglichem Leiden am 26. September 1842 erfolgte Tod unſers väterlichen Freundes Schleifer, der, nur die martervollſten Stunden ausgenommen, doch immer heiter geblieben war. Hier iſt der Ort nicht zu einem längeren Nachrufe, den dieſer charakterſtarke und talentvolle Mann ſo ſehr verdiente. Er mußte ſich mühſam durchs Leben fechten und in Dörfern einſam verkümmern. Unter gnädigeren Geſtirnen ſchritte er nicht ſo weit hinter Lenau, ſondern dicht am jüngern Bruder einher, der ihn warm liebte und tief verehrte.

Das zweite Ereigniß war das Jubelfeſt des berühmten Erzherzogs Karl, Anfangs April 1843. Es vollendete ſich das fünfzigſte Jahr, ſeitdem dieſer als junger Held das höchſte aller kriegeriſchen Ehrenzeichen, das Maria-Thereſienkreuz, auf dem Schlachtfelde erworben. An jenem Tage hielt Kaiſer Ferdinand eine glänzende Heerſchau in Wien, wobei er das nämliche Maria-Thereſien-Großkreuz ſeinem ruhmwürdigen Oheim Karl anheftete, welches vereinſt der unvergeßliche Kaiſer Joſeph, der Ordensſtifterin Sohn, von der eignen Bruſt genommen und hierauf, ausnahmsweiſe mit Brillanten überdeckt, dem Eroberer Belgrads, dem Heldengreiſe Laudon, überreicht hatte.

Zur Verherrlichung jenes Ereigniſſes veranſtaltete auch die Geſellſchaft der Wiener Freunde der Tonkunſt einen großen Tonwettkampf, der durch ein dichteriſches auf den Gefeierten Bezug nehmendes Vorwort eröffnet werden ſollte.

Das Weitere erzähle Niembſch ſelbſt durch Emma Niendorf (S. 154): „Niembſch zeigte mir die goldene Medaille, welche er vom Erzherzog Karl

für den Jubiläumsprolog empfing, und die kaum sechs Individuen oder vielmehr gekrönte Häupter erhielten.' Sie kam gerade vor der Abreise, ja man bedeutete dem Dichter, diese um eine halbe Stunde zu verschieben, weil noch etwas für ihn anlangen sollte: ein Handschreiben, des Inhalts: daß nur die schnelle Abreise den Erzherzog verhindere, wie er gewünscht hätte, Lenau persönlich das Erinnerungszeichen zu übergeben.

Dieser Prolog, sagte Lenau, ist sehr schnell entstanden. Ich wollte ihn lange nicht übernehmen, weil ich in keiner poetischen Stimmung war. Aber man drängte so und da gab ich nach. Die Idee, mit diesem Concert eine Feier für den Erzherzog zu verbinden, kam erst ganz spät einem der Unternehmer. Ich hatte kaum drei Tage, weil der Schauspieler, der die Dichtung sprach, doch auch noch damit bekannt seyn mußte. Zuerst ging ich, um mich zu inspiriren, auf die Bibliothek und ließ mir die Kriegsberichte aufschlagen, das Aktenmäßige. Zunächst über die Schlacht von Aspern. Das war alles ganz einfach und kurz. Es ergriff mich gleich und ich erkannte, daß diese Schlacht als Hauptmoment dastand. Dann ging ich nach Haus und fing gleich an und war im Zug; in drei Tagen war ich fertig. Dann gingen die Katzbalgereien mit der Censur los. Der Prolog mußte der Censurbehörde übergeben werden. Der Fürst Metternich ließ sich denselben vortragen; er gefiel ihm; nur Eine Stelle war ihm verdächtig: da, wo der Kränkungen Erwähnung geschieht, welche der Erzherzog dulden mußte. Mit einem ganz feinen diplomatischen Bleistift unterstrich mir der Fürst diese Stelle und schickte Jemand zu mir, ich möchte ihm den Gefallen thun und das ändern, worauf ich erwiederte: da diese Stelle meine Gesinnung enthalte, so könne ich sie so wenig streichen und ändern, wie meine Gesinnung. Jetzt ging der Prolog an die Censurbehörde zurück. Die ließen nun die Stelle; bloß Ein Wort darin hatte mir der betreffende Beamte — M.... heißt er — gestrichen mit einer groben Bauernfeder, und statt „bösen Tropfen" „Schmerzenstropfen" darüber geschrieben, worauf ich ihm auf noch derbere Weise sagen ließ:

' Erzherzog Karl selbst; dann König Karl Johann XIV. von Schweden; Herzog von Wellington; Ludwig Anton von Bourbon, Graf von Marne; Wilhelm I. König von Würtemberg; Wilhelm II. König der Niederlande; Leopold I. König der Belgier; und Karl Albert, König von Sardinien; zusammen acht.

er ſolle mir meinen Blumengarten nicht beſchmutzen. Dann fuhr ich zu ihm. „Das kann ſich der Dichter nicht gefallen laſſen," ſagte ich zu ihm, worauf er entgegnete: „„Ja, es war mir gleich nicht recht, wie ichs hinſchrieb.““ Er beſtand nun auf einer Aenderung, ich blieb aber dabei: „Wenn ich ein Wort ändern ſoll, ſo wird der ganze Prolog nicht geſprochen." Ich wußte wohl, daß ich ihnen Trotz bieten durfte, weil denn doch auch der Erzherzog im Hintergrund war, und ſo errang ich den Sieg über die Cenſur, der, wie die Verhältniſſe dort ſind, ein Ereigniß, und auch für die Andern errungen. Es iſt unerhört, daß etwas ſo unverändert geſprochen werden durfte."

Der Wiener Tonkunſtfreundeverein ernannte Niembſch unter anerkennendem Dank zum Ehrenmitgliede.

Das Aspernlied erſchien zwar mit des Dichters Verwiſſen ſowohl in der Wiener Zeitſchrift als auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung; aber Lenau nahm es niemals in ſeine Gedichtſammlung auf, daher erſt ſein Nachlaß es als ein ausgezeichnetes Werk wiedergab. Auch vom erhaltenen bedeutungsſchweren Heldehrenfelde ſprach er nur gegen Vertrautere. So übertrieben mied er auch ſchon nur den bloßen Schein von lohngieriger Schmeichelei und knechtiſcher Kriecherei und die Beſorgniß, es könnte jenes Heldenlied vielleicht doch hie und da für ein von ihm verpöntes „Fürſtenlied" gehalten werden. (S. Nachlaß: „Proteſt.")[1]

Er hatte ſeine Reiſe etwas verſchoben, weil im Momente, als er fort wollte, die Milanellos nach Wien kamen, und dieſe wollte er noch hören. Er hörte ſie zuerſt in der Probe, wo ſie nur vor fünf Perſonen ſpielten.

Niembſch an Sophie in Wien.

München, den 29. April 1843.

Liebe Sophie!

Geſtern Abend um neun Uhr bin ich nach einer vom übelſten Wetter chicanirten und nur von flüchtigen Mahlzeiten unterbrochenen Fahrt hier

[1] Von den Muſikern ſagte ſogar einmal Niembſch (Niendorf S. 156): ſie ſeyen wie die Hunde, die keinen Augenblick ohne Herren ſeyn könnten. Jede Linie, die ſie ſchrieben, müßten ſie Jemand dediciren.

angekommen, und zwar, wie es ſcheint, ohne alle nachtheilige Wirkung auf meine Geſundheit. Nur die leidige Erſchütterung durch ſchlechte Wagen auf ſchlechten Straßen ſpüre ich noch in allen Gliedern. An den lieben und verehrten Hofrath, Ihren Vater, werde ich ſchreiben, ſobald ich geſammelt und kräftig genug bin, um der Fülle des freudigſten Dankes, die mein Herz bewegt, einigermaßen entſprechende Worte geben zu können. Wie es mir mit allen Empfindungen ergeht, daß ſie mir immer lebhafter werden, je weiter ich mich in ihren Gehalt vertiefe, ſo geſchah es auch dießmal, und bis zu einer peinlichen Höhe ſtieg während des Fahrens mein Unwille, daß ich mit allen Gefühlen der Freude und des Dankes immer weiter fort mußte, ſtatt daß ich damit zu meinem wohlwollenden Freunde geeilt wäre, durch deſſen unverkennbare Einwirkung mir eine ſo hohe Ehre zu Theil geworden.

Einige Tage werde ich in München bleiben, um alles genau zu beſehen, was ſeit einer Reihe von Jahren den ſchönen Sehenswürdigkeiten dieſer Stadt zugewachſen iſt; dann gehe ich nach Stuttgart, um dort mein papierenes Glück zu ſchmieden. Sie ſollen oft Nachricht von mir erhalten, liebe Sophie. Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir bald nach Stuttgart, wo ich am 2. Mai eintreffen werde. Grüße an Max und Kinder, Eltern, Geſchwiſter und Schwäger. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 3. Mai 1843.

Liebe Sophie!

In Geſellſchaft zweier Damen, welche von Zeit zu Zeit eine Flaſche Wein aus der Seitentaſche des Eilwagens hervorzogen, und ohne Glas aus dem Kragen der Bouteille tranken, dann des Dr. Burdeus, mit welchem ich in München zufällig zuſammengetroffen, bin ich geſtern hier angekommen.

Mein erſtes Geſchäft, nachdem ich geſtern noch zu Abend gegeſſen und auch Nachts ein wenig ausgeruht hatte, war heute, an Ihren Vater zu ſchreiben. Der Brief an ihn und der gegenwärtige an Sie, liebe Sophie, gehen heute Abends zugleich nach Wien ab.

Wir haben hier im Hause und in der Familie mehrere Kranke. Die arme Julie liegt seit vierzehn Tagen an Gicht krank und ohne Regungsfähigkeit ihrer Glieder; der alte, gute Hartmann leidet an einem bedenklichen Brustleiden; das älteste Stiefkind der Weisser'schen ist dem Tode nahe, und der alte Bediente Hartmanns, der ehrliche, alte Karl, stirbt wahrscheinlich heute noch. Mariette mit ihren Kindern ist auch hier, was mir um so angenehmer ist, als der Anblick aufblühender Jugend inmitten des Verfallenden und Sterbenden ein wohlthuender und entschädigender ist.

Das Wetter ist seit zwei Tagen sehr schön und wird hoffentlich in dieser erwünschten Eigenschaft noch eine Weile andauern. Morgen beginne ich meine Erkundigungen, Verständigungen und Betreibungen bei der Cotta'schen Buchhandlung. Seyen Sie so gütig, Jemand in die Gerold'sche Buchhandlung zu schicken, und das letzte Heft der „Nibelungen," welches von der Cotta'schen Buchhandlung an die Gerold'sche für mich nach Wien gesendet worden, abholen zu lassen und mir bis zu meiner Zurückkunft aufzubewahren. Herr Schirmer bei Gerold weiß um die Sache und hat das Heft zur Beförderung an mich in Händen. Wenn das Wetter mich nicht daran hindert, so denke ich nach dem Schwarzwald aufzubrechen, etwa gegen Ende dieses Monats.

Tingelstedt ist hier vom König als Privatsekretär, Bibliothekar, Vorleser der Prinzessinnen und Gesellschafter der Majestät angestellt worden. Gratulire.

Leben Sie wohl, theure Sophie, mit Freund Max und allen Eurigen, herzlichst gegrüßt von Ihrem Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 11. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Daß Ihr Brief auf einem bäuerischen Tische geschrieben worden, ist ihm nicht anzusehen, wohl aber, daß er bei seiner Entstehung vom Frühlingshauch durchlüftet wurde, denn er ist sehr freundlich, wofür ich Ihnen herzlich danke.

Gerührt hat mich, was Sie mir von Ihrem lieben Vater schreiben,

wie eifrig er ſich bemüht habe, mir das ſchöne, goldene Stück Ehre noch vor meiner Abreiſe zukommen zu laſſen. Ich habe bereits vor acht Tagen an den edlen und wohlwollenden Freund geſchrieben. Sie werden indeſſen meinen Prolog auch in der „Allgemeinen Zeitung" gefunden haben. Aus mehr als einem Grunde hab' ich ihn dahin gegeben. Die Veröffentlichung durch die „Wiener Zeitſchrift" ſchien mir nicht wichtig und ſolenn genug, und mir war es darum zu thun, daß die Welt ſelbſt ſehe, wie ich einen Fürſten beſinge.

Ich glaube übrigens, daß eben die Keuſchheit meines Lobes es war, was dem Erzherzog an meiner Huldigung zumeiſt gefiel. Hier in Stuttgart iſt man allgemein erfreut, ſowohl über das Gedicht, als über die ausgezeichnet ehrende Anerkennung von Seiten des Erzherzogs. Namentlich hat Paul Pfizer ſich mit großer Freude darüber geäußert. Der Name des Erzherzogs lebt hier überall in verehrungsvollem Andenken.

Ueber meine Geſchäfte kann ich Ihnen Beſtimmtes noch nicht mittheilen, weil Cotta's Leute mit dem Reſultate der Meſſe erſt von Leipzig zurückerwartet werden. Uebrigens glaubt Cotta ſelbſt an die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage der Albigenſer, wie auch meiner Gedichte.

Der alte Veriente iſt bereits begraben und der fünfzehnjährige Stiefſohn der Lotte wird morgen begraben werden. Julie liegt noch immer mit regungsloſen Füßen im Bette. Hartmann huſtet; Emilie ebenfalls. Das Wetter iſt ſeit drei Tagen ſehr ſchlecht.

Die Reiſeplane werden ſich auf ein beſcheidenes Maß zuſammenziehen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Leb' wohl, Max, Kinder, und Alle gegrüßt! Ihr Niembſch.

Stuttgart, den 17. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Ungeſtörte Geſundheit und eine mir ſehr angenehme Zurückgezogenheit gewiſſer zeitverderberiſcher Bekanntſchaften gewähren mir Kraft und Muße vollauf zu anhaltenden Arbeiten; ich bitte Sie alſo, theure Sophie, alle Beſorgniſſe in dieſer Hinſicht einzuſtellen. Bereits hab' ich mich in ein Studium,

wie ein Bulldog in ſeinen Fang, verbiſſen, und ich gedenke Sie mit den Ergebniſſen deſſelben ſeiner Zeit zu überraſchen. Von meiner Reiſe her bin ich jetzt gewohnt, täglich früh aufzuſtehen, und ich will dieſe heilſame Angewöhnung nicht ſo bald wieder ablegen. Ich arbeite täglich acht bis zehn Stunden mit großer Intenſivität und Leichtigkeit. Ein Spaziergang im Schloßgarten, wo ein Heer von Nachtigallen gegen meinen alten Mißmuth mit klingendem Spiel loszieht, pflegt mich des Abends zu erfriſchen; nur iſt leider das Wetter ſo veränderlich und häufig ſchlecht, daß darüber abermals ein gutes Stück Frühling ungenoſſen verloren geht. — Mit Cotta hab' ich für's Erſte über eine neue Auflage meiner Gedichte in zwei Oktavbänden vertragsmäßig abgeſchloſſen. Zweitauſend Gulden Rheiniſch ſind als Honorar bedungen. Binnen vierzehn Tagen werden Cotta's Abgeſandte von der Leipziger Meſſe mit den Reſultaten betreffend meiner übrigen Schriften zurückkehren. Sehr wahrſcheinlich wird zur Herbſtmeſſe auch von den Albigenſern eine neue Auflage veranſtaltet werden, und wenn, wie es ſcheint, auch meine Gedichte im Taſchenformat zur Neige gehen, auch von dieſen. Dieſes muß ich noch hier abwarten; ſodann aber werde ich, ohne mich um die Correcturen perſönlich zu bekümmern, Stuttgart verlaſſen. Weitere Beſchlüſſe ſind noch nicht gefaßt. Meine gute Geige vermiſſe ich allerdings ſchwer; doch ich vermiſſe ja noch viel Größeres, und das ſteiſche: Disce carere! werd' ich mir ſchon mein Lebenlang verſagen müſſen

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und geben Sie Ihrem Bruder Karl, der vielleicht ſchon in Wien iſt, den beigeſchloſſenen Zettel. Die Antwort an meinen lieben Trutſch ſteht auf der Rückſeite dieſes Blattes.

Lebt Alle wohl! Niembſch.

Niembſch an ſeinen lieben Trutſch.

Stuttgart, 17. Mai 1843.

Mein lieber Arthur!

Ich danke Dir herzlich für Deinen ſchöngeſchriebenen Brief und gebe Dir die Verſicherung, daß Du mir, ſo klein Du auch noch biſt, einer meiner liebſten Correſpondenten biſt. Auf meiner Reiſe iſt es mir bis

auf das ſchlechte Wetter gut ergangen. Neulich habe ich beim kleinen Zöppritz ſehr ſchöne Bleiſoldaten geſehen, an welchen beſonders die Pferde ausgezeichnet waren. Ich werde Dir eine Schachtel davon mitbringen. Grüße mir Deinen lieben Vater ſchönſtens und ſag' ihm, daß ich ihm nächſtens ſchreiben werde; auch den Ernſt und die Zoe ſollſt Du von mir grüßen. Fürchte Dich nicht im Dunkeln, ſonſt mußt Du Dich Dein ganzes Leben fürchten, denn das ganze Leben iſt etwas dunkel. Das ſoll Dir Deine Mutter erklären.

Ich küſſe Dich. Dein Freund Niembſch.

Stuttgart, 24. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Das üble Wetter, das uns hier fortwährend ärgert, und uns den Frühling ſo zu ſagen unterſchlagen hat, ſcheint auch bei Euch ſein Unweſen zu treiben, und wenn es dort nicht beſſer geht als hier, ſo dürfte der grüne Ofen in Ihrem Zimmer wohl noch lange Ihnen das angenehmſte Grün bleiben, woran Sie ſich zu erfreuen haben. Meine Abſichten auf Rippoldsau ſind durch beſagtes Wetter ſehr zweifelhaft geworden. Man ſagt mir allgemein, die Thäler des Schwarzwaldes ſeyen nur bei anhaltend ſchönem Wetter genießbar; bei üblem dagegen rauh und gichtbringend. Meine Geſchäfte konnten mittlerweile um nichts vorrücken, weil die Leipziger Taten noch nicht da ſind. Cotta iſt übrigens gegen mich von einer weit über die gewöhnlichen Schranken hinausreichenden Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit.

Heute habe ich bei Schwabs zu Mittag gegeſſen, wo Spargel mit Spätzle mich nicht vergeſſen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in ächteſter Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgeſehen von ſeinen perſönlichen Vorzügen, eine treue Liebe, denn er war meine erſte Anerkennung und gewiſſermaßen mein literariſcher Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gerne zurückkomme. Wäre er doch bei ſeinem Horatio geblieben. Das Pfarramt iſt doch ein zu beſchäftigendes und ruheloſes für ihn. Als er mich heute nach Tiſch an ſein Fenſter führte, das eine ſehr hübſche Ausſicht auf grüne

Bergeshöhen eröffnet, machte ich ihm die ſchalkhafte Bemerkung: „Welt, Alter; Jeſus Chriſtus gewährt uns eine ſchöne Ausſicht?“ worauf er allerdings mit Würde erwiederte: „„Wenn es nur dieſe Ausſicht wäre, die er mir gibt, ſo wäre ich nicht da.““ — Das war gut; aber mein Sarkasmus ebenfalls.

Meine Studien mit obligatem Frühaufſtehen werden lebhaft fortgetrieben, und ich danke meiner Natur, daß ſie mir, je älter ich werde, je mehr Kraft und Luſt zu anhaltendem Arbeiten gibt. Das hilft über manche Kluft des Lebens hinweg; Schlafen und Arbeiten ſind die beſten Springſtöcke, an denen wir fort- und hinübergleiten.

Nun feiert Ihr bald die Hochzeit der lieben Johanna, und Strichel, der Glückliche, hat nun bald ſein erſehntes Glück eingeſtrichen. Wohl ihnen beiden!

Grüßen Sie mir den lieben Vater herzlich, wenn er wieder kommt; auch Freund Karl und die übrigen Alle!

In meinem nächſten Briefe kann ich Ihnen hoffentlich ſchon den Tag meiner Abreiſe von hier angeben. Hat Max den Orden noch nicht erhalten?

Ich ſehne mich nach Bergluft und nach ſtillerer Einſamkeit, um einen Kranz von Gedichten zu flechten, den ich Ihnen bei meiner Heimkehr ans Herz legen möchte. Leben Sie wohl, theure Sophie! Leb' wohl, lieber Max! Ihr Riembſch.

Stuttgart, 31. Mai 1843

Liebe Sophie!

Die trübe Stimmung, in der Sie Ihren letzten Brief geſchrieben haben, wird hoffentlich nunmehr eben ſo von ſelbſt vergangen ſeyn, wie ſie Ihnen gekommen war; daher will ich denn auch nicht meine Waffen gegen die bereits flüchtig gewordene gebrauchen, ſondern eine heitere an Ihnen begrüßen, und ſie bitten, daß ſie bleibe und Ihren Briefen eine freundlichere Miene mittheile. In zwei bis drei Tagen wird ſich über den weiteren Gang meiner Angelegenheiten Alles entſchieden haben. Die Leipziger Sendlinge kommen wahrſcheinlich morgen zurück, und ich will dann nicht ſäumen, mit Cotta ins Klare zu kommen.

Bei Reinbecks iſt wieder mehr Sicherheit des Daſeyns. Neulich kränkelte zwar der gute alte Hartmann wieder; doch es war nur vorübergehend und er blieb noch in unſerer Mitte. Indeſſen iſt er ſchon ſo ſchwach geworden, daß ich ihm nie mehr gute Nacht ſagen kann, ohne an die letzte zu denken. Nach Weinsberg werd' ich dießmal nicht reiſen. — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Stuttgart, 8. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Noch immer hab' ich die erwartete Auskunft von der Cotta'ſchen Buchhandlung nicht erhalten; dieſelbe wird erſt in einigen Tagen von Leipzig aus brieflich ertheilt werden. O, wie bin ich dieſes Harrens und Anliegens müde! Schaffen ſollte das einzige Geſchäft eines Dichters ſeyn; wir ſind zu hart und gemein gehalten auf Erden. Meine Laune, von deren Vortrefflichkeit Sie mehr wiſſen, als ich ſelbſt, iſt gerade gut genug, um mich bei fleißigem Arbeiten zu erhalten. Ich möchte mich gerne zu Tode arbeiten, wie der Seidenwurm, von welchem Goethe's Taſſo beneidend ſagt:

Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpann!
Das künſtliche Gewebe entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O gäb' ein guter Gott uns auch . . . .

Wir haben heut hier ſeit langer Zeit den erſten ſchönen Tag. Regen, Kälte, von ſeltenen flüchtigen Sonnenblicken unterbrochen, ſcheinen das Um und Auf dieſes ſchlechten Frühlings zu ſeyn, und ich kann bei ſolchen Ausſichten mich immer noch nicht entſchließen, nach Rippoldsau zu gehen, das bei ſchlechtem Wetter gar zu düſter, naß und kalt ſeyn ſoll.

Von Freuden hab' ich Ihnen wenig zu melden. Ein paarmal Beethoven und einige ſchöne Stunden im Schloßgarten waren ſo ziemlich meine beſten Genüſſe. Von Einladungen bin ich gemieden, weil ich jede verbeten habe. Graf Alexander ſoll in dieſen Tagen zurückkommen.

Ihr Vater hat mir einen Brief geſchrieben, einen ſehr wohlwollenden,

schöngesinnten, herzerfreuenden. Sein darin ausgesprochener Wunsch soll nicht ohne Wirkung bleiben. — Den Neuvermählten wünsche ich nicht Glück, denn das Glück betäubt und verwirrt, und ruft auch nur allzugern sein Gegentheil hervor; aber ich wünsche, daß Ihnen das Leben gerecht seyn möge, und Ihnen überall mit derjenigen Freundlichkeit begegne, deren sie beide würdig sind.

Wenn Freund Fritz[1] noch in Wien ist, so sagen Sie ihm einen guten Gruß von mir. Arthur soll mir auch wieder einmal schreiben. Ich sehe seine kindlichen Schriftzüge gerne, und freue mich, daß er meiner gedenkt. Wie hält sich denn Ernst? — Auch Zoe, das liebe Kind, werde nicht vergessen.

Wenn Nekolic nach Karlsbad reist, so wird sie dort Paul Pfizer sehen kennen, einen der edelsten gedankenreichsten deutschen Männer. Leider sind auch ihm von dem Ausglühen gediegener metallblanker Gedanken die Schlacken im Unterleibe sitzen geblieben.

Malen Sie mir wieder ein Männlein auf den Brief. Warum ist das abgekommen? Doch lassen Sie es immerhin, wenn Sie es nicht gerne thun. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ich grüße Max und Ihrer Eltern Haus herzlich. Niembsch.

Niembsch an Sophie.

München, 18. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Seit gestern bin ich hier, um meine verschiedenartigen Angelegenheiten ins Reine zu bringen. Es wurde mir in Stuttgart ein Urgens vom österreichischen Judicium delegatum militare mixtum zugestellt, daß ich binnen vierzehn Tagen mich zu erklären habe, ob ich die mir zugedachten Erbansprüche auf die noch verliegende Obligation aus der Verlassenschaft meiner Großmutter agnosciren wolle oder nicht. Der Schuldschein[1] ist, wie Sie sich vielleicht erinnern, von N. ausgestellt und bei dessen Insolvenz völlig werthlos; gleichwohl müßte ich im Agnoscirungs-

[1] Zephirus jüngerer Bruder.

Ueber 1300 fl. C.M.

ſolle 351 Gulden C. M. Aerarialgebühren bezahlen, worauf es eigentlich gemünzt ſcheint. Da jedoch bei der Sache auch meine Schweſter Magdalena betheiligt iſt, und meine Erklärung in Einverſtändlichkeit mit der letzteren abgegeben werden ſoll, ſo dürfte die Beendigung dieſes läſtigen Geſchäftes noch einige Schwierigkeiten verurſachen und wohl gar meine Gegenwart in Wien erfordern. Schurz iſt bereits durch mich von Allem unterrichtet; ich erwarte in dieſen Tagen ſeine Nachrichten.

Ich bin unterdeſſen nach München gegangen, theils um die brieflichen Mittheilungen zu beſchleunigen, theils um, wenn ich nach Wien reiſen müßte, ſchon ein Stück unterwegs zu ſeyn. Hoffentlich wird Alles durch eine Vollmacht an Schurz abzumachen ſeyn.

Meine Verlagsnotizen ſind noch immer nicht eingelaufen. Die Correcturen meiner Gedichte werden mir indeſſen hieher nachgeſendet, und ich benütze meinen hieſigen Aufenthalt zum Studium der hieſigen Kunſtſammlung mit Hülfe einer vortrefflichen Geſchichte der Malerei. Seit zwölf Tagen habe ich keinen Brief von Ihnen; was iſt die Urſache? Schreiben Sie doch bald, und zwar nach München poste restante.

Ueber meine nächſte Zukunft kann ich unter den gegenwärtigen Umſtänden natürlich nichts entſcheiden. Eine neue Auflage der Albigenſer könnte mich vielleicht, wenn die Wiener Angelegenheiten abgethan ſind, veranlaſſen, jedoch nur auf kurze Zeit, noch einmal nach Stuttgart zu gehen.

Ich bin verſtimmt, ſo lange ohne Nachricht von Euch zu ſeyn. Wozu haben Sie denn ſchreiben gelernt, wenn Sie Ihrem beſten Freunde nicht ſchreiben wollen? Grüße an Alle. Niembſch.

Ebenfalls.

München, 23. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Ich küſſe Ihnen Ihre kunſtreiche und freundliche Hand für die ſchöne rothe Thürſteherin Ihres letzten Briefes, die herzinnige Minne, ſo wie für den ganzen liebenswürdigen, geiſtreichen, witzigen Inhalt des Schreibens.

Noch ſitze ich in München, auf Briefe wartend. Schurz hat mir in

Betreff der dummen Angelegenheit noch nicht geantwortet, auch die Buchhandlung mir die verlangte Auskunft noch immer nicht zukommen laſſen. Unterdeſſen ſtudire ich hier die Pinakothek und treibe meine andern Arbeiten ebenfalls fort. Das Wetter iſt über allen Ausdruck elend und niederträchtig. Der erſte Band meiner Gedichte iſt bis auf zwei Bogen fertig korrigirt. Mit den letzten zwei Bogen verlaſſe ich München, das mir um ſo unangenehmer wird, da die Leute bereits anfangen, mich einzuladen, und ich nächſtens einer groſſen Geſellſchaft als Futter für die Neugierde vorgeworfen werden ſoll. Ich aber empfehle mich gehorſamſt.

Mit Paul Pfizer, der bereits abgereiſet ſeyn muß, habe ich aus eigenem Kupplerinſtinkt gebrochen. Ich ſagte, er werde in Karlsbad diejenige ſehen können, für die ich ihn zum Freier beſtimmt hätte; was er ſehr freundlich lächelnd und mit der Frage aufnahm, wie ſie denn hieſſe? Ich ſagte den Namen der Holden, und ich bin überzeugt, er wird ihn behalten, und die Dame wenigſtens auskundſchaften.

Der nächſte Brief wird Ihnen hoffentlich endlich alle Ihre Fragen beantworten können. Bis jetzt weiß ich ſelbſt noch nichts von meinem nächſten Beginnen. Ihr lieber Vater äuſſerte in ſeinem freundlichen Briefe an mich den Wunſch: Ich möchte meine weitergreifenden Ideen über den gefeierten Helden, die ich ihm in brieflicher Proſa mitgetheilt hatte, in poetiſcher Form ausführen. Grüſſen Sie Ernſt ſchönſtens, ſo wie auch Zoe und Arthur. Vielleicht ſehen wir uns bald wieder. Die lehrreichſten und nützlichſten Beſchäftigungen können mich doch nicht vergeſſen machen, was ich durch meine Entfernung von Wien entbehren muß. Sie haben recht, mich auf die Flüchtigkeit der Zeit zu verweiſen. Wenige Menſchen kennen mich, noch wenigere lieben mich und ſind von mir geliebt, ſterblich ſind wir Alle, und freilich ſollten die Gleichgeſinnten ſich ehrlich und ungeſtört in ihre gemeinſame ſpanne Zeit theilen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Mit herzlichen Grüſſen an Max, an welchen ein Brief bereits geſchrieben iſt, aber einiger fehlender Zuſätze wegen erſt demnächſt abgehen ſoll. Adreſſiren Sie den nächſten Brief nach Stuttgart. Niembſch.

C. A. Schleinbach in Coburg sandte mir gefälligst am 22. September 1850 folgenden Beitrag zur Biographie Lenau's:

„Es war Ende Juni 1843, als ich mit herzlichen Empfehlungen von Freiligrath und Kinkel nach Stuttgart reiste, ein junger, überschwänglicher Poet, dem das liebe Schwabenland mit seinen herrlichen Dichtern die schwellendste Hoffnung gegeben hatte, dort Förderung, ein Asyl und — Verleger zu finden. Ich fand aber und — wie ich später erkannte — verdiente auch höchstens nur freundlich persönliche Theilnahme, ersprießliche Belehrung und liebevolle Thätigkeit für den Augenblick. Besonders wurde mir das alles von Lenau (dem mich der edle Gustav Schwab empfohlen hatte), und zwar mit einer Art und Weise, die mir es an innerem Werthe noch bedeutend erhöhte. In freundlicher Weise ladete er mich auf den 28. Juni zu sich ein in das Haus des Herrn Hofraths v. Reinbeck. Ich gebe hier die Worte wieder, die ich einige Wochen später in der deutschen Ehrenik in: „Reiseeindrücke eines fahrenden Poeten" über die persönliche Erscheinung des wunderbaren Dichters aussprach. „„Lenau, das tiefe, glühende Gemüth, das sich immer mächtiger emporschwingt (Savonarola, Albigenser), ein kleiner, aber breitgesetzter Mann, mit schon grau werdendem schwarzem Haar und Schnurrbart. Seine Züge sind tief gefurcht, als wenn glühende Leidenschaften und herbe Schmerzen darin gehaust hätten; eingefallen, braun, werden sie von einer starken Nase beschattet, und eine hochgewölbte Stirne hebt sich mächtig über das senkerbare oft unheimliche Blitzen seiner großen schwarzen Augen. Sein Benehmen war (wenn auch auf die Taner Zutrauen erweisend, und durchaus den edlen Biedermann, das weiche warme Dichtergemüth verrathend) unruhig, oft scharf fixirend. Den weiten Hausrock dann und wann krampfhaft um die Glieder schlagend, rannte er hastig aus einer Zimmerecke in die andere. Es mahnte mich an den Tiger im Käfig, wenn er an den Eisenstangen auf- und niederfährt.""

Mit wahrhaft tragischem Schmerz trat später diese ganze Scene und ihre Schilderung, die nun gleichsam prophetisch geworden war, mir vor die Seele. Gewiß zuckten damals schon dann und wann die Blitze der später hereinbrechenden grausenhaften Vernichtung durch sein Wesen.

Höchst eigenthümlich war es mir, daß der edle Dichter fast ganz

dieſelben Worte über meine Lieder ſagte, die Kinkel mir ſchon früher geſagt hatte. „„Dieſe Lieder kommen mir vor, wie reine, ſchöne Kinderformen. Mit Rührung ahnet, fühlt man, daß ſie ſich zu wirklicher Schönheit heranbilden können; aber es ſind doch eben nur noch Kinderformen, es iſt keine Feſtigkeit, keine Elaſticität darin.““

Ich weiß mir durchaus kein Begegnen zu erinnern, was mich mit ſo dämoniſcher und rührender Gewalt erfaßt, als dieſes mit Lenau.“

Niembſch an Sophie in Döbling bei Wien.

(Ohne Ort- und Tagangabe. Etwa: Stuttgart, den 3. Juli 1843.)

Obſchon von Zahnſchmerzen gequält, ſchreib' ich Ihnen heute wieder; denn es müſſen ſeit meinem letzten Briefe aus München wohl über acht Tage verfloſſen ſeyn. Endlich weiß ich, woran ich bin, und hoffe meine Heimreiſe noch im Laufe dieſes Monats antreten zu können. Wenigſtens will ich, wenn mein verwünſchter Zahn mich nicht daran verhindert, an meinem Geburtstage bei ſehr lieben Freunden in Döbling zu Mittag eſſen. Die Pauſen, welche Sie zwiſchen dem einen und andern Briefe eintreten laſſen, ſcheinen ſich mit meiner Abweſenheit zu verlängern, und da meine eigene Schreibluſt nicht groß genug iſt, um bei einer ſolchen Erwiederung lange aushalten zu können, ſo könnte eine längere Entfernung meinerſeits bald eine wechſelſeitige Todtenſtille zur Folge haben.

Leben Sie wohl! der Zahn ſchmerzt hölliſch! Grüße an Max. Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Schon iſt die Reiſe Ihres Briefes, und ſchon ſind die freundlichen Worte, die er bringt. Tauk für Beides! Gerne möchte ich Ihnen mit einem hübſchen Liede danken, doch die Lieder wollen hier nicht kommen, und ich muß ſie ſchon auf meinem heimiſchen Boden Oeſterreichs aufſuchen,

wo ich einſt meine erſten gefunden. In der nächſten Woche werde ich Stuttgart verlaſſen, etwa den 10. dieſes Monats. Zum 13. Auguſt will ich, wie geſagt, in Döbling ſpeiſen. Mein böſer Zahn hat ſich wieder beruhigt und wird hoffentlich, auch ohne Ausriß, des Schmerzes ein Ende ſeyn. Vorgeſtern erhielt ich einen Brief von einer anonymen Dame aus Rheinpreuſſen, die meine Albigenſer geleſen hat, und mit mir in briefliche Erörterungen religiös-philoſophiſcher Streitfragen zu treten wünſcht. Der Brief enthält viel von Bildung und Geiſt, aber auch des Ueberhirnigen und Verworrenen nicht wenig. Das iſt eine indiscrete Perſon. Ich ſoll als Dichter einer verkappten Neugierigen ohne weiters meine geheimſte Werkſtätte öffnen und mir jede Falte des Herzens und Hirnes beſchnüffeln laſſen! Wie dumm! Den merkwürdigen Brief werde ich Ihnen übrigens mitbringen.[1]

Perbeck iſt hier und beſucht mich fleiſſig.[2] Auch ein junger Jude nimmt gegenwärtig meine Theilnahme in Anſpruch. Bernhard Birkenthal, Rabbiner aus Galizien, gründlich Gelehrter der jüdiſchen und chriſtlichen Theologie, macht eine Reiſe durch ganz Deutſchland in der großen Abſicht, das Judenthum überall von innen heraus zu reformiren und daſſelbe ſittlich und intellektuell, ja ſogar auch bürgerlich, der übrigen Menſchheit gleichzuſtellen. Er beſitzt eine eminente Beredſamkeit und hat in der That einen Eifer und Nachdruck in ſeinen Reden, als wäre er von prophetiſchem Eifer ergriffen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schreiben Sie mir das Nächſte nach Salzburg poste restante; aber, ich bitte, ſogleich, damit ich dort einen Brief von Ihnen als ſchönſten Gruß meiner Heimath verfinde. Ihr Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 11. Juli 1843.

Geliebter Bruder!

Empfange meinen herzlichſten Dank für Deine nicht geringen Bemühungen in der leidigen Erbſchaftsangelegenheit und namentlich für die

[1] Derſelbe iſt nicht verfindig.

[2] Geſandter des Großherzogs von Baden.

brüderliche Bereitwilligkeit, mit welcher Du, der ohnehin ſo vielfach Beplagte, Dich derſelben unterzogen haſt. Im Anſchluſſe erhältſt Du meine Erklärung an das Judicium delegatum militare mixtum mit einer Bitte, dieſelbe mit der nöthigen äußern Aufſchrift zu verſehen und gefälligſt einzureichen.

Deine Nachrichten von unſern Weidlingern haben mich wahrhaft bekümmert, doch hoffe ich, daß unterdeſſen der Fuß meiner vielgeliebten Reſi ſich gebeſſert hat, daß Pepi ſeine Phyſikprüfung ehrenvoll beſtanden hat, und daß Reſi wie Kathi, das Töchterlein, auch wieder hergeſtellt ſind. Ich komme in der erſten Hälfte Auguſts nach Wien und werde nicht verſäumen, den Fürſten Schwarzenberg' angelegentlichſt um ſeine Verwendung beim Erzbiſchof von Salzburg zu bitten, damit Toni die Kutte bekommt.

Hinſichtlich der Herausgabe Deiner poetiſirten alten Sinnſprüche kann ich Dir bis jetzt kein erfreuliches Reſultat mittheilen. Vielleicht ergibt ſich noch in der Folge eine beſſere Ausſicht dafür. Diejenigen, denen ich Proben aus Deinen Heften mitgetheilt, fanden dieſelben an Stoff und Form viel zu ſehr abweichend vom Geſchmacke unſerer Tage, als daß ein günſtiger Erfolg davon zu erwarten ſtünde. Doch, wie geſagt, kommt Zeit, kommt Rath und vielleicht auch That.

Lebe wohl, geliebter Freund! Ich freue mich auf unſer Wiederſehen und auf unſre dieſes Jahr vielleicht ausführbare Gebirgsreiſe in den Tagen Deiner Staubferien. Dein bis in den Tod getreuer Bruder Niembſch.

Umarme mir meine arme liebe Schweſter und Deine Kinder ſammt Haus und Hof und jedem Weinſtocke, den Gott ſegne! Reinbecks grüßen ſchönſtens. Mayer hab' ich noch nicht geſehen. Er iſt als Gerichtsaſſeſſor nach Tübingen transferirt und ſehr vergnügt darüber.

Nach dem Verkaufe unſeres Hauſes zu Kirling im Jahre 1840 hatten wir uns in derſelben ſchönen Gebirgsgegend, aber eine Stunde näher gegen Wien, zu Weidling bei Kloſterneuburg, ein artiges, ganz kleines, in einem Weingarten, dem lieblichſten aller Friedhöfe gegenüber ſtehendes

[1] Friedrich Schwarzenberg, den Schriftſteller.

Häuschen gekauft, worin nun immer Frau und Kinder übersommerten. Meine jüngste Tochter Kathi ist ein Ersatz für meine verlorne älteste gleichen Namens. Mein ältester Sohn Anton wollte damals, zwanzigjährig, gern Mönch werden; aber es fand sich nicht sogleich Gelegenheit dazu, und nun ist er Officier.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 17. Juli 1843.

Wie sehr ein Poet an sinnlichen Zeichen hängt, das sehe ich an der Freude, die mir Ihre Blümlein bringen. Da ist gleich der erste Eindruck des Schreibens ein so freundlicher, daß sich mir jeder Buchstabe in eine Blume verwandelt und ich den Brief durchwandle wie einen schönen, nur leider immer zu kleinen Garten, voll Blüthen des Geistes und Herzens meiner theuren Freundin.

Der noch nicht beendigten Correctur wegen mußte ich meine Abreise hier verschieben. Ich konnte mich nicht entschließen, meine Gedichte der Gefahr häßlicher Verunstaltungen preiszugeben. Da die Oktavausgabe meiner Gedichte bereits gänzlich vergriffen ist, hat es mit dem Wiederabdruck Eile, daher ich mir die Correctur eben so wenig nachsenden lassen konnte, als sie der Buchhandlung allein überlassen. Ich mußte also wohl oder übel einen Theil der schönen Jahreszeit in Stuttgarts Mauern versitzen. Im Laufe dieser Woche — heute ist Montag — wird das leidige Geschäft beendigt seyn, und reise ich sogleich meiner Wege.

Bis auf den bekannten Krampf im Schlunde[1] bin ich ziemlich gesund.

Neulich hat mich Graf Alexander besucht in Gesellschaft seiner Frau Gemahlin. In meinem Zimmer war ein Rauch zum Ersticken; doch die Gräfin behielt die ruhigste Haltung, die freundlichste Fassung; sie hüstelte nicht einmal.

Man kann eigentlich in Stuttgart viel weniger allein seyn, als in unserem geräuschvollen Wien. In Stuttgart, dem Neste, hör' ich nur zwitschern und pipen, doch stört mich dieß mehr und ist mir lästiger als

[1] Noch von der Halsentzündung zu Weihnachten 1825 her.

das lärmende Leben einer großen Stadt; denn ein ſolches nähert ſich in ſeiner tumultuariſchen Verworrenheit dem wilden Geräuſche der Natur.

Der kleine Rabbiner aus Polen, Birkenthal, beſucht mich oft und unterhält mich mit ſeinen reformatoriſchen Planen zuweilen nicht übel. Doch fehlt es ſeinen Tendenzen an einer feſten philoſophiſchen Grundlage. Ein hitziges Verfolgen der Details mit Außerachtlaſſung der Hauptpunkte der Diskuſſion läßt ſeinen Verſtand mir oft wie einen Hühnerhund erſcheinen, der, nicht richtig dreſſirt, in ſeinem übelverſtandenen Eifer Spatzen ſieht ſtatt Hühner und Haſen. Höchſt merkwürdig bleibt mir der Mann indeſſen immer durch die ideale Haltung ſeiner ganzen Thätigkeit und die raſtloſe Aufopferung an fernliegende, wohl unerreichbare Reformen der Judenſchaft.

Meine guten, getreuen Hartmanns, Reinbecks müſſen mir dieſe ſchrecklich öde Kleinreſidenz, oder vielmehr Kleinlichkeitsreſidenz, erträglich machen; ſie thun auch Alles dafür, was Liebe und Sorgfalt vermögen. Schon wieder iſt ein norddeutſcher Gelehrter hier, E. M., der mir beverſteht. Meine plötzliche Abreiſe von München hat dort bei den Literaten ein mißvergnügtes Murren zurückgelaſſen. Schon war eine große Geſellſchaft vorbereitet, mich zu ehren, als ich davonfuhr. „Laßt's mich aus!“ Ich bitte nur um ein bischen Privatleben. Weil die Deutſchen kein politiſches öffentliches Leben haben, machen ſie ihr Privatleben zu einer Carricatur des öffentlichen.“ Grüße an Max und Alle. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 25. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Welch ein ärgerlicher Mißgriff, daß ich Sie bat, mir Ihre Briefe nach Salzburg zu adreſſiren, und nun ſo lange in Stuttgart bleiben mußte ohne alle Nachricht von Ihnen. Morgen endlich, nachdem ich Alles hier abgefertigt habe, werde ich meine Heimreiſe antreten. Nach Salzburg reiſe ich ohne Aufenthalt, und dann über Iſchl, nach einem lang entbehrten Blicke in die Gebirgswelt, nach Wien.

Das Wetter iſt hier fortwährend äußerſt veränderlich und oft ſo rauh,

daß es z. B. heute geſchneit hat. Und das nennen die Leute die „Hundstage!“ Ja wohl! — Für meinen lieben Trutſchi hab' ich eine Schachtel Bleiſoldaten gekauft, eine Franzoſen-Preußenſchlacht, hübſche Pferde und Leute. Ernſt und Zoe und Liebmutter Sophie bekommen auch etwas, aber ich ſage nicht was.

Daß ich mich auf unſer Wiederſehen ſehr, ſehr freue, verſteht ſich von ſelbſt.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, herzlichſt gegrüßt, wie auch Max und die Kinder, von Ihrem Niembſch.

In Salzburg ein Weiteres.

Dieſes Weitere kam nicht.

Ueber das Verhalten Lenau's gegen ſeine Freunde in Schwaben zu dieſer Zeit gibt Emma Niendorfs Buch, S. 156—160, Winke.

Emilie ſchrieb am 3. Juli an Emma nach Weinsberg: „Unſere Einſamkeit wurde zwar durch die Rückkehr des Freundes etwas verſüßt, indeß kennſt Du ja ſeine Art, wie er ſich rar macht — da ſind wir doch ſehr viel, auch Abends, allein. — Graf Alexander war bei Niembſch und brachte, wie es ſcheint, Alles unter ihnen wieder ins alte Geleiſe. Niembſch iſt heute früh mit Herrn Dr. E... nach Serach gefahren, und wird wahrſcheinlich ſpät zurückkommen. Dieſer iſt immer noch ſtark am Brett.“

Ohne Zweifel iſt hier der Dr. Ehrenbaum gemeint, von dem Mayer, S. 185, erwähnt, er ſey damals in der Regel Niembſchens faſt täglicher Beſuch geweſen. Sodann am 11. Juli: „Könnt' ich nur auf einige Tage Niembſchens äußere Geſtalt borgen, wie wollt' ich zu Euch eilen, den guten Juſtinus zu verſöhnen, ihm wohlzuthun mit den lebendigen Worten der wärmſten Liebe und Theilnahme; aber ich bin nur ein armes Ding, dem keine Art von Zauberkraft zu Gebote ſteht, nicht einmal die der Ueberredung; da kann ich leider gar nichts machen. Ein Brief iſt indeſſen angefangen, der, wie ich hoffe, mit dieſem zugleich auf die Poſt kommt, doch kann ich auch nicht für ſein Fertigwerden ſtehen.“ Er ward es aber wieder nicht. Niembſch behauptete ja öfter: „er reiſe leichter von Wien nach Stuttgart, als daß er einen Brief ſchreibe.“

Emilie ſchloß: „Verzeihet nur dem wunderlichen Freunde die

Verſäumniſſe, mit welchen er Euch wehgethan hat. Gott weiß, wieviel ich ſelbſt von ſeinen Eigenheiten ſchon gelitten habe, und wie gern ich ihn hingebender für ſeine Freunde machen möchte; aber man muß oft ſehr lang an dieſes gepanzerte Herz klopfen, ehe er aufthut, und doch iſt es gut und edel."

Den 22. Juli: „Bei uns geht es fortwährend ganz leidlich; nun aber will Niembſch uns ernſtlich verlaſſen und da wird die Leere in unſerem Hauſe erſt recht fühlbar werden. Du kannſt Dir denken, wie ſchwer mir dieß wieder auf dem Herzen liegt; denn es iſt ja nicht die räumliche Trennung allein, die ich dann zu beklagen habe, das Aufhören aller näheren Beziehungen ſchmeckt eben gar zu bitter nach einem nähern Zuſammenleben, das doch wenigſtens ſeine traulichen Momente hatte. Und dann weißt Du ja, wie es meinem armen Herzen zum Bedürfniß geworden iſt, unſerm Freunde all die Liebe und Sorge zu widmen, die ich einem Kinde geſchenkt, wenn der Himmel mir nicht dieß Glück verſagt hätte."

Dieſe Blätter laſſen, wie Emma ſelbſt hinzufügt, errathen, daß der Freundſchaftshimmel ſich ſchon wieder, und zwar aber auch von gar allen Seiten, mit Wolken überzogen hatte. Emma's eigene kleine Klage beſtand darin, daß ihr von Niembſch das Verſprechen eines letzten Beſuches zum Lebewohl und der Zuſendung eines Abdruckes der Albigenſer nicht mehr erfüllt worden war. Niembſch hatte kürzlich in einem Briefe mit ſeiner ſchroffen Weiſe — wohl auch nur durch etwas egoiſtiſches Ausweichen auf Klagen Kerners, von welchem er, der Verſchloſſene, leichter ein einſames Verarbeiten des Schmerzes verlangen konnte — die lindere Amandusſeele verletzt, welche ſich früh den verwandten Suſo zum Lieblinge erkor. Bei Lenau — äußerte Juſtinus in dieſer Zeit — vernichtet die Philoſophie noch die Poeſie, wie einſt bei Uhland, wenigſtens für den Augenblick, Politik die Poeſie zerſtörte. Eine Vorherſagung, die ſich — nach Emma's Meinung — in einem gewiſſen Grade bewahrheitete, wo aber der Dichter gerade daran unterging, daß die Philoſophie nicht völlig Meiſter zu werden vermochte über die Poeſie, die Grundbedingung ſeines Daſeyns.

Mit Mayer, der ſchon im April 1843 ſeine Stelle in Waiblingen verlaſſen hatte und als Rath beim K. Gerichtshofe des Schwarzwaldkreiſes nach Tübingen gezogen war, kam, während deſſen Anweſenheit als

Kurgaſt zu Cannſtadt, Niembſch nur einmal im Sommer bei einem Mittageſſen im Frösner'ſchen Bade zuſammen. Auch der Maler Louis Mayer war dabei. Alte Heiterkeit, alte Freundſchaft beſeelte ihre lebhaften Geſpräche, und glücklicher als damals war Karl Mayer nie mehr mit dem Freunde geweſen (S. deſſen Buch, S. 183).

Niembſch traf Anfangs Auguſt in Wien ein, brachte den Herbſt bei ſeinem Freunde Max in Unterdöbling zu im kleinen Lange'ſchen Hauſe, und zog dann für den Winter zum Regierungsrath der Polizei-Hofſtelle, Ree von Nordberg (Spitalplatz, 1100), Bürgerſpital, Hof VII. Stiege XIV), wo ſeine Fenſter im erſten Stocke in den Haushof zunächſt dem Kärnthnerthortheater ſahen.

Niembſch an Emilie.

Wien, 21. Auguſt 1843.

Herzlichen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag.[1] Ich habe dieſen Tag[2] bei meiner Schweſter in Weidling zugebracht. Schurz und die Kinder waren alle zugegen. Natürlich wurde auch der lieben Freunde vielfach und innig gedacht. Schurz kredenzte mir eine tüchtige Flaſche Weidlinger Wein, eigenen Gewächſes, der mir vortrefflich ſchmeckte. Möchte mir der Reſt meines Lebens eben ſo ſchmecken! Doch beſorge ich, daß die Säure und Herbe immer vorwaltender werden, je tiefer ich auf die Neige meiner Tage hinabkomme. Wir waren bei dem ländlichen Mahle ſehr vergnügt, und als ich mir zum Kaffee meine Cigarre anzünden wollte, brachte mir eine meiner Nichten die einzige vorräthige Wachskerze des Hauſes, und dieſe war, wie ich ſogleich an der auffallenden Länge und Dünne derſelben erkannte, eine Todtenkerze, welche Schurz bei einem Leichenbegängniſſe erhalten und getragen hatte. Das war nun freilich bloß ein harmloſer Zufall, wirkte aber doch auf mich faſt wie ein wehmüthiges Omen.

[1] Es war ſein letzter gefunder in der Heimath.

[2] Sonntag.

So erhielt Niembſch eine Kirchenkerze, wie er ſich deren drei Jahre früher (im Juli 1840) zu Auſſee auf ſeinen Tiſch, ſelbſt aus der Kirche, hatte holen wollen, endlich unverlangt in Weidling zum Cigarrenanzünden. Das wehmüthige Omen ging dadurch wirklich treulich in Erfüllung, daß Niembſch ſieben Jahre ſpäter, nur wenige Schritte von jenem ländlichen Feſttiſche, in den kühlen Grund gebettet worden iſt, gerade gegenüber dem Jünglinge — einem jungen Wiener Dichter Namens Theodor Motlech, deſſen Vater eine ſehr artige Beſitzung in Weidling hatte, woſelbſt der Sohn verſchied — bei deſſen Beſtattung zu Ende Auguſt 1842 ich die brennende Todtenkerze trug, woran, faſt ein Jahr darauf wiederangezündet, Niembſch ſeinen todten Glimmſtengel belebte.

Niembſch an Emilie.

Wien, 9. September 1843.

Mein gegenwärtiges, ſehr eifriges Studium iſt das alte Teſtament, wozu ich mich unaufhaltſam gedrungen fühle und ſelbſt einen großen Theil der Nächte verwende.

Ebenfalls.

Wien, 20. September 1843.

Ein paar Stunden in der Einſamkeit des Waldes verlebt, ſind für ein in die Waldgeheimniſſe eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in ſeine ſchmerzhafteſten, ſonſt für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unſichtbaren Händen ein heimlicher Balſam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit ſolche Stunden zugebracht. Leider iſt es ſchon wieder Herbſt. Als ich neulich dem Rauſchen der Blätter zuhorchte, wollt' es mich bedünken, als rauſche der Wald im Herbſte ganz anders, als im Frühling, viel rauher und härter. Die Blätter ſind dann nicht mehr ſo weich und beweglich, wie jene des Frühlings, die Aeſte ſtarrer, die Lüfte ſchärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange geſeſſen, und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald verſetzt,

aus dem bloßen Rauſchen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbſt.

Ich habe ſeit meiner Zurückkunft von Stuttgart ein Gartenzimmer in Döbling, in der Nähe der Stadt, bewohnt, und werde nach einigen Tagen mein Winterquartier beziehen, weiß aber noch nicht, in welcher Gegend der Stadt. — „Baldwin" iſt nicht aufgegeben. Die Studien dazu ſind begonnen und werden fleißig betrieben.

Lenau hat damals ſeinen letzten und vielleicht auch ſchönſten Liederkranz geflochten: „Waldlieder." Berthold Auerbach berichtet darüber in ſeinem Aufſatze: „Der letzte Sommer Lenau's" (Deutſches Muſeum, I. Jahrg., 1. Heft, S. 54): „Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich auch meine Freude über ſo wunderbar Vollendetes nicht verhehlte, und als ich da einmal auf die erſt vor Kurzem gedichteten „Waldlieder" hinwies, erzählte er mir, wie ſeltſam er dazu gekommen ſey. Seine Schweſter wohnte damals auf dem Lande, er ging nun faſt täglich hinaus, um ſie und die Kinder zu beſuchen, und „„faſt jedesmal"" — ſo erzählte er — verirrte ich mich im Walde, dann ſetzte ich mich unter einen Baum, und da flog mir bald dieſes, bald jenes Gedicht zu. Da ſind ſie nun." Niembſch ging damals einigemal von Döbling über das mit Waldung bedeckte Kahlengebirg, worin ſich der Unvertraute allerdings ſehr leicht verirren kann, nach Weidling zu ſeiner Schweſter. — Ein Theil der Waldlieder ſoll auch, nach Sophiens Angabe, in dem oberhalb Grinzing allerliebſt lauſchenden „Krapfenwaldl" entſtanden ſeyn.

Eben als Lenau dieſen Waldbrief an die Freundin auf die Poſt trug — es dämmerte bereits — begegnete ihm (wie Emma auf S. 164 berichtet) ein Herr am Poſtgebäude, den er für einen Bekannten, einen Prinz Schwarzenberg, hielt.

Niembſch ging ihm nach und begrüßte ihn, da fand ſichs, daß er ein Fremder war. Jener entſchuldigte ſich, daß er ihn für einen Bekannten gehalten, dem er ſo ähnlich ſehe. „Gewiß für den Prinz Schwarzenberg; man hat mir das ſchon oft geſagt." Ein Wort gibt das andere, und als der Fremde, ein Herr v. Bayer, Gutsbeſitzer, Preuße, erfährt, daß er mit Niembſch ſpreche, äußert er die größte Freude, ihn kennen zu lernen, und bittet um eine Gunſt. Es ſey ihm eben ein Sohn geboren worden,

und den möge er, Lenau, aus der Taufe heben. Jener fleht ſo dringend, daß der Dichter wirklich zuſagt, während der Andere in den ſtürmiſchen Erguß von Lob und Bewunderung, womit er ſein Geſuch rechtfertigen will, immer wieder mitten hineinruft: „Aber halten Sie mich nur für keinen Narren!“ — Die Taufe ging glücklich von Statten; man war ſehr heiter, und unter den Gäſten befand ſich auch jener Fürſt Schwarzenberg, der unſchuldig die ganze Pathengeſchichte angeſtiftet.

Zu jener Zeit genoß Niembſch auch noch zu guter Letzt des Umganges ſeines Freundes Auersperg, da dieſer erſt Anfangs Oktober ſich in ſeinen Thurm am Hart zurückzog.

Niembſch an Emilie.

Wien, den 18. November 1813.

Mir geht es wieder einmal ganz ſchlecht, was die Stimmung meines Gemüthes betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer geleſen, das meinen Seelenzuſtand treffend bezeichnet: *αμφιμέλας*, das heißt: ringsum ſchwarz. Ja, um und um ſchwarz iſt meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich dieſen Winter öfter und feſter als je.

Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich ſeyn, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der überdieß kein Familienleben, ja nicht einmal eine geſicherte Exiſtenz hat und körperlich zur Melancholie im höchſten Grade disponirt iſt, wie ich — ein ſolcher hat Stunden, wo jenes homeriſche Beiwort auf ſeine Seele paßt.

Dieſe letzten paar Zeilen beleuchten wie ein Blitz das ganze nächtliche Geſchick Lenau's, und zeigen uns den Weg, der ihn zum Abgrund leitet.

Gleichwohl genoß auch in dieſem Winter Niembſch noch manche gar heitere und vergnügte Stunde durch den Umgang mit Wert- und Tondichtern. Unter den erſteren iſt vorzüglich Lenau's würdiger Landsmann Karl Beck, zu nennen, von dem ich innig bedauern muß, noch nicht die mir freundlich in Ausſicht geſtellten anziehenden Beiträge, darunter auch Briefe von Lenau, erlangt zu haben, deren ich mich aber für die Zukunft noch froh getröſte; ſodann auch der angenehme Dichter Reland, oder auch

von Merajn (v. Löhner), den ich damals beſonders häufig bei Niembſch traf in ſehr beredſamer Abwicklung mannigfaltiger Stoffe; unter den Tonverſtändigen ſind aber außer dem unglücklichen Becher, mit welchem Niembſch über Kunſtfragen ebenfalls ſehr viel verkehrte, insbeſondere Deſſauer, Joſeph Fiſchhof und Auguſt Schmid zu erwähnen. Deſſauers freundlich verſprochene Beiträge entbehre ich noch immer ſchmerzlich; Fiſchhofs Andeutungen flocht' und flecht' ich gehörigenorts ein; Schmid aber theilte mir folgenden Auftritt mit:

„Es war an einem trüben Herbſtabend, daß ich Lenau vom Neuner nach Hauſe begleitete. In ſein Zimmer eingetreten, bat er mich, ihm einige ungariſche Nationalmelodien vorzuſpielen. Stumm lehnte ſich Lenau in ſeinen Stuhl, den geſenkten Kopf auf die Hand geſtützt, und horchte ſinnend zu. Ich mochte wohl ſchon mehrere Laſſan und Frißen[1] geſpielt haben, und wollte eben die Geige aus der Hand legen, als Lenau aufſtand, wortlos das Inſtrument ergriff und zu ſpielen begann. Ich werde dieſen Moment nimmer vergeſſen. Auf den Stuhl hingeſunken, horchte ich den magiſchen Tönen, die aus dem nächtlichen Dunkel (denn es war mittlerweile im Zimmer ganz finſter geworden) herausklangen, ſo zauberhaft und dabei ſo wehmüthig und tiefergreifend. Ein prophetiſcher Geiſt war über den Spieler gekommen und belebte ſeinen Bogen. Sein eigenes Loos und das Schickſal ſeines Volkes, damals noch in der Zukunft tief verborgen, malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderſtehlicher Gewalt erfaßte und das Herz mit ſchmerzlicher Rührung erfüllte. In jedem Tone lag der Ausdruck des Schmerzes, der bald in den wehmüthigen Klängen des Laſſan, wie in ſtillem Jammer, fortweinte, bald wieder im raſchen Frißen wild aufſchrie.

Ich weiß nicht, wie lange Lenau geſpielt, plötzlich aber verſtummten die Klänge; eine tiefe Todtenſtille trat darauf ein. Ich griff mich bis zur Thüre fort, und kam, mir unbewußt wie, mit naſſen Wangen auf die Straße. Es war mir, als hätte Lenau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf ſeiner Seele laſtete, in ſeinen Tönen auf die meine gewälzt."

[1] Laschan, langsam; frischko, flink!

Möge der gute Geiger Lenau uns hier auch zugleich als guter Geigenkenner vor Augen treten! — Emma Niendorf (S. 111) erzählt aus Weinsberg, den 21. Juli 1842:

„Unten, da wir in die Stube zurückkehrten, holte er seine Geige und spielte — mächtige Töne! Der Baß genau wie Violoncell. Er hat das Instrument um hundert Gulden gekauft, es ist aber vierhundert Gulden werth.' Eine echte Cremoneserin; der Verfertiger heißt Joseph Guarnerie. Wie ein Kindersärglein sieht der Kasten aus," bemerkte unser Doktor (Kerner) mehrmals. „Ich werde Ihnen heute bei Tische eine Abhandlung über alte Violinen geben; es ist mein Steckenpferd — beschwichtigte Niembsch unsere Fragen. Eine Guitarre, die kann man aus jeder alten Schachtel machen!" sagte er.

„Zum Geigenbau," begann er lächelnd, als der bezeichnete Augenblick erschienen war, „zum Geigenbau kommen allerlei mechanische und dynamische Bedingungen. Zuerst das Holz; die Violindecke, von der das meiste abhängt, ist von Tannen; Boden und Seiten sind von Ahorn. Dabei beobachteten die alten Meister manches, was man jetzt theils vergaß, theils verlernte. Sie nahmen die Morgenseite des Baumes. Sie wußten, daß je enger die Jahre, die Kreise am Holze sind, je schöner tönte es in der Nähe, und je weniger in der Ferne; je weiter aber die Ringe sind, je mehr trägt der Ton in die Ferne, und klingt nicht so schön in der Nähe. Das Geigenbauen war in Familien erblich, und um nur recht trockenes Holz zu haben, hieben sie die Tanne um, und ließen sie hundert Jahre liegen. So bereitete der Großvater das Holz für den Enkel.

„Doch trockenes Holz hat man jetzt auch noch. Nun sind aber bei dem Baue selbst so subtile Verhältnisse, daß man eigentlich nur durch ein Divinuren der harmonischen Verhältnisse eine gute Geige hervorbringen kann. Das alles aber vermöchte man doch noch zur Noth. Aber das, was die alten Geigen unersetzlich macht, ist etwas ganz Geistiges. Wenn man

' Er kaufte es um 300 fl. Conventions-Silbermünze beim Geigenmacher Schmid zu Wien im Bürgerspital, dem er auch laut seines Briefes vom 28. Mai 1842 an Sophie, seine alte Geige überließ. Schmid erklärte zugleich schriftlich, jene Geige jederzeit von Lenau um 300 fl. wieder zurücknehmen zu wollen. Sie ist nun im Besitze von Lenau's Schwester Therese.

eine Geige ſpielt, vielleicht hundert Jahre, ſo erhält ſie dadurch erſt ihre eigenſte, höchſte Vollendung. Man hat ſolche alte Violinen geöffnet, und auf dem Boden eine Menge Splitterchen u. d. m. gefunden, welche die Geige aus ſich heraus geſpielt hat. Alles Fremde, Alles, was nicht zu ihrer Harmonie gehört, nicht hinein in ihre Schwingungen, und die Vollendung ſtören möchte, ſtößt die Geige aus. Das iſt das Wunderſamſte, dieſer Geiſt der Harmonie, der in ihr lebt. Deßhalb muß Einer, der eine ſolche Geige hat, ſie auch als etwas Lebendiges betrachten, nicht wie ein Stück Holz. Wenn ſie unrecht geſpielt wird, dann iſt ſie hin.

„„Die Menſchen, bemerkte Jemand, ſollten ſich dieſe Geigen zum Vorbilde nehmen, alles Fremde aus ſich herausſtoßen, was die Vollendung ſtört, ſich immer mehr harmoniſch läutern. Wir ſind nur zu oft die ſchlechten Spieler, welche die Geige hinmachen.““ — „Ja, ſagte Niembſch mit Begeiſterung, was ſich nicht ſchwingen will, muß hinausgearbeitet werden. Hinaus, was nicht klingen will!“

Man fand alſo, wiederholte er, auf der innern Decke der aufgemachten alten Geigen eine Menge von Atomen. Dieſe Partikeln ſtößt die Geige aus, die nicht in das harmoniſche Syſtem ihrer Schwingungen gehören: es ſind unreine Faſern, die herausreißen. Man hat, fuhr er fort, durch Ausſieden der harzigen Theile das Holz trockner machen wollen. So kam ich einmal zu einem Violinmacher, der vor einem großen Keſſel ſtand. „Was machen Sie denn da?“ — „Ich koche Geigen.“ Der Keſſel war voll Violinen.

Später einmal (am 11. April 1844 zu Stuttgart, ſ. Niendorf S. 167) erzählte Niembſch, wie kürzlich der Geigenmacher in Wien, von welchem er ſeine Violine gekauft, und der ſeine Paſſion für alte Geigen kennt, ihm eine vom Bankier Pereira gebracht habe, welche Tauſende werth iſt, und die er von ſeinem Vater geerbt, der ein guter Geiger war, und für einen kleinen Neffen aufhebt, der geigen lernt.

„Dieſe Geige iſt eine Schweſter der meinigen, auch von Guarnerio. Es war ein großer Moment, als ich die zwei Geigen nach einander aus ihrem Futteral nahm, und auf jeder dieſelbe Paſſage probirte. Der Ton der meinigen iſt lieblicher, klingender; die andere iſt heroiſcher, weiter, großartiger. Sie iſt doch um etwas mehr, und dieß Etwas

— das iſt ein paar tauſend Gulden werth. Als ich darauf ſpielte, konnte ich mich auch nicht enthalten zu ſagen: „Du verfluchte Geige!“

Warum Niembſch die Guitarre, die er früher doch ſo meiſterlich ſpielte, zuletzt gänzlich bei Seite legte und ſich ausſchließlich zur Geige wandte, darüber gibt eine Aeußerung von ihm an ſeinen Jugendfreund Keiller Aufſchluß. „Die Guitarre,“ meinte er, „iſt zu viel Holz. Sie gibt mir nicht, was ich will; in der Geige aber iſt Menſchenlaut.“ (Wiener Sonntagsblätter von 1848, Z. 2.)

„Ja,“ rief er einmal (am 25. Juni 1840) zu Stuttgart geringſchätzig, „die Engländer wie die Amerikaner ſind noch am Guitarreſpiel!“ (Niendorf S. 31.)

In geſunden Tagen und noch im Anfange ſeiner grauſen Krankheit pflegte er zu ſagen: „Ich hätte mich lieber aufs Geigen als aufs Dichten legen ſollen; ich hätte mehr davon gehabt. (Niendorf S. 252.)

Aber zurück nach Wien in das Spätjahr 1843!

Wie ſelten ſich Niembſch auch bewegen ließ, eine ihm noch unbekannte größere Geſellſchaft zu beſuchen, oder erſt gar noch darin von ſeinen Gedichten vorzuleſen, ſo verſagte er ſich dennoch nicht einer dießfälligen warmen Einladung meines, wie ſchon erwähnt, ihm als Beethovenſpieler beſonders werthen jüngeren Bruders Joſeph. Dieſer hatte in früherer Zeit in einer der beſten Wiener Mädchenerziehungs- und Bildungsanſtalten Unterricht ertheilt und war auch noch ſpäterhin mit derſelben in freundlicher Berührung geblieben. Dort wünſchte man nun ſchon längſt ſehnlichſt, Niembſch auf einen Abend zu beſitzen. Wie gewöhnlich ſchmuck gekleidet, zumal mit ganz friſchen, während des Weges erſt gekauften weißen Handſchuhen, trat er nun mit uns beiden Schurz in die ſchon erwartungsvoll harrende Verſammlung, unter eine Schaar holder Mädchen, vom Kind bis zur voll erwachſenen Jungfrau hinan, mit den Vorſteherinnen und Lehrerinnen an der Spitze. Zuerſt erfreute uns eines der älteren Mädchen, eine Leipzigerin, wie ich glaube, die ſich in Wien zur Sängerin vervollkommnete, mit ſehr angenehmem Geſange unter Begleitung meines Bruders auf dem Flügel. Sie ſang unter Anderem auch „Adelaide“ von Beethoven, mit großer Bewegung, man erkannte es an dem Beben ihrer Stimme, und mit ſichtbarem Beſtreben, des anweſenden

berühmten Dichters Beifalls nicht ganz ledig zu gehen, was ihr denn auch wirklich gelang. Als endlich Niembsch mit Mund, Blicken und Händen um seiner Muse Gold angefleht wurde, willfahrte er ohne alle Ziererei und Zögerung. Er las heute, so wohl bei Laune war er, ungewöhnlich viel vor, wenn gleich immer noch nicht genug. Er las uns mit seiner schönen Deutlichkeit und Ruhe, Gleichmäßigkeit in Bewegung und Ton, ohne gesteigerte Leidenschaft und Malerei, den recht mildheiteren „guten Gesell," die schauerlich wilde „nächtliche Fahrt," von ihm selbst beinahe für sein bestes Gedicht gehalten, und zuletzt alle seine neun, damals noch ungedruckten „Waldlieder" voll Duft und Balsam. Die Mädchen alle, auch die lebhaftesten und jüngsten, schienen selbst zu Bäumen erstarrt, so regungslos lauschten sie der bisher noch nie, und auch künftig nie mehr gehörten männlich wehmüthigen Stimme des wunderbar ergreifenden Dichters.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 24. December 1843.

Mit meiner Gesundheit geht es besser, ja ich kann sagen gut. Eine Reise nach Stuttgart wäre mir zwar in mehr als einer Hinsicht sehr wünschenswerth; doch besorge ich, sie würde, in dieser rauhen Jahreszeit unternommen, mir übel bekommen. Ich darf meinem alternden Körper solche Anstrengungen kaum mehr zumuthen. Weniger gut als mit meiner Gesundheit geht es mit meiner Gemüthsstimmung, und mir kommt es vor, als ob das Organ der Freude in mir vor allen übrigen absterbe. Und doch gebraucht man gerade dieses am nöthigsten, damit die übrigen ihre Dienste nicht umsonst, oder vielmehr nur zum Verdruß leisten.

Wäre doch der leidige Winter schon vorüber! Die Natur kann und wird dann trösten und erheitern. Die lange Trennung von ihr geht mir sehr nahe und vermehrt die Uebelstände in meiner Seele.

Drittes Buch.

Hinab!

Fünfter Abſchnitt.

Das „vierſchrötige" Jahr

Niembſch an Emilie.

Wien, den 9. Januar 1844.

Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünſche zum neuen Jahre. Ich erwarte von dieſem nicht viel Gutes; ſchon die Zahl 44 iſt ſo vierſchrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegenſehe.

Alſo ſchrieb Niembſch wörtlich, der wahre Vorverkünder. Heißt doch auch Paulus (Tit. 1, 12.) die heidniſchen Poeten ausdrücklich Propheten!

Wir haben ſchon hin und wieder Aeußerungen Lenau's über ſeine Zurückgezogenheit und Unliebe groſſer Geſellſchaften geleſen.

Hier kommt nun ein Beweis ſeines öfteren „menſchenſcheulichen Paroxismus" auch aus Wien an die Reihe. Der ſehr beliebte öſterreichiſche mundartliche Dichter Franz Stelzhammer erzählt darüber im Wanderer vom 11. Juni 1851 S. 256:

„Wenn ich nicht irre, ſo war es im Jahre 1844,[1] als die damals ausgezeichnete Geſellſchaft Concordia ihrem allgeſchätzten Grillparzer ein Feſt bereitete. Wieder, wenn ich nicht irre, war es die Feier ſeines zweiundfünfzigjährigen Geburtsfeſtes,[2] die ganz vollzählig beſucht war;

[1] Am 15. Jänner.

[2] Das dreiundfünfzigſte, da Grillparzer am 15. Jänner 1791 geboren worden iſt. (S. Album öſterreichiſcher Dichter S. 194 und 97.)

aber ich muß mich corrigiren, sie war es nicht: fehlte doch Einer, und das war Lenau. Man mußte schon befürchtet haben, daß er nicht kommen dürfte, wenn er nicht besonders dazu aufgefordert und eingeladen würde, denn Lenau war bereits zurückgezogen, ja leutscheu geworden. Nun wurde eine förmliche Deputation an ihn abgeordnet, welcher ich, als Einer, den er immer wohl leiden mochte, auch beigesellt war.

Wir sollten ihn, wie wir uns im Vorzimmer schmeichelten, wahrscheinlich bei guter Laune treffen; er geigte innen, daß es eine Lust war zu hören. Wir hörten ihm wirklich einige Augenblicke zu. Endlich klopften wir; ein rauhes „Herein!" und als wir darinnen waren, ein noch rauherer verfinsterter Mann.

Mir gab er doch wieder annoch die Hand, und sprach dazu auch etwas freundlicher, lichter; von: „Auch — wieder — einmal — anschauen — lassen" und „was machen?" und „wie ergehn?" und hörte dann auch ziemlich geduldig unsere Proclamation an; aber gegen mich sein [illegible] stark verfallenes Gesicht wendend, und seine Augen, die fast unheimlich rollten und stachen, um uns kreisen lassend, sagte er endlich: „Thut mir leid; hab' den Grillparzer gern; kann aber doch nicht kommen. Ich fürchte die Leute," wandte er sich wieder mehr gegen mich allein, „das heißt, sie sind mir zuwider, vorzüglich in solcher Masse. Entschuldigen Sie mich, meine Herren, bei der ganzen Gesellschaft, die an mich übermäßig Güte und Aufmerksamkeit verschwendet; und den Grillparzer lass' ich herzlich grüßen und beglückwünschen. Adieu, meine Herren, Adieu!" Durch die kaum zugemachte Thüre drang uns schon wieder der helle Geigenklang nach."

Wie sehr mußte sich schon die „Leutefurcht" bei Lenau eingenistet haben, um ihn von der Feier eines so verdienten vaterländischen Dichters und guten edlen Bekannten ferne bleiben zu machen! Daß er aber gleichwohl nicht aller Geselligkeit abgestorben war, ergab sich daraus, daß er auf einem Artillerieballe erschien, wo er sich sehr gut unterhielt. Morgens in aller Frühe kamen die Feuerwerker, luden ihn ein, und hielten ihm eine Rede ins Bett hinein. (Niendorf 174.) Wer hätte auch nur einem Angriffe der Artillerie widerstehen sollen! Auch wohnte Niembsch am 20. Hornung bei uns einer kleinen Vorfeier eines Namenstages bei.

Meine heranwachsenden Kinder hatten sich die Unterhaltung gemacht, im Verein mit Freundinnen und Bekannten ein Lustspielchen von Kotzebue: „Mädchenfreundschaft" einzuüben. Hiezu ward denn auch Lenau als Zuseher gebeten und er erschien. Meine älteste Tochter hatte dabei zu declamiren. Sie wählte ein Gedicht ihres Oheims, „An die Entfernte," ohne daß dieser darum wußte. Als sie nun begann, eine blühende Rose in der Hand:

„Diese Rose pflück' ich hier
In der fremden Ferne;"

lauschte er hoch auf, und wurde ganz roth im Gesichte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und sichtbarem Antheil folgte er dem innigen und sittigen, und eben darum auch ergreifenden Vortrage dieses lieblichsten aller Lenau'schen Lieder, eines Liedes von allen Liedern. Sie überreichte ihm dann wirklich eine duftige Rose. Er empfing sie hochbewegt, ja, vor Ueberraschung und Rührung fast verlegen, und gar keines Wortes mächtig. Zu mir aber äußerte er hernach: die beste Hofschauspielerin hätte das Lied ihm nicht so nach Wunsche sprechen können. Er vermißte späterhin die Rose im Knopfloch, worein er sie gesteckt. Der jungen Leute Tanz, der nach vollendetem Lustspiele begonnen, wurde alsbald unterbrochen und nach der Rose gesucht. Man fand sie glücklich, und er verwahrte sie nun wohl, als er gleich darauf — es war noch nicht Mitternacht — nach seiner einsamen Wohnung in der Stadt schied.

Auch fröhlich gelacht hatte er damals noch über meinen ältesten Sohn, der einen spaßhaften Tanzmeister ihm zur vollsten Genüge gab.

Niembsch an Emilie.

Wien, 16. Februar 1844.

Meine Gesundheit hat sich auffallend gebessert, was besonders in meinem Abendappetit, zuweilen fast bis auf einen beunruhigenden Grad, hervortritt. Vorgestern hab' ich zum Abendmahl eine ganze wohlgemästete Poularde nebst einer Menge Compote und Backwerk im Nu verzehrt, und darauf herrlich geschlafen bis neun Uhr des Morgens.

Um Mitte März erhielt Niembſch von Karl Haltaus in Leipzig eine Gedichtſammlung, die ihm und Julius Moſen gemeinſchaftlich gewidmet war. Gedichtſammlungen und größere Werke wurden Lenau meines Wiſſens auch noch von Betti Paoli in Peſth, Marlow in Leipzig, und ſogar noch fünf Jahre nach ſeiner Erkrankung von Ferdinand Gregorovius in Königsberg geweiht. Der an ihn gerichteten einzelnen Gedichte iſt aber eine ganze Heerſchaar, wie nicht leicht eine ſolche einem andern Dichter zu Ehren aufzog.

Niembſch an Sophie in Wien.

München, am 30. März 1844.

Nach fünfzigſtündiger Fahrt bin ich geſtern Abends hier angekommen. Da Sie mir aufgetragen haben, genau und ausführlich zu berichten, muß ich mich nun noch einmal in Gedanken in den Wagen ſetzen und die fünfzigtauſend Stöße in der Erinnerung nochmals durchmachen.

Eine von den übeln und traurigen Differenzen, die ſich wohl durch mein ganzes Leben hinziehen werden, iſt diejenige, daß ich meinen Berufsgeſchäften nicht nachkommen kann, ohne mich auf lange Zeit meines liebſten Umganges zu berauben. Dieß war die leidige Betrachtung, womit ich Wiens Stadt und Vorſtädte durchfuhr. Ein ſtiller, ſtupider junger Menſch, den ich rein als Nachtſack behandelt und links liegen ließ, war meine Geſellſchaft. Wir fuhren, ohne ein Wort zu wechſeln — nur einige wenige abweiſende Abſchnauzungen fanden von meiner Seite ſtatt — bis Linz. Dort aß ich in der Kanone Mittag. Auf dem kurzen Wege vom Gaſt- zum Poſthauſe führte mir der Zufall Freund B. entgegen mit Frau und drei Kindern. Ich begrüßte ſie nach meiner Weiſe, und B. beklagte ſich, daß unſer unverhofftes Wiederſehen, während es ihm ein Freudenereigniß ſey, mich ganz kalt laſſe. Ich mußte lachen, was ihn noch mehr zu ärgern ſchien. Es ſcheint wirklich, daß mein Körper, wie guten Stoffes er iſt, erſt zeigt, wenn ihm was Tüchtiges zugemuthet wird, während er im gewöhnlichen Gange alltäglicher unangeſtrengter Funktionen erſchlafft und verdroſſen wird. Leben Sie wohl, liebe Sophie! herzlich grüße ich meinen lieben Max und die Kinder.

Gleichfalls.

Stuttgart, 2. April 1814.

Liebe Sophie!

Ich fuhr im Eilwagen mit alleiniger Geſellſchaft des Kondukteurs von Salzburg einige Stationen gegen München. Das Wetter hatte ſich gebeſſert, und hier und dort ſah ich Spuren des Frühlings, die ſich aus dem ſpäten Schnee hervorzuringen lieblich begonnen.

Mein Gefährte zeigte eine für ſeinen Stand ſeltene Freude am Naturleben, beſonders intereſſirten ihn die Vögel, die am Waldſaum der Straße ſangen, aufs Lebhafteſte. Sogleich erkannte er jedes Vöglein an ſeiner Stimme, auch gab er ſich als paſſionirten und erfahrnen Vogelfänger zu erkennen, wodurch er meine vogelſtelleriſchen Sympathien erregte. Darauf geſellte ſich zu uns ein junger Revierjäger, ein kräftiger, wettergehärteter, luſtiger Burſche, und gab allerlei Wald- und Jagdgeſchichten in ächter Weidmannsſprache zum Beſten. Mein Wohlgefallen an ihm würde noch größer geweſen ſeyn, wenn er weniger vom Schußgelde, dem Glanzpunkte ſeines ganzen Jägerlebens, geſprochen hätte. Der Kondukteur, um auf den Intereſſanten zurückzukommen, hatte offenbar mehr Naturſinn als der Weidmann, und beſtätigt ward mir dadurch die alte Bemerkung, daß Menſchen, welche praktiſch Hand an die Natur legen, ihr oft gerade darum ferner ſtehen, indem die Natur vor dem gewaltſam Zutaſtenden gleichſam ihre Seele zurückzieht.

Als der Eilwagen von Salzburg wegfuhr, ſah Niembſch noch einmal aus dem Coupé heraus, und in dieſem Augenblicke wurde das Regenwaſſer, das ſich oben auf der Decke geſammelt hatte, heruntergeſchlendert durch die Erſchütterung des Fahrens, und ein ganzer Guß ging unſerm Reiſenden am Hals hinunter und in den Nacken, ſo daß er ganz durchnäßt war. Zum Glück ſaß er allein mit dem Kondukteur und hatte ſeinen Sack bei der Hand. Er kleidete ſich völlig um, und der Kondukteur half ihm bei dieſer Toilette wie ein Kammerdiener. (Niendorf S. 168.)

Gleichfalls.

Stuttgart, 5. April 1844.

Liebe Sophie!

Jetzt leb' ich hier in Saus und Braus; doch nicht etwa in einem geſelligen, ſondern in einem ziemlich einſamen, d. h. es ſauſt und brauſt mir der Kopf von einem leidigen Schnupfen. Dieſer iſt nebſt Büchern faſt meine einzige Geſellſchaft, die Stunden des Eſſens abgerechnet; faſt ungeſtört kann ich daher meiner bereits begonnenen Arbeit obliegen. Paul Pfizer kam mich zu begrüßen und ſchreckte mich faſt mit ſeinem üblen Ausſehen. Noch kürzlich lag er an einem Nervenübel darnieder, welches zum Theile mit wunderlichen Umſtänden begleitet war. Er entſprang dem Bette und machte einen einſamen Gang nach Hedelfingen. Seltſamer- und glücklicherweiſe hat an die nächtliche Wanderung des Kranken ſich ſeine Geneſung geknüpft, und der theure Mann iſt Deutſchland und ſeinen Freunden erhalten worden.

Deßgleichen.

Stuttgart, 12. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit meinen Geſchäften geht es langſamer als mir lieb iſt. Bis jetzt ſind erſt drei Bogen meiner Gedichte redigirt. Die Cotta'ſche Buchhandlung hat noch ſo Vieles zur Oſtermeſſe fertig zu machen, daß es ihr unmöglich iſt, mehr als einen Setzer mit meiner Sache zu beſchäftigen. Ich werde die Beendigung derſelben nicht abwarten, ſondern mir die Correctur nach Heidelberg nachſchicken laſſen. Geſund bin ich, aber ſehr verdrießlich. Aus beiden Gründen hab' ich mich auf ein angeſtrengtes und anhaltendes Studiren geworfen. Leben Sie wohl, Liebe Sophie! Bin ich gleich ferne, bin ich doch im Herzen bei Euch. Schreiben Sie bald, daß es um Ihr Befinden beſſer ſteht. Ich bin in Sorgen um Sie. An Freund Max ſchreib' ich bei beſſerer Laune.

Auerbach berichtet im deutſchen Muſeum 1851, 1. Jahrg., 1. Heft, Seite 48:

„Nach mancherlei Verhinderungen lernte ich Lenau Mitte April 1844 bei einem kurzen Aufenthalte in Stuttgart durch Reinbeck kennen. Bald nach den erſten Begrüßungen forderte er mich zum Spaziergange auf, und mir iſt es noch vor den Augen, wie er bei dem mäßig warmen Mittag [illegible]roſtfarbenen wattirten Rock auf den Arm hing, das ſpaniſche Rohr mit dem bronzenen Hundekopf nahm, den Hut etwas tief in die Stirne ſetzte, und nur wenig umſchauend, immer nur dem Geſpräche folgend oder ſtill in ſich hinein denkend, mit mir dahinſchritt. Ich weiß noch genau, daß unſer Geſpräch bald auf Spinoza kam. Das iſt ja auch eine der hohen unſterblichen Wirkungen der großen Genien, daß ſie ſind wie die Sterne, nach denen man ſich in unbekannter Gegend oder auf offener See orientirt, daß ſie die feſten Punkte ſind, wornach man Herkunft und Richtung der Begegnenden erkennt. Ich erwähnte von Spinoza, dem Manne, der ſo früh den Todeskeim in ſich ſpürte, und dennoch keinem ſubjektiven Belieben nachgab, den an der Gränze menſchlicher Erkenntniß ausgeſprochenen großen Satz der Reſignation: Homo liber de nulla re minus cogitat, quam de morte, nam scientia est scientia vitae non mortis (der freie Menſch denkt über nichts weniger als über den Tod, denn unſer Wiſſen iſt ein Wiſſen vom Leben, nicht vom Tode).

Da ſagte Lenau nachdenklich: „„Hm, hm! Sagt das Spinoza?““ Und Lenau, der dem Gedanken des Todes ſo oft ins Antlitz geſchaut, ſollte zweimal ſterben! Lenau geſtand, wie ſo Viele, daß er Spinoza nicht aus ihm ſelber kenne.[1] Sein Hang zu einer gewiſſen Myſtik in ſpeculativen Dingen gab ſich offen kund, indem er hierin, wie es ſchien, mehr ſeiner beſondern Individualität als einem Principe folgte. Lenau gehörte zu den ſchweigſamen Naturen, die aber fern von lauerndem Anſichhalten ſind, und dadurch den andern nöthigen, mehr zu ſprechen, als er eigentlich will; man erkannte in Lenau noch im Geſpräche das einſame in ſich gekehrte Weſen. Seltſamerweiſe hielt er mich gewiſſermaßen für einen Anhänger des „jungen Deutſchlands,“ und gegen dieſe längſt verſchollene

[1] S. dagegen Lenau's Brief vom 1. December 1831.

Kategorie hatte er den vorherrſchenden ſüddeutſchen vermengelten Widerwillen, der ſich bis zum Abſcheu ſteigerte. Es war ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß ich gerade in jenen Tagen bei der erſten Aufführung von Laube's Struenſee meine Anſichten über die nun zum Drama gewendete Richtung in der „Europa" ausgeſprochen hatte. Lenau war nicht unempfindlich gegen Kränkungen, und es gehörte ja mit zu den Unarten des erſten jungdeutſchen Sturmes, „Lenau herunterzureißen," weil er Lyriker und Süddeutſcher und von Menzel geprieſen war. Lenau war, wie man es nennt, nicht au fait der neueſten Literatur, er wollte ſich nicht aus der Fluth das mehr oder minder Bedeutſame herausfiſchen, er hielt ſich gern an entſchieden Gewaltiges, das dem Geiſte eine Arbeit auferlegt.

Er ſprach mir viel davon, daß er Hegel wieder vornehmen wolle. Wir hatten im Koppenhöfer'ſchen Bierhauſe eingekehrt, und als wir nach langem Geſpräche fortgingen, ſah ich, daß mein Stock (ein ſpaniſches Rohr, das mein Vater getragen hatte) mir abhanden gekommen war. Lenau war darüber ganz untröſtlich, und ſprach noch mehrmals davon auf unſerm weitern Gange.

Andern Tages beſuchten wir gemeinſchaftlich Guſtav Schwab, in deſſen Hauſe Lenau ganz heimiſch war.

Als ich abreiste, ich wohnte damals in Karlsruhe, brachte mir Lenau einen Brief an den Maler Moritz v. Schwind. Wir beſprachen, daß wir uns wo möglich dieſen Sommer in Baden-Baden treffen wollten. Ich fand Schwind damals nicht mehr, und dieſer Brief iſt das Einzige, was ich von Lenau's Hand beſitze."

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 19. April 1844.

Liebe Sophie!

Weder durch eine Wette, noch durch eine Krankheit zu größerer Briefſrequenz legitimirt, muß ich mich wohl ziemlich auf das verabredete Maß beſchränken, will ich anders nicht ſchwatzhaft erſcheinen. — Mit der leidigen Correctur geht es jetzt etwas raſcher, doch immer noch viel zu langſam für meine Sehnſucht nach waldlicher Zurückgezogenheit. Ich bin am neunten Bogen und vierzig gibt es. Doch gut, daß ich dem unangenehmen

Geſchäfte mich ſelbſt unterziehe. So war z. B. in einem meiner Heidebilder durch ſechs Auflagen eine Stelle ſtehen geblieben, welche mich bei jedesmaligem Leſen anwiderte, ohne daß ich Luſt oder Geſchick hatte abzuhelfen. Dieſesmal aber fiel mir der Verſtoß gegen männlichen Geſchmack ſo übel auf, daß ich beim Corrigiren laut ausrief: „Luder, hinaus, oder ich ſtreiche das ganze Lied!“ — Im Heidebild „An die Wolke“ lautete bisher die zweite Strophe:

Und nimm auf deine Reiſe
Mit fort zu ihr die Kunde:
Mein Herz, die arme Waiſe,
Verblutet an der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue ſchlug.

Mein Herz eine Waiſe zu nennen, und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppiſch, und ich ſchäme mich ſechstauſendmal beim Wiederleſen dieſer verunglückten Zeilen, denn eben ſo oft ſind ſie gedruckt in der Leute Händen.

Jetzt heißt die Stelle:

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen
Und bluten aus der Wunde u. ſ. w.

Mit Savonarola konnte noch nicht begonnen werden. — Paul Pfizer geht dieſen Sommer nicht nach Karlsbad. Von großen Reiſeplanen iſt nicht viel die Rede. Ein Seebad liegt mir freilich noch im Kopf. Mir ſchmeckt kein Biſſen und kein Tropfen Wein. Das Murmeln des Meeres ſoll mir meine aufgeregten Nerven einſchläfern und beruhigen. Ich leſe viel und Gutes. Livius, Appianus, Silius Italicus, Mannerts Geographie der Griechen und Römer u. A. — Am liebſten Ihre Briefe.

Obige Aenderung im Gedicht läßt bemerken, daß der Raum, um welchen ſich durch die Länge der Zeit der Schmerz vermindert hatte, durch Groll ausgefüllt worden war. Niembſch begann, je weniger ihn ſeine Jugendverirrung allmählig ſchmerzte, deſto mehr ihr zu zürnen.

Letzgleichen.

Stuttgart, den 24. April 1844.

Liebe Sophie!

Morgen geh' ich nach Heidelberg.

Die Blüthen kommen und ich ſehne mich nach einem ſtillen Umgang mit der Natur. Auch in Heidelberg bleib' ich nur ſo lange, als ich dort allein leben kann. Läßt man mich dort nicht ungeſtört, ſo ſetze ich meine Flucht weiter fort nach Baden. Was für meine Geſundheit zu thun, darüber will ich mit Dr. Schelling ſprechen. Auffallend iſt meine totale Appetitloſigkeit, häufiger Kopfſchmerz und große Reizbarkeit der Nerven. Mein Schlaf hat keine Tiefe und mein Leben kein ſeeliſches Intereſſe (um die zwei Hauptkategorien der Kritik Ehrenbaums anzuwenden). Ich hätte Ihnen dießmal einige Geſchichten zu erzählen, doch mit meiner guten Laune iſt mir auch jede Quelle froher Mittheilung verſchüttet.

Niembſch an Sophie.

Heidelberg, den 27. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit einer raſchen und unerbittlichen Wendung meines Willens und Rückens hab' ich geſtern Stuttgart, wo ich trotz möglichſter Zurückgezogenheit viel zu viel in Anſpruch genommen war, verlaſſen, und bin nach meinem beliebten Heidelberg gefahren. Als ein günſtiges Omen für meine erſehnte Einſamkeit mocht' ich es anſehen, daß ich in einem ſehr geräumigen Eilwagen ganz allein reiſen konnte. Das Wetter war außerordentlich ſchön und die Obſtbäume am Straßenſaume ſtanden und ſchwanden im vollen Feſtſchmucke des Frühlings vor meinen Blicken und mahnten mit ihren Blüthen an verſchwundene Zeiten. Seit meiner Jugend war ich nicht mehr in dieſe Gegend gekommen. Mir war ſeltſam zu Muthe. Meine Jugend, meine Poeſie und der Frühling der Erde erſchienen mir wie holde Geſpenſter und lächelten wehmüthig auf mich zum Wagen herein. Doch als es Abend geworden, und ich auf den Mond hinausſtarrte, war mir manchmal, als ſäße Jemand neben mir, und ich fragte in Gedanken: „Warum iſt denn mein Nachbar gar ſo ſtill?“ Und dieſe Vorſtellung

wurde ſo lebhaft, daß ich mich ſcheute, mich in die andere Ecke des Wagens zu lehnen, um meine Geſellſchaft nicht zu ſtören. Vielleicht gedachte meiner zur ſelben Stunde mit inniger Freundlichkeit ein Weſen, das in ſeinem Herzen Jugend, Poeſie und Frühling beſchloſſen hält. Ich weiß es nicht, doch weiß ich, daß ich Ihrer dachte, Sophie.

Heidelberg iſt ſchön. Ich bewohne im Gaſthofe „zum Prinzen Karl“ ein großes, bequemes und ſehr heiteres Zimmer, mit dem Ausblick auf die herrliche Ruine und grüne Waldeshöhen. Noch ahnt hier Niemand meine Gegenwart. Behüte mich der Zufall, oder vielmehr: lüge nicht das Omen im Eilwagen und ſchütze mich vor Invaſion in meine Einſamkeit! Das würde mich augenblicklich von dannen treiben. Wenn ich nicht irre, ſo iſt bei mir eine productive Stimmung im Anzuge. Hier war auch vormals die Muſe mir hold. „Die Winternacht,“ „Wurmlinger Kapelle,“ die Schilf- und andere Lieder ſind hier entſtanden. Der Morgen iſt ſchön und ich gehe nun nach der Ruine, denn „Gleich und Gleich“ u. ſ. w.

Niembſch an Emilie.

Heidelberg, den 29. April 1844.

Meine Reiſe hieher war eine ſehr angenehme. Zu meinem großen Vergnügen hatte ich den geräumigen Eilwagen allein inne, und konnte daher ungeſtört meinen Körper jeder beliebigen Bequemlichkeit der Lage und meine Seele dem ungetrübten Genuſſe der aufblühenden Natur überlaſſen. Viele der Obſtbäume an der Straße fand ich im vollen Feſtſchmucke des Frühlings; die Luft war völlig ruhig und ſtill, um ja keiner Blüthe weh zu thun. O Frühling!

Die Reiſe iſt mir erſtaunlich wohl bekommen. Gleich am erſten Tage meines Hierſeyns ſchmeckte mir das Eſſen dermaßen, daß ich an der Wirthstafel der ganzen langen Reihe von Speiſen mit beſtem Appetit folgen konnte. Nachmittags machte ich einen vierſtündigen Spaziergang auf den Bergen und ſah einen Sonnenuntergang erſter Schönheit.

Geſtern machte ich einen Ausflug nach Mannheim und kam Abends wieder zurück. Ein Spaziergang am Fluß dort war angenehm; der Anblick der Schiffe weckte den Sinn für die Ferne und Erinnerung an meine

Fahrt nach Amerika, die ich einſt von dieſen Ufern aus begonnen. Viel Waſſer rauſchte indeß im Fluß hinunter und Vieles ging den Strom des Lebens hinab und kehrt nicht wieder. — Altgewohnte Reflexionen, aber neu und immer ſchmerzlich die Empfindung, die ſie begleitet.

Zöpfel, mein alter Tiſchgenoſſe, iſt ganz mit mir einverſtanden, daß ich hier völlig zurückgezogen lebe. Außer ihm habe ich Zimmerns geſehen, bei denen ich aus Pietät für meine Vergangenheit und für den lieben, alten Mann heute zu Mittag eſſe.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 5. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Geſtern, obgleich es mein feſtgeſetzter Brieftag war, konnte ich nicht ſchreiben, denn ich befand mich unterwegs von Heidelberg hieher zurück. Daß ich jenes trotz aller ſeiner Annehmlichkeiten ſo bald wieder verlaſſen habe, daran ſind nicht etwa Störungen dort, ſondern Stockungen in Stuttgart ſchuld, wo man während meiner Abweſenheit ſtatt meiner Gedichte Anderes gedruckt haben mag, und mir in zehn Tagen nur zwei Bogen zum Corrigiren ausfertigte. Nun will ich wieder perſönlich dahinter her ſeyn und antreiben, daß das Verſäumte nachgeholt werde.

Sie ſchreiben mir viel Schönes und Treffendes über meinen Don Juan. Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzufragmentariſchen Scenen. — Schon vor meiner Heidelberger Diverſion hab' ich hier den Verfaſſer der Dorfgeſchichten, Herrn Auerbach, kennen gelernt. Er war ſo freundlich mich aufzuſuchen, und ich empfing ihn — wohl hauptſächlich, weil ſein Buch Ihnen, liebe Sophie, gefallen hat — auf das Beſte. Er iſt ein angenehmer Mann. Durch ein langes und ſorgfältiges Studium Spinoza's, deſſen Werke er verdeutſcht, deſſen Biographie er geſchrieben hat, iſt Auerbach mild und ſehr human geworden. Beſonders gefiel mir an ihm, daß er einen ſo netten und reinlichen logiſchen Haushalt in ſeinem Kopfe hat, ohne daß ſein Herz darüber erkaltet wäre. Was aber die Dorfgeſchichten betrifft, ſo hab' ich mit deren Leſung begonnen, doch immer noch nicht fertig

werden können. Die Gegenſtände dieſer Idyllen ſind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, ſo daß es dem Verfaſſer nur ſelten gelingt, mit allem Aufwande mannigfachen und liebenswürdigen Geſchicks, einen Theil meiner Sympathie dafür zu erobern. Uebrigens iſt ſein Talent unverkennbar; er wird ſich viele Freunde gewinnen.

Malen Sie fleiſſig, liebes Sopherl? Sie ſind in dieſer Kunſt nicht, was Sie ſich in Ihrem letzten Briefe nennen: Ihre Blumenbilder machen auf mich immer den Eindruck, daß Sie berechtigt ſind, und das will viel ſagen. Es iſt ja der ſtille Pflanzengeiſt darin zu erkennen, und daß Sie eine geliebte und vertraute Tochter der Natur ſind. Sie malen die Blumen mit einer gewiſſen Schweſterliebe (die auch in anderer Beziehung Ihre Stärke iſt). Und ſenden auch Ihre gemalten Blumen keinen Duft, und ſind ſie auch ſtarr und unbeweglich für das ſchaukelnde Spiel der Lüfte, ſo ſieht man es ihnen doch an, daß ſie in eine ſchöne Seele getaucht und daraus wiedergegeben ſind, was ihnen einen eigenthümlichen Reiz verleiht, ja, worin das Künſtleriſche dieſer anmuthigen Leiſtungen liegt.

Ebenfalls.

Stuttgart, 10. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Nicht die Geſellſchaft, ſondern die Luft, die ſchwere, drückende und energieloſe, iſt es, was mich körperlich und geiſtig herunterbringt. Kaum daß ich hier bin, ſo iſt der Appetit fort. Und doch war es nothwendig, daß ich wiederkam, um meine Sachen vorwärts zu bringen. Daß wir beide zu gleicher Zeit den gleichen Gedanken über den Frühling gehabt haben, und zwar einen ſo ſpezifiſch eigenthümlichen,[1] iſt wirklich merkwürdig. Geiſtige Verwandtſchaft iſt doch die innigſte, und übertrifft an ſympathiſcher Tiefe ſelbſt die harmoniſchſten Beziehungen in der Natur. Während der Baum nicht zwei ganz gleichgeſtaltete Blätter producirt, tragen zwei gleichgeſtimmte Menſchen den nämlichen Gedanken. Mich freut dieſe Entdeckung als die ſchönſte Blüthe, die mir der gegenwärtige Lenz

[1] Daß nämlich aus dem Frühlinge der Erde die entſchwundene Jugend als holdes Geſpenſt uns anlächle.

gebracht hat. Mit Schelling hab' ich noch nicht gesprochen, werd' es aber thun, sobald er zu Hartmann ins Haus kommt, was von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt. Bis jetzt hab' ich noch keinen bestimmten Sommerplan gefaßt. Sie haben recht, liebe Sophie, daß Sie der Kälte einen Theil der allzuserglichen Selbstsucht der Menschen beimessen. Mir erschien einmal die Kälte des Winters als die schlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmlischen Liebe; im Frühlinge aber thut sie Buße und die thauenden Ströme sind ihre Büßerthränen, die ihr das Angesicht baden. Daher vielleicht der Zug so süßer und geheimnißvoller Wehmuth, der durch alle Freuden des Lenzes duftet und klingt. — Von ganzem Herzen wünsche ich meinem Freunde Max, daß ihm endlich seine Geldversorgungsgeschäfte von den Schultern genommen würden. Er ist keiner von den erwerbseligen Betriebsmenschen. Ich möchte ihm rathen, lieber bald einen weniger vortheilhaften, als spät einen günstigeren Handel zu schließen, und dabei nicht nur die Renten an Geld, sondern auch die an Freiheit des Gemüths und an ungestörten Lebenstagen in Rechnung zu bringen, die darüber verloren gehen. Sicherheit ist der Gewinn, auf welchen er meines Erachtens am meisten zu sehen hat.

Ich mache gegenwärtig fleißige Studien. Ich habe einen Stoff zu einem großen Heldengedichte gefunden, der mich anregt, erfüllt und beruhigt, wie noch kein anderer. Nur Gesundheit, und ich werde ein Werk schaffen, woran meine Freunde Freude haben, und meine Feinde traurig werden sollen!

Stuttgart, 17. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Beständiges Unwohlseyn, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Aerger über den trägen Fortschritt meiner Geschäfte, das waren die Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten lassen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sey; doch mir ist es zu auffallend, daß ich in Heidelberg frisch und gesund war, und nun, kaum wieder nach Stuttgart

gekommen, breſthaft und elend ſeyn muß. Verdammtes Kleakenthal! Die Luft iſt zwiſchen dieſen fleißigen abgeſchwitzten Weinbergen ſo dumpf und matt, ſo verbraucht und beſchmutzt, als wäre ſie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man ſie in Naſe und Lunge bekommt. O meine Nerven! Mein unglückſeliges Sonnengeflecht! Ich ſchnappe nach Gebirgsluft wie ein Spatz unter der Luftpumpe.

„Wer mit Gemſen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.“

In vielen der hieſigen Straßen riecht es am Ende auch lenzhaft, nämlich peſtilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; „ſüß duftet die Heimath.“ Nur über ihre Gärten klagen ſie, daß ſich darin das Ungeziefer immer vermehre. Ich aber glaube, daß in ihren Häuſern daſſelbe zu beklagen wäre, wenn das viele und fanatiſche Fegen und Scheuern nicht entgegenarbeitete. Indeſſen ſtimmt mich der malus Jupiter dieſer Gegend ſo melancholiſch, daß ich die Urſache jener Inſektenvermehrung höher ſuchen muß. Die Naturforſcher ſagen: es altere unſer Planet und ſo mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbareren Multiplicationen des Weichneiſſes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentodes ſeyn. O tragiſches Ende der Welt: von Läuſen gefreſſen zu werden! phthiriasis universalis, gigantiſche Läuſeſucht! Pfui!

Adieu, liebe Sophie! Ich bin in einer abſcheulichen Laune. Ihr Niembſch.

Heute hab' ich einen Brief erwartet — umſonſt!

Stuttgart, 24. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Das Briefſchreiben an beſtimmten Tagen hat ſein Uebles. So geſchah es neulich, daß mein Brief an Sie gerade in die abſurdeſte Stimmung meiner Seele fiel, und ich Ihnen wenig Erfreuliches ſchreiben mochte. Ein langweiliges Geſpinnſt, dieſe Tage beſtändigen Wartens und Verdrießens! Alles geht nur ſchleichend. Die Cotta'ſche Buchdruckerei iſt mit

[1] Aus Lenau's Gedicht: „Competenz.“ (S. Neuere Gedichte 1838 S. 316. Auch in Frankls Buch S. 66.)

einer neuen Auflage Schillers zu 10,000 Exemplaren beschäftigt; alles Andere geräth darüber ins Stocken. Nun ist erst der erste Bogen meiner Gedichte nebst drei Bogen Savonarola fertig. Zur Herbstmesse sollen auch die Albigenser neu aufgelegt werden. Wo soll ich die Geduld dazu hernehmen? Ich werde noch Alles aufmischen und zum Teufel gehen!

Von Reiseplanen weiß ich nichts zu schreiben. Nur nach Frankfurt gedenk' ich jedenfalls zu gehen, um Cotta's Wunsche gemäß den Maler Schwind, der sich dort niedergelassen hat, zu einer Illustration meiner Gedichte zu vermögen.[1] Ob ich ans Meer komme, weiß ich noch immer nicht. Nach Mainz aber komme ich gewiß, bevor Ihr es verlassen habt.[2] Ich sehe hier außer meinen Hausgenossen nur Porbeck zuweilen. Er ist mir in Wahrheit zugethan und ein vernünftiger Umgang. Die Gebrüder Pfizer sind seit dem Tode ihres Vaters einsamer und selbstvergrabener als je. Mit meiner Gesundheit geht es zwar etwas besser, doch die bewußte vielbeschimpfte Luft läßt kein rechtes Wohlseyn bei mir aufkommen. Mit dem einen Lungenflügel athme ich Langeweile, mit dem andern Aerger über die vertrackte Buchdruckerei ein. Das ist keine gesunde Respiration. Leben Sie wohl, liebe Sophie; ich grüße Sie, Max und die Kinder aus der tiefen, grauen Kapuze, in der meine Seele steckt, herzlichst. Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 29. Mai 1844.

Es hat wohl auch sein Gutes mitunter grob seyn zu können. Meinem ungenirten Lärmschlagen bei Baron Cotta verdanke ich, daß endlich eine Beschleunigung meiner Geschäfte und damit zugleich eine kleine Besserung meiner Gesundheit eingetreten ist. Bald, liebe Sophie, hoffe ich nun endlich hier fertig zu seyn. Diesmal habe ich nicht bloß Druck-, ich habe auch einige Denkfehler in meinen Büchern corrigirt. — Daß S—t alle

[1] Seinem richtigen Vorgefühle gemäß ging er in der That auch nach Frankfurt, und wirklich illustrirte Schwind, aber nicht Lenau's Gedichte, sondern den Dichter selbst, indem er zu dessen dort seyn sollender Hochzeit Transparente malte.

[2] Er kam, aber wie ein ganz Anderer, als wie er dachte.

ſeine Freunde nach wenigen Monaten ſo alt gefunden, finde ich begreiflich. Selbſt alt, innerlich alt iſt er geworden. Der Gelbſüchtige ſieht Alles gelb, und ein in eine veraltete Weltanſchauung immer tiefer Verſinkender ſieht am Ende Alles im Lichte der Alten. Er ſoll meine Bauern am Iſſaſtrande leſen, aber nicht nur durch die katholiſche Brille.

Stuttgart, den 1. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Was ich hier erlebe, iſt gewiß nicht erheblicher und mittheilenswerther, als was die ſtillen und einförmigen Tage in Lainz Euch bringen. Geſtern beſuchte uns D. mit ſeiner Gemahlin. Beide waren ſie ſehr freundlich und ſchienen glücklich. Die Stuttgarter ſagen von ihnen, „ſie ſeyen ſo ſchön glücklich.“ Erſt durch den Augenſchein lernte ich den Sinn dieſer Rede verſtehen. Anſtändig und wohlgemeſſen und ohne alle Spur willkürlich waltender Leidenſchaft fand ich ihre gegenſeitige Freundlichkeit; eine zierliche mehr, als innige Zärtlichkeit, ich möchte ſagen: eine ebenmäßige Weltkühle — ſprach aus ihren Worten und Geberden, und iſt vielleicht willkommen zu heißen und von guter Vorbedeutung, inſoferne darin eine Bürgſchaft liegen mag gegen heftige und verletzende Ausbrüche des Mißvergnügens, wenn einſt ein ſolches, wie leicht möglich, ſich einſtellen ſollte. Sie leben hier auf ſehr elegantem Fuß, machen ihre Beſuche bei kleinſter Entfernung und ſchönſtem Wetter zu Wagen, ſpeiſen täglich im Hotel Marquart in Geſellſchaft zweier hoher Standesperſonen, kurz: nobel!

Mit meinen Geſchäften geht es ſeit der neulichen Aufſtachelung von meiner Seite raſch. Heute iſt es mir noch nicht möglich, über die weiteren Tage des Sommers zu verfügen. Ich will der Stunde ihre Laune laſſen, und am Ende auch mir ſelber.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, den 4. Juni 1844.

Geliebter Bruder!

Ich habe in den zwei Monaten meiner Abweſenheit von Euch ein ziemlich rühriges Leben geführt. Mit der nachdrücklichſten Energie wurden

die Geschäfte bei Cotta betrieben und der Ausflug nach Heidelberg war ein kräftigendes und erquickendes Zwischenspiel, das mir trefflich zu Statten kam. Heidelberg ist, die Schweiz und unser Oesterreich natürlich abgerechnet, einer der schönsten Punkte Deutschlands. Ein Sonnenuntergang auf der Schloßruine an einem klaren Maienabend gehört zu den Naturgenüssen ersten Ranges. Ein Himmel, wie ich ihn nur auf einigen griechischen und italienischen Landschaften von Rottmann, Marko u. A. gesehen, mit jenen stillfeurigen Vibrationen der Luft, die Berge mit ihren Wäldern und Burgen, der anmuthige Rhein und eine weithingedehnte Fläche, von den bläulichen Vogesen begrenzt, ergriffen mich dergestalt, daß ich vor Freuden in ein lautes und anhaltendes Fluchen ausbrach. Seltsame Wandlung meines Wesens! Vor zwölf Jahren hab' ich an derselben Stelle geweint vor elegischem Uebermaß der Empfindung.

In Heidelberg besucht' ich meinen alten Freund, den über achtzigjährigen Zimmern. Es freute mich herzlich, daß er mich mit der nämlichen Wärme empfing, mit der er mich vor zwölf Jahren scheiden ließ. Diese waren unschädlich an seiner Freundschaft vorübergegangen, und er wollte meine Hand gar nicht mehr auslassen. Auch seine Söhne und Töchter begegneten mir mit großem Wohlwollen. Heidelbergs Celebritäten ließ ich unberührt. Schlosser und Gervinus blieben unbesucht und mir unbekannt. Der Letztere mag es fühlen, daß er mit seinen philisterhaft bornirten und dictatorisch unverschämten Aussprüchen über die moderne Poesie sich die modernen Dichter nicht zu Freunden gemacht. Schlosser aber ist so mit ihm verwachsen, daß man den einen nicht haben kann, ohne den andern ertragen zu müssen. Ich wohnte dort im Gasthof „Prinz Karl" mit schöner Aussicht auf die Ruine. Die Table d'Hote war so reichlich und köstlich, daß mein Magen aufjubelte und sich zu jener langentbehrten Rüstigkeit der Jugend wiederverjüngte. Ich aß mit enormer Tapferkeit. Um wieder zur Pfeife zurückzukehren, indem ich fühle, daß die Cigarren mir die Augen angreifen, hab' ich in Heidelberg mir zwei gemalte Porzellanköpfe gekauft; beide wunderschön. Die eine trägt das Bildniß der reizenden Andromeda, wie sie mit zurückgeworfenem Gewande gefesselt am Meeresufer sitzt, doch mit heiterer Miene, indem sie die befreiende und beglückende Ankunft des göttlichen Perseus bereits ahnden

mag; auf der anderen Pfeife iſt ein ſchwarzhaariges herrliches Provencalenmädchen zu ſchauen; etwa das „Mädchen von Lavaur“ aus meinen „Albigenſern.“ Ich rauche ſie in dieſem Augenblicke und blaſe den würzigſten Varinasduft auf dieſe Zeilen.

Nun einige Nachrichten von meinen Geſchäften. Von der neuen Taſchenausgabe meiner Gedichte iſt der erſte Band ganz, der zweite zur Hälfte fertig. Um nicht drei Bände Gedichte zu haben, ſchlag' ich meine neuen Lyrica gegen eine verhältnißmäßige Honorarerhöhung zu der neuen Auflage (in zwei Bänden) hinzu. Don Juan, für das weibliche Publikum ohnedieß weniger geeignet, fell ſeiner Zeit für ſich allein erſcheinen. Auch mit der zweiten Auflage Savonarola's iſt bereits begonnen und bis auf zwei Drittel des Buches im Druck vorgeſchritten worden. Zur Herbſtmeſſe werden auch die Albigenſer in neuer Auflage wiedererſcheinen. Die Sache macht ſich.

Ueber meine ferneren Reiſeplane hat zunächſt ein trauriges und beunruhigendes Ergebniß entſchieden. Die gute liebe Emilie hat nämlich, wie genauere ärztliche Unterſuchungen ergaben, eine bereits bedenklich gewordene Anlage zu einer Bruſtwaſſerſucht. Dr. Schelling verordnete ihr nebſt Arzneien den Beſuch eines Bades bei Baden: Lichtenthal. Ich habe mich entſchloſſen, die lieben Freunde dahin zu begleiten, um Emilie den Aufenthalt in der einſamen Waldgegend durch meine Gegenwart annehmlicher zu machen.

In den erſten Tagen Julis werden wir dahin abgehen: Emilie, ihre Schweſter Lotte, Neubeck und ich. Ich werde etwa drei Wochen in Lichtenthal bleiben, und dann noch vielleicht eine Reiſe in eine Seegegend, vielleicht in die Schweiz, auf vierzehn Tage unternehmen. Wenn möglich, werd' ich meine Albigenſer in Lichtenthal corrigiren und den Druck von dort aus leiten. Meine Geſundheit iſt hier wieder ein wenig herabgeſtimmt. Die Luft iſt zu matt und dumpf.

„Wer nyt Gemſen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.“

Im September hoff' ich nach Ischl zu kommen und dann nach Wien. Was weiter geſchieht, weiß ich noch nicht. Freund Nagy hat mich in einem Brief ſehr freundlich zur Weinleſe bei Vicske bei Peſth eingeladen.

Karl Mayer hat ſeine Frau durch den Tod verloren. In Zeit von acht Monaten ſtarb ihm ſein Bruder, eine Schweſter, und nun auch ſeine geliebte vortreffliche Gattin. Uebrigens ſteht er aufrecht und iſt ziemlich geſund. Bevor ich nach Lichtenthal abgehe, werd' ich Dir wieder ſchreiben, und über meine weitere Zukunft Näheres angeben.

Gott gebe, daß Du und die Deinigen geſund bleiben! Meine Schweſter Thereſe, die in der Centralgegend meines Herzens ſitzt, küſſe ich zu tauſendmalen.

Leb' wohl, Bruder, und grüße Deine lieben Kinder. Ich bin und bleibe Dein treuer Niembſch.

Grüße von Reinbecks.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 7. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Könnte ich Ihnen doch die ſchöne weiße Roſe geben, die vor mir im Glaſe ſteht! Schon ſeit Jahren hab' ich Ihnen keine blühende Roſe, überhaupt keine Frühlingsblume reichen können. Schon ſeit Jahren hab' ich meine Heimath nicht blühen ſehen. Der Frühling ſpricht gar keinen Dialekt, doch dünkt er mir daheim am ſchönſten, und völlig beglückend nur dann, wenn ich in ſeinen lieblichen Chören meine liebſten Stimmen nicht vermiſſe.

Meine Geſundheit iſt zwar jetzt nicht pathologiſch ſchulgerecht geſtört, doch ein Hängenlaſſen der Flügel, eine Windſtille der Gedanken läßt mich ſtill und mißmuthig daſitzen, und der Zeit und meinen Geſchäften verdoppelte Flügel und die Natur des eilenden Sturmes wünſchen. Die letzteren bewegen ſich ſeit meinem Allarmiren der Druckerei zwar ſchneller, doch für meine nauſeoſe Ungeduld noch lange nicht ſchnell genug. Die arme Emilie, mit einer bereits bedenklich gewordenen Anlage zur Bruſtwaſſerſucht behaftet, iſt von den Aerzten in ein Schwarzwälderbad geſprochen worden, nämlich nach Lichtenthal bei Baden. Die Gegend iſt ſchön und die Aufforderung, durch meine Gegenwart einige Erheiterung zu gewähren, ſo dringend, daß ich mich entſchloſſen habe, auf drei Wochen auch nach Lichtenthal zu gehen.

Stuttgart, 14. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Der Aufenthalt hier wird mir geradezu unerträglich. Es iſt heiß und dumpf, daß man nicht ſchlafen, nicht eſſen, kaum athmen kann. Nun bin ich aber mit meinen Gedichten und mit Savenarola fertig. Sobald ich meine Geldſache mit Cotta im Reinen habe, reiſe ich ab, d. h. in zwei, längſtens drei Tagen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht; nur hinaus, hinaus!

Emilie wird in Begleitung ihres Mannes und ihrer Schweſter Charlotte nach Lichtenthal gehen, wohin ich mich dann auch begeben werde. Ich bin unwohl. Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart. Am Tage meines Abgangs von hier ſchreibe ich Ihnen, wohin er gerichtet ſey.

Stuttgart, den 20. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Wie mir hier Alles langſamer von Statten ging, als ich erwartet hatte, ſo währte es auch mit der letzten Erledigung meiner geldlichen Angelegenheit über meine Erwartung hinaus. Jetzt endlich iſt Alles in Ordnung, und ich kann Stuttgart verlaſſen. Morgen reiſe ich nach Lichtenthal bei Baden, wo ich bis zum 15. Juli zu bleiben gedenke. In Betreff der Albigenſer habe ich die Anſtalt getroffen, daß mir die Correcturen in Portionen von etwa ſechs Bogen auf zweimal geſchickt werden. So nachdrucksloß und träge hier auch meine Geſchäfte Anfangs gingen, ſo raſch und förderſam gingen ſie in letzterer Zeit. Wir haben über ſechzig Bogen gedruckt in zwei Monaten. Ein jeder Wiener Buchhändler mag Ihnen ſagen, ob das nicht aller Ehre werth?

Meine Miniaturausgabe wird, wenn ſie gebunden und goldverändert iſt, ſehr hübſch ſeyn. Beide Bändchen ſind zu gleichem Umfange angewachſen, und ich habe, die Auflage caſtigirend, mehrere, namentlich polemiſche Gedichte, mit der Jäthacke ausgemerzt, über andere aber eine ſorgfältige Feile wandeln laſſen, ſo daß das Buch quantitativ reicher und an Gehalt und Form wirklich beſſer geworden iſt. Schreiben Sie mir bald nach Baden-Baden, poste restante. Den ſchönſten Baum der

Gegend will ich mir aussuchen, um Ihre lieben Briefe darunter zu lesen. Fürs Erste muß ich mir jetzt den Don Juan vom Halse schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen solideren Helden zu gehen. Wer ist dieser? Nun es ist der solideste von allen Helden, die je gelebt haben auf Erden, der größte wie der unglücklichste. Zudem ist mein Stoff unserer Zeit und allem ihrem gierigen Nothgeschrei so ferne, daß mein Gedicht, wenn meine Kraft darunter nicht zusammenbricht, zwar [illegible] Vortheile momentaner Anklänge entbehren wird, dafür aber durch eine ideale Abgeschiedenheit und absolute Selbstbegründung die höhere Ehre eines wahren Kunstwerks ansprechen soll. Viel versprochen ist hier allerdings; doch es sind Kräfte da, und meine Sohlen sind noch nicht auf den höchsten Stein getreten.

Baden, 27. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Gestern bin ich hier angekommen. Baden und Lichtenthal sind sehr schön und wie es scheint meiner Gesundheit sehr zuträglich, denn kaum daß ich hier angekommen war, so stellte sich auch schon mein Appetit, der Flüchtling von Stuttgart, mit voller Anhänglichkeit wieder ein. Die alten Griechen hatten recht, den dodonäischen Zeus, den durch die Eichenwipfel rauschenden Gott der Lüfte, so hoch zu ehren. Ich fühle es deutlich, wie er mir hier Leib und Seele erfrischend durchströmt. Baden als Badeort hat übrigens wenig Reiz für mich. Als ich am Spieltische stand und zusah, wie die Goldmünzen hin und her rollten, wollte mich wieder der alte Spielteufel verlocken, doch mir fielen Ihre Worte ein: „Niembsch, spielen Sie nicht, denn der Zufall ist Ihr Feind.“ Da war die Lust plötzlich in Abscheu verwandelt und das ganze Treiben an der grünen Tafel erschien mir als tiefe Gemeinheit. Ich bin für immer geheilt von diesem Unsinn. Von Bekannten traf ich hier Auerbach, die treue unerschütterliche freundliche Seele. Daß mir, wie ich ihm sagen mußte, seine Dorfgeschichten nicht gefallen, hat nicht die geringste Störung in seine Neigung gebracht. Außer ihm fand ich noch den hier wohnenden Lewald, von dem ich mit großer Freude empfangen wurde. Auch Panofka aus Paris ist hier und spielte mir bereits auf seinem trefflichen Stradivarius

mit großer Meisterschaft. Die Reinbeckschen sind auch da. Trotz aller dieser Annehmlichkeit werde ich doch schwerlich bis zum 15. Juli bleiben. Man sollte, wenn man von seinen liebsten Freunden getrennt ist, keinen Sonnenuntergang ansehen. Als ich neulich auf einer Höhe bei Heidelberg mich in dieses Schauspiel vertiefte, ergriff mich im Augenblicke des Verschwindens ein wunderbar tiefes Gefühl von der Schmerzlichkeit solcher Trennungen und von der Unersetzlichkeit eines Tages, der wieder dahin ist, ohne daß man sich gesehen. Diesen Brief schreib' ich in Baden auf Auerbachs Zimmer. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie herzlich Freund Max und Ihre Kinder. Diesmal hoff' ich auch für Max von meiner Reise etwas mitzubringen. Mir ist etwas zum Geschenke versprochen, womit ich ihm eine Freude zu machen gedenke.

(Ohne Tagangabe. Etwa: Baden, am 7. Juli 1844.)

Liebe Sophie!

Ich wohne in Baden. Das Zimmer, welches mir der Wirth in Lichtenthal gegeben, war äußerst unruhig und nach Oelfarbe stinkend; auch wäre mir der bleibende Aufenthalt in Lichtenthal bei dem beständigen Regenwetter nachgerade lästig geworden. Hier bewohne ich zwei freundliche, ruhige Zimmer für ein mäßiges Miethgeld, werde mit gutem Kaffee bedient, und bin mehr mein eigener Herr in jeder Beziehung. Baden hat bis jetzt nicht die gehoffte Wirkung auf meine Gesundheit geäußert. Seit acht Tagen leide ich an beständigem Kopfschmerz, an Appetitlosigkeit und kurzem unerquicklichen Schlafe. Da geht es denn mit Arbeiten gar nicht, und ich suche mich durch Gesellschaft zu zerstreuen. Panofka, ein bedeutender Virtuose aus Paris, wohnt meinem Hause so nahe, daß ich ihm öfter in Kappe und Schlafrock (man ist hier Gottlob ungenirt) einen Morgenbesuch mache, um ihn geigen zu hören. Ich hab' ihm auch vorgespielt und er lobte mich als einen guten Geiger mit der Bemerkung, daß er nicht bald einen Amateur gefunden hätte mit einer so guten Stellung und Bogenführung. Ferner ist Lewald als mein Tischnachbar meine Gesellschaft und sucht mich mit Wiener Anekdoten zu unterhalten. Er sitzt mir zur Rechten. Links hab' ich einen Dr. medicinae, Namens

Fränkel. Er ist Magnetiseur. Zweimal versuchte er seine Kunst gegen meinen verwünschten Kopfschmerz, doch vergebens. Von sonstigen Notabilitäten werden Mundt, Herwegh und König, der Romanschreiber, hier erwartet. Auerbach ist von einem kleinen Ausfluge nach Basel, wo das große Schießen war, zurückgekehrt und hat mir erzählt, Herwegh hätte ihm gesagt: „wenn er glaube, daß mich ein Gruß von ihm freuen werde, so möchte er mir seinen herzlichen Gruß bringen." Herwegh soll sich bereits auf den Gipfel des leidenschaftlichsten Communismus hinaufgeärgert haben und unbedingte Auflösung aller Verhältnisse prätendiren. — Wenn sich's mit meiner Gesundheit nicht bessert, so gehe ich noch in ein Seebad. Ich halte mich wirklich für ruinirt. Ihre Sorgen um den Urwald sind vielleicht zur rechten Zeit eingetreten. Wer weiß, ob ich noch im Stande seyn werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab. Schreiben Sie mir Ihren nächsten Brief nach Heidelberg poste restante.

Während seines dießjährig erstmaligen Aufenthaltes in Schwaben war Niembsch seinen dortigen Freunden ziemlich ferne geblieben, wie sich aus Emma Niendorf (S. 182—203) zeigt. Am 29. April schrieb Emilie an Emma: „Unser wandelbarer Gast und unruhvoller Freund hat uns am Donnerstag früh ganz unerwartet schnell verlassen, und ist, seinem dichterischen Frühlingsdrange folgend, auf unbestimmte Zeit nach dem schönen Heidelberg abgereist. Ob er den guten Justinus auf dieser Tour besuchen werde, ließ er ganz unbestimmt; es wäre mir sehr leid, wenn es nicht geschähe."

Es geschah nicht.

Dann am 15. Mai: „Wir haben Dich hier gar oft vermißt, besonders auch bei dem kurzen Zusammentreffen mit Kerner. Zwei Tage später kam Justinus noch auf der Heimreise ein Stündchen zu uns im strengsten Incognito, und wir konnten uns da noch fester überzeugen, als aus seinen Briefen, daß er ganz der Alte ist an Herzensgüte, gesundem Aussehen und Heiterkeit des Geistes. Es war besonders in Beziehung auf Niembsch dieses Wiedersehen von der besten Wirkung, und haben alle Mißverständnisse jetzt eine milde Lösung gefunden. Gottlob!"

Als ſich einmal die Rede auf den Umgang mit hohen Perſonen lenkte, äußerte der Dichter: „Man muß ſich nicht nur nicht aufdrängen, ſondern auch nicht hineinziehen laſſen in das Vornehme. Alexander wird wohl mein letzter Bekannter dieſer Gattung ſeyn. Er gehört zu den manchen leuchtenden Ausnahmen, die man gar nicht beſtreiten darf. Nur mit ſeines Gleichen umgehen! Wenn Einzelne auch anders ſind, ſo gerathen ſie doch in den Contakt. Ein ſolcher Verkehr erſcheint für mich als ein Herabwürdigen meiner ſelbſt, weil man doch dergleichen thun muß, ſich in die Form ſchmiegen, als achte man dieſe Convenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbſt wenn man bei mir Ausnahme macht, ich will nicht exceptionell ſeyn, ich mag dieſe Narren- und Poetenfreiheit nicht haben."

Eine Säule von Blumen, ein würziger Blüthenberg verbirgt die Stufen zum Gemache des Grafen und ſeiner Glasthür. Von ſeiner Schweſter gepflegt, liegt er da eben meiſt auf dem Ruhebette, unter exotiſchen Düften, noch leidend von dem letzten Krankheitsanfalle in Florenz. Neben ihm das Pianino, auf dem er phantaſirt, darüber das große Adlerbild und ringsum Geweihe, indeß Nero, außen vor der Glasthüre hingeſtreckt, mit klugen Augen hereinſchaut. Plötzlich fährt ein Wagen an. Niembſch und Madame Heinrich! Es war auf eine Ueberraſchung abgeſehen. Der Graf, der ſich noch eben nicht ohne Empfindlichkeit über das Fernbleiben des Freundes beſchwert, ſchien von ſeiner Erſcheinung geneſen, wie elektriſirt. „Mein Mikleſch! Mein Mikleſch!" rief er; man konnte wieder recht den Zauber wahrnehmen, den Lenau übt. Da ſaßen ſie Beide auf dem Divan mitten im Saale, von Blüthenkelchen überrankt; Arm in Arm, Haupt zu Haupt geneigt, Alles um ſich vergeſſend, hielten ſie ſich umſchlungen, mit einander flüſternd, faſt wie Spielgenoſſen, die ſich wiederfinden.

Dieß geſchah zu Serach am 17. Juni 1841. Es war ihr letztes Beiſammenſeyn hienieden. Einen Monat darauf war Alexander leibes, und wieder ein Vierteljahr ſpäter Niembſch (das Schrecklichere!) geiſtestodt.

Emilie an Emma.

Lichtenthal, am 8. Juli 1844.

Alles ſtimmt zuſammen in den melancholiſchen Grundton unſers hieſigen Lebens. Wir hatten bis jetzt faſt immer ſchlechtes Wetter und waren bedeutend unwohl. Dabei fühlten wir uns gar einſam und verlaſſen, denn der Freund Niembſch iſt uns ganz abtrünnig geworden, unterhält ſich in Baden ſo vortrefflich, daß er, wenn er auch zuweilen einen kurzen Beſuch bei uns abſtattet, doch nie bei uns iſt, und durch dieß gleich wieder Forteilen mehr peinliche als angenehme Eindrücke hier zurückläßt. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Grafen Alexander in Wildbad, die uns Niembſch geſtern Abend brachte, hat ihn und uns Alle ſehr erſchüttert.

Mayer und Uhland ſah dießmal Niembſch gar nicht.

Auerbach fährt im erwähnten Aufſatze fort: „Ich wohnte ſchon mehrere Wochen in Baden, als ich erfuhr, daß Lenau mit der Familie Reinbeck in Lichtenthal angekommen ſey. Ich ſuchte ihn ſogleich auf und er ſagte mir alsbald beim Alleingehen im Garten, daß bei aller Anhänglichkeit und Treue gegen die Reinbecks er ſich doch gedrückt und beklommen fühle in dem einſamen Lichtenthal. Es werde ihm ſchwer, ſich von ihnen zu ſcheiden, da ſie kränklich und zum Theile ihm zu Liebe nach Baden gekommen ſeyen. Auf die Vorſtellung, daß es ſeine Pflicht gegen ſich und die Freunde ſey, friſchauf zu ſeyn und durch ſeine Anweſenheit zu erfriſchen, ging er willig ein; er ſchien in einem leichten Selbſtkampfe, bei dem man froh iſt, daß ein Unbefangener durch handreichende Zuſtimmung heraushilft.

Der alte Reinbeck — der, wie wir „Stuttgarter Gymnaſiaſten“ aus den zwanziger und dreißiger Jahren wohl wiſſen, mit ſeinem norddeutſch fremdartigen, zierlichen Weſen nirgends mehr am unrechten Platze war, denn als Lehrer der ſchwäbiſchen Jugend, die auf der Schwelle des Univerſitätslebens ſtand — hatte ganz gegen die ſonſt umlaufende Meinung von ſeinem Selbſtgefühle eine rührende Sorgfalt für Lenau's Poeſie und dichteriſches Schaffen, er war eiferſüchtig darauf bedacht, daß ein Jeder die hohe Anſicht von der Bedeutſamkeit des Dichters mit ihm theile. Lenau wiederholte das Wort einſt mehrmals, als ich die Frau Reinbeck einmal

geſprächsweiſe mit einem feierlichen Choral verglich. Er ſprach gern und begeiſtert von dem ungewöhnlichen Weſen der edlen Matrone, die auch als Landſchafterin ſich ein ſelbſtſtändiges Gebiet der Kunſt ſinnig angebaut hatte.

Als wir auf ſeinem Zimmer allein waren, ſagte Lenau: „Ich hab' immer mit Du an Dich gedacht, drum wollen wir auch Du zu einander ſagen.“ Er küßte mich und holte darauf voll Freude einen Stock, den er vom Schirme losband: „Da! ſagte er, ich hab' keinen Stock finden können, wie Du einen verloren; da nimm den Stechpalmenſtock. Schau das Geſicht, das darauf ausgeſchnitzt iſt! So eine Fratze hab' ich gemacht, wie ich die Albigenſer geſchrieben hab'. Wenn Du den Kopf anſiehſt, kannſt immer gut an mich denken!“

Die Dämmerung brach ein, Lenau war ſo ſtürmiſch, daß er noch heute eine andere Wohnung haben wollte; es war ihm ſo dumpf und drückend in Lichtenthal. Während die faſhionable Welt in der ſchönen Allee ſpazierte, ritt und fuhr, fragten wir in den Häuſern am Wege nach Wohnung, fanden aber keine entſprechende. In einem Hauſe — ich glaube es war des Münzmeiſters Rachel aus Karlsruhe — gefiel es Lenau gar wohl, der Hausherr war abweſend und keine Wohnung frei. Ich ſagte Lenau, er ſolle ſeine Karte abgeben und man werde ihm gewiß Platz machen, da lachte er mich tüchtig aus. Er war weit entfernt von der graſſirenden Bewußtthuerei, die ſich ſtets eine gewiſſe Haltung geben will und ſich immer geberdet, als ob ſie wie ein Iſländiſcher Fürſt nur den Mantel zu lüpfen brauche, um vor dem verhüllten Stern ſicheres Staunen und Kniebeugen zu erregen. Er gab indeß doch ſeine Karte ab und wir zogen weiter. Er wunderte ſich hier bei der Beſichtigung der Wohnungen, wie ſpäter, wenn ich ihm manche Kleinigkeiten beſorgte, daß ich für dieſe Dinge Rath wußte und dazu bereit ſey: er hatte wenig Sinn für Derartiges. Während wir Anderen uns von Jugend auf durch Noth und Sorgen hindurchſchlagen mußten, ſchien Lenau in äußeren Dingen an ein gewiſſes Gehenlaſſen gewöhnt, des Beſorgens durch Andere gewärtig. Er war aber in ſeinem ganzen Behaben weit entfernt von jeglicher ſteifen Unbehülflichkeit, vielmehr auf Ordnungsmäßigkeit bedacht, ſorgfältig ohne Aufhebens davon zu machen, überhaupt von einer gewiſſen vornehmen Gewöhnung. So ließ er ſich z. B., wenn er etwas zu

bezahlen hatte, vom Kellner nie kleine Münze herausgeben; er winkte ihm ruhig, ſie zu behalten.

Nicht dieſe Nacht mehr wollte Lenau nach Lichtenthal zurückkehren und er blieb in dem engliſchen Hofe.

Auf einem ſpäteren Spaziergange erzählte er mir dann, daß er nach Baden gekommen ſey, um hier im Anſchauen des genußjägeriſchen Wohllebens aller Art ſeinen „Don Juan" zu vollenden. Ich weiß die Worte nicht mehr, aber erinnere mich, daß er dieſe Dichtung als ein letztes Zuſammennehmen ſeiner Kraft nach einer Seite hin bezeichnete.

Ich will es hier nur ein- für allemal bekennen, daß ich mich der Unmittelbarkeit Lenau's und ſeinen gigantiſch ausgreifenden Gedanken gegenüber voll Ehrerbietung fühlte, wie ſie Niemand erlangt, der es auf Imponiren angelegt hat. Und dieſen freiwilligen Zoll der Ehrerbietung brachten ihm Alle mehr oder minder.

Lenau gehörte zu jenen Naturen, die nie daran denken — zum Theil auch weil ſie es ohne zu weit gehende Härte nicht auszuführen verſtehen — den Troß der Menſchen von ſich fern zu halten, der ſich namentlich in einem Luxusbade einfindet, um von der anſtrengenden Faullenzerei des ganzen Jahres während der Sommermonate bequem auszuruhen. Sie drängten ſich in ſo unbefangener Selbſtgewißheit an den geiſtig Arbeitenden, an den ſo berühmten Namen, durch den ſie eine zeitweilige Belebung ihres lahmen und öden Daſeyns, eine „amüſante Converſation" hoffen durften, und faſt noch mehr als mit dem eigenen Genießen ſtolzirten ſie innerlich, Neuangekommenen eine intereſſante Bekanntſchaft vermitteln und davon ſelbſt einen Schimmer erhaſchen zu können. Lenau ließ dieſe Leute ruhig an ſich herankommen, wenn er auch bei aller Leutſeligkeit ſich manchmal bei mir über ihr zudringliches Weſen beſchwerte. Dabei lag aber in ſeiner Schweigſamkeit und ruhigen Haltung eine gewiſſe unmittelbare Majeſtät, daß die „Dominoherren" es doch nie wagten, mit Lenau wie mit Ihresgleichen umzuſpringen, Neckereien und kleine Verdammungsſcherze an ihn anzubinden. Das bewährte ſich auch als wir wie gewöhnlich eines Mittags durch die Budenreihen nach dem Converſationshauſe gingen. Dort ſtand ein Mann, den ich nicht näher bezeichnen will, er klopfte Lenau ganz „familionär" auf die Schulter und ſagte: „Na, Lenau, wo treiben

Sie ſich herum? was arbeiten Sie? bekommen wir bald wieder was Neues?“ Es fehlte wenig, daß der Mann nicht Niembſchchen ſagte. Lenau rauchte, ohne zu antworten, ſeine Cigarre, und ſchlug nur einmal ſein großes Auge auf nach dem Manne, der ſich geſcheucht zurückzog und ſich etwas zu ſchaffen machte.

Es iſt wohl ſchon Jedem vorgekommen, daß er eine gewiſſe Eiferſucht der Welt gegenüber empfindet, die einen Hochgehaltenen nicht immer mit der entſprechenden Würdigung aufnimmt. Darum that dieſer Vorfall nicht nur mir, ſondern auch den andern Freunden, die ihn erfuhren, ein beſonderes Genüge.

Lenau hatte ſich eine Wohnung gleicher Erde, gegenüber dem holländiſchen Hof gemiethet. Als ich ihm über dieſe arbeitswidrige Stube Vorwürfe machte, ſagte er, er glaube faſt, daß hier aus ſeinem Arbeiten nicht viel werde. Er ſchien überhaupt rein und ausſchließlich der Stimmung hierin hingegeben, und nichts vom „Commandiren,“ das Goethe heiſcht, wiſſen zu wollen. Dieß lag nicht nur in dem vorherrſchend Lyriſchen ſeines Schaffenstriebes, ſondern gewiß auch in ſeiner phyſiſchen Dispoſition.

Zu den ſtillvergnüglichſten Stunden gehörte die Sieſta vor dem Converſationshauſe. Dort ſaßen wir mit Auguſt Lewald und einigen Andern beim Kaffee rauchend und plaudernd, und die heitere Muſik, das Ausſchauen nach den tannendunkeln Bergen goß ſanfte Heiterkeit und Ruhe in die Seele. Lenau ſah bisweilen gerne zu Domino ſpielen, ich erinnere mich nicht, daß er ſelbſt ſpielte. Wenn die Muſikbande einen Ländler ertönen ließ, einen Lanner oder Strauß, da konnte er oft ausrufen: „Brüderl, horch, paſſ' auf,“ dann ſchnalzte er bisweilen mit beiden Händen und bewegte die Arme, oder auch er ſagte nach dem Dreivierteltakte: „Halts enk z'ſamm,“ was ſo viel heißt als: „Haltet euch zuſammen!“ Er ſprach überhaupt gerne und mit unverwiſchter Gewohnheit den Wiener Dialekt.

Manchmal gingen wir auch auf ſein Zimmer, und da gings luſtig her; indem Lenau, die Stube auf- und abgehend, Geige ſpielte, das Ragoczyliet und allerlei wilde Compoſitionen, auch ſelbſtcomponirte Walzer. Da dieſe voll Jubel und kecker Luſtigkeit waren, ließ ich nicht an ihm

nach, bis er einige aufſchrieb, er verſprach mir ihnen den Titel: „Hält's enk-z'ſamm" zu geben. Sie müſſen ſich wohl noch unter ſeinem Nachlaſſe gefunden haben. Auch mit dem damals in Baden anweſenden Virtuoſen Panoſka ſpielte Lenau oft und gerne.

Lenau kannte das ſchwäbiſche Bauernthum ziemlich genau. War er ja in Gemeinſchaft mit ſchwäbiſchen Bauern nach Amerika ausgewandert. Ich beſchäftigte mich gerade damals mit dem Entwurfe eines Romans: „Die Auswanderer," und Lenau verſprach mir eine ausführliche Schilderung ſeiner Fahrten und Abenteuer, wogegen ich ihm verſprach, ihn ſelber zu einer Figur des Romans zu machen, als weitere Ausführung von Freiligraths ausgewandertem Dichter, und zugleich als ein Stück modernen Arions, der den Bauern auf dem Schiffe zauberiſch Geige ſpielt, und bei ihnen zur Mythe wird, die ſich in den Urwäldern fortpflanzt und vererbt. Lenau gefiel ſich ſehr in der Rolle und malte ſich als Mythe manchmal ſpaßhaft aus, wobei er ſeine Geſtalt und ſeine Miene ſeltſam ausſtaffirte. Wir hatten viel Lachen und Kurzweil von dieſen Phantaſieſpielen. Ich ſchalt ihn oft darüber, daß er dieſe ſeine Weltfahrt nicht zum Gegenſtande eines Epos gemacht, ſtatt daß er ſich an bereitete Stoffe wie Fauſt und Don Juan hingab, in denen das Augenmerk weniger auf die Handlung, als auf die Behandlung gerichtet ſeyn mußte. Man muß wildes Fleiſch erjagen, nicht ſchon einmal gekochtes jetzt braten oder ſchmoren.

Lenau war der Dichter der reinen Skepſis. Das Ringen nach abſoluter Wahrheit und nach der ſubjectiven, die aus dem innerſten Kern des eigenen Weſens geboren, nichts Ueberkommenes an ſich hat, iſt nirgends dichteriſch mächtiger herausgetreten als in Lenau. Wenn man von einer „ewigen Jugend des Dichters" ſpricht, ſo beſteht dieſe weſentlich auch darin, daß er der Erregung und daraus folgenden Schwankung und Wandlung rückhaltsloſer hingegeben iſt. Dieſes beeinträchtiget einen feſten Halt in tauſend Lebensdingen keineswegs. Wer aber die Welt in ſich und aus ſich täglich neu ſchafft, wird die Strömungen der Atmoſphäre tiefer empfinden als ein Anderer. Der ſogenannte Weltſchmerz war bei Lenau weit entfernt von der Grimaſſe ſo Vieler, denen es nur darum zu thun war, recht intereſſant zu erſcheinen, ihren perſönlichen Katzenjammer über verfehlte Stellung und die Folgen der Arbeitsſcheu zu einem großen

allgemeinen Weltelend auszudehnen. Lenau war der Dichter der edelsten und erhabensten Melancholie, des stets sich erneuenden Bewußtseyns, daß der Weltzusammenhang und das Menschenthum sich in seiner Ganzheit nicht fassen, halten und gestalten läßt. Wie die Naturwissenschaft immer weiter vordringt in vordem dunkle Gebiete und die Grenze der Erkenntniß immer weiter hinausſteckt, so kann auch der dichterisch vorahnende Geist, getragen von den Schwingen der Phantasie, in sich selbst ruhend, sein selbst gewiß, sich über die gewohnte Grenze hinauswagen, und erleuchtet von dem Lichte, das aus ihm kommt, dem dunkeln Räthsel ins Antlitz schauen, und uns seine Gestalt künden. Das wird dann ein prophetisches Schauen, dessen Wirklichkeit die Wissenschaft oft erst viel später und langsamer im Bereiche der Wahrnehmung erkennt. Ein Geist, der sich an der Grenze der Erkenntniß weder mit dem hergebrachten Glauben noch mit der Resignation, dem stillen Fügen in die einmal gesetzte Nothwendigkeit genügen kann, wird es immer wieder wagen, erobernd vorzudringen, und der Schmerz über das Unerreichte rührt zu den edelsten Klagen.

Ich knüpfte in den Besprechungen mit Lenau an sein Gedicht „die Form“ an, worin er selbst sagt:

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Die neuösterreichische lyrische Poesie hat in einer Fülle von Ueberkraft sich von der mustergültigen Goethe'schen Einfachheit entfernt, in welcher jeder Einzelgedanke des Gedichts dem Verlaufe des Ganzen unterthan ist, und nicht eine Aufmerksamkeit für sich beanspruchen darf. Auch Lenau schien mir nicht frei davon, in einzelne Zeilen und Wortfügungen einen selbstständigen Gehalt einzuknüpfen, wodurch ein Abirren und statt der einfach und wie organisch nothwendig sich fortentwickelnden Melodie ein figurirter Gesang entsteht, der oft kunstvoll, aber dem reinen Geschmacke minder entspricht. Er ließ nicht ab, bis ich ihm dieß an einzelnen Gedichten nachwies. Ich wählte dazu das sonst so schön melancholische Gedicht: „Die Heidelberger Schloßruinen,“ die er „der Zeit steinern stilles Hohngelächter“ nennt, und so noch einige andere. Manchmal sagte er

ſchnell: „Haſt recht, haſt recht, Brüderl“ und jede fernere Erörterung abſchneidend, ſetzte er hinzu: „Red' nicht, brauchſt weiter gar nichts zu ſagen!“ Bei anderen Stellen ſagte er wieder: „Red' nichts, red' nichts, kannſt tauſendmal recht haben, es bleibt doch.“

Lenau nannte mich faſt nie bei meinem Namen, ſondern: „Brüderl.“ Wie erhebend und herzſtärkend war es, wenn er durch eine momentane Anregung oder aus innerſter Stimmung heraus ſeinen umfaſſenden Geiſt und ſein unergründlich tiefes Herz erſchloß, und dabei ſich über unſer Beiſammenſeyn wieder kindiſch freute. Da war das Gehen Arm in Arm mit ihm ein beſtändiges Anſichdrücken. Ich ſagte ihm einmal: „Es gibt Menſchen, die ſind wie die Oefen von Sturzblech, ein Spänchen darin angezündet und es gibt fliegende Hitze, iſt aber auch wieder Alles ſchnell kalt. Du biſt ein Kerl wie ein alter breitſpuriger ſchwäbiſcher Kachelofen, da muß man tagelang heizen und ein Stück Wald hineinſtecken, dann hält es aber auch lange warm.“ Dieſer Vergleich machte ihm ſo viel Spaß, daß ich ihm dieſe Worte zum Andenken gleich auf einen Zettel ſchreiben mußte.

In philoſophiſchen Discuſſionen konnte man längere Auseinanderſetzungen von ihm vernehmen, ſonſt ſprach er meiſt nur kurze Sätze und ging auch gerne ſchweigend neben dem Freunde. Ueber literariſche Dinge ließ er ſich ſelten vernehmen, und viele Gedichte, die er über die Verkehrtheiten der Kritik, der Tendenzjägerei u. dergl. gemacht hatte, ſah er ſelbſt als momentane Abwehr an, ſo daß er ſie nicht wieder aufnehmen wollte. Ueber Heine iſt mir ein Ausſpruch von ihm erinnerlich, er ſagte: „Mir bleibt es ein pſychologiſches Räthſel, wie man ein ſo offenbares Genie und doch ſo verliederlicht ſeyn kann.“

In ſeiner Gemüthsſtimmung war er jeder kleinen Freude aufgethan, ungemein wohlwollend, zu Scherz und Lachen aufgelegt, dabei von einer ſeltſamen Weichmüthigkeit, die ihm bei tieferer Seelenanregung leicht eine verſchwimmende Thräne ins Auge lockte. Er hatte bei aller ſelbſtſtändigen Abgeſchloſſenheit und wohl eben dadurch eine ſpiegelähnliche Aufnahmsfähigkeit fremden Denklebens. In ſeiner bedächtigen Weiſe, wobei er bisweilen nur mit dem Kopfe nickte, war er der gerade Gegenſatz derer, die fremde Anſchauung nur aufnehmen können, wenn ſie ſie durch raſche eigene Zuthat in eine andere verwandeln.

Es bleibt ein unerſetzlicher Verluſt, daß Lenau, wie die meiſten Lyriker, ſich nicht dazu verſtehen konnte, zeitweilig ſeine Anſchauung von Welt und Zeit öffentlich darzulegen. Es iſt möglich, daß durch ſolche Erledigungen der Drang zur lyriſchen Concentration, das Umwandeln der Welteindrücke in rein ſubjective Empfindungen beeinträchtiget würden, wenn wir erführen, was an Wiſſen und allgemeiner Erkenntniß dahinter ſteht. Bei Lenau bleibt aber dieſe Zurückhaltung ein unerſetzlicher Verluſt. Wenn auch viele und umfaſſende Briefe von ihm da ſind, ſo bleibt es doch der Welt verloren, welche tiefe und weithinreichende Wurzeln ſein Geiſt über felſenhafte Probleme hinweg in den fruchtreifen Boden des Lebens und der Wiſſenſchaft geſchlagen hatte.

Es fällt mir ein, daß ſpäter, als das Leben Lenau's eine ſo glückliche Wendung zu nehmen ſchien und wir uns im Ausmalen der Zukunft überboten, wie wir gemeinſam ſo ſchön in Heidelberg zuſammen leben wollten, er ſagte: er wünſche neue Symposien dort zu veranſtalten, die bedeutſamen Männer aller Wiſſenſchaften ſollten ſich in freier Geſelligkeit einigen, über einen beſtimmten Gegenſtand frei discutiren, ein Stenograph ſollte Alles aufzeichnen, das dann ſpäter zu redigiren wäre. Er malte den Plan ganz ernſthaft und bedächtig aus, und kehrte ſich nicht an den Einwand, daß wir in all unſerem Denken und durch die geſchiedenen Fachwiſſenſchaften ſo iſolirt ſind, daß ein Jeder aus einem Hintergrund ſubjectiver Welterfahrung und einſamer wiſſenſchaftlicher Forſchung herausſpricht, wodurch ein zeitgenöſſiſcher Dialog dieſer Art mehr ein Nebeneinander, eine Moſaik einzelner unmeißelbarer Kieſel als ein lebendiges Entwickeln oder Herausbauen eines Ganzen würde. Er glaubte ſtets, es müſſe möglich ſeyn, die Menſchen wieder in ihr eigenſtes Weſen zurückzuführen, das nur erhöht ſeyn könne durch wiſſenſchaftliche Weltfahrten aller Art.

Dem unmittelbaren Leben näher geſtellt und durch den Kalender aufs Neue darauf hingewieſen, wandte ich mich auch den damaligen politiſchen Bewegungen in Baden zu und beſuchte das Verfaſſungsfeſt in Oberkirch. Lenau hielt ſich von Derartigem fern, er war bei allem traulichen Anſchließen an Einzelne doch eine vorherrſchend in ſich gehaltene einſame Natur, und hätte er die letzten Jahre mit erlebt, er wäre kein politiſcher Name geworden, er hätte ſich in Vereinen und verfaſſunggebenden

Verſammlungen nicht an ſeinem Platze gefühlt. Er war ein Teil des Gedankens, ein über Bergesſpitzen allein gehender Jäger, der nicht in geſchloſſenen Reihen kämpfen mag.

Ich bin hier an den letzten ſo wenig verklärten Hochpunkt ſeines Lebens gelangt, ich möchte gern all die lichte Freude, die darüber ausgebreitet war, wiederſpiegeln.

Eines Morgens kam Lenau ganz verjüngt und wonneſtrahlend zu mir, ich mußte mit ihm zum Schloßgarten und dort bei der großen Linde erzählte er mir, wie er geſtern zum Nachteſſen nach dem engliſchen Hof gegangen war: im Saale waren außer ihm nur noch drei Damen, er kam neben die jüngſte zu ſitzen, und auf die unbefangenſte Weiſe knüpfte ſich ein Geſpräch an, in dem ſeine ganze Seele aufging. Er ergoß ſich in den überſchwänglichſten Ausdrücken und dann ſprach er wieder jedes einfache Wort mit einem Ausdruck, in den der tiefſte Seelenjubel eingepreßt war. Eine innere Zuverſicht ſagte ihm, daß auch das Mädchen, das bereits in die reiferen Mädchenjahre eingetreten war, ſich ihm zugeneigt habe. Er ſprach es wiederholt mit einem frohen Selbſtgefühle aus, daß ſie nicht wiſſe, wer er ſey, ſie habe an ihm ganz allein ohne alle Zuthat des Talentes und der Stellung Wohlgefallen gefunden.

Das war's, was er ſchon lange ſich erſehnte, was er ewig verloren glaubte, und jetzt war's da wie ein leuchtendes Gnadengeſchenk. Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie leichtbeſchwingt und morgenfriſch die Pſyche des Dichters ſich erhob.

Er hatte erfahren, daß die Damen ſchon heute nach Tiſche abreiſen wollten; er wollte nun der Holdſeligen eine Freude, ein lichtes Erinnerungszeichen zuwenden. Die Gedichte wurden aus der Buchhandlung geholt und Lenau ſchrieb ein Widmungsgedicht hinein. Er ſchrieb das Gedicht faſt improviſirt und ſchickte nun die Bücher mit einer Viſitenkarte in den engliſchen Hof. Es ward ihm ſchwer, Mittags zur Tafel zu gehen, und hier erfuhr er zu ſeiner Freude von den Dankenden, daß er falſch berichtet worden, indem die Tante und die Auserkorne noch mehrere Tage in Baden blieben, während die Dritte, die Schweſter eines ſchwäbiſchen Dichters, nach Rippoldsau ins Bad ging.

Wer war ſeliger als Lenau, und ich war ſo glücklich, faſt immer

in ſeinem Geleite und in dem der Damen zu ſeyn. Nur manchmal ſchien die heilige Feſtesſtimmung unterbrochen durch haſtige Briefe, die Lenau raſch und meiſt auf meinem Zimmer ſchrieb und ſelber zur Poſt trug. Das waren aber nur flüchtige Wolken, aus denen die Sonne des neuen Lebens vollſtrahlend hervorbrach.

Der Abend vor dem Abſchiede kam. Es war eine ſchöne Sommernacht, wir Vier wandelten vor dem Kurhauſe, während die Muſik ſchöne Weiſen ſpielte. Die Tante wollte nach Haus, als die Muſik eben einen widerwärtigen Miſchmaſch ertönen ließ, einen damals Mode geweſenen Eiſenbahnwalzer, in dem das ſchrille Pfeifen und Keuchen der Locomotive mit allerhand unharmoniſchen Inſtrumenten nachgeahmt war. Lenau bat, daß ſie nicht unter dieſen Tönen den Ort verlaſſen wollten, wir blieben noch eine Weile und endlich mußte doch geſchieden ſeyn.

Ich glaube, Lenau war noch am andern Morgen bei den Abreiſenden; ſpäter kam er zu mir, und es ſtand feſt in ihm, daß dieß Mädchen ſein werden müßte; er war wiedergeboren, alles vergangene Leben hinter ihm eingeſunken. Oft wiederholte er auch, wie er ſich freue, eine Frau aus ſo ehrenfeſter Bürgerfamilie zu beſitzen, während er in Wien ſich ſo oft habe mit Adeligen verbinden ſollen. Er ſprach davon, daß es ſein Vorſatz ſey, nie eines ſeiner Kinder in Staatsdienſt und Abhängigkeit treten zu laſſen, ſie ſollten, wenn nicht anders, ein Gewerbe treiben. Ein neuer Blüthenfrühling ſproßte in ihm auf und er ward nicht müde, den hohen Seelenadel und die Anſpruchsloſigkeit der Erkornen zu preiſen. In ſeltſamer Befangenheit war er aber mit ihr zu keinem entſcheidenden Ausſpruche gekommen, und es quälte ihn tief, hierüber Gewißheit zu erlangen. Ich rieth ihm nach Rippoldsau zu reiſen, dort werde er wohl von der Verwandten ſich ſolche verſchaffen können. Er reiſte ab und kam nach einigen Tagen ganz jubelvoll wieder, er hatte die Sicherheit der Erwiederung ſeiner Liebe.

Bei dieſem Zeitpunkte mag einſtweilen ſtille gehalten werden und dabei geſtattet ſeyn, zur anziehenden und hochdankenswerthen Mittheilung Auerbachs einige kleine Gloſſen zu machen, hiebei dem Laufe ſeiner Erzählung folgend.

Niembſch bekam damals in Baden mehrere Stöcke mit darauf

geſchnitzten Fratzenköpfen. Er war überhaupt ein Freund von ſolchen. Einmal beſichtigte er mit Frankl (ſ. d. B. S. 41) Jütners Sammlung von Büſten zu Wien, worin der barocke Bildhauer Meſſerſchmidt die verſchiedenartigſten Leidenſchaften und Empfindungen ausgedrückt hat. Lenau bewunderte dieſelben lange. „Die ſollte des Meſſerſchmidt Landsmann, mein verehrter Juſtinus Kerner ſehen! In den Köpfen ſpielen Dämonen, nur wäre es ihm ſchwer, ſie aus ihnen herauszutreiben; das haftet Alles unſterblich an dem Erz und Marmor!“ — Vor einzelnen Köpfen blieb er lange ſtehen, namentlich vor dem Kopfe: der innerlich verſchloſſene Gram, vor dem Feldherrn, vor dem Dichter, bei dem er es ſehr humoriſtiſch-ironiſch fand, daß er ſtatt eines Lorbeerkranzes einen Strick um die Schläfe gewunden hat. Die Geſichtsverzerrung des erbosten rachgierigen Zigeuners, der ihm vor allen Köpfen gefiel, ſuchte er nachzuahmen, eben ſo den Schalksnarren und den Erzböſewicht. „Gehn wir, ſagte er endlich lachend, das reizt mich alle dieſe Geſichter nachzuſchneiden. Ein Dichter ſollte keine Karrikaturen anſchauen, geſchweige denn ſie nachzuahmen ſuchen. Es muß Etwas in dieſem Bildhauer geweſen ſeyn, was ihn leicht hätte zum Narren werden laſſen; glücklicher Weiſe lagerte es ſich als Kunſt in ihm ab.“

Einen Vorfall, welcher zeigt, wie wenig Niembſch, ohne alles Anſehen der Perſon des Vorbringers, Ungebührliches in ſeiner Nähe litt, auch wenn ſolches ihn nicht unmittelbar berührte, brachte Frankl S. 90): „Er duldete nicht, daß Andere ſich einen cyniſchen Ausdruck in ſeiner Gegenwart erlaubten. Ich war Zeuge einer Scene, wo er einem in der Geſellſchaft hochgeſtellten Manne mit den Worten: „Das iſt ſehr ordinär!“ den Rücken kehrte und der darüber etwas verlegenen Umgebung zurief: „Habent sibi!“ Es war dieß eine Eigenthümlichkeit, die von den ungariſchen Schulen wohl herrührte, daß er ſich mit Vorliebe lateiniſcher Redensarten bediente . . .

Wie Lenau als Dichter ſeine Würde zu wahren wußte, zeigen folgende von Emma Niendorf gemeldete Vorfälle (S. 220 und 225): „Die alte Frau von P.,“ ſagte er, „hat im Winter ihren Salon, wo ſie lauter Künſtler einladet, Dichter, Virtuoſen u. ſ. w. Da werden Productionen gemacht und grandios wird ſoupirt. Sie hat mich auch ſchon oft dazu

einladen laſſen durch W., der ein Freund von mir iſt. Ich ging aber nicht hin. Einmal, da konnt' ich ihr aber doch nicht ausweichen in Iſchl auf der Esplanade. W. ſaß neben ihr auf einer Bank. Ich wollte mit einem Gruß vorübergehen, aber er rief mich an und ſagte: „Erlaube, daß ich Dich meiner verehrten Freundin, der Frau von P. vorſtelle.“ Sie ſagte mir nun von ihrer Freude, mich kennen zu lernen, und dann: „Werden Sie mir nicht auch einmal in meinen Soiréen das Vergnügen ſchenken?“ Nur ſo hingeworfen. Da wollte ich ihr auch eine Sottiſe machen und ſetzte mich neben ſie auf die Armlehne der Bank, ſah zu ihr herunter und ſagte: „Nein, ich muß Ihnen recht ſehr danken,“ und baumelte mit dem Fuß. Nach einer Weile ſtand ich auf und empfahl mich. Ich dachte: „Biſt du en negligé, ſo will ich es auch ſeyn.“

Erlebten wir es doch, daß Jemand, dem Lenau vorgeſtellt wurde, herablaſſend zu ihm ſagte: „Ihre poetiſchen Verſuche habe ich geleſen.“ Das Geſicht, welches der Dichter bei dieſen Worten machte, kann man ſich nach der eben von ihm berührten Anekdote füglich ſelbſt dazu denken.

Einmal kam Niembſch zum Direktor des Salinenoberamtes in Gmunden; da war noch ein anderer Mann bei dieſem. „Es iſt odios, dieſes Vorſtellen. Wie kann er wiſſen, ob ich den Menſchen kennen lernen will, oder er mich, wenn man nicht vorher fragt? Er ſtellte mich als den „Dichter Lenau“ vor. Der Andere entgegnete: „Es giebt jetzt ſo viele pſeudonyme Dichter, daß man immer einen Katalog haben ſollte, um ſie nicht zu verwechſeln.“ „Wer einen Katalog braucht, um ſich die Namen zu merken, thut beſſer, ſich nicht darum zu kümmern,“ ſagte ich und ging weg. „Du kommſt mir recht!“

Niembſch hat nicht gerne und mit unvermiſchter Gewohnheit den Wiener Dialekt geſprochen, worunter doch wohl der des gemeinen Volkes gemeint ſeyn will. Er verſtand ihn zwar, da das Deutſch, welches man in Ofen und Peſth ſpricht, ſo ziemlich dem in Wien ähnelt, und dann war er auch lange genug in Wien geweſen, allein er ſprach ihn in *geſunden* Tagen nicht. Eben weil Niembſch gewöhnlich rein deutſch geſprochen, fiel es Frankl auf (ſ. deſſen Buch, S. 117), daß er ihn in ſeiner Krankheit zu Winnenthal mit ungariſchem Accente deutſch ſprechen hörte. Dieſelbe charakteriſtiſche Wahrnehmung machte auch Auersperg bei

seinem Besuche dortselbst. Ich hörte Niembsch auch nicht ein einzigesmal in österreichischer Mundart geschriebene Gedichte vorlesen, deren die neuere Zeit doch sehr viele und darunter allerdings sehr lesenswerthe brachte; worin schon ein Fingerzeig liegt, daß er unserer Volkssprache nicht ganz mächtig sich fühlte. Uebrigens wird gerne zugegeben, daß Niembsch im unbekümmerten Alltagsgespräche mit guten Freunden eben so leicht als Oesterreicher sich verrieth, wie Andere als Schwaben, Preußen, was auch hin und wieder ein spaßhaftes Mißverständniß veranlaßte. So frug Niembsch einmal den Grafen Alexander: „Ist ka Ball bei Hof?" worauf Letzterer mit schöner Entrüstung antwortete: „Wo wäre wohl in aller Welt ein Hof, woselbst nicht immer und ewig Kabal' im Finstern wühlete."

Walzer erfand Lenau wohl etliche selbst, doch befanden sich deren nicht in seinem Nachlasse. Er mag sie mit verbrannt haben. Ungarische spielte er, wie er sie von Zigeunern in seinem Geburtslande, und Ländler, wie er sie in Wien, zumal aber zu Aussee in Steiermark gehört, ungemein gern und mit großer Wackerheit. Evers schrieb ihm die Ausseer einmal auf, und so wird wohl auch an diesen Auerbach sich geweidet haben.

Das schnelle Verbrüdern und häufige „Brüderl" sagen war sonst des schon gereiften Mannes Lenau Sache eben nicht. Er schloß sich im Gegentheile immer mehr gegen die Außenwelt ab und wurde beinahe leutescheu, wie erzählte Vorfälle und seine eigenen Briefe sehen lassen. Jene auffallende Abweichung deutet also schon auf einen abnormen Zustand.

Das erwähnte Widmungsgedicht lag im Entwurfe, leider aber ohne Tagangabe, unter den rückgebliebenen Schriften, und ward sonach in Lenaus dichterischen Nachlaß aufgenommen. Man merkt ihm etwas das „Impromptu" an.

Daß Lenau in Wien so oft mit Adeligen sich habe verbinden sollen, ist daselbst unbekannt und daher wohl nur ein Mißverständniß. Uebrigens würde es ihm, wenn es in seinem Wunsche gelegen hätte, ohne Zweifel möglich geworden seyn.

Niembsch handelte dießmal bezüglich einer Verbindung mit Marie, — so heißt die marienmilde, seelenedle Frankfurterin, — äußerst rasch und entschlossen, gegenüber seinen früheren Vorgängen gegen Lotte und Karoline, was als ein weiterer Beweis einer damals bereits eingetretenen krankhaften

Seelenerregung erſcheinen möchte, wozu der Keim ſchon durch die Sommerſchwüle zu Stuttgart während des langwierigen und verdrießlichen Corrigirens ausgebrütet worden ſeyn mag. Hiezu kommt auch noch, daß er in Baden eben damals an mehrtägigem, beſtändigen Kopfſchmerz gelitten hatte, wogegen der Magnetiſeur ſeine Kunſt zweimal vergebens verſucht, was auf ungewöhnlich große Blutanhäufung im Haupte hinweiſet. Niembſch verbrannte damals durch überſtürztes Handeln, gleichſam aus Angſt und Furcht vor ſich ſelbſt, die Brücke hinter ſich, um ſich damit ſogleich jedweden Gedanken an Rückzug durchaus abzuſchneiden. Alte feſte Bande laſſen ſich nicht ohne Gefahr ſtracks zerreißen, ſondern nur allmälig und ſchonend löſen, und neue nicht für immer bleibend ſchließen, ohne nicht früher klar überblickt zu haben, ob ſich auch Alles dazu nach Wunſche fügt und ſchmiegt, ſonſt macht die Zukunft dieſelben leicht zu harten Feſſeln. Niembſch fühlte wohl auch ſelbſt, welch ein gewagtes Spiel er ſpielte, wogegen das gemiedene am grünen Dominotiſche nur Kinderei, und ſcheute ſich daher, auch nur einen Hauch darüber nach Wien gelangen zu laſſen; an Sophie auch ſogar nicht einmal, ja juſt am allerwenigſten an die. Seine Erfahrung von 1839 hatte ihm wenig genützt. Hätte er wie damals wieder ſich Sophien vertraut, die ſein Heil von Herzen wünſchte, die Sache wäre ſodann, wenn auch nach einigen Stürmen, nach vorerſt beruhigend gelöster Lebensfrage im eigentlichſten Sinne, wohl wahrſcheinlich zu glücklichem, und doch jedenfalls beſſerem Ende gelangt. Niembſch ſagte ſpäter ſelbſt: „Mein ganzes Unglück iſt ein verfehltes Rechenexempel. Ich habe mich verrechnet. Ich wollte noch glücklich ſeyn, und als ich das Glück erkannt, es mir ſchnell ſichern; ich glaubte, man würde ſich in eine vollendete, erheiſchte Thatſache leichter ergeben, nichts könne mehr hindern, Alles verſöhnt werden, Alles ſich von ſelbſt klären — aber die alten Bande laſſen mich nicht los" (Niendorf 270). Als Niembſch den letzten Brief an Sophie ſchrieb, kannte er bereits Marie, und gleichwohl meldete er kein Wort an Sophie davon, obſchon er ſie anwies, ihre Antwort nach Heidelberg zu richten, wohl bereits in dem verſchwiegenen Entſchluſſe, über Heidelberg nach Frankfurt reiſen zu wollen.

Niembſch an Sophie.

Baden, 15. Juli 1814.

Liebe Sophie!

Ich bin in den letzten Tagen von hier entfernt auf einer Reiſe durch den ganzen Schwarzwald geweſen; darum hab' ich nicht an Sie geſchrieben. Doch hab' ich auf dieſer Reiſe Ihrer und Ihres Hauſes nicht vergeſſen; denn als ich, durch das Kinzigthal fahrend, nach H. kam, erinnerte ich mich, daß an dieſem Orte noch Jemand von Eurer Verwandtſchaft zu finden ſey. Ich erkundigte mich bei der Wirthin um den Poſthalter K., der mir noch als Bruder Ihres Vaters im Gedächtniſſe war. Die freundliche Frau führte mich ſogleich über die Straße in ein kleines einſtöckiges, aus Stein und Holzgebälke gebautes Häuschen, und über eine ſchmale, hölzerne Wendeltreppe gelangte ich an die Thüre des Poſtbureaus, vor welcher eine große, alte, lederne Brieftaſche auf dem Boden lag. Ich klopfte an, und eine Stimme, in der ich die Ihres Vaters zu hören glaubte, rief: herein. Es erhob ſich vom Stuhl, aus einer langen Pfeife ſchmauchend, ein alter Herr, in dem ich ſogleich den Bruder Ihres Vaters erkannte. Ich entſchuldigte mein unvermitteltes und durch kein Geſchäft motivirtes Eintreten und machte dagegen geltend, daß ich ſeine Verwandten in Wien genau kenne und das Glück habe, ihnen befreundet zu ſeyn, worüber er in lebhafte Freude gerieth. Er gleicht Ihrem Vater außerordentlich. Dieſelbe Haltung des nur etwas längeren Leibes, dieſelben Haare, Geſichtszüge und Mienenſpiel; ja, mir ſchien, als fehlten ihm auch gerade dieſelben Zähne. Meine guten Nachrichten über Euch Alle erregten ihm große Freude; doch hielt er dabei einen ſchmalen Papierſtreifen in die Höhe und ſagte mit wehmüthigem Kopfſchütteln: „Sehen Sie, größer iſt das Format der ſeltenen Briefe nie, die mir mein lieber Bruder aus Wien ſchreibt, und doch möchte ich gerne ſo oft und ſo ausführlich wie möglich Nachrichten von ihm und den Seinigen haben!" Darauf rief er ſeine Schweſter herein. Eine alte, ſchon etwas gekrümmte Dame mit ſcharfgeſchnittenen Geſichtszügen und lebhaften Augen. Sie gab mir ſehr treuherzig die Hand, bat mich, ihrem Bruder einen herzlichen Gruß und zugleich Verweis zu bringen, daß weder er nach H. komme, noch bis jetzt eins ſeiner Kinder herausgeſchickt hätte. Der Poſthalter bat

mich um meine Adreſſe nach Baden und um die Gefälligkeit, eine Abbildung von H., die er mir dorthin ſenden wolle, an ſeinen Bruder nach Wien mitnehmen zu wollen. Ich ſchrieb ihm meine Badener Wohnung auf, und unter den freudigſten und herzlichſten Begrüßungen (nachdem mir des Poſthalters Tochter, ledige, F., vorgeſtellt worden war) verließ ich die guten Menſchen. Leider konnte ich nicht länger bleiben; ich war auf einer gemeinſamen Reiſe mit Dr. Fränkel nach Rippoldsau begriffen. Die beiden Alten, die von mir augenblicklich liebgewonnenen, gaben mir ihre Begleitung bis über die Straße, und die vortreffliche K-Schweſter hängte ſich ganz traulich in meinen ihr gebotenen Arm. Sie ſagte mir auch, wie gerne ſie, wenn es nur um einen Tag ſpäter wäre, mit mir nach Rippoldsau fahren möchte, um nur länger mit mir über Euch Alle ſprechen zu können.

Der Schwarzwald iſt überaus herrlich. Durch die wechſelnden Krümmungen der Thäler macht auch die Schönheit immer neue Wendungen, ſo daß man in einem ununterbrochenen Strom von herrlichen Waldſcenen dahinfährt. Alle meine Leiden ſind geheilt und meine Kräfte wie neugeboren. Morgen reiſe ich nach Heidelberg, wo ich einen Brief von Ihnen zu finden hoffe. Ihren nächſten Brief erbitt' ich mir nach Stuttgart p. r. Zum 13. Auguſt komme ich nach Wien und eigentlich nach Lainz. Doch werde ich dieſen Herbſt aus mehreren, zum Theil ſehr gewichtigen Gründen, wohl noch einmal herausreiſen müſſen. Die Albigenſer ſind noch nicht angefangen. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Auerbach fährt fort:

„Nun ward die Reiſe nach Frankfurt beſchloſſen; ich ſollte mit als „Geſpiele" des Bräutigams. Meine Zeit war noch von der Herausgabe des Gevattersmanns und der Anordnung des deutſchen Familienbuches ſtreng in Anſpruch genommen, ich reiste daher voraus nach Karlsruhe, wollte ſehen, ob ich abkommen könne, und Lenau ſollte mich am Bahnhof erwarten. Als ich ihm nun dort ſagte, daß es mir unmöglich ſey, mitzureiſen, da rannen ihm die Thränen unaufhaltſam die Wangen herunter und er klagte ſchwer, daß er nun ohne Bruder und Genoſſen ſo ganz allein den bedeutſamſten Weg ſeines Lebens ziehe.

In Frankfurt traf Lenau Moritz von Schwind, Felix Mendelsſohn und unſern gemeinſchaftlichen Freund, Ferdinand Hiller. Er war mit dieſem in dem nahen Bade Soden und noch bei ſeiner Rückkunft erzählte er, wie ihn Hillers Compoſition ſeiner „drei Zigeuner," die er dort ſingen hörte, ungemein erfreute, und von Hillers Klavierſpiel angeregt, ſchrieb er ihm in ſein Album folgende Zeilen.

Als Hiller mir ſpielte:

Wenn ſeine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo iſt die Sonne für den Klang,
Dieß Meer ausſtrömend von Geſang?

Frankfurt, 20. Juli 1844. Nicolaus Lenau.

Dieß iſt wohl das letzte Gedicht, das er in ſeinen lichten Tagen geſchrieben, es gibt Zeugniß ſeiner Kraft, die ihn für den myſtiſchen Trieb nach dem Unergründlichen, dem Urquell von Ton und Wort, ſo mächtigen Ausdruck gewinnen ließ. Sollte die Antwort vielleicht in Begriff und Wort: „Sphärenmuſik" liegen, wodurch man den leuchtenden, rhythmiſch rollenden Weltkörpern ein Tönen zutheilt?... Auch in Frankfurt war er, wie mir erzählt wurde, oftmals ſeltſam weichmüthig und zu Thränen geneigt. Dort ſagte er einmal zu Schwind ohne Begründung und Erklärung das ſchreckliche Wort: „Das Licht geht aus!" Daſſelbe Wort wiederholte er mir einmal in Baden, als er am hellen Mittag, gebückt, die Hände zwiſchen die Kniee geklemmt, auf dem Sopha ſaß. Ich erſchrak darüber, wußte nicht, was er wollte und ſchalt ihn über ſolche ſeltſame Rede; er ging davon ab und ſagte: „Es iſt nichts, vergiß es."

Still und in ſich gekehrt war er nach Baden zurückgekommen, nur wenn er von ſeiner Braut ſprach, war Alles in ihm ein voller, hoher Accord der ſeligſten Freude. Und doch iſt es ſo ſchwer, bei einem Manne wie beſonders Lenau, der getragen und gehegt war von hingebender Anerkenntniß *gewohnter* Kreiſe, ſich nun in *neuem* Kreiſe in ſeinem Weſen vielfach documentiren zu müſſen und ſich ausdrücklich kennen lernen zu laſſen.

Lenau hielt den Plan feſt, ſich in Heidelberg anzuſiedeln, und da ihn die Exiſtenzfrage auch vielfach beſchäftigte, gedachte er, ſeine Abneigung

gegen Staatsdienſt überwindend, als Docent der Philoſophie aufzutreten. Auf den Einwand, daß das, was er hierin leiſten könne, wohl auch Andere vermöchten, daß aber, was ihm zunächſt als ausſchließlicher Beruf gegeben ſey, auch ſeine Pflicht bleibe, ging er wiederum willig ein und ſprach viel von dem Plane zu einem großartigen Oratorium, den er mit Felix Mendelsſohn verabredet hätte; er wollte darin, über die bibliſchen Stoffe hinausgehend, ein Neues ſchaffen; ſein Studium der Gnoſtiker ſollte ihm dabei unverloren ſeyn. Da er ſelber nichts Näheres darüber bezeichnete, und vielleicht auch noch nicht entſchieden darin war, blieb es bei dieſen allgemeinen Andeutungen. Ueberhaupt rang er offenbar mit der Geſtaltung dieſes neuen Lebens, das ihm ſo ſpät geworden, da es der jugendlichen Biegſamkeit und Flügſamkeit ermangeln will und ein volles reiches Daſeyn des Thuns, Denkens und Empfindens nicht mit hinüber genommen werden durfte in das neue Leben. Die Skepſis, die fort und fort ſich erneuert, iſt zugleich Urſache und Wirkung des Vereinſamens, ſie hat nothwendig ihre Grenze und mindeſtens ihren theilweiſen Abſchluß, ſobald ein poſitives Verhältniß feſt gegründet iſt, das dem ſubjectiven Belieben, dem waghalſigen Hinausſteuern ins Uferloſe Schranken ſetzt, indem noch ein anderes damit gefährdet iſt.

Vor der Reiſe nach Wien bangte Lenau, er wollte, daß ich an ſeiner Stelle dahin gehen könnte; ich erbot mich dazu, da ich in wenigen Wochen der buchhändleriſchen Verpflichtungen entledigt war und ich ihm ſo gerne einen Erſatz für das verſagte Geleite nach Frankfurt gegeben hätte. Bald ſagte er aber wieder, daß dieſe Dinge in Wien nur er und Niemand anders erledigen könne.

Hiezu mag in Bezug des Verhältniſſes zwiſchen Lenau und Mendelsſohn Folgendes bemerkt werden. Ein Freund Lenau's zu Wien, der Tonſetzer, Tonmeiſter und Tonlehrer Joſeph Fiſchhof, welcher mit ihm im Jahre 1819 in die Philoſophie getreten und ſpäter auch wieder in den mediciniſchen Vorleſungen mit ihm zuſammengetroffen war, lernte im Jahre 1828 mit ihm Engliſch von deren gemeinſchaftlichem Freunde Witthauer. Die Vorleſungen waren immer bei Fiſchhof im Trattnerhof. Nach der Stunde blieben die Freunde noch oft beiſammen, wo ſodann Fiſchhof

gewöhnlich ſich ans Klavier ſetzte, um [illegible] von Beethoven vorzuſpielen. Lenau liebte die Nachtſeite der Muſik und nur mit Mühe und vielem Vorſpielen erzwang von ihm daher Fiſchhof die Anerkennung Mendelsſohns. Lenaus Achtung für Mendelsſohn ſteigerte ſich aber in der Folge ſo, daß er ſogar einen Oratoriumtext für ihn dem beiderſeitigen Freunde Fiſchhof verſprach. Lenau meinte, das göttliche Princip ſey durch Händels Meſſias unübertrefflich betont; der gefallene Engel, der Dämon, müßte denn auch ins Oratorium hineingezogen werden, und in genialen beredten Grundriſſen, wobei ſein Auge wunderbar flammte, entrollte er die ganze Structur des Gedichtes. Schade, daß Unglück und Tod das gemeinſchaftliche Werk zweier ſo großer Meiſter, deſſen künftige Ausführung dieſelben noch bei ihrem letzten Zuſammenſeyn ſo lebhaft beſchäftigte, für immer feindlich verhinderten!

Profeſſor Fiſchhof bringt noch bei, daß Lenau die Compoſitionen ſeiner eignen Lieder von Fräulein Joſephine Lang in München, ſpäterhin Profeſſorin Köſtlin in Tübingen, einer genialen Componiſtin, als beſonders ſeine Intentionen treffend, bezeichnete; dann auch, daß Lenau, trotz ſeiner Vorliebe für die melancholiſche Richtung in der Muſik, dennoch einen Widerwillen gegen die ſogenannte „nervöſe" Kunſt hegte.

Die vier Zeilen an Hiller waren mit der abweichenden Ueberſchrift „Sonne" und mit der Veränderung in der letzten: „Ein Meer" ſtatt „Dieß Meer" unter Lenau's Papieren vorhanden und wurden in den Nachlaß eingeſchaltet. Lenau's letztes Gedicht iſt dieß jedoch nicht, denn abgeſehen davon, daß er noch im Auguſt und September 1844 zu Wien, ja auch ſogar zu Stuttgart noch am Don Juan fortdichtete und ihn abſchloß, ſo ſind aus dem September auch noch zwei herrliche kleinere Gedichte vorhanden, worauf ſpäterhin umſtändlich die Rede kommen wird.

Niembſch an Sophie.

Baden-Baden, 27. Juli 1844.

Unterdeſſen bin ich in Frankfurt geweſen. Von meinem dortigen Leben werd' ich Ihnen mündlich erzählen, wenn ich nach Lainz komme, was bis zum 13. Auguſt unfehlbar geſchehen wird.

Der Tod Alexanders hat mich sehr betrübt. Er war mir wie kaum ein zweiter von meinen Freunden in großer Liebe ergeben. Eben ging ich eines Abends nach Lichtenthal hinüber, als mich unterwegs ein alter Bekannter aus Stuttgart antrat und sagte: „Diese Nacht starb Alexander in Wildbad.“ Das Schicksal scheint unter meinen Freunden aufräumen zu wollen, damit ich im Alter recht wie ein Hund verlassen und vergessen umkomme. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Nun geschah die zweite Reise nach Frankfurt und zwar zur Verlobung. Niembsch war vor Allem sehr darum zu thun, einen Vermögensstamm sich zu bilden, woran er und die künftigen Seinigen mit Beruhigung sich zu lehnen vermöchten. Er konnte zwar in Folge der schon vollendeten Auflagen seiner Gedichte und des Savonarola, dann der noch bevorstehenden der Albigenser über mehr als 4000 fl. rheinisch verfügen; die genügten ihm aber nicht zu einer Grundfeste für einen häuslichen Herd, wie solchen ein so gefeierter Dichter zu wünschen berechtiget war. Wenn er auch wohl noch die Hoffnung hegte, daß auch von Seite seiner Braut ein ansehnlicher Beitrag zur Errichtung ihrer gemeinschaftlichen Wirthschaft würde geleistet werden können, so glaubte er sich die nöthige Stütze doch nur allein durch völligen Verkauf aller seiner bisher erschienenen, gleichwie auch der noch künftig anzuhoffenden Werke verschaffen zu können. Zu diesem Ende reiste er von Baden vorerst nach Stuttgart, und da er Freiherrn v. Cotta dort nicht traf, zu ihm auf dessen Besitzung Dotternhausen. Cotta ging bei der Wichtigkeit des Geschäftes nur auf das heftige Andringen von Niembsch in die augenblickliche Abschließung ein, wobei es diesem gänzlich überlassen ward, die Bedingungen selbst zu stellen. Als solche wurden im Wesentlichen festgesetzt: „Herr v. Niembsch überläßt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das immerwährende und ausschließliche Verlagsrecht seiner sämmtlichen Schriften, der schon vorhandenen sowohl als der noch zu erwartenden, für welches Verlagsrecht er 20,000 fl. im Vierundzwanzigguldenfuße erhält. Außerdem sind dem Herrn Verfasser für jeden Band der erst zu erwartenden Schriften ein für allemal 2500 fl. zu entrichten. Die Auszahlung aber des Hauptehrensoldes von 20,000 fl. erfolgt innerhalb fünf Jahren von Ostern 1845 anfangend

in je zwei Jahreszielern zu Oſtern und Michael.“ — Dieſer höchſt beſchleunigte Vertrag wurde von Niembſch mehr aufgedrungen als eingegangen zu Dotternhauſen am 30. Juli 1844. Niembſch eilte damit, ganz ſelig darob, nach Frankfurt.

Es handelt ſich nun darum, über dieſen zweiten Aufenthalt in Frankfurt, bei der beſcheidenen Verſchloſſenheit der Hauptquellen, jenes Wenige vorzuführen, was ſich gleichwohl darüber darbot.

Von einem Ungenannten ſteht im „Lloyd“ vom Sonnabend Morgens den 7. Sept. 1850 S. 263

Eine Erinnerung an Lenau.

Weiter ſoll ſich nicht ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als ſich blühend in der Hand
Läßt die Roſe tragen.

Schöne, ächt poetiſche Worte eines vor Kurzem Dahingeſchiedenen. Ob er ſie auch ſelbſt beherzigt haben mag?

Es war vor mehreren Jahren zu jener Zeit, wo Nikolaus Lenau ſeinen Brautlauf hielt, der ſo tragiſch enden ſollte, als ich mich an einem Tiſche mit ihm befand, und zwar im elterlichen Hauſe jener edlen Frau, über deren Beziehung zu Lenau deſſen Schweſtermann in den bekannten biographiſchen Umriſſen (im Album öſterreichiſcher Dichter, Wien bei Pfautſch 1850) nur wenige andeutende Worte wagt. In jenem Hauſe war bei der überraſchenden Höhe der Bildung, auf welcher auch der weibliche Theil der Familie ſich bewegte, ſelbſt das Anſchlagen ſolcher Geſpräche geſtattet, welche ihres abſtracten Stoffes halber ſonſt nur in männlichen Cirkeln abgewickelt werden. So entſpann ſich bald nach Beginn des Mahles ein Geſpräch über Hegel und ſeine Philoſophemen. So oft, oder beſſer ſo ſelten gebildete Wiener auf dieſe Berliner Celebrität zu ſprechen kommen, fehlt nie das petit mot pour rire; ſie können ſich einmal mit dieſem Prototyp der Abſtraction nicht befreunden, daher auch wenige Geduld und Luſt gehabt haben dürften, über die erſten Seiten ſeiner Schriften hinauszugelangen. Hier war es ſpeciell die Hegel'ſche Definition der Gottheit, welche beſprochen wurde, und zwar in Gegenwart mancher

unſchuldig gläubigen Gemüther. Ich entſinne mich nur, daß Lenau, wie es ſein Brauch war, nach längerer ſcheinbarer Unaufmerkſamkeit plötzlich in ein eigenthümliches Schmunzeln ausbrach und ausrief: „Deus est id (ich ſage ausdrücklich id, nicht is) quod nemo scit, nisi forte Deus ipse sciat.“ Dieſe je nach dem Tone, mit dem man ſie lieſt, entweder ſarkaſtiſchen oder gläubigen Worte hatten in Lenau's Munde faſt einen ſchmerzlichen Ausdruck, der es bewies, wie oft und fruchtlos ſein großer Geiſt über das erhabenſte Räthſel des Daſeyns nachgedacht haben mag.

Durch eine Wendung, die unſchwer zu errathen iſt, gerieth man auf das Kapitel der confeſſionellen Unterſchiede, und ſomit auf die Judenemancipation, eine damals wie jetzt ſo vielfach ventilirte Frage. Ueber die Zuläſſigkeit derſelben in unſerem Zeitalter hatte Lenau ſeine eigenthümlichen Anſichten. Wenn mein Gedächtniß den Geiſt ſeiner Worte richtig aufgefaßt hat, ſo mochten ſie ungefähr folgendermaßen lauten: „Die Judenemancipation darf nicht die Aufgabe des Augenblicks ſeyn, weil ſie eine Frage von ebenſo großer politiſcher, als religiöſer Bedeutung iſt. Das Judenthum iſt der Glaube einer compacten, ſeit vielen Jahrhunderten unvermiſchten Nationalität; der Chriſt kann Mahomedaner, Feueranbeter, ja Fetiſchiſt werden, aber nicht Jude, weil er nicht vom Geſchlechte Abrahams iſt. Nicht zu läugnen iſt, daß der Moſaismus Gebräuche und Anſichten anerkennt, welche dem Geiſte der chriſtlich-ſtaatlichen Geſellſchaft widerſtreben. Das Höchſte, was man alſo in der Gegenwart vom Juden verlangen könnte, wäre ein Ablegen dieſer Gebräuche, als Entgelt für die neuen Rechte, die ihm jene Geſellſchaft gewähren würde. Eine unbillige Forderung iſt es aber, nebſtbei zu verlangen, daß er ſich taufen laſſen ſollte. Mit anderen Worten, man verlange von ihm Austreten aus der alten Genoſſenſchaft, ohne ihm die beſtimmte neue vorzuſchreiben, in die er einzutreten hat.“

Nach Tiſche ſetzte ſich Lenau in ein anſtoßendes Zimmer zum Kaffeetrinken in einen Lehnſtuhl, und zündete die geliebte Cigarre an. Sie war erſt halb geraucht, als ſie im Eifer des Geſprächs verlöſchte. Nach einigen Minuten verſuchte er es, ſie von Neuem in Gluth zu verſetzen, und empfing demnächſt jenen wenig angenehmen Eindruck, welchen immer eine

wieder angezündete Cigarre machen wird. Unwillig warf er sie von sich und sagte:

„Des Lebens Traum ist einmal nur zu träumen,
Zerbrech'nes niemals wieder ganz zu leimen!"

Ein unreiner Reim, dafür aber vielleicht ein Impromptu, vielleicht auch nur eine Reminiscenz; für den ersten Fall entreiße ich diese Zeilen der Vergessenheit.

Hiemit sind meine Reminiscenzen an jenen Tag zu Ende. Warum ich so Unbedeutendes hier niederlege? Als Antwort diene eine arabische Mythe:

„Als Salomo den Tempel baute, brachte eine Ameise einen Strohhalm zu dessen Bau herangeschleppt, und Salomo nickte dankend."

Wenn der geachtete Erzähler bei Anhörung jener Verse gewußt hätte, daß Lenau dieselben bereits am 17. Februar 1832 zu Heidelberg an seinen Freund Klemm in Paris, der ihm zugeredet, die edle Lotte in Stuttgart zu heirathen, zurückweisend geschrieben; so würde für ihn wohl die Wiederholung dieser Worte just zur Zeit der Verlobung Lenau's mit Marie eine ernste, tiefe, schier schauerliche Bedeutung erlangt haben. Lenau war eben auch hier wiederum Prophet.

Lenaus Freund, Karl Evers, theilte mir nach Lenau's Tod bei wiederholter Rücksprache, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht irre leitet, folgendes mit:

„Evers war mit seiner Gattin in Frankfurt am Main zur Zeit der Brautfahrt Lenau's. Evers erblickte von seinem Fenster aus Lenau auf einer Umfahrt. Dieser sah dermaßen freudestrahlend aus, daß solches als etwas ganz Ungewöhnliches Evers auffiel und zwar so, daß ihn darob sogar Besorgniß anwandelte. Späterhin sprachen sich die Freunde, wobei der Bräutigam seinen vollen Himmel aufschloß, und zuletzt auch im Rückblick auf die unabweislichen Bedürfnisse der Erde durch eine bekannte Bewegung des Daumens dem theilnahmsvoll Horchenden noch stillschweigend andeutete, daß es auch damit seine guten Wege habe. Evers erzählte darnach hievon seiner Gattin. Diese, als eine Einheimische vertrauter mit

den Verhältniſſen der Frankfurter, beſorgte, daß Lenau hierin wohl in einen Irrthum verfallen wäre. Vielleicht — äußerte Evers zu mir — hatte derſelbe gedacht, der Stand eines Bürgermeiſters einer ſo reichen großen und ſouverainen Stadt ſetze an und für ſich ſchon — wenn nicht Reichthum, ſo doch bedeutende Wohlhabenheit voraus, wie dieß auch wirklich in Hamburg (Evers Geburtsſtadt) der Fall iſt, wo man den Bürgermeiſter auf Lebenszeit nur aus den erſten Häuſern wählt, während man in Frankfurt, wo alljährlich gekürt wird, mehr auf Geſchäftstüchtigkeit, und daher auch öfter auf eben nicht vermögliche Rechtsanwalte Bedacht nimmt. Auch mochte die Erſcheinung des beſcheidenen und edlen Mädchens zu Baden-Baden an der Seite der allerdings reichen Tante hiedurch einen unwillkürlich irre leitenden Nebenſchimmer erhalten haben. Vielleicht wurde Lenau auch noch durch andere, nicht genügend Unterrichtete in der vorgefaßten Meinung von der Wohlhabenheit der Erkornen in gutem Glauben beſtärkt. Eine Eröffnung der Brautmutter (der Vater war bereits geſtorben), welche einer unter gewöhnlichen Umſtänden ſehr genügenden, unter den obwaltenden aber keineswegs entſprechenden Mitgift erwähnte, entſtürzte Lenau zu einer Zeit, wo an einen Rücktritt nicht mehr zu denken war, ſeiner beruhigenden Hoffnung auf eine vollkommen geſicherte Zukunft aller einſt ihm Angehörigen. Welch ein peinliches Erwachen für einen ſchwermüthigen Dichter, der ſich immer mit Ekel dem gemeinen Treiben abgewendet, und einem höheren Leben zugekehrt war! Der Pegaſus ſollte vor den Pflug! — Lenau war auch daher, als ihn Evers wiederſah, ſehr herabgeſtimmt. Hiezu mochte auch noch ein anderes Ereigniß beigetragen haben. Einer von den neuen Verwandten oder Bekannten hatte Lenau gefragt: „was er denn eigentlich für eine Art Dichter wäre? Ob ein Theater- oder Romanſchreiber, oder was wohl ſonſt derlei? — Man kann ſich leicht den widrigen Eindruck denken, den eine ſolche etwas derſtige und naive, vielleicht auch halb erbarmenvolle Frage unter übrigens ſo feiner und hochgebildeter Geſellſchaft auf den berühmten Dichter machen mußte.'

Alſo beiläufig Evers. — Ich ſelber füge bei: Daß es einem ſo ſelbſtſtändigen und gerecht ſtolzen Manne wie Niembſch nie einfallen konnte,

wie das so vorkommt) nur nach Gelde zu freien — würde ſich auch dann noch von ſelbſt verſtehen, wenn wir auch ſeine Geſinnungen dießfalls nicht ſchon bei anderer Gelegenheit — Karolinen gegenüber zeuge Brief vom 22. Auguſt 1839 — beſtimmt und verläßlich kennen gelernt hätten. Ein Mann, den ein anzuhoffender Vermögenszuwachs von 50,000 fl. nicht reizt, den kann überhaupt kein Vermögen ködern. Andererſeits konnte er aber auch, da er ſelbſt nicht reich genug war, und bei ſeiner hervorragenden Stellung in der Welt vereblicht doch wenigſtens ein ſogenanntes „kleines Haus“ hätte führen müſſen, keine andere als eine ihm ziemlich gleich Bemittelte zur Gattin wählen. Weil nun dieſe von ihm für begründet gehaltene Vorausſetzung hier ſich nicht erfüllte, ſo warf ihn der verfinſterte Blick in die Zukunft, und wohl auch in Rückerinnerung an das Jahr 1839 die Furcht vor Wien, die ſchon aus ſeiner ungewöhnlichen ſcheuen Schweigſamkeit herauslauſcht, inmitten alles Glückes, das ihm aus der unverhehlten und reinen Liebe einer edlen, ſittigen, ſtillen und wahrhaft deutſchen Jungfrau erblühte, gleichwohl oft plötzlich in jene, von Auerbach gemeldete, ſeltſam weichmüthige, zu Thränen geneigte Stimmung, ja ſogar augenblicklich in ſo troſtloſe Schwermuth, daß er mit biebiſcher Verſunkenheit unbewußt ausrufen mußte: „Das Licht geht aus!“ — Verräth dieß denn nicht bereits begonnenen Wahnſinn?

Niembſch an Emilie.

Frankfurt, 5. Auguſt 1844.

Ueber mein ganzes Leben iſt ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn dießſeits nicht mehr zu gewinnen hoffte . . .

Niembſch an Freiherrn Georg von Cotta in Botternhauſen.

Stuttgart, den 8. Auguſt 1844.

Hochwohlgeborener! Hochverehrteſter Herr und Freund!

Mit freudig und dankbar bewegtem Herzen mache ich Ihnen hier die Anzeige, daß Fräulein Marie — meine erklärte Braut iſt.

Nachdem ich in Frankfurt einige unſäglich glückliche Tage erlebt, in

welchen ich eine wahre Wiederverjüngung meines Herzens und meines Lebensmuthes feierte, nachdem ich dort in festlicher Versammlung der Verwandten Glückwünsche und den Strauß des Bräutigams empfangen, und am folgenden Tag mit meiner geliebten Braut einen Spaziergang Arm in Arm durch Stadt und Promenade gethan hatte, fuhr ich vorgestern Abends 9 Uhr unter starkem Gewitter von der geliebten Stadt nach Stuttgart ab. — Die glorieſeſten Blitze, die ich je geſehn, durchflammten die Schwärze des Gewölks und das Wetter hallte, als wollte mir der Himmel ein donnerndes Bravo! zurufen. Groß, theurer, innigſtverehrter Freund, iſt Ihr Antheil an der Begründung meines Glückes, groß und nie verjährend Ihr Anrecht auf meinen wärmſten tiefſten Dank.

Leben Sie wohl und herzlich vergnügt auf Ihrem Landſitze, bis wir uns wiederſehen. Morgen reiſe ich nach Wien und bald zurück nach Frankfurt und in den Himmel.

Ich bitte meine angelegentlichſten Empfehlungen an Ihre Damen zu bringen. Euer Hochwohlgeboren innigſtergebener Niembſch-Lenau.

Seine Fahrt nach Wien war eine ſehr traurige. Seinen Geburtstag, den er in Linz begehen hatte wollen, brachte er noch einſam auf der Reiſe zu, und er weinte viel und bitterlich. Am 14. Auguſt 1844 trat er endlich in Linz bei ſeiner Freundin Sophie ein. Sie frug ihn ſogleich: „Niembſch, iſt es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?“ — „Ja!“ — ſprach er — doch wenn Sie's wünſchen, verheirathe ich mich nicht; ich erſchieße mich dann aber auch.“ —

Erſt mehrere Tage darnach kam Niembſch zu uns nach Weidling, wo auch ich mich juſt befand. Er ſchien höchſt glücklich und war es wohl oftmals auch für den Augenblick. So funkelnde Freudigkeit war an dem düſteren Niembſch befremdend, und darum verdächtig bezüglich ihrer Dauer, wie allzu lebend Feuer, das da zwar hell leuchtet, aber auch ſchnell ſich verzehrt. Es blickte manchmal durch, als wäre die Luſt etwas gewaltſam erzwungen. Er erzählte mit höchſter Liebe und Begeiſterung von ſeiner Braut und nannte ſie zumal eine wahrhaft deutſche Jungfrau. Die Verſchiedenheit der Glaubensbekenntniſſe — Niembſch: katholiſch, Marie: evangeliſch — war inſoferne unerfreulich, als gerade damals in Deutſchland

viel Geſchrei über die Miſchehen, und in Oeſterreich deren Schließung mit frühe unbekannten Schwierigkeiten verbunden war.

Niembſch ſchien im äußerſten Falle entſchloſſen, jedes Hinderniß durch Uebertritt zu heben. Dieß rieth ich aber durchaus ab, ſchien auch, als nicht unumgänglich nothwendig, von Anderem und Wichtigerem zu ge geſchweigen. Auf meine Frage bezüglich des Vermögens der Braut, deren ganzes Gewicht für ihn wir kannten, überſprang er kurz die Gegenwart und entwich in fernere unverbürgte Zukunft. Das war höchſt bedenklich. Er erzählte mir dann von ſeinem Schriftenverkauf. — Ich ſchwieg darauf bedeutſam. Nicht nur erſchien mir ſogleich auf den erſten Blick in Anbetracht der ſo häufigen Auflagen der Werke Lenaus und ſeines noch unvergerückten Alters, das ihm nach dem Beiſpiele ſeines Groß- und Urgroßvaters noch ein langes Verweilen hienieden verhieß, wornach dann erſt noch das dreißigjährige Eigenthumsrecht auch nach dem Tode in Wirkſamkeit träte, — der Ablöſungsbetrag nicht angemeſſen genug, zumal als ich gar hörte, daß deſſen Auszahlung ſo langſam erſt erfolgen ſollte, und im Vertrage von Verzinſung nichts beſtimmt worden war, was jenen gar bedeutend einſchrumpfen machte; — ſondern ich hielt auch — ich verhehlte es ihm ſpäter nicht — eine ſolche gänzliche Entäußerung ſeiner ſelbſt für nicht ganz ehrenvoll; er würde ſich gleichſam ſelber dadurch zum Feinde, und jede künftige neue Auflage, ſo erfreulich einerſeits, wäre doch zugleich wie ein Dolchſtich in ſein Herz. Nur ſo lange er ſchreiben konnte, hätte er fürder etwas; und gerade im Alter, wann er es am nöthigſten brauchte, fänden er und die Seinigen aller Stütze bar. — Doch ich ſchwieg damals bedeutſam; ich wollte ihm ſeine Freude darob nicht zu jäh vergällen.

Wir machten Alle einen Luſtgang das ſchöne Wieſenthälchen hinan, der „Rothgraben“ genannt; es hieße nun beſſer: „Lenauthal.“ Hundert Schritte nur von unſerem Häuschen liegt der wunderhübſche Friedhof hinter einem Laubgange hoher ſchattiger wilder Kaſtanienbäume. Im Vorübergehen am Friedhof durchs Gitterthor auf die Gräber darin voll grünem Raſen blickend, wobei er, auf von Hammer-Purgſtalls Denkmal aufmerkſam gemacht, gerade auf den Platz hinſah, worunter er itzo ſelbſt ſchläft, ſprach er traulich heiter zu ſeiner Schweſter Thereſe: „Gelt, Tertſchi, da liegt ſich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinſt ſtill

nebeneinander liegen!“ — Damit hatte der Prophet ſich ſelbſt ſeine Ruheſtätte bezeichnet.

Weiter hinauf im Thal, unſerem Grundſtücke „die Hacke“ beinahe gegenüber, lagerten wir uns jenſeits des Murmelbachs auf einem umwaldeten Wieſenplätzchen für kurze Zeit ins Gras. Da erzählte er uns mit lebhaftem Vergnügen von der feſtlichen Aufnahme, die ihm auf Cotta's Gute geworden, von grünen Prunkbögen daſelbſt und von einem ſchönen Kranze, durch des Freundes Tochter ihm aufgeſetzt. Der Kranz war längſt verdorrt, doch nicht ſeine Freude darüber. Dieß war das letztemal, daß Thereſe ihren Bruder geſund ſah. Er kam nicht lebend mehr nach Weidling, nur todt, um es dann nie mehr zu verlaſſen. So hatte die Todtenkerze denn doch recht. (S. den Brief vom 21. Auguſt 1843).

Ich beſuchte Niembſch einmal in Lainz, allwo er bei ſeinem Freunde Max wohnte, wobei er auch mir einen Stechpalmenſtock mit ausgeſchnittem lachenden Judenkopfe ſchenkte, wie er es Auerbach zu Baden-Baden gethan. Auch Max erhielt einen ähnlichen. — Der Freude Flügel hingen ihm dazumal ſchon ſehr ſchlaff; er war oft fürchterlich herabgedrückt. Er beſchwerte ſich über Schlafloſigkeit und ſo häufigen Schweiß, daß er mitunter in der Nacht das Hemd wechſeln mußte, und über eine ſolche Erſchöpfung ſeiner Kraft, daß er, der einſt ſo rüſtige „Traunſteinläufer“ (ſ. Brief vom 9. Juli 1831), nur mit äußerſter Anſtrengung ſich auf den mäßig hohen Berg bei Hainbach, die „Sophienalpe“ genannt, emporzuſchleppen vermochte. Auch mußte er oft, zumal bei Nacht, unwillkürlich auf das Heftigſte weinen. Was den Freunden insbeſondere bedenklich auffiel, war der oft plötzliche ganz unerklärliche Uebergang von übermäßiger Freude zu tiefer Trauer. Auch ward er wider alle ſonſtige Gewohnheit gegen die beſten Freunde manchmal jählings rauh. Die Meiſten beſorgten für ihn wohl eine nahe, vielleicht bedeutende Krankheit und keine beſonders heitere Zukunft; doch Keinem fiel es zu ahnen ein, was dieſe wirklich bringen ſollte.

Frankl erzählt S. 107 einen Gang mit ihm von Wien nach Lainz:

„Wir ſaßen nach Tiſche allein im ſilbernen Kaffeehauſe; er forderte mich auf, ihn nach Lainz zu begleiten. Auf dem nahen Mehlmarkte waren

Omnibusse aufgestellt. „Wir wollen lieber allein in einem Wagen fahren. Mich freut es nicht mit so Vielen zusammen. Es ist doch ein schöner Genuß, mit vier prächtigen Hengsten vorgespannt, durchs Leben fahren zu können.“ Nun fing er mit einem Fiaker zu unterhandeln an, ob er nicht von seinem Collegen ein paar Pferde borgen und zu den seinen spannen wolle? Der Fiaker meinte: „Euer Gnaden, da fangeten ja d'Schusterbuben a Rebellion an!“ „Er hat recht!“ sagte Niembsch und zog mich herzlich lachend fort; „aber im Omnibus fahre ich nicht. Man muß dem Volke zeigen, daß man lieber zu Fuße allein geht.“

Man würde sehr irren, wenn man diese Aeußerung für eine aristokratische Volksgeringschätzung halten wollte; es war nur ein vornehmes Wesen in ihm, das sich gerne von den Sorgen der Alltäglichkeit fern hielt und nicht der Gemeinheit verfallen mochte.

Ich erinnere mich unserer Gespräche nicht mehr, die wir während einer zweistündigen Fußwanderung führten; nur eine Aeußerung weiß ich bestimmt, daß er über schlaflose Nächte klagte, und wie er den wenigen Schlaf, den er genösse, mit reichlichem Schweiß büßen müße. „Das hat etwas zu bedeuten!“ schloß er seine Mittheilung.

Wir kamen vor einem Laden vorbei, wo Loose zu einem Herrschaftsgewinne angekündigt waren. „Wie wäre es denn, wenn wir ein Loos zusammen nähmen? Dann ging's vielleicht mit den vier Hengsten.“ „Benevenuto! Rogatus ludet!“ Wir kauften ein Loos; Niembsch nahm es zu sich, und schrieb mir sogleich im Laden eine Bestätigung. Als ich dagegen protestirte, meinte er lächelnd: „Man kann nicht wissen, wie Einen der Tod hinterschleicht.“

Diesem fügt Frankl auch noch bei:

„Durch die Augsburger Allgemeine Zeitung erfuhren alle Freunde Lenau's in Wien, er habe sich verlebt. Er, der, wenn vom Eheglücke die Rede war, zu sagen pflegte: „Das habe ich verpaßt!“ oder wohl auch, je nach wechselnder Stimmung: „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut,“ — er also verlebt! — Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohlwollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm sein Entschluß Glück bringen werde. Mancher sagte wohl gar: „Das ist ein verrückter Streich!“

Lenau kam nach Wien. Seine Stimmung war eine ungewohnt heitere, faſt luſtige. Es erſchien an dem ſonſt ſo ernſthaften Manne die Stimmung als eine überreizte."

Verſtehendem läßt ſich beifügen: Was Niembſch vom Fiaker verlangte, und vom Alleingehen ſagte, hätte er in geſunden Tagen gewiß weder verlangt noch geſagt.

Niembſch verweilte nur einen Monat zu Wien, oder eigentlich zu Hainz bei ſeinem Freunde Max im dortigen Schloß des Grafen von Tige. Er beſuchte mich öfter in meinem Amtszimmer zu Wien. Einmal übergab ich ihm da eine ſehr ausführliche und vielſeitige ſchriftliche Erörterung und ziffernweiſe Auseinanderſetzung: warum und in welchem Maße ich ſeinen neuen Verlagsvertrag als ungünſtig für ihn hielte, und ich deutete darin zugleich die Aenderungen an, die er auf freundlichem Wege noch im Vertrage zu erwirken bemüht ſeyn ſollte. Ich glaubte damit meine Pflicht als ſein älterer und bedächtlicherer Bruder zu thun. Oft ſchlägt's aber anders aus, als wir armen Blinden wähnen. Er nahm die Berechnung mit nach Stuttgart, wo er oft darüber gebrütet haben ſoll, und ſelbſt dann ſtundenlang gerechnet. So vermehrte ich noch ſeine Noth, anſtatt, wie ich gewünſcht, ſie ihm zu erleichtern. Er wußte auch zur Zeit ſeiner Abreiſe von Wien noch immer nicht recht, welches feſte Geſchäft er ergreifen und wohin er ſich bleibend wenden würde. Die Verwandten der Braut hätten es wohl am liebſten geſehen, wenn er ſich in Frankfurt anſiedelte, und auch er ſelbſt ſprach mitunter davon. Auerbach meldet, Niembſch hätte an Heidelberg gedacht. Ich widerrieth ihm jegliches Ausſcheiden aus Oeſterreich. Wie hätte er auch anderswo ſich in die Länge ſo behaglich und heimiſch fühlen können? Sagte er denn nicht einmal: „Ja, die Heimath! Das ſind Eindrücke, die ſich nie verwiſchen. So war mir's, wenn ich in die Wälder von Amerika kam, doch nie das gleiche Gefühl, es waren auch Eichen, aber es war doch fremd und kam mir ſo unächt vor. Selbſt wenn ich in Deutſchland reiſe und durch Wälder komme, iſt's doch wieder anders noch, als daheim."

Die meiſte Wahrſcheinlichkeit hatte noch immer Wien für ſich; denn er begann noch während ſeiner Anweſenheit daſelbſt Unterhandlungen wegen

Ankauf eines romantischen Hauses in den Felsen der Klause bei Mödling, das ein freiherrlicher Dichter, Rupertus, der uns schon bekannte v. Bayer, damals besaß.

Niembsch an Sophie zu Lainz.

Linz, den 17. September 1844.

Liebe Sophie!

O wie ärgert mich diese schlechte Wirthshaustinte, die mir Ihren lieben Namen so blaß hinschreibt! Ich muß eben nehmen, was ich habe, weil ich die erste Stunde meiner Rast zu meinem ersten Briefe an Sie benützen will. Auf der Reise bisher ist es mir mitunter seltsam ergangen. Der erste Tag gab gutes Wetter und die Reisegesellschaft hielt sich den größten Theil des Tages fast sämmtlich oben auf dem Verdecke, was mir die Kajüte zu einer einsamen, willkommenen Klause werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte auch ich auf dem Verdeck zu, und nie war mir eine Stromfahrt so bedeutsam und ergreifend erschienen wie diese. Wenn man von was recht Liebem geschieden ist, und um das Verlorne trauert, so ist es gut in einen Strom zu schauen, wo Alles wogt, rauscht und schwindet wie das Beste des Lebens. Diese Wehmuth hätte sich mir zu bitterer Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, daß ich ja selbst bald auch so verrauschen werde und vergehen. Als es aber Abend ward, ging ich hinab in die Kajüte und lag ganz mutterseelenallein und ungestört in jener Abendstimmung, die mich manchmal in Lainz überfallen.[1] Ich danke für die drei Sacktücher, die Sie mir auf die Reise mitgegeben! Ihre Worte in der letzten Stunde, liebe Sophie: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!" dringen mir schmerzlich und drohend nach, und seltsam fügte sich's, daß diese Worte am zweiten Tage meiner Reise sehr leicht hätten wahr werden können. Gestern nämlich mußte unser Schiff Nebels wegen einige Morgenstunden verlieren und hatte darüber die Zeit versäumt, in der es durch den Strudel passiren sollte. Zu spät kamen wir an das schöngelegene Oertlein Nikolai, was ein junger, russischer Graf während des Beiliegens schnell in seine

[1] Das heißt: weinend.

Reisemappe trug), und mußten dort anlegen und bleiben, bis die erwarteten stromab fahrenden Schiffe vorbeigezogen seyn würden. Ueber vier Stunden harrten wir, des armen Nikolai und aller seiner Schönheiten fast müde, ohne mehr als eines jener Schiffe zu erblicken. Da erklärte der Strandinspector um 1 Uhr Mittags, daß wir nunmehr fahren dürften. Zufälliger Weise hatte aber diesesmal der dazu aufgestellte Strandwächter in einem Weinrausche die Sperrfahne oberhalb des Strudels, das Signal für die thalabfahrenden Schiffe, stillzustehen und die Vorüberkunft des Dampfschiffes abzuwarten, nicht aufgesteckt, und wir fuhren dem Strudel zu. Als wir links um die Felsenecke bogen, wo der Strom eben so reißend als sein Bett enge wird, kamen uns zwei mit Granitsteinen schwerbelastete, aneinandergebundene Schiffe entgegen, die, das wehrende Zeichen an der bekannten Stelle nicht findend, kamm fünf in die Thalenge eingefahren waren. Unsere Steuerleute wurden beim Anblicke dieser Begegnung von Schreck ergriffen: „Jesus, Maria, kommt da ein Schiff daher!" Doch hielten sie rüstig und gewandt unser Schiff nach dem linken Ufer hin, während unsere Gegenfahrer, ebenfalls höchst besorgt, aus allen Kräften arbeiteten, um ihre Fahrzeuge dem rechten Ufer (wohin die Strömung ihren Abfall hatte), so nahe und uns so ferne wie möglich hinzusteuern. Die feierliche Stille des nahen Todes herrschte einige Augenblicke hüben und drüben, denn an einem Haare hing es, so wären wir zusammengestoßen und nach der Aussage unserer Aufführer[1] unrettbar Alles versunken. Kaum zwei Zoll von einander entfernt fuhren die verderblichen Wanderer sich vorüber.

Der Capitän, als die fatale Begegnung überstanden war, gratulirte uns zur glücklich abgelaufenen Gefahr. Die verlornen Fahrstunden ließen uns erst gegen 10 Uhr Abends in die Nähe von Linz gelangen. Die Nacht war sehr finster; plötzlich „scharrezte" (nach der Schifferſprache) das Schiff; wir fuhren auf. Wir saßen fest auf einer weitlichen Sandbank. Eine große Schaar reisender Schiffknechte, die sich an Bord befanden, wurden zu Hülfe genommen und man arbeitete von 10 Uhr Abends bis 7 Uhr früh, bis das Schiff wieder flott wurde.

[1] Eigentlich: Raufführer, von Kan, Kawe, navis, Schiff.

Ich legte mich Anfangs in der Kajüte hin und dachte über mein Schickſal nach, sans comparaison; doch um 12 Uhr wurde mir das Lärmen zu toll, ich ſtand auf und miſchte mich unter die Schiffsleute und machte durch zwei Stunden ihre Arbeiten mit, mit unglaublicher Anſtrengung und Ausdauer. Das Zerren am Schiffstau, um das Schiff zu lüften und zu ſchieben, auf Commando und taktmäßig verrichtet, iſt in der That eine enorme Anſtrengung. Von Zeit zu Zeit rief der Anführer ſein durchdringendes „Zarrt's an!“ Dann wurde immer mit verdoppelter Wuth gekeucht und gezerrt und das Schiff zitterte vom Aufſtampfen der eiſenbeſchlagenen gewaltigen Füße. Die Scene hatte in der finſtern und ſtürmiſchen Nacht, beleuchtet nur von der ſchlechten Schiffslaterne, etwas Großartiges. Mir war dieſe Diverſion ſehr wohlthätig, denn der Seele thut es wohl, wenn ſie einmal ihre Bewegung an den Leib abgeben kann. Nach zweiſtündiger Arbeit, wie ich ſie nie gethan hatte, und wie ich mich derſelben gar nicht fähig geglaubt hätte, legte ich mich nieder und ſchlief trotz dem fortgeſetzten ununterbrochenen Getös einen herrlichen Schlaf. Um 7 Uhr Morgens wurden wir endlich ſtett und fuhren nach Linz, wo ich im Gaſthof zum Erzherzog Karl einen Tag bleibe und ausruhe. Morgen Mittags um 1 Uhr reiſe ich mit dem Eilwagen nach Salzburg. Ich würde lieber über Regensburg reiſen, allein die Waſſerfahrt hat meiner Geige wehgethan, wie ich aus ihrer geſtörten Stimme wahrnehme; auch iſt das Holz ganz naß anzufühlen. — Geſtern bemerkte ich eine Frau auf dem Schiffe, die einzige, die mir bis jetzt vorgekommen, die Ihnen ähnlich ſieht, ähnlich an Geſicht und Geſtalt, auch im Alter. Ich hatte eine große Freude darüber. Begierig, auch ihre Stimme zu hören, ſprach ich ſie an, doch hier hörte die Aehnlichkeit auf, denn die Stimme iſt das Allerperſönlichſte. Sie iſt die Frau eines Kriegscommiſſärs und auf einer Reiſe nach Verona begriffen.

Die Aehnlichkeit der Frau mit Ihnen und daß ſie mir auf dem Schiffe begegnete, dünkte mir eine jener ſeltenen ſinnreichen Einrichtungen des Geſchicks, die uns im rechten Momente wahrhaft beglücken können; es war mir wie eine angenehm überraſchende Veranſtaltung unſichtbarer Mächte, daß mir das Licht Ihrer lieben Erſcheinung, theure Sophie, nicht plötzlich entſchwunden ſeyn, ſondern mich in einem ſchwachen

Nachglanze noch einmal freundlich begrüßen ſollte. Leben Sie wohl, bis wir uns wiederſehen. Wahren Sie Ihre Geſundheit. Grüßen Sie Max und Kinder. Gott ſegne Sie, wie Sie mein Herz ſegnet! Ihr Niemtſch.

Ueber den Aufenthalt von Niemtſch zu Salzburg empfing ich folgenden Brief.

J. L. Jokell, Koadjutor, an Anton Schurz.

Pfigaun, am 11. Januar 1851.

.... Es war an einem ſonnenhellen Mittage eines klaren, heiteren Sommertages, als ich von ungefähr in das offene Fenſter meines Zimmers trat, und unten an der Straße eines Fremden anſichtig wurde, in welchem ich augenblicklich Niemtſch erkannte. Mit einem Satze über die vier Stiegen hinunter, bei dem Hausthore hinaus und den in Gedanken Vertieften mit dem Rufe: „Herr von Niemtſch!“ zum Stehen bringen, war Eines. Der Angerufene ſchien von dem freundlichen Ueberfalle nicht im Mindeſten überraſcht; um ſo mehr ſchaute ich ganz verdutzt drein, als er meinen Gruß mit dem Gegengruße erwiederte: „Grüß Sie auch Gott, Herr von Swoboda!“ „Was fällt Ihnen ein? Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ Er ſchien ſich meiner nicht mehr zu erinnern. Jetzt nannte ich meinen Namen und ein Strahl freudiger Ueberraſchung überflog ſein verdüſtertes Geſicht, und licht und klar unterhielt er ſich einige Augenblicke im Geſpräche mit mir, ſeine aufrichtige Theilnahme freudig mir bezeigend, daß ich das unſtäte Leben aufgegeben und mich einem ernſten, feſten Berufe zugewandt, nachdem ich ihm mitgetheilt, daß ich das vor einem Decennium begonnene und dann unterbrochene Studium der Theologie wieder aufgenommen und in der Salzburger Diöceſe die Aufnahme gefunden hatte. Aber auf einmal, mitten im Geſpräche, wandte er ſich von mir ab, ſtarrte ſtier die früher erzbiſchöfliche, nun kaiſerliche Reſidenz an, vor der wir ſtanden, und ſagte finſter: „Das iſt ein düſteres Haus und das ganze Piaffennеſt iſt ſo finſter. Mir wird's unheimlich da.“ — Nun iſt Salzburg nichts weniger als intereſſant und kurzweilig, wenn der Himmel mit grauen Wolken umzogen iſt und der Regen aus den Wolken ſtrömt; allein, wenn über Salzburg die Sonne aus dem

tiefblauen Himmel in ihrem vollen Glanze strahlt, gibt es nach der übereinstimmenden Aussage aller Reisenden nicht leicht einen schönern Fleck Erde als Salzburg und seine Umgebung, und Niembsch hatte es gerade damals in diesem Punkte gut getroffen, denn es war das schönste Wetter. Auch hat die Residenz, ein Bau neuerer Zeit, kein düsteres Ansehen, und die Pfaffen laufen Einem in Salzburg auch nicht zu häufig, besonders um die Mittagszeit, im Wege herum. Es gibt in Salzburg verhältnißmäßig weniger Geistliche, als in anderen Metropolitensitzen. Deßhalb konnte ich mir jene plötzliche Wendung im Gespräche nicht leicht zusammenreimen, und kam es mir gleich noch weniger richtig vor, als Niembsch, die Unterredung ohne Weiteres abbrechend, sich zum Fortgehen anschickte. Ich begleitete ihn noch eine kleine Strecke und er gab mir das Versprechen, mich auf seiner Rückkehr zu besuchen und sich etwas länger bei mir aufzuhalten, nachdem wir noch übereingekommen, uns um 7 Uhr Abends desselbigen Tages in seiner Wohnung beim Mohren noch einmal zu sehen. Als ich mich aber um die bestimmte Stunde im Mohren einstellte, fand ich die angegebene Zimmerthüre verschlossen. Auf meine Frage: ob Herr von Niembsch ausgegangen? ward mir zur Antwort: er sey schon Nachmittags wieder weiter gereist. Davon nicht wenig überrascht, verfügte ich mich zu einem meiner Bekannten und einem Verehrer der Lenau'schen Muse, Herrn Professor Dr. Löwe, dem ich den ganzen Hergang erzählte und der auch der Erste war, gegen den ich in der Folge bemerkte, daß mir Lenau's Seelenzustand schon bei unserem letzten Zusammentreffen bedenklich vorgekommen. Dazu gehörte auch keine tiefe Seelenkunde; ich habe Niembsch früher öfter gesehen und nicht selten auch, wenn ihn seine böse Stunde der Melancholie überkommen; aber ihn so gesehen zu haben, wie das allerletztemal, kann ich mich nicht entsinnen.

Lenau's Ansicht über die Lage von Salzburg war (nach Niendorf S. 215) folgende: „Salzburg ist nicht eigentlich schön. Es sind membra disjecta einer schönen Gegend. Es ist keine Harmonie, klein Plan der Schönheit darin. Es ist eigentlich keine Gegend, denn sie hat keinen Charakter: da ein Berg, dort ein Stück Ebene. Die Berge sind wie dem Herrgott

aus der Taſche gefallen. Ich liebe die Vielheit, das Mannigfache in einer Gegend nicht. Ich habe lieber Eines recht."

Niembſch an Sophie.

München, den 19. September 1841.

Liebe Sophie!

Geſtern Abend um 11 Uhr herum bin ich hier angekommen, unwohl und leidend. Ein heftiger Kopfſchmerz und große Müdigkeit waren die Folgen der von Linz an unausgeſetzten Reiſe im Eilwagen bei ſchlechtem Wetter und abmüdenden Gedanken an meine Zukunft. Dieſe iſt nicht ohne Beſorglichkeit. Wenn, wie es ſcheint, meine Geſundheit nachläßt und die poetiſche Production verſiegt, ſo kann es noch recht ſchlimm gehen. Ich muß mit Cotta wegen des bewußten Punktes ernſtlich ſprechen. Ich bin hier wieder in der blauen Traube abgeſtiegen. Beim Schlafengehen machte die Lainzer Abendſtimmung einen Beſuch. Sehr bedarf ich jetzt der Ruhe. Durch das angelegentliche praktiſche Trachten der letzten Zeit, das ich meiner Natur beſtändig gewaltſam abnöthigen mußte, fühl' ich mich im Innerſten erſchöpft und verletzt. Mir iſt, als ſey ich unter den Pöbel gerathen. Mein Genius, der bisher ſo frei gelebt, wird mißmuthig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle? — Liebe Sophie! Es naht Ihr Geburtstag. Ich möchte in einer beſſeren Stimmung ſeyn, um von dieſem Tage mit Ihnen zu ſprechen. Mir iſt er ein geheiligter Tag; er wäre mir mein liebſter Todestag. Mir ſchwebt ein Gedicht vor auf dieſen lieben Tag. Heute Nachmittag 3 Uhr geh' ich von hier nach Augsburg, und um 7 Uhr Abends mit dem Eilwagen von dort nach Stuttgart, wo ich morgen Mittags eintreffen werde. Schreiben Sie mir recht bald dahin, liebe Sophie. Mein nächtlicher Schweiß hat ſich wieder eingeſtellt. Ich bin wirklich unwohl. Ein ſtarker Schnupfen und ein Huſten ſind auch dabei. Die Leiden ſind geſellig wie die Raben; ſie kommen in ſchwarzen Schaaren. Vielleicht fliegen ſie auch wieder zuſammen fort. Heute kann ich nicht mehr ſchreiben. Mir ſauſt der Kopf und alle Gedanken fallen mir auseinander. Bin ich erſt wieder geſund, ſo kommt

:er Muth wieder. Ich werde Ihren Geburtstag feiern und mit Gott ſelbſt anſtoßen auf Ihr Wohl und die gute Hoffnung, daß Sie mich lieb behalten. Grüßen Sie Max und die Kinder. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 24. September 1844.

Liebe Sophie!

Heute früh hab' ich Ihren Brief, den ſehnlich erwarteten, erhalten. Er kam wie eine himmliſche Erquickung in mein Herz. Zitternd und weinend las ich ihn durch, wieder und wieder, und jedes ſeiner Worte ſenkte ſich hinab in den letzten Abgrund meiner Seele; dort wird es bleiben, ſo lange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. Ich weiß meinen Beſitz im ganzen unermeßlichen Umfange zu ſchätzen. In Ihnen, theure Sophie, hab' ich die Höhe der Menſchheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange athme ich den reinſten lebendigſten Aether des Geiſtes, und ich ſtehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere, und lauſche dem Rauſchen ſeines Wellenſchlages, und er weckt in mir das Tiefſte und Schönſte, deſſen ich fähig bin. Es iſt keine Redensart, wenn ich Ihnen ſagte, daß Sie meine Muſe ſind. Sie ſollen es auch bleiben. Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zuſammenhang mit Ihnen aufhören könnte, meinem Geiſte und meinem Herzen unentbehrlich zu ſeyn. Ich wiederhole Ihnen feierlich meine letzten Worte, die ich beim Abſchiede geſprochen. — Meine Gemüthsſtimmung iſt übel und meine Geſundheit nicht viel beſſer. Den 21. bin ich hier angekommen. Tags darauf ging ich zu Cotta und eröffnete ihm mein Anliegen, kurz, klar und beſtimmt. Ich ſagte ihm, daß ich zur Eröffnung und anſtändigen Fortführung meines Hausſtandes entweder einer ſogleich beginnenden Verzinſung meines Kapitals oder einer ſofortigen gänzlichen Auszahlung desſelben bedürfte; auch hätte ich nur im Drange des Augenblickes und in der Eiligkeit des Vertrages zu Tetternhauſen verſäumt, auf dem einen oder dem andern zu beſtehen. Er ſagte mir jedoch meine Forderung nicht zu, indem er ſich auf ſeinen Agenten und Mitintereſſenten, Herrn Roth, berief, ohne deſſen Zuſtimmung er mir nicht willfahren könne, der aber jetzt in Italien verreiſet ſey. Ich ſehe mich dadurch in Verlegenheit

geſetzt. Ich werde hier noch einige Tage zuwarten, ob Cotta ſich nicht doch dazu entſchließt. — Was ich im Fall beharrlicher Weigerung thun werde, iſt mir noch nicht klar. Das Wahrſcheinlichſte iſt die Abtretung der ganzen Forderung an einen Wechsler, wenn es unter annehmbaren Bedingungen geſchehen kann; wo nicht, die Vertagung meiner Heirath. Die letztere wird in einem gewiſſen Maße jedenfalls Statt finden müſſen, da ich feſt entſchloſſen bin, früher den Schritt zu thun, um den Sie bereits wiſſen.'

Von Frankfurt hab' ich hier nichts vorgefunden als einen Brief meiner Braut, der mir jedoch nichts Thatſächliches zur Kenntniß bringt. — Mein Appetit, um den Sie fragen, iſt ſchlecht; meine nächtlichen Schweiße wollen mich noch immer nicht verlaſſen, und der von heute Nacht war ſo ſtark, daß ich aufſtehen und Wäſche wechſeln mußte, etwa um 1 Uhr Nachts. Die Mainzer Abendſtunde pflegt auch wiederzukommen. Die Beſorgniſſe für die Zukunft und hundert Ungewißheiten beunruhigen und verſtören mein Gemüth. Ich habe viel durchzumachen. Das kleine braune Etuis kann ich nicht öffnen, ohne daß mir Thränen aus den Augen ſtürzen, und doch thu' ich's ſo gerne und oft! Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie! Ihr Brief hat mich auf das Schmerzlichſte, aber auch auf das Beglückendſte erſchüttert.

Leben Sie wohl! Morgen iſt Ihr Geburtstag. Ich will mit dem Ewigen anſtoßen, daß er uns zurufe: „Ihr ſollt leben und Euch nie verlaſſen! —" Ihr Niembſch.

Unter die ſchlimmen Vorbedeutungen dieſer ſeiner Brautfahrt rechnete Niembſch auch einen Engländer mit zwei Miſſes im Eilwagen von Ulm nach Stuttgart, welche den Tabakrauch nicht ertragen konnten. (Niendorf S. 210.)

Stuttgart, den 28. September 1811.

Liebe Sophie!'

Noch immer bin ich in Stuttgart und werde noch vierzehn Tage hier bleiben. Die neue Modalität meines Vertrages, nach welcher die

' Das Wechseln der Anlagen.

Buchhandlung mir mein Kapital verzinsen soll, ist von mir bei Cotta ernstlich und nachdrücklich in Antrag gebracht, aber noch nicht bewilligt worden. Cotta verwies mich auf die Zurückkunft des Herrn Roth, seines Hauptgeschäftsführers und des Vertreters der bei der Buchhandlung mit interessirten Schwester Cotta's, ohne dessen Zustimmung mein Vorschlag nicht angenommen werden könne. Roth wird aus Italien zurückerwartet. Ich habe die betreffende Stelle Ihres lieben Briefes, für den ich Ihnen tausendmal Hand und Herz küsse, oft und sehr aufmerksam gelesen. Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert. — Stellen Sie sich vor, liebe Sophie, was ich heute vernommen habe. Ein Reisender hat folgende Geschichte hier erzählt und in Umlauf gesetzt. Im Eilwagen sey er mit einem Herrn zusammengetroffen, der ihm erzählte, er sey diesen Sommer in Carlsbad gewesen, und dort sey in Gesellschaft das Zeitungsblatt, das meine Verlobung ankündigt, gelesen worden. Eine Dame gerieth darüber in die größte Erbitterung, und sprach von einem Verhältnisse, das ich in Wien hätte, und äußerte sich auf das Schärfste über die angekündigte Verlobung und wie daraus nimmermehr ein Segen erspriessen könne; es könne aus dieser Sache überhaupt nichts werden u. s. w. Ich habe nur flüchtige und unbestimmte Umrisse von dieser Geschichte gehört. Doch hat die Geschichte hier bereits um sich gegriffen, und schon wird erzählt, mein Versprech mit Fräulein V. werde zurückgehen. Das Schlimmste davon ist, daß dadurch meine Freunde in Frankfurt ihr Vertrauen auf mich wenigstens zum Theile verlieren werden, oder schon verloren haben. Uebrigens wird auch dieses, wenn es der Fall seyn sollte, nie und nimmer einen Einfluß auf die Gestaltung meiner Zukunft in Betreff des Wohnortes und der Fortsetzung meines Umganges mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, haben können.

Indessen hat mich die Geschichte geärgert. Ich vermuthe, daß jene Frau, die aus Zorn sogar meine Gedichte zerrissen haben soll, Niemand anders war, als Frau v. W. Außer der Verzinsung meines Kapitals

werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens beſtehen, mich treu und feſt an den Text Ihres goldenen Briefes haltend, der mir Geſetz ſeyn ſoll. Ich bin heute viel zu aufgereizt, als daß ich Ihnen ordentlich ſchreiben und alles Liebe und Schöne Ihres Briefes würdig beantworten könnte.

Nehmen Sie hier ein kleines Lied, auf meiner Waſſerreiſe entſtanden, d. h. concipirt in der Idee, hier ausgeführt: „Blick in den Strom.“ Doch ich will es lieber in meinem nächſten Briefe, der bald kommt, bringen. Das mir theure Lied paßt nicht auf die Klatſchgeſchichte. — Meine Geſinnung iſt gegen Sie, theure Sophie, unwandelbar und durch die tiefſten Leiden verbürgt und geweiht. Meine Geſundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven. Ich erwache oftmal in der Nacht und muß, ohne mir etwas Beſtimmtes zu denken, von ſelbſt und gleichſam bewußtlos in ein heftiges und ein anhaltendes Weinen ausbrechen. Schreiben Sie mir wo möglich ſogleich: ich werde jedenfalls Ihre Antwort auf dieſen Brief noch hier abwarten. — Daß Ernſts Fuß noch nicht gut iſt, hätt' ich nicht geglaubt. Bei der ſchnellen Beſſerung des Anfangs hätt' ich mir die Heilung ſchneller und ihn ſchon im Garten herumſpringend gedacht. Tauſend Lebewohl! Mein Herz iſt ſchwer, mein Auge naß. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 2. October 1841.

Liebe Sophie!

Ihren Geburtstag hab' ich ganz in derſelben Stimmung zugebracht, wie Sie; es war ein trüber, trüber Tag. Die Zukunft, die uns erwartet, iſt allerdings räthſelhaft; aber in einem anderen Sinne, als Sie meinen. In mir ſteht es klar und für immer feſt. Sie können durch meine Heirath, wenn dieſe überhaupt noch zu Stande kommt, nichts verlieren. — Meine Frankfurter ſcheinen ſtutzig und verſtimmt, wahrſcheinlich über ein Geſchwätz der Madame W., die nun auch Stuttgart beimgeſucht hat, und auch hier wahrſcheinlich nicht zu meinem Lobe geſprochen haben wird. Ganz zufällig erfuhr ich vorgeſtern durch Cotta, ſie ſey drei bis vier Tage hier geweſen, und von Baden-Baden gekommen. Wahrſcheinlich

hat ſie auch Frankfurt beſucht und dort in ihrer Weiſe zu wirken geſucht. Ich habe gute Gründe, eine Störung in Frankfurt zu vermuthen. Das Gerücht, die ganze Sache werde rückgängig werden, hat ſich auch in den Salen der Madame St. dahier begeben, und dorthin kommt der jetzt hier lebende Bruder der M. J., der Maler C. M., dieſer ſoll bereits irgendwo geäußert haben, daß ich Couſine Marie ſo wenig nehmen würde, wie Couſine Lotte. Sind alle dieſe Sachen — wie nicht zu zweifeln, da M. mit ſeiner Schweſter korreſpondirt — nach Frankfurt gekommen, ſo iſt dort die Suppe vollgebrockt. Ich habe letzten Freitag, den 27. September, an Marie geſchrieben, und ſie gebeten, mir ſogleich zu antworten. Heute, Mittwoch den 2. October, noch keine Antwort, die ich ſonſt den Tag nach ihrer Abſendung zu erhalten pflegte. Die ganze Sache verwirrt und kraust ſich. Ich ſehe zu, und werde ſeiner Zeit handeln. — Die Verzinſungsangelegenheit hängt noch immer. Roth iſt noch nicht zurück. Cotta ſelbſt ſcheint ſich gerne dazu bequemen zu wollen. Das wird aber noch lange nicht langen. Nach einer Einſicht in die Reinbeck'ſchen Wirthſchaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich ſelbſt in Stuttgart mit weniger als 2500 fl. rheiniſch nicht beſtehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetiſchen Erwerbniſſe ſicher zählen kann, erſehe ich aus dem bodenloſen Mißmuthe, in welchen mich ſchon jetzt eine bloße theoretiſche Berechnung meines wahrſcheinlichen künftigen Elends geſtürzt hat. — Meine Geſundheit iſt noch immer leidend, doch ganz unbedenklich. Letzten Sonntag, vor vier Tagen, ſaß ich mit Reinbeck am Frühſtück. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage aufs Herz. Ich ſprang auf mit einem Aufſchrei des höchſten Zorns und Kummers, und im gleichen Augenblicke fühlt' ich einen Riß durch mein Geſicht. Ich ging an den Spiegel, ſah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt und die rechte Wange war total ſtarr und gelähmt bis ans Ohr. Erſt heute kehrt wieder Leben und ein wenig Beweglichkeit in den erſtarrten Theil zurück, zugleich iſt ein Ausſchlag am Hals hervorgetreten, der zur Heilung führen wird. Meine Nachtſchweiße ſind noch nicht ganz vorüber, doch viel gelinder. — Nun muß ſichs bald in Frankfurt entſcheiden. Ich bin auf Alles gefaßt. Die dortigen Stimmungen werden mich übrigens nicht davon abſchrecken, auf pecuniäre Beihülfen dort ernſtlich anzutragen.

Sie haben doch meine Briefe vom 24. und 28. September erhalten? Schreiben Sie mir nicht, bevor Sie noch einen Brief von mir haben. Nach Frankfurt zu ſchreiben kann ich Sie noch nicht bitten, weil ich noch nicht gewiß bin, ob ich überhaupt dahin gehen werde. Nach Stuttgart ſollen Sie mir bis auf Weiteres auch nicht ſchreiben, weil ich Ihre Briefe, die mir jetzt das Liebſte auf der Welt ſind, den Fährlichkeiten der Nachſendereien nicht ausſetzen will, indem ich von meinen nächſten Aufenthalten im Augenblicke durchaus nichts Beſtimmtes anzugeben weiß. Uebrigens beruhiget und befeſtiget ſich mein Herz immer mehr. Die Sonne wird auch mir noch ſcheinen. Gott mit Ihnen! Ihr Niembſch.

Stuttgart, 4. October 1844.

Liebe Sophie!

In aller Eile vor Poſtſchluß. Mir geht es beſſer, doch noch gar nicht gut. In Frankfurt ſteht Alles freundlich. Ich merke aus Schellings Rede, daß mich eigentlich der Schlag im Geſichte getroffen hat. Ich werde meine Heirath wohl aufgeben. Leben Sie wohl, Theure! Ihr Niembſch.

Stuttgart, 5. October 1844.

Liebe Sophie!

Die Worte, die Sie vergeſſen haben, heißen: „Feſt und ewig!“ Daß ich Sie jetzt anders anreden ſoll in meinen Briefen, iſt nichts als eine formelle Grille, die Sie ſich ſelbſt zurechtweiſen mögen. Wozu eine Neuerung? Ich bin immer mißtrauiſch, wenn ich einen Brief ſchreibe. — Heute iſt Doktor Schelling wieder bei mir geweſen. Er ſuchte mir's auszureden, daß meine Geſichtslähmung ſchlaghaft ſey. Er ſagte, ſie ſey blos eine rheumatiſche Nervenlähmung, eine Lähmung des nervus facialis. Die Gemüthsalteration habe einen bereits vorhandenen, nur noch ſchlummernden Rheumatism plötzlich zum Ausbruche gebracht. Beſagter Nerv ſey davon ergriffen und auf eine Zeit unfähig gemacht worden. Geſtern aber iſt Vorbeck bei mir geweſen, und Reinbeck erzählte ihm in meiner

Gegenwart ganz naiv, daß mein Zustand eine Art Schlag wäre. Mir ist letzteres auch das Wahrscheinlichere, denn der Zufall begab sich letzten Sonntag, den 29. September, beim Frühstück, am neunten Tage meines Hierseyns. Ich hatte in diesen neun Tagen durchaus keine Anzeichen von geschehener Erkältung, noch irgend eine rheumatische Aeußerung gehabt. Was nach meiner festen Ueberzeugung das Uebel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheuer heftiger Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung. Ich schrie und fuhr auf, und ich hatte ein dunkles und plötzliches Gefühl über mein Gesicht hinzuckend; und an den Spiegel tretend, sah ich mich auf der linken Seite des Gesichts verzerrt, auf der rechten Seite war ich lahm und erstarrt bis ans Ohr zurück. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatt' es ein stieres und gläsernes Ansehen. Dieser Zustand dauert mit einer kaum merklichen Minderung (das Auge ist wieder hell und klar) noch heute fort; es ist der siebente Tag. Mein Gefühl auf der rechten Seite ist das einer ganz eigenthümlichen, von allen rheumatischen Spannungen ganz verschiedenen Todesschwere. Schelling versichert auf sein Wort, es werde bald wieder gut werden. Wenn das auch der Fall ist, so hab' ich doch mein Theil abgekriegt, und ich weiß ein für allemal, wie ich mit meinen Nerven daran bin. Ist der Zustand auch nur eine rheumatische Nervenlähmung, die doch ohne Affekt gewiß nicht gekommen wäre, so hab' ich doch auch schon daran genug. Meine Nerven müssen schon weit ruinirt seyn, wenn ich bei jeder Gemüthsbewegung fürchten muß, gelähmt zu werden. Totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Verzagtheit sind die übrigen Symptome meiner Krankheit. Mir ist vom Arzt die äußerste Ruhe des Gemüths vor Allem anbefohlen. Die ist schwer zu finden. Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie! — In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heirathen kaum denken. Beinahe bin ich schon entschlossen — es fehlt nur noch sehr wenig — entschieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen soll, um dort von neuem über tausend nothwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirg von Glasscherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir. — Meine

Zukunft erſcheint mir jetzt um ſo drohender, da ich an meinem Körper ſtark zweifeln muß und an ſeiner Ausdauer, die er brauchen würde, um ein anhaltendes, zum Theil erzwungenes Arbeiten und zugleich die Kümmerniſſe der Seele zu tragen, die mir bevorſtehen. Meine Braut hat außer dem bewußten kleinen Kapital gewiß nichts, ſonſt hätte ſie mirs ſchreiben müſſen, da ſie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft. Sie iſt und liebt mich ſehr ruhig. Trotz meiner Bitte um ſofortige Antwort auf meinen Brief, ſchrieb ſie mir erſt vier Tage nach Empfang deſſelben, und erregte mir dadurch allerlei peinliche Ungewißheiten, weil dieß Zögern eben zuſammentraf mit meiner Kenntnißnahme von dem Auftritte in Karlsbad und dem Gerüchte hier. Madame W. ſcheint, weil in Frankfurt Alles ſo behaglich geht, nicht dort geweſen oder anderen Sinnes geworden zu ſeyn. — Die Frage über Apoſtaſie iſt vor der Hand unpraktiſch. Ich habe mit Schwab darüber geſprochen, der ſehr erfreut war. — Für die Lainzer Abendſtimmung bin ich jetzt zu ſchwach. Nur in der Sehnſucht, Sie wieder zu ſehen, fühl' ich noch eine gewiſſe Stärke. — Mein Zuſtand iſt für den Augenblick durchaus nicht gefährlich, ich weiß es gewiß. Meine Kräfte werden ſich ſammeln und beruhigen werden ſich meine armen Nerven. Ich möchte am liebſten ſterben, doch wünſch' ich mirs jetzt, ſo müd' und ſchwach, wie man ſich gern niederlegt, wenn man recht müd' iſt. Schreiben Sie mir ſogleich hieher. Ich bleibe wahrſcheinlich noch zwölf Tage, vielleicht länger hier. — Beunruhigen Sie ſich nicht zu ſehr um meinetwegen. Das Schlimmſte, was geſchehen kann, iſt, daß ich eine lahme Wange behalte. Schelling aber behauptet meine baldige Herſtellung. Mein erſtes Wort nach dem Anfalle von Sonntag den 29. September zu Emilie war: „Emilie, mich hat der Nervenſchlag getroffen." — Alle redeten ſie mir dieſes aus, auch Perdeck und Schelling. Dieſer muß es thun, um mich zu beruhigen. Andere Gedanken drängten den Gedanken an den Nervenſchlag etwas in den Hintergrund; doch er kam wieder und Reinbeck beſtärkte ihn, indem er ſich verſchnappte. Er kann's nur von Schelling gehört haben, ausdrücklich oder andeutungsweiſe. Ein ſchlechter Ehekandidat bin ich jedenfalls. Gott mit Ihnen. Ihr Riembſch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Nachtschweiße haben sich gemäßigt, aber noch nicht verloren.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Es geht heute merklich besser, die rechte Wange wird schon wieder etwas beweglich und der gefesselte Nerv gewinnt langsam seine Freiheit wieder. Meine Umgebung ist freundlich und liebevoll. Morgen mehr. Ihr Niembsch.

Besuche belästigen mich eben, daß ich nicht weiter schreiben kann.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Was am verlegten Sonntag mein erstes Wort gewesen: „Mich hat der Schlag getroffen!" — das können nun endlich meine guten Schwaben nicht umhin, mir zuzugeben; nur haben sie noch allerlei mildernde und beschönigende Aushülfen, um mich zu beruhigen. So meint Emilie: „„Es sey eben doch nur so ein Schlägle gewesen."" — Reinbeck sagte: „„Dieser Schlag sey rein lokal und hätte wenig zu bedeuten."" Paul Pfizer, der gestern lange mit innigster Theilnahme bei mir gewesen, behauptete sogar: durch Affekte könne nimmermehr ein Schlag entstehen u. dgl. Ich aber weiß, so gut selbst wie Schelling, was ein Schlag ist, und bin des meinigen vollkommen gewiß. Wenn ich Nachts erwache, und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmuth über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leibe, doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tode in einen nähern Rapport getreten zu seyn. Mein Uebel bessert sich nur sehr langsam. Heute bemerkte ich die allmälige Rückkehr einer gewissen Beweglichkeit in der rechten Wange. Es wird sich gewiß wieder geben. Heute Nacht hatte ich Schweiß, doch war ich zu warm zugedeckt. Dieser Artikel verliert sich von selbst. Gemüthsruhe wird Alles heilen, wenigstens fürs Nächste. O Ruhe, wie sehn' ich mich nach dir! — Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müd' bin ich, als braucht' ich Jahrhunderte, um

mich auszuschlafen; so recht von Herzen zerschlagen bin ich, liebe Sophie! — Wenn ich gestern schrieb, daß an meinem Entschlusse, entschieden zurückzutreten, nur noch sehr wenig fehle, so ist das so zu verstehen: Ich zweifele noch, ob ich aus Schonung für Marie nicht vorerst blos einen Aufschub der Hochzeit aussprechen solle, und den entschiedenen Rücktritt erst im Frühjahre nach allmäliger Vorbereitung.

In meinem Herzen stand dieser Entschluß im Augenblicke fest, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewisse ritterliche Scheu für meine arme Braut zurück, ihn früher, und selbst gegen Sie, theure Sophie, laut werden zu lassen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnsinn wäre, zu heirathen. Bessere Nerven und eine sanftere Gemüthsart krieg' ich nicht mehr in diesem Leben, und würd' ich in meinen bedrängten Umständen heirathen, so würd' ich einem Heer von Affekten Thüren und Thore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß. Heute erhielt ich ein Schreiben von Frau v. Bayer aus der Klause bei Mödling, worin sie mich um definitive Nachricht in Betreff des Hausverkaufs drängt. Thun Sie und thue mir mein treuer Freund Max die Liebe, eine Partie nach der Klause zu machen und in meinem Namen bei Herrn v. Bayer anzufragen, was der allerletzte Preis des Hauses sey; ihm auch vorzustellen, daß 10 oder 11,000 Gulden eine viel zu hohe Summe wäre, ob er nicht das Haus um circa 7000 Gulden oder etwas weiter geben wollte. Ich möchte auch gerne ganz allein oder zweilig mit ein paar Freunden in dem Felsenneste liegen und mich ausruhen. Auch bitte ich, dem v. Bayer und seiner Frau mich herzlich zu empfehlen und letzterer zu sagen, ich würde ihr bald antworten, sobald ich einigermaßen hergestellt sey und meine Hand ruhiger geworden wäre. Mein Befinden ist heute doch schon merklich besser als gestern. Ich bekomme meine Gedanken schon mehr wieder in meine Gewalt, verspreche mich auch nicht so häufig, wie die Tage her, wo ich z. B. statt: „im höchsten Grade" immer sagte: „im tiefsten Grade" und das Wort „Skrupel" nur nach wiederholten Bemühungen herausbrachte.

Ach, liebe Sophie! Gott segne Sie! Ihr Riembsch.

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart, überhaupt nicht mehr, bis ich angebe, wohin. Vertatur.

Stuttgart, 7. October 1844.

Die Reinbeck'schen und Hartmanns wollen meinen Nervenschlag als Grund meines Rücktrittes nicht gelten lassen, indem mein Anfall sich gewiß nicht wiederholen werde und meine volle Genesung und Tüchtigkeit zur Heirath gewiß erfolgen müsse. Auch suchen sie mich stets mit der Versicherung zu beruhigen, mein Zustand sey eigentlich kein Nervenschlag, sondern rheumatisch, während doch Alle der Reihe nach sich gegen mich verschnappt haben, zugebend, daß es ein Schlag sey. Reinbeck, der alte Hartmann, Mariette Zöppritz, Julie, haben im Eifer des Gespräches sämmtlich von Schlag gesprochen. Mein Uebel hat mich am neunten Tage meines Hierseyns, ohne daß in dieser Zeit von neun Tagen das geringste Anzeichen von rheumatischen Leiden oder auch nur Vorboten solcher Art an mir vorgekommen wären, plötzlich und im Momente des Ausbruchs von allerheftigstem Affekt befallen, ist also ohne Zweifel durch letzteren hervorgebracht und mithin rein nervös, ein entschiedener Nervenschlag. Mich bringen diese albernen und weichlichen Beruhigungsversuche in hohem Grade auf. Alle sind sie vernarrt in diese Heirath und sehen das Unterbleiben derselben als ein Unglück an, während ich in meiner jetzigen Lage eben die Heirath für ein entschiedenes Unglück erachten muß. Sprechen Sie mit einem Arzt über meinen Zustand, nachdem Sie sich alle auf die Krankheit bezüglichen Stellen aus meinen Briefen zusammengeschrieben haben werden. Unterlassen Sie den Schritt zu Herrn v. Bayer in der Brühl, von dem ich gestern schrieb; doch mögen Sie, liebes Sopherl, ein paar Zeilen an Frau v. Bayer, geborne Freiin v. Horstenstein (nach der Klause bei Mödling Nr. 32 im eigenen Hause) schreiben und sie im Allgemeinen von meiner Krankheit und Unfähigkeit benachrichtigen, jetzt über das Haus zu verhandeln. Ich habe versäumt die Recepte zu copiren, und nun werden sie in der Apotheke nach hiesigem Gebrauch zurückbehalten, sonst würde ich sie Ihnen zuschicken. Ich weiß nur, daß die eine der Mixturen stark nach Baldrian riecht und schmeckt. Schelling hat mir schon zweierlei Mixturen und ein Pulver verschrieben; ich muß beständig einnehmen. Mein Zustand hat sich zwar etwas gebessert, es ist eine kleine Beweglichkeit der Wangenmuskeln eingetreten, doch im Ganzen ist die Wange noch starr und labm. Ich schlafe jede Nacht nur 3—4

Stunden. Den Tag über kaum eine Stunde. Doch haben meine Kräfte ſich ſehr gehoben; nicht eben ſo meine Stimmung, die zu den ärgſten meines Lebens gehört. Man fürchtet, Marie werde nicht zu tröſten ſeyn; das fürcht' ich nicht. Sie hat neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten laſſen, trotz meiner Bitte um baldige Antwort. Das iſt ſehr moderato und riecht nicht nach Verzweiflungsfähigkeit. Mir graut jetzt vor Heirathsgedanken. Schreiben Sie mir gleich, wenn Sie die nöthigen Schritte bei Aerzten gethan haben, bieber; ich warte Ihre Antwort noch ab auf dieſen Brief; dann keine mehr, denn ich ſehne mich weg in die Einſamkeit, um dort mein Schickſal allein zu entſcheiden. Niemand aus meiner Umgebung weiß ſich in meine Lage zu verſetzen; ſie alle halten meine Ausſprüche über meine Zukunft für bloße Symptome meiner Krankheit, die ſich mit dieſer ſchon verlieren würden und müßten. Nur Paul Pfizer, der große Menſch, hat neulich wahrhaft freundſchaftlich theilnehmend mit mir geſprochen. Er redete mir zwar ſehr mild und ſanft zu, ich ſollte das Begonnene durchführen und den Muth dazu nicht verlieren; er ſagte, es wäre Schade darum, indem ich vielleicht ſehr glücklich werden könne; auch erzählte er mir, wie alle an mir Theilnehmenden ſich daran freuten, daß ich ein neues Leben beginnen wolle; doch ſagte er auch, daß er wohl begreife, wie mir mein plötzlicher Unfall gerade in dieſem Momente (vor der Heirath) erſchütternd und verhängnißvoll ſeyn müſſe; er ſeinerſeits ſey auch abergläubiſch. Am Schluſſe ſeiner Rede ſagte er höchſt mild und freundlich: „Aber du kannſt dir freilich mit Recht denken: Ihr habt alle gut reden; ich aber ſoll's thun!“ — Leben Sie wohl und unbeſorgt; dießmal komm' ich gewiß durch; für die Zukunft mag die Zukunft ſorgen! Auf Wiederſehn mit Gott und frohem Herzen! Ihr Niembſch.

Schreiben Sie nach der Antwort auf dieſen Brief nicht, bis ich ſage, wohin. Schelling kommt täglich zweimal zu mir, doch bloß eines Rheumatismus wegen!!!

Stuttgart, 8. September[1] 1844.

Liebe Sophie!

Heute geht es wieder beſſer; ich hatte in der Nacht um eine Stunde mehr Schlaf und meine Kräfte ſind wo nicht größer, doch ruhiger. Schweiß

[1] i. J. Oktober.

war wieder kopiös. Der Teufel soll ihn endlich einmal holen! Um medicinische Auskunft brauchen Sie sich nicht mehr zu bemühen, liebe Sophie. Gestern hab' ich die gute Emilie in meinem Zimmer, als sie hinaus wollte, festgehalten und auf die Folter gespannt; sie mußte reden und beichten und beichtete endlich, daß Schelling meinen Zustand allerdings für einen Schlaganfall erklärt habe. Von Frankfurt habe ich nichts. Marie hat den 2. geschrieben und seitdem nicht wieder. Ich bin noch zu sehr angegriffen, als daß ich mit meinen entscheidenden Schritten hätte beginnen können. Ich habe das tiefste und untrüglichste Gefühl von physischer und moralischer Unfähigkeit zu heirathen. Gestern ist Vorbeck bei mir gewesen und hat sich die Unterhaltung gemacht zu berechnen, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten dieses Sommers gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe und der kolossale Unsinn von mir, daß ich nicht weniger als 644 Poststunden hin und wieder, kreuz und quer, im Eilwagen unter beständiger Gemüthserschütterung gefahren bin. Mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit. Dieser hab' ich lediglich auch meinen Schlag zu verdanken. Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum, wie Feuer' und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal tödten wird. Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüth und meine reizbaren Nerven. Der Gedanke, daß mich der Schlag gerührt, wird neben meinem physischen, als mein moralischer Schatten mir durch's ganze Leben folgen. Doch lasse ich ihn mit mir laufen wie einen getreuen und geliebten Pudel; man weiß nicht, wozu so ein Vieh gut ist; nicht wahr, liebe Sophie? — —

Hier folgt das verlangte Lied. Verzeihen Sie, daß ich es nicht gestern geschickt habe. Es ist mir theuer, weil es eine gar süß schmerzliche Träumerei hat und weil es an Ihrem Geburtstage geschrieben ist. Die zweite Zeile ist nicht wahr.

Blick' in den Strom.

Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! Keine trübe! Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Wange ist schon ziemlich beweglich. Ich bleibe nicht mehr lange hier; schreiben Sie nicht mehr, bis ich sage wohin.

' d. i. Stein.

v. Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 8. October 1844.

Verehrtester Herr und Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich unserm lieben Niembsch die Feder aus der Hand nehme, um Sie davon zu benachrichtigen, daß die Folgen der großen Strapazen in den letzten vier Wochen durch seine Reisen bei Tag und Nacht sich in einem gereizten Nervensystem und einer Abspannung äußern, bei welcher die Freundschaft ihm jede Aufregung und Anstrengung erspart. Wenn Sie daher nicht in der nächsten Zeit Nachricht von seinem Befinden durch ihn selbst erhalten, so darf das Sie nicht beunruhigen. Er ist in Freundespflege, das wissen Sie, und geht bereits seiner Wiederherstellung entgegen. Bei gänzlicher Ruhe werden sich die Kräfte gewiß bald wieder einfinden. Die Vollziehung seiner ehelichen Verbindung leidet natürlich dadurch einen längern Aufschub. Er ist übrigens außer dem Bette und nimmt an unserm einfachen Tische wie gewöhnlich Theil. Nur Ruhe ist ihm nöthig, und Sie wissen wohl, daß diese bei ihm nicht so leicht zu erlangen ist, besonders, da die ungewöhnliche Lage, in welcher er sich befindet, ihn natürlich mit mancherlei Besorgnissen erfüllt. Ich hoffe zu Gott, sie werden sich alle nach unsern innigsten Wünschen lösen.

Seiner theuern Schwester, unserer lieben Freundin, läßt er zu ihrem bevorstehenden Namenstage aus dem brüderlichsten Herzen Glück wünschen, und meine Emilie und ich schließen uns seinen Wünschen an. Zu Ihrer Beruhigung wird auch beitragen zu wissen, daß unserm lieben Patienten die Cigarre trefflich mundet; nur der Schlaf ist nicht ganz nach Wunsch. Verlassen Sie sich darauf, daß er in den geschicktesten ärztlichen Händen und in der treuesten Pflege ist und daß Sie hoffentlich bald bessere Nachrichten erhalten werden. Mit freundschaftlicher Hochachtung Ihr ergebenster Reinbeck.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 11. October 1844.

Liebe Sophie!

Ich darf nur kurz schreiben, weil mir vom Arzte die äußerste Ruhe gebeten ist. Mein Uebel ist, was die Lähmung betrifft, in fortschreitender

Besserung begriffen; nicht aber will es sich bessern mit meiner außerordentlichen Schwäche und mit meinem Nachtschweiße, der die letzte Nacht so stark war, daß ich zweimal die Wäsche wechseln mußte. Schelling will mir gegen diesen bösen Schweiß Chinaextract verschreiben, doch hält er damit noch zurück, weil ich zugleich an gastrischen Störungen leide, welche vor dem Gebrauche der Chinarinde erst gehoben seyn müssen. Schelling glaubt übrigens, der Schweiß sey auch hoffentlich bald zu überwinden. Die äußerste Gemüthsruhe, die mir so noth thut, kann ich durchaus nicht finden, so lang ich hier bin, vielmehr gar keine Gemüthsruhe. Heute sagte ich Schelling, daß ich durchaus fort wolle; er bestätigte mir, daß Luftveränderung und vor Allem Herzensruhe mir nothwendig sey, und gab mir die Hoffnung, in vier bis fünf Tagen von hier in kleinen Tagereisen mit einem Landkutscher fortziehen zu können. Ich lechze darnach. Meine Gesundheit ist das Wichtigste; ich will Alles für sie thun und mich endlich einmal in Ehren halten, recht aufrichtig und ernstlich, und wenn ganz Deutschland gegen mich in Harnisch käme. Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir nicht mehr bis auf Weiteres. Ich weiß noch nicht, wohin ich gehe; am liebsten nach Ischl, wenn ich diese weitere Reise aushalte. Ihr Niembsch. Vertatur.

Beiliegend schicke ich die badischen Schriften des Dr. Bach ihm zurück. Von den hiesigen Rechtsfreunden, die ich gesprochen, wollte sich keiner damit befassen. Nach Frankfurt bin ich nicht gekommen und hinsenden wollte ich die Papiere nicht aus anderen Gründen und auch darum, weil B . . . s wahrscheinlich die badischen und nassauischen Gesetze eben so wenig kennt wie Paul Pfizer. Grüße an Freund Max und Kinder, auch an Dr. Bach. Reinbeck sagte mir, daß die Urkunden auf der Fahrpost geschickt werden müssen, daher sende ich sie morgen an Bach.

Stuttgart, 12. October 1844.

Liebe, theure Sophie!

Gottlob, ich werde wieder gesund. Heute Nacht hatte ich gar keinen Schweiß mehr, womit die Natur ein freundliches und erfreuliches Signal gegeben hat, daß sie mich wieder herstellen wolle. Auch haben sich meine

Kräfte von gestern auf heute wunderbar gehoben und ich hege die zuversichtlichste Hoffnung, daß ich in kurzer Zeit völlig genesen seyn werde. Wohl wäre es von mir klüger und schonender gewesen, Ihnen von meinem Unfalle entweder gar nichts — da er doch von vorneherein sichtbar ein vorübergehender war — oder doch nur verhüllend zu schreiben; doch ich baute auf Ihre Seelenkraft und konnte dem dringenden Bedürfnisse, Ihrem lieben, treuen und mir so verwandten Herzen mein ganzes Leid zu klagen, nicht widerstehen. Verzeihen Sie den schmerzlichen Eindruck; er war der allerdings zu hohe Preis, um den ich mir doch einige Erleichterung erkaufte. Schelling war heute entzückt über die auffallende Besserung von gestern auf heute und gab die ernstliche und ganz unverdächtige Versicherung, daß mein Anfall gewiß keiner von denen sey, welche mit Wiederholung zu drohen pflegen, sondern ein bloß lokaler; er sey nicht durch meine Nervenschwäche überhaupt, sondern lediglich durch eine specielle und momentane Schwächung und Ueberreizung von Reisen und Kümmernissen bewirkt, oder durch jene wenigstens vorbereitet. Ruhe, ungestörte Ruhe ist mir jedoch immer noch zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht. Ich suche sie mir zu gewinnen, so gut ich kann; ich habe seit fünfzehn Tagen nicht nach Frankfurt geschrieben, um jede Aufregung von dort zu vermeiden. Marie hat an Emilie einen Brief geschrieben, der mich sehr gefreut hat, indem ich daraus ersehe, daß ihre große Ruhe mehr in ihrer Sitte, als in ihrer Empfindung begründet ist. Jetzt erst gewinne ich die Ruhe, die nöthig ist, um mich in meine Lage zu finden. In den Tagen bisher war ich so aufgeregt, daß sich mir hundert Entschlüsse durch die Seele jagten und verdrängten, von denen ich Ihnen nur die wenigsten mittheilen konnte. So viel ich Ihnen auch mittheilte von meinen Seelenzuständen, so sagte ich doch nur wenig von den schweren Besorgnissen, womit mich der Schlaganfall für die Zukunft erfüllte, um Sie nicht allzusehr zu beunruhigen. Ich erschien mir selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen. Ich hatte ein peinlich niederschlagendes Gefühl von meiner absoluten Unfähigkeit zum Heirathen und dieß Gefühl erregte mir ein Grauen vor demselben. Alle meine Hoffnungen auf Kinder, die ich mir so lang und so sehr gewünscht, und auf

ein häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhängnisses versunken, da mich der Unfall gerade in dem Augenblicke getroffen, wo ich mit den letzten Anstalten zu meiner Verheirathung beschäftigt war. Ich gehe jetzt nicht nach Frankfurt, sondern erst nach meiner völligen Wiederherstellung. Cotta wird ohne Zweifel das Kapital verzinsen. Marie hat, wie ich nach Aeußerung eines ihrer Vettern irgend hier in Stuttgart gehört habe, 20,000 Gulden zu erwarten, wenn auch nicht gleich, doch nach dem Tode ihrer Mutter. Bedingungen meiner Heirath müssen noch immer bleiben: meine hergestellte Gesundheit und wenigstens eine Minimalsicherheit der Existenz. Meinen Wohnort nehme ich in der Klause bei Medling. Marie wird gewiß damit zufrieden seyn. Baron Bayer hat mir geschrieben, er halte den Kauf des Hauses bis März für mich offen; er werde mir's für einen Preis überlassen, wie keinem andern Menschen. Der Brief kam heute und ich habe ihm sogleich geantwortet, daß ich ihm demnächst nähere Anträge stellen würde, auch möchte er mir sogleich wieder schreiben: Adresse, Reinbeck. Ich will durchaus in Ihrer Nähe wohnen, liebe, theure Sophie! Ihr heiterer, ja freudiger Brief, die Antwort auf den meinigen vom 28. September, stärkte mich wieder im Muthe, meine Angelegenheit auf eine für mich, meinen Charakter, die Welt und Marie befriedigende und versöhnende, ehrenvolle Weise durchzuführen. In welche neuen Kämpfe, Unruhen, Zerwürfnisse und Affekte hätte mich ein Rücktritt, der mir in den letzten Tagen meines Elends unvermeidlich schien, verwickelt! Ich danke dem Himmel für die Rückkehr meiner Sammlung und ruhigen Thatkraft, auch dafür, daß er mir ein Zeichen für die Zukunft gegeben hat, indem mitten in den ärgsten Erschütterungen meines gequälten Gemüthes mein fester und inniger Zusammenhang mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, nie aufgehört hat, einer der festen, der wenigen festen Punkte zu bleiben, an welchen sich meine schmerzlich zerrüttete Seele noch halten konnte. Es bleibt bei meinen Aeußerungen vom 28. September. Auch Ihnen wird meine Vermählung noch Beruhigung und Freude bringen, ich weiß es gewiß.

Dieser Brief blieb ohne Schlußgruß und Unterschrift.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 13. October 1814.

Ich bitte, mir vom Tage des Empfanges dieſes Briefes erſt dann zu ſchreiben, wenn Sie weitere Nachrichten von mir haben.

Geliebte Sophie! Ich habe jetzt wieder eine wahre Paſſion an Sie zu ſchreiben, und zwar eine noch weit größere, als zur Scharlachzeit; überhaupt ſteht dieſe Zeit in jedem Anbetrachte höher, viel höher, als jene rothgeſprenkelte. Alſo Sopherl, liebes!! einen herzinnigen Gruß mitten in Ihre theure herrliche Seele hinein, und gute Bothſchaft von meinem Befinden. Der Nachtſchweiß iſt auch in der letzten Nacht ausgeblieben, ich habe doch vier Stunden gut geſchlafen; die Kräfte kommen langſam langſam wieder. Seyen Sie vollkommen beruhigt auf mein Wort; es iſt durchaus nichts zu beſorgen, als etwa eine ſich langhinziehende Reconvalescenz, was mir übrigens von vornherein nicht anders zu erwarten ſtand, wie ich glaube. Durch ſtupide Eilfertigkeit meines Hin- und Herrollens im Eilwagen hab' ich mich profund geſchwächt; das iſt aber nichts Gefährliches, braucht nur recht gute Suppen von Ihrer Liſi. Sie ſollen noch ſtaunen, was ich jetzt für ein anhänglicher und ſitzbarer Wiener ſeyn werde. Ich hab' Ihnen recht viel zu ſagen, liebe Sophie. Warten Sie ein wenig; ich muß mir Ihre beiden heutigen Briefe aus dem Käſtchen holen und nachſchauen, was Sie mir darin für Fragen ſtellen. O, liebe Sophie, ich ſteh ſchon auf. —

Mein Geſicht iſt gar nicht entſtellt, überhaupt trotz allem Leiden und allem Scheiden noch immer gar nicht übel. Meine rechte Wange freut ſich ſchon ſehr darauf, von Ihnen unterſucht zu werden. Das war Frage Nro. 1.

Nro. 2. Als Arzneimittel erinnere ich mich auf dem Recepte unter Andern auch radix valerianae und radix cariophillata (nicht cariophillorum, was eine andere Wurzel ſey) geleſen zu haben. Nächſtens werde ich zu meiner Kräftigung mit einem Chinarindenpräparat regalirt. Meine völlige Herſtellung werde ich übrigens nicht hier abwarten, ſondern in einer Gebirgsgegend. Meine Freunde rathen mir ſämmtlich den Schwarzwald an; ich hab' aber auch Freunde, von denen ich weiß, daß ſie lieber Iſchl empfehlen möchten, und ich werde ſo frei ſeyn, nach Iſchl zu gehen.

Meine Abreise von hier hab' ich vorläufig auf den 20. October präliminirt; vielleicht kann ich noch früher dahin abgehen; je nach dem Gange meiner Erholung. Ich freue mich sehr auf unser Ischl; da werde ich mich recht lebhaft an gar liebe und schöne Zeiten erinnern, und vielleicht bei Steininger oder bei Anböck wohnen. Letzteres ist wahrscheinlicher. Uebrigens auch möglich, daß ich ins Hotel an der Traun ziehe, um dort Alles beisammen zu haben. Die Ischler Luft wird das Beste machen. Ich bedarf großer Ruhe, Entfernung aller heftigen Eindrücke, aller unfreundlichen; ich wollte, Sie wären in Ischl! — Jetzt wollen wir nach unsern Fragen sehen. Also die Heirath. Wenn Marie wenigstens 20,000 fl. in Allem mitbekommt, so werde ich wohl heirathen, jedoch nur unter der Bedingung völliger Herstellung meiner Kräfte. In die Frohn geh' ich nun einmal nicht, und mag auch ganz Deutschland darüber die Michaelisnase rümpfen. — Meine Nacht von gestern 9½ Uhr bis 3 Uhr früh ist so merkwürdig und furchtbar erschütternd gewesen, daß ich zur Darstellung derselben ein eigenes Album angelegt habe, das Sie, nur Sie allein in der ganzen Welt, lesen, ich aber behalten werde. In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehen, und habe gesehn, daß meine ganze Seele Ihnen gehört auf ewig. — Den Schlag lasse ich mir nicht nehmen. — Es war zwar kein Blut- oder Gehirnschlag, doch wars gewiß ein Nervenschlag, der jedoch in seinen Folgen nicht so bedrohlich ist. — Meine Augen sind zu angegriffen, als daß ich in der Dämmerung weiter könnte. Tausend Segen, gute Stimmung! Alles wird gut gehen; mein größter Beruf im Leben soll seyn ein treues und liebevolles Bestreben, Ihnen recht viel Freude in Ihr schönes und großes Herz zu bringen. Vale, carissima! Vale! Vale! Niembsch.

Stuttgart, 14. October 1844.

Liebe Sophie!

Recht faul bin ich in diesem Augenblicke, selbst zum Schreiben. Heute kann ich nicht viel schreiben. Ich bin eben vom Tisch aufgestanden und schläfrig, später aber kommen Besuche; ich muß kurz seyn. Eine Mittagsruhe

wird mir wohl thun. Es geht beſſer und vorwärts; das Gemüth wird wieder heiter, wie ſchon mein geſtriger Brief mich ſelbſt erfreute durch die herzliche Lebensfreude, die darin lebt und ſpricht. Den 20. l. M., oder vielleicht ſchon ein paar Tage früher, weil das Wetter herrlich iſt, reiſe ich ganz langſam pomali nach unſerm lieben Iſchl. Der Nachtſchweiß war nur ein vorbeiziehender Unhold. Die Kräfte kommen ſchon, ich fange ſchon wieder an mit Vergnügen zu eſſen, ſchlief dieſe Nacht um etwas länger, um etwas ruhiger. Vor Allem iſt mein Gemüth ſtärker, vertrauensvoller. Ich habe mein Schickſal endlich erfaßt und weiß, was zu thun iſt. Seyen Sie ganz ruhig und heiter; ich bin und bleibe, was mein geſtriger Brief ſagt. Morgen, und bis zu meiner Abreiſe täglich, ſchreibe ich wieder. Es iſt mein liebſtes, ja einziges Geſchäft, außer etwas Lektüre. Ich werde Ihnen ein ſehr ſchönes Lied von Heine, Ihrem Schützling, ſenden; ich will mich nicht ohne Sie daran freuen. Gott mit Ihnen! wir ſehn uns bald wieder. Ihr Niembſch, der ſchläfrige. Mein Album wird Sie freuen.

Das gemeinte, aber nicht beigeſchloſſene, Heine'ſche ſchöne Lied heißt:

Neuer Frühling.

Es ragt ins Meer der Runenſtein u. ſ. w.

Stuttgart, 15. October 1844.

Liebe Sophie!

Geſtern hab' ich Ihnen einen wunderlich duſeligen Brief geſchrieben; ich war ſehr ſchläfrig und wollte doch durchaus an Sie ſchreiben, weil ich Ihre freundliche und ſorgenvolle Theilnahme für mich kenne. Ich ſchrieb etwas von Iſchl, wie im Traume, und ſchlief gleich darauf ein. Nach einem ſehr erquickenden Schlaf bin ich geſtärkt und ungemein heiter, wie ſeit lange nicht, erwacht; doch trug ich mich noch mit der Iſchler Grille, ſie zirpte noch in meinem alten Gebäude. Als der Brief bereits fort war, Abends um 8 Uhr, fiel mir jener Wahn plötzlich ab, und ich erſchrack ſehr darüber, daß ich Ihnen den Unſinn geſchrieben hatte. Ich fürchtete eure Unruhe darüber, doch beſann ich mich auch zugleich darauf,

daß ich mich Niembsch, den ſchläfrigen, unterzeichnet hatte. Das beruhigte mich wieder, wie auch der Gedanke, daß Sie die Sache gleich für das nehmen würden, was ſie iſt, und überzeugt ſeyn würden, daß alle meine Freunde, beſonders Schelling, ſolche Reiſe nimmermehr zugeben würden, und ich von mediziniſcher Polizei feſtgehalten werden müßte. Damit Ihnen aber dieſer Einfall nicht als abſoluter Unſinn erſcheine, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich Luſt hatte und noch habe, (ſchreiben Sie mir auch hierüber) das Bayerſche Haus in der Klauſe zu kaufen. In Iſchl ſitzend, dacht' ich mir, wenn man das denken nennen kann, könnte ich während meiner Geneſungszeit leichter und ſchneller mit Bayer wegen des Hauſes verhandeln; dorthin würde vielleicht Bayer ſelbſt zu mir reiſen, um das Geſchäft abzuthun. So räſonnirt der arme kranke Mann. Nun weiter: Eine meiner widerwärtigſten Vorſtellungen war mir die von Hin- und Widerreiſe, eben weil ich dem Uebermaße davon meine Krankheit verdanke. Hieran ſpann ich folgenden Nonſens: Meine völlige Wiederherſtellung, dünkte mich, würde wenigſtens den Winter hindurch währen, unterdeſſen könnte ich alle Anſtalten zu meiner Vermählung treffen, und dann im Frühling meine liebe Braut und ihre Mutter nach Iſchl abholen, ſodann nach Medling hinabreiſen, wo ich mich mit Mariechen idylliſch vermählen ließe. Ich hatte ſchon vor einigen Tagen dieſen raffinirten Plan auch Doktor Schelling eröffnet, der ihn ganz geduldig anhörte und ihn nicht eben zu verwerfen ſchien; doch erzählte mir geſtern Abend Emilie, als ich bereits von ſelbſt das Verkehrte dieſes Vorhabens erkannt hatte, Dr Schelling habe ihr geſagt, er habe mir nicht widerſprechen wollen, um mich nicht zu erregen; er ſey aber völlig überzeugt geweſen, daß ich von ſelbſt davon zurückkommen würde. Ach, liebe Sophie, wie iſt es doch ſo traurig, daß der Körper den Geiſt ſo dunkeln und ſchwächen kann! — Ich möchte darüber weinen, doch thu ich's nicht; es geht ja doch bald vorüber! — Ihre Briefe haben mir heute große Freude und Stärkung gebracht. Gott lohne es Ihnen, theure Sophie! — Heute früh erwachte ich nach erquickendem und ganz ſchweißloſem Schlafe mit zurückgekehrtem Bewußtſeyn und wiedergebornem Lebensmuthe. Die Nervenleiden ſchwerſter Art hatten mir faſt Alles verzerrt, entſtellt, verfälſcht und verſtümmelt. O, theuerſte Sophie, was haben

Sie mir für heute für liebe, erquickende, beruhigende, ſtärkende, balſamiſche Briefe geſchrieben! Ich habe mich geſtern Abend mit dem Gefühle meiner Gebrechlichkeit zu Bette gelegt und konnte lange nicht einſchlafen. Da erhob ſich mein gebeugtes Herz zu meinem Gott im inbrünſtigſten Gebet um Hülfe und Segen. Ich lag lange zu ſeinen Füßen, und ich fühlte, wie er mich langſam und linde erhob, und an ſeinem Herzen ruhen und ſelig weinen ließ, wie ich in dieſem Augenblicke ihm und Dir, liebe Freundin, Thränen des Dankes weine. Wir werden noch ſchön und glücklich leben. Ich gebe das viele Reiſen auf, ſetze mich in Wien, und arbeite und lebe meiner Marie und meiner Sophie, meiner Thereſe, meinen Freunden, meinem Gott, meiner Kunſt, und heile mich aus von Leiden, die ich ſelbſt ſprechend, mündlich erzählend, Ihnen kaum andeuten können werde. — Die Wohnung im Freihaus iſt auf der Stelle zu nehmen. Fürchten Sie nicht, daß ich aus Uebereilung ſpreche! Ich habe lang und ſchwer überlegt. Es gibt für uns Alle keinen Ausweg, keine Verſöhnung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirathe, das mir nun wieder ganz ſo edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen ſteht, wie vor den Tagen meiner Leiden. — Ich bin, auſſer Nachts, nie zu Bette gelegen, die Unruhe meiner Nerven hätte das nicht ertragen; doch lag ich in den erſten Tagen meiner Krankheit den größten Theil des Tages auf dem Ruhebett, indem ich zwiſchendurch manchmal im Zimmer auf- und niederwackelte. Heute hat mir das Eſſen zum erſtenmale wieder gut geſchmeckt. Ich trinke nur ſehr wenig Wein mit ⅓ Waſſer, eben ſo wenig Kaffee. Die Nahrungsſorgen ſind mir wie hinweggebl ſen; ich habe ſie durch dieſen Ausbruch ihrer antipathiſchen Schädlichkeit, meine Krankheit, für immer überwunden. Was meine Geſinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie, ſo kann es kein Unrecht gegen meine Braut ſeyn, die ich doch erſt ſeit kurzem kenne, wenn ich ſage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte. Wir kennen uns ſeit zwölf Jahren; eine weite Strecke Zeit voll Liebe, und Leid und ſchmerzlicher Entſagung. Das wäre kein Herz, das an ſolchem Bilde nicht ewig feſthielte. Wir dürfen nur unſere Entſagung um eine Stufe höher ſtellen und die liebe Marie in unſern Bund mit Vertrauen hereinziehen, ſo können wir ein ſchönes und glückſeliges Leben führen, theure, theure Freundin! Ich bleibe bei

Reinbecks bis zu meiner völligen Wiederherſtellung und gehe dann mit Gott nach Frankfurt. Die Aeußerungen meines Arztes, den ich außerordentlich lieb gewonnen habe, ſind ſehr beruhigend für die Zukunft; er ſagt: wenn ich nicht reich an Lebenskraft wäre, ſo hätt' ich das Alles gar nicht ertragen können. — Ich danke dem lieben guten Max für die Zeichnung der Wohnung, auf die ich mich ſehr freue. Ich gratulire dem lieben S. von ganzem Herzen, wie auch der lieben Jetti. Schreiben Sie mir wieder hieher.

Stuttgart, 16. October 1844.

Liebe Sophie!

Es iſt ein Wunder geſchehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, ſpielte einen ſteiriſchen Ländler, tanzte dazu ſelbſt und ſtampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das Alles in den Zeitungen leſen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war geſund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal ſchwach war ich geblieben. Adjeu, Herzerl! Ihr Niembſch.

Vertatur.

Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bischen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und[1] ſchwach; aber alle eigentlichen Nervenzufälle ſind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umſonſt hab' ich ihn immer ſo geliebt. Lebt wohl Alle! Bald komme ich nach Iſchl, aber dießmal ernſtlich. Niembſch.

Aus der Feſtigkeit meiner Hand[2] ſehen Sie, wie gut es mir gut.[3] Dieſe Geigengeſchichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerſt verblüfft und er wird dieſe Thatſache in Journalen zur Sprache bringen. Das iſt ein muſikaliſches Phantaſiewunder, wie Sie aus der Allgemeinen Zeitung ſehen werden. Auf Wiederſehn!

[1] bin.

[2] Dieſe war äußerſt unfeſt, ja geriſſen.

[3] ſtatt: geht.

Zur möglichſt genauen Kenntniß und Ergänzung der Ereigniſſe dieſes höchſtwichtigen Zeitabſchnittes werde hier dasjenige zuſammengeſtellt, was hierüber theils Briefe Reinbecks an mich, theils eine Aufzeichnung des Obermedicinalrathes v. Schelling, theils, und zwar zumeiſt, Emma Niendorfs ſchätzbares Buch (S. 221—279) enthalten, und was ich endlich überdieß ſelbſt auch noch erfahren oder erforſchen konnte.

Am 29. September war Niembſch bei dem mit ſeinen Gaſtfreunden eingenommenen Frühſtück ſehr ſtill und in ſich gekehrt, brach aber alsdann plötzlich in einen ſehr heftigen Affekt und in Thränen aus, und bemerkte unmittelbar hierauf in ſeinem Geſichte eine ungewöhnliche Empfindung, welche ihn ſehr erſchreckte, ohne daß er jedoch zugegeben hätte, wie ſeine Umgebung es gewünſcht, ärztliche Hülfe für ihn herbeizurufen. Bei dem Mittageſſen war er ruhig und ging Abends bei ganz ſchlechtem Wetter aus, um Beſuche zu machen. Die nächſte Nacht brachte er ſchlaflos und in einem ſehr ſtarken Schweiße zu.

Am 30. September wurde Schelling veranlaßt ihn zu beſuchen und fand ſein Geſichtsleiden in einer ſogenannten Paralysis rheumatica faciei beſtehend, über welchen Zuſtand der Kranke äußerſt beunruhigt war, in des Arztes Beiſeyn in einen Strom von Thränen ausbrach und ſich für den unglücklichſten Mann erklärte, indem er eben im Begriffe ſtehe, ſich zu verheirathen, und jetzt von einem offenbar ſchlagartigen Uebel heimgeſucht werde, bei welchem er keine Stunde ſicher ſey, daß daſſelbe als ein allgemeiner Schlag wiederkehre. Schelling ſuchte ihn möglichſt zu beruhigen, indem er ihm vorſtellte, daß ſein Uebel mehr lokaler Art ſey und in den meiſten Fällen ohne weitere Folgen in kurzer Zeit gehoben werde, und verordnete ihm Einiges,[1] ſo wie ein ſpaniſches Fliegenpflaſter hinter das Ohr und ließ ihn mit einem leinenen Tuche das Geſicht verbinden. Er ſchien auch wirklich beruhigt zu ſeyn, war Abends im Kreiſe ſeiner Gaſtfreunde ganz heiter, ſprach mit ihnen von einem Landhauſe bei Wien, welches er zu kaufen beabſichtige, um daſelbſt nach ſeiner Verheirathung ſich niederzulaſſen, und war ganz guter Dinge und von den beſten Hoffnungen für ſeine Zukunft erfüllt. Am folgenden Tage (1. October)

[1] inf. rad. valer. und fol. aurantior. mit einem kleinen Zuſatze von Elix. acid. Haller.

aber quälte ihn offenbar die Besorgniß für seine zukünftige Existenz wieder mehr, auch rechnete er fast den ganzen Tag, ließ mitunter in seiner Unruhe den Gedanken durchblicken, seine eingegangene Verbindung wieder aufgeben zu wollen, von welchem Gedanken er jedoch im nächsten Augenblicke wieder absprang und sich ganz heiter über das Glück, welches ihm durch seine Heirath bevorstehe, äußerte. Den nächsten Tag (2. October) brachte er abwechslungsweise in ganz heiterer und wieder ganz trüber Stimmung zu; bald drückte er den Wunsch aus, für sein ganzes Leben in Stuttgart bleiben zu können und besann sich auf eine für ihn passende Wohnung, bald wollte er baldmöglichst von Stuttgart wegziehen und verlegt nach Zürich oder einem einsamen Ort auf dem Schwarzwalde, oder nach Baden ziehen, um daselbst seine Wiederherstellung abzuwarten.

Nachdem Niembsch mehrere Tage hindurch in ziemlich gleichem Zustande von wechselnder Aufregung und Abspannung zugebracht hatte, erhielt er am 12. October einen Brief aus Wien, welcher ihn offenbar im höchsten Grade verstimmte und beunruhigte, und auf dessen Beantwortung, welcher er den ganzen Nachmittag gewidmet hatte, er am Abend äußerst bleich und abgehärmt aussah. In der darauf folgenden Nacht trat auch wirklich der erste stärkere Paroxismus seiner Tobsucht ein, indem er ganz schlaflos blieb, eine fürchterliche Angst und Verzweiflung sich seiner bemächtigte und er mit Fäusten gegen sich schlug. Selbstmordsgedanken in ihm aufstiegen und überhaupt auch eine Menge der grellsten Gedanken und Bilder durch seinen Kopf gingen. In seiner Angst raffte er in dieser Nacht eine Menge seiner Papiere zusammen und verbrannte dieselben in seiner Waschschüssel. Am folgenden Tage zeigte er sich sehr bekümmert über den Verlust des Manuscripts seines Don Juan, das er mit andern Gedichten verbrannt zu haben glaubte. Durch einen Zufall konnte aber Emilie dasselben noch gerettet werden, weil er es in den Reisesack verpackt hatte. Sie nahm es nun zu sich in Verwahrung. Niembsch setzte auch gleich Morgens eine ganz gut abgefaßte, detaillirte Geschichte dieser Nacht auf. Schelling erhielt die erste Ahnung des wahren Zustandes Lenau's, als ihm dieser, jenen Aufsatz von zwei Bogen in der Hand, gestand: das sey ein Delirium gewesen, und doch habe sein Geist so viel Macht besessen, es zu bewältigen. Das war dem Dichter psychologisch

merkwürdig. „Wenn's nun nicht wiederkommt!“ seufzte er mit sing immer Emilien, ob's doch nicht wiederkehre? Er möchte keine solche Nacht mehr erleben; es sey gar zu grausig gewesen. Die Schilderung, die er davon aufgesetzt, könne er ihr erst vorlesen, wenn sie zehn Jahre älter sey, denn jetzt würde sie ohnmächtig davon werden. Nachher begann er doch, dieselbe als ein höchst merkwürdiges Abenteuer aus der Geschichte seines Lebens seinen Hausfreunden, dem Arzt und einem andern Freunde vorzulesen, wurde aber dabei wiederholt so von Müdigkeit und Schlummer ergriffen, daß der Arzt ihm rieth, die Schrift zu vernichten und sich aus dem Sinne zu schlagen, was er auch späterhin, nicht ohne Widerstreben, gethan hat. Uebrigens suchte Schelling ihn, da er sehr niedergeschlagen, zitternd und blaß aussah, damit zu beruhigen: diese schaudervolle Nacht könnte die Krise seiner Krankheit bezeichnen und er sich nun auf dem Wege der Besserung befinden. Die Vorgänge dieser Nacht hatten die dringende Nothwendigkeit herausgestellt, den Kranken von nun an Tag und Nacht in steter Beobachtung zu halten, weßhalb Vorkehrungen getroffen wurden, denselben aus seinem Zimmer im zweiten Stocke des Hauses in das Parterre zu übersiedeln, wo eine dem Staatsrathe v. Hartmann gehörige Stube und ein Kabinet, nur durch eine Halbwand getrennt, und deren drei Fenster sich auch gegen außen durch Vorhänge und Laden nöthigenfalls vermachen ließen, vorhanden waren, damit die Wächter, welche der Kranke schlechterdings in sein Zimmer nicht aufnehmen zu wollen erklärte, in dem Kabinet verweilen könnten. Uebrigens befand sich Niembsch, abgesehen von seinem angegriffenen Zustande, an diesem Tage erträglich. Er verlangte Nachmittags auszufahren, was ihm auch gestattet wurde. Seine Gesichtslähmung hatte sich in der Zwischenzeit von Tag zu Tag immer mehr gebessert, so daß sie ihn im Essen, Sprechen, Reden wenig mehr hinderte und nur noch beim Lachen eine leise Verziehung des Mundwinkels zu bemerken war und er auch über diesen Punkt keine Anfechtung mehr sich machte.

Diesen Abend war Niembsch zum erstenmale wieder im Kreise der Freunde so gesprächig, so mittheilend; aber man konnte sich darüber nicht freuen. Es war Gewitterschwüle, die Ruhe vor Ausbruch des Sturms. Er verrieth viel innere Aufregung. So hastig, solche Sprünge! Wie im Fieber. Verhältnißmäßig kindisch Manches, fast als sage er es noch

mehr ſich vor als den Andern. Ordentlich plauderhaft. In vielen Momenten brach freilich der alte Geiſt wieder durch. Dieſe Strahlen machten immer den Eindruck wie Sonnenuntergang: gleich Blicken und Worten eines Sterbenden! Er las viel vor, z. B. den größten Unſinn: Stern's Gedichte — ein Preßburger — in den zwanziger Jahrgängen erſchienen, unreife Erſtlinge. Alle lachten ſehr. Dann griff er zu Heine's neuen Liedern. Er äußerte von ihm: auf einem Blatte ſey er ein Gott, auf dem andern ..... Man müßte, um das Schöne rein zu genießen, an den cyniſchen Stellen Warnungszeichen hinmachen, Leuten, die ſagen: „Da iſt das Zartgefühl verunglückt!“ „Sie müßten bedenken, die Phantaſie hat nicht nur die Fähigkeit, einzelne Bilder, einzelne Geſtalten zu geben, ſie kann auch ſolche Macht haben, daß ſie in gewiſſen Momenten Stimmungen in Einen gießt; und in ſolchen Momenten kann ſelbſt ein Menſch von ſonſt weniger Charakter auch ſehr geſinnungsvolle Gedichte machen, die uns zur Bewunderung hinreißen. Aus dieſem Geſichtspunkte muß auch Heine betrachtet werden. Man faßt ihn nicht ſo auf und doch iſt's das allein Richtige. In ihm ſteckt ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker. Heine iſt uns ſehr nothwendig. Dieß Element in der Literatur kann man gar nicht entbehren.“

Die größte Freude bezeigte Lenau an dem Liedchen:

„Es ragt ins Meer der Runenſtein“ u. ſ. w.

Er wiederholte es oft. „Es iſt mir das Liebſte von ihm,“ ſagte er. „Der Ton darin iſt entzückend. Es iſt ganz wie das Meer, der Rhythmus der Wellen.“ Nur der Dichter, behauptete er, könne den Dichter in ſeinen Werken ganz genießen. „Aber Sie verſtehen,“ wandte Emma dagegen ein, „Beethoven ſo gut wie Einer, ohne Compoſiteur zu ſeyn!“ Er geſtand dieß zu und führte als Beleg die neunte Symphonie an, das letzte und herrlichſte Werk vom Meiſter. „Man benachrichtigte mich von der Probe,“ erinnerte er ſich. „Ich habe in Wien ſchon meine Bekannte, die da für mich ſorgen. Ich habe, was mich ſehr freute, gleich bei der erſten Probe der Symphonie jeden Gedanken faſſen und verfolgen können. Es ſind lauter ewige Gedanken, lauter ewige Formen, in denen er ſich bewegt. Die Aufführung, das war vielleicht die größte, die ſchönſte Stunde meines Lebens. Viele neunte Symphonie iſt das Größte vielleicht,

was in der Muſik verbanden. Beethoven ſagte auch, als er Faven ſchrieb: „Jetzt mach' ich Etwas, das muß mein Erſtes werden und überhaupt das Größte was es gibt.“ Wenn er ſo beim Bierglas ſaß, da konnte er auf einmal ſchnell ſein Schreibtäfelchen herausziehen und etwas eintragen. „Mir iſt halt was eing'falln,“ ſagte er dann und ſteckte es wieder ein. Viele Gedanken, die er ſo einzeln hinwarf, nur mit ein paar Linien und Punkten, ohne Taktſtriche u. ſ. w. ſind Hieroglyphen, die Niemand entziffern kann. So hat er in dieſem kleinen Schreibtäfelchen wohl noch einen Schatz von Gedanken verborgen ..... Die Symphonie fand in Wien getheilten Beifall. So ſagte mir nach der Aufführung Grillparzer, der ſehr muſikaliſch iſt, ſelbſt ein Inſtrument recht ſchön ſpielt: „Es iſt confuſes Zeug.“ Was das Verſtehen Beethovens erſchwert, iſt, daß man zu große Maſſen umfaſſen muß, um ſeinen Ideen zu folgen. Sie haben ſo große Umriſſe und nicht alle Menſchen können ſo viel aufnehmen im Speckkammerl ihrer Phantaſie.“

Man redete von Becher aus Eiberfeld. „Er iſt mein Liebling,“ erklärte Renan.“ Morgens kommt er zu mir herein: „Wie geht's, Niembſch? Was dichteſt du? Haſt du eine Cigarre für mich?“ Ich ſeh' ihn vor mir mit ſeinen langen blonden Haaren, die unten gelockt ſind, mit ſeinem Sackrock, ſeinen Hoſen ohne Stutzen, aus denen die Stiefelröhren herausragen. Er gibt die muſikaliſche Zeitung heraus, ertheilt Unterricht, macht auch engliſche Ueberſetzungen. Er lebt aber nur von einem Tag zum andern. Wenn er Abends eingeladen iſt, dann ſpeiſt er den ganzen Tag nicht. In der Geſellſchaft iſt er aber ungeheuer. Er kann oft fünf Gulden von Einem borgen, oder ſagen: „Bruder, gib mir einen großen Thaler, ich hab' kein Geld.“ Das gibt ihm Jeder gern. So ein Menſch iſt ein Schatz. Seine Augen leuchten wie zwei Geiſteslampen. Wenn er Einen ſo mit freundſchaftlicher Rührung anſchaut, da wird Einem ganz warm. Er hat die Mittel, viel zu verdienen, es kann ihm gar nicht fehlen; er weiß, wenn er nur arbeiten will, ſo hat er Geld; er darf nur eine Recenſion ſchreiben, darf nur Lectionen geben — und das eben macht ihn ſo ſorglos. Viele Sorgloſigkeit iſt aber faſt Liederlichkeit. Das ſeh' ich wohl ein, aber man muß nicht immer ganz correcte Menſchen wollen; das findet man ſelten. Der Eine hat die Eigenſchaft, die

ich bewundern möchte; beim Andern sind' ich auch wieder eine andere. Man verdirbt sich sonst viele Freude, wenn man Alles beisammen will. Das ist der Fluch der kleinen Städte. Man kennt da zu genau das Wesen und Treiben vom Menschen und vermehrt dadurch die Forderungen an ihn. Wenn ich eine Forelle esse, wähle ich mir auch nur das Mittelstück heraus und lasse Kopf und Schwanz liegen."

Bald trat der Reisedrang unseres Freundes hervor. „Nach Ischl will ich," äußerte er. Und nun beschrieb er gleichsam mit kindischem Vergnügen die Schlittenfahrten, die er da machen könne. Wenn der Mond so aufstiege im Winter und die weiße Gegend und die hohen Wipfel erleuchte, das sey ganz geisterhaft, so feierlich. Er fühle es immer mehr, das Hochgebirg besitze Schönheiten, die durch keinen andern Landschaftsreiz aufgewogen werden.

Man hat ihm ein sehr wohlfeiles Haus in Mödling bei Wien in der Klause mit ganzer Einrichtung angetragen um einen Spottpreis. „Herr v. Bayer, der wegzieht, möchte es gern in befreundete Hände legen. Es sind viele pruetia affectionis da, z. B. auch in lauter Kanteuils die Lappen seiner Frau, von Freundinnen aus Wien gestickt. Dann hat er auch zwei Kinder da verloren, deren Grab ich bewahren sollte."

Später gedachte er mit Wärme, daß die Knaben von Graf Alexander mit dem Hofmeister heute bei ihm waren; besonders freute ihn Eberhard, der älteste. „Du mußt mir erlauben," redete Lenau zu ihm, „daß ich Dich Du nenne, auch wenn Du noch so groß wirst. Ich habe zu Deinem Vater auch Du gesagt." Rührend und feierlich war es, als Niembsch mit ganz unbeschreiblichem Wesen aussprach: „Es gibt eine Region der Nerven, die unberührt, heilig seyn soll; eine Tiefe, wo es immer still seyn, eine geheime Ruhe walten muß. Und durch die Strapazen ist bei mir Alles auch bis auf diesen Nervengrund aufgeregt worden, der immer unbewegt, immer still seyn soll. Und da wimmelt jetzt auch Alles auf diesem Nervengrund. So seh' ich meine Krankheit an."

Beim Gehen gab er mit lieblicher, inniger Freundlichkeit die Hand. Die Nacht brachte er ruhig zu.

Am 14. hatte unser Kranker einige Stunden lang, am Tage und Nachts, lauter freundliche Bilder; er dachte sich seine Häuslichkeit u. s. w.,

betete auch viel. Gegen Emilie äußerte er, diese Krankheit habe ihm viel genützt, es sey viel in ihm Klarheit und Stille geworden, und besonders habe er sich wieder zu Gott gefunden. Er habe einen Gedankenbau aufgeführt, hoch wie ein Thurm emporgewölbt, und eben auf der höchsten Spitze das Kreuz aufgerichtet. Was er auch Weltliches, Leidenschaftliches und Frevelhaftes geschrieben, das Kreuz sey immer in seinem Herzen geblieben.

Am 15. Abends war er heiterer, gesprächiger denn je. Er las dem Familienkreise Gedichte von sich vor, erzählte viel aus Steiermark, zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut, ob der nicht lieb sey? Auch ihre hübsche Schrift; ihr Vater nämlich diktirte ihr früher stets.

In der Nacht rannte er, da die Versetzung ins Parterre noch nicht hatte ausgeführt werden können, in seinem Zimmer im zweiten Stocke auf einem Raum von wenig Fuß mit so harten heftigen Schritten hundertmal auf und ab, daß man's kaum ertragen konnte. Auch sein stets übertriebenes und in letzter Zeit noch unmäßig gesteigertes Cigarrenrauchen mußte nachtheilig wirken. Die Nächte sind schon lange so unruhig gewesen, daß Nadele, des Geheimraths alte Köchin, die unter Lenau's Stube schlief, immer behauptete, der Stock vom Herrn Baron müsse auch mit herumgehen; es sey zu arg und poltere zu heftig; sie könne kein Auge schließen. Nachts um 2 Uhr kam er in Reinbecks Stube und machte ihnen lärmende Vorwürfe, daß sie ihn beim Criminalamte angeklagt hätten. Sie redeten es ihm aus. „Ja, was ist es denn gewesen?" „Ein Traum, ein böser Traum," entgegneten Beide einstimmig. „Traum? Traum! Wenn's Wahnsinn wäre, das wäre doch das Aergste!" murmelte er vor sich hin und ging fort, legte sich zu Bette, brachte aber den Rest der Nacht ganz schlaflos zu.

Als Niembsch noch gesund war und auch wie er schon anfing zu kränkeln, sagte er immer: er müsse noch vor dem 15. October verheirathet seyn, und in der auf diesen Tag folgenden Nacht brach der Wahnsinn aus.

Morgens (den 16.) frühstückte er ziemlich aufgeregt mit seinen Gastfreunden, sagte hierauf, er müsse doch auch einmal wieder zu seiner Violine greifen, spielte ganz besonders schön auf derselben, kam aber auf einmal

darauf, einen österreichischen Ländler zu spielen, fing an zu tanzen und Luftsprünge zu machen, was er auch Schelling, als er gerade zum Besuche kam, wiederholte und dabei seine große Freude über die wunderbar heilsame Wirkung, welche die Musik auf ihn ausgeübt habe, ausdrückte, indem er von nun an völlig gesund, kräftig und neubelebt sich fühle. Er hielt auch diese Wirkung der Musik auf ihn für so merkwürdig, daß er sich sogleich hinsetzte und einen Bericht über diesen Vorgang an die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg aufsetzte. Auf einmal war er ausgegangen, ohne daß es Jemand gemerkt. Im Schrecken sandte man nach Gustav Pfizer, vertraute diesem Getreuen Alles und bat ihn, seinen Freund und Sangesbruder zu suchen; er werde wohl in der Druckerei seyn. Statt dessen war er auf die Post gegangen, hatte dort Briefe und auch jenen Aufsatz abgegeben. Pfizer begegnete Niembsch in der Königsstraße (der Hauptstraße Stuttgarts) und begrüßte ihn wie zufällig. Sie gingen mit einander. Am Bazar (fast dem königlichen Schlosse gegenüber) zog Lenau seinen Ueberrock aus und Pfizer trug diesen über dem Arme. Niembsch wollte das Kleid hinbreiten und sich darauf legen. Er könne nicht mehr weiter. Er streckte sich auch wirklich hin. Sein wackerer Freund brachte ihn aber doch wieder fort. Sie stießen hier auch auf Baron Hermann Reischach, an welchen Niembsch allerlei Buntes hinredete. „Ja, die Aerzte, sie haben lang an mir herumkurirt — da hab' ich bloß meine Violine angesehen und bin davon gesund geworden." In der Friedrichsstraße, wenn Reinbeks Haus unter Zahl 14, schleppte er sich kaum noch so fort. Pfizer stieg mit ihm in den eben vorbeirollenden Wagen vom Medicinalrathe Kestlin. Da konnte der Patient es aber auch nicht aushalten; er hielt sich immer den Kopf; das Gerassel auf dem Pflaster that ihm so weh. Sie stiegen also nach ein paar Minuten aus. Auf jeden Eckstein setzte er sich. Es war kaum anzusehen; so die lange Straße herab. Seine Wirthe mußten es vom Fenster aus beobachten und mit all ihrer Liebe sich nur duldend verhalten. Solchem Pilgerwege des Freundes zuzuschauen ist mehr, als selbst den Kalvarienberg wandeln.

Zu Hause setzte sich Niembsch lange auf den Stuhl an der Thüre, legte sich dann im Salon mit den Stiefeln aufs Sopha, schlug den Kopf hin und her, zog den Rock aus und ging in Hemdärmeln vollends hinauf.

Oben geigte und tanzte er wieder. „Es geschehen noch Wunder!“ sagte er. Ich bin ganz gesund. Die Musik hat mir gefehlt. Die Töne sind wie Thau auf meine Seele gefallen und haben sie erfrischt!“ Jemand näherte sich zufällig dem Bette, auf welchem die Violine lag. „Nur meine Violine nicht berühren!“ rief er gleich. Das war ihm immer das Höchste — sie war ihm heilig wie eine Geliebte. Er schlief heut schon im Parterre.

Er pflegte sich früher nie einzuschließen Nachts, und das war den Freunden ein Trost, weil der Kranke, so lang er oben wohnte, Niemand zum Wachen in seinem Zimmer dulden wollte; so wußten sie doch, daß man ihm leichter beizustehen vermöchte. Einst, spät Abends, dachten sie zu ihrer Beruhigung sich noch einmal zu überzeugen, ob wirklich offen sey. Man drückt leise an die Thürklinke, die aber nicht nachgibt. Jetzt wird gerufen, gebeten, daß er aufmache. Er thut es. „Sie haben also doch nicht Wort gehalten, Niembsch!“ Er hatte sich nur so aufs Lager geworfen und war wieder aufgesprungen, um zu öffnen. Da war es gar rührend zu sehen, daß er die Violine auf einen Stuhl neben sich gebettet, wie die Mutter ihr Kind. „Die wollen wir jetzt ruhig lassen,“ sagten die Freunde, und lehnten sie mit dem Kasten unten an die Lagerstätte. Als sie aber weg waren, muß er die Geige doch wieder zu sich geholt haben, denn die Diener fanden es Morgens gerade wieder so, indem sie bei ihm eintraten, und er erklärte ihnen ganz schön, wie seine Geige zu ihm gehöre.

Niembsch legte sich heute zu Bett und schien sogleich eingeschlafen zu seyn, was jedoch nicht der Fall war, indem er in einem unbewachten Augenblicke um diese Zeit den ersten Versuch machte, sich zu erdrosseln, wie er hintennach selbst eingestand. In seinem übrigen Befinden war inzwischen der Umstand eingetreten, daß sich seine Zunge stark belegte, der Appetit ganz darniederlag, was Schelling schon vor ein paar Tagen veranlaßt hatte, ihm ein Pulver und einen Aufguß zu verordnen.[1]

Gab man ihm Medicin ein, so nahm er es erst, wenn man ihm sagte: „Die Frau Hofräthin läßt bitten.“

[1] Ein Pulver aus Rhabarber, einem Salze und einem kleinen Zusatze von Rad. calam. ar. und Sem. anis.; nebenher sollte er von Infus. rad. ipecac. mit einer Solution nehmen.

Am 17. war er den ganzen Tag ruhig und faſt immer bei ſich. Die ganze Nacht aber darauf recitirte und geigte er. Der Chirurg, welcher bei ihm wachte, konnte nicht genug ſagen, welche ſchöne Sachen der Kranke geſprochen. Beſonders äußerte er ſich ſo herrlich über Schlaf und Tod. Er habe in der Nacht auch ein Gedicht über beide gemacht, vertraute er Emilien und ſagte es ihr her; ſie brachte es aber nicht mehr zuſammen.

Niembſch verbrannte in dieſer Nacht viele Briefe. Vielleicht waren es Sophiens Briefe. Er hatte Sophie bereits durch Emilie ſchriftlich bitten laſſen, ihm keine mehr zu ſenden. Jetzt verrieth er beinahe Haß gegen ſie; ein Daguerreotyp von ihr ſollte man wegwerfen; dann flehte er wieder: „Schont ſie; ſie hat zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht!“ Bald tadelte er ſie, daß ſie ſich nach franzöſiſchen Grundſätzen gebildet; bald rühmte er den hohen Geiſt, den edlen Sinn. Theure Lippen ſollen im letzten Scheiden fieberhaft zu Lenau geſprochen haben: „Eines von uns muß wahnſinnig werden.“ Schon in der Nacht beſchäftigte er ſich eifrig mit Reiſeplanen, ließ ſeine Effekten zuſammenſuchen, packte. Er wolle nicht viel mitnehmen, er komme ja bald wieder. Sein Barbier, ein erkenntlicher, wißbegieriger, junger Menſch, der bei ihm wachte, war ihm beſonders angenehm; er bot ihm an, ihn nach Wien mitzunehmen, für ſeine Ausbildung zu ſorgen, daß etwas Rechtes aus ihm würde. Der Barbier entgegnete: er könne nicht mit, weil er militärdienſtpflichtig ſey; worauf Niembſch erwiederte: das würden der Herr Hofrath und die Frau Hofräthin ſchon beim Kriegsminiſter machen. Niembſch ließ den Koffer forttragen, gab dem Bedienten des Geheimrathes eine Banknote zum Poſtgelde, zog ſelbſt Reiſekleider an, und wollte ſich nun durchaus auf den Weg begeben, wovon er nur mit Mühe abzuhalten war, denn er wollte ſeinen Freunden nicht den Kummer machen, in ihrem Hauſe zu ſterben.

(An dieſem Morgen (18.) beſuchte Staatsrath v. Ludwig zum erſtenmale mit Schelling gemeinſchaftlich den Kranken. Ludwig hat ſtets Lenau's Fauſt auf dem Nachttiſche; es iſt ſein Lieblingsbuch, iſt ganz zerleſen. Er hätte ſchon längſt gern wollen Lenau kennen lernen. Als er jetzt bei ihm eintrat, ſpielte dieſer eben herrlich Violine. Ludwig bewunderte es ſehr. Mit Thränen betrachtete er ihn und ſagte: er erinnere ihn an Taſſo.

Ludwig erzählte Lenau, wie er auf einer Reise in Tirol an ein ganzes Feld voll Stangen mit Geigen gekommen, das so seltsam ausgesehen, und wie er Anfangs gar nicht gewußt, was das bedeute, bis er erfahren, daß die Violinen da trocknen müßten.) Diese Schilderung freute den Dichter sehr und er beschrieb nun die Einrichtung eines guten Instruments. Hierauf machte Niembsch mit Ludwig und Schelling — mit dem er in der letzten Zeit eine Liebschaft angefangen und an dem ihm auch der philosophische Kopf so werth war — Plane, wie er sich in Stuttgart niederlassen, die Medicin wieder aufnehmen wolle, und wenn es ihm gelänge, nur Einen guten Gedanken zum Wohle der Menschheit zu finden, so sey das mehr als alle seine Werke. Er müsse einen Beruf haben. Die Aerzte waren entzückt von seinen Gedanken, wenn er mit ihnen wissenschaftliche Sätze discutirte im herrlichsten Latein.

Die beiden Aerzte beriethen sich und stimmten darin überein, daß die schleunigsten Maßregeln genommen werden müßten, um dem sich steigernden Uebel Einhalt zu thun. Auf ihren Rath berief Reinbeck sogleich den berühmten und erfahrenen Arzt für Gemüthskrankheiten, Hofrath Dr. Zeller in Winnenthal durch Staffete. Man sah seiner Ankunft mit höchster Angst und Sehnsucht entgegen.

Der Kranke verlangte an diesem Tage durchaus in sein früheres Wohnzimmer im zweiten Stocke zurückgebracht zu werden, und als ihm dieß endlich gestattet wurde, suchte er seine Papiere wieder durch, zerriß eine Anzahl derselben. Dann ergriff ihn Todessehnsucht. Um 7 Uhr heute Abends werde er sterben. Er zog sich ganz weiß an, legte sich erschöpft auf den Sopha, und erwartete den Tod mit gefalteten Händen. Er nahm von Allen feierlich Abschied, segnete Alle. Auch von Sophie in Wien. „Sie ist mein Glück und meine Wunde!" sagte er. Noch als er schon unten wohnte, äußerte er gegen die Vertrautesten: „Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie versteht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand. — Ich will Ihnen etwas von ihr lesen lassen, holen Sie mir das Buch in meinem Schreibtisch" .... Er wollte den Schlüssel geben, fuhr aber wieder damit in die Tasche zurück.

Niembsch und Sophie, hieß es, sollten sich das Wort gegeben haben,

daß keines von ihnen das Andere überleben wollte. Auch sollte Sophie zu Niembsch geäußert haben: wenn er einmal einen ganz heitern Brief von ihr bekäme, so dürfte er sicher glauben, daß sie sich schon dem Tode nahe befinde. — Nun erhielt er während seiner Krankheit wirklich einmal einen heitern Brief von ihr — wie man erzählt — und es bemächtigte sich seiner alsbald der erschreckende Wahn: sie sey entweder schon todt, oder dem Tode nahe. Mit größter Bangigkeit erwartete er am nächsten Tage einen Brief zur Zerstreuung seiner Furcht; allein zum Unglücke kam eben damals keiner, wiewohl früher beinahe jeder Tag einen gebracht; und auch am zweiten Tage erfreute ihn noch keiner. Man denke seine Angst, sein Entsetzen!..

Niembsch machte heute auch sein Testament. Alle Augenblicke sprang er wieder vom Ruhebette, um von Neuem wieder etwas hinzuzufügen, oder es zu zerreißen, und ein anderes zu schreiben. Emilie mußte es immer mit unterfertigen. Er setzte immer, nach Reinbecks Aeußerung, und wie auch Niembsch selber später Hofrath Zeller in Winnenthal mündlich eröffnete und dieser an Emilie schrieb: seine geliebte Schwester Therese als Alleinerbin ein, mit der Bedingung: seinen Freunden Reinbecks, als Anerkennung der ihm durch viele Jahre erwiesenen großen Gastfreundschaft 6000 fl. davon zu übergeben, wiewohl sie solches nie annehmen zu wollen erklärt hatten. Er äußerte: seiner Schwester Kinder, wenn sie ihn auch Anfangs gewiß herzlich betrauerten, würden sich doch auch freuen über die Verbesserung ihrer Lage und ihn segnen. Von allen diesen Testamenten blieb nur der Anfang von Einem übrig mit den eigenhändig geschriebenen Worten: „Mein letzter Wille. Ich ernenne meinen Schwager“ ....

In lauter edlen Kreisen, unter ernsten Bildern bewegten sich am heutigen Nachmittage des Kranken Vorstellungen, nie kindisch. „Der Tod ist so leicht; mir ist so wohl!“ sagte er. Auch einmal schmerzvoll: „Ich werde dahin seyn, vergessen. Kaum ein paar lyrische Sachen von mir sind gut. Ich sehe jetzt in Alles und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben;“ oder auch: „Mein Leben ist ein Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht.“ — Als der Tod mittlerweile noch immer nicht kommen wollte, sprach er zu Emilie: „Er bleibt so lang aus.

Helfen Sie mir, geben Sie mir etwas, daß er schneller kommt. Geben Sie mir Blausäure." — „In der Medicin, in der Suppe da hab' ich ja Blausäure"" — entgegnete Emilie, worauf er gierig schluckte. Er bat später, da er keine Wirkung verspürte, wiederholt inständigst um Gift, und trieb es so bis auf den Abend fort. Da er Niemand im Zimmer dulden wollte, so wurde den Wächtern befohlen, vor der Thüre auf dem Korridor stehen zu bleiben, und auf jede Bewegung und Laut sorgsam Acht zu geben.

Während man im ersten Stocke traurend um den Theetisch beisammen saß, kam Emilie einen Augenblick hinunter, um ihren Vater zu küssen. „Eben hat er mir seinen Urwald in Amerika verschrieben," lächelte sie. Sie ging bald wieder hinauf.

Nach einer halben Stunde hörten die Wächter Niembsch stöhnen und Emilien rufen, und als diese sogleich herbeikam, fand sie den Kranken fürchterlich entstellt aussehend, mit hervorgetriebenen, blutunterlaufenen Augen, sein Kopfkissen und Halstuch stark mit Blut, welches aus der Nase und dem Mund gekommen war, befleckt. Befragt darüber, was ihm begegnet sey, erwiederte er: „Weil Ihr mir kein Gift gegeben habt, habe ich mich mit meinem Halstuche (es war ein schwarzseidenes) erdrosseln wollen."

Staatsrath v. Ludwig, welcher ihn vor Schelling sah, beruhigte ihn so, daß, als Schelling später dazu kam, er Lenau in ziemlich natürlichem Zustande fand. Der Kranke hatte an diesem Tage Calomelpulver, welche die Aerzte ihm am Morgen verordnet, genommen und darauf einige Erleichterungen erhalten. Es wurden ihm nunmehr auch kalte Umschläge mit Essig und Wasser gemacht.

Niembsch wurde nun wieder in die Parterrewohnung gebracht. In dieser Nacht wachte auch Gustav Pfizer. Lenau recitirte viel aus den Albigensern und Savonarola in ganz wundersamen Zusammenstellungen.

Am 19. Morgens fanden die Aerzte einen Aderlaß nothwendig. Niembsch hatte eine Freude an seinem Blute, das so kräftig heraussprang. „Wie ein Alpenquell" sagte er. — „Nicht wahr, es ist ganz gesundes Blut?" fragte er den Barbier, welcher es bestätigte. „„Ja wohl, es sieht ganz gesund aus, nur wie von einem gehetzten Hirsch."" — Das gefiel

Lenau gar wohl. „Ich bin ja auch ein gehetzter Hirsch!“ entgegnete er, und wollte immer, der Chirurg ſollte der künftigen Schwiegermutter eine Beſchreibung von dieſem Aderlaſſe ſchicken. Das mache ihm jetzt wieder friſchen Muth zum Leben und Heirathen, daß ſein Blut ſo geſund ſey. — Es bildete keine Entzündungskruſte und der Blutkuchen zeigte nur eine geringe Conſiſtenz.

Und nun fuhr Lenau fort, lauter heitere Zukunftsplane zu bauen; er ſprach unaufhörlich und der Schlaf floh ihn fortwährend. „Wie kann man nur ſo alberne Vorſtellungen haben!“ ſprach er wegen geſtern. „Da hab' ich mir eingebildet, die Emilie gäbe mir Blauſäure!“ — Vorbeck war lang bei ihm. Niembſch gibt viel auf ihn. — Man erwartete Zeller, der aber von ſeiner Schweizer Reiſe noch nicht zurückgekommen war. Niembſch ſprach immer davon, ein ärztliches Frühſtück zu veranſtalten, wozu er auch Hardegg einladen und dabei Theſen aufgeben wollte, die er ſich notirte, z. B. über die Tranſpiration. — Er ſagte auch ein paarmal: „Heute kommt meine Braut.“ Niemand konnte daran denken, denn der Arzt hatte es ihr abgerathen. — Als Nachmittags Emma aus dem Reinbeck'ſchen Haus von Hartmanns ging, geigte Niembſch in ſeinem Parterrezimmer eben wunderſchön. Wie Geſang: — ein Schweben, Verathmen der Töne, ganz Liebe und ſüße Klage. Gleich einer Nachtigall, voll Frühlingsſehnſucht. Seufzt ſie nach Glück, nach Grab? Fleht ſie um Ruhe oder um den Himmel? Kann ſie nicht vergeſſen? Sie hat den Lenz überlebt. Kahl ſind die Bäume, ſchnell fliegen die Wolken. Keine, keine nimmt ſie mit, weit, weit zum Frieden, fern zur Wonne.

Richtig traf noch am 19. Abends Marie mit ihrer Mutter zu Stuttgart im Hotel Marquardt ein. — Auerbach berichtet: „Auf die Kunde ſeiner Krankheit reiste ſie mit ihrer Mutter im Eilwagen nach Stuttgart. In Heidelberg mußte der Wagen auf die von Karlsruhe kommende Poſt warten, die Damen gehen am frühen Morgen in den Gaſthof, die Braut nimmt unwillkürlich eine Zeitung zur Hand, und lieſt die furchtbaren Worte: „Lenau iſt wahnſinnig und liegt in der Zwangsjacke.“ —

Den 20. früh, eh es noch zur Raſerei kam, blieb Niembſch darauf, daß ſeine Braut angekommen ſey, und man mußte ihm den Spiegel an's Bett geben, daß er ſeine Haare ordne. Bisher zeigte ſich der Patient

niemals vernachläſſigt in ſeinem Aeußern, ſtets rein und ſorgfältig gekleidet, glatt gekämmt. Oefters wiederholte er: er wolle eine Muſterehe haben. Alle, die die Braut in Stuttgart ſahen, wo ſie einige Tage verweilte, ohne zu dem Kranken dringen zu dürfen, weil die Aerzte ſeine Erregung fürchteten, ſtimmten darin überein, daß es eine ganz weibliche Erſcheinung ſey; eine zarte Geſtalt voll Anmuth; ein Oval, etwas Madonnenhaftes im Antlitze. Im Weſen ſehr ſanft und ruhig. Achtzehn Tage nur im Ganzen hat Lenau ſie gekannt. — Achtzehn Tage — und jetzt das ganze Leben einſam, zerſtört! Zu Hauſe alle die frohen Vorbereitungen, Alles fertig, die Ausſteuer u. ſ. f. Lang faßten ſie den Gedanken gar nicht, ſie und ihre Mutter, die eine gar gute Frau ſeyn muß. Jetzt meinte Marie, ſie möge gar nicht hoffen, denn ſie wolle dieſen Schmerz nicht noch einmal durchringen; ſie habe auf Alles verzichtet, ſie getraue ſich nicht mehr an Glück zu glauben.

Gegen 4 Uhr Morgens fing ſchon der Sturm an. Niembſch ſchrie vielleicht hundertmal: „Auf, auf, Lenau! Lenau!“ grauſig, weithin dröhnend. So auch um 5 Uhr Morgens, um welche Zeit ihn Schelling ſchon ſah. Später wurde er etwas ruhiger. Um 7 Uhr bat er einen ſeiner Freunde, welcher mit zwei Wächtern bei ihm war, ihn zu verlaſſen, weil er ruhen wollte, ſchickte den einen der Wächter, des Geheimraths Diener, Ferdinand, in das Nebenzimmer, um ihm ein Glas Waſſer zu holen, und während der Andere entfernt auf dem Sopha ſaß, benützte Niembſch den von ihm liſtigerweiſe zubereiteten günſtigen Augenblick: aus dem Bette ſpringend, das noch nicht wieder zugebundene Fenſter ſchnell aufzureißen und im Hemde und baarfuß zum Fenſter hinaus, das etwa acht Schuh vom Boden der Straße erhaben iſt, in dieſe hinunterzuſpringen, wobei er den eben vorbeigehenden Bedienten des engliſchen Geſandten beinahe niederwarf. Gegen hundert Schritte lief er die Straße hinauf, beſtändig aus allen Kräften ſchreiend: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!“ Es ſoll ein gräßlicher Auftritt geweſen ſeyn. Heine's und Freiligraths neue Lieder, welche ihn in der letzten Zeit viel beſchäftigten, und aus denen er oft Stellen wiederholte, mögen wohl auch die Richtung dieſer Ideen miterzeugt und überhaupt zündbar gemacht haben. Von jenem Bedienten und einem Soldaten eingeholt, wurde Niembſch ſogleich in ſein

Bett zurückgebracht. Hier tobte er nun auf das Heftigste, stieß alle erdenkbaren Schimpfworte, besonders auch gegen seine Aerzte, in grobem österreichischen Dialekt aus. „Mörder, Räuber!“ schrie er immer. Sobald Emilie sich blicken ließ, nannte er sie „Giftmischerin!“ und als sie mit Reinbeck sich ihm nahte, in der Hoffnung, ihn doch etwas beschwichtigen zu können, gab er der sanften Märtyrerin einen Backenstreich und Reinbeck faßte er an der Gurgel, und hätte ihn beinahe erwürgt. „Die Schwaben können es niemals verantworten, daß sie mich so behandeln,“ wüthete er. „Andere mögen sie plündern und einsperren soviel sie wollen, aber bei mir wird es ihnen nicht so hingehen. Die Schwaben müssen vernichtet werden, dieß Haus zerstört bis auf den Grund. Eine österreichische Armee wird über sie kommen, sie Alle in die Pfanne hauen, und in ganz Stuttgart keinen Stein auf dem andern lassen!“

Er blieb den ganzen Tag in der heftigsten Aufregung, so daß seine Stimme zuletzt ganz heiser wurde. Abends war er wieder besonders wild und grob gegen die Aerzte und Alle, welche in seine Nähe kamen. Er schrie so entsetzlich, daß viele Leute sich auf der Straße sammelten und unter dem Fenster standen. Die Nacht hindurch war er doch etwas ruhiger, jedoch abermals fast ganz schlaflos.

Schon am Morgen dieses furchtbaren Tages, als Emma Niendorf bei ihrer Toilette saß, erhielt sie ein Billet von Julie Hartmann, halb verwischt, kaum leserlich aus Angst und Hast. Sie sollte ihren Bedienten Leo schicken, und durch diesen noch ein paar handfeste Militärs. (Emmas Gatte ist der Oberst v. S.) Es geschah. Als Leo in der Nacht heimkam, erzählte er: der Herr Baron sähe fürchterlich aus. Das Weiße im Auge ganz roth, und Alles träte schrecklich heraus. Einmal habe er ihn, den Diener, eine Viertelstunde lang angestarrt, unverwandt; dann zählte er auch öfters die Wappenknöpfe am Aermel von Leo's Livree. „Jesus, Maria!“ sagte er vor sich hin, und nachher wieder: „Wahnsinnig! Wahnsinnig! — Ich weiß ja nicht, wo ich bin!“ — „So rührende Sachen sagte er dann wieder,“ erzählte der treuherzige Schwarzwälder, „so rührende Sachen, daß es Einem durch den ganzen Leib schauerte, und wie er's so schön hinbringt, so geschickt — man könnt ä Buch draus machen. So hat er heut Nacht über den Soldatenstand etwas gar Schönes

g'ſagt, vom Sieg. — Mit dem Halten thut man ihm ſo weh, denn er hat gar zu feine Knochen; ich habe ihm immer ein Tuch um das Handgelenk geſchlagen, eh' ich ihn gehalten."

Einmal zeigte Niembſch dem Bedienten im Hauſe, Ferdinand, ſeine beiden Füße und ſagte: „Siehſt du, der eine gehört nach Wien, der andere nach Frankfurt."

Jener Mann, welchen Niembſch beinahe zu Boden geſprungen, ein Kammerdiener, welchen der preußiſche Miniſter entließ, der engliſche in Dienſt nahm, fand dadurch einige freie Tage, welche er nun auch zur Aushülfe bei Niembſch verwendete.

Auch gebetet hat Niembſch in dieſer Nacht. Es war ſehr rührend und feierlich. „Jeder bete nach ſeiner Kirche!" ſagte er, und Alle mußten ein Vaterunſer beten. Erſt Morgens früh kam ein kurzer Schlaf, aus welchem Niembſch viel heftiger und tobend wieder erwachte; doch bald ſtellte ſich Ermüdung und Erſchöpfung ein.

Heute (den 21.) Morgens kam Emilie Zumſteeg zu Hartmanns. Sie wolle ſich nur nach dem Leidenden erkundigen. Ihr hätte in der verwichenen Nacht geträumt, Lenau ſey krank. Dieſen Morgen in einem Hauſe, wo ſie Stunden gab, erzählte ſie, daß ſie einen ſchrecklichen Traum gehabt, worauf die Leute erwiederten, Lenau ſey wirklich krank an einem Nervenübel; dieſe Perſonen wußten es noch nicht anders. Die Freundinnen theilten nun der Beſuchenden die traurige Wahrheit mit. Im Augenblicke ſey jetzt Alles ruhig unten, ſetzten ſie hinzu. „Unten, unten! Alſo wohnt er im Parterre?" rief die Zumſteeg mit ſolchem Nachdrucke, daß die Andern es gar nicht begreifen konnten, da die vielfach beſchäftigte Künſtlerin ſelten kommt und die Einrichtung des Hauſes wenig kennt. Sie erklärte es ihnen jedoch. Ihr hat geträumt, ſie ſehe Niembſch in einer Parterrewohnung auf einem Lager hingeſtreckt und viele fremde Männer ſtünden um ihn und hielten ihn. „Was iſt ihm denn?" fragte ſie erſchrocken. „„Er iſt ſehr krank,"" antwortete ihr Jemand, und daran erwachte ſie.

Schills, des Nachbars, Gartenknecht half heute auch aus. Er mußte an Lenau's Bett ſitzen, und dieſer ſagte von ihm, er ſey ein angenehmer, gebildeter Menſch, und er redete ihm fortwährend vom Goethe-Denkmal

vor; ſie wollten zuſammen hinreiſen. Der gebildete Menſch fragte dann die Leute im Hauſe, wer denn der Goethe ſey?

Ueberhaupt ſind unſerem Freunde alle Menſchen recht — er, der in Geſellſchaft ſo wähleriſch war! — und alle kann er leiden. Das Friſche, Volksthümliche in den Soldaten und andern Wärtern ſcheint bei ihm anzuklingen; die Natur iſt's, mit der er ſympathiſirt. Sie ſitzen um ihn, er erzählt ihnen von ſeiner Jugend. Durchaus will er immer vorleſen — er, Lenau!! — und weil eben kein Buch da iſt, nimmt er ſeinen Paß; den hat er ihnen gewiß ſchon zehnmal vorgeleſen. Auch zeigt er ihnen den öſterreichiſchen Adler am Siegel. Den Leo erkannte er gleich wieder: „Das iſt ja der ſtarke, hübſche Junge von geſtern! Wie heißt Du?" „„Leo."" „Leo, der ſtarke Leo; ich mache ein Gedicht auf Dich, wenn ich wieder geſund bin. Bei wem biſt Du denn?" „„Beim Oberſt v. S."" Niembſch wiederholte den Namen wohl ein dutzendmal. Er erzählte ihnen auch, wie ſein Vater, Großvater und Urgroßvater Officiere geweſen. Nach Wien wolle er; dann ſeine Braut nach München beſtellen, ein Gut kaufen und die „Schriftſetzerei" — wie Leo ſich ausdrückte — aufgeben.

Der engliſche Kammerdiener darunter, ein ſchwäbiſcher Bauerſohn, war ganz in einen routinirten Franzoſen metamorphoſirt. Seine Gewandtheit gefiel unſerm Freunde und er äußerte, er wolle denſelben auf die Reiſe mitnehmen und ſich mit ihm im Franzöſiſchen üben, das er lang nicht mehr geſprochen.

Nachmittags endlich traf Hofrath Zeller aus Winnenthal ein, und es fand eine ärztliche Berathung ſtatt. Zeller beobachtete Niembſch nur und ließ die beiden übrigen Aerzte, Ludwig und Schelling, mit dem Kranken verhandeln, um ſich dadurch größere Unbefangenheit für ſpäter und eine ungeſtörte Betrachtung zu ſichern. Er hatte nur voraus ſchon erklärt, falls Niembſch nach Winnenthal gebracht würde, müſſe man es dieſem unterwegs ſagen, wohin er komme. Wenn man nicht ganz wahr ſey, wie könne denn die Verwirrung gehoben werden? Wie Rettung von Wahn auf Lüge beruhen? Auch begehrte Zeller für jenen Fall Mittheilung über den ganzen Lebenslauf des Patienten. Der ärztliche Beſchluß fiel einſtimmig dahin aus, daß der Kranke baldmöglichſt in die Heilanſtalt zu Winnenthal zu bringen wäre.

Rührend baten die Reinbecks noch die Aerzte: Lenau doch noch bei ihnen sterben zu lassen, denn sie seyen überzeugt, er werde noch diese Woche sterben. (Es war eben Sonntag.) Zeller fand ihn nämlich selbst äußerst krank, körperlich, besonders die Leber. Wenigstens, baten die Reinbecks, sollte man noch abwarten, wie die Nacht sich zeigen würde. Hierauf ging man ein. Abends noch sprach Niembsch mit Vorbeck lang das herrlichste Latein, von welchem dieser voll Bewunderung war.

Aber die Wangen von Niembsch glühten den ganzen Tag über roth, und Lee prophezeite eine schlimme Nacht. Er sehe so schön aus, wie er so umhergehe mit der buntgestickten Mütze, den türkischen Pantalons und Pantoffeln. Bei dieser Schilderung fiel Emma ein, daß er am letzten gemeinschaftlichen Abende ihr mit Behagen von seinem reichen, neuen Hauskostüm gesprochen und aufgezählt, wie viele schöne Pantoffel er habe: man müsse sich mit einer gewissen Koketterie im Hause kleiden, das sey man seiner Frau schuldig.

Die Nacht wurde wirklich sehr schlecht, der Kranke raste meistens. „Laßt mich fort, ich muß in den Krieg, der Ungar ist schon los!“ schrie er oft. Vor Lee kniete er hin: „Laß mich fort um Christi willen, der ja auch für die Menschen gestorben! Willst du denn hart wie ein Felsen seyn?“ Immer wollte er reiten. „Herr Baron, das Pferd ist so eben verreckt, man muß ein anderes holen,“ beschwichtigte der Schwarzwälder. „„Nun, so will ich noch so lang verziehen.““

Die beiden Aerzte, Ludwig und Schelling, so wie die beiden treuen Freunde, Gustav Pfizer und Vorbeck, drangen am 22. darauf: Niembsch gleich früh am Morgen in das Asyl der unglücklichen Geisteskranken zu bringen. Reinbeck selbst hinderte sein hohes Alter und die tiefste Erschütterung, Niembsch zu begleiten, welches Pfizer auf dem Kutschersitze, mit einem Militärarzte und zwei Niembsch angenehmen Wärtern im Wagen, unternahm. Hierunter war auch der englische Kammerdiener, der, wenn der Herr Baron wieder gesund würde und ihn brauchen könnte, augenblicklich seinen Dienst verlassen wollte, um bei ihm zu seyn. Anfangs wollte Niembsch gern reisen, dann gab es aber noch einen heftigen Auftritt, und man mußte zur Zwangsjacke Zuflucht nehmen. Einmal rief Niembsch Pfizer um Rettung an, worauf dieser erwiederte: „Du hast eine

Nervenkrankheit, ich kann dir nicht helfen.“ Jetzt ſchimpfte Niembſch ihn hin und her einen Jeſuiten, einen Philiſter. „In welche Mörderhände bin ich gefallen!“ ſchrie er auf. „Blut,“ ſagte mir (Schurz) der Lohnkutſcher, der damals Niembſch fuhr, als er auch mich nach einigen Tagen dahin brachte, „Blut hätte man weinen mögen, wenn man das Laſter ſo mit anſah!“ Als ſie das Städtchen liegen ſahen, zeigte Pfizer es ihm und ſagte: das ſey Winnenthal, da führen ſie hin. Der Name ging aber ſpurlos am Ohr vorbei. Bei ſeiner Ankunft beſchwerte er ſich bei Zeller über die Behandlung, die er dulde, und zeigte die Wunden an ſeinen Händen vom Halten, worauf jener dem Kranken entgegnete: das habe er Alles ſelbſt verſchuldet und hervorgerufen; im Gegentheil, er habe die Leute mißhandelt und geſchmäht, noch geſtern Ludwig das Hemd zerriſſen u. ſ. w. Da wurde er ganz ſtill und beſchämt, als man ihm dieß verhielt. Den Finger hatte er beſchädigt, als er in der Nacht eine Scheibe eingeſtoßen. Zeller ließ gleich einen Chirurg kommen, um die Wunde zu verbinden, und das ſchien unſerm Freunde zu behagen. Als man ihn in ſeine Klauſe brachte, lief er einmal darin umher und ſagte dann: da gefalle es ihm nicht, da möge er nicht bleiben. Der Arzt erwiederte doch: es komme jetzt gar nicht auf ſeinen Willen an, es handle ſich von ſeiner Geneſung, und da müſſe er gehorchen; er ſey geiſteskrank. Er könne aber auch, wenn er wolle, ein wenig in den Garten ſpazieren. Niembſch nahm es an. Sie gingen hinunter. Als er in die Gartenthür trat und den hellen Himmel ſah, ſagte er: „Schön!“ Oben legte er ſich dann hin und konnte eine Viertelſtunde ſchlafen, worauf er wieder in den Garten ging. Zeller fand ihn heut weniger krank als geſtern und ſchöpfte etwas mehr Hoffnung.

Emilie konnte es ſich ungeachtet ihrer Erſchöpfung nicht verſagen, dem unglücklichen Freunde nach einigen Stunden mit ſeinen Effekten zu folgen, um ſich zu überzeugen, ob er auch dort gut aufgehoben ſeyn werde, und kehrte mit voller Befriedigung in dieſer Hinſicht am Abend zurück. Sie hatte auch die zwei Brieftäſchchen dahin mitgenommen, welche Lenau nie von ſich ließ, in die er ſeine geheimſten Gedanken einſchrieb, und in welche niemals ein anderes Auge, als das ſeinige geblickt. Damit er dieſe heiligen Blätter nicht miſſen dürfe, händigte Emilie ſie Zeller ein,

der ſie aber gleich öffnete und las, zum Schmerze der Freundin; — ein Wahnſinniger hat kein Eigenthum mehr, auch nicht Einen Gedanken, der ihm gehört — wie der Verbrecher — und der Arzt iſt hier Beichtiger.

Es verbreitete ſich in Stuttgart die Sage, dort ſey am nämlichen Tage, wo man Niembſch nach Winnenthal brachte, ein trefflich dargeſtelltes Stück gegeben worden, welches ſein Schickſal ganz enthalte: Scribe's „Feſſeln."

Ich erhielt am 21. October einen Brief Reinbecks vom 16., worin er mit zitternder Hand mich, als Lenau's geliebten Schwager, auf das Dringlichſte bat, keinen Augenblick zu verlieren, mich perſönlich in Stuttgart einzufinden, um die nöthigen Maßregeln zu deſſen Rettung zu ergreifen. Er ſchreibe dieß auf das Geheiß des Arztes von Lenau, des berühmten Schelling. Kein Anderer würde die Stelle vertreten können. Es müſſe eine von ihm geliebte Perſon ſeyn, die eine Art von Gewalt über ihn hätte, ſonſt ſey Alles vergebens. Sie zählten ſchon die Stunden meiner Ankunft, denn es ſey wahrhaftig keine zu verlieren.

Ich faßte ſogleich bei Durchleſung dieſes Schreckensbriefes, der wie ein Donnerkeil aus blauem Himmel auf mich niederſchlug, meinen Entſchluß, und begann unverzüglich meine Vorkehrungen zur möglichſt baldigen Hinausreiſe. Einer meiner erſten Gänge war auf die Fahrpoſtverwaltung, wo ich die Auskunft erhielt, daß der nächſte Extrawagen nach Weſten, in dem noch Plätze frei wären, in drei Tagen, alſo am 24. October, abgehen würde. Hierauf eilte ich zu Sophie und ſodann nach Weidling hinaus zu Thereſe. Ich ſchweige von Beider Entſetzen und Schmerz über die ſchier unglaubliche Hiobskunde. — Bei anbrechendem Tage nahm ich am 22. von Weib und Kindern Abſchied, und am 24., bis wohin ich noch zwei Briefe von Reinbeck erhielt, reiste ich ab.

Am 28. October 1844 um 12 Uhr Mittags langte ich zu Stuttgart an. Ich eilte ſogleich zu Reinbecks, wo ich den Erſtbeſten, der mir entgegenkam, um Niembſchens Befinden fragte, und bat, mich bei Reinbecks zu melden, damit ſie Niembſch auf meine Anweſenheit vorbereiteten. Da hieß es: Niembſch wäre nicht mehr da: was mich auf die Meinung brachte, er hätte ſich nicht mehr abhalten laſſen, ſeine Rückreiſe nach Wien

anzutreten. Nun empfingen mich Reinbeck und Emilie sehr freundschaftlich, aber ganz zermalmt von Leid. Sie erzählten mir, was bis dahin Alles geschehen, ließen mich nicht mehr fort, wiesen mir gütig Niembschens verlassenes Zimmer an, und stellten mich ihrem ehrwürdigen Vater, dem Geheimenrathe v. Hartmann, und seiner milden Tochter Julie vor. Noch denselben Tag führte mich Reinbeck zu Herrn Obermedicinalrath v. Schelling. Dieser fürchtete, ich würde Niembsch lange nicht sehen und sprechen dürfen, indem vor der Hand Ruhe dessen höchstes Bedürfniß, jede Erinnerung an das alte Leben zu vermeiden, und gleichsam ein ganz neues zu beginnen wäre. Allein ich wollte gleichwohl nächsten Tags nach Winnenthal, um mein Heil alldort zu versuchen. Dienstag den 29. October 1844 fuhr ich dahin. Ich langte um 10½ Uhr dort an und begab mich sogleich ins Schloß, wo man mich im ebenerdigen Empfangzimmer warten hieß; denn Hofrath Zeller wäre so eben bei den Kranken herum und würde wohl bald kommen. Den Vormittag über hatte ein dicker, feuchter, kalter und unfreundlicher Nebel geherrscht. Während ich so einsam des Bevorstehenden harrte, fiel durch das große Fenster der erste Strahl, der erste schwache Lichtschatten der mühsam durchdringenden Sonne auf den Boden des Zimmers vor meine Füße hin. Ich nahm dieß als ein gutes Zeichen auf und gedachte freudig gerührt des umschleierten Bruders. Schon lachte die Sonne aus heller Bläue, als Zeller eintrat. Ich eröffnete etwas weichmüthigen Tones, warum ich gekommen, und bat um — wo möglich — doch einige Hoffnung. Er sah mich beinahe befremdet darüber an, daß ich das Aeußerste befürchtete, und theilte mir sogleich beruhigend mit: Niembschens Zustand, der früher in der That kaum mehr gefährlicher hätte seyn können, und bei nur um Einen Tag verspäteter Hülfe vielleicht rettungslos geworden seyn würde, hätte sich inzwischen allmählig, gerade heut aber erst auffallend gebessert, so daß ein günstiger Wendepunkt der Krankheit eingetreten zu seyn schien. Niembsch selbst hätte heute früh um ihn geschickt, und ihm mit großer Klarheit, Besonnenheit und Einsicht auseinandergesetzt, worin eigentlich der Herd seines Uebels läge. Zeller freute sich ungemein, dieß zu vernehmen, denn er selbst hätte schon blos aus Niembschens Aussehen den nämlichen Grund vorausgesetzt und darnach die Behandlungsweise eingerichtet, von deren

Zweckmäßigkeit er nun durch den errungenen guten Erfolg vollkommen überzeugt worden wäre. Ich machte hierauf dem Arzt einen Abriß vom Leben des Leidenden, von seiner Geburt an, und verschwieg nichts, wovon ich glaubte, daß es für die Behandlung des Kranken wissenswerth seyn könnte. Zeller war der Ansicht, daß die Krankheit aus vielen Quellen entsprungen sey. Er beschuldigte insbesondere die äußerst regellose und unangemessene Lebensweise Niembschens, sein Umkehren der Nacht in Tag und des Tags in Nacht, die zu seltene Bewegung und sein unmäßiges Cigarrenrauchen. Sein Uebel liege in großen Anschoppungen und nicht zum Ausbruch gebrachter Galle. Niembsch — erzählte Zeller — esse nun auch wieder bereits mit Lust, was schon lange nicht mehr der Fall war — und genieße schon wieder mehr und mehr des Schlafes, der ihn so hartnäckig gemieden. Uebrigens trug Zeller auch den übergroßen Reisebeschwerden der letzteren Zeit, gleichwie den durch die bevorgestandene Vermählung hervorgerufenen, Niembsch ganz ungewohnten und lästigen kleinen Bemühungen und Geschäften, dann der Reue über die getroffenen geldlichen Einleitungen und seinen wohl übertriebenen peinlichen Befürchtungen bezüglich der Zukunft willig Rechnung.

Als ich Zeller bat, Niembsch — wenn es anders thunlich wäre — sehen oder wohl gar sprechen zu dürfen, bewilligte er ohne Bedenken Beides, nur sey die rechte Zeit dazu abzuwarten, denn Niembsch habe, obwohl er nicht mehr tobe, doch öfter noch bedeutende Aufregungen. Dieß sey übrigens gerade erwünscht, indem bei einem sehr raschen Abbruch der Krankheit viel eher Rückfälle zu besorgen stünden. Zeller lud mich ein, um 3 Uhr Nachmittags wiederzukommen.

Als ich zu dieser Stunde im Schlosse mich einfand, war Zeller so eben auf einem Spaziergange aus. Inzwischen wollte mir ein Aufwärter die innere Einrichtung der Anstalt zeigen. Er führte mich — der Aufgang ist beständig verschlossen — in den Betsaal hinauf, wo die Protestanten Sonntags und die Katholiken Mittwochs Gottesdienst und Predigt hören können; ließ mich Zimmer für Kranke sehen, dann eins, worin zu musikalischen Unterhaltungen, die öfter stattfinden, ein Flügel steht, und auch eins mit einem Billard. Vom zweiten Stockwerke sahen wir sodann auf das Ziegeldach eines nur ebenerdigen Anbaues hinunter, um welchen

ein halbrunder kleiner, mit einer Holzwand umfangener Raum lief. Dieß iſt die traurige Wohnung der Tobſüchtigen, und der Raum ohne Gras, Blume und Baum derjenige, worin ſie ſich in lichteren Augenblicken etwas ergehen dürfen. Und unter dieſem düſteren, unheilſchwangeren Dache weilte, als ich hinunterſah, mein armer, armer Bruder, der geliebteſte Dichter Deutſchlands!

Wir kehrten ins Empfangzimmer zurück. Nach 4 Uhr kam Zeller. Niembſch, ſagte man uns, wäre ruhig, wir gingen alſo ihn zu ſprechen. Der Arzt trat voraus in die Zelle und ſagte: „Guten Abend, Herr v. Niembſch; Ihr Schwager Schurz iſt da. Wollen Sie ihn ſehen?“ „O ja!“ Ich trat ein. Niembſch ſaß im Bette halb aufrecht, einen braunen, mit rothen Schnüren gezierten, hübſchen Zigeunerrock, ein Wiener Machwerk, auf dem Leibe. Wir küßten uns. Ueberraſcht von meiner Gegenwart ſchien er nicht. Auch zog er mich gleich in ſeinen Gedankenkreis hinein. „Lieber Freund,“ ſprach er, „verkünde es nur allerwärts: ich beharre bei dem, was ich geſagt. Nicht die Aeußerung ſelbſt, nur die Art und Weiſe derſelben, war krankhaft. Mögen alle Monarchen meine Rede wohl bedenken! Aber nur ſo hätt' ich es nicht ſagen ſollen, das war gegen die gebührende Ehrfurcht und gegen alle Schicklichkeit; ja, ich geſtehe, das war krankhaft. Ich habe mit Seiner Majeſtät, dem Könige von Württemberg, durch die Thürſpalte geſprochen. Das hätt' ich denn doch nicht thun ſollen; das war gefehlt!“ Derlei lispelte der Arme mit gedämpfter, peinlicher Stimme. Dann begann er wieder: „Es gibt eine Region in den menſchlichen Nerven, die ewig unberührt gelaſſen werden ſollte. Ich aber hab's gewagt. Die Strapazen meiner letzten Reiſe haben ſie mir aufgeregt.“

Hofrath Zeller übergab ihm, um ihn von ſeinen Wahngedanken, deren Aeußerung aber keineswegs von heftigen Bewegungen begleitet war, abzuziehen, vier Briefe: von Mayer, Kerner, Auerbach und Emilien. Er las ſie zu meiner Verwunderung (ſeine Augen waren von den verſuchten Erdroſſelungen her, worunter eine auch in Winnenthal, noch ganz angeſchwollen und roth) ziemlich ruhig und faſt ganz durch. Nur ein einziges Wort darin, ich glaube: „geiſteskrank,“ war ihm unbequem und unangenehm. Endlich las er auch noch den Aufſatz der Allgemeinen Zeitung,

worin mit Theilnahme und Schonung ſeiner Erkrankung Erwähnung geſchah. Niembſch ſprach ſich darüber zwar nicht aus, aber ſeine Miene gab ſeine Zufriedenheit damit zu erkennen. Der Arzt lud nun Niembſch zu einem kleinen Luſtgang im großen Gras- und Baumgarten mit uns ein. Er war ſogleich dazu bereit und begehrte Stiefel, Kleider und Halstuch, wobei er ſich über ſeinen Wärter beſchwerte, daß er nicht ſtets gleich auf den erſten Ruf erſcheine, ja manchmal ſogar auch Einwendungen in Betreff des Anzuges ſich erlaube. Man brachte ihm ein blaues Halstuch; er aber wollte ein ſchwarzes haben. Man ging darnach, allein der es in Aufbewahrung hielt, war eben nicht zugegen, und ſo nahm Niembſch doch das blaue. „Aber auch meine Piſtole," rief er, „meine Piſtole bringt mir!" „„Sie haben ja gar keine!"" „Nein, nein, ich habe ſchon eine." Er hatte wirklich eine; ſie war aber in Stuttgart. „Meine Piſtole her!" „„Ich habe Alles aufgeſchrieben, was Sie beſitzen, Herr v. Niembſch, doch eine Piſtole iſt gewiß nicht darunter."" „Du wirſt doch," fiel ich ſcherzweiſe ein, „deinen alten Bruder dafür, daß er ſo weit herkam, dich zu beſuchen, nicht etwa erſchießen wollen?" Er erwähnte nun ihrer nicht mehr.

Wir verließen die Zelle. Eine ſolche Tobzelle iſt ziemlich geräumig und hoch. Ganz oben iſt ein Gitterfenſter. Kein Tiſch, kein Kaſten, nicht einmal ein Stuhl, ſogar kein Ofen, ſondern nur eine vergitterte Oeffnung, wodurch die erhitzte Luft einſtrömen kann. In der Mitte des Zimmers ſteht ganz frei ein derbes Ruhebett von ſtarken eichenen Bohlen und zu Häupten deſſelben ein feſtes Tiſchchen und ein unbewegliches einſitziges Bänkchen.

Die freie Luft that ihm ſichtbar wohl. Die Sonne war zwar ſchon unter, aber der Tag doch noch freundlich. Das noch friſche Grün der großen Raſenplätze — Niembſch wurde ſtets in den eigentlichen Garten und nie in den obenerwähnten engen kahlen Tobzwinger geführt — das bunte Laub der meiſten Bäume und das weite, ſchöne Thal, von mäßigen Bergen eingefaßt, lachten ihn freundlich an. Er fragte mich um Thereſe und die Kinder. Ich erinnerte ihn in meiner Antwort an ſeiner Schweſter alte treue, innige Anhänglichkeit an ihn. „Weißt du noch, wie ſie mir vor zwölf Jahren, als du in Amerika warſt, und längere Zeit nichts von dir hören ließeſt, alles Ernſtes zumuthete,

ich ſollte meinen Dienſt aufgeben und mich mit ihr und unſern fünf Kindern zu dir in die Urwälder trollen?" Ich ſprach es unter herzlichem Lachen und er leiſtete mir dabei Geſellſchaft. Wir begaben uns in ein ſteckhohes, gemauertes Luſthaus, um der hübſchen Rundſicht zu genießen. Niembſch ſtieg ziemlich feſten und raſchen Trittes hinan, ohne ſich am Geländer zu halten. Oben waren die Fenſter weit offen. Ich konnte dieß nicht ſehen, ohne mir nicht zu denken, daß Niembſch wohl noch vor acht Tagen ohne Zaudern ſich hinuntergeſtürzt haben würde, und ich ſtellte mich daher aus Vorſicht nahe zum Fenſter, wie um in die Gegend hinauszublicken, ohne jedoch Niembſch den Zugang zu vertreten. Er ging aber gar nicht hin, ſondern blieb immer anderthalb Schritte davon weg. Auf dem weiteren Wege erwähnte er, wie er wohl wiſſe, er habe öfter Wahnanfälle gehabt. In ſolchen halte er ganz ausgezeichnete Reden, manchmal im ſchönſten Latein. Hiezu bemerkte Arzt Zeller, es wäre doch wunderbar, wie der Kranke in ſolchen Aufregungen ſich manchmal bewußt werde, daß das, was er doch deutlich vor ſeinen Augen ſehe, gleichwohl keine Wirklichkeit, ſondern nur ein Traumgebilde ſeiner erhitzten Einbildungskraft ſey. So haben z. B. Sie," wandte er ſich an Niembſch, „neulich eine Rede an eine Verſammlung gehalten, die Sie mit den Worten begannen: „„Meine Herrn und Damen, die da nicht ſind, ich beſchwöre Sie!"" Sie wußten alſo ſehr wohl, daß die Herrn und Damen, die vor Ihnen ſich befanden, die Sie mit Augen ſahen, und zu denen Sie ſogar ſprachen, gleichwohl keine wirklichen Weſen, ſondern nur Gebilde Ihres aufgeregten Gehirns waren. So etwas aber darf Sie durchaus nicht alteriren. Sie wiſſen ja, daß es Naturen gibt, die beim leichteſten Fieber ſogleich phantaſiren. Das macht ſich Alles wieder ganz und bald." Niembſch ſtimmte bei und meinte: im Delirium wäre der Menſch ein ganz anderer als ſonſt; der Sittſamſte ſpräche darin unwillkürlich die gröbſten Unfläthigkeiten und Zoten. Ich erinnerte ſodann Niembſch an ſeine furchtbaren Drohungen gegen die Stuttgarter. Er lachte zum zweitenmal und zwar recht herzlich.

Nun ſollte er wieder aus der freien Luft in ſeine Zelle zurück. Der Hofrath ging voraus, wir Beide folgten. Niembſch ſchien der Anblick des Hauſes unerfreulich. Er wandte ſich vor der Gangthür um und

that einige Schritte in den Garten zurück, bemeisterte sich aber dann rasch, kehrte das Antlitz zum Hofrath und fragte: „Soll ich hinein?“ „„Ja, lieber Herr v. Niembsch, es ist schon kühl.““ Und er schritt hinein. Auf dem Hausgange nahmen wir Abschied. Niembsch bat noch früher den Hofrath um zweierlei, nämlich: den Wärter anzuweisen, daß er immer sogleich auf den ersten Ruf erscheine, denn das gezieme sich so, und dann: aus der Zelle befreit zu werden, oder doch wenigstens Licht hineinzubekommen, da die Finsterniß auf seine Phantasie so unheimlich wirke. Ersteres wurde zugesagt und in Betreff der Zelle ihm versprochen, daß er, wenn er nur erst einmal 48 Stunden lang sich ruhig zu verhalten vermöchte, alsbald in ein schönes Zimmer des oberen Stockwerkes würde ziehen dürfen, und zwar, wenn die eben beginnende Nacht glücklich vorüberginge, schon sogleich morgen. Licht ward anzuzünden befohlen. Auch überreichte Zeller dem sonst so rauchlustigen Dichter eine schon lange nicht mehr genossene Cigarre. Wie mochte ihn diese, die er unverzüglich begierig anzündete, erquickt haben! Wir schieden unter Küssen auf acht Tage, wornach ich ihn nach des Arztes Erlaubniß sollte wiedersehen dürfen. Ich fuhr noch den Abend nach Stuttgart zurück.

Den nächsten Tag erhielt Emilie einen Brief von Zeller, den ich getreulich hier abschreibe:

„Herr Rechnungsrath Schurz wird es Ihnen mitgetheilt haben, wieviel besser es mit unserem theuren Kranken seit gestern geht. Auch die verflossene Nacht war ganz gut. Er schlief viele Stunden sanft und erwachte noch klarer und ruhiger als gestern. Er selbst sagte, er fühle sich wie neugeboren. Wir sind Alle ganz glücklich. Gott gebe nur einen gesegneten Fortgang seiner Genesung! Noch ist viel zu wünschen übrig, aber wenigstens scheinbar der Hauptsturm vorüber, so daß ich ihm auch diesen Morgen ein Zimmer im zweiten Stock anweisen konnte, was ihn sehr freute. Vielleicht können Sie ihn schon in der nächsten Woche sehen.“

Ich eilte nun nach Tübingen, um Karl Mayer und seine artige Schaar hübscher Töchter, worunter zwei Pathen von Niembsch, von Angesicht kennen zu lernen. Mayer empfing mich sehr liebevoll und führte mich auch sogleich zu seinem Freunde Uhland. Ich erfreute Alle mit der

angenehmen Nachricht von Niembſchens Beſſerung und der Ausſicht auf deſſen baldige gänzliche Wiederherſtellung. Nach drei unvergeßlichen Tagen, wovon ich einen Abend bei Uhland und ſeiner verehrten Gemahlin zubrachte, kehrte ich nach Stuttgart zurück. Hier beſuchte ich Herrn Baron v. Cotta in der Niembſchiſchen Angelegenheit. Dieſer verſicherte, Niembſch habe ihm ſelbſt den von mir bedauerten Vertrag in die Feder geſagt. Auch bat er mich, überzeugt zu ſeyn, daß, wofern ſich ſolcher für Niembſch wirklich nachtheilig erweiſen ſollte, die Buchhandlung es ſodann ihrem eigenen Rufe ſchuldig erachten würde, dieſes auszugleichen. Sichtbaren Eindruck machte meine Erwähnung, die Reue über einen Theil dieſes Vertrages habe ſicher auch Einiges zur traurigen Krankheit des edlen Dichters mitgewirkt. Eine entſcheidende Verhandlung wurde für die, wie wir wähnten, nicht mehr ferne Zeit der Wiedergeneſung des Dichters vorbehalten.

Dienſtag den 5. November 1844 erſchien ich in Schloß Winnenthal um 3 Uhr Nachmittags und ich wurde von Hofrath Zeller ſogleich zum Kranken geführt. Dieſer hatte nicht lange im oberen Stockwerke bleiben dürfen. Er hatte in neuer Aufregung dem Wärter eine derbe Maulſchelle verſetzt, und mußte ſonach wieder in ſeine alte Zelle heruntergebracht werden, wiewohl er jenes bitter bereut und warme Abbitte gethan. Wir begrüßten ihn beim Eintreten und ſprachen Einiges mit gewöhnlich lauter Stimme. Da bat Niembſch, leiſe reden zu wollen, denn laut reden hören thäte ihm weh. Der Hofrath lud ihn ein, mit uns in den Garten zu kommen. Er richtete ſich ſogleich in ſeinem Bette auf, allein, kaum aufrecht ſitzend, ließ er ſich wieder ſanft zurückſinken. Man ſah ihm an, er wäre ſchläfrig, und wir verließen ihn daher mit dem Verſprechen unſerer Wiederkunft am nächſten Vormittag.

Mittwochs den 6. November beſuchte ich ihn um 11 Uhr. Dießmal begleitete mich der Oberwärter und zugleich Wundarzt der Anſtalt, Namens Burger, ein freundlicher, verſtändiger Mann, zu Niembſch. Ich traf dieſen recht heiter, vollkommen beſonnen und klar, und ſchon wieder viel beſſer ausſehend, als wie vor acht Tagen, ja faſt ſo gut, wie zu Zeiten ſeiner Geſundheit. Er ſprach mit mir (der Oberwärter hatte uns nach einigen Augenblicken wieder verlaſſen) eine volle Stunde lang von ſeiner

eigenen Krankheit, als ob er förmlich Arzt wäre, ihres ganzen Verlaufes ſich vollſtändig erinnernd. Was ihn ſehr erfreute war der Umſtand, daß er nunmehr ſehr angenehme Einbildungen hatte, anſtatt der früher ſo furchtbaren und erſchütternden. So kamen jetzt uralte Bekannte aus ſeinen Jugendtagen, friſche Meiſen, an das Fenſter oberhalb ihm, munter daran pickend, alswie zum Willkomm. Auch ſah und hörte er ſeine Lieblinge, die Wildgänſe, in großen keilförmigen Schaaren über ihn ſchnatternd hinwegziehen. Niembſch glaubte ſich nun oft in die ſchönſten Gebirgsgegenden verſetzt, wo er, im Kreiſe trauter Geſellen, auf weichem Raſen lagernd, der herrlichſten Umſchau genoß. Einmal fand er ſich in eine himmliſche Walhalla entzückt, wo er unter andern großen Männern auch Goethe antraf, mit welchem er gut öſterreichiſch ſprach. Goethe konnte ſich halb todt lachen, wenn Niembſch einen recht derben öſterreichiſchen Kraft- und Saftausdruck zum Beſten gab. Dann erblickte ſich Niembſch gar in einer wirklichen Götterverſammlung reinſten Blutes, deren Herrlichkeit und Glanz man ſich gar nicht vorzuſtellen vermöge. Ein Gott war immer ſchöner als der andere, und ſo ſtets höher und höher hinan bis zu dem allerhöchſten Gott. Und der Hochmuth bildete unſerem Dichter ein, er ſelbſt wäre einer, und zwar nicht der allerniedrigſte der hehren Sippſchaft. (S. „Fauſts Tod“: Mir ſchien's an meinem Werthe Spott, daß ich nicht lieber ſelbſt ein Gott.) Derlei Vorſpiegelungen erquickten ihn ſogar, während die früheren ihn erſchöpft und erdrückt hatten. Sie wieſen deutlich darauf hin, daß ſein Blutumlauf gewöhnlich ſchon wieder ein viel ſanfterer ſeyn mußte. Er ſelbſt fühlte ſich in meiner Gegenwart den Puls und ließ auch mich ihn fühlen. Ich fand ihn keineswegs heftig und beflügelt, ſondern ruhigen, ebenmäßigen Gangs. Niembſch meinte zwar mitunter, er würde denn doch kaum wieder aufkommen, gleichwohl gab er ſich mit ſichtbarem Vergnügen wieder der Hoffnung hin, als ich ihm betheuerte, Hofrath Zeller glaube an ſeine baldige und vollſtändige Geneſung, ja, verſpreche ihm eine beſſere Geſundheit, als er je früher genoſſen, wonebſt auch ich ihm auf mein Ehrenwort verſicherte, er ſcheine mir unverkennbar beſſer als vor acht Tagen. Mit ſeinen Wärtern, und nicht minder mit der Frau Hofräthin Zeller, die ſeine tüchtige Eßluſt mit vortrefflichen Suppen und Brühen befriedigte, vor Allen aber mit ſeinem Arzte und

zugleich Freund, Hofrath Zeller, war er auf das Aeußerste zufrieden. Zeller hatte ein sehr schönes Buch: „Das verschleierte Bild zu Sais" zur Widerlegung von Justinus Kerners Ansichten in dessen „Seherin von Prevorst" geschrieben. Niembsch hatte dieses Buch bereits zur Hälfte durchgemacht, und darin seine ganze Krankheit meisterlich geschildert gefunden, er theilte vollkommen die Meinung seines weltweisen Arztes, und daher hatte er auch diesen angegangen, ihn ja doch nur so lange bei sich in der Anstalt zu behalten, bis er wieder vollständig genesen seyn würde.

Niembsch bat mich, bei ihm wohnen zu wollen. Ich erwiederte, daß er selbst schon Zeller um Gewährung dieser Gunst ersucht hatte, daß dieser aber noch für eine kurze Zeit eine ruhige Einsamkeit als für seine Erholung zuträglicher erachtete; doch würd' ich mich nächstens in einem Gasthofe zu Winnenden (so heißt das Städtchen zunächst dem Schlosse Winnenthal) festsetzen und ihn dann recht eifrig besuchen. Und in der That gab mir später beim Abschied Zeller die Erlaubniß, nächsten Mittwoch den 13. November wieder erscheinen und sodann einige Tage mit Niembsch zubringen zu dürfen.

Niembsch sprach zu mir über seine Geldangelegenheiten ganz gelassen, auch über seine Schriften; verlangte dann einen Handspiegel, um sein Aussehen bemerken zu können. Dieß war gut, nur noch die Augen etwas roth, aber nicht mehr so angequellen. Er begehrte hierauf ein Schreibbüchlein und eine wohlgespitzte Bleifeder. Als ich mir auf ein Blatt seine Wünsche anmerkte, nahm er mir Blatt und Stift ab, und schrieb mit sehr ruhiger, überaus zierlicher Hand, viel netter als je, folgende Worte darauf: „Schönste Grüße an die liebe Emilie und Reinbeck und Hartmanns, meine Lieben. Niembsch." Er hatte zu Stuttgart während der letzteren Zeit einen Zettel, der mir zu Gesichte kam, nur schlecht, flüchtig und mit sehr unsicherer Hand geschrieben; daher mußte mir gegenwärtig seine weit mehr als gewöhnlich reine, kleine, ruhige und gleiche Schrift wirklich höchst angenehm auffallen, und als ein Zeichen wieder eingetretener innerer Beruhigung gelten. Auch er selbst betrachtete seine dießmal außerordentlich schönen Schriftzüge mit besonderem Wohlgefallen und Vergnügen. Merkwürdig ist, daß er auch den Anfang des Horazischen Liedes: „Integer vitae, scelerisque purus" darunter geschrieben,

aber plötzlich innegehalten und das Geschriebene mit Bleistift durchstrichen, während er lächelnd sagte: „Nein! sie könnten glauben es wäre radetirt."

Von Therese und den Kindern sprach er wiederholt, auch von seiner Braut und seinen Freunden, von Sophie jedoch kein einziges Wort; auch ich nicht. Auch noch von etwas Anderem schwieg er, von seinen Selbstmordversuchen, wiewohl er doch deßhalb als Kranker nicht für zurechnungsfähig erscheinen konnte.

Ich fuhr am 6. November nach Stuttgart zurück. Laut einer nach Stuttgart gelangten Nachricht war auch Donnerstag der 7. November ein sehr guter und ruhiger Tag für Niembsch, Sonntags, den 10. aber hatte er, wie man mir später erzählte, eine lebhaftere Aufregung. Er sah sich dabei durch einige Zeit in einem heißen Gefechte befangen. Mittwoch den 13. November, um 11 Uhr Vormittags betrat ich mit Hofrath Zeller, dem zweiten Arzt Ellinger und dem katholischen Pfarrer Kaufmann, der aus dem ein paar Stunden entlegenen Orte Hofen bei Cannstatt alle Mitwoche nach Winnenthal kam wegen des Gottesdienstes für die katholischen Patienten, Niembschens Zimmer. Er war etwas aufgeregt und sprach viel von Religion und Politik, insbesondere aber äußerte er eine innige Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des katholischen Glaubens. Voll tiefem Gottvertrauen betrachtete er seine Krankheit als eine ihm von oben bereitete Läuterung. Ich hatte Briefe von Sophie, von Therese, von seiner Braut, von Baron Bayer in Mödling und von Frankl in Wien bei mir. Nur jenen der Braut, von welcher er fortwährend Briefe empfing, die ihn sehr freuten, übergab ihm Zeller. Niembsch nahm ihn mit Vergnügen, erbrach ihn aber nicht sogleich. Ich erwähnte nun, daß auch ein Brief von Therese da sey. „Von Theres?" stammelte er, lehnte sich an die Wand, starrte niederwärts, mit dem Oberleib tief vorgeneigt, die Arme auf die vorspringenden Kniee aufstemmend. Wien stand vor seinen Augen. Mir fiel seine Erschütterung sehr auf. Wie mir später erklärlich ward, mochte er wohl hinzugedacht haben: „Und von Sophie nichts? Also ist sie doch todt?" Wir verließen ihn nach einer Weile Alle gleichzeitig.

Nachmittags um 5 Uhr begab sich Zeller wieder mit mir zu Niembsch. Er war ruhig und heiter. Nach längerem Gespräche über seine Krankheit,

ſeine geliebte Braut und Anderes, überreichte ich Zeller den Brief von Bayer voll launiger Tagesneuigkeiten aus Wien. Niembſch erheiterte ſich daran ſichtlich noch mehr. Auch der Brief von Frankl in literariſchen Angelegenheiten war ihm willkommen. Er beauftragte mich zu mündlicher Antwort. Dann las er Thereſens Brief mit feuchtem Auge, ganz gerührt von ihrer treuen Liebe. Beim Lobe, das ſie ſeinem Arzte zollte, ſchüttelte er dieſem kräftig die Hand. Er erfreute ſich ſehr ihrer Anſprache.

Ich mahnte nun Zeller ſtill an Sophiens Brief; er meinte aber, man ſollte des Guten nicht zu viel auf einmal thun, und die Ueberreichung auf morgen verſchieben. Hierauf entfernte er ſich allein, kam aber einen Augenblick darauf wieder zurück und ſprach zu Niembſch: „Auch von Sophie iſt ein Brief da.“ Ich übergab ihn. Welcher unglaubliche Eindruck!

Das ganze Geſicht unſeres Freundes ward Blut, ſein Auge blitzte. Er las ihn. Hierin kam auch die Stelle vor:

„Duck dich und laß verübergan,
Das Wetter will ſein'n Willen han.“

In dieſem noch vorhandenen Briefe Sophiens finden ſich die beiden Spruchzeilen mit Bleiſtift durchkreuzt, am Ende deſſelben ſteht aber von Lenau's Hand in flüchtigen, dahinfallenden Buchſtaben:

Ich ducke mich **nicht!!!**

Das „nicht“ dreimal unterſtrichen und dreimal durch Ausrufungszeichen hervorgehoben. Gleichwohl ſchrieb er ſpäter in ein Anmerkbüchlein: „Ich ducke mich doch! Verſteht Ihr mich: doch?“ und wieder ſodann: „tamen, ego vobis dixi.“ O, wie Schweres gehörte dazu, um den eiſernen Niembſch endlich doch ducken zu machen. Er mußte dann aber auch das Gewicht dieſes Wortes ſehr ſtark fühlen, da er wiederholt darauf zurückkam.

Donnerſtag den 14. November, Vormittags 11 Uhr wandelten Zeller und ich mit Niembſch, der eine ruhige Nacht gehabt, im Garten umher. Niembſch ſprach wieder viel von Religion und Politik. Er erſchien ſich bisweilen als Allröſter (Paracletus), auch als König von Ungarn, nicht aber von Polen, wie man ſpäter hin und wieder ſagte. Alſo hatte ſich Kerners Scherz im Jahr 1832: ein Mädchen wäre aus Liebe zu Niembſch

wahnſinnig geworden und hielte ſich für die Königin von Ungarn — dahin zur Wahrheit verkehrt, daß Niembſch ſelbſt wahnſinnig geworden und König von Ungarn zu ſeyn glaubte. Als ſolcher König lenkte er einmal ein feuriges, in Einer Reihe dahinbrauſendes Viergeſpann, wie Apollo die Sonnenroſſe. Er jagte wohl über eine halbe Stunde lang in der Zelle um ſein Bett herum, immer wilder, mit Hieb und Ruf, und ſein heißes Hauptangenmerk war ſtets dabei, daß nur ja alle ſechzehn flüchtigen, ſchallenden Hufe ganz gleichzeitig niederfielen und dröhnten. Zeller lenkte endlich zum Gebäude zurück; Niembſch verlangte jedoch noch weiteren Umwandel: ihm ward gewillfahrt, und ſo war es halb Eins, als wir ſchieden.

Nachmittags 5 Uhr kam ich allein. Ich erzählte ihm von Mayer und Uhland. Er heiſchte, es ſollte ſogleich nächſten Tags nach ihnen geſchickt werden, damit ſie ihn beſuchten, während er doch noch Vormittags geäußert: er wünſchte noch keine Beſuche zu erhalten. Auch hatte er den zweiten Aufſatz der Augsburger Allgemeinen Zeitung über ſeine Krankheit geleſen und daraus auf ſeine beſondere Wichtigkeit, insbeſondere auch in politiſcher Hinſicht, einen Schluß ziehen zu können vermeint. Er verlangte auch, Reinbeck ſollte ihm Morgenblatt und Journal des Debats ſchicken. Erſteres erhielt er ſofort, Letzteres war aber nicht aufzutreiben. Niembſch war dießmal wieder etwas aufgeregt und ich entfernte mich, als die anberaumte kurze Beſuchzeit verſtrichen war. Zeller, den ich darnach ſprach, verſicherte, daß Niembſchens Aufregungen ſichtlich abnähmen, und daß andere derlei Leidende gewöhnlich nicht in Monaten ſo viele Fortſchritte zur Geneſung machten, als wie Niembſch in Wochen.

Freitag den 15. November war für Niembſch ein ausgezeichneter Tag, der beſte bisherige. Ich war zweimal bei ihm. Vormittags um 11 Uhr wandelten wir im Garten; die Sonne lächelte eben mild durch die dünne, allmählig zerfließende Wolkendecke des Himmels, die Luft war erquicklich, ganz frühherbſtlich. Niembſch ſprach da keine Sylbe von Religion und Politik, woraus er doch vorgeſtern gar nicht zu bringen geweſen war; ſondern bloß von ſeiner eigenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er fühlte nun eine ihm ſonſt ganz fremd geweſene außerordentliche Liebe zum Leben (er ſchien ſich auch ſeiner Selbſtentleibungsverſuche gar nicht zu erinnern, da er nie, auch nur entfernt, darauf hindeutete; ich aber

wollte deren nicht erwähnen). Die Erde lachte ihn jetzt so hold und schön wie eine Geliebte an. „Nur nicht sterben," sprach er wiederholt, „ich lebe jetzt so gerne." Er erkundigte sich um Therese und die Kinder, um Sophie und deren Kinder, um Max. Er hatte in der Angst gelebt, nicht nur Sophie, sondern auch eines ihrer Kinder — ich weiß nun nicht mehr welches — und auch Max wären gestorben. Er fragte, ob wir doch alle mit seiner Heirath einverstanden wären? was ich bejahte. Ich dachte in der That, daß Marie, die sich als sehr treu und anhänglich bewährte, auch nach ihres Bräutigams Aeußerung recht gebildet seyn sollte, diesen glücklich zu machen vermögen würde. Er bedurfte jetzt mehr als je eines ganz ordnungsmäßigen, ruhigen, stillen und daher häuslichen Lebens. Bliebe er ledig, so schien er mir furchtbaren Stürmen, wie ihn einer jetzt an den äußersten Rand des Grabes gebracht, allzusehr ausgesetzt, und ein jäher Rückfall und Untergang beständig zu besorgen. Sophie war ihm zwar das liebste Wesen auf der Welt, allein seine alte Sehnsucht nach Familienleben vermochte sie nun einmal nicht zu befriedigen, und so mußte er ihr entsagen, was, wie er mir Nachmittags gestand, ihn unendlich traurig gemacht hatte. Ich erklärte ihm meine Absicht, den Rückweg nach Wien über Frankfurt nehmen zu wollen, um dort mit der Braut und deren Verwandten freundschaftlich zu besprechen, ob und wie sich die schweren Besorgnisse, die bezüglich der anständigen Erhaltung des Hausstandes in ihm aufgestiegen waren, etwa beschwichtigen oder mildern lassen möchten, indem ansonst auf eine dauerhafte Behaglichkeit kaum zu zählen seyn möchte.

Nachmittags war Niembsch eben so heiter. Schon ferne hört' ich ihn auf seinem Guarnerius ganz gewaltig walten. Er selber freute sich ungemein seines Spieles, zumal seiner im geringsten nicht geminderten, sondern — wie er dafür hielt — eher gesteigerten Fingerfertigkeit. Er spielte Beethoven, Ungarische, Ländler, insbesonders diese, mit voller Hingebung, ja zuletzt mit solcher Ergriffenheit, daß ich besorgte, es möchte ihn zu sehr aufregen, daher ich endlich, nachdem ich ihn zuvor ein paarmal fruchtlos gebeten, sich Ruhe zu gönnen, ihm halb mit Gewalt die geliebte Geige aus den Händen wand. Niembsch schlief jetzt wieder besser und empfand ungemeine Eßlust. Zum Frühstück genoß er dritthalb Schalen Kaffee,

ſpäter einen tüchtigen Topf ſaure Milch; Mittags gute Suppe, Fleiſch, Sauerkraut, Spätzle, kurz: einfache, unverkünſtelte, geſunde Nahrung; Abends abermals Suppe. Auch die übrigen Verrichtungen waren in Ordnung.

Lenau's Unglück hatte auch außerhalb Deutſchland tiefe Theilnahme gefunden. Einen ſchönen Beweis davon liefert nachſtehender Brief, welcher um dieſe Zeit bei Zeller einlief.

Schloß Clarisholm bei Randers in Jütland, den 6. November 1844.

Die von der „Hamburger neuen Zeitung" in einem Artikel aus Stuttgart gemachte Mittheilung, daß Niembſch von Strehlenau daſelbſt von Wahnſinn befallen, nach der Heilanſtalt zu Winnenthal gebracht, und unter die beſondere Leitung und Obhut Euer Wohlgeboren geſtellt ſey, veranlaßt eine Ihnen ganz Unbekannte, die das Unglück des edlen Dichters mit tiefem Schmerz erfüllt, ſich vertrauensvoll dahin zu wenden, wo mit einiger Gewißheit zu erfahren ſeyn dürfte, ob der jetzige traurige Zuſtand deſſelben, vielleicht mehr körperlichen Uebelſtänden als dem Geiſte ſelbſt angehörend, es uns vergönnt, einer Wiedergeneſung entgegenzuſehen.

Wenn Euer Wohlgeboren von einer Fremden durch die Bitte beläſtigt werden, ihr ganz kurz Nachricht hierüber ertheilen zu wollen, iſt es vielleicht nur die gemeinſame Theilnahme, die Sie dieſe Freiheit entſchuldigen läßt, und Sie bewegen dürfte, einem Wunſche gütig zu entſprechen, der ſich aus ſo weiter Ferne voll Zuverſicht an Sie richtete.

Mit wahrer Hochachtung unterzeichnet Emma v. Oppen.

Ich erbat mir von Zeller die Gunſt, dem theilnahmvollen Ritterfräulein aus Jütland antworten zu dürfen, wobei ich alle die ſüße Gewißheit von der unausbleiblichen völligen Wiedergeneſung des verehrten Dichters, die damals Zeller nicht minder als mich erfüllte, in meine Zeilen goß.

Weniger günſtig war Samſtag der 16., wahrſcheinlich wegen des vortägigen zu eifrigen Geigens. Ich durfte weder Vor- noch Nachmittag zu ihm, weil er mit ſich ſelber ſprach, wo es dann am beſten war, ihn ungeſtört zu laſſen. Abends ſtand ich mit dem Hofrathe vor ſeiner Thür

und hörte, daß er dann und wann laut sprach, als ob mit einem Andern; dann schwieg er immer ein Weilchen, als ob er auf des Andern Gegenrede hörte. So sprach er einmal zu dem ihm wohl sicht- und hörbaren, aber dennoch unverhandenen Gespann: „Jetzt spiele du!" Nun schwieg er, wie wenn er dem Spiele des Aufgeforderten lauschte; dann rief er laut: „Das hast du nicht recht gemacht. Das kann ich besser. Merk' auf!" Und nun spielte er ohne Zweifel dem Zweiten vor; aber wir hörten nichts. Niembsch lag wahrscheinlich ganz regungslos im Bette; da kein Geräusch zu vernehmen war. Also die Töne von gestern hatten in ihm auch heute noch nicht ausgeklungen; ja, sie durchzitterten ihn vielleicht sogar noch lebhafter als gestern. So überbietet die leere Einnerung manchmal die volle Wirklichkeit. Uebrigens war auch Samstags das Quecksilber im Wetterglas um einen Zoll gestiegen, welcherlei starke Veränderungen Einfluß auf Nervenkranke äußern. Es war heute an allen Leidenden im ganzen Schlosse eine mehr als gewöhnliche Unruhe bemerkbar.

Sonntags den 17. besuchte ich ihn schon früh um 10 Uhr. Er war zwar noch ein wenig angegriffen, aber klar und heiter. Er sprach nur von seinen eigenen Verhältnissen, gar nichts Fremdartiges. Ebenso auch Nachmittags. Bliebe er immer so, er wäre dann ganz gesund. In Winnenthal fing es ihm sehr zu gefallen an, auch lebte er dort recht billig, denn es waren vierteljährig für Kost, Wohnung, Wäsche, Beheizung, Bedienung, Arzt und Arznei nur bei 115, also jährlich bei 460 fl. Conventionsmünze zu bezahlen; und dabei war Niembsch in der höchsten der drei Zahlungsklassen und hatte als Ausländer um ein Viertel mehr als Einheimische zu entrichten. Niembsch wünschte, daß ich um eine Verlängerung meines Urlaubs einschritte, etwa um drei Wochen, d. i. bis Weihnachten. Ich versprach darüber mit Zeller zu reden, und wenn dieser beistimmte, sogleich ein Gesuch nach Wien zu senden. Niembsch sprach auch oft von seiner Schwester Thereſe. Er verlangte, wir sollten uns dereinst — er hoffte ein steinalter Mann, ein Achtziger, zu werden — irgendwo in Ungarn oder Untersteier, wo es eben gut Hütten bauen wäre, recht traulich zusammenniſten. Goldene Träume, nein, Schäume!

„Wenn ich nur wieder einmal eine Reise mit dir machen könnte!" sagte er auch damals zu mir. Er machte mit mir noch eine, dritthalb

Jahre darauf, seine letzte; aber sie war nicht heiter. Nein, noch eine letztere! Als wir — wieder einige Jahre später — zusammen mit großem Gefolge von Dödling in seine ewige Residenz nach Weidling fuhren. Aber da war er schon glücklich.

Es war wohl auch an diesem Abend, daß Niembsch, am Tischchen stehend und das Messer in der Faust, sein Abendmahl verzehrte. Ich saß ganz nahe bei ihm. Er sprach davon, daß er schon nicht abgeneigt gewesen wäre, um allen etwaigen kirchlichen Schwierigkeiten bei seiner Verheirathung aus dem Wege zu gehen, evangelisch zu werden, und daß er dieß seinem Freunde Schwab eröffnet hätte; allein als dieser eine außerordentliche Freude darüber geäußert, habe dieß ihn selbst plötzlich stutzen gemacht, und er beschloß auf der Stelle bei sich fest, katholisch zu bleiben. „Und dabei bleibt's denn auch!" setzte hier Niembsch hinzu und seine Augen flammten. „Und wenn's ihnen nicht recht ist, so heirath' ich halt's Mädl gar nit!" Dieß rief er laut und schwang das Messer dabei, als ob er zustechen wollte. Ich blieb ohne einen Finger zu rühren, sitzen, und sagte um ganz ruhig: „„Recht, Bruder!"" Als der Wärter über den Schrei den Kopf zur Thür hereinsteckte, hatte Niembsch das Messer schon wieder gesenkt und sprach gelassen mit mir weiter.

Beym Abschied, als ich nach der Stunde auf meine goldene Repetir-Uhr sah, verlangte er sehr dringend, ich sollte sie ihm doch leihen, da man ihm die seinige vorenthielt. Ich besann mich etwas; allein ich wollte ihn nicht reizen und gab sie ihm, jedoch mit dem betonten Beisatz, sie sey ein Andenken an meinen verstorbenen Vater und mir darum sehr werth. Er ergriff sie freudig mit dem Versprech, sie wohl in Acht zu nehmen. Mein stiller Trost war der gegenwärtig. Wärter, der sie besorgen und mir morgen wieder geben konnte. Wir schieden.

Am 18. empfing mich schon der Wächter an der Eingangspforte, aus seinem Thorhäuschen mir entgegentretend, mit der Eröffnung, Herr v. Niembsch habe eine ziemlich-heftige Aufregung in der Nacht gehabt und dabei meine arme Uhr durch einen Wurf auf den Boden zertrümmert. Feller, der mit mir zu Niembsch ging, machte ihm ernstmilde Vorstellung über den verübten Unfug, allein Niembsch glaubte sich rechtfertigen zu können. Er habe sich im Augenblicke der Zerstörung zwar recht wohl des

ihm ans Herz gelegten Umstandes erinnert, allein trotz dem, oder vielmehr gerade deßhalb, mußte sie zu Scherben gehen, denn ... Der Himmel weiß, wie ihm diese Nothwendigkeit einleuchtete: er konnte sich darüber nicht klar machen.

Von einer Verlängerung meines Urlaubes rieth mir Zeller ab: für den Augenblick ließe sich von derselben doch kein wesentlicher Nutzen erwarten. Dagegen sollte ich nach Niembschens hinlänglicher Genesung, etwa im nächsten Frühjahr, einen neuen Urlaub nehmen, um an der Seite des wieder dem Leben geschenkten Freundes eine seine Heilung besiegelnde Erholungsreise zu machen. Zugleich könnte ich alsdann des in bürgerlichen Geschäften weniger gewiegten und davon leichter ermüdeten und verstimmten Freundes wichtigere Angelegenheiten schlichten helfen, die jedenfalls bis zu seiner Entlassung aus der Heilanstalt ausgesetzt werden müßten.

Auch Niembsch war mit allem durchaus einverstanden, als ich ihm am 19. November davon sprach, nun verlangte er nun, ich sollte dafür gegenwärtig so lange bei ihm verbleiben, als es sich nur immer thun ließe, und daher nicht bloß den Heimreise-Umweg über Frankfurt aufgeben, sondern auch nicht einmal Kerner in dem unfernen Weinsberg besuchen, wie sehr ich mich auch hierauf schon gefreut hatte. Ich versprach ihm gleichwohl das Gebetene ohne weiters.

Der 19. war wieder ein ganz köstlicher Tag. Um diese Zeit bekam Niembsch freundliche Briefe von allen Ecken und Enden her, von Wien, Frankfurt, Weinsberg, Stuttgart, Tübingen. Ungemein freute ihn einer, der ihm heute von Tübingen zuflog, äußerlich schmächtig, aber innerlich prächtig. So hieß er:

Tübingen, den 16 November 1844.

Lieber Niembsch!

Mayer gestattet mir, auch meine herzliche Begrüßung beizufügen. Jede Kunde, die uns von Deinem Befinden zukommt, nehmen wir begierig auf und freuen uns jedes Schrittes, den Du an der sichern Hand des ärztlichen Freundes der Genesung von schwerer Krankheit entgegengehst.

Die Anwesenheit Deines Schwagers benützten wir, ihn mit der hiesigen Gegend bekannt zu machen, an der uns manches liebe Andenken Deiner früheren Besuche haftet. Wir zeigten ihm, wenn auch nur aus

der Ferne, die Bergkapelle, wo Du in der Abendstille das schöne Lied dichtetest, dessen Worte sich auch jetzt an Dir erfüllen mögen:

„Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen!"

In treuer Freundschaft Dein L. Uhland.

Vormittags — es war ausgezeichnet schön — lustwandelten wir selbander in dem Garten. Als ich Nachmittags erschien, war er eben auch schon wieder mit Zeller darin. Da schlug dieser sogar einen kleinen Ausflug vor auf einen eine halbe Stunde entlegenen Hügel mit lieblicher Aussicht. Wir legten den Weg recht angenehm zurück, indem insbesondere Niembsch mit gespanntem Ohr und reger Seele den anziehenden Erzählungen seines neuen Freundes horchte, von denen er sogar eine, die ihn vorzüglich ansprach, nach seiner Genesung dichterisch zu bearbeiten sich vornahm. Ueberhaupt bestand ein mannigfacher Uebereinklang zwischen Niembsch und seinem Arzte. Beide waren ziemlich gleichen Alters, beide von empfindlichen Nerven, beide Aerzte, beide sinnende, grübelnde Köpfe, beide große Verehrer von Seneca, beide Dichter, und beide endlich waren als Knaben leidenschaftliche Vogelfänger gewesen. Da gab es denn viele Berührungspunkte, und es ist erklärlich, wie Niembsch gar nicht ungern zu Winnenthal weilte.

Uebrigens sagte uns Niembsch auf diesem heiteren Ausfluge gleichwohl eine üble — wie er es nannte: „Episode" voraus; er trüge ein deutliches Vorgefühl davon in sich. Und so geschah's. Bisher wechselten die guten und die unguten Tage ziemlich regelmäßig ab. Nun aber ward sein Befinden eine Woche lang zwar ganz und gar nicht beunruhigend, aber doch merkbar minder gut. Die günstigeren ungeraden Tage waren weniger rein und ihre Ruhe kürzer, so daß ich ihm Nachmittags schon keinen Besuch mehr machen konnte; die ungünstigeren geraden aber erregter.

Mittwoch den 20. November, da mit Niembsch nicht umzugehen war, wohnte ich dem katholischen Gottesdienste im Betsaale bei und sprach darnach mit dem Pfarrer. Dieser freute sich sehr der jetzigen Glaubensfeste

des Dichters, jedoch nicht ohne beſorglichen Rückblick in die jüngſte Vergangenheit deſſelben.

Donnerſtag den 21. gingen Niembſch und ich im Garten auf und ab nebeneinander. Er wurde heftig darüber, daß ich nicht vollkommen gleichen Schritt mit ihm hielt, gleichwie Krieger in Reih' und Glied. Ich wollte anfangs, als ich ſeinen Unwillen wahrnahm, um einen halben Schritt zurückbleiben; das machte aber die Sache nur noch ärger. Dicht zur Seite mußt' ich ihm ſchreiten und aufs Genaueſte mit ſeinen Schritten Zeit und Maß halten, es durfte nur Ein Tapp und Klapp ſeyn, wie bei jenen vier ungariſchen Königsbengſten unlängſt. Als ich nun einen ganzen Gang entlang vollkommen Schritt mit ihm gehalten, war er völlig befriedigt und begütigt, und er erzählte mir, wie er einmal in Wien auf der Paſſei einem ſonſt recht guten Bekannten, weil dieſer ſo gar abſcheulich unregelmäßig neben ihm einhertrippelte, plötzlich — ohne ein Wort zu ſagen — barſch den Rücken gewandt und ihn ſchnurſtracks verlaſſen. — Als hierauf die Sonne den herbſtlichen Schleier vom Antlitz nahm und uns mit freundlich ſtrahlenden Blicken anlächelte, ward Niembſch ſo ruhig und heiter wie ſie.

An dieſem Tage Abends um 6 Uhr empfing ich einen herzlichen Brief von Kerner, worin er ſeine Freude über die von mir über Niembſch erhaltenen guten Nachrichten ausdrückte und mich auf längere Zeit zu ſich einlud. An Niembſch ſchloß er folgenden Brief bei.

Weinsberg, den 21. November 1814.

Geliebteſter Herzens Niembſch!

Gott ſey Lob und Dank, daß alle Nachrichten über Deine Geſundheit ſo gut lauten und Deine Nerven bald wieder geſtärkt und in Ordnung ſeyn werden. Folge nur vollends dem lieben, lieben Zeller recht. Du machteſt uns allen ſehr Angſt, und biſt Du geneſen, mußt Du recht lieb und zahm ſeyn, daß wir auch wieder Freude haben.

Aus Deinem Glaſe trinke ich tagtäglich zweimal auf Dein Wohl. Das Nickele macht die Rechnung, daß ich aus Deinem Glaſe — ich mag nicht ſagen, wieviel Eimer Wein ſchon getrunken. Du biſt immer zu lang in dem Stuttgart mit der drückenden Atmoſphäre und kamſt in der letzten Zeit zu wenig hieher, daher wurde es Dir ſo angſt und bange.

Mach' es ins Künftige anders. Bis Du gesund bist und ich Dich wiedersehe, freue ich mich, wenigstens Deinen lieben S urz zu sehen; sende ihn doch nur bald hierher.

Alle guten Engel mögen mit Dir seyn. In ewiger Liebe Dein alter Kerner."

Diesem Briefe lag das Gedicht: „Mein Krystallglas" zu, das sich in der Miniaturausgabe der Kerner'schen Gedichte von 1847, S. 322 vorfindet.

Am 22. war Niembsch unzugänglich; gleichwohl hört' ich ihn Abends, als ich vor seiner Thür mit Zeller weilte, ganz leise und absatzweise sagen: „Mein Freund ... Bruder ... und Schwager ... Anton Schurz ....." Der Hofrath verstand es nicht; ich jedoch sehr wohl. O, die Liebe, zumal die geschmeichelte, hat ein gar feines Ohr! Welcher milde, weiche, innige Ton dieß war!

Als ich an Niembsch am 23. die Kerner'schen Schätze übergab, ward er ganz Kerner, und wollte gleich nächsten Tag mit mir zu demselben eilen, und schrieb daher mit Bleistift in sein Anmerkbüchlein, das er damals emsig besorgte, alsbald dieß:

„Ich reise mit Schurz im Stuttgarter Botenwagen zu Kerner — Sonntags."

Ich machte Niembsch darauf aufmerksam, daß dieß so sehr bald, da morgen schon Sonntag wäre, kaum möglich seyn würde. Er stutzte darob etwas betroffen; allein sein Antlitz erheiterte sich schnell, und er sagte mit feinem Lächeln: „Und dennoch kann es wahr werden. Ich habe ja nur „„Sonntags"" geschrieben, ohne ein Datum beizusetzen!" So schlau war er auch noch in der Krankheit. Ueberhaupt sind Gemüthskranke oft sehr schlau, schlauer fast noch als wie sie gesund waren. Niembsch erzählte mir in Winnenthal mit vieler Befriedigung, wie pfiffig er in Stuttgart die Leute aus dem Zimmer hinausgetäuscht, als er aus dem Fenster springen wollte. Uebrigens wiederholte er mir auch heute, daß ich nicht nach Weinsberg dürfe, und bei ihm bis zum letzten freien Augenblicke verharren müsse.

Am 25. schrieb Niembsch dem Obigen noch bei: „Ohne meinen Wirth kann ich nichts bestimmen, und mein Wirth ist der Herr Hofrath

Dr. Zeller, und über ihm — Gott." — — An diesem Tage (vom Sonntag dem 24., iſt nur zu erwähnen, daß es ſchneite und Niembſch vielleicht eben deßwegen größere Hitze hatte) gab er mir einen Beweis ſeines außerordentlich guten Gedächtniſſes. Er hatte vorerſt mit voller Gewißheit wieder von ſeiner baldigen Geneſung geſprochen; er fühlte, behauptete er, die wiederkehrende Geſundheit deutlich in allen Adern; dann kamen wir auf die Gelaſſenheit in Trangſal und Unglück, und ſofort insbeſondere auf Horazens bekannten „Unerſchrockenen unter Welttrümmern" zu reden. „Weißt du noch — frug er mich da — wie du einſt, als wir Horaz mit einander laſen, dieſen Vers überſetzteſt?" Ich dachte nach. „„Nein.““ „Was? Und das weißt du nicht mehr?" rief er ganz erſtaunt über meine Vergeßlichkeit. Wohlan, ſo höre:

„Auch unter eines Weltalls Sturz
Blieb' ich doch ſtets — der Anton Schurz!"

Ich mußte laut auflachen. Es war aber wirklich ſo; nun erinnerte ich mich auf einmal deſſen ganz genau und lebhaft. Es war vor mehr als zwanzig Jahren ſchon; wir ſaßen an einem kleinen Tiſchchen vor einem Wandſpiegel, ich hatte eben ein Kind auf dem Schooß, und wir lachten alsweie ich heute.

Dienſtag der 26. war ein aufgeregter Tag. Niembſch ſalbaderte heftig, insbeſondere franzöſiſch, das er doch ſonſt nie ſprach; auch war er ſo ungeberdig, daß man ihm die Zwangsjacke anlegen mußte. Mancher wird ſich hierunter wohl etwas viel Aergeres vorſtellen, als wirklich dahinter iſt; vielleicht eine Art eiſerner Jungfrau. Es iſt aber weiter nichts als eine ganz gewöhnliche Jacke, mit überaus langen Aermeln, ſo daß der rechte über die linke, und der linke über die rechte Hüfte herumgezogen, und beide dann auf dem Rücken mit einander verbunden werden können. Der Jackenträger vermag nun zwar die vorne gekreuzten Arme immerhin noch ein wenig zu bewegen, iſt aber doch behindert, ſich oder Andere damit zu beſchädigen.

Mittwoch den 27. früh, als Zeller und ich Niembſch beſuchten, war er zwar recht klar, aber ſehr ermattet und mehr als gewöhnlich geſunkenen Muthe. Auf unſere freundliche und zuverſichtliche Anſprache richtete er ſich jedoch bald wieder auf. Auch Nachmittags, ſeit acht Tagen das

erſtenmal, war ich wieder einmal zwei Stunden lang bei ihm. Er zeigte ſich ruhig und heiter und ſagte einmal herzlich zu mir: „Mein lieber Schurz, ich werde dich ſchwer entbehren.“ Ich verließ ihn um halb 6 Uhr, wo er ſich einen erquickenden Schlaf verſprach, was auch in Erfüllung ging, denn die Nacht war eine der beſten. Gleichwohl ſtellte ſich Donnerſtag den 28. um 8 Uhr früh wieder eine, wenn auch nur mäßige Aufregung ein, daher an dieſem Tag kein Beſuch thunlich war. Nachmittags kam Kerner nach Winnenthal. Als ich Abends um 6 Uhr Botſchaft davon erhielt, eilte ich ſogleich zu Zeller, wo er abgeſtiegen war. Kerner befand ſich eben allein im Zimmer und kam mir freundlich entgegen zu Gruß und Kuß. Ich enthalte mich hier nur mit Mühe einer Beſchreibung dieſes und des nächſtfolgenden, mit ihm verlebten ſchönen Abends; es waren Abende, die ich nie vergeſſen werde, und wenn ich auch Methuſalems Alter erreichte.

Freitags den 29. November war ich bei Zeiten ſchon wieder bei Kerner. Niembſch war noch nicht vollkommen ruhig und wir verſchoben daher unſern Beſuch bei ihm, und begleiteten inzwiſchen den Hofrath auf ſeinem Morgenrundgange bei den kranken Männern, denn die Abtheilung der Frauen iſt nur deren Verwandten und Aerzten zugänglich. Wir befanden uns ſchon in einer Zelle ganz nahe bei Niembſch, da eilte Zeller, der uns einen Augenblick verlaſſen hatte, mit der Nachricht herbei: Niembſch verlange ſehr nach ſeinem ihm eben angekündigten Freunde Kerner. Flugs hinüber. Niembſch, noch im Bette, und Kerner umſchlangen ſich innigſt, wie zwei lange getrennte Liebende. Niembſch lag bedeckt mit ſeinem großen, grauen „Iſchler Regenmantel“ (ſ. Br. v. 16. Mai 1841), der einen Biber-Pelzkragen hatte, welcher ihm von Alexander geſchenkt worden war; daher Niembſch den Mantel auch gern den „Alexandermantel“ hieß. Dieſen Pelzkragen gab Niembſch Kerner zum Küſſen. Dieſer Mantel, ſagte er, ſey ihm ein unendlicher Troſt, eine Decke voll Liebe. Er ſtrich immer voll Luſt den Pelzkragen. Er ſchmunzelte ganz komiſch: „Gelt, daß ich hier bin? Nun werd' ich Dir doppelt intereſſant ſeyn!“ Niembſch war vollkommen klar, ja, ſo freudig, daß er oft lächelte und lachte. Kerner fand ihn beſſer ausſehen, als dieß bei ihrer letzten Zuſammenkunft vor der Krankheit der Fall geweſen war.

Niembsch fragte bald, ob ich keine Briefe für ihn hätte. Ich reichte ihm einen von Sophie. Niembsch las diesen Brief auf der Stelle mit sichtlicher Erquickung, und Zeller und Kerner mußten ebenfalls denselben sogleich lesen. Kerner aber that nur, als läse er ihn, denn er konnte es seiner leidenden Augen wegen nicht wirklich thun, worauf er ihn in einen Band von Lenau's Gedichten legte.

Nur nachdem noch lange, oft unterbrochen von gegenseitigen Liebkosungen und Umarmungen geschwatzt worden war, wobei Kerner in Bezug auf Niembsch manchmal heiter ausrief: „Der ist ja weit gescheidter als ich!" verließen wir Niembsch, um Nachmittags wiederzukehren.

Dieß geschah gegen halb 4 Uhr. Niembsch war auf, ganz angekleidet, ja, er hatte mittlerweile einen kleinen Spaziergang in dem mit halbschuhtiefem Schnee bedeckten Garten zurückgelegt. Er und Kerner ergoßen sich wieder in zärtlichen Liebesäußerungen. Kerner ist eine ganz reine, feine, weiche und kindliche Seele; ebenso liebenswürdig als Mensch als wie als Dichter. Sehr viel war von Weinsberg die Rede, von Kerners winzigem, niedlichem Häuschen alldort, und von seinem gewaltig großen, von seinem innig geliebten Freunde Graf Alexander auf ihn vererbten Hunde „Nero," größer schier als das ganze Häuslein, so daß man, wenn dieß einmal vom Flecke gerückt werden wollte, bloß den Hund dazu vorzuspannen brauchte. Viel auch lief das Wort von dem ehrwürdigen, alten, nun verwaisten Wart- und Geisterthurm, von schauerlich wonnigen Windharfenstimmen, die um den entfernten Dichter weinten, und derlei mehr. Niembsch sprach äußerst schön und klar über Schiller und Goethe, über Seneca, und entwickelte bewunderungswürdigen Geist und Verstand. Zeller besitzt eine schöne gemalte Landschaft, ein Kreuz auf einem Felsen, vom aufsteigenden Mond beleuchtet; diese ließ er holen, und Niembsch war entzückt darüber. Aber es wird schon dunkel und man bringt Licht in die Zelle. Da erblickt Niembsch an der Wand den fast abenteuerlich aussehenden Schatten Kerners. Sogleich ergreift er einen Bleistift und reißt ihn bleibend nach, um doch künftig immer werthe Gesellschaft bei sich zu haben — unter heiterem Lachen und Scherzen. Auch mich wollte er noch abreißen, doch verschob er es auf ein nächstesmal. Als Zeller, welcher inzwischen längere Zeit seinem schweren Berufe nachgegangen gewesen,

wiedergekehrt war, trug uns Niembsch ein Gedicht auswendig vor, welches er auf seiner letzten Reise zwischen Zernelding und München, Nachts, auf dem rollenden Eilwagen, und schon sehr krankhaft angegriffen, vornehmlich aus Verwitz gemacht, ob er denn auch unter so feindlichen Umständen noch zu dichten vermöchte. Es war dasselbe eigentlich in sein größeres, im Laufe des Frühlings und Sommers 1844 verfaßtes Gedicht: „Don Juan" nachträglich bestimmt, worin es keinen genaueren Platz von ihm angewiesen erhielt, daher es im Jahre 1851 unter die Gedichte seines Nachlasses aufgenommen ward. Zeller schrieb es ihm mit der Bleifeder sogleich nach. Tiefe Wehmuth und zugleich Bewunderung ergriff uns bei Anhörung dieser wahrhaften, sinnvollen und tiefgefühlten Worte. Einen eigenthümlichen Reiz besitzt aber diese Reliquie noch dadurch, daß es der Zeit der Empfängniß nach das allerletzte von Lenau's Gedichten ist, dann, daß er es schon halb krank dichtete und ganz krank mittheilte. Hätte er letzteres nicht wie durch eine plötzliche, glückliche Eingebung gethan haben, so wäre dasselbe ganz spurlos von der Welt verschwunden; denn es fand sich nicht schriftlich vor; ja, es wußte sogar nicht einmal Jemand von seiner Existenz. Es ist dasselbe solcherweise ein höchst seltenes Geschenk einer schönen Stunde im Wahnsinn.

Nun erzählte uns Niembsch von der mächtigen, aber angenehmen Aufregung, die er in der verwichenen Nacht gehabt. Er sah sich mitten in der ewig denkwürdigen österreichischen Heldenschlacht von Aspern, die er selber so schön als Dichter nachgekämpft. Dieselbe ward für ihn jetzt lebendige, ja persönlich mitgewirkte Wirklichkeit. Zur Seite des großen Erzfeldherrn, an der Spitze der vaterlandstrunkenen, sieglechzenden Oesterreicher, stürzte er sich mit blitzender Faust in das unabsehbare, aus halb Europa zusammengeströmte, hochschäumende Meer von Feinden. Jeder seiner Hiebe war Tod. Bums! und eine Kartätsche riß zwanzig vor ihm nieder in ihr Blut. Keine Ohrentäuschung dieß! Er hörte den Knall in der That; denn mit nackter Ferse hatte er in der Verzückung die dicke Fußbohle seines derben Eichenbettes Eines Schlags eingestoßen. „O Wonne ohne Gleichen, solch eine Schlacht!" schloß Lenau; „aber ach," setzte er feinlächelnd hinzu, „wäre ich ihrer gerne bald wieder ledig und los!" Kerner sprach zu ihm: „Du verlorst Dich eben im Traumring;

aber ich weiß gewiß, Dein klarer, starker Verstand zerreißt diesen Traumring, und es wird wieder Alles, Alles gesund in Dir." „Ja," sagte Niembsch, „der Traurig ist auch zerrissen worden." Seine Schlachtverliebe erklärte uns heute Niembsch schon aus dem Namen seines „Geburtsortes: Csátnal (Tschátad)" denn „Csata" heiße im Ungarischen „Schlacht" und das Anhängsel d drücke „dein" aus. Csátnal also heiße: „deine Schlacht;" gleichsam, als ob das Geschick Niembsch schon durch den Namen des Orts, als es ihn ins Leben treten ließ, hätte zurufen wollen: „Durchkämpfe du jetzt deine Schlacht!" deren heißester Augenblick wohl aber nun eben seine Krankheit war.

Niembschens Sehnenkraft war, zumal in dieser Krankheit, eine mehr als gewöhnliche. Während seiner ersteren übermächtigen Aufregungen hatten zwei junge halbe Riesen von Wärtern in Winnenthal, Sachsenheimer und Schäfer, vollauf zu thun, um ihn angemessen zu gewältigen. Als sie das erstemal beide über ihn her waren, rief er entrüstet: „Pfui! das ist unedel! Zwei über Einen!" Einer davon, Sachsenheimer (Niembsch nannte ihn gewöhnlich Saxo Grammaticus), ist auch etwas Dichter. Während dieser nun einmal Niembsch in die Zwangsjacke schnürte, machte der ihm den Vorwurf: „Ha, das ist doch unerhört, daß ein Dichter den andern binde!" Niembsch versicherte mir einmal, es sey für den Aufgeregten ein gar nicht unangenehmes Gefühl, sich von eines gewandten Starken überwiegender Kraft wie ein Kind gelähmt zu sehen; es ist wie eine Art unbedingter Ergebung unter die unbeugsame Gewalt des Schicksals. Nichts Aergeres und Aergerlicheres als zage, scheue, kraftlose oder unbeholfene Wärter.

Einmal hatte Niembsch auch gesagt: „Ich bin kein delirischer, sondern ein lyrischer Dichter.

Um Niembsch, welcher bei der Nachschilderung seiner Alpenschlacht schon wieder etwas zu warm geworden war, nicht noch mehr ins Feuer zu bringen, verließen wir ihn. Dieser 29. November 1844 war für Niembsch einer der besten Tage, ja vielleicht der beste und froheste seines ganzen Aufenthalts in Winnenthal. Von 10 Uhr Vormittags bis halb sieben Abends war der edle Dichter ununterbrochen sich ganz wiedergeschenkt. Er scherzte, lachte, sprach schön, lebhaft, witzig und geistreich.

Aber die Flamme ſchlug zu hoch empor, ſie ſollte zurückſinken und nur dann und wann wieder, und nie mehr ſo hell und anhaltend, aufflackern. Der rauhe Winter war nun gekommen, die ſtrengſte Kälte trat ein, Kälte, von welcher Niembſch am 10. Mai 1844 ſchrieb: „Mir erſchien einmal die Kälte des Winters als die ſchlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmliſchen Liebe.“ Es begann nun eine ungünſtige Aenderung im Befinden des Kranken. Die größere Ruhe und Beſonnenheit jedes anderen Tages blieb nun aus: die Aufregungen waren andauernder, und es ging mitunter ſtürmiſch her, auch an den ruhigſten Tagen zeigte ſich doch keine ſolche Klarheit mehr, wie an dem Tage, da Kerner bei ihm war. Er mochte auch von dieſer „Exiſede,“ wie von jener früheren achttägigen, ein richtiges Vorgefühl verſpürt haben, denn ſonſt wüßt' ich nicht, warum er, nachdem er von Kerner herzlich Abſchied genommen, ſich plötzlich zu mir wandte, zärtlich meine Hand ergriff, und, mir ſie drückend, gerührt ſprach: „Lieber Schurz, ich danke Dir für Alles, was Du mir Liebes erwieſen!“ Ich war ganz überraſcht. Sollt' ich doch erſt in einigen Tagen reiſen; warum denn alſo ſchon heute Abſchied nehmen? Er mußte alſo doch aus einer Eingebung ſo handeln, aus einer Ahnung, daß er mir ſpäter nicht mehr zu danken im Stande ſeyn könnte. Im Gehen bat er Kerner, ſeine Kappe ihm dazulaſſen, er wolle ihm dafür die ſeine geben. Kerner that es gern, es fand ſich aber, daß dieſelbe Niembſch nicht auf dem Kopfe hielt. Kerner nahm nicht Abſchied von Niembſch, der voll Liebe war.

Den nächſten Morgen (Samſtag den 30. November) war ich ſchon ziemlich zeitlich wieder bei Kerner. Wir konnten leider nicht zu Niembſch, er war unſprechbar; geſtern Abend, ſogleich nach unſerem Weggange, hatte eine neue „Cauſul,“ eine friſche Schlacht für ihn begonnen, die noch immer nicht ganz zu Ende war. Niembſch ſoll mehrmal gerufen haben:

„Ich bin ein Freund des alten Rechtes,
Doch auch des neuen, funkelnden Geſechtes;
Hurrah, Huſſaren, Hurrah!“

Kerner entdeckte mir ſeine Anſicht über den Zuſtand unſeres Freundes nicht. Wie ich ein paar Tage darauf in Stuttgart vernahm, ſoll er wenig

Hoffnung geschöpft haben. Er hatte diese seine Besorgniß wohl auch jetzt schon in Winnenthal dem Hofrath Zeller nicht verhehlt, denn ich stutzte ungemein, als dieser heute in Kerners Beisein gesprächsweise gegen mich plötzlich fallen ließ: Wenn Lenau wiedergenesen, „was mit Gottes Hülfe wohl geschehen wird, so müssen Sie wiederkommen." Ich hatte ihn bisher nie so bedingnißweise, sondern stets ganz zuversichtlich sprechen hören; an der vollkommensten Herstellung war nie entfernt gezweifelt, sondern im Gegentheil noch eine bessere Gesundheit als zuvor in Aussicht gestellt worden. Ich selbst auch glaubte während meiner ganzen Anwesenheit in Winnenthal nach dem eigenen Augenscheine Lenau's Genesung fest und steif als ganz unausbleiblich ansehen zu dürfen, und schrieb also in diesem Sinne überall hin die trostvollsten Briefe. Meine Ueberraschung über diese behutsame Umschränkung — denn, wenn einmal die stolzen Aerzte Gott anrufen, so ist schon immer hübsch der Arge los — war daher so lebhaft und augenfällig, daß Zeller sogleich beschwichtigend und beschönigend beizusetzen nöthig fand: „Nun ja, bedarf es denn nicht überall der Hülfe Gottes?" Freilich wohl, aber man wendet sich nur zu Gott in der Noth. O, hätte sich Kerner, dessen Urtheil ich jetzt nur um so mehr bewundere, da er Niembsch nur wenig, und überdieß nur an seinem besten Tage sah, doch nur diesmal getäuscht! Kerner verließ noch Vormittags Winnenden; beim Abschiede von ihm tröstete ich mich damit, daß ich ihn wohl schon nächsten Mai an der Seite des genesenen Lenau (eine einmal eingewurzelte süße Hoffnung läßt sich durch einen einzigen Windstoß nicht sogleich aus dem Busen reißen) zu Weinsberg würde besuchen können.

Der Nachmittag des 30. Novembers und die zwei ersten Decembertage waren freud- und freundlos für mich. Wie oft ich mich auch vor Lenau's Schwelle einfand, immer hieß es und ich vernahm es auch selbst aus seinem lauten und mitunter heftigen Alleinreden: „Erregt!" Ich mußte mit Recht besorgen, kein trauliches Lebewohl, keinen innigen Scheidekuß von seinen warmen Lippen auf den langen Winterheimweg mit mir nehmen zu können. Dienstag den 3. December, Vormittags um 10 Uhr stand ich reisefertig wieder an der Zelle Lenau's. Er war aus seiner alten Zelle, der ersten der zweiten Abtheilung, mit dem Gesichtsabrisse

Kerners, in eine andere, in die äußerſte gegen den Garten zu, wahrſcheinlich wegen geringerer Beunruhigung der übrigen Zellenſiedler, gebracht werden. Er war laut aufgeregt, höchſt unwirſch und raufluſtig; hatte auch bereits nach ſeinem Wärter geſchlagen. Gleichwohl wollte Zeller mich nicht auf längere Zeit von hinnen ziehen laſſen, ohne nicht Niembſch noch einmal geſehen zu haben. Man fragte alſo bei dieſem an: „Darf Ihr Herr Schwager hereinkommen? Er will Abſchied nehmen.“ „„Nicht darf; er muß!““ Hauſten wieder einige Beſinnung und Berathung. Neue Anfrage; heftiger noch: „„Er muß!““ Nun denn! wir traten ein. Niembſch, halb im Bette ſich aufrichtend (er war dießmal nicht, wie ſonſt gewöhnlich bei Aufregung, durch die an das Bett geſchnürte Decke niedergehalten), donnerte mir alsbald entgegen: „Das hätt' ich von Dir nicht gedacht, daß auch Du den Muth würdeſt in die Hoſen ſinken laſſen.““ Ich mußte, näher ſchreitend, der unerwarteten, abſonderlichen Beſchuldigung unwillkürlich lächeln. „„Was? Du lachſt mich aus?““ und er beg den rechten Vorderarm, als wollt' er ihn gegen mich ſchnellen. Ruhig trat ich zurück: „Gott bewahre, geliebter Bruder!“ Wie auch Zeller ihn nun beſchwor — „Ihr Herr Schwager ſcheidet ja; ſo entlaſſen Sie ihn doch freundlich!““ — es war eitel nichts zu richten. Einen Wahnausbruch hält man eben ſo wenig auf, wie einen Wolkenbruch. Ich ſchied ungegrüßt und ungeküßt.

Fünfter Abschnitt.

Die Leidensjahre

Ueber das Befinden Lenau's während seines Aufenthaltes zu Winnenthal von der Zeit an, wo ich von dort schied, bis Mai 1847, wo er es that, erhielten wir durch die Güte seiner Aerzte, Zeller und Ellinger, gewöhnlich alle vierzehn Tage Nachricht in Wien. Die Briefe sind noch vorhanden; sie jedoch ausführlich hier mittheilen, würde den Leser entweder zu sehr ermüden, oder aber zu sehr angreifen. Es wird genügen zu sagen, daß der Kranke oft unendlich litt, aber gleichwohl kein Brief eintraf, der nicht Hoffnung der Genesung gegeben hätte. Die Erfüllung blieb leider, wie nahe sie manchmal auch schien, immer fern. Was aus jenen Berichten und überhaupt der Mittheilung hier werth seyn dürfte, ist Folgendes:

In der Wiener Theaterzeitung Z. 65 von 1845 war nachstehende Nachricht aus dem Frankfurter Conversationsblatte zu lesen:

„Ueber den gegenwärtigen Zustand Lenau's äußert sich dessen Arzt Dr. Zeller: „Des Kranken leibliches Befinden ist erwünscht, und dieß stärkt die Hoffnung, daß mit dem Frühlinge auch eine günstigere Periode für seinen Geisteszustand eintreten werde, besonders da selbst in den heftigsten Aufregungen wohl Wahnvorstellungen ihn beschäftigen, allein in diesen keine irren Sprünge eingetreten sind, und er von keiner fixen Idee beherrscht ist. Der rothe Faden des Bewußtseyns geht durch seine Wahnvorstellungen hindurch, und dieß äußert sich in den Augenblicken der Besonnenheit, die dann mit der höchsten Klarheit hervortritt. Er kennt seinen Zustand und ergibt sich geduldig, ja selbst dankbar den ärztlichen Vorkehrungen. Sein Arzt bedauert nur, daß die Goldstücke großer und edler

Gedanken, die in den klaren Augenblicken der Dichter mit vollen Händen ausstreut, verloren gehen.

Möge denn der Frühling dießmal recht klar und mild mit allen seinen Liebesboten erscheinen, und der Nation einen Dichter wiedergeben, der nach der Kühnheit des Gedankens, der Tiefe der Empfindung, dem Ton und Farbenzauber der Sprache unter den Lebenden den **ersten** Platz behauptet."

Gegen Ende April 1845 brachte die Wiener Theaterzeitung nachstehende Anbetkunde:

„Der Rheinische Beobachter theilt folgendes schöne Gedicht Lenau's mit, welches so eben gedichtet worden ist, und als ein glückliches Pfand der Wiederherstellung des Dichters gewiß, so weit die deutsche Zunge reicht, mit innigstem Antheil vernommen werden wird.

Verlornes Glück.

Nur ist, seitdem du dich von mir gewendet,
Wie Einem, der betäubt vom Luftgelate,
Noch stehet einsam in dem öden Saale,
Wenn nun das Fest, das rauschende, geendet.

Weg sind die Kränze, die dem Ohr gespendet
Wollüst'gen Trank; auf flücht'ger Sandale
Entwich des Tages Göttin; noch vom Strahle
Der bunten Kerzen ist sein Aug' geblendet.

Erloschen ist das schimmernde Gefunkel,
Nur noch ein Lämpchen glüht im weiten Raume,
Verlassen, mühsam kämpfend mit dem Dunkel.

Er hört hinein. Ihm ist als wie im Traume
Er reckt nach der entschwundnen Lust die Hände,
Und den Erwachten höhnen todte Wände."

Ueberdieß meldete auch die Wiener Zeitung vom 28. April 1845, S. 117, aus Stuttgart vom 17. April, daß Lenau im Laufe der Woche wieder sein erstes zusammenhängendes Gedicht niedergeschrieben habe.

Welche Freude dieß Gedicht in Wien erregte, läßt sich leicht denken. Alles hatte an Lenau's Leiden herzlichen Antheil genommen und war voll

Hoffnung auf ſeine Geneſung durch die Allmacht des Lenzes; Alles begrüßte daher auch den weißen Raben als hocherſehnte Friedenstaube mit frohem Zurufe. Auch meine Stimme war darunter und nicht die ſtillſte. Nichts glaubt man ja leichter, als was man ſehnlichſt wünſcht. Nur Eins befremdete mich, daß nämlich Zeller in ſeinem letzten Berichte vom 16. April des Gedichtes, welches doch damals, wenn es in der Woche Lauf, nach der Nachricht aus Stuttgart vom 17., gedichtet werden ſeyn ſollte, ſchon geboren geweſen ſeyn mußte, ſo ganz und gar keine Erwähnung gethan, wiewohl es doch ſolches im höchſten Grade verdient haben würde. Allein dagegen wieder des Klinglieds edler, lenaniſch düſterer Ton, die Anſchmiegſamkeit an des großen Dichters bekanntes Loos, die ſo beſtimmten übereintreffenden Verſicherungen verſchiedener Blätter und vor allem der fromme, kindliche Glaube an das Erwünſchte! Ich eilte, Zeller alsbald um Aufſchluß und Beſtätigung zu erſuchen.

Die Antwort darauf war: 9. Mai. „Seine Phantaſie ergeht ſich in den groteskeſten Bildungen und würde, wenn ſie von dem ungefeſſelten Geiſte geleitet werden könnte, noch die ſchönſten Schöpfungen zu Tage bringen; ſo aber wirft ſie alles bunt durcheinander und bedient ſich zur äußeren Darlegung ihrer Bewegungen der verſchiedenſten Sprachmittel. Die Ihnen von Stuttgart aus zugekommene Nachricht, daß der liebe Patient ein Gedicht gemacht, iſt allerdings wahr, er hat es aber ſogleich wieder vernichtet.

Alſo ein Gedicht hatte Niembſch wirklich gemacht, aber da ſolches gleich wieder vernichtet worden war, doch wohl jenes erſchienene Klinggedicht nicht. Der vollen Gewißheit halber wurde Hofrath Zeller um ganz beſtimmte Auskunft angegangen, welche am 26. Mai alſo ertheilt ward: „Sie werden die Berichtigung der Allgemeinen Zeitung geleſen haben. Sie ſind gewiß der Erſte, dem ein ſo frohes Ereigniß mitgetheilt wird. Ich möchte nur den falſchen Propheten kennen, um ihn öffentlich zu beſchämen, wenn nicht etwa ein Dichter, ſich in unſeres theuern Kranken Zuſtand verſetzend, das Gedicht geſchrieben, und Andere es ihm zur Myſtifikation des Publikums geraubt haben. Wenigſtens iſt es gut, und Niembſch lachte und ſagte „er habe es gemacht, wie alles Schöne der Art.“ Und ſo wollen auch wir den falſchen Propheten zu einem wahren durch Gottes Gnade werden laſſen. Er denkt und dichtet noch immer zu viel und

tief, wie auch dadurch nicht klar und licht. Alles hat noch unendliche symbolische Bedeutung, sein Geist muß wieder mehr an die Oberfläche der Dinge und in die einfache, nüchterne Anschauung zurück; das wird auch bei größerer Beruhigung von selbst kommen."

So war also leider doch jenes angeblich Lenau'sche Gedicht ein falsches. Das Stuttgarter Morgenblatt soll die Erklärung gebracht haben, daß das Sonett des benselben wohlbekannten Dichters mit den Endbuchstaben seines Vor- und Zunamens: klein n und l — unterfertigt gewesen wäre, und nur der Setzer, bloß an Unterzeichnungen großer einzelner Buchstaben gewohnt, dieselben auf eigene Faust in groß N. L. umgewandelt, und dadurch den allgemeinen Irrthum, daß es von Nikolaus Lenau sey, herbeigeführt hätte.

Dieses falsche Lenau-Sonett veranlaßte drei ächte unseres Anastasius Grün, welche mit ihren erquicklichen Strahlen die düstere Geistesnacht seines geliebten Freundes und Mitverträgers der österreichischen Lyra mild und tröstlich erheitert haben mögen. Mir und wohl auch vielen Andern sind diese Gedichte ebenso werth wegen des Herzens, welches aus ihnen spricht, als auch ob der hohen Begabung, deren leuchtendes Siegel sie tragen:

I.

Als wettergleich fernher ertönt die Kunde,
Daß du geschmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir schneiden
Ein großes Unglück, eine neue Wunde.

Ich sproße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden.
Ein Gottesurtheil war mir dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz verhallt aus deinem Munde.

Du sprachst mir Muth, als Unmuth mich gezogen,
Du hieltst mich werth? dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben.

Und wollten dich mir die Tamenen rauben,
Zerbrechen wär' mein Stab, mein Kranz zerrissen,
Und tott in dir mein Hoffen — mein Gewissen.

2

Es kam der Herbſt. Zu jedem Sonnenſtrahle
Sprach ich: Was lachſt du mir? Ich bin vermählt
Du klarer dich der kranken Freundesſeele,
Ihm leere du den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen ſtähle'
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Hört' ihm den Leib, der Rüſtung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich ſprach: Nicht mich umſchmeichle'
Die ſchwarzen Locken aus den Augen ſtreichle
Dem kranken Freund, und ſeine Stirne kühle!

Das Schönſte deiner Flur ſollſt du erleſen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kannſt er's, wird an ihnen er geneſen.

3

O hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Geneſung iſt's, blühſt du in Sängen wieder.
Des Dichterbaumes Blüthen ſind die Lieder,
Kein kranker Baum wird ſolche Blüthen bringen.

Sey's auch ein düſtres Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht auch hell wie Flieder,
Selbſt deine Lerchen tragen ſchwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Es iſt dein Lied der räthſelvolle Falter,
Der einen Todtenſchädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch ſchöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Paſſiflore gleicht's, ein Kreuz umſchwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blühn zum Bilde;
Doch nur in Frühlingsſonnen blüht ſie rankend.

Aber auch ein durch dieſe Klinggedichte veranlaßter Brief Sophiens erfreue die Welt. Er bezeichnet das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen

Grün und Lenau eindringend, und enthält insbesondere eine überaus treffende Abschilderung des Letzteren, wie wir keine bessere haben, noch auch je eine bekommen dürften.

Lieber A[illegible]ch!

Haben Sie Auersperg's Sonetten gelesen? Als sie mir von einer Freundeshand zugeschickt wurden, faßte ich den Plan, sie Ihnen illustrirt zu senden; aber die Allgemeine Zeitung hat mir die Arende verdorben, da sie die schönen Gedichte früher brachte, als ich sie schicken konnte.

Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältniß zu Ihnen und seine Empfindungen für Sie vollkommen geschildert. Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund, und ein unbestechlicher Richter, und wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respektiren, in dem Augenblicke, als Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist im Stande, ihm Liebe und Achtung abzudringen. Sie haben für ihn immer eine Art von Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen; Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie wie jeder Naturtrieb in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch mit ihr.

Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariatafel ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, sein Kleidungsstück, sein Brod, seine Flasche hatte er in

seinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe, am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines ächten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.

Bald nach Lenau's Erkrankung hatte sein Freund Max nach New-York an den Handelsherrn Hermann Oelrichs geschrieben. Dieser ward um gütige Erhebungen bezüglich der wie schon verschollenen Niembschischen Ländereien gebeten. Es kam die leidige Auskunft: dieselben wären wegen der im Jahr 1840 und 1841 unberichtigt gebliebenen Taxen bereits öffentlich verkauft worden, und zwar für ungefähr so viel, als der Taxansstand betrug, nämlich um 23 Dollars 68 Cents. Nur eine einzige Hoffnung ließe sich noch schöpfen, daß nämlich etwa der Verkauf nicht ganz auf die vorgeschriebene Art und Weise erfolgt seyn konnte, wo sodann ein Rechtsstreit sich anstrengen ließe, um die jetzigen Besitzer zu verdrängen. Ein solcher Versuch, obgleich dabei leicht im Falle des Mißlingens 100 Dollars aufgeopfert werden konnten, scheine immerhin der Mühe werth. Hiezu bedürfte es aber einer von Niembsch unterschriebenen Vollmacht auf einen Herrn Louis Stanislaus in Norwalk, als den hiezu geeignetsten Geschäftsmann. Mein Entschluß in Folge dieses Schreibens war schnell gefaßt. Ich glaubte, im Einklang mit Therese und Sophie, die mit Rath und That in die Sache eintrat, daß die 100 Dollars daran gewagt werden sollten. Vor allem war nun wegen Ausfertigung der Vollmacht Anstalt

zu treffen, indem dieſelbe wegen der nur ſelten ganz klaren Stunden Lenau's leicht langen Aufſchub erfahren könnte. Ich ſetzte daher unverweilt Hofrath Zeller von der Sache in gehörige Kenntniß mit dem Erſuchen, derſelben nach Umſtänden beſtens beförderlich ſeyn zu wollen.

Die Vollmacht wurde zu Stuttgart nach dem gefälligen Rathe des Legationsraths Reſer und Oberregierungsdirectors v. Köſtlin ausgefertigt, und, gehörig unterſchrieben und bezeuget, im Wege des königlichen Miniſteriums des Innern in Stuttgart, und der königlich württembergiſchen Geſandſchaft in Wien mir am 11. Auguſt 1845 zugeſtellt, wornach ich ſie, von dem nordamerikaniſchen Conſul in Wien beſtätigt, unverweilt nach New York ſandte.

Anfangs Juli 1845 kam Lenau's Braut in Geſellſchaft ihrer Mutter, von Gram ſo angegriffen in Stuttgart an, daß ſie gleich den andern Tag erkrankte. Die Mutter fuhr mit Emilie nach Winnenthal; ſie durften aber Lenau nicht beſuchen; nur Emilie erblickte ihn im Garten luſtwandeln. Er ſah trotz des langen Bartes nicht verwildert oder abſchreckend, vielmehr in Kleidung und Haltung höchſt proper und anſtändig aus, nur in ſeinen Bewegungen raſcher und gewandter als früher (Niendorf 292).

Ein Beſuch Bauernfelds Anfangs Auguſt hatte Niembſch ſehr erfreut, wenn er gleich nur in eine mittelmäßige Stimmung fiel; ebenſo der von Auerspera, der ihn merkwürdig ergriff und ihm das Bewußtſeyn ſeiner Krankheit auf die ſichtbarſte Weiſe nahe brachte, ſo daß er ſelbſt von ihr anfing zu ſprechen, ſie für ein zu grelles Steigen und Fallen der Phantaſie erklärte, und mehrmals wiederholte, wie ſchmerzlich es ſeinem Freunde ſeyn werde, ihn in ſolchem Zuſtande zu ſehen. Er rang ſehr nach Faſſung, aber die beſte Zeit jenes Tages, gerade ſeines Geburtstages, war ſchon vorüber, und ein weiterer Spaziergang auf die Berge hatte ihn ſchon etwas aufgeregt. Der Morgen war ſehr gut geweſen.

Am 15. October war Guſtav Pfizer bei Niembſch. Dieſer ſchien ſich gar nicht über deſſen Erſcheinen zu wundern. Die Glocken fingen an zu läuten und das nahm gleich die Aufmerkſamkeit des Kranken in Anſpruch; er redete über den ſchwermüthigen Klang der Glocken. An nichts haftete er; jeder äußere Eindruck gab ſeinen Gedanken wieder eine andere Richtung. Viel beſchäftigte ihn neuerdings der Frühlingsalmanach.

Er ſprach davon, wieder einen herauszugeben. Zeller überreichte ihm Kerners neueſtes Gedicht vom Dampfe, es war aber ſchlecht geſchrieben, und da konnte er es nicht leſen und ward ungeduldig. Alles Phyſikaliſche beſchäftigte ihn ſehr. „Siehſt du," ſagte er zu Pfizer, „die Erde iſt ungeheuer ausgewachſen." Er beſchrieb ihm die Thürme, die er ſich habe bauen laſſen, um von da Aſtronomie zu treiben (Niendorf 293).

Den 25. November 1845 ſchrieb Zeller: Die Zuſtände ſind ſich im Allgemeinen ſeit mehreren Monaten ganz gleich geblieben, nur daß vielleicht eine größere und vorherrſchendere Beruhigung des Nervenlebens ſich geltend zu machen ſucht, ſo daß unſer theurer Freund viel öfter und anhaltender unter anderen Menſchen und in ſeinem Zimmer der Belle-etage verweilen kann. Zuweilen, wie an dem Tage, an welchem unſer König hier war (31. October) fühlt er momentan die geiſtige Gebundenheit tief und ſcheint einem plötzlichen Erwachen ſehr nahe, an das ich aber kaum glauben kann. Der König ſah ihn von oben[1] und wurde nicht müde, nach dem kleinſten Umſtande zu fragen, der auf ſeine Geneſung und Behandlung Einfluß haben könnte. Die Frau Prinzeſſin von Oranien[2] bewunderte ſein ſchönes, dichteriſches Antlitz. Wie viele hohe und niedere Häupter werden mit uns jauchzen, wenn ſein Oſtern mit Gottes Hülfe kommt! Herrn Dr. Frankls Beſuch hat unſern edlen Freund ſehr erfreut.

Dr. Ludwig Auguſt Frankl, Arzt und Dichter, theilt in ſeinem Buche (S. 116) über dieſen ſeinen Beſuch unter Anderem mit:

„Dienſtag den 4. November 1845 fuhr ich nach Winnenden, um Lenau zu beſuchen. Seine Geſtalt, ſonſt geknickt und eingebrochen, iſt jetzt aufrecht und kopfhoch. Er trägt einen langen Bart. Die Haare, ſchon

[1] Ziemlich hoch über der Eintrittsthür iſt in jeder Zelle ein Fenſterchen angebracht, das nur wie ein Luftloch ausſieht, allein hinter demſelben läuft ein kleiner finſter Gang aus dem Wärterzimmer im obern Stockwerke, und ſo kann man darnach die Kranken beobachten, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

[2] Jetzt Königin der Niederlande, eine Tochter des Königs von Würtemberg. Emma Niendorf erzählt auf Seite 298, daß Niembſch, als er die königliche Geſtalt von weitem ſchreiten ſah, den Vers gerufen habe:

„Wie gerne wäre ich der Ein,
Ein ſchöne Dame, Grenadier!"

gran untermischt, sind wieder schwarz, die Muskulatur straumm, nicht fett, nur das Auge ist umflort; er ist schön! Wie sich physisch seine Jugend verdrängt, so auch seine frühesten Erinnerungen. Höchst auffallend ist es, daß er mit ungarischem Accente deutsch spricht, während es sonst rein deutsch klang. Er lief fortgesetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder, stand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Cigarre und spielte tanzend einen Ungarischen. Einigemal nahm er einen Sessel und schwang ihn: „Ich bin stark, ich erobere die Welt.“ So ging es, toller noch, eine volle Stunde; mir war das Herz zerrissen; ich war entsetzt und konnte mich doch nicht losreißen. Aber er fing an, immer verworrener zu werden; ich nahm Abschied; er beachtete dieß gar nicht, und ich hatte mit Hofrath Zeller noch eine lange Unterredung, der seltsamer Weise von den besten Hoffnungen beseelt ist, zu denen ihn mehr sein Wunsch, seine besondere Liebe zu Niembsch, als sein medicinisches Wissen zu berechtigen scheinen. Seit langer Zeit kehrt das sonst für Stunden klare Bewußtseyn nicht mehr zurück; die Gedanken, auf fortwährender Flucht, sprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß sie ihm selbst erkennbar sind.“

Tagegen meldete Zeller:

Winnenth. den 15. December 1845.

Es scheint (aber nicht weiter) so ganz ab[illegible]g und nicht ohne zeitweise Aufregungen eine bestimmtere Hinneigung zur besseren Gestaltung der Dinge sich mehr und mehr festsetzen zu wollen. Es ist nun möglich geworden, ihn nicht nur Stunden, sondern Tage lang außer der Zelle und dann meistens auch mit Anderen verkehren zu lassen. Er spielt in diesen Zeiten nicht nur Violine, sondern beschäftigt sich auch mit Lectüre der Augsburger Allgemeinen und sonstiger literarischer Novitäten (z. B. Theobald Kerners Gedichte, des Sohnes von Justinus Kerner). Er ist nun theilweise in einen Zustand gekommen, wo man ihm wieder mehr bieten kann, und er mehr aufzunehmen fähig ist. Um dieses aber in weitester Ausdehnung zu vermögen, wäre es sehr am Platze, daß ihm wenigstens für die nächste Zeit ein eigener Wärter beigegeben werde, der sich ihm ganz allein zu widmen und namentlich jeden Augenblick zu benützen hat, in welchem es möglich ist, mit ihm außerhalb des Gartens Spaziergänge zu machen; wir sind der Hoffnung, daß Sie den hieraus

erwachsenden Kostenpunkt nicht scheuen und uns zur Anstellung eines Privatwärters ermächtigen werden. Endlich glauben wir noch bemerken zu müssen, daß so lange der aufgeregte Zustand noch fortdauert, wenn auch die größte Ideenverwirrung dabei besteht, und nicht Ruhe ohne Rückkehr der inneren Klarheit eingetreten ist, auch die Hoffnung für ihn nicht aufgegeben werden kann.

Winnenthal, den 27. December 1845.

Ich weiß, es gibt für Sie keine größere Weihnachts- und Neujahrs-Freude als gute Nachrichten von Ihrem theuern Herrn Schwager, und Gottlob, ich kann Ihnen sagen, daß die stillen Vorzeichen einer langsamen Besserung sich immer deutlicher und zahlreicher einfinden. Der Sinn für Lectüre, Ordnung, Reinlichkeit, Anstand regt sich immer stärker und oft erblickt man wieder die tiefste Ruhe und Harmonie in den edlen Zügen des bedeutungsvollen Gesichtes. Noch haben wir keine Gewißheit, aber die Hoffnung wird lebendiger unter solchen guten Zeichen, und am Ende kommt der Tag des Aufganges doch noch rascher als wir vielleicht jetzt ahnen. Daß Sie miteinverstanden sind, daß wir dem theuern Kranken einen besonderen Wärter geben, dafür danke ich Ihnen. Umsonst möchte ich es keinen Tag zu früh thun.

So war der Schluß des Jahres 1845 einer der schönsten hoffnungsreichsten Zeitpunkte der unseligen Krankheit Lenau's.

Der ihm ausschließlich zugewiesene Wärter hieß Sachsenheimer und war ein damals noch ganz junger, kaum volljähriger, aber sehr großer und ungemein kräftiger Mann, mit derben Bärenpfoten, aber dabei fromm, überaus still, ernstfreundlich, und geduldig wie ein Lamm. Er zeigte mir später einmal seine mächtigen Hände, worin hin und wieder noch die Narbe eines verharschten Risses bemerkbar war, mit den Worten: „Gucke Sie! Ich wäre wohl stark genug gewese, um Herrn von Niembsch, ob wohl er auch stark ischt, leicht bändige zu könne, aber ich thät es nur eben, wenn es zu arg werde wollte. Aus Kleinigkeiten macht' ich mir eben gar nichts."

Am 13. Juni 1847 schrieb Sachsenheimer mir nachträglich: „Ein einziger Blick, ein einziges Lächeln aus seinem (Lenau's) seelenvollen Auge ließ mich alles Unangenehme vergessen, und erfüllte mich mit Freude und Hoffnung."

Daß überdieß die edle Poesie für den gemüthlichen Sachsenheimer —, der, wie schon berührt, selbst etwas Dichter war, und zwar ein ganz artiger, und dessen liebste Unterhaltung darin bestand, in Lenau's oder auch Anderer Gedichten, insbesondere aber in dem von einem Kranken ihm geschenkten dichterischen Hausschatze von Wolf zu lesen —, ein gar schönes Band gewesen, das ihn demantfest an den leidenden, großen Dichter fesselte, begreift sich von selbst. Es gereicht zum Troste, daß Niembsch zu Winnenthal zwei so theilnehmende und verständige Aerzte und zunächst einen ihm so gemäßen Wärter um sich hatte.

Eine Nachricht, daß Niembsch Veilchen gesucht, brachte uns auf den Einfall, ihm einige solche aus seiner entfernten Heimath, und zwar aus Weidling, zuzusenden, und sie mit einigen Worten zu begleiten, worunter: „Veilchen hast du gesunden? Auch hier haben wir schon deren von den köstlichsten. Die mitfolgenden vier sind von Weidling. Rieche dazu, ob Du nicht die treuen, theilnehmenden Herzen Deiner guten Schwester und dankbaren Nichten daraus herausduften fühlst. Grüße aus Oesterreich sind's, die die Häupter hängen darüber, daß sie Dir nicht mehr blühend zugelangen konnten."

Sachsenheimer vermochte mir, während meiner zweiten Anwesenheit zu Winnenthal im Mai 1847 zu meinem höchsten Vergnügen gar nicht genugsam auszudrücken, welche außerordentliche und anhaltende Freude dieser Brief bei Niembsch erregt, vor allem aber die Veilchen! Er, der überhaupt den Geruch über alle anderen vier Sinne setzte, weil er der feinste und reinste, ätherischste, konnte sich daran gar nicht satt riechen, und oft soll er dabei aufgejauchzt haben: „Schurzl, o mein Schurzl!" Er hob sie, als sie auch schon ganz welk, noch sorgfältig auf, so daß ich ihre beiden Schrümpfchen nach Jahr und Tag noch fand.

Aus den Vereinigten Staaten war inzwischen am 12. Hornung eine neue (mir am 12. März zugelangte) Vollmacht, nachdem die frühere nicht völlig den örtlichen Verhältnissen genügend befunden wurde, mit dem

Ersuchen an mich abgesandt worden, dieselbe von meinem Schwager, jedoch nur ganz schlicht als Nikolaus Niembsch, da solches mit der Land-Urkunde übereinstimmen würde, unterzeichnen und Tag und Wohnort darin ausfüllen zu lassen. Die Richtigkeit der Unterschrift müßte durch zwei Zeugen und das Ganze durch einen Notar beglaubigt werden, die Vertrauenswürdigkeit des Letzteren aber hätte endlich irgend ein amerikanischer Handelskonsul zu bestätigen. Auch wäre Niembschens Siegel dem Namen beizudrucken. Uebrigens bitte man um möglichst baldige Zurücksendung. Ich nahm dießfalls wieder dringend Hofrath Zellers Güte in Anspruch.

Winnenthal, den 19. März 1846.

Den Kranken befällt oft plötzlich eine Angst und tiefe Melancholie, von welcher kein äußerer Grund vorliegt und er sich selbst keine Rechenschaft geben kann. Bisweilen noch erreicht seine Aufregung einen sehr hohen Grad von bald mehr zornigem, bald mehr lustigem Charakter. Am Montag (den 14. März) hat ihn ein besonderer Anfall betroffen, der übrigens ohne weitere Bedeutung und Folge war. Vormittags wurde ihm auf eigenes Verlangen sein Bart theils abgenommen, theils gestutzt, so daß er dadurch ein recht hübsches und elegantes Aussehen gewann. Als er Abends halb 6 Uhr vom Garten aus das Haus betrat, befiel ihn plötzlich die Angst unter einem Zusammenschaudern, er faßte seinen Wärter an, schaute ganz erstaunt um sich und schien (wie fast in einer Extase) alles, was man ihm sagte, nur halb zu vernehmen, er vermochte seine Gedanken nicht in Worte zu bringen, rang sich sichtlich ab, verhielt sich aber dabei ganz ruhig. Es war, als ob ein Krampf die Fibern des Denkorgans befallen hätte, als ob die Angst, welche so oft sich vorzugsweise in einem krampfhaften Athmen aussprach, das Gehirn in ähnlicher Weise afficirt hätte, während die Gesichtszüge ruhig waren, und hauptsächlich nur im Auge sich ein Stammen und Mitbringen kundgab. Dieser Zustand dauerte bis 2 Uhr des andern Tags, wo er in einige, doch milde Aufregung überging, und ohne alle weiteren Folgen blieb. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die durch die Barteabnahme geschehene Verunstaltigung der Hautausdünstung ursächlich mitgewirkt hat. — Die Vollmacht werden wir möglichst bald besorgen.

Wir nahmen diesen Unfall des geliebten Bruders viel höher auf. Es ergriff uns die Besorgniß, es möchte wohl eine Art Schlag gewesen seyn, eine traurige Wiederholung desjenigen, der ihn zu Stuttgart am 29. September 1844 getroffen. Möglicherweise könnte dieser neue Schlag Niembsch ganz unheilbar gemacht haben, zumal, da ohnehin schon die bereits so lange Dauer der Krankheit bedenklich erschien. Vielleicht aber — äußerte ich zu Zeller — daß eine bloße Veränderung des Aufenthalts, wie man schon manche Beispiele hätte, doch noch eine günstige Wirkung an Niembsch hervorbringen könnte, vor allem aber eine Versetzung in seine Heimath.

Ich erhielt diese Antwort:

Winnenthal, den 3. April 1846.

Von einer auch nur Einen Gesichts- oder anderen Muskel treffenden Lähmung oder auch nur Halblähmung, oder unwillkürlichen krankhaften Zuckung war keine Rede. Der ganze Zustand war auf die Empfindung beschränkt und ging entschieden von der Alteration der Haut aus, wie sie sich jeder Laie aus seinem Gefühl während eines Fieberfrostes denken kann, nur daß diese Hemmung bei unserem theuern Kranken stärker war, und tiefer in die geistigen Funktionen eingriff. Ihrem Verlangen werde ich entsprechen, so wie unser theurer Kranker wieder reisefähig ist, was ich für jetzt noch nicht mit Grund der Wahrheit sagen könnte. Sein treuer Wärter kann ihn dann begleiten, und Sie haben die Güte, einen Arzt von Wien aus zu weiterem Geleite zu senden.

Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als Dr. Zeller um die thätige Fortsetzung seiner eifrigen Bemühungen um die Genesung unseres Bruders zu bitten.

Den 2. Mai 1846. Der Gemüthszustand unseres werthen Freundes verharrte in der letzten Zeit in der Depression, welche ihm oft die Gegenwart der sonst liebsten Personen widerwärtig machte, wo er sehr ängstlich war, nicht sprechen wollte, und allerlei Schlimmes befürchtete. Die dabei eingetretenen Aufregungen waren nur der Ausdruck der höchsten Angst und Verzweiflung. Auch können wir die Vollmacht nicht unterzeichnet

überſenden, da die günſtigen Momente an Orten und unter Verhältniſſen eintraten, wo eine augenblickliche Unterſchrift nicht möglich war.

Dagegen hatte Oelrichs aus New York Kunde geſandt, es wäre gelungen, das Land an die bereits Eingeſeſſenen gegen einen wohlannehmbaren Kaufſchilling auf Abtragung während einiger Jahre in halbjährigen Zielern und gegen mittlerweilige Verzinſung abzutreten, nur ſey es höchſt dringend, daß die von Niembſch gezeichnete Vollmacht baldigſt überſendet werde.

Winnenthal, den 1. Juni 1846.

Endlich iſt es uns gelungen, die Unterſchrift unſers theuren Freundes zu erhalten. Wir hatten ſeinem Wärter aufgetragen, ſobald ſich ein günſtiger Augenblick zeigte, uns davon zu benachrichtigen. So kam denn derſelbe heut früh um halb 5 Uhr mit der erfreulichen Anzeige: Herr v. Niembſch ſey ganz klar und wünſchte nun ſelbſt die Vollmacht zu unterzeichnen. Er hatte nämlich bisher ſich durchaus dagegen geſträubt, und insbeſondere bei Empfang Ihres Letzten erklärt: „Tauſend Dollars ſoll ich bekommen? Das iſt zu viel. Ich werde nicht unterſchreiben.“ Die Unterſchrift gab er im Bette liegend. Die paar klaren Stunden haben wir benützt, um ſo manches mit ihm zu beſprechen, und da erfahren, wie er ſich viel weniger körperlich als eigentlich ſeeliſch krank fühle.

Die Vollmacht laſſen wir heute noch zur Beförderung an den Conſul in Wien an die königliche Aufſichtskommiſſion abgehen.

Winnenthal, 2. Auguſt 1846.

Im Allgemeinen währt eben der frühere Zuſtand fort; meiſtens gedrückte, manchmal wildmelancholiſche Stimmung und dann Angſt vor allem, was ſich nähern will; niemals heitere Anregung, nie eine höhere Klarheit des Bewußtſeyns.

Winnenthal, 16. Auguſt 1846.

Mir iſt gar nicht bange dafür, daß, wenn nur wieder einmal ſein Nervenleben zu voller dauernder Ruhe gekommen ſeyn wird, auch die

alte Kraft, Ordnung und Klarheit des Vorſtellungsvermögens ſich wieder einſtellen ſollte. Iſt einmal erſt die Ruhe nur wieder recht befeſtigt, dann wird wohl auch Zeit ſeyn, von ſeiner Verſetzung in andere Verhältniſſe zu reden. Jetzt ängſtigt ihn noch die geringfügigſte Aenderung ſeiner Lage, er ſelbſt zieht ſich in ſeine gewohnte Umgebung, wenn es ihm irgend bange wird, wie in ein Aſyl zurück, und ſchon die Bitte, in den Garten zu gehen, kann ihn in ſolcher Zeit mit Angſt erfüllen, und die höchſte Stille und Zurückgezogenheit iſt ihm erſichtlich das dringendſte Bedürfniß, wie ein krankes Auge oft das mindeſte Licht ſcheut, um zu geneſen.

So eben höre ich, daß Frau v. Reinbeck geſtorben ſey. Unſer theurer Kranker hat in der letzten Zeit gewünſcht, ſie zu beſuchen; ihr Tod wird ihm nahe gehen. Der Kummer um ſeine Erkrankung iſt nach meiner Anſicht eine Haupturſache ihres Todes geweſen. Sie war ihm eine treue mütterliche Freundin.

So war denn eine der edelſten Frauen und die innigſte Freundin von Niembſch (zu ſeiner Mutter war ſie, obgleich um einige Jahre älter als er, denn doch zu jung) noch vor ihm geſchieden! Sein Unglück hatte ganz gewiß Emilien, die die erſten furchtbaren Wuthausbrüche ihres Freundes anzuſehen und zu beſtehen gehabt, ſchneller ihrem Grabe gereift. Ich beſuchte dieß im Mai 1847. Sie ſchlief unter Blumen. Ruhe ſie ſüß!

Von Freund Karl Mayer in Tübingen, der ſich aber damals in Cannſtatt bei Stuttgart befand, wo er das Bad gebrauchte, erhielt ich folgenden Brief:

Cannſtatt, den 21. Auguſt 1846.

Letzten Freitag den 19. ging ich nach meiner alten Heimath Waiblingen, und von da vorgeſtern nach Winnenden. Machte es mir ſchon traurige Eindrücke, daß ich Frau Zeller und mehrere ihrer Kinder ſehr leidend antraf, ſo war mir beſonders das Wiederſehen unſers armen Freundes Niembſch ein ſchmerzlich ergreifendes. Nicht daß er ſich übler befände, aber ich hatte ihn ja in ſeinem Unglücke noch gar nicht geſehen. Er lag in ſeiner Zelle auf dem Bette, eine geſtandene Milch eſſend, und gab kein Zeichen des Wiedererkennens. Auf Zellers Bitte ließ er ſich anziehen und folgte uns, aber ohne ein Wort zu ſprechen, auch ſichtbar

ängstlich, und uns immer zu entgehen suchend. Auf einige Fragen: ob er mich noch kenne, noch an die Meinigen denke? u. s. w., antwortete er mit einem leisen Ja, gab mir auch auf meine Bitte die Hand und erwiederte meinen Kuß beim Abschied. Dann ging aber Zeller noch einmal zu ihm in seine Zelle, stellte ihm vor, daß er ja gar nicht mit mir gesprochen habe, und erhielt seine Bewilligung, daß ich noch einmal eintreten dürfte. Nun war er klarer; er sagte mit Zuversicht: „Ich werde hier genesen. Ich werde mich wieder zu meinem Gebet machen, das werd' ich aber heimlich thun. Wir müssen uns bald wiedersehen, bald, bald. Ich werde zu Dir und Uhland nach Tübingen kommen." Zum Abschied sagte er mir mit erwärmtem Blick: „Leb' wohl, lieber Mayer!" Ich mußte bitterlich weinen, als ich ihn verließ. Zeller ist übrigens mit seinem gegenwärtigen, doch ruhigeren Zustande nicht unzufrieden und gibt die Hoffnung nicht auf. Gott gebe, daß er Recht habe.

Um diese Zeit hatte auch Graf Auersperg das Anerbieten an Zeller gestellt, seinen Besuch Renan's zu wiederholen, sobald daraus irgend ein Nutzen, wenn gleich nur eine momentane Erleichterung für den theuren Kranken zu erwarten wäre. Dr. Zeller lehnte aber in seiner Antwort dieß Vorhaben ab, indem er unter Hinweisung auf Mayers Besuch die gänzliche Unwirksamkeit solcher Besuche darthat.

Winnenthal, 17. September 1846.

Das Befinden, sowohl das psychische als physische, ist sich ziemlich gleich geblieben, namentlich ist er auch aus der Verschlossenheit und Morosität einigemal herausgetreten und in heftige zornmüthige Aufregungen verfallen, welche die Angst vor Vergiftung oder Todtschlag zu Grunde hatten . . .

Winnenthal, den 23. Februar 1847.

Daß so lange Zeit kein entscheidender Schritt zur Besserung sich einstellt, daß neben dem körperlichen Wohlbefinden die Verwirrung sich nicht löst, und immer nur auf kurze Momente sich lichtet, dieses könnte für den endlichen Ausgang des Leidens ziemliche Sorge einflößen;

doch iſt aber immer wieder und ſobald die gemüthliche Affection ſich gelegt hat, aus ſeiner Wahrnehmung der äußeren Vorgänge, aus ſeinen jeweiligen ſcharfſinnigen Bemerkungen und Combinationen, aus ſeinem ſelten ganz aufgehobenen Bewußtſeyn von dem Beſtande und der Schwere ſeiner Krankheit, aus dem Mangel poſitiv ungünſtiger Zeichen zu ſchließen, daß es noch gut gehen könnte. Halten wir dieſe Hoffnung feſt, und vertrauen wir auf oben!

Winnenthal, den 19. März 1847.

Zu unſerem innigſten Bedauern vermögen wir nichts Beſſeres zu berichten. Die Verwirrung der Gedanken lichtet ſich ſelten zu einer deutlichen und zuſammenhängenden Vorſtellungsreihe, die Auffaſſung der Außenwelt will ſich auch nicht klären, das Gemüth iſt zwar meiſtens gedrückt, aber doch auch hin und wieder freudig erregt, ohne aber auf die Klarheit, Deutlichkeit und den Zuſammenhang der Vorſtellungen erkennbaren Einfluß zu haben, und nur das iſt hierin zu bemerken, daß, je ruhiger das Gemüth des Kranken ſich macht, um ſo geordneter auch ſeine Reden, Fragen und Antworten ſind.

Von eigentlicher Abſtumpfung zu reden wäre man wohl nicht berechtigt, aber das Bild der Abſtumpfung iſt in leiſem Anſtriche vorhanden; es rührt aber wohl nur von der Gemüthsdepreſſion und der Geiſtesverwirrung, nicht von Kraftverſchöpfung her.

Dieſe beiden letzten Briefe mußten uns ungemein erſchüttern und betrüben. Wenn Aerzte — zumal ſo ſichtbar zur Hoffnung geneigte — einmal ſelbſt eingeſtehen müſſen, daß ſie für den endlichen Ausgang beſorgt ſind, und um mehr von einem „gut gehen können" zu ſprechen wagen, kann iſt doch wohl auch wirklich wenig mehr zu hoffen; ferner, wenn einmal das Bild der Abſtumpfung vorhanden iſt, ſo iſt es wohl die Abſtumpfung auch ſchon ſelbſt, denn woher ſonſt ihr Abzeichen? Im Gemüthe niedergedrückt und geiſtesverwirrt war Niembſch ſchon längſt ohne das Bild der Abſtumpfung; dieß war alſo etwas ganz neues, eine Erſcheinung der begonnenen Abſtumpfung. Wir erblickten daher auch Niembſch, wenn auch nicht als durchaus ſchon unrettbar — denn bei

Gott, heißt es, iſt ja nichts unmöglich — ſo doch in höchſter Gefahr, es bald zu werden, woraus möglicherweiſe, wie in manchen Krankheiten, nur einzig mehr eine Veränderung des Aufenthaltes reißen könnte. Wir entſchieden uns alſo feſt für dieſe, ohne noch erſt ganz gewiſſe ungünſtige Zeichen der Verblödung abwarten zu wollen, wornach ſodann von ſelbſt jeder Rettungsverſuch zu ſpät geweſen ſeyn würde. Es handelte ſich nun nur um die Frage: wer Niembſch abholen ſollte? Ich bemerkte, daß hiezu in einem Briefe Zellers (vom 6. April 1846) ein Arzt nebſt dem Wärter als unentbehrlich bezeichnet worden wären. Dagegen ward erwogen, daß Arzt Ellinger im Begriffe ſtünde, von Winnenthal an ſeine neue Beſtimmung in die Schweiz zu eilen, und daß es eben deßhalb dem nun doppelt daheim in Anſpruch genommenen Direktor Zeller unmöglich ſeyn würde, Niembſch zu begleiten. Einen fremden Arzt von Wien oder Stuttgart mitzunehmen — abgeſehen von den großen Auslagen, wenn es ein tüchtiger ſeyn ſollte, und mit einem untüchtigen wäre nicht viel gedient — würde nur Niembſch wegen des unbekannten Geſichtes beläſtigen oder gar heftig aufregen. Auch hatte Niembſch keine ſolche Krankheit, die während ein paar Tagen ſich weſentlich verändern mochte, und dadurch ganz andere Vorſchreibungen nöthig machte; für das, was ſich zutragen konnte, müßte ſein erfahrener Wärter, welcher von der Anſtalt ohne Zweifel die gehörigen Mittel mitbekäme, wohl auch Rath und Beſcheid wiſſen. Man hielt es für genügend, wenn ich, Niembſchens nächſter männlicher Verwandter, ganz allein hinausreiſte, um ihn mit Hülfe ſeines wackeren Wärters Sachſenheimer nach Wien zu bringen. Hiezu erklärte ich mich denn auch um ſo bereitwilliger, als die Löſung dieſer Aufgabe in meiner heiligen Pflicht lag. Kurator Bach übernahm die nöthigen Einleitungen bei dem Wiener Landrathe, als Obervormundſchaftsbehörde, ich aber bewarb mich um einen vierwöchentlichen Urlaub und rüſtete mich zur Reiſe. Die bedeutenden Koſten derſelben ſollten denjenigen Mitteln entnommen werden, die mehrere hochgeſinnte, vermöglichere, einheimiſche Freunde Lenau's, und zum Theile ihm ganz unbekannte Verehrer zu dem Zwecke zuſammengelegt hatten, um dort auszuhelfen, wo die Zinſen von deſſen Kapital, das ungeſchmälert bleiben ſollte, nicht zureichten. Dieſer Abgang war aber Anfangs ziemlich namhaft, da bekanntlich für die noch

ausſtehenden Ablöſungsraten von Niembſch keine Intereſſen bedungen worden waren. Uebrigens ſetzte Dr. Bach auch Dr. Schott, den Sachwalter Lenau's in Stuttgart, von dem Vorhaben unverweilt in Kenntniß, damit auch dort und in Winnenthal die erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden könnten. Um zu erfahren, welche Wirkung das Wiederſehen von Freunden und Bekannten und die Näherrückung der alten Verhältniſſe überhaupt auf Niembſch machen möchte, veranlaßte Zeller einen Beſuch Uhlands zu Ende März bei Niembſch, welcher dieſen ſehr freute, ob er gleich, ſo lange Uhland zugegen war, nicht im Stande geweſen, ſich auszuſprechen. Den folgenden Morgen aber rief er beim Erwachen ganz glücklich: „Mein Uhland war bei mir!“ Auch Schwab und ſeine Gattin wollten Niembſch vor ſeinem Wegzuge noch beſuchen, ſie durften ihn aber nicht ſprechen, ſondern nur aus der Ferne vom Fenſter aus im Garten ſehen (Mayer 201).

Meine Abreiſe ward auf das letzte Drittel des April beſtimmt, damit ich am Schluſſe deſſelben in Winnenthal eintreffen und die Rückkunft bis halben Mai bewerkſtelligen könnte. Dieſe noch mehr zu verſpäten, hielten wir für allzu gewagt, weil bei uns die zweite Hälfte Mai ſchon ſehr heiß zu ſeyn pflegt, eine längere Fahrt aber in großer Hitze bei einem ſolchen Kranken immer ſehr gefährlich bleibt, und nur im Falle unvermeidlicher Nothwendigkeit zu unternehmen iſt. Am 20. April 1847 verließ ich Wien, nachdem mir noch ein paar Tage früher die Freude zu Theil geworden war, vom Hauſe Oelrichs und Krüger in New-York einen Wechſel auf Paris über 1080 Francs, als erſte Abſchlagszahlung der 1000 Dollars an Niembſch für ſeine Ländereien zu empfangen. Die zweite, ſo ſchwer zu Stande gekommene Vollmacht hatte alſo vollkommen entſprochen. Ich eilte, den kleinen Fundſchatz in die Hände des Kurators niederzulegen. Hier ſey zugleich bemerkt, daß der Käufer der Ländereien, Namens Jung, Kapital und Intereſſen bis Ende October 1850, alſo die kurz nach Niembſchens Tod, vollſtändig berichtigt hat.

Auf meiner Reiſe hatte ich zu Linz das Vergnügen, den Vorſtand des königlich bayeriſchen Dampfſchifffahrts-Bureau in Regensburg, Graf Reigersberg, zu treffen. Ich beſprach mich mit ihm über meine Rückreiſe mit Niembſch, und er verhieß mir allen Beiſtand; zugleich theilte er mir

mit, daß im Monat Mai an jedem geraden Tage ein Schiff von Regensburg nach Linz abginge und zwar in folgender Ordnung: Kronprinz Max, König Ludwig, Stadt Regensburg. Das letzte Schiff wäre das beste, indem es eine Kabine und einen Pavillon hätte; Max besäße nur einen Pavillon, und Ludwig keines von beiden; letzterer war also zur Mitnahme eines Kranken, der eines abgesonderten Raumes bedurfte, durchaus ungeeignet. Wie wichtig mir jene verehrte Bekanntschaft ward, wird sich bald zeigen. Im Vertrauen auf dieselbe und auf einen offenen, warmen Empfehlungsbrief der Wiener Dampfschifffahrts-Direction an sämmtliche Agenten und Schiffskapitäne auf der Strecke Linz-Wien, die mir Dr. Bach verschafft hatte, durfte ich eine förderſame Rückreiſe hoffen. Zu Linz wohnte ich im Gasthofe zur goldenen Kanone auf dem Hauptplatze, deſſen Inhaber, ein Verwandter von mir, freundlich mir verhieß, bei meiner Rückkehr mit meinem Schwager seinen Wagen zum Landungsplatze schicken zu wollen, um uns zu ihm zu bringen. Am 29. April 1847 traf ich in aller Frühe zu Winnenden ein. Das Weitere entnehme ich meinen Briefen an Therese:

Winnenden, den 4. Mai 1847, Dienstag früh halb 9 Uhr.

Freitag den 30. April Morgens fuhr ich nach Stuttgart. Ich besuchte dort nebſt den alten Freunden und Bekannten auch Prokurator Schott, der ein Ehrenmann iſt, und den öſterreichiſchen Geſchäftsträger, Baron Kübeck, dem ich ein Empfehlungsſchreiben von Fürſt Metternich einhändigte. Baron Kübeck ſicherte mir die thätigſte Unterſtützung für den Fall des Bedarfes zu, der aber hoffentlich nicht eintreten würde. Auch forderte er mich auf, ihn noch einmal zu beſuchen, was nächſten Freitag den 7. geſchehen ſoll.

Mein Hauptgeſchäft in Stuttgart war die Ermittlung der zweckmäßigſten Reiſeweiſe. Nach mehreren Conferenzen mit mehreren Poſtbeamten entſchied ich mich für die Fahrt nach Regensburg mittelſt Extrapoſt. Dem Haupthinderniſſe hiebei, dem Mangel eines eigenen Wagens, helfe ich dadurch ab, daß ich beim Wagner Müller in Stuttgart einen Wagen auf einige Tage für ein Geringes miethe. Derſelbe wird als Beichaiſe von den Poſtmeiſtern unentgeldlich zurückgebracht werden. Meine Abſicht iſt, ſchon Montags den 10. d. M., um 4 Uhr früh von Winnenden

abzugehen. Schlägt alles nach Wunsch aus, so sind wir Dienstag den 11. um Mitternacht in Regensburg; fahren dort am 12. um 5 Uhr in dem besten bayerischen Dampfschiffe: „Die Stadt Regensburg" nach Linz ab, wo wir Abends anlangen und übernachten. Donnerstag den 13. hoffen wir Abends in Ruffdorf zu landen.

Den Beginn der Reise setzte ich auf den 10. fest, weil, wenn wir die Stadt Regensburg am 12. Mai versäumten, sie uns erst wieder am 18. zu Gebote stünde, wo schon ein größerer Andrang von Reisenden seyn möchte.

Unseres lieben Bruders Befinden hat sich seit meiner Ankunft merklich gebessert. Er hat zwar zu mir auch noch nicht eine einzige Sylbe gesprochen; sein Antlitz verräth aber Liebe und Vertrauen zu mir.

Am 1. Mai ging Niembsch mit seinem Wärter, wie dieser mir erzählte, im Garten spazieren und traf da auf einen Rasenfleck, ganz blau von Veilchen. Niembsch kniete nieder dazu, pflückte, lauschte dabei dem Gesange der Vögel, und zum Himmel emporblickend, rief er endlich ganz selig aus: „Es wird Himmel!" „„Das rührte mich so,"" sagte mir der gute Sachsenheimer, „„daß ich schier hätte greine (weinen) müsse."" Gott sey Dank, bei solchem Gefühlsausbruche kann sich doch wohl noch kein Stumpfsinn festgenistet haben. Wir wollen also doch noch hoffen. Bei Gott ist Alles möglich.

Halb 12 Uhr. Um halb 11 Uhr ging ich zu Niembsch. Des eben unpäßlichen Wärters Sachsenheimer Stellvertreter meldete: Niembsch hätte einen guten Tag; er spräche wohl zwar auf, sey aber recht heiter. Als mir ein Stuhl zu seinem Bette gebracht worden war, sprach er sein erstes Wort zu mir: „Setze Dich, lieber Bruder!" Dann fuhr er aber sogleich in seinem wirren Irrgespräche wieder fort. Es kamen auch wohl einige selbstgeschaffene, fremdtönende Worte darin vor, das meiste war aber doch deutsch. Einmal sprach er: „Mein Bruder Schurz!" und er küßte mir die Hand, wie ich es ihm gewöhnlich thue; ja er bot mir sogar den Mund, und wir küßten uns herzlich. Nach etwa einer kleinen Viertelstunde trat auch der einstweilige Wärter wieder ein, und nun durfte auch dieser Niembsch küssen.

Ich stieg hierauf zu Sachsenheimer empor. Er liegt im Bett, das

Gesicht roth und die Augen etwas trübe; des Morgens hat er einen großen Schwindel gefühlt, so daß er umzusinken besorgte. Abends möchte er wieder gerne schon aufstehen. Ich ermahnte ihn aber, sich lieber länger zu schonen, damit er nicht übler würde. Uebrigens sollte er getrost seyn, ich würde nie ohne ihn abreisen.

Schurz an Therese.

Winnenden, Sonntag den 9. Mai 1847.

Gestern Morgens erhielt ich in Stuttgart, wohin ich wieder Donnerstag den 6. in der Frühe gegangen war, um die Anstalten zu unseres Bruders Heimführung zu beendigen, nachstehenden Brief von Dr. Zeller.

Winnenden, 7. Mai 1847.

Sachsenheimer klagt heute aufs neue in einer Weise, daß ich es für gänzlich gewagt hielte, wenn er Montag schon reisen sollte. Sie müssen sich den kleinen Verzug schon gefallen lassen.

Der schändliche Artikel in der Allgemeinen Zeitung hat mich wahrhaft empört und ist mir eines der peinlichsten dienstlichen Vorkommnisse, das ich erlebt. Ich wollte zuerst augenblicklich eine Erklärung dagegen einrücken, wußte aber doch nicht, was Sie zu thun gesonnen sind.

Ich beendigte in Stuttgart alle Anstalten und kehrte gestern Abends hieher zurück, um bis zur Abreise nach Wien hier zu verweilen. Zeller war verreiset und kommt erst heute Abend wieder. Sachsenheimer war Freitags ziemlich unwohl gewesen und mußte mediciniren; ich traf ihn aber doch schon besser und außer Bett, allein noch matt. Heute sieht er schon ganz leidlich wieder aus und ich hoffe, daß wir anstatt morgen doch wohl nächsten Mittwoch den 12. werden aufbrechen können. Dann würden wir Sonntags den 15. Abends in Nußdorf anlangen.

Das Skandal in der Allgemeinen Zeitung vom 4. d. M. N. 124 wird Euch wohl etwas untereinander gerüttelt haben. Mich nicht. Ich

fühlte, was ich freilich schon öfter zu erfahren Gelegenheit hatte, daß ich etwas Mann bin. Ich las es ganz ruhig in meinem krystallnen Bewußtseyn, wenn auch natürlich nicht gleichgültig, und augenblicklich war mir klar, was zu thun sey, und ich war entschlossen, nöthigenfalls auch das Leben für die Ehre, die Seelenluft des Mannes einzusetzen. Nur wer das Aeußerste auch nicht scheut, vermag kräftig zu handeln. Ich arbeitete sogleich nach beendigter Lesung des Artikels, auf welchen ich von Baron Rübeck aufmerksam gemacht worden war, bis Mitternacht meine Erwiederung aus (ich lege sie bei), während die fröhlichen Töne einer Hochzeitmusik aus dem nahen Gasthausſaale zu mir herüberschallen; bei Anbruch des Tages schrieb ich sie ab, ging um 7 Uhr zu Dr. Schott und las sie ihm zu seiner vollen Befriedigung vor, worauf er eine Abschrift davon machen ließ, die ich unterzeichnete und die er sodann an seinen Freund, den Hauptredakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Kolb, nach Augsburg zur Einrückung sandte. Nähme Kolb, aber er muß wohl, dieselbe nicht auf, so kommt sie durch Schott in ein Stuttgarter Blatt (den Schwabischen Merkur) und in ein norddeutsches (in eines zu Bremen).

Cotta ist in Verzweiflung darüber, daß der Schmachauftritt in seinem Blatte verfiel. Er und Reinbeck gaben ebenfalls eine schützende Erklärung in die Allgemeine Zeitung (siehe Nr. 129).

Nachmittags. Als ich eben den Brief durchlesen und zuschließen wollte (um 11 Uhr) ließ mir Sachsenheimer sagen, er gehe mit Niembsch im Garten spazieren. Ich eilte sogleich hin. Franz hatte ein Blumensträußlein in Händen und sammelte dann und wann noch Veilchen und Anderes dazu, bewunderte reichblühende Bäume, sprach aber auch manches wälsche Zeug. Er hatte den Zigeunerrock an. In einem offenen Pavillon sangen Sänger, z. B. etwa:

Alle Lüfte weben lauer,
Hauchen uns mit Düften an,
Alles fühlet Wonneschauer,
Was nur immer fühlen kann.

Franz brummte im Baß, aber etwas unharmonisch, darein, lachte wohl auch ein bischen dazu; kein Wonneschauer jedoch durchhauchte ihn. Vielleicht

kommt bald wieder eine Aufregung: beſſer immer, als erſtickend faule ſumpfige Stille.

Ein Narr ſagte zu mir: „Wollen Sie denn Lenau uns entführen? Hier würde er genesen. Zeller iſt der Mann dazu.“ Er folgte uns eine gute Strecke und fragte ſpäter Niembſch ſelbſt: „Gehen Sie denn gerne nach Wien?“ „Ja!“ antwortete Niembſch. Niembſchens Haar bekommt ſchon hie und da wieder einen Silberblick, das Geſicht iſt gefurcht, das Auge liegt oft tief. Wer ihn zum erſtenmal, noch unvertraut mit Wahnſinn, erſieht, nehme ſich in Acht, daß er nicht zu ſehr erſchrecke!

Der ſkandalöſe Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 4. Mai 1847, S. 124 ließ ſich folgendermaßen aus:

QQ Stuttgart, 1. Mai. Ich habe Ihnen die betrübende Nachricht mitzutheilen, daß wider das bisherige allgemeine Erwarten die Abführung Lenau's nach Wien nun dennoch ſtattfinden wird. Einer der Verwandten des unglücklichen Dichters iſt vorgeſtern eingetroffen, um im Namen der Familienverwandtſchaft die Auslieferung Lenau's zu fordern, welche binnen der nächſten Tage erfolgen wird. Der Beweggrund zu dieſem Schritte iſt kein anderer, als die Rückſicht auf die einſtige Verlaſſenſchaft des Kranken, den man im Wiener Narrenthurme wohlfeiler erhalten kann, als in der vortrefflichen Heilanſtalt, in welcher er ſich hier befindet. Zur weiteren Charakteriſtik dieſes verwandtſchaftlichen Verfahrens darf man nur hinzufügen, daß Lenau in lichten Augenblicken von jeher mit Entſetzen von der Möglichkeit des Wechſels geſprochen hat, der ihm jetzt bevorſteht. Sein dichteriſcher Genius iſt es, dem Lenau die Vergrößerung ſeines Elends verdankt. Hätte ihn ſeine Poeſie nicht zum Beſitzer eines kleinen Vermögens gemacht, ſo würde ihn das Pflichtgefühl der Vettern und Schwäger ſicherlich in Winnenthal dem ruhigen Verlaufe ſeines Schickſals überlaſſen haben. Aber Lenau hat 20,000 fl. zu vererben, und darum muß er in den Narrenthurm.

Hierzu machte die Redaktion der Allgemeinen Zeitung die Anmerkung:

„Wir geben Obiges, wie es uns zugekommen, hoffen aber zuversichtlich, daß die Verwandten des unglücklichen Niembsch nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren, nicht einen ewigen Vorwurf auf sich ziehen werden. Auch die vielen, zum Theile einflußreichen Freunde, welche Niembsch in Wien und in fast allen Theilen der österreichischen Monarchie zählt, würden nicht dulden, daß er aus der freundlichen, wohlwollenden Umgebung, die er bis jetzt hatte, und die seine wenigen lichten Augenblicke noch mit einem Schimmer des Trostes umgab, in einen Ort der Trostlosigkeit und des Grauens gebracht werde. Das kann und darf nicht seyn. Die öffentliche Stimme Deutschlands würde keine Woche vorübergehen lassen, ohne darüber Klage und Anklage zu erheben. Die Asche des Todten ist heilig, wie vielmehr der Todte, in dessen gestörten Lebensgängen die Seele noch irrt, sehnsüchtig den Ausgang suchend. Nein, nein, der darf nicht in den Narrenthurm! Ist im Orkente der Unglückliche, den der Finger Gottes berührt, ein Gegenstand der Verehrung, so werden die Deutschen im neunzehnten Jahrhundert einen ihrer ersten Dichter, einen ihrer edelsten Charaktere, auch in seinem Leiden nicht vergessen."

Meine Reclamation hiegegen (sie ward in der Allgemeinen Zeitung S. 131, am 11. Mai gebracht) lautete folgendermaßen:

Stuttgart, den 6. Mai 1847.

Heute bei meiner Zurückkunft von Winnenden bekam ich den Schmähartikel auf die Verwandten Lenau's in der Allgemeinen Zeitung von vorgestern zu lesen. Die Redaktion war zwar in einer Anmerkung dazu so gütig, zuversichtlich zu hoffen, daß Lenau's Verwandte nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren würden, erlaubte sich aber zugleich dennoch mit allzueilig erhobenem Finger in einer Art zu verwarnen, als wäre sie eher von der entgegengesetzten Zuversicht erfüllt. Ich, Anton Schurz, des edlen Lenau's Schwestermann, erwarte von ihr — die die so arge Anschuldigung gab, wie sie ihr zugekommen — sie werde es mit meiner Erläuterung nicht zur Vertheidigung gegen den unwürdigen Ehrenbanditen hinter seinem finsteren Busche, sondern zur vollen Beruhigung der zahllosen Verehrer Lenau's genau ebenso halten.

Nicht im Auftrage einer nicht existirenden Familien-Vormundschaft, sondern mit gesetzlicher, von dem k. k. niederösterreichischen Landrechte als Curatelbehörde genehmigter Vollmacht des für Lenau gerichtlich bestellten Curators Dr. Alexander Bach in Wien, bin ich zur Heimführung Lenau's hier eingetroffen, nicht aber um dessen Auslieferung zu fordern, da er weder ein Gefangener noch ein Verbrecher ist. Dieser Vorgang kann nicht einmal gegen das allgemeine Erwarten der Württemberger seyn, deren sehr viele wissen mußten, daß es außer der Winnenthaler denn doch auch noch andere vortreffliche Heilanstalten mit freundlicher, wohlwollender Umgebung in der weiten Welt gebe. Sollte ferner Oesterreich seinen großen Dichter nach dritthalbjährigem, schmerzlichen und fruchtlosen Vermissen nicht endlich auch einmal in seine eigenen Arme nehmen und versuchen dürfen, dem Geliebten wo noch möglich die ersehnte Genesung zu verschaffen? Nein, nicht dieß, sondern vielmehr die Unterlassung dessen müßte befremden. Lenau geht auch nicht mit Entsetzen nach Wien, sondern, wie ich dieser Tage aus Hofrath Zellers eigenem Munde vernahm, er freut sich sogar darauf, was in seiner herabgesunkenen Lage sehr viel ist. Uebrigens geht er auch nicht in den Wiener Narrenthurm (wovon der verschimmelte, bei uns von keinem Gebildeten mehr gebrauchte Popanzname, wie an so manchem, das Schlimmste ist), sondern in die sehr geachtete Privat-Irrenanstalt zu Döbling nächst Wien. Diese befindet sich in einem von einem großen Parke umgebenen palastähnlichen Gebäude in der gesundesten und reizendsten Lage, auf einer Anhöhe, von wo man die stolze Donau, den ganzen Halbkreis der so schönen Wiener Berge, die riesige, von zahllosen Ortschaften umwimmelte Kaiserstadt und das berühmte, meilenweite Schlachtfeld, dessen glorreicher, auch von Lenau gefeierter Held, leider vor wenigen Tagen verschied, bis an die Marken Ungarns und Mährens überblickt. Dr. Görgen, der Inhaber dieser von seinem Vater bereits vor vielen Jahren gegründeten Anstalt, ist eben sowohl praktischer Arzt, als auch ein persönlicher alter Freund und Verehrer Lenau's, und die Mutter Dr. Görgens, eine sehr würdige Dame, ist in ganz Wien wegen ihrer ausgezeichneten Umgangsgabe mit Geisteskranken völlig berühmt, so wie auch der Hülfsarzt, Dr. Benesch, bereits durch Jahre in diesem Hause seinem Berufe mit bestem Eifer und Erfolge

sich wittert. Ueberdieß ist es hier auch jedem Kranken frei gestellt, wenn er ein specielles Vertrauen zu einem der Hunderte von Wiener Aerzten hegt, sich von diesem behandeln zu lassen. Wer wollte behaupten, daß darunter nicht der Tüchtigsten zu finden wären? Hofrath Zeller selbst nannte mir gütig den Vorsteher des Armen- und Krankenhauses zu Hyps an der Donau, Dr. Spurzheim, der wohl häufig nach Wien kommt, als ausgezeichneten Irrenarzt. Endlich findet man hier nur Kranke aus der Elite der Gesellschaft und nicht allzu viele, daher ihnen auch der Aufenthalt viel minder unbehaglich wird, als dieß in einer großen allgemeinen Staats-Heilanstalt leicht der Fall seyn kann.

Wenn in einem für die Pfleglinge so splendiden Institute wie das zu Döbling, der Unterhalt nicht sehr bedeutend mehr als in dem weit schlichteren Winnenthal kostet, so kann dieß nur in der edelmüthigen Freundschaft seines Besitzers beruhen; augenscheinlich aber ist, daß die vom scham- und gewissenlosen Vermummten ohne weiters zu Verlassenschafts-Harpyen gestempelten Verwandten Lenau's dessen Versetzung dahin unmöglich aus Ersparungsrücksichten, sondern nur aus edleren, menschlicheren und triftigen Gründen wünschen konnten. Endlich ist ja auch die Regelung der Auslagen für Lenau und die Gebarung mit seinem Vermögen gar nicht einmal Sache seiner unverantwortlich und ganz ins Blaue hinein gelästerten ehrlichen Verwandten, sondern liegt ausschließlich nur in den Händen eines freundschaftlichen, hochachtbaren und wohlbemittelten, vom Gerichte bestellten Curators, und des hochlöblichen k. k. niederösterreichischen Landrechtes, als gesetzlicher Curatelbehörde.

Anton Xaver Schurz, Lenau's Schwestermann.

Der Märter war nun so weit wieder wohl, und Niembsch ebenfalls so leidlich, daß man die Reise Mittwoch den 12. Mai bestimmt antreten zu können hoffen durfte. Als ich am Vorabende den zu bepackenden Reisewagen mir nochmal genau beschaute, und dabei einen Blick durch das offene Thürchen in dessen Inneres warf, sah ich jenen Irren darin sitzen, welcher neulich Niembsch von der Wegreise so eifrig abgemahnt hatte. Obwohl ich ihn bat, doch nur sitzen zu bleiben, stieg er doch aus, um mit mir wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Heute war er viel weniger

gegen die Abreise als früher; er wußte auch schon, daß Niembsch ebenfalls wieder in eine gute Anstalt kommen würde, und fand es jetzt ganz in der Ordnung, daß dessen Verwandte und die Oesterreicher den befreundeten und verehrten Dichter zu sich nähmen. Wir schieden unter Handreichung und gegenseitigen guten Wünschen.

Am Abende des 11. um 8 Uhr wurde zu Winnenden der Jahrmarkt unter großem Gefolge eingetrommelt. Um ½9 Uhr begann es heftig zu blitzen und der Himmel trommelte ebenfalls ein. Welchen Einfluß wohl das Gewitter auf den theuren Kranken äußerte, und wie, wenn es uns schon auf dem Wege erreicht hätte? Darauf fruchtbarer, kühlender Regen. Das Gewitter zog sich durch einen großen Theil der Nacht herum, um 2 Uhr äußerte es sich am stärksten. Dieß nächtliche Gewitter war ein würdiger Abschied des schwäbischen Himmels von Venon. Blitz, Donner, Sturm und Regen; furchtbar und fruchtbar, wild und mild; der Morgen darauf blau und lau.

Niembsch ist angezogen, er hat wieder seinen Zigeunerrock um; auf die Ankündigung, daß nun gereist werden soll, hat er einstimmend genickt. Er war besonders gesammelt und heiter, und nahm recht lieb und artig Abschied, und zwar sogar kurz dankend, von seinem Freunde Zeller, der ihn mit Wehmuth scheiden sah. Es war um 7 Uhr früh. Das Wetterglas stand über Veränderlich gegen Schön. Das lebhafte Marktgewimmel machte ihn etwas stutzen. Als wir im Freien waren, — wir fuhren den nächsten Weg gegen Regensburg, also nach Schorndorf und nicht nach Stuttgart —, wurde das auf seiner Seite mit Bindfäden zugebundene Wagenfenster durch Aufschneiden freigemacht und eröffnet. Nach einer Weile Fahren äußerte er einigemal kurzes, furchtsam scheues Verlangen nach Umkehr; als wir jedoch einmal ordentlich bergab fuhren, nicht mehr. Wir hatten ihm Aussteigen in Schorndorf versprochen. Das geschah denn auch dort. Er trat ins Verhaus der Posthalterei, wie er aber darin Menschen gewahrte, kehrte er rasch um und gerieth durch eine Nebenthür in den Pferdestall, woraus er sich ebenfalls gleich wieder entfernte. „Der Ort ist frei!" rief er (man kann hingehen, wohin man will). So eben kam die von mir im Gasthof gegenüber bestellte saure Milch, wovon er etwas genoß.

In Aalen machten wir Mittag. Niembſch ging im oberen Stockwerke des Gaſthofes, worin wir abgetreten, unabläſſig aus einem Zimmer ins andere, auch ins Vorhaus. Im Vorbeigehen nahm er einem der wenigen Gäſte ſeinen Stock aus der Ofenecke. Der zeigte mir es an, ich vertröſtete ihn, er würde ihn ſchon wieder bekommen, nur bäte ich um einige Geduld. Der Wärter folgte Niembſch Schritt vor Schritt und wollte ihm ein paarmal das Weiterſchreiten wehren. Da rang Niembſch mit ihm und ſtöhnte zornig wie ein gereizter Tiger. Darob fragte mich jener Gaſt, dem ich inzwiſchen den vom Wärter wiedergewonnenen Stock zurückgeſtellt hatte: „Iſt es denn wirklich hier . . . ?“ und er wies auf ſeine eigene Stirne und vollendete nicht. „Etwas!“ war meine eben ſo kurze Antwort. Die Küchenmägde kicherten über den Umherzug und ſteckten die Köpfe zuſammen.

Eſſen und Trinken ſchmeckte ihm ziemlich. Beim Wiedereinſitzen hatten wir unſere liebe Noth. Er ſtieg, bevor wir ihn, halb mit ſüßen Worten, halb mit nöthigenden Händen, in den harrenden Wagen brachten, einigemale ganz ernſtfeierlich in ſeinem braunen, rothbeſchnürten, ungariſchen Rock den Standplatz auf und ab, den Sachſenheimer hinter ſich drein, was einen kleinen Auflauf veranlaßte. Wir beſtimmten deßhalb, ihn womöglich bis Regensburg gar nicht mehr ausſteigen zu machen. Wie im Fluge ging es vorwärts in Folge des verpönten Trinkgeldes, das ich den Poſtknechten gab. Bei einbrechender Nacht, — es war bereits im Lande Bayern, das da Lenau eben ſo majeſtätiſch bewillkommte, wie Schwaben ihn entlaſſen hatte —, fuhren wir von einem Poſterte unter Sturm, Regen, Donner und Blitz ab. Zu meiner Verwunderung wollte das übrigens auch nur kurze Gewitter eben nicht merkbar auf Niembſch, der ſich überhaupt im Wagen gut und ruhig verhielt und viel ſchlief. Zu Neuburg, oder war es in Ingolſtadt, wurde Kaffee im Wagen gefrühſtückt. Uebrigens waren wir auch mit ſüßem Gebäck wohl verſehen, wovon er öfter genoß. Donnerſtag den 13. Mai, am Chriſti Himmelfahrttage, kamen wir bald nach Mittag gegen Regensburg. Es war ſchon höchſte Zeit dazu. Die ſchnelle unausgeſetzte Reiſe durch 30 Stunden konnte an und für ſich ſchon nicht ohne aufregenden Einfluß bleiben. Ein Ausbruch wäre übrigens auch bei langſamer abgeſetzter Fahrt kaum ausgeblieben; man mußte nur thunlichſt

trachten, Regensburg zu erreichen, um solchen dort abwarten oder im günstigen Falle des Ausbleibens Niembsch einer längeren Erholungsruhe genießen lassen zu können. Aber schon eine Stunde vor Regensburg begann der Kranke unruhig zu werden, und den gegenübersitzenden Wärter bisweilen zu schlagen. Zu Regensburg traten wir im Gasthofe am Dampfschiff-Landungsplatze ab, und wir brachten den Leidenden in das abgelegenste Zimmer des ersten Stockwerks. Er bedurfte gereinigt zu werden. Als der Wärter ihn abwusch, fing er am ganzen Leibe heftig zu zittern an und rief entsetzt: „Ich versinke im Meer.“ Nur mit Mühe konnte ich, der ihn fest umschlungen hielt, ihn beschwichtigen. Darauf brachten wir ihn rasch zu Bette. Er verhielt sich nun ruhig und schien einschlafen zu wollen. Ich benützte die Pause zur Schlichtung zweier Geschäfte. Gerade unter unserem Zimmer war die Dampfschiffahrt-Amtsstube, wohin ich eilte, um den Schiffspavillon, das Zimmerchen unterm Verdeck vorne am Schiffsschnabel für morgen zu miethen; dann ging ich auf das königliche Hauptpostamt in die Stadt, um wegen Rückführung unseres Wagens über Ulm nach Stuttgart zu verhandeln, was einige Zeit wegnahm und doch fruchtlos blieb, weil es, wie es hieß, durchaus gegen die bayerische Posterdnung wäre. Späterhin tröstete mich ein Jemand, ich möchte den Wagen nur bei ihm in Regensburg lassen, er werde ihn bald zu Schiffe nach Ulm bringen lassen, was nur wenig kostete, etwa 3—4 fl. R. W. Leider fiel aber die Sache ganz anders aus. Der Wagen kam erst gegen Ende Mai nach Ulm, und anstatt 4 fl. rechnete man jedoch das Zwanzigfache, nämlich volle achtzig Gulden an. Es ist immerhin traurig, daß sogar eines so allgemein Verehrten Unglück offenbar ausgebeutet zu werden vermochte. Von Ulm nach Stuttgart wurde dagegen der Wagen ohne geringste Anrechnung durch die württembergischen Posthalter zurückbefördert. So bewies sich Württemberg auch hier als zweites Vaterland Lenau's. Vorzüglichen und vielfachen Dank glaube ich dafür dem königlichen Ober-Poststallmeister Megerlin in Stuttgart zu schulden, welcher sich der Lenau'schen Reise überhaupt durch Rath und That warm annahm.

Als ich ins Gasthaus zurückkam, war oben der Sturm schon ausgebrochen. Niembsch war in eine große Aufregung verfallen, hatte Stühle zerschlagen, und der Wärter hatte ihm mit Hülfe des Hausknechts die

mitgenommene Zwangsjacke anlegen müssen. Der Schiffskapitän im Zimmer unterhalb, vom Geschrei des Tobenden erschreckt, hatte Einsprache gegen desselben morgige Mitnahme erhoben, ungeachtet die Fahrtgebühren bereits berichtigt worden waren. Nur durch persönliche gütige Verwendung des Dampfschiff-Amtsdirektors, Herrn Grafen Reigersberg, unmittelbar beim Herrn Regierungspräsidenten selbst ward dieselbe auf unsere Versicherung hin, daß bis zur Abfahrt des Schiffes ohne Zweifel der Ausbruch vorüber und die Ruhe der Abspannung eingetreten seyn würde, neuerdings zugestanden. Aber der Anfall war dießmal unter den ungewöhnlichen Umständen auch ein ungewöhnlich langer. Der Unglückliche, im Bette regungslos liegend, schrie aus voller Lunge jetzt (der nebenwohnende Reisende mußte vorher sein Zimmer verlassen, für welches ich gern die Miethe zu leisten mich erklärte), dann weinte und wimmerte er herzbrechend, dann wieder ging er in schallendes, ausgelassenes Gelächter über, sodann stieß er im entsetzlichen Rausche des thierischen Blutfiebers wilde Gotteslästerungen und garstige Zoten aus. So ging's fort und fort in beständigem Kreislaufe herum.

Der Wächter war gegen Mitternacht eingeschlafen; ich schlief kein Auge. Was war jetzt zu thun? Etwa einen Arzt rufen und eine Heilung beginnen lassen, wie der Gastwirth angerathen? Raserei ist kein leichtes Stäubchen, so der Arzt mit Einem Hauche von der flachen Hand wegzublasen vermag. Was für den Augenblick anwendbar war, hatte ohnehin der wohlunterrichtete, erfahrene Wärter mitbekommen und in der That auch schon angewandt. Andererseits wollte und durfte ich den Kranken nicht zu Schiffe bringen, wenn er bis 3 Uhr Morgens, da solches begreiflichermaßen noch vor Tagesanbruch geschehen sollte, nicht schon ausgeruht haben würde. Unterblieb aber die Abfahrt heute, so fuhr das nächste Schiff erst am dritten Tage, und es war überdieß noch der „Ludwig" ohne Verdeckgemach, und daher ganz unbrauchbar für uns; wir hätten also gar noch zwei Tage länger auf die Stadt Regensburg zuwarten müssen. Ich ging darum beständig mit mir zu Rathe, wie alsdann die beschwerliche und gefährliche Reise zu Lande fortzusetzen wäre? Da schlug's schon Dreiviertel auf 3 Uhr, und siehe da, plötzlich ward der Kranke still und schlief ein. Seine Kraft war erschöpft. Jetzt stand mein Entschluß rasch

lest. Nach einigen Minuten weckte ich den Wärter, wir kleideten den Leidenden an, obschon er wieder etwas heftig ward, und mit Hand und Fuß zappelnd sich sträubte, und führten den sich immer Zurücklehnenden ins Schiffs-Unterkämmerchen, dessen Bett ihn aufnahm, worin er dann bald sich ziemlich beruhigte.

Die Fahrt nach Linz lief glücklich ab. Er schlief zum Theil oder verharrte doch still, so daß man oben gar nicht merken mochte, es wäre ein Tobsüchtiger im Schiffe. Nur einmal, ich glaube bei Deggendorf, richtete Niembsch sich auf und blickte durch die runden Schiffsfensterchen in die vorüberfliegende schöne Gegend hinaus. Als ihm da aus weiter Ferne die blauen Berge des bayerischen Waldes entgegentraten, rief er freudig: „Hochgebirg? — Wirklich? — — Eine Wiese? — Eine grüne Wiese! — Niems (so nannte er gewöhnlich seinen Namen in der Krankheit) hüpft darauf. — Das ist eine Eiche, hohe Eiche." Er kehrte sich gleichsam selbst die entfremdeten Gegenstände wieder kennen. In einer nahen Au des Ufers weideten Kühe; da rief er entzückt: „Hirsche! Schöne Hirsche!" Gleich darauf aber stöhnte er entsetzt: „Dort tragen sie eine Leiche." Wir mußten nur schnell die Verhänge zuziehen, ihn sanft niederdrücken und beschwichtigen. In Linz brachte uns der Wagen des Wirthes „zur goldenen Kanone" in sein für uns gastfreundliches Haus, wo wir alle trefflich übernachteten. Auch Niembsch schlief überaus köstlich. Welch ein willkommener Abstich gegen die vorige Nacht!

Dem bayerischen, uns zuerst feindlichen, dann aber freundlichen Schiffskapitän, welcher sehr gefällig sein eigenes Bett zwischen Regensburg und Linz Niembsch zur Benützung überlassen hatte, verehrte ich dafür zum Angedenken jenes Exemplar von Faust, das Niembsch zu Winnenthal selbst gebraucht.

Die Fahrt endlich von Linz nach Wien verlief am Samstag den 15. Mai 1847 ebenfalls ohne allen Anstand. Wir hatten ein Gemach auf dem Verdeck inne, worin Niembsch nur durch dünne Bretter von der übrigen zahlreichen Gesellschaft getrennt war, und gleichwohl hatte kein Ununterrichteter auch nur eine Ahnung von seiner Gegenwart, so sehr ruhig verhielt er sich. Im Ganzen war also unsere gewagte Reise eine recht glückliche. Ich erinnere mich ihrer als der vielleicht wichtigsten

Handlung meines ganzen Lebens mit Befriedigung und Stolz. Ja, stolz bin ich darauf, dem geliebten Oesterreich seinen größten Neudichter heimgebracht zu haben.

So stieg denn vom Dampfschiffe Sophie am Sophientage, dem Namenstage seiner geliebtesten Freundin, Nachmittags um 4 Uhr zu Nußdorf der Langverbannte, ein geistiger Odysseus, aus kaum erkannte, heimische Ufer, von seiner abwärtsstehenden, durch ihre Töchter von ihm fast nicht zurückzuhaltenden, treuen Schwester Therese mit rinnenden Zähren bewillkommt, und eine halbe Stunde darauf war er nun denn doch dort, wohin er früher einmal durchaus nicht gewollt, in der Irrenanstalt seines Freundes Görgen zu Oberdöbling. Vor Jahren war er nämlich einmal mit diesem dahin gefahren, wollte aber mit ihm, trotz dessen Einladung, nicht ins Haus. „Nein, nein, durchaus nicht!“ sprach er kopfschüttelnd, „Ihr kriegt mich vielleicht ohnedieß einst noch früh genug hinein!“

Ueber den Aufenthalt Lenau's in Döbling habe ich von den Besuchen er, die ich ihm dort, gewöhnlich in jeder Woche einen, abstattete, einige Aufschreibungen, wovon ich das Wesentlichere mittheilen will.

Sein Winnenthaler Wärter, der wackere Sachsenheimer, entschloß ch schon nach einigen Tagen wieder heimzukehren. In Döbling ist es Hausordnung, daß ein Kranker nicht einen eigenen ausschließlichen Wärter bekomme, sondern es sind dieser ziemlich viele, die in der Reihe täglich wechseln, so daß jeder Kranke Tag für Tag von einem andern Wärter bedient wird, bis er nach Verlauf einer Woche immer den ersten Wärter wiedererhält. Hierein hätte sich Sachsenheimer, der nur allein immer gerne n Niembsch geblieben wäre, nur schwer finden können. Und darum ied er lieber gleich. Kurator Bach gab ihm aus den Lenauischen Freundschaftsgeldern zu seiner vollen Zufriedenheit ein ansehnliches Geschenk, von er nur einen geringen Theil auf seine Heimreise verwendet haben rfte. Am 30. Mai Morgens war er schon wieder in Winnenthal, wo n Hofrath Zeller sogleich eine Stelle bei einem unlängst angelangten ssischen Baron bot, der ihn und den er bald recht lieb gewann. Aber Niembsch war das doch nicht!

Sachsenheimer wurde später vom Direktor der Irrenanstalt zu Sankt rnimsberg im Kanton St. Gallen in der Schweiz, Dr. Ellinger, dem

ehemaligen Hülfsarzt zu Winnenthal, als Oberwärter dorthin berufen, wo er sich wohl noch befindet.

Niembsch wurde anfangs zu Döbling von mehreren seiner Freunde besucht. Zum Theil schien er sie zu erkennen, zum Theil auch nicht. Sonderbar ist, daß er beim Anblick seiner Freunde Ludwig und Moritz v. Dürfeld, mit denen er doch, besonders mit dem ersten, sehr vertraut gewesen war, ganz unempfindlich und stumm blieb; dagegen aber, als er zugleich den dritten Dürfeld, einen Jägerofficier, mit dem er nur selten zusammen gewesen, erblickte, alsbald — obschon derselbe bürgerliche Kleider trug — ausrief: „Ah, der Jäger!"

Als man ihm in den ersteren Tagen erzählte: „Erzherzog Karl wäre gestorben," sprach er: „Erzherzog Karl stirbt nicht!"

Einige Zeit nach seiner Ankunft wurden Besprechungen über seinen Zustand gehalten, die erste in Döbling am 15. Juni von den Aerzten Freiherrn v. Feuchtersleben, Roman Seligmann, Ludwig Rigler und Görgen, im Beisein des Kurators Dr. Bach, des Dichters Frankl, des Tonsetzers Dessauer und endlich meiner; die zweite sodann in Wien am 5. Juli bei Bach, ohne Görgen, der damals krank darniederlag. Ueber diese letztere Berathung las man in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 19. Juli 1847, S. 200.

[redacted]esterreich. Wien, 15. Juli. Die große Theilnahme, die das traurige Geschick des unglücklichen Dichters Lenau in der Brust jedes gebildeten Deutschen weckt, und die liebevolle Aufmerksamkeit, die Ihr Blatt ihm fortgesetzt widmet, veranlaßt mich, Ihnen ein Näheres mitzutheilen, wie es aus der vor einigen Tagen stattgehabten ärztlichen Berathung hervorgeht. Der Kurator des Kranken, Herr Dr. Alexander Bach, vereinigte die renommirtesten Aerzte unserer Residenz, den k. k. Regierungsrath und Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers, Seeburger, den Dekan der medicinischen Fakultät, Dr. Freiherrn v. Feuchtersleben, den Docenten der Geschichte der Medicin, Dr. R. Seligmann, den kaiserlichen Rath und Professor Dr. Schroff, den kaiserlichen Feldarzt Dr. Rigler, zu einem Consilium, das an dem Kranken in überwiegender Diagnose ein organisches Gehirnleiden erkannte, welches nach jetzt zum erstenmal, wohl auch nur in Wien, wo Lenau den größten Theil seines Lebens zubrachte,

möglichen, genau zusammengestellten Berichten, die Zeichen eines körperlichen Leidens bedeutend früher auftreten läßt, bevor eine psychische Alteration sich bemerkbar machte, und bevor verschiedene innere und äußere Einflüsse hinzukamen, denen man eine so [illegible]urige Wirkung beimessen muß. Die Prognose der Aerzte lautet höchst traurig, und die Therapie beschränkt sich auf ein entschiedenes Abweisen irgend einer heftig einwirkenden Methode. Das Verhalten des Kranken ist ein ruhiges; sehr heitere Stimmung wechselt mit tiefer Versunkenheit ab. Musik, wiewohl er selbst die ihm mitgetheilte Violine und Guitarre abweist, übt einen sichtlich wohlthätigen Einfluß auf ihn, und man kann ihn da singend einfallen hören; wenn sie stürmisch wird, sagt er wohl auch: „Nur leise!" Sein Aussehen ist kräftig vegetirend; reinlich g[illegible]ridet, mit einer dampfenden Cigarre empfängt er gern Besuche von Freunden in dem schönen Garten der Anstalt des Dr. Görgen in Döbling, das nur eine Viertelstunde von Wien entfernt und heiter gelegen ist. Die Freunde, die ihn häufig besuchen, sind nicht immer sicher, daß er sie erkennt, vorzüglich, wenn er, wie an manchen Tagen, nur unartikulirte Laute ausstößt.

Auf dem Heimwege von der ersten Berathung hatte mir mein Vetter, der kaiserliche Oberfeldarzt und damals Chefarzt des Wien[illegible]Militärspitals, Ludwig Rigler, erzählt, daß er früher in einer von ihm errichteten und geleiteten Kaltwasser-Heilanstalt bei Innsbruck in Tyrol auch Irrsinnige recht glücklich mit kalten Sturzbädern behandelt habe, und beigefügt auf mein Befragen, daß solche möglicherweise auch noch bei Niembsch von Erfolg seyn könnten. Ich machte daher dießfalls eine Anregung bei der zweiten Berathung mit dem Erachten, daß, da Niembsch ohnedieß schon verloren gegeben würde, man immerhin auch noch dieß äußerste Mittel zu versuchen wagen sollte. Allein alle Stimmen der übrigen Herrn Kunstmänner vereinigten sich dahin, daß man bei dem überaus wasserscheuen, kaum mit einem feuchten Schwamme berührbaren Kranken dadurch leicht die gewaltigsten Aufregungen, ja seinen augenblicklichen Tod veranlassen könnte, weßhalb sie sich entschieden dagegen aussprechen müßten. Da auch der Herr Kurator dieser Ansicht beipflichtete, mußte ich selbstverständlich von meinem Antrage abstehen. Dieß strenge Mittel hätte auch,

wie ich nunmehr glaube, bei der schon so weit vorgeschrittenen Krankheit höchst wahrscheinlich nicht gefruchtet, und der arme Niembsch ist durch dessen Unterlassung wohl nur noch größeren Aufregungen und Schmerzen entgangen.

Er bewohnte zwei hübsche, gemalte und getäfelte Zimmer im ersten Stockwerke, zunächst an der Hauptstiege rechts, mit der Aussicht in die Berge nach West und Nord.

Am 6. Juli 1847 Abends ging ich mit ihm auf dieser Stiege, deren Geländer mit Büsten von Weltweisen, Dichtern und Aerzten von Schaller schön verziert ist, in den Billardsaal des zweiten Stockes hinauf. Einmal, wie Frankl S. 124 berichtet, machte ihn Görgens Mutter auf diese Büsten aufmerksam: „Sehen Sie, Herr v. Niembsch, dieß ist der Dichter Homer!" „„Ah, Homer! Niembsch ist auch ein großer Dichter.““ „Dieß ist Platos Büste" — „„der die dumme Liebe erfunden hat!““ ergänzte er mit schallendem Gelächter. Oben im Billardsaal, der nach Osten und Süden sieht, erfreute sich heute Niembsch des Anblicks der prächtigen Gegend und zumal des aus dem weitergossenen Häusermeere Wiens hochaufragenden, eisenschwarzen Stephansthurms, den er sogleich bei Namen nannte. Die fernen ansehnlichen Gebirge jenseits mit dem langgestreckten Anninger bei Mödling hieß er: „Hochstein," und er sah sie zusehens wachsen und wachsen, gar ungemein. „Das ist Gott!" rief er staunend aus. Dessauer kam und wir gingen wieder hinunter mit Niembsch, in dessen erstem Zimmer ein Flügel stand. Meister Dessauer begann zu spielen darauf, Niembsch aber alsbald so lebhaft dazu zu singen, daß jener rasch aufhören mußte, um ihn nicht allzusehr in Feuer und Flammen zu bringen.

Seine Schwester Therese hatte sich für die Monate Mai bis Juli nicht einmal nach ihrem etwas entlegenen Sommersitze in Weidling, sondern in das nächste Ort bei Döbling, nach Heiligenstatt gezogen, um nur ihrem Bruder nahe zu seyn und ihn öfter besuchen zu können. Als dieß das erstemal geschah, betrachtete er sie sehr lange und freundlich, zuletzt aber kamen über ihre Thränen, die sie nicht zurückzuhalten vermochte, auch ihm Thränen in die Augen. Auch an den in seiner mehr als drittehalbjährigen Abwesenheit weiblich herangewachsenen jungen Nichten schien er Wohlgefallen zu finden.

Sophie erſchien fleißig alle vierzehn Tage, obwohl Görgen vorläufig nur Einſicht, nicht Eintritt zu Niembſch geſtattete. Sie durfte bloß durch die Spalte der nicht ganz geſchloſſenen Thür ihn ſehen. Späterhin aber trat ſie immer ein. Nur das erſtemal regte ihn ihr Anblick auf. Auersperg, welcher regelmäßig, ſo oft er nach Wien kam, bei dem kranken Freunde einzuſprechen pflegte, that dieß auch im Auguſt 1847 auf ſeiner Heimreiſe von Helgoland, ihm Gruß von Häring in Berlin bringend, was ihn erfreute. Niembſch war ziemlich wohl und lud ſeinen Freund zum Sitzen ein; mir aber bot er am 15. Auguſt, was er früher in Döbling noch nie gethan, die Lippe zum Kuſſe, als ich bei ihm eintrat. Hierauf gingen wir in den Garten, wo er ſich in mich einhing. Ich ſprach von Auerspergs neulichem Beſuche bei ihm. Da frug er mich lebhaft: „Iſt ſein Sohn bei ihm? Was lehrt er ihn denn?“ Da ich ihm keine Auskunft wußte, ſetzte er noch dringender hinzu: „Ich möchte dieß wiſſen, es intereſſirt mich;“ worauf ich Erkundigung einzuziehen verſprach.

Am 19. Auguſt fand ich ihn traurig und ſtill. Er ſaß im erſten Zimmer gleich an der Thür und lächelte mich ſanft an.

Hierauf begehrte er den Schlüſſel zum Flügel und Noten. Er ſuchte nun Accorde zuſammen, nicht immer harmoniſche, mit der linken Hand ſtets zuerſt, als der ungeſchickteren, die ſchwieriger ſich zurechtfände. Glaubte er ſie endlich beiſammen zu haben, ſo wiederholte er ſie mehrmal, mit aufgezogenen Brauen, aber ohne in die Blätter zu blicken, und wichtig, jedoch ſanft rufend: „Das iſt ſchön!“ Dann blätterte er um und ſuchte wieder nach neuen Griffen, lange das liebliche, harmloſe Spiel fortſetzend, bis er zuletzt, ohne auch nur ein einzigesmal heftig angeſchlagen, oder, wie ſonſt gewöhnlich, darein geſungen zu haben, den Flügel wieder ſchließen ließ.

Am 7. September 1847 war er merkwürdig beſonnen und redſelig. Er empfing Beneſch überaus freundlich und mit „guten Morgen“ und lud ihn zum Sitzen ein. Darauf ſprach er:

„Heut' möcht' ich in die Stadt.“

„Zu wem?““

„Zu meiner Schweſter.“

„„Warum denn?““

„Ich muß ihr ja danken."

„„Wofür?""

„Weil ſie mir Zwieback gebracht."

„„Schade nur, daß es eben heute ſo ſtark regnet.""

„So?"

„„Sehen Sie nur ſelbſt! Es ſchüttet ja ordentlich.""

„So muß man es ſeyn laſſen. Aber haben Sie nichts zu leſen?"

„„Was wünſchten Sie wohl?""

„Was immer! Geſchichtliches."

„„Vielleicht mit Bildern?""

„Wie immer! Aber nur bald!"

Ein ſo geſundes und langes Geſpräch hat Niembſch zu Döbling weder früher noch ſpäter mehr gehalten. Beneſch ging, verfügte ſich aber noch zu einigen leidenden Frauen. Bald erreichte ihn dort ein Bote von Niembſch und mahnte ihn um die Bücher. Beneſch brachte ihm nun unverzüglich das Weltpanorama mit Bildern. Allein die gute Zeit war vorüber und mit ihr die Leſeluſt. Er beſah zwar etwas die Bilder, legte jedoch das Buch bald hinweg.

Eine oft viertelſtundenlange Unterhaltung war für Niembſch, daß er den Tiſch vorne mit beiden Händen ſehr ſacht emporhob, bis derſelbe auf den Hinterfüßen in der Schwebe zum Umſchnappen ſich befand, worauf er ihn eben ſo behutſam und unhörbar leiſe wieder niederließ und das Kunſtſtück von neuem begann. Auch die Möbeln im Zimmer raſtlos umherzurücken, machte ihm oft viel Zeitvertreib.

Anfangs Oktober 1847 ſagte Niembſch, als er wieder zu ſpeiſen beginnen ſollte, zu Beneſch: „Aber heut' eſſ' ich das letztemal. Das iſt ſchon ſo fade!"

Am 17. Oktober. Niembſch gefiel es heute wieder am Ruhebett zu ſchieben und zu heben. Ueber eine Weile faßte er den Lederpolſter deſſelben ſehr zart an den Enden mit beiden Händen und erhob ihn höchſt feierlich langſam mit ausgeſtreckten Armen bis über die Stirne, worauf er ihn ſo ſacht, daß es kaum bemerkbar war, wieder auf den Tiſch niederſenkte, die Hände leiſe davon abzog und dieſelben einigemal wie ſchwebend hin und her bewegte, während er wohltönend ſäuſelnd athmete. Es war ein heiliger

Wahnſinn, der da Nichtiges als wie Wichtiges betrieb. Der Dichter des Savonarola las wieder einmal Meſſe, wie er einſt als ſproſſender Knabe in Ungarn gethan.

Später ſaß er mir dann gegenüber, mit dem Rücken gegen das Fenſter, in ſeinem eigenen Schatten, geſunkenen Hauptes, bewegungslos, grabſtill. So mochte voreinſt Hiob, über ſein Elend brütend, geſeſſen haben.

Am 24. Oktober 1847 hob er mit ſeiner vollen Baßſtimme — mir däuchte ſeine Stimme ſey in geſunden Tagen viel weniger tief geweſen — kräftig zu ſingen an. Dabei ſchnappte ſie ihm aber einmal unabſichtlich in die Fiſtel über, ſo daß es an Alpengejodel mahnte. Und richtig ward auch bei ihm ſogleich die Erinnerung an ſeine vielgeliebten Alpen lebhaft rege. Er jodelte nun, ſo gut es ging, vorſätzlich friſch drauf los, ſtets lauter und lauter, wozu er ſich eine Weile auf die Zehenſpitzen erhob, dann aber ſich raſch auf die Bank niederließ, den Kopf beinahe zwiſchen die Füße niederſteckte und dabei aus vollem Herzen hell aufjauchzte, zugleich mit beiden Füßen wie ein Steirertänzer ſtampfend und ſtrampfend.

Wenn Niembſch der Enkelin der Frau Börgen, ihrer Tochter Töchterlein, begegnete, war er immer ſehr freundlich gegen dieſelbe. So hatte er auch noch im Wahnſinn Kinder gern, wornach ihn immer ſo ſehr verlangte. Merkwürdig iſt, daß die alte Frau der Großmutter Lenau's, der Oberſtin Niembſch, auffallend ähnelte, und zwar nicht nur an Geſicht, Geſtalt, Haltung, Alter, ſondern auch ſogar in Umgangsweiſe, Ausdruck, ſelbſt Tracht, vielleicht auch in Geſinnung und Denkungsart. Mir ſind keine ſo gleichen Menſchen jemals vorgekommen. So wollte gleichſam, die lebend um ihn oft ſo heiß gekämpft, auch in ihrem Tode noch ihn beſitzen.

Am 19. November 1847 erzählte mir ein Wärter, Niembſch habe ihm im Sommer einmal beim Luſtwandel im Garten auf die Frage: „Wiſſen Sie, daß Sie der Herr v. Niembſch ſind, der Große?“ geantwortet: „„O, Niems iſt jetzt klein geworden!““

Der „Wiener Humoriſt,“ J. 301 von 1847, theilte mit: „Der unglückliche Lenau hat kürzlich gegen eine ihn beſuchende Dame eine Aeußerung vorgebracht, welche wie ein ſchimmernder Strahl des niedergedrückten poetiſchen Genius aus der Geiſtesumnachtung des Dichters aufblitzte. Lenau ſagte nämlich zu der Dame: „Ach, wie Sie ſchön ſind!“ „„Was fällt

„Ihnen ein, lieber Lenau! Ich bin ja alt und gar nicht schön!“ Darauf erwiederte Lenau: „Man muß Sie nur sehen, wie ich Sie sehe, mit den Augen des Herzens!“

Der Wiener Märzjubel schlug vergeblich an Lenau's Ohr, und er, der da sang:

„Nicht läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln und mit schwarzen Kutten.“
(Die Albigenser. Schlußgesang.)

war mit offenen Augen blind für die Sonne der Freiheit, als sie, die lange von ihm schon verherverkündete, endlich doch emporbrach.

Auerbach berichtet: „Als Lenau noch in Winnenthal war, glaubte ich zu seiner Heilung mehr als ein Anderer mitwirken zu können, und erbot mich dazu; es konnte mir nicht gewährt werden, und als ich in Wien war, sah ich ihn nicht wieder. Hatte mir ja Anastasius Grün erzählt, daß er ihm im März 1848 zugerufen: „Wir sind frei!“ und er gab kein Zeichen des Verständnisses.“ — Hier obwaltet insofern eine Verwechslung, als nicht Grün selbst, sondern Bauernfeld solchen Entzauberungsruf versuchte. Ersterer hatte gegen Auerbach dieses Versuchs nur im Allgemeinen als geschehen erwähnt.

Ein sehr schönes Gedicht richtete damals Seidl an Lenau, worin er vor diesem ausruft:

Nein, du bist nicht zu retten:
Die Ketten fallen nicht von deinem Sinn
Beim Schall von eines Volks gesprengten Ketten!
(Album österr. Dichter, S. 367.)

Es war nun die Zeit gekommen, wo Oesterreich seinen ersten Dichter, den bisher kaum geduldeten, nur verstohlen verehrten, endlich einmal öffentlich feiern und bekrönen hätte können: aber er war zu groß für die vergängliche Flitterkrone aus irdnen Händen und die ewigen Götter wälzten die undurchdringliche heilige Nacht des Wahnsinns um ihn herum, gleichwie sie schon früher einmal seinen Geistes- und Leidensbruder, den unsterblichen Tasso, der irdischen Krönung durch die Nacht des Todes entzogen.

Um diese Zeit übergab ich Seidl auf seine Bitte um einen Beitrag von Lenau für das Taschenbuch: „Aurora,“ dessen silberne Hochzeit mit

dem Jahrgange 1849 gefeiert werden sollte, desselben letztes, so schönes Gedicht: „Blick' in den Strom." Da die Zeitereignisse das Erscheinen der „Aurora" für 1849 verhinderten, so ist jenes Gedicht erst im Jahrgange 1850 zu finden. Seidls Taschenbuch Aurora, welches für 1828 [illegible] allerersten ein Gedicht von Lenau gebracht hatte, ist also, gleichwie es dessen Wiege war, so auch sein Sarg.

Den 10. April 1848, Nachmittags, war ich mit meiner Frau und meiner ältesten Tochter bei Niembsch. Er betrachtete insbesondere seine Nichte äußerst aufmerksam, mit wichtiger Miene nickend, und sogar einmal murmelnd: „Gut!" Seine Schwester hatte ihm viel Mandelgebäck mitgebracht, das ihm weidlich schmeckte. Als er gewahrte, Benesch hielte ein Stück davon noch in der Hand, schlug er sich selbst sanft auf den Mund, um anzudeuten, daß er auch dieß noch essen wollte. Wie er damit auch fertig war, nahm er Benesch die Papierhülle aus der Hand, aber sie war schon leer, und zornig darob, knitterte er dieselbe zusammen, ward im Gesicht krebsroth und drängte der armen Nichte, die ihm das unzulängliche Geschenk überreicht, so daß sie zitternd mit der Mutter sich eiligst ins Nebenzimmer zurückzog. Nach einiger Zeit kehrten die Flüchtigen wieder. Nun forderte Benesch ihn auf, im Zimmer ein bischen umherzugehen. Er erhob sich zwar von seiner Rohrbank, aber nur um sich sogleich wieder auf einem unfernen weichüberpolsterten Stuhl niederzulassen. Und alsbald begann er hierauf wie der blutdürstigste Wütherich die entsetzlichsten Fratzen zu schneiden. Er versuchte einmal wieder seine alte Kunst der Gesichtsverzerrung, wie als Knabe schon in Pesth, und womit er einst als Mann die Magd meiner Mutter so in Schrecken gejagt, daß sie für verrückt ihn ausschrie (September 1834). Da sagte lächelnd seine Schwester zu ihm: „Aber, Franz, du mußt uns ja nicht so stark erschrecken!" und wie eine Bombe birst, platzte er plötzlich in Gelächter darüber aus. Hierauf geschah es noch einigemal, daß er zu frischen Fratzen sich anzustrengen versuchte, aber immer — was äußerst bewußt und wohlbedachtsam, dabei auch sehr schelmisch ließ — konnte er vor überwältigendem Lachen nicht dazu mehr kommen, und wir lachten stets dann auch, allem Elende zum Trotz, getreulich mit. Es war ein gelebtes Shakespeare'sches Spaßtrauerspiel.

Der wilde Geſchützdonner über Wien im Oktober 1848 beläſtigte Niembſch ebenſo wenig, als es der Märzjubel gethan, ſo dumpf war der Welt ſchon ſein Ohr. Einmal verirrte ſich eine Kanonenkugel von den nahen Linienwällen Wiens ſogar in den Inſtitutsgarten.

Die Wiener Buchhandlung Pfautſch und Voß beabſichtigte ein „Album öſterreichiſcher Dichter“ herauszugeben, beſtehend in einer Auswahl von deren Gedichten mit einer kurzen Lebensbeſchreibung und einem treuen Abbilde derſelben. Lenau ſollte den Reigen eröffnen und ich ward darum erſucht, ſeinen Lebensabriß zu liefern und ein Bildniß von ihm dem Stahlſtecher zu verſchaffen. Der erſten Aufgabe genügte ich bis Hornung 1849, dem Stahlſtecher Kotterba aber lieh auf meine Verwendung Lenau's Freundin Sophie ein Bildniß von ihm, das vor Jahren einer ſeiner Freunde, Ritter von Frank, gemalt. Als der Stich beinahe ſchon fertig war, verfügte ſich der Künſtler mit mir nach Döbling, um ſein Werk mit dem lebenden, aber freilich ſchon ſehr veränderten und entſtellten Urbilde zu vergleichen. Er änderte darnach noch Einiges. Niembſch ſieht mir in demſelben ein wenig zu unſchwunghaft und ſäuerlich darein. Ich gebe ſeinem Bildniſſe, welches vor ſeinen bei Cotta aufgelegten Gedichten ſich befindet, den Vorzug.

Am 23. April 1849, Vormittags, war Dichter Frankl bei mir im Amte mit dem Vorſchlage, Lenau von Aigner malen zu laſſen, wornach dann Bildhauer Hirſchhäuter ein kleines Standbild fertigen wollte. Nachmittags theilte mir Beneſch in Döbling mit, Lenau's Freundin, welche Vormittags auſſen geweſen, habe ſich erboten, zu dieſem Zweck auch ein Lichtbild zur Benützung ſtellen zu wollen, das ſie von Niembſch aus dem Herbſtmond 1844 beſitze.

Frankl und Aigner waren miteinander zuerſt am 15. April bei Niembſch, dann wieder am 27. Den letzten Beſuch erzählte Aigner ſelbſt im Wanderer vom 24. Auguſt 1850, S. 399:

Lenau's Portrait.

Aus meinem Skizzenbuch. Von J. M. Aigner.

Im Frühſommer vorigen Jahr kam eines Tags der Dichter L. A. Frankl zu mir und ſtellte an mich das Erſuchen, mit ihm nach Döbling

in die Irrenanſtalt des Dr. Görgen zu gehen, um dort das Porträt des unglücklichen, geiſteskranken Dichters Lenau zu malen. Bereitwilligſt ſagte ich zu.

Den nächſten Tag begaben wir uns hinaus. Schon beim Eintritt in die Anſtalt überkam mich ein ganz eigenes, ängſtigendes Gefühl, erzeugt durch den Gedanken an das fürchterliche Loos der Bewohner dieſes Hauſes. Der uns empfangende, die Anſtalt beaufſichtigende Hausarzt, auf unſer Kommen ſchon vorbereitet, geleitete uns in das Zimmer, wo ſich Lenau befand.

Ein wahrhaft erſchütterndes Bild zeigte ſich uns. In einem braunen Lederſtuhl ſaß die gebrochene Geſtalt mit der kranken Seele, ein gelblich-bleiches Geſicht, langes, hinter die Ohren geſtrichenes Haar, voller Bart und ein Auge, ſo voll Leiden und ganz unbeſchreiblicher Wehmuth, begegnete fragend meinem Blick; auf die leiſe, freundlich gegebene Erklärung des Arztes, daß er jetzt gemalt werde, ſtieg ein die Seele mir zerſchneidendes Wimmern aus ſeiner Bruſt als Antwort auf. Aufmerkſam folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis er zum eigentlichen Sitzen kam. Endlich konnte ich beginnen, fieberhaft aufgeregt entwarf ich raſch mit Kreide auf Leinwand die Contur und fing zu malen an.

Zuſammengekauert, die Hände auf der Bruſt gefaltet, den Kopf geſenkt, begegnete der Strahl ſeines Blickes immer dem meinigen, ſo oft ich ihn anſah, aber regungslos ließ er mich gewähren, nur ſtieg in immer kürzeren Zwiſchenräumen der leiſe, tiefeinſchneidende, wehklagende Ton aus ſeiner Bruſt, der mich ſo ergriff, daß ich meiner kaum mehr mächtig war; langſam drängte ſich eine Thräne aus meinem Auge, und ſchmerzhaft folgte mir eine zweite, die mein Schauen verdunkelte; in demſelben Momente ſtößt der Kranke ein krächzendes Geſchrei aus, zitternd und mit grimmigen Blicken, und ſtreckte ſeine Zunge aus dem weit geöffneten Munde mir entgegen! — Ich war erſtarrt! Schnell ſtürzte der Wärter herein, ihn zu beruhigen, und mich nicht minder, indem man mir erklärte, das ſey bei ihm etwas ganz Gewöhnliches, und ſeit Monaten wäre er nicht ſo lange ununterbrochen ruhig geweſen.

Nach dieſem Vorfall war es mir unmöglich mehr etwas zu machen an dem Bilde, halbvollendet mußte ich es ſtehen laſſen, und wurde erſt

wieder ruhig, nachdem ich von dem verhängnißvollen Hause weit weg war.

Dieß Bild iſt wohl getroffen. Niembſch hat darauf ein faſt erzväterliches Anſehen und gemahnt mich viel an ſeinen edlen Großvater. Die Seelenlichter, die Augen mit ihren ſcheuen Blicken, nicht ganz in gegenſeitigem Einverſtand, verrathen allein, doch deutlich, den ſchweifenden Sinn. Frankl beſitzt das erſte Bildniß; ein zweites, eben auch von Aigners Hand, Thereſe.

Am 3. Oktober 1849 hatte Niembſch nach dem Eſſen lange wie tiefnachdenkend, ſtumm geſeſſen, ſodann aber den Wärter, einen neuen, gar kläglich angeblickt, worauf er unter Seufzen und Schluchzen ſo heftig in Thränen ausbrach, daß ſein Taſchentuch, womit der Wärter ihm ſie abtrocknete, wie eingetaucht naß ward. Wohl oft mußten ihm Vergangenheit und Gegenwart erdrückend auf dem Gehirne laſten. Als der Wärter, ein geweſener Krieger und ein harter Tſchech, von mir hörte, der Arme leide nun ſchon ſo durch volle fünf Jahre, wünſchte er ihm vom Grund der Seele den Tod. Niembſch mochte dieß wohl auch ſich ſelbſt oft thun, denn als am 12. Oktober Nachmittags, während ich bei ihm war, vom unfernen Döblinger Friedhofe abſatzweiſe Poſaunengeſang herüberſcholl, horchte er geſpannteſten Ohrs auf.

Am 23. Oktober fand ich Niembſch nicht mehr in ſeinen beiden Gemächern zunächſt rechts an der Hauptſtiege im erſten Stocke; er war ſchon in ein Zimmer des erſten Stocks, zunächſt an der zweiten oder Nebentreppe, gegenüber der Thür, welche dieſe abſchließt, überſiedelt worden, weil in dieſem Gemache, deſſen Thür nicht in den Haupt-, ſondern in einen kleinen Nebengang mündete, ſein ſtörendes Geſchrei weniger gehört werden würde. Ueberdieß bekamen die Thüren darin in den Nebengang und in das Nachbargemach — jene eine Vor- und dieſe eine Verſchallungsthür. Heute aber faß er ganz lautlos und unregſam.

Am 14. Hornung 1850 begleitete mich Thereſe. Sie fand ihn außerordentlich traurig verändert. Das magere, ſcharfe, gelbe Antlitz erſchien ihr leichenhaft, zumal da er ſich auch ganz ſtarr und ſtumm verhielt. Wir blieben lang. Das Bild, das Thereſe heimtrug, war ein ſehr trübes.

Am 18. Nach meinem Weggange begann er — wie der Wärter ſpäter erzählte — heftig zu weinen. Bei einem ſolchen Weinen ſoll er auch ſein letztes Wort auf Erden geſprochen haben. Frankl erzählt S. 125: „Im Jahre 1849 wurde Nachts im Zimmer Lenau's ein heftiges Weinen gehört. Dr. Beneſch eilte hinein, und auf vieles Fragen, was ihm denn fehle, antwortete er weinend: „Der arme Niembſch iſt ſehr unglücklich!“ Es war dieß nach langer Dumpfheit ein überraſchendes Aufflackern — ein Verlöſchen. Dieſe Worte waren die letzten Lenau's auf Erden.

Wie wahr ſang er:

„Du geleiteſt mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern ſich ſtrahlend heben,
Mag er ſinken — weicheſt nie!

(„An die Melancholie.“)

Am 26. Hornung beſuchte ihn Thereſe mit ihrer zweiten Tochter ohne mich. Er war davon ſo angeregt, daß er ſichtbar, freilich vergeblich, Anſtrengungen machte, etwas zu ſagen. Dieß rührte ſeine Schweſter dermaßen, daß ſie laut weinen mußte. Auch ſchied ſie von ihm ſehr traurig.

Am 4. April 1850, als Thereſe mit ihren beiden älteſten Töchtern zum Beſuche erſchien, fand ſie ihren Bruder nicht mehr im erſten Stockwerke, er war bereits am 2. April in ein ebenerdiges Zimmer überbracht worden. Als die Wärter ihn hinunter trugen, wobei deren verſchlungene äußere Hände den Sitz, und die inneren die Rückenlehne für ihn bildeten, gefiel ihm dieſe Art lebendiger Lehnſtuhl ſo baß, daß er darob wieder einmal weidlich zu lachen begann; aber bald ſtellte ſich Huſten bis zum Erſticken ein und er mußte zu lachen aufhören. Um jetzt zu ihm zu gelangen, mußte man aus dem langen Hausgang zu ebener Erde durch die erſte Thür zunächſt der großen Küche gegen den Garten zu, in ein kleines Vorgemach, worin der Wärter gewöhnlich war, und dann ins Zimmer daneben treten. Dieſes iſt nur geviert und genießt wegen des höher liegenden Gartens, von dem es durch eine Rampe getrennt iſt, keiner drei Schritte Ausſicht, woran nun aber auch Niembſch nichts mehr gelegen ſeyn konnte. Uebrigens iſt es wegen der Richtung gegen Morgen-Mittag noch trocken, auch hinlänglich geräumig und ſehr ſtill. Das kleine

Vorgemach gewährte den Vortheil, daß man Niembſch auf ein Weilchen dahinbringen konnte, um inzwiſchen ſein Wohnzimmer durch Eröffnung der beiden Fenſter zu lüften. Auch hat dieß Wohnzimmer das Gute, daß man darin wegen ſeiner Abgekehrtheit die bei uns häufigen und heftigen Weſtſtürme faſt gar nicht hört. Endlich konnte auch Niembſch daraus,— und dieß wurde als Hauptzweck der abermaligen Ueberſiedlung bezeichnet — mit Vermeidung jeder Stiege leicht ins nahe Badegemach und in den Garten getragen werden.

Niembſch lag heut ganz ruhig. Thereſe küßte ihn, worüber ihm eine Thräne ins Auge ſtieg und dieß geröthet ward. Er erkannte ſie noch wohl und auch ſeine Nichten ſah er öfter freundlich an.

Am 16. Juli 1850 ging ich mit Bildhauer Hirſchhäuter nach Döbling, damit er Lenau wiederſehen und darnach etwa an deſſen in Thon faſt ſchon vollendetem Standbildchen noch einiges verändern könne. Er bemerkte an Lenau insbeſondere ganz gerade, ungewölbte Augenbrauen, zwei ſtarke ſenkrechte Stirnfalten oberhalb der Naſenwurzel und den Kopf oben wie abgeflächt und eckig. Die Statuette hat um ſo viel mehr Verdienſtliches, als der Meiſter den Dichter in ſeinen geſunden Tagen faſt nicht geſehen hatte. Nur die Wahl der Stellung — nach Frankls Wink und Rath ſtark voruntergebeugt und gebrochen, und hierdurch auch das Geſicht etwas ruhig, ſchlaff — will mir nicht ſo ganz zu Sinn. Mir däucht, der tiefe Denker ſtehe alſo gebeugt und blicke niederwärts; der hohe Dichter aber ſtehe ſtraff und ſchaue aufwärts. Ich ſehe daher in dieſem Abbild den tiefen Denker zwar — das war Niembſch ebenfalls — nicht aber ſo ſehr den kühnen, gewaltigen Sänger. Wir haben hier alſo eher Niembſch, denn Lenau vor uns.

Um dieſe Zeit war Niembſch ſchon ſehr übel, meiſtens lag er mit geſchloſſenen Augen, ſehr blaß und eingefallen. Gottlob, der langen unhebbaren Leiden Ende nahte!

Am 10. Auguſt 1850 brachte eine Morgenzeitung die Nachricht, Lenau läge auf dem Sterbebette. Ich eilte, als man mir dieß mittheilte, um 11 Uhr Vormittags aus meinem Amte nach Döbling. Niembſch war den Tag vorher mit der letzten Oelung verſehen worden, ohne daß man mich davon früher gehörig benachrichtigt hatte, daher ich zu meinem

Leidwesen nicht dabei zugegen war. Er soll den Geistlichen sehr aufmerksam angesehen haben, und jeder seiner Bewegungen und Handlungen unverwandt mit den Augen gefolgt seyn. Man veranlaßte solches nicht so eben, weil er schon sehr gefährlich gewesen wäre, sondern aus Vorsicht, weil er möglicherweise denn doch einmal schnell ersticken könnte, indem er beim Husten nichts mehr heraufbrachte. Ich fand Niembsch sogar merklich besser, als vor drei Tagen, wo ich ihn zuletzt gesehen. Auch Arzt Benesch (Görgen war eben zum Gebrauche der Bäder in Baden bei Wien) erachtete, Niembsch würde vielleicht noch wochenlang ausdauern, zum allermindesten aber doch noch Eine Woche, daher mein bereits eingeleiteter sechstägiger Gesundheitsausflug in den eben eintretenden amtlichen Staubferien nach Güns in Ungarn sich unbedenklich unternehmen ließe. Ich schied also mit dem Entschlusse, längstens am nächsten Samstag den 17. August wieder zurück zu seyn, eilte sogleich nach Wien, setzte mich in einen Eisenbahnwagen und fuhr ab. Die Witterung begünstigte mich, und die für mich neuen Gegenden, die ich besuchte, waren herrlich, allein mich nagte beständig der Gedanke: wenn Niembsch in deiner Abwesenheit doch stürbe, das würdest du nie verschmerzen können. Ich entschied mich daher, auch meine nur kurze Reise noch zu kürzen, und Mittwoch am 14. Abends stand ich bereits wieder am Bette Lenau's, den ich Gottlob noch im alten Zustande antraf. Am 17. kam ich von Weidling, wo ich den Rest meiner Ferien bei den Meinigen zubrachte, wieder nach Döbling. Keine wesentliche Veränderung, so daß es den Anschein gewann, es könnte noch einige Zeit so fortwähren. Gleichwohl bat ich Benesch, uns alle drei Tage briefliche Nachricht nach Weidling zu senden, unverzüglich jedoch einen eigenen Fußboten, wenn es sich irgend bedenklich verschlimmerte. Zweimal brachten uns Freunde, die von Wien über Döbling nach Weidling kamen, mündliche Kunde, es habe sich gar nichts verändert, so noch Dienstag den 20. August. Mittwoch den 21. saß ich um 1 Uhr Mittags, mit Schreibarbeit mich beschäftigend, in der Gartenlaube, als mir meine erblaßte Frau nachfolgenden Brief dahinbrachte, womit ein von Benesch um 11 Uhr abgeschicktes Weib so eben ganz außer Athem und brennend vor Hitze angelangt war.

Oberdöbling, den 21. August 1850.
Vormittags 11 Uhr expedirt.

Euer Wohlgeboren!

Heute am frühesten Morgen übergab ich einen Brief der Post, mittels welches ich Dieselben von der beim Herrn Schwager seit gestern Abend eingetretenen Verschlimmerung des Krankheitszustandes in Kenntniß setzte.

Da ich jedoch befürchte, daß Euer Wohlgeboren dieses Schreiben erst spät Abends erhalten dürften, und anderseits der Zustand des Patienten von Stunde zu Stunde bedenklicher wird, so finde ich es gerathener, Dieselben von der Lage des Herrn Schwagers so schnell wie möglich zu unterrichten.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung E. W. ergebenster Diener Dr. Benesch.

Ich und meine leichtfüßige zweite Tochter brachen alsbald übers Gebirg auf, die Frau mit den beiden andern erwachsenen Töchtern schickten sich an, um das Kahlengebirg herum, die Donau entlang, nach Döbling nachzufahren. Um 3 Uhr standen wir ersteren zwei schon an Lenau's Bett. Er athmete zwar schnell, aber war sonst schon wieder ziemlich ruhig. Es war ihm leichter als früher. Die Anderen kamen vor 4 Uhr nach. Er öffnete nur selten ein Auge und sah wohl auch dann nicht der ihn Umringenden schmerzvolle Thränen. Da ging ein irrer Geistlicher, der die nächste Stube bewohnte, durchs Gemach, blieb stehen und sprach zu den weinenden Weibern: „Weinen Sie doch nur nicht so! Er stirbt Ihnen nicht!“ Wahrhaftig, wohlweiser Narr! Er stirbt uns nicht! So war denn das treffliche Wort Lenau's über den Erzhelden Karl ihm selbst glücklich heimgezahlt worden von einem armen Irren, dem unbewußten Sprachrohre eines höheren Geistes!

Um 6 Uhr mußten den Schwerleidenden seine Schwester und seine drei Nichten unter bitteren nassen Scheideküssen und unter frommen Kreuzbezeichnungen wieder verlassen. Ich begleitete sie, nachdem ich Benesch erklärt, daß ich wiederkommen und die Nacht in meines Schwagers Zimmer zubringen würde, bis in das nahe Heiligenstatt zu Lenau's beiden Halbschwestern Mina und Marie, welche über Sommer dort wohnten, und

ihn noch bei einem Besuche vor ein paar Tagen zu ihrer Verwunderung besonnen aufsehend gefunden hatten. Um halb 10 Uhr Nachts langte ich wieder in Döbling an. Niembsch hatte jetzt mehr Hitze und athmete viel schneller, viermal so schnell als ich. Er begann bald etwas zu röcheln. Als ich Benesch hierauf als bedenklich aufmerksam machte, meinte dieser: er thäte das öfter und es würde vorüber gehen. Mir war ein Bett im Zimmer bereitet worden, und ich legte mich endlich nieder. Diese Nacht war ein Seitenstück zu jener in Regensburg. Das Röcheln währte mehr, minder, die ganze Nacht hindurch. Etwas vor 6 Uhr früh ward es leiser und hörte bald gänzlich auf. „Die dumpfe Trommel hatte den Trauermarsch ausgeschlagen, das Herz stand still." („Robert und der Invalide.") Das Athmen ging nur mehr oberhalb der Brust vor sich und es bewegte ihm den Kopf gewaltsam links und rechts. Ich wußte — da ich eben ein Jahr vorher meinen geliebten Bruder Joseph hatte sterben sehen — daß jetzt der ernste Augenblick gekommen war. Ich schob meinen linken Arm sanft unter sein Haupt und beugte mich tief über ihn. Der Wärter war eben um Wasser fort und ich daher mit dem scheidenden theuren Bruder und Oesterreichs größtem, auf ewig verstummenden Dichter mutterseelenallein. Er riß noch einmal die Augen weit auf und sah mich mit dem vollsten, deutlichsten Bewußtseyn des ernsten, heiligen Augenblicks, und schon mit der ganzen hehren Ewigkeit darin, fest und lang an. Lenau's letzter Blick ist mein; er ist in mir und bleibt in mir, mein höchster Schatz. Ich beugte mich noch tiefer über ihn; seinen letzten Hauch gemeß ich; von seiner fliehenden Seele trank ich. Die Augenlider sanken allmälig zu, er öffnete sie aber wieder zur Hälfte. Der Wärter trat ein. „Er stirbt," sprach ich. Der Wärter flog um Benesch fort. Als dieser erschien, war Lenau nicht mehr. Ich drückte ihm das rechte Auge zu, Benesch, auf der entgegengesetzten Seite stehend, das linke. Es war genau 6 Uhr früh am 22. August 1850, als der Herr ihn rief mit milder Stimme, am Tage des Donners, aber es lachte der allerreinste Himmel auf die Erde nieder. Lenau's Leidensnacht war vorüber.

Als ich nach Weidling kam, flutheten Thränen. Erst am 22. um 9 Uhr früh war dort der am vorigen Tag zu Döbling in aller Frühe auf die Post gegebene Brief angelangt.

Wenn Benesch nicht, was ich ihm unendlich danke, jene Laufbotschaft nachgesandt hätte, ich wäre um den erhabensten Blick, der mir in diesem Leben wurde, um Lenau's Sterbeblick, wahrscheinlich ärmer. Therese erinnerte sich sogleich an ihres Bruders Wort, während seiner letzten Anwesenheit zu Weidling gegen Ende August 1844, beim Vorübergange am schönen Friedhofe: „Gelt, Tertschi, da liegt sich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinst still neben einander liegen!" Sie betrachtete dieses Wort als ein ahnendes, weissagerisches, als einen unvorsätzlich entschlüpften heiligen letzten Willen. Zudem wünschte sie sein Grab ganz in der Nähe, ja eigentlich vor Augen zu haben, um es ihm immer mit Blumen schmücken und bekränzen zu können. Ich war mit Lenau's Bestattung zu Weidling um so mehr einverstanden, als dieser sonst zu Döbling, wo der Friedhof ein Gassenwerk von Steingrabmälern ist, sich ganz verloren hätte, und Jedem, der dessen Grab mit Hülfe des Todtengräbers endlich herausgefunden, würde dieser empergewiesen haben auf das nahebei herabblickende Görgen'sche Haus und gesagt: „Sehen Sie da hinauf, dort starb er als Narr!" Im einsamen, lieblichen Weidling dagegen schläft nun der unglückliche, große Sänger. Und so erhielt denn Lenau, ich getraue mir es zu behaupten, das traulichste Schlummerplätzchen weit und breit umher.

Freitag den 23. August war ich früh um 6 Uhr bereits zu Döbling. Zuerst wollte Bildhauer Hirschhäuter einen Schädelabguß von Gyps nehmen, als für Schädelforscher wünschenswerth. Es geschah. Darauf öffnete Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach aus Halle, in dessen Geschlecht die Zergliederungskunst schon lange einheimisch ist, die Leiche in Gegenwart der Aerzte Roman, Seligmann, Ludwig August Frankl und des Hausarztes Benesch. Den ausführlichen Untersuchungsbefund enthält die Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung vom 31. August 1850, N. 105 und auch Frankls Buch S. 137. Hier genügt die dort demselben beigefügte Erörterung:

„Aus dem Sectionsbefunde im Vergleiche mit den Erscheinungen im Leben ist zunächst zu schließen, daß keine bedeutende organische Veränderung vor der Geisteskrankheit bestand, welche als deren Ursache zu betrachten wäre.

„Im Gehirn fand sich keine örtliche Veränderung, nicht die geringste

Spur eines ehemaligen Blutergusses, keine Erweichung. Dagegen war das ganze Großhirn, gleichmäßig von anomaler zu weicher Consistenz, in sehr hohem Grade geschwunden. Für den starken Schwund des Gehirnes liegt kein specielles anatomisches Verhältniß vor, welches eine sogenannte Erklärung der Geisteskrankheit gäbe. Die mit gutem Grund von den Aerzten gestellte Diagnose der Gehirnerweichung ward nicht bestätigt; die früher vorübergehend eingetretene halbseitige Gesichtslähmung[1] und später allmälig entstandene dauernde Lähmung der Sprache, die krampfhafte Lähmung der Glieder erscheint hier nur als Folge des aufgehobenen Einflusses eines allgemeinen krankhaften Gehirns auf relativ noch gesundes Rückenmark und Nerven. Als Ursache des Hirnschwundes, der vermuthlich schon vor dem offenen Ausbruche der Symptome der Geisteskrankheit begonnen hatte, läßt sich bei dem Mangel erblicher Disposition in der Familie nur eine mit der ganzen Persönlichkeit des Verstorbenen zusammenhängende Ueberreizung des Gehirns aufstellen, wie sie bei bedeutenden Männern, namentlich Melancholikern, häufig zu Geisteskrankheit geführt hat. Die aufgeregte Phantasie des Dichters, langes Nachtwachen, vieles Reisen, bewirkte eine einseitige Ueberreizung des Gehirns, die äußeren Verhältnisse brachten Sorgen, und in noch jungen Jahren des Mannesalters trat ein Stillstand in der gehörigen Ernährung des Gehirns ein, während der Körper noch relativ kräftig war. In der ersten Zeit dieses Zustandes hätte sich Erfolg aussprechen lassen von einer wohlthätigen, sorgenfreien Existenz, mit Abhaltung aller Störungen, mit gleichmäßiger Uebung des Geistes und Körpers, wobei namentlich die geistige Thätigkeit zu schonen gewesen wäre, damit sie sich sicherer kräftige. Mit dem Ausbruche der Symptome der Geisteskrankheit war ein so bedeutendes Mißverhältniß zwischen Geistesthätigkeit und Körper eingetreten, daß die geregelte Ordnung einer Irrenanstalt die einzige Hoffnung der Wiederherstellung gab. Bei der besten Behandlung zeigte sich doch die Krankheit jetzt unheilbar. Arzneimittel und systematische Heilkuren waren erfolglos gewesen, weil der Ausbruch der Krankheit tief in der ganzen Persönlichkeit begründet erschien und nach einer einmal offenbar gewordenen krankhaften Consequenz der

[1] Am 29. September 1844.

Melancholie eine Wiederherstellung des Lebensmuthes unmöglich war. Oertliche Behandlung des Kopfes mit kaltem Wasser war zum Theil für heilsam und wünschenswerth erklärt, unterblieb jedoch zum Theil wegen der entschiedenen Abneigung des Kranken; als Reizmittel hätte das kalte Wasser in früheren Zeiten dazu beitragen können, daß die Ernährung des Gehirns verbessert wurde; später würde es durch Entziehung von Wärme nur den Stoffwechsel im Gehirn verlangsamt, die Zunahme des Gehirnschwundes und Abnahme der Geistesthätigkeit befördert haben.

„Während in anderen Fällen der Gehirnschwund durch Selbstmord zum Tode führt,' bewirkte er hier das langsamere Erlöschen der Geistesfunktion, allmäligen Verlust der Herrschaft über den Körper, eine hülflose Lebensweise und langes Krankenlager."

Eine umfassende Anschauung über Lenau in ärztlich psychiatrischer Beziehung gab Dr. v. Meckel in der Allgemeinen Zeitung für Psychiatrie von Damerow, Flemming, Roller, 1850.

Laut des „Wanderers" vom 25. April 1851, S. 192, dann laut Frankls Buch S. 134, ersuchte Graf Franz Thun, der Wissenschaft nicht minder als der Kunst mit Theilnahme zugewendet, von Prag her den Dichter Frankl um einen Schädelabguß von Niembsch für seine phrenologische Sammlung, wogegen Frankl vom Grafen eine Anschauung des Schädels erbat. Das Ansinnen ablehnend, war der Graf so freundlich, die Ansicht des berühmten Phrenologen Noel zu vermitteln und zu senden. Die Lenau persönlich durch langen Umgang kannten (bemerkt Frankl), werden, wenn sie den Theil über die moralischen Fähigkeiten lesen, als Gläubige für die phrenologische Wissenschaft geworben werden. Zu beklagen ist es, daß Noel wußte, wessen Schädel er vor sich hatte; gewiß hätte er wie die moralischen, die intellectuellen und die thierischen Eigenschaften ebenso erkannt und scharfsinnig entwickelt. Seine schriftlich gegebene Aeußerung ist in der Hauptsache folgende:

„Gleich beim ersten Anblicke des Kopfabgusses Lenau's fällt es dem geübten Phrenologen auf, daß er sich von der durchschnittlichen Bildung

' Bei Niembsch wurden die wiederholten Versuche dazu verhindert.

männlicher Köpfe merklich auszeichnet. Der Phrenolog ſieht ſofort, daß er hier, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, den Kopf eines genialen Menſchen vor ſich hat. Nicht allein überſchreitet die Größe des Kopfes, das Geſammtvolumen deſſelben, das durchſchnittliche oder normale europäiſche Maß beträchtlich, ſondern es tritt insbeſondere die große Entwicklung des vorderen Lappens, des Sitzes der intellectuellen Anlagen, auffallend hervor.

Theilt man den Kopf in Regionen ein, z. B. 1) die ſogenannten niederen Triebe, 2) die moraliſchen Anlagen und 3) die intellectuellen Fähigkeiten, ſo ſtellt ſich heraus, daß, während die erſte und dritte Region, letztere insbeſondere, verglichen mit einem Durchſchnittskopfe (ich ſpreche hier allerdings nur von meinem ſubjectiven Ideale eines ſolchen) ungewöhnlich ſtark entwickelt ſind, die zweite Region dagegen nur groß zu nennen iſt. Die relativen Verhältniſſe der Theile des Lenau'ſchen Kopfes, ohne Rückſicht auf einen Normalkopf, ſind unbedingt nicht ganz proportional. Wie geſagt, die intellectuellen Organe und die der ſogenannten thieriſchen Triebe (des Bekämpfungs- und Zerſtörungstriebes) ſind größer als die moraliſch religiöſen Anlagen. Der Kopf iſt etwas zu niedrig im Verhältniß zu ſeiner Breite und Länge. Er zeiget ferner, was die ſpeciellen Organe oder Anlagen betrifft, folgende Entwicklung; in der erſten Klaſſe: 1) Cerebellum (theilweiſe die Function des Geſchlechtstriebes), 2) Jungenliebe, 3) Bekämpfungsſinn, 4) Zerſtörungsſinn, 5) Beifallsliebe, 6) Wohlwollen; in der zweiten Klaſſe: 1) Anhänglichkeit, 2) Vorſicht, 3) Selbſtachtung, 4) Verheimlichungsſinn, 5) Gewiſſenhaftigkeit. Die intellectuellen Organe, an und für ſich berückſichtigt, zeigen in der Breite und Höhe und zugleich insbeſondere in der Tiefe des vorderen Lappens, eine harmoniſche Entwicklung der Erkenntniß- oder Auffaſſungs-Anlagen und des höheren reflectiven Verſtandes. Auch iſt der Schönheitsſinn beſonders groß zu nennen.

Die Organe, die hier nicht genannt wurden, ſind zwar, mit einem Normalkopf verglichen, weder abſolut noch relativ in dieſem Kopfe klein zu nennen; aber ihre Entwicklung iſt nicht der Art, daß ihre Thätigkeitsäußerungen vorherrſchend geweſen ſeyn könnten. Es zeigt ſich namentlich in Lenau's Kopfe, daß jene Anlagen, die weſentlich dazu beitragen,

dem Charakter moraliſche Stärke und Conſequenz im Handeln zu verleihen, nämlich Verehrungsſinn (Religioſität) und Feſtigkeit, bei ihm nicht verhältnißmäßig entwickelt ſind. Ich bin weit davon entfernt, das Schwankende, Unſtäte, das ſich in Lenau's Weſen und Leben gezeigt hat, bloß hieraus abzuleiten. Es ſind hiebei gewiß wichtige Momente in ſeiner Körperconſtitution im Allgemeinen, ſo wie in den äußeren Verhältniſſen ſeines Lebens von Jugend auf zu berückſichtigen. Allein der Phrenologe muß unbedingt ſagen, daß — in der jetzigen Periode der Geſchichte der europäiſchen Kultur — ein Menſch, ſo organiſirt wie Lenau, nicht zu den Glücklichen zu zählen iſt. Die außerordentlich große Entwicklung des vorderen Lappens — woraus Wißbegierde, der Trieb zum Denken, zum Spekuliren, zu forſchen und zu kritiſiren entſteht, zumal, wenn ſie hier mit der Phantaſie und Sehnſucht nach idealen Zuſtänden gepaart iſt — trägt ſelten zum Glück eines Individuums bei, wenn nicht ebenfalls die Anlagen der moraliſchen Feſtigkeit verhältnißmäßig entwickelt ſind. Aber es ſind bei Lenau auch die Organe, die einen weltlich klugen, ſelbſtiſchen Charakter bedingen, relativ gering entwickelt, wie Eigenthumsſinn, Vorſicht und Selbſtachtung; Geld zu erwerben oder nach Amtswürde zu ſtreben und anderen Menſchen befehlen zu wollen, gehört nicht zu den Motiven conſequenten Handelns bei einem ſo organiſirten Menſchen. Zwar iſt Ehrgeiz in Lenau's Kopfe ausgeſprochen, aber mit zu viel Verſtand und Wohlwollen gepaart, als daß er in den gewöhnlichen weltlichen Richtungen hätte befriedigt werden können."

Samſtag den 24. Auguſt 1850, Nachmittags um 4 Uhr fand zuerſt die feierliche Einſegnung der Leiche in der Kirche von Oberdöbling ſtatt, nachdem ſie früher außerhalb um dieſe herum, unter Geſang und Poſaunenſchall, von Allen gefolgt, getragen worden war, wobei auch Lenau's perſönliche Freunde, die beiden kaiſerlichen Miniſter — des Innern und der Gerechtigkeit — Dr. Alexander Bach und Anton Ritter v. Schmerling (jener war früher ſein Kurator und dieſer der Referent in ſeinen Angelegenheiten bei den niederöſterreichiſchen Landrechten geweſen) zugegen waren. Hierauf fuhr der Todte im vierſpännigen Prachtleichenwagen der Stephanskirche in Wien über Nußdorf, der Donau entlang,

nach dem eine Fahrstunde entfernten Weidling mit einem Nachzuge vieler großer Kutschen. Flinke Herren zu Fuß suchten mit den Wagen möglichst Schritt zu halten, und andere Schöngekleidete setzten sich ohne Umstände hintenauf. In Weidling, wo um Dreiviertel auf 6 Uhr angelangt worden war, und wo bereits eine zweite ganze Wagenburg unmittelbar aus Wien im Gasthofe aufgefahren stand, wurde eine Strecke vor der Kirche der Sarg dem Wagen entboben und auf einem kleinen Platze niedergestellt, worauf alsbald der Pfarrer mit einem Priester im kirchlichen Gewand erschien und eine abermalige Einsegnung unter Sterbeliedern der einheimischen Kirchensänger vornahm. Hierauf wurde das silberne Sargkreuz mit einem Blumen- und einem Eichenkranz von Therese und ihren Töchtern umschlungen, und vier weißgekleidete Frauen bedeckten den Sarg so reichlich mit anderen schönen Kränzen, daß eben nichts mehr als Blumen und an den vier Seiten die bunten Strehlenau'schen Wappenbilder, und zwar verkehrt gemalt, weil Niembsch der Letzte seines Stammes war, sichtbar gewesen. Alles Schwarz des Todes war von den heitersten Farben des Lebens verdrängt. Der fromme Zug, die Schulkinder voran, verfügte sich nun in die nahe kleine Dorfkirche, wo der von vier kräftigen, angesehenen Dorfbürgern getragene Sarg abermals niedergelassen ward, und von der Emporkirche ein schönes Grablied, von vier Sängern der unfernen Stadt Klosterneuburg trefflich gesungen, über ihn klagend sich ergoß. „Hierauf bewegte sich," ich überlasse nun das Wort an v. Metzerich in der Wiener allgemeinen Theaterzeitung vom 27. August 1850, Z. 203, „langsam und schweigend der Trauerzug durch einen wunderlieblichen Thalgang nach dem nahen kleinen Friedhofe, wo dicht neben einem mit arabischen Charakteren bezeichneten Denkmale (von unserem Hammer seiner Gattin gesetzt) des edlen deutschen Sängers sterbliche Reste, von einem leisen Gesang begleitet, versenkt wurden.' Da sah ich wohl in manches gefeierten Mannes Aug' die Thräne der reinsten Rührung brechen; wie gerne möchte ich sie nennen, die ich weinen sah, auf daß sie die Welt

' Die Sänger waren vier der ausgezeichnetsten des Wiener Männergesangvereins: Rettinger, Stein, Legat und Lorenz, und das Lied vom Verstande und Chormeister des Vereins, Gustav Barth, unter Benützung des Lenau'schen Gedichts: „Der Salzburger Kirchhof."

mit innigem Vertrauen und höherer Liebe umfasse, denn gleichwie dem versenkten Sarge nicht Lorbeer-, sondern frische Blumenkränze nachgeworfen wurden, so ist des wahren Dichtergemüths letztes und schönstes Streben nicht der Ruhm, sondern die Liebe der Nachwelt. Und Lenau ist viel geliebt worden, und war auch die Schaar derer, die sein Grab umstanden, eine kleine, und vermißten wir auch viele seiner würdigsten Freunde und ebenbürtigen Genossen: gewiß, sie werden bald hinwallen zu der Stätte, die er sich selbst erkoren, und am frischen Hügel unbemerkt und nur um so inniger die Zähren sanfter Trauer weinen.)

Als Redner trat zuerst Ludwig Foglar auf, der ein schönes, geist- und kraftvolles Gedicht vortrug, der jedoch durch dasselbe mehr bewegt haben würde, wenn es sich minder grollend und bitter in den düsteren Zeitbildern, denen Lenau's verschleierte Seele entrückt war, ergangen hätte. Der Redner hatte wohl den Moment nicht richtig erfaßt, den Moment der Versöhnung, der um jedes Edlen Ruhestätte schweben sollte. Tiefer bewegte Schurz, der hierauf das Wort nahm, und mit dem Ausdrucke erhabenen Schmerzes dem geliebten Schwager einen Nachruf weihte, der in allen Gemüthern den schönsten Wiederhall fand; fast kein Auge blieb trocken, als sich des Redners gesenktes Haupt erhob und unter den Umstehenden Lenau's „treue Schwester" suchte, sie, „welcher der Vorausgegangene dereinst ein Plätzchen an seiner Seite eingeräumt wissen wollte, und die nun von dem Fenster ihres kleinen Hauses alltäglich herüberblicken und die Blumen auf ihres unvergeßlichen Bruders Grab blühen sehen könne." Die Feier beschloß Laube mit wenigen, aber warmen und gehaltreichen Worten, von denen mir nur ein Bild im Gedächtnisse blieb, das Bild von dem nahe vorüberwallenden deutschen Strom, dessen Rauschen man oft nächtlicherweile hier vernehmen könne, und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entschlafenen Sängers heimathliche Fluren."

Foglars Gedicht kann hier nicht mitgetheilt werden, da er es selber nicht erscheinen ließ, wiewohl dieß anfänglich seine Absicht war. Es wäre beinahe für diesen guten Dichter selbst, einen Landsmann Lenau's, aus des Letzteren offenem Grabe Unglück erstanden, denn er hatte einiger schroffer

politiſcher Stellen halber in ſeinem Nachrufe Verantwortung zu beſtehen. Schon um der Beziehung zu Lenau's Grabe willen, das die Veranlaſſung gab, iſt es mir ein wahrer Troſt, daß der lange drohende Ausgang endlich doch noch — worum ich mich mündlich und ſchriftlich bewarb — ein milder, ganz unſchädlicher ward. Laube's ſchöne und wohlvorgetragene Worte hatten um ſo viel mehr Verdienſt, als ſie improviſirt waren. Eben darum konnten ſie mir aber ſpäter, als ich darum bat, nicht mehr mitgetheilt werden, was ich innig bedaure. Ich ſelbſt erinnere mich, außer oben angeführter Stelle nur mehr, daß Deutſchland, in deſſen Namen Laube ſprach, gleichwie vor ſechs Jahren durch die Schreckenskunde von Lenau's Unglück, ſo nun auch durch deſſen Tod ſchmerzlich erſchüttert werden, und ſeine lauten Klagen um ihn mit jenen von ganz Oeſterreich treu vereinigen würde. Auch rühmte er Lenau's ſeltenes Glück: Millionen Freunde und keinen einzigen Feind beſeſſen zu haben. Laube ſchloß mit dem Ausruf des ſterbenden Hamlet: „Der Reſt iſt Schweigen.“ Beſtand doch auch zwiſchen Hamlet und Lenau in Bezug auf Neigung zum Grübeln und Wahnſinnſpielen eine innige Verwandtſchaft!

Meine eigenen, im Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. Auguſt 1850, Z. 201 aufbewahrten Worte lauteten aber alſo:

„Auch ich will dir, du lieber todter Bruder, einige ſchlichte Worte in die Grube nachrufen.

Dreißig Jahre ſind es nun [illegible]s, daß wir uns das erſtemal die Hände drückten, und immer und [illegible] haben wir ſeither die ganze lange Zeit durch in Freud' und Leid [illegible] und treu an einander gehalten, bis zu deinem allerletzten Athemzuge, den du in meinen Armen verhauchteſt. In dieſem Augenblicke war der Himmel ganz rein, die mitternächtlichen Wolken deines ſchweren Geſchicks verſchwunden, und auch nicht ein einziges Wölkchen mehr, das den Aufflug deiner freien kühnen Seele nur im mindeſten hätte behindern mögen.

Frühzeitig ſtiegſt du im hellſten Glanze des dichteriſchen Ruhmes empor; dein Ruhm durchſtrahlt jetzt nicht nur Oeſterreich, nicht nur Deutſchland, auch das ganze gebildete Europa, ja ſelbſt die finſtern Urwälder der neuen Welt, die du durchwandelteſt, erleuchtet er.

Ich in meiner Dunkelheit folgte dir mit unverwandtem Auge überall

hin; dein Glück war auch mein Glück, deine Ehre — meine. Wir geben nun deinen Staub dem Staube zurück. Mögen sie auch, da du der letzte Zweig eines edlen Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: „Heute — Niembsch von Strehlenau und nimmermehr!" Ich rufe dagegen: „Heute — Nikolaus Lenau und immerdar!" Dein Ruhm wird dauern, dauernder dauern, als die vergänglichen Blumen, die wir auf dein Grab pflanzen und alljährlich erneuern wollen; überdauern das feste Erz und den harten Marmor. Darum darfst du ruhig schlafen, und mag dir die Erde leicht seyn!

Mein Weib, deine treue Schwester, von diesem ihrem Fenster wird sie die Blumen deines Hügels blühen sehen und deiner liebend gedenken, bis sie sich selbst, deinem eigenen Wunsche gemäß, an deine Seite bettet. Und vielleicht findet sich auch Raum für mich. Die wir uns auf Erden so gut mit einander vertrugen, wir werden wohl auch in der Erde nicht minder friedlich neben einander schlummern können, bis uns der Ruf der großen Posaune wecket. Amen."

Der Schlußgesang der vier Wiener Meistersänger enthielt Schillers vier schöne Verse:

„Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm der höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!"

Zu guter Letzt — es gibt keine bessere — kam andächtiges Gebet. Schon während des Zuges von der Kirche zum Friedhof beteten wie gewöhnlich die andächtigen Landleute laut, allein die Wiener Herrn setzten nicht erwiedernd fort, und so entstand eine stumme Lücke zum besonderen Leidwesen des vor mir schreitenden biedern Ortsrichters, der, sich halb gegen mich zurückwendend, mitleidig aufseufzte: „Die arme Seele verlangt ein Vaterunser!" Ich ließ sogleich die Träger halten und zu kurzer Ausruhe den Sarg niedersetzen, wornach auf meine Aufforderung sie und der fromme Richter und die ehrsamen Geschwornen ein andächtiges Vaterunser mit mir beteten. In der ehrwürdigen Kastanienallee, dicht vorm

Friedhofe, machten wir ein zweitesmal kurz Halt; ich bat steigernd um drei Vaterunser, und es ward von Seele willfahrt. Als ich meine Rede vom südlichen Schollenwall ins offene Grab hinab geendet, wollte der schier unglaublicherweise selbst davon zu Thränen gerührte Todtengräber gleichwohl der Sitte gemäß zu Gebet aufmahnen, beginnend: „Jetzt laßt uns fleißig beten drei andächtige Vaterunser sammt Ave Maria und Einem Glauben!“ Aber nebenstehende Landleute, welche bemerkten, daß so eben noch Laube sich zu sprechen anschickte, unterbrachen ihn rasch: „Stat, stat, so sey doch stat!“ über welche noch nie erlebte kühne Hemmung der arme Beerdiger so verblüfft ward, daß er nach dem Schlußgesange gar keine weitere Gebetaufforderung mehr wagte, daher ich mich statt seiner um fünf Vaterunser beim Landvolke bewarb, welches sie so herzlich gab, als sollten sie einem Vater oder Bruder gelten. Und so ward denn auch christlich gebührender Weise in Gottes mildem Abendroth ein Grablegungsfest beschlossen, dem ich von allen, die ich sah, keins entfernt an die Seite zu stellen wüßte. Keine Geschützdonner, keine Gewehrspießblitze, dafür aber leises Schluchzen und fast lauter blinkende Wimpern; keine kalte bloß neugierige Schau, alles voll innigsten Antheils. Gleichwie Städter und Förster, so verbauten sich auch Geist und Herz dabei, Alle fühlten: sie begruben einen der unglücklichsten Menschen, der edelsten Männer, der hellsten Denker, und der größten Dichter dieser und jeder Zeit!

O, wie hat sich der Schwermuthsvolle glücklicherweise getäuscht, als er vor Jahren, noch ein Jüngling, sang:

„Wird kein Auge feuchten sich,
Wird kein Busen bänger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich?
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! — fühl' ich bange.“

(„In der Krankheit.“)

Nur der warmen Liebe für Lenau in allen Herzen verdanken es jene meine schwachen Worte, daß sie Thränen über die Wangen rinnen machten. Diese Thränen werden mir in meiner Erinnerung nie vertrocknen, eben so wenig als mir der fast schreckhafte Ausruf meiner Therese jemals verklingt,

welchen ſie damals noch auf dem Krankenbette, noch dankbar anſtarrend, geſchaut: „Aber, Anton, wenn du nicht geredet hätteſt!“

Als die Sonne unter und Lenau im Grabe war, erhob ſich ein furchtbarer Sturm, der, wie ein Verzweifelnder, Klagen durch die Nacht heulte. Es war ein Sturm aus den von Lenau ſo ſehr geliebten und geprieſenen Alpen.

Wie mir Barth erzählte, war er mit ſeinen vier Sängern, in Geſellſchaft des Dichters Frankl, nach dem nahen Kloſterneuburg gegangen, wo ihr Wagen ihrer harrte. Der mondliche Abend war anfangs ſo ſchön, daß ſie ſeiner noch länger in der Freie des Gaſthausgartens genießen wollten. Ihr beſtändiges Geſpräch war der eben begrabene Lenau, vor allem aber erhob ſich die Frage: wie doch nur ein ſo gewaltiger Geiſt hatte wahnſinnig werden können? Der geiſtreiche Frankl übernahm deren Löſung ungefähr ſo, wie er ſie ſpäter im Wanderer vom 19. April 1851, Z. 184 (ſ. auch deſſen Buch S. 115) glücklich gab. Als er ſchließt: „Die Sorge legt ſich mit einem Vampyrrüſſel an das ängſtlich klopfende Herz, das ſchon einmal an einer Entzündung gelitten. Ein an Wuth gränzender Zornanfall legt die kalte Todeshand vererſt nur ſchonend an ihn. Erſchreckende Briefe fliegen ihm zu. Die heftigſte Aufwallung eines zornmüthigen Blutes bringt einen Nervenſchlag. Entſetzen und Verzweiflung ergreifen die Kreatur und — der Sturm bricht los!“ — ſiehe da! urplötzlich, juſt bei dieſem wirklich ausgeſprochenen Worte kam mit furchtbarem Gebrüll der Alpenſturm daher, löſchte die Lichter ſämmtlich aus und warf die Gläſer und Hüte von den Tiſchen. „Ein Augenblick war das — ſagte mir Barth — wahrlich unheimlich ſchauerlich!“

Ueber die Grabwahl Lenau's enthält der „Lloyd“ von Dienſtag, Morgens, den 27. Auguſt 1850, Z. 253, Nachſtehendes:

„Das freundliche Weidling iſt dazu erſehen worden, den müden Staub eines Herzens in ſich aufzunehmen, dem es einſt in zwei Welten zu enge geworden war. Lenau liegt dort! Sind das nicht ſeltſame Gegenſätze der menſchlichen Seele? Vor Jahren bereits, als auf das Haupt des Dichters noch nicht die Nacht jener furchtbaren Krankheit geſunken war, die ſich jetzt nun gelichtet hat, um ihn uns für immer zu entziehen, ſoll

er den Wunsch geäußert haben, auf dem Kirchhof des Dorfes Weidling nächst Klosterneuburg zu ruhen. Hätte man nicht glauben sollen, nur das große Weltmeer mit seinen unergründlichen Tiefen wäre würdig gewesen, den verfallenen Leib des Dichters zu empfangen, in dessen Haupte der Scheiterhaufen Savonarolas geflammt, die Albigenser mit ihren Märtyrerwunden geblutet, und Faust die himmelstürmenden Zweifel der Metaphysik gegrübelt — nur der Ocean könnte die Gruft eines solchen Leibes seyn?

Es liegt eine tiefe Bedeutung für Lenau's ganzes Wesen in dem scheinbar so unbewußt ausgesprochenen Wunsche, daß gerade dieses friedsame Dorf Weidling mit seinen Weinbergen und stillen Menschen seine letzte Wohnung sey. Lenau wollte in jene Dämmerung tiefster Einsamkeit zurückkehren, aus der einst sein Bestes, das unvergängliche Denkmal tiefmenschlichen Fühlens und Empfindens, seine Lieder, gekeimt waren.

„Savonarola," „Faust" und „die Albigenser" waren dem Sturm der Zeiten, der Philosophie und dem Studium abgerungen worden, es waren Kinder des Kampfes, den Glaube und Unglaube, die Scepsis und die Ueberzeugung, mit ungleichen Waffen in ihm durchfochten; sie gehörten endlich nicht so zum innersten Kern und Daseyn des Dichters, als die so einfachen, aber die tiefsten Räthsel eines Menschenherzens wiederklingenden Lieder. Diese Lieder waren der Dichter selbst, nie bestand ein innigerer Zusammenhang zwischen dem Geschriebenen und Gefühlten, nie war sich ein Mensch so Offenbarung und Deutung geworden, als Nikolaus Lenau in diesen Liedern. In ihnen hatte er sich verkündet und ausgesprochen; nicht der Dichter des „Savonarola," des „Faust," der „Albigenser" und des „Don Juan" sprach den Wunsch aus, einst auf dem Kirchhofe zu Weidling von seinen Weltfahrten auszuruhen; das Herz, das jene Worte gedichtet hatte:

„Weinend muß mein Blick sich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!" (Schilflieder.)

dieses gläubige, liebende Herz wollte im Frieden jenes Dorfkirchhofs zu Staube werden.

Nikolaus Lenau hat trefflich gewählt. Kaum läßt ſich ein traulicheres, friedlicheres Plätzchen für ein Grab denken. Nach vorn Weinberge, die in den Fluten der Donau ſich beſpiegeln, im Hintergrunde ein ſtilles Thal, ringsherum flüſternde Bäume und die Schweigſamkeit ungeſtörter Naturruhe! Des Dichters, der einſt das Höchſte verkündet, den die heißen Gedankenſchlachten geblendet und kampfunfähig gemacht haben, Nikolaus Lenau's Staub iſt dort vermengt mit dem Staube ſo vieler Dahingeſchiedenen, die ein beſchränktes mühſames Daſeyn durchgerungen, die zum Spaten und zur Egge geboren, Spaten und Egge ſinken ließen, um ſie nie wieder zu ergreifen; Lenau ruht mitten unter den Bewohnern des Dorfes Weidling!

Liegt nicht auch in dieſem Umſtande eine tiefe Deutung des Wunſches, den der unglückliche Dichter vor Jahren gethan, als er noch ſtolze, ſchaffende Träume in ſich trug?"

Aus den vielen tiefempfundenen und wohlgelungenen Gedichten, die an Lenau's Grab erſchollen, iſt beſonders das ſeines ihm durch Geiſt und Herz nahe verbundenen edlen Freundes Friedrich Halm zu nennen, welches unter der Aufſchrift „Beim Tode Lenau's" vom Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. Auguſt 1850, S. 301, gebracht worden war.

Lenau's vier Schweſtern: Thereſe, meine Frau, und Magdalena Karch, bürgerliche Bäckerswittwe; dann Wilhelmine v. Greiſinger, k. k. Generalmajors-, und Marie Tilg, Rechnungsofficials-Gattin; erſtere beide Voll- und letztere beide Halbſchweſtern von der Mutter her (daher in Ermanglung eines Teſtaments jene geſetzlich je drei, und dieſe je ein Achtel des hinterbliebenen brüderlichen Vermögens von 20,000 fl. Conventionsmünze erhalten hatten), betrachteten es als heilige Pflicht, ihres berühmten Bruders Andenken auch durch Errichtung eines wenn auch nicht prachtvollen, ſo doch immerhin ſchönen und gefälligen Denkmales an ſeinem Grabe zu ehren. Daſſelbe beſteht aus einer abgeſtumpften Spitzſäule von feingeſchliffenem grauen Granit aus der Gegend bei Mauthhauſen an der Donau in Oberöſterreich, woſelbſt der Dichter dem Steinbruche oft und oft vorübergefahren war, ohne zu denken, daß ein Block deſſelben

dereinſt zu ſeinen Häupten ewige Wache halten würde. Die zulaufende Säule iſt über ſieben Fuß hoch. An der Geſichtshöhe des Beſchauers iſt in eine eingeſchliffene kreisrunde Vertiefung das eherne Kopf-Rundbild Lenau's, von einer ſich in den Schweif beißenden Schlange umringt, eingeſenkt. Oberhalb des Bildes blinkt ein goldſtrahlender ſiebenſpitziger Stern, und unterhalb der eingemeißelte Name LENAU ohne alle weitere Beifügung. Der Stein wurde in der Steinmetzerei der Wittwe Waſſerburger zu Wien bearbeitet, das Medaillon vom Bildhauer Hirſchhäuter angefertigt, und das eiſerne, nettliche, dunkelgrün angeſtrichene Gitter zur Einfaſſung des kleinen Grabplatzes durch die fürſtlich Salm'ſche Eiſengießerei zu Blanske in Mähren geliefert. Die Steine konnten nicht mehr im Spätherbſt 1850 vor Einfrieren der Donau nach Wien heruntergeſchifft werden, was daher erſt im Frühjahr geſchah, und ſo verzog ſich die Vollendung des Monuments bis in den Sommer 1851. Der Steinmetzerei-Werkführer machte mich inzwiſchen bei Zeiten aufmerkſam, daß das Grab etwas zu dicht am Hammer'ſchen Monumente gegraben werden war, und daß darum der Denkſtein darauf ſich minder gut und bequem ausnehmen, und überdieß nicht einmal in die Mitte des eingeräumten Grabplatzes, ſondern rechts in den Winkel zu ſtehen kommen würde, was für Auge und Sinn beleidigend erſcheinen müßte. Den angedeuteten Ausweg: das Grab an der Seite zu belaſſen, den Stein jedoch in die Mitte zu ſetzen, verſchmähte ich; der Stein ſollte genau zunächſt am Haupte der wahre Lage des verehrten Todten bezeichnen. Ich bewarb mich daher bei der Bezirkshauptmannſchaft in Kloſterneuburg um die Ermächtigung, den Sarg aus dem bisherigen Grabe wieder herausnehmen und knapp daneben in ein friſches Grab inmitten des Begräbnißraumes ſogleich wieder einſenken laſſen zu dürfen. Es wurde geſtattet, und Samſtag den 15. Hornung 1851, an einem wunderſchönen Tag, geſchah es, wobei nebſt mir der Bezirksarzt, ferner ein Gemeinderath von Weidling, der Gemeindewächter, der Todtengräber, einige junge Burſche als Mithelfer, und zuletzt ein hinzugekommener Kloſterneuburger Soldat zugegen waren. Um 10 Uhr Vormittags verſammelten wir uns, und die völlige Eröffnung des alten Grabes, wozu bereits früher vorgearbeitet worden war, dann die Herausheb̃ung des Sarges und deſſen Einſenkung in die ſchon früher

vollständig hergerichtete neue Grube ging binnen einer Stunde ganz gut vor sich. Die eichene Truhe war noch ganz frisch und gesund. Nur wenige Augenblicke beiand sie sich am hellen, reinen Tageslichte, während die Anwesenden ein Vaterunser beteten, dann überließen wir den müden Wanderer abermals seiner dunklen, stillen Ruhe.

Der bei Lenau's Uebererdigung anwesende Bezirksarzt — ein vorderösterreichischer Schwabe — erzählte mir, daß er Lenau sein Leben verdanken zu müssen glaube. Im Jahre 1831 nämlich, als die indische Brechruhr in Oesterreich anfangs furchtbar wüthete, bekam er viel mit ihr zu schaffen. Er selbst hatte damals große Angst davor, und besorgte bei dieser Scheu ihr unausbleiblich über kurz oder lang plötzlich zum Opfer fallen zu müssen. Da gerieth ihm einmal zufällig ein Tagesblatt mit einem Gedichte von Lenau in die Hände, er weiß nicht mehr welches, aber daß es von Lenau war, darauf lebt und stirbt er. Er fühlte sich durch dasselbe völlig ermannt und erfrischt und mit freudiger Todesverachtung gestählt, und verrichtete nun seinen gefährlichen Dienst ganz ruhig voll munterer Zuversicht, und kam durchaus unangefochten und glücklich durch.

So wird ein Dichter oft durch ein paar verflogene Worte Beruhiger und Ermuthiger in Noth und Tod.

Am 4. Juli 1851 ward mir eine Besuchkarte ins Amt gebracht, worauf rückwärts von Frauenhand mit Bleistift geschrieben stand:

„Das Ritterfräulein aus Jütland erlaubt sich die Anfrage: wo auf dem Friedhofe zu Währingen das Grab Lenau's zu finden ist? Ich war auf den Friedhöfen von Währingen, aber nirgends konnte der Todtengräber Auskunft geben."

Auf der Vorderseite stand aber gestochen:

Emma Prinzessin Schönaich-Carolath.
geb. v. Oppen Schulden.

Also das theilnahmvolle Ritterfräulein aus Jütland (siehe deren Brief am 6. Nov. 1844) war Prinzessin in Preußen geworden! Glück auf! Diese schöne freudige Verdeutschung war meines Erachtens nur ein

gerechter Lohn für den innigen Schmerz, den ihr des verehrten deutschen Dichters Unglück eingeflößt. Ich eilte sogleich Nachmittags in den Gasthof, wo die hohe Frau abgestiegen war, traf sie aber leider nicht, und als ich am nächsten Morgen, und zwar schon vor 8 Uhr, abermals erschien, erfuhr ich mit Betrübniß ihre bereits vor zwei Stunden erfolgte Abreise. So kam ich um das große Vergnügen, eine so warme und treue Verehrerin des Dichters persönlich kennen zu lernen, die Blumen auf Lenau's Grabe jedoch wahrscheinlich um einige süße Tropfen, labender noch als Himmelthau.

Ende Juni 1851 war endlich der Grabstein und das eiserne Umfassungsgitter aufgestellt, und nach dem Wunsche einiger Freunde Lenau's sollte eine kleine Einweihungsfeier stattfinden. Dieselbe sollte durch einen Gesang der nämlichen vier Wiener Meistersänger, die schon bei der Bestattung gesungen, unter Barths Leitung, eröffnet und geschlossen, die Zwischenzeit aber durch eine Rede und ein Gedicht ausgefüllt werden. Letzteres wollte ich brüderlich darbringen, um jene aber ersuchte ich den berühmten Freiherrn v. Hammer-Purgstall als gewesenen Freund Lenau's und zugleich künftigen Grabesnachbarn desselben. Es sollte gleichsam ein häusliches Todtenfest werden, indem zu dem vorausgeeilten todten Freunde zwei noch lebende sprächen, die da verhatten, sich dereinst — will's Gott! — dicht neben ihn hinzubetten. Hr. v. Hammer sagte gütig für den 22. Juli zu. Leider aber erhielt ich am Vortage, den 21. Mittags, folgenden Brief von ihm:

Hochgeehrtester Herr Hofbuchhalter!

Hr. Dr. Seligmann, der mich auf meinem Bette mit Eisumschlägen gesehen, wird Ihnen sagen, wie sehr ich bedaure, durch geschwollene Fußadern verhindert zu seyn, der feierlichen Einweihung des Denkmales beizuwohnen, und selbst ein paar gemüthliche Worte zu sprechen. Ich könnte der Errichtung des Denkmales auf das Grab eines Freundes im Leben und eines Nachbarn im Grabe in keiner feierlicheren und tiefer gerührten Stimmung beiwohnen, als an dem morgigen Tage, dem Geburtstage meiner seligen Gattin, an dem ich jährlich ihr Grab, das, so Gott will! auch das meine sein wird, trauernd besuche.

Nur die Abwesenheit von Wien konnte mein Nichterscheinen bei dem Begräbnisse des Freundes und Nachbarn entschuldigen, und ich wäre froh gewesen, jene Abwesenheit durch die morgige Anwesenheit gutmachen zu können.

Blumenkränze, Reden, Gedichte und Gesänge, womit die Errichtung des Denkmals morgen gefeiert werden wird, sind nur ein schwaches Sinnbild des unverwelklichen Dichterruhmes, der als Monatrose durch alle Jahreszeiten des großen Weltenjahres blüht und überall, wo deutsche Zunge spricht, von den Karpathen bis an die Felsen Labradors wiederhallt.

Eine Gedächtnißrede an dem Grabe zu halten, wie die Zeitungen irrig berichteten, würde mir schon die Inschrift, womit ich diesen Brief siegle, und welche sich der zweite Chalife Omer gewählt hatte, verwehrt haben:

„Als Redner genügt der Tod."

Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung, Geehrtester Herr Hofbuchhalter, Ihr ergebener Diener Hammer-Purgstall.

Es war beim Empfange dieses Briefes schon zu spät, um die in allen Zeitungen bereits für den 22. angekündigte Feier noch absagen und bis zur Genesung des edlen und berühmten Freiherrn verschieben zu können. Dieselbe fand also richtig Dienstag den 22. Juli 1851, Abends um 6 Uhr statt. Es war ein zwar schöner, aber äußerst schwüler Tag mit höchst träger, unschwingsamer Luft, und dazu auch noch das Gedränge um das Grab herum sehr groß. Die vier trefflichen Sänger vermochten nur mit Anstrengung zu singen. Hierauf erwähnte ich mit einigen Worten der leidigen Verhinderung Hammers, dessen Anblick allein schon eine große Zier der Festlichkeit gewesen seyn würde, las den obigen Brief desselben vor und begann sodann mein eigenes Gedicht auswendig vorzutragen.

Als ich den Vortrag meines Gedichtes beendigt, legten Lenau's Schwestern und Nichten reiche Kränze nieder auf sein Grab, so daß dieses, wie im vorigen Jahre sein Sarg, vor Blumen kaum zu sehen war, worauf schöner, wehmüthiger Gesang die anspruchlose Feier schloß. Da drängte sich ein Fräulein, das, wie ich mich später überzeugte, sehr artige Klinggedichte zu schreiben versteht, und gleichwie viele Andere eine warme

Verehrerin Lenau's ist, aus dem dichten Kreise hervor und bat mich nur um ein einziges Blatt aus den Kränzen auf des gefeierten Dichters Grab, als Andenken an diesen Tag. Ich bückte mich und pflückte von einem aus Rosen und Lorbeeren gewundenen Kranze keine schnellvergängliche Rose, sondern ein dauerhaftes Blatt des Ruhmes, aber siehe, das spröde Blatt bekam dabei am Stiele einen kleinen Bruch, und dieß so verletzte Blatt, als ich es in der Hand hielt, zweifelhaft, ob ich nicht ein anderes dafür pflücken sollte, gemahnte mich plötzlich durch Gestalt und Bruch an ein Herz, an sein gebrochenes Herz, und ich bot es rasch der Erwartenden dar:

„Nimm hin sein Herz, durch Leid zerrissen kühn,
Im letzten Blatt!“ —

Und einmal im Spenden, lud ich die Versammlung alsbald ein, sich in die Kränze zu theilen, was denn auch allerseits in schöner Beeiferung geschah. Es war, als ob der geliebte Dichter aus dem Grabe heraus ihnen Allen statt Gedichte, deren er keine mehr besaß, Blumen reichte.

Geschichtlich ist zu bemerken, daß ein unglücklicher Ausdruck bei Besprechung dieser Feierlichkeit in einem Wiener Blatte sowohl dem wirklichen als wie dem anfangs vermeinten Referenten gefährlich zu werden drohte. Jener aber, ein noch sehr junger Mann, soll sich der Gefahr entzogen haben, und dieser, ein sehr geachteter und in diesen Blättern oft genannter Dichter, wußte sie glücklich allmälig zu beschwichtigen.

Hiemit ist das Leben Lenau's geschlossen. Es ließe sich dieses recht leicht anschaulich sinnbildlich darstellen und in nur vier Worte zusammenkränzen, nach seinem eigenen Vorgange; denn er bediente sich gern eines kleinen Insiegels, welches ein von sturmgepeitschten Meereswogen umhergeschleudertes Schiff zeigte, mit der Ueberschrift: „Telle est ma vie!“ („So ist mein Leben!“)

Lenau's innigste Freundin, welcher er sich am tiefsten aufschloß, weil auch sie ihn am besten von Allen verstand, wie er selbst sang:

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprechen und beschreiben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, süß und wund,
Die liedgeworden, ihm entklungen,
Hat keine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen."

(„Zueignung")

Diese genaueste Kennerin Lenau's hat ich — im tröstlichen Glauben: „Ende gut, Alles gut!" — zum würdigsten Schlusse der Schilderung seines Lebens um einen kurzen Ueberblick seines dichterischen Ganges. Sie willfahrte gütig in Nachstehendem:

„Kein frömmelndes Kreuz," sagt ein Artikel der ostdeutschen Post, der die Einweihung von Lenau's Denkmal schildert, „nur der Name Lenau prangt am Monument."

Der Name Lenau! Hätte nicht gerade zu diesem Namen ein Kreuz gepaßt? Der Mann, der diesen Namen trug, hat das Kreuz getragen und hat das Kreuz geliebt. Als Kind hat er gläubig das Glöcklein geschwungen, das die Erscheinung des Herrn ankündigt, und die Wolken des Rauchfasses trugen seine Seele zu den Füßen des Herrn. Was aber das Kind geliebt hat, das bleibt Eins mit der ganzen süßen Kinderzeit, und daran muß der Mensch sein Lebenlang zurückdenken mit wehmüthiger Neigung. Daher, wenn auch dem Jüngling im Gefühle seiner wachsenden Kraft, im Uebermuth des ersten Wissens, der Glaube entbehrlich schien; wenn der gereifte Mann durch die Feindseligkeit seines Schicksals zum Kampfe gereizt, „mit den höchsten Mächten begann zu hadern und zu rechten," konnte doch ein geringfügiger Anlaß genügen, die bewegliche Dichterseele aus der Wüste des Zweifels in das Paradies des Glaubens zurückzuführen, das sie durch alle Irrfahrten hindurch unbewußt wie ihre Kinderzeit.

Sagt doch Faust selbst in der Stunde der Versuchung: „Den Herrn nicht lieben wäre schwer," und — tief verschieden von allen andern seines Namens — strebt er durch Genuß und Schuld hindurch nach der Wahrheit. Auf dem Boden des Bechers, im Herzen des Weibes, ja in der klaffenden Todeswunde des Feindes sucht er Anfang und Ende alles Seyns, sucht er den Herrn.

Als kaum Faust sein letztes Wort gesprochen, trat der geringfügige

Umſtand ein, der Lenau zum Kinderglauben heimzukehren bewog für einige Zeit. Ein ſtümperhaftes Gedicht, das, an ihn gerichtet, tiefen Kummer über den Grund ſeiner unſeligen Verſtimmung und den Wunſch, ihn zu heilen, ausſprach, fiel ihm in die Hände. Dieſem Lied," ſchrieb er nachmals, „verdank' ich meinen Savonarola."

Die Geſchichte des reformatoriſchen Märtyrers war ein würdiger Rahmen für des Dichters neuerwachte Liebe zu einem perſönlichen Gott, und in die Weihnachtspredigt legte er ſein Glaubensbekenntniß:

„Es lebt zu ſeinem Heiligthume
Das ſturmverſchlagne Herz — und glaubt;
Es richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt."

Das war vielleicht die glücklichſte Zeit des Dichters. Es war ſeine Weihnachtszeit. „Der Zauber, das Schöne, Unerſetzliche, Alleinbeſeligende der Perſönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität iſt mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke, und die demüthige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, iſt Religion."

Selten wurde ſeine heitere Ruhe durch Mahnungen der Vergangenheit geſtört. Die ſchlimmen Tage in Heidelberg, Tage, die keinen Vertrauten hatten, ſtanden als ein Schreckbild, das ſeine geſpenſtiſchen Arme noch zuweilen verlangend nach ihm ausſtreckte, vor ihm. Er ſchrieb: „Dieſe zerſtörende Heftigkeit meiner Seele iſt ein manchmaliger Rückfall in böſe alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufſchrei meiner heidniſchen Zeit. Zuweilen naht ſich meinem friedlichen Hauſe ein wildes Thier aus jener Wüſte, in welcher ich mich einſt herumgetrieben, und ſchreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott."

Doch die Ruhe in Gott iſt keinem Sterblichen dauernd gegönnt; von außen und innen häufte ſich Stoff zum Unmuth. Bald mußte Lenau den Herrn, der mit ihm als göttlicher Freund durch die Auren gewandelt, an deſſen Bruſt er, ein beglückter Jüngling, gelegen, als Retter anrufen: „Ich habe in früherer Zeit an der Unſterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Noth, mich an dieſen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung

hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll."

Diese ferne Vergeltung konnte die Bitterkeit des Augenblicks nicht mildern, und der Dichter trug sein Geschick immer ungeduldiger.

„Ich habe wieder eine Anwandlung jenes starren, in sich hineinbrütenden Trotzes, der mich meinem Geschick gegenüber manchmal zu steif und hart auf meine eigenen Beine stellt. Mein Unglück ist entschieden und folgerecht, das habe ich längst gemerkt. Meine verlorenen Summen werden mit jeder Stunde größer und mein Geschick schlimmer. Wenn nicht in gleichem Maße meine sittliche Kraft wächst, so ist mein Untergang gewiß."

Und so begann der Kampf aufs neue. „Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!" das war die Losung zu den Albigenserschlachten. Seinen Haß gegen die Tyrannei in jeglicher Form Luft zu machen, in Bildern und Worten, deren wilde Kühnheit in dem Stoffe selbst ihre Rechtfertigung fände, wählte er jene blutigen Kämpfe zum Gegenstand seiner Lieder. In einzelnen Gesängen, fast ohne leitenden Faden, ließ er sein gepreßtes Herz überströmen, und die Albigenser sind eher eine Reihe lyrischer Gedichte als ein Epos, mehr ein Ausdruck seiner Empfindungen als seiner Gesinnung zu nennen.

Aber auch auf den Wogen empörter Leidenschaft wandelt der milde Christus Savonarola's und reicht dem Dichter im schwanken Nachen die Hand.

Den Traum im „Nachtgesang" hat Lenau wirklich geträumt, und die süße Stimme, die ihm „Guten Abend, Freund, und gute Reise!" sagte, war ihm die Stimme eines Himmlischen.

„Weltbefreien kann die Liebe nur"

sagt die süße Stimme, und die Albigenser haben vielleicht nur gekämpft, um das zu beweisen.

Im Don Juan ruht der müde Dichter aus von philosophischer und kirchlicher Polemik. Er wirft sich wieder der Natur in die Arme, wovon die „Waldlieder" das lieblichste Zeugniß geben. Wie Merlin hört er im Walde „Stimmen, die den Andern schweigen;" hört „unter der Vögel

Brustgefieder trämmen ihre künft'gen Lieder," und „im Reich der feinsten Moose tönt das ewige Gedicht." Wenn er auch im ersten Waldliede gleichsam Abschied nimmt von dem höchsten Bild der Erde, „um heimzukehren in seine Schatten," so sagt er ja eben damit, daß er dieses höchste Bild schon mitgenommen in seine Schatten, und tief versunken in die Zauber der Schöpfung „lauscht die Seele, daß Gott sich ihr vermähle."

„Wie könnte ich von göttlichen Dingen reden, wenn ich keine Götter glaubte?" könnte Lenau wie Sokrates seine Richter fragen.

Wenn gläubiges Festhalten an dem Schöpfer, erbarmende Liebe zu den Geschöpfen, wenn begeistertes Streben nach dem Wahren und muthiges Ringen mit dem Falschen, wenn lieben, leiden und entsagen — Kennzeichen eines Nachfolgers Jesu sind — so setzt auf Lenau's Denkmal ein Kreuz.

Bayerische Staatsbibliothek